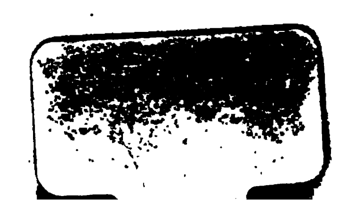
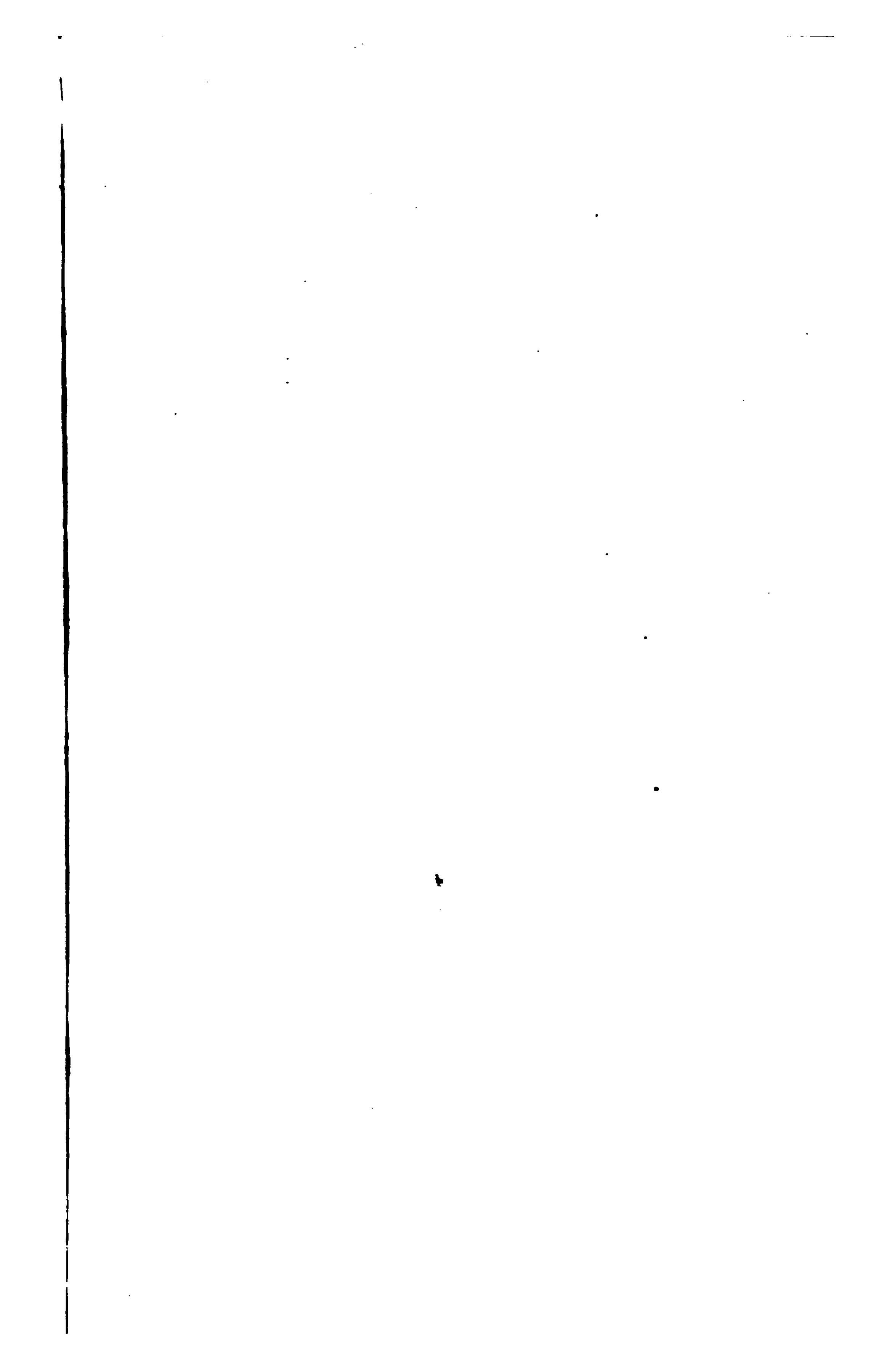
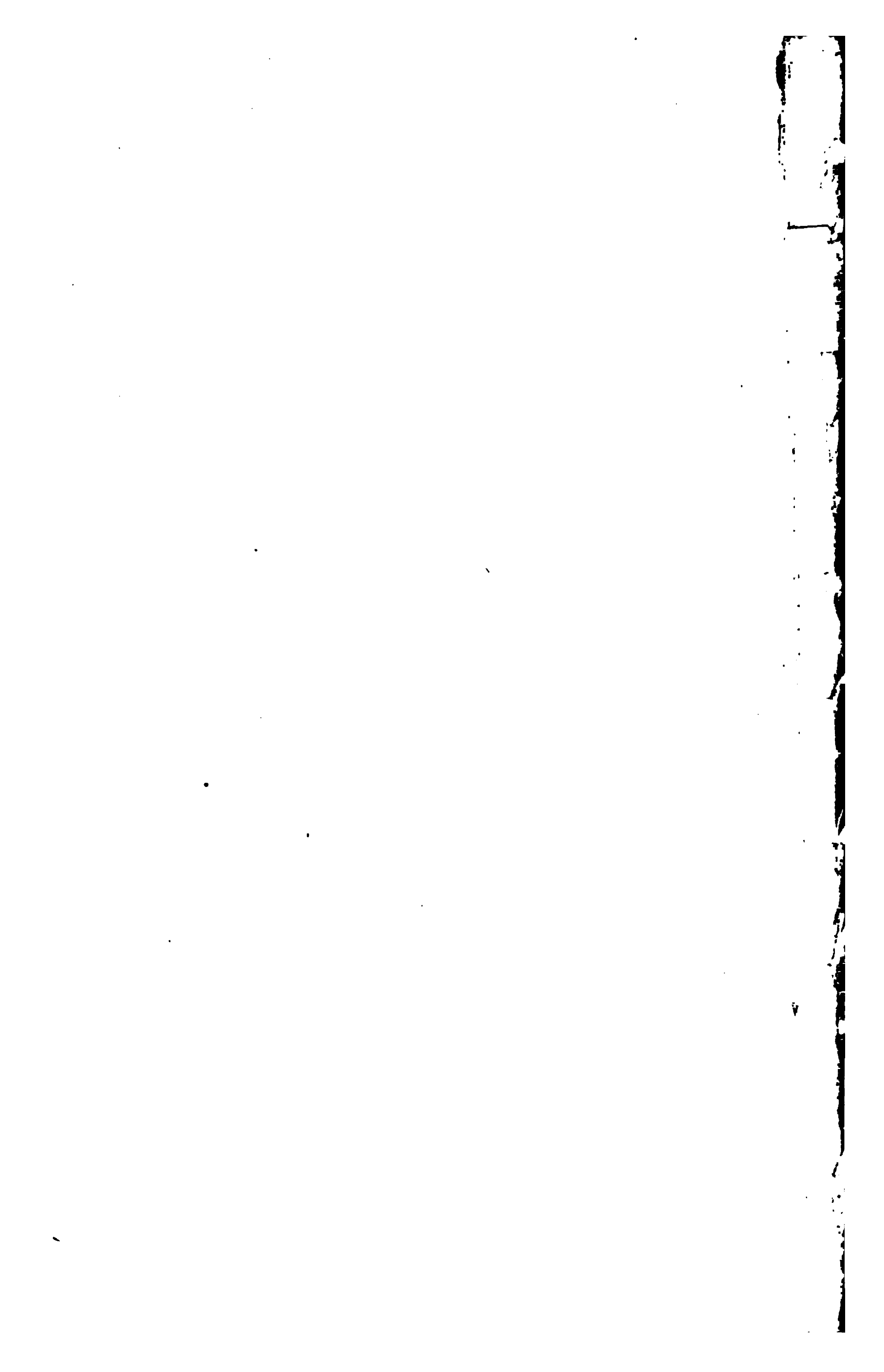

SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS







Geschichte

der

Mauren in Spanien

bis zur Eroberung Andalusiens

durch die Almoraviden

(711—1110).

Von

R. Dozy,

Professor der Geschichte an der Universität Leyden, correspondirendem Mitglied der Akademie der Geschichte in Madrid, auswärtigem Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, Comthur des Ordens Karl's III. von Spanien u. s. w.

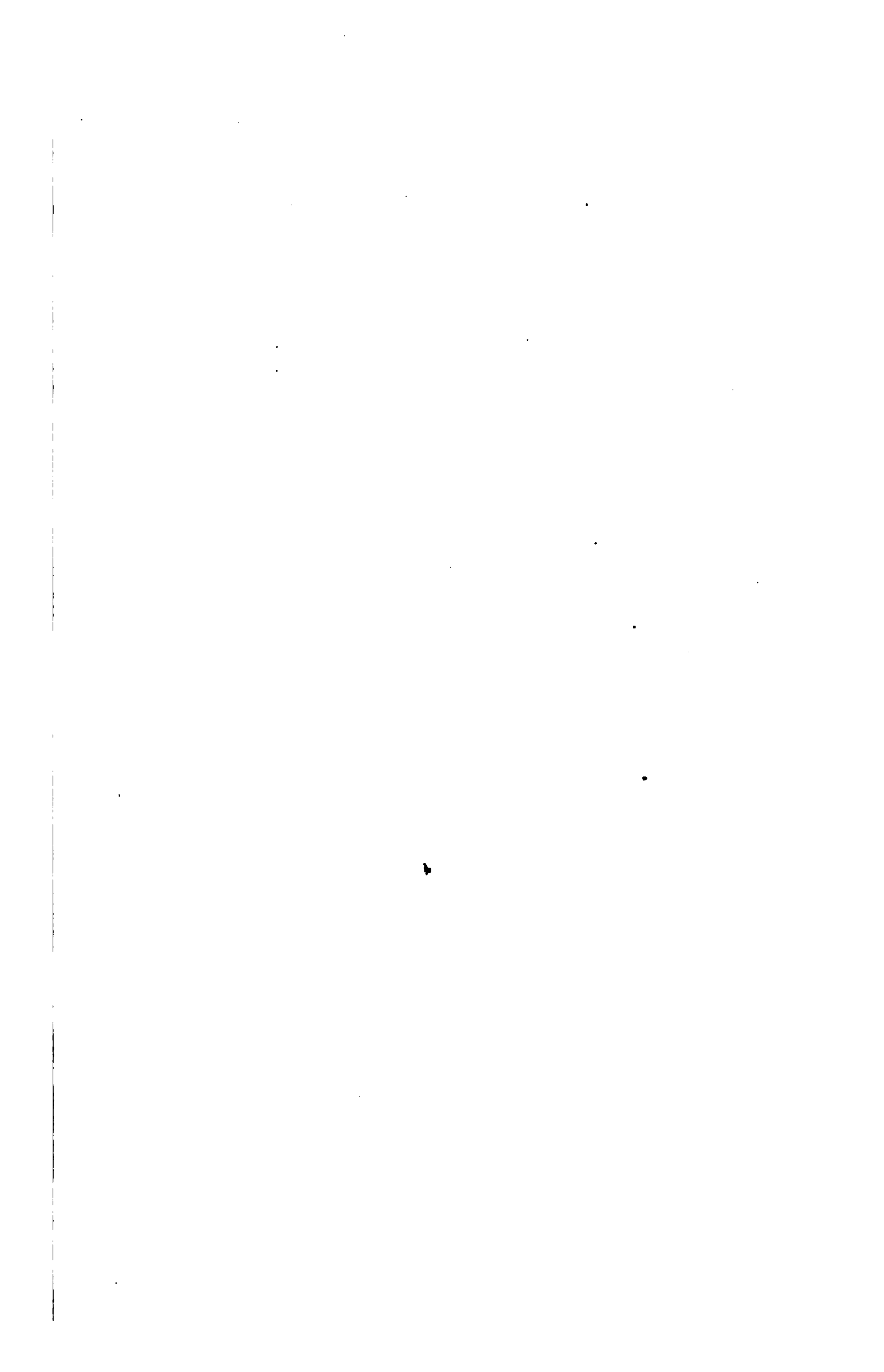
Deutsche Ausgabe
mit Originalbeiträgen des Verfassers.

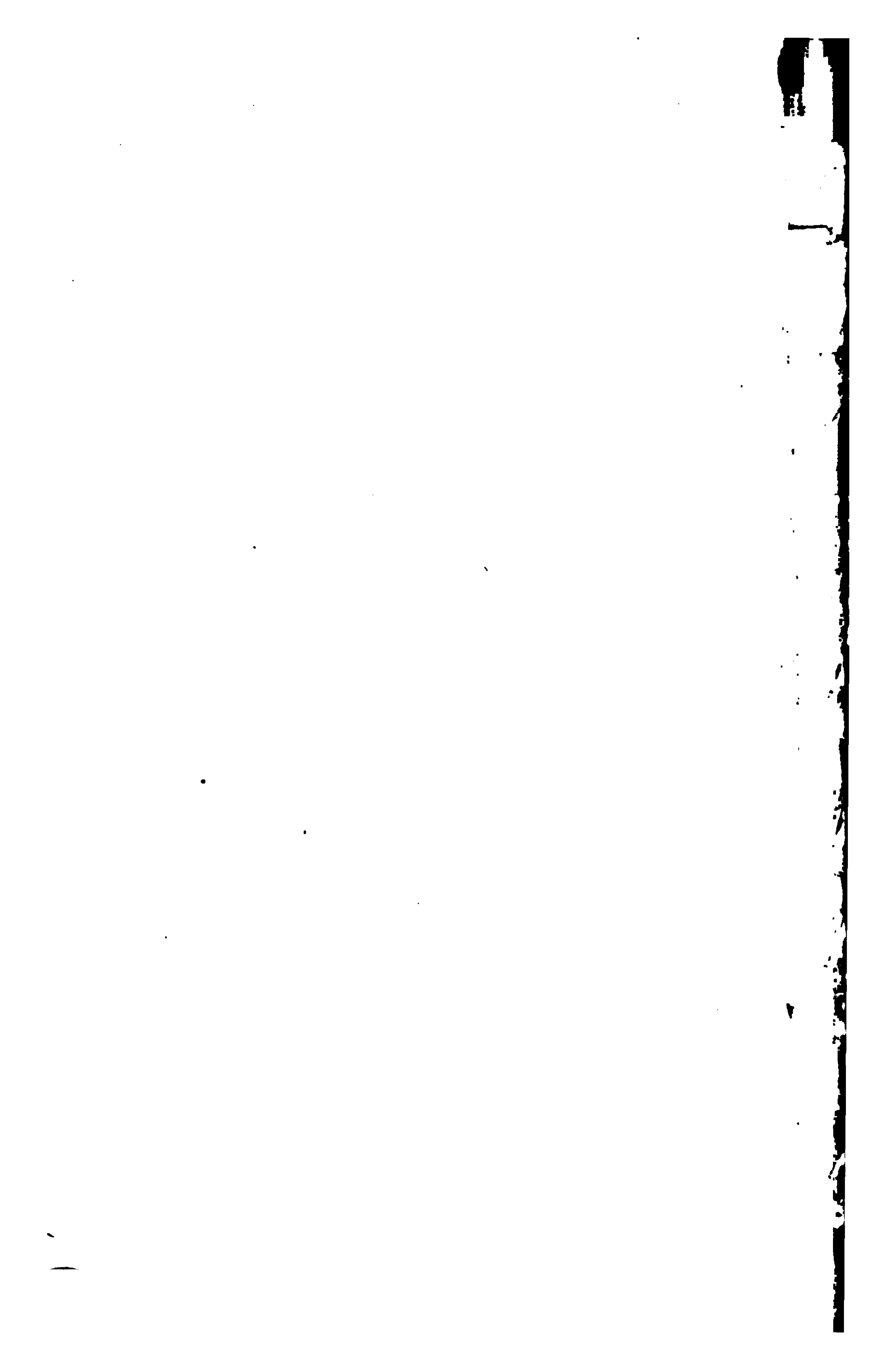
Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1874.









Geschichte

der

Mauren in Spanien

bis zur Eroberung Andalusiens

durch die Almoraviden

(711—1110).

Von

R. Dozy,

Professor der Geschichte an der Universität Leyden, correspondirendem Mitglied der Akademie der Geschichte in Madrid, auswärtigem Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, Comthur des Ordens Karl's III. von Spanien u. s. w.

Deutsche Ausgabe
mit Originalbeiträgen des Verfassers.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1874.

Vorwort der französischen Original-Ausgabe.

Die Geschichte Spaniens und insbesondere die der Mauren ist zwanzig Jahre hindurch mein Lieblingsstudium und meine Hauptbeschäftigung gewesen, und, ehe ich an das vorliegende Werk ging, habe ich einen Theil meines Lebens darauf verwandt, die in den Bibliotheken Europa's zerstreuten Materialien zu sammeln, zu sichten, zu vergleichen und größtentheils auch zu veröffentlichen. Dennoch lasse ich diese Geschichte nicht ohne große Schüchternheit ans Licht treten. Der Gegenstand ist neu, denn, wie ich anderwärts [1] zu zeigen versucht, sind die Bücher, welche ihn bisher behandelt haben, gänzlich unbrauchbar; es liegt ihnen die Arbeit Conde's zu Grunde, welcher wenig Material zu seiner Verfügung hatte und aus Mangel an sprachlichen Kenntnissen nicht einmal im Stande war, dies wenige zu bewältigen;

---

[1]) In der ersten Auflage meiner Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne pendant le moyen âge.

zudem gebrach es ihm an historischem Sinn. Es kam also nicht darauf an, da und dort eine Thatsache, die von meinen Vorgängern verkehrt dargestellt worden, zu berichtigen oder einzelne neue Umstände beizubringen, sondern darauf, die Geschichtschreibung ganz von vorn anzufangen und die spanischen Moslim's zum ersten Male in der Geschichte zur Geltung zu bringen. Wenn nun diese Neuheit einerseits dem Gegenstande Anziehungskraft verleiht, so war sie doch auch andererseits die Ursache von mancherlei Schwierigkeiten.

Ich glaube, fast alle auf maurische Geschichte bezüglichen europäischen Handschriften zur Hand gehabt zu haben, und habe meinen Gegenstand in all seinen Phasen erforscht; doch habe ich mich wohl gehütet, alle Facta, die zu meiner Kenntniß gekommen, hier wiederzugeben, denn es lag nicht in meiner Absicht, ein trocken und steif wissenschaftliches Werk für einen engeren Leserkreis zu schreiben, ich strebte vielmehr, so viel als möglich der Aufgabe lebendiger und geschmackvoller geschichtlicher Darstellung Genüge zu leisten. Indem ich demzufolge einzelne Facta ausführlich berichtete, andere nur als Bei- und Nebenwerk verwerthete, war ich oft gezwungen, das Ergebniß mehrwöchentlichen Studiums in einige Zeilen zusammenzudrängen und sogar Dinge, die von einem gewissen Gesichtspunkte aus nicht ohne Interesse gewesen wären, mit Stillschweigen zu übergehen, weil sie in den Rahmen meiner Arbeit sich nicht einfügten. Dagegen habe ich mich bemüht, alles Dasjenige, was die behandelten Epochen am besten zu charakterisiren schien, im genauesten Detail darzustellen, und ich

habe nicht angestanden, die Dramen des öffentlichen Lebens bisweilen mit Blicken in das innere Getriebe zu untermischen; denn ich bin der Ansicht, daß flüchtige Streiflichter, kleine aber wichtige Nebenumstände, treue wenn auch nur skizzirte Bilder der herrschenden Sitte nicht vernachlässigt werden dürfen, wenn die politische Geschichte nicht kraft- und saftlos werden soll. Die Methode jener Schule, der es weniger darum zu thun ist, die Persönlichkeiten darzustellen als die von ihnen repräsentirten Ideen, und die überall nur ein allgemeines Bild entwirft, wäre, glaube ich, dem von mir gewählten Gegenstande nicht angemessen.

Obgleich ich nichts gespart habe, dieser Geschichte den Grad der Zuverlässigkeit und Sicherheit zu geben, den ich zu erreichen mir vorgenommen hatte, habe ich es doch für rathsam erachtet, die Gelehrsamkeit zu Gunsten der Lebendigkeit und Klarheit der Erzählung in den Hintergrund zu stellen und nicht unnöthiger Weise die Anmerkungen, Excerpte und Citate zu häufen. In einer Arbeit dieser Art sind allein die Resultate berechtigt, nicht der wissenschaftliche Apparat, der zu ihrer Ermittelung nöthig war. Doch habe ich die Quellen, aus denen ich geschöpft, stets sorgfältig angegeben.

Einige Stücke dieses Werkes sind früher entstanden als manche inhaltsverwandte Schriften der letzteren Jahre. So waren die ersten Capitel des ersten Buches schon niedergeschrieben, ehe mein gelehrter trefflicher Freund, Herr Renan, in der Revue des deux mondes seinen schönen Aufsatz über

Mohammed und den Ursprung des Islam veröffentlichte, so daß, wenn wir bisweilen zu gleichen Ergebnissen gelangt sind, dies ohne Abhängigkeit des einen vom andern geschehen ist.

Noch bleibt mir eine angenehme Pflicht zu erfüllen übrig, nämlich die, meinen Feunden, besonders den Herren Mohl, Wright, Defrémery, Tornberg, Calderon, Simonet, de Slane und Dugat, sowohl für freundlich gelieferte Handschriften als bereitwillig vermittelte Auszüge und Collationen öffentlich zu danken.

Leyden, im Februar 1861.

Vorwort der Uebersetzung.

Der berühmte Leydener Orientalist, Professor Dozy, dessen Histoire des Musulmans d'Espagne auch in Deutschland die ihr gebührende Anerkennung gefunden, hegte seit längerer Zeit den Wunsch, eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes erscheinen zu sehen, zumal da er einzelne Nachträge zu der Original-Ausgabe in Bereitschaft hatte. Mit seiner Einwilligung hat eine in nächster Beziehung zu mir stehende liebe Hand die vorliegende Uebersetzung verfaßt, welche von mir hiermit der Oeffentlichkeit übergeben wird.

Die Zusätze des Verfassers sind dem Text und den Anmerkungen einverleibt. Die Schreibung der arabischen Eigennamen mußte der deutschen Aussprache gemäß zum Theil verändert werden; vollständig durchgeführte Gleichmäßigkeit war hierin nicht möglich, da wir auf die für die meisten Leser unverständlichen und werthlosen Hilfszeichen der sonst üblichen Transscriptionsweise verzichten zu sollen glaubten. Im Uebrigen ist nichts

an dem Original geändert, und wenn die Uebersetzung sich oft fast zu peinlich demselben anschließt, so wird man diesen Mangel hoffentlich durch den Werth der Treue aufgewogen finden.

Die vier Bände des Originals sind in der Uebersetzung zu zweien zusammengeschmolzen. Sämmtliche Anhänge folgen am Schlusse des letzten Bandes.

Möchte denn diesem Meisterwerke, welchem bisher kein anderes den ersten Rang streitig gemacht hat, auch in der neuen Gestalt die wohlwollende Aufnahme nicht fehlen, die dem Original sowohl wegen der Gründlichkeit der Quellenforschung als wegen der Kunst der Composition und Darstellung allgemein zu Theil geworden.

Leipzig, den 13. Oct. 1873.

Dr. **Wolf Wilh. Graf von Baudissin.**

Erstes Buch.

Die Bürgerkriege.

Erstes Buch.

Die Bürgerkriege.

I.

Während Europa seit Jahrhunderten fortschreitend sich entwickelt, ist der hervortretende Charakterzug der unzähligen Völkerschaften, die mit ihren Zelten und Heerden die weiten und trockenen Wüsten Arabiens durchstreifen, die Unveränderlichkeit. Was sie heute sind, das waren sie gestern, das werden sie morgen sein; nichts ändert sich bei ihnen, nichts rundet sich ab. Die Beduinen unserer Tage haben sich noch in völliger Reinheit den Geist bewahrt, welcher in ihren Vorfahren zur Zeit Mohammed's lebte; und die besten Commentare zur Geschichte und Poesie der heidnischen Araber sind die Nachrichten, welche moderne Reisende uns über die Sitten, die Gewohnheiten und die Denkungsart der Beduinen geben, unter denen sie sich aufgehalten haben. Dennoch fehlt diesem Volke weder die nöthige Intelligenz noch die Energie, um seine Lage zu verbessern und zu erweitern, wenn es nur wollte.

Wenn es nicht weiter kommt, wenn es der Idee des Fortschritts fremd bleibt, so ist der Grund darin zu suchen, daß es in seiner Gleichgiltigkeit gegen den Wohlstand und die materiellen Genüsse, die uns die Civilisation verschafft, sein Schicksal nicht gegen ein anderes austauschen will. In seinem Stolz betrachtet der Beduine sich als den Typus der vollkommensten Schöpfung, verachtet die anderen Völker, weil sie ihm nicht gleichen, und dünkt sich selber unendlich viel glücklicher als der civilisirte Mensch. Jede Lage hat ihr Unbequemes und ihre Vortheile, aber der Stolz der Beduinen erklärt und begreift sich

von selbst. Nicht von philosophischen Principien, sondern gewissermaßen durch Instinct geleitet, haben sie von Anfang an die edle Devise der französischen Revolution bewahrheitet: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft.

Der Beduine ist der freieste Mann auf der Erde. „Ich erkenne keinen andern Herrn an als den des Weltalls," sagt er. Die Freiheit, deren er genießt, ist so groß, so unbegrenzt, daß damit verglichen, unsere extremsten freiheitlichen Doctrinen nur wie Vorschriften des Despotismus erscheinen. In unserem gesellschaftlichen Zustande ist eine Regierung ein nothwendiges, unvermeidliches Uebel, ein Uebel, welches das Wohlsein bedingt: die Beduinen können sie entbehren. Es ist wahr, daß jeder Stamm seinen selbstgewählten Häuptling hat, allein dieser Häuptling übt nur einen gewissen Grad von Einfluß aus; man achtet ihn, man gehorcht seinen Rathschlägen, besonders wenn er die Gabe der Rede besitzt, aber er hat keineswegs das Recht, Befehle zu geben. Anstatt eine Besoldung zu erhalten, ist er verbunden, ja sogar durch die öffentliche Meinung gezwungen, zum Unterhalt der Armen beizutragen, unter seine Freunde die Geschenke zu vertheilen, die er selbst erhält und den Fremden eine glänzendere Gastfreundschaft zu erweisen, als ein anderes Mitglied des Stammes es vermöchte. Bei jeder Gelegenheit ist er verpflichtet die Rathsversammlung des Stammes, welche aus den Oberhäuptern der verschiedenen Familien zusammengesetzt ist, zu befragen. Ohne die Zustimmung dieser Versammlung kann er weder Krieg erklären noch Frieden schließen noch das Lager abbrechen.[1] Wenn ein Stamm einem seiner Mitglieder den Titel eines Häuptlings zuerkennt, so ist es häufig ohne weitere Bedeutung; er gibt ihm damit das öffentliche Zeugniß seiner Achtung und erkennt ihn feierlich an als den fähigsten, muthigsten und großherzigsten Mann, als Den, der sich für die Interessen der Gemeinde am bereitwilligsten opfert. „Wir bewilligen diese Würde niemandem," sagte ein alter Araber, „der uns nicht zuvor Alles, was er besitzt, gegeben hat; der uns nicht erlaubt hat, Alles, was ihm theuer ist, Alles, was er am liebsten geehrt sehen möchte, unter die Füße zu treten; und der uns nicht Dienste eines Sklaven geleistet hat."[2] Aber die Autorität dieses Häuptlings ist oft so gering, daß man sie kaum wahrnimmt. Als Jemand Arâba, einen Zeitgenossen Mohammed's, fragte, auf welche

[1]) **Burckhardt**, Notes on the Bedouins S. 66, 67; **Burton**, Pilgrimage to El Medinah and Meccah Bd. II S. 71.

[2]) **Mobarrad** S. 112.

Art er der Häuptling seines Stammes geworden, leugnete Arâba anfangs, daß er es überhaupt sei. Da der Andere in ihn drang, antwortete Arâba endlich: „Wenn meine Stammgenossen Unglück hatten, so gab ich ihnen Geld; wenn einer von ihnen einen dummen Streich verübt hatte, so bezahlte ich die Geldbuße für ihn, und ich befestigte meine Autorität, indem ich mich auf die nachgiebigsten Männer des Stammes stützte. Derjenige meiner Gefährten, welcher nicht dasselbe zu thun vermag, ist weniger angesehen als ich; wer es vermag, ist meines Gleichen, und wer mich übertrifft, wird mehr geachtet als ich.[1] Und in der That, es war in jener Zeit ebenso wie heute, daß man den Anführer seiner Stelle entsetzte, wenn er seinen Rang nicht zu behaupten wußte und wenn es im Stamme einen Mann gab, der mehr Großmuth und Tapferkeit besaß als er.[2]

Wiewohl die Gleichheit auch in der Wüste nicht vollkommen ist, ist sie dort doch größer als anderswo. Die Beduinen lassen weder in ihren geselligen Beziehungen Ungleichheit zu, denn alle leben auf die selbe Art, tragen die gleiche Kleidung und haben die nämlichen Nahrungsmittel, noch gestatten sie eine Aristokratie des Vermögens, denn Reichthum verleiht in ihren Augen keinen Anspruch auf öffentliche Achtung.[3] Das Geld verachten und, wenn das Erbtheil in Wohlthaten aufgebraucht ist, aus der Hand in den Mund leben von dem Raube, welchen eigene Tapferkeit erworben, dies ist das Ideal eines arabischen Edlen.[4] Diese Verachtung des Reichthums ist ohne Zweifel ein Beweis von Seelengröße und wirklicher Philosophie; indessen darf man nicht vergessen, daß für die Beduinen der Reichthum nicht den selben Werth haben kann, wie für andere Völker, weil er bei ihnen sehr unsicher ist und mit großer Schnelligkeit verloren geht. „Der Reichthum kommt am Morgen und geht am Abend" hat ein arabischer Dichter gesagt, und in der Wüste ist dies wörtlich wahr. Dem Ackerbau fremd und keinen Zoll Erdreich besitzend, hat der Beduine keinen andern Reichthum als seine Kameele und Pferde; und auch dies ist ein Vermögen, auf das er keinen Augenblick zählen kann. Wenn ein feindlicher Stamm den seinigen angreift und ihm Alles raubt, was er besitzt, wie das sich täglich ereignet, so sieht Der, welcher gestern

---

[1]) Mobarrad a. a. O. Vgl. Ibn-Nobâta bei Rasmussen, Addit. ad hist. Arabum S. 18 des Textes.

[2]) Burckhardt S. 68; Caussin Bd. II S. 634.

[3]) Burckhardt S. 41.

[4]) Caussin Bd. II S. 555, 611.

noch reich war, sich auf einmal der Bedrängniß anheim gegeben.[1] Am folgenden Tage nimmt er Rache und wird wieder reich.

Indessen vollkommene Gleichheit kann nur im Naturzustande sein, und der Naturzustand ist ein abstractes Ding. Bis zu einem gewissen Grade sind die Beduinen unter einander gleich; aber erstlich erstrecken sich ihre Gleichheitsprincipien keineswegs über das ganze menschliche Geschlecht; sie halten sich bei weitem für erhaben, nicht nur über ihre Sklaven und Handwerker, welche durch Feldarbeit ihr Brod gewinnen, sondern auch über alle Menschen von anderer Race; sie behaupten, aus anderem Lehm geknetet zu sein als alle anderen menschlichen Geschöpfe. Ferner bringt natürliche Ungleichheit geselligen Unterschied mit sich; und wenn Reichthum dem Beduinen nicht Ansehen und Bedeutung verleiht, so verleihen dies Großmuth, Gastfreundschaft, Tapferkeit, poetische Anlage und Redegabe um so mehr. „Man kann die Menschen in zwei Classen eintheilen," sagt Châtim, „den niederen Seelen macht es Freude, Geld anzusammeln; die erhabenen Seelen streben nach Ruhm, welchen Großmuth erwirbt."[2] Die Edlen der Wüste, „die Könige der Araber" wie der Khalif Omar sagte,[3] sind die Redner und Dichter, sind alle Diejenigen, welche die Tugenden der Beduinen üben; die Nichtadeligen sind die beschränkten oder bösen Menschen, welche sie nicht üben. Außerdem haben die Beduinen niemals weder Privilegien noch Titel gekannt, wenn man nicht als solchen den Beinamen: „der Vollkommene", betrachten will, welcher früher Dem gegeben wurde, der neben dem Dichtertalent noch Tapferkeit, Freigebigkeit, Kenntniß der Schrift, Geschicklichkeit im Schwimmen und Bogenspannen besaß.[4]

Der Adel der Geburt, welcher, wenn er richtig verstanden wird, große Pflichten auferlegt und die Generationen miteinander verkettet, besteht auch bei den Beduinen. Das Volk, welches von hoher Verehrung für das Andenken seiner großen Männer erfüllt ist, denen es eine Art Cultus weiht, bringt deren Abkömmlingen Ehrfurcht und Zuneigung entgegen, wenn sie, obwohl nicht mit den selben Gaben wie ihre Vorfahren vom Himmel beschenkt, doch im Herzen Achtung und Liebe für die hohen Thaten, Talente und Tugenden der Vorfahren bewahren. Vor der Zeit des Islam betrachtete man Den als hochadelig, welcher selbst das Oberhaupt seines Stammes war und dessen Vater,

[1]) Burckhardt S. 40.
[2]) Caussin Bd. II. S. 627.
[3]) Tabari Bd. II. S. 254.
[4]) Caussin Bd. II S. 424.

Großvater und Urgroßvater nach einander dieselbe Würde bekleidet hatten.[1] Nichts war natürlicher. Da man den Titel eines Häuptlings nur dem ausgezeichnetsten Manne gab, war man wohlberechtigt, anzunehmen, daß die Beduinen-Tugenden in einer Familie, die durch vier Generationen an der Spitze des Stammes gestanden hatte, erblich wären.

Alle Beduinen eines Stammes sind Brüder. Dies ist der Name, welchen sie sich unter einander geben, wenn sie von gleichem Alter sind. Wenn ein Greis zu einem jungen Manne spricht, so nennt er ihn: Sohn meines Bruders. Wenn einer seiner „Brüder" zum Bettler geworden ist und zu ihm kommt, ihn um Hilfe anzuflehen, so schlachtet der Beduine, wenn es nöthig ist, seinen letzten Hammel, um ihn zu sättigen; wenn sein „Bruder" von einem Manne eines andern Stammes eine Beschimpfung erlitten hat, so betrachtet er diese Beschimpfung als eine persönliche Beleidigung und hat nicht eher Ruhe, bis er Rache dafür genommen. Nichts kann uns eine vollständige und lebendige Vorstellung geben von dieser Açabîa, wie der Araber es nennt; von dieser innigen, unbegrenzten und unerschütterlichen Anhänglichkeit, welche der Araber für seine Stammgenossen empfindet, von dieser absoluten Ergebenheit an Vortheile, Wohlsein und Ruhm der Gemeinde, die seine Geburt sah und die seinen Tod sehen wird. Dies Gefühl gleicht nicht unserer Vaterlandsliebe, einem Gefühl, welches dem feurigen Beduinen über die Maßen lau erscheinen würde; es ist eine heftige und furchtbare Leidenschaft; es ist zugleich die erste, die heiligste der Pflichten; es ist die eigentliche Religion der Wüste. Für seinen Stamm ist der Araber stets bereit zu jedem Opfer; für ihn setzt er in jedem Augenblick sein Leben aufs Spiel in jenen verwegenen Unternehmungen, bei denen Glaube und Enthusiasmus wahre Wunder wirken. Für ihn kämpft er, bis sein Körper unter die Füße getreten, die menschliche Form verloren. „Liebet euren Stamm," sagt ein Dichter, „denn ihr hängt mit ihm zusammen durch Bande, welche stärker sind als die, welche zwischen Mann und Weib bestehen."[2]

Dies ist der Begriff, welchen der Beduine von Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft hat. Diese Güter genügen ihm; er wünscht sich keine anderen; er malt sich keine anderen aus; er ist zufrieden mit seinem Schicksal.[3] Europa ist niemals zufrieden mit dem seinigen

---

[1]) Ibn Khaldûn, Prolegomena (XVI) S. 250; Raichân fol. 146 r.
[2]) Mobarrad S. 233.
[3]) Siehe Burckhardt S. 141.

oder wenigstens nur auf Einen Tag. Sind nicht im Grunde unsere fieberhafte Geschäftigkeit, unser Durst nach politischer und socialer Verbesserung, unser unaufhörliches Streben nach einem vollkommenen Zustande lauter Symptome und stillschweigende Geständnisse der Langweile und des Unbehagens, welche bei uns die Gesellschaft zernagen und aufzehren? Die Idee des Fortschritts, die bis zum Ueberdruß von unseren Kanzeln und Rednerbühnen herab gefeiert wird — sie ist der Haupt- und Grundgedanke der modernen Gesellschaft; aber würde man unaufhörlich von Veränderungen und Verbesserungen reden, wenn man sich in einem normalen Zustande befände, wenn man glücklich wäre? Während wir immer das Glück suchen, ohne es zu finden, während wir heute zerstören, was wir gestern aufgebaut haben, während wir von Täuschung zu Täuschung, von Irrthum zu Irrthum eilen, kommen wir endlich dahin, an dieser Erde zu verzweifeln; wir überreden uns in Augenblicken der Schwäche und Niedergeschlagenheit, daß der Einzelne eine andere Bestimmung habe als die bürgerliche Gesellschaft; und so streben wir nach unbekannten Gütern in einer unsichtbaren Welt. Vollkommen ruhig und stark, kennt der Beduine diese schwankende und krankhafte Sehnsucht nach einer besseren Zukunft nicht; sein fröhliches, mittheilendes und sorgliches Gemüth, das so heiter ist wie der Himmel über ihm, kann unsere Sorgen, unsere Schmerzen, unsere trüben Hoffnungen durchaus nicht begreifen. Wir hingegen mit unserem unbegrenzten Ehrgeiz im Denken, im Wünschen, im Umherschweifen der Phantasie, würden dieses Leben der Wüste mit seiner Einsamkeit und Einförmigkeit unerträglich finden und würden bald unsere gewohnte Ueberreiztheit, unser Elend, unsere Leiden, unsere unruhige Geselligkeit und unsere gährende Civilisation allen Vortheilen vorziehen, welche die Beduinen in ihrer unwandelbaren Heiterkeit besitzen.

Das kommt daher, weil zwischen ihnen und uns eine unendlich große Verschiedenheit besteht. Wir sind zu reich an Einbildungskraft, um an völliger Ruhe des Geistes Geschmack zu finden; und eben dieser Einbildungskraft verdanken wir unsern Fortschritt: sie ist es, die uns eine gewisse Ueberlegenheit gegeben hat. Da, wo sie fehlt, ist der Fortschritt eine Unmöglichkeit: will man das bürgerliche Leben vervollkommnen und die gegenseitigen Beziehungen der Menschen weiter bilden, so muß uns das Bild einer vollkommneren Gesellschaft vorschweben als die gegenwärtige ist. Nun haben die Araber, trotz eines bei uns eingebürgerten Vorurtheils, sehr wenig Einbildungskraft. Sie haben rascheres, kochenderes Blut wie wir, sie haben wildere Leidenschaften, aber

zu gleicher Zeit sind sie das am wenigsten erfindungsreiche Volk unter allen Völkern der Erde. Wenn man sich davon überzeugen will, braucht man nur ihre Religion und ihre Literatur kennen zu lernen. Ehe sie den Islam annahmen, hatten sie ihre Götter, welche Himmelskörper vorstellten; jedoch besaßen sie niemals eine Mythologie wie die Inder, Griechen und Skandinavier. Ihre Götter hatten keine Vergangenheit, keine Geschichte und niemandem ist es je eingefallen, eine solche auszuarbeiten. Von der Religion, welche Mohammed predigte, jenem einfachen Monotheismus, mit welchem einige dem Judenthum und dem alten Heidenthum entlehnte Einrichtungen und Gebräuche verbunden wurden, läßt sich nicht leugnen, daß sie unter allen positiven Religionen die einfachste ist und am meisten aller Mysterien baar; Diejenigen, welche das Uebernatürliche so viel als möglich ausschließen und vom Gottesdienste alle äußerlichen Zeichen und die plastischen Künste fern halten wollen, würden sie die vernünftigste und geläutertste nennen. In der Literatur finden wir bei ihnen die selbe Erfindungslosigkeit, die selbe Vorliebe für das Reale und Positive. Andere Völker haben Heldengedichte hervorgebracht, in denen das Uebernatürliche eine große Rolle spielt. Die arabische Literatur hat gar keine Heldengedichte; sie besitzt nicht einmal erzählende Gedichte; durchweg lyrisch und beschreibend, hat diese Poesie niemals etwas Anderes behandelt als die poetische Seite der Wirklichkeit. Die arabischen Dichter beschreiben, was sie sehen und empfinden; aber sie erfinden nichts, und sollten sie sich's einfallen lassen, es einmal zu thun, so würden ihre Landsleute sie ganz einfach als Lügner behandeln, anstatt es ihnen Dank zu wissen. Der Aufschwung zum Unendlichen, zum Idealen ist ihnen unbekannt, und Das, was schon seit den entlegensten Zeiten in ihren Augen am meisten galt, ist Genauigkeit und Eleganz des Ausdruckes und die technische Seite der Dichtkunst.[1] In ihrer Literatur ist die Erfindung so selten, daß wir, wenn uns ein phantastisches Gedicht oder eine phantastische Erzählung auffällt, von vornherein, ohne Besorgniß uns zu irren, behaupten können, daß ein solches Product nicht arabischen Ursprungs, vielmehr eine Uebersetzung sei. So zum Beispiel sind alle Feengeschichten in „Tausend und eine Nacht," diese anmuthigen Erzeugnisse einer frischen und lachenden Einbildungskraft, welche unsere Jugendzeit beglückten, persischen oder indischen Ursprungs. Die einzigen wirklich arabischen Erzählungen in dieser großen Sammlung sind die Sittengemälde, die dem wirklichen Leben

[1]) Siehe Caussin Bd. II S. 314 f., 345, 509 f., 513.

entnommenen Anekdoten. Auch als die Araber sich in ihren weiten, mit der Schärfe des Säbels eroberten Provinzen niedergelassen hatten und nun anfangen konnten, sich mit wissenschaftlichen Dingen zu beschäftigen, haben sie den selben Mangel an schöpferischer Kraft offenbart. Sie haben die Werke der Alten übersetzt und erklärt; sie haben gewisse Specialitäten durch fleißige, genaue und ins Einzelne gehende Bemerkungen bereichert; jedoch erfunden haben sie nichts, man verdankt ihnen keine einzige große und fruchttragende Idee.

Also besteht zwischen den Arabern und uns eine fundamentale Verschiedenheit. Vielleicht haben sie mehr Erhabenheit des Charakters, mehr wahre Seelengröße und lebhafteres Gefühl für menschliche Würde; aber sie tragen nicht den Keim der Entwickelung und des Fortschritts in sich, und bei ihrem leidenschaftlichen Bedürfniß für persönliche Unabhängigkeit, bei ihrem vollkommenen Mangel an politischem Geiste, scheinen sie unfähig, sich den Gesetzen der Gesellschaft zu unterwerfen. Demungeachtet haben sie es versucht: durch einen Propheten ihren Wüsteneien entrissen und durch ihn zur Eroberung der Welt getrieben, haben sie den Erdkreis mit dem Ruf ihrer Großthaten erfüllt; durch den Raub von zwanzig Provinzen bereichert, haben sie die Genüsse des Luxus kennen gelernt; in Folge der nahen Berührung mit den Völkern, welche sie besiegten, haben sie die Wissenschaften gepflegt und wurden soweit civilisirt als es ihnen möglich war. Indeß selbst nach Mohammed verfloß eine ziemlich lange Periode, bevor sie ihren Nationalcharakter verloren. Als sie in Spanien ankamen, waren sie noch die wahren Wüstensöhne, und es lag in der Natur der Dinge, daß sie zu Anfang auch an den Ufern des Tajo und Guadalquivir an nichts Anderes dachten als an die Fortsetzung der in Arabien, Syrien und Afrika begonnenen Kämpfe zwischen Stamm und Stamm, zwischen Völkerschaft und Völkerschaft. Diese Kriege sind es, mit denen wir uns gleich zu Anfang beschäftigen werden. Um sie richtig zu verstehen, müssen wir bis auf Mohammed zurückgehen.

II.

Arabien bestand zur Zeit Mohammed's aus einer großen Anzahl von Stämmen, deren einige säßhaft, die meisten beständig nomadisirend lebten, dazu ohne Gemeinsamkeit der Interessen, ohne gemeinsamen Mittelpunkt, und gewöhnlich in Fehde miteinander.

Wenn die Tapferkeit genügte, um ein Volk unüberwindlich zu machen, so wären die Araber es gewesen. Nirgends war der kriegerische Geist mehr allgemein. Ohne Krieg keine Beute, und es ist doch die Beute, von der die Beduinen hauptsächlich leben.[1] Dazu war es ja für sie ein berauschendes Vergnügen, die braune und biegsame Lanze oder die glitzernde Klinge zu schwingen, ihren Gegnern die Schädel zu spalten oder die Hälse abzuschneiden, den feindlichen Stamm zu zermalmen „wie der Stein das Korn zermalmt", Opfer zu schlachten, „aber nicht solche, deren Darbringung dem Himmel wohlgefällt".[2] Muth in der Schlacht erwarb am ersten das Recht auf das Lob der Dichter und auf die Liebe der Frauen; denn auf die letzteren war von dem kriegerischen Geiste ihrer Brüder und Gatten Etwas übergegangen. Indem sie sich dem Nachtrabe anschlossen, pflegten sie die Verwundeten und ermuthigten die Krieger durch Declamiren von Versen, die von wilder Kraft durchdrungen waren. „Muth", so sagten sie „Muth, ihr Vertheidiger der Frauen. Schlagt drein mit der Schärfe eurer Schwerter... Wir sind die Töchter des Morgensterns, unsere Füße ruhen auf weichen Pfühlen, unser Hals

[1]) Siehe Burckhardt S. 41.

[2]) Moallaka des Amr ibn-Colthûm.

ist mit Perlen geschmückt, unsere Haare duften von Moschus. Die Muthigen, welche dem Feinde Stand halten, nehmen wir in unsere Arme; den Feigen entfliehen wir, wir verlassen sie und entziehen ihnen unsere Liebe!" [1]

Jedoch hätte ein unaufmerksamer Beobachter sehr leicht die außerordentlich große Schwäche dieses Landes wahrnehmen können, eine Schwäche, welche aus dem vollkommenen Mangel an Einigkeit unter den verschiedenen Stämmen und ihrer fortwährenden Rivalität entsprang. Unfehlbar würde Arabien von einem fremden Eroberer unterjocht worden sein, wenn es nicht zu arm gewesen wäre, als daß es sich der Mühe des Eroberns gelohnt hätte. „Was findet man bei euch?" sagte der König von Persien zu einem arabischen Prinzen, welcher ihn um Soldaten bat und ihm dagegen den Besitz einer großen Provinz anbot — „was findet man bei euch? Schafe und Kameele. Für so wenig will ich eine persische Armee nicht in euren Wüsten aufs Spiel setzen."

Endlich wurde Arabien dennoch erobert, aber durch einen Araber, durch einen außergewöhnlichen Menschen, durch Mohammed.

Vielleicht war der Gesandte Gottes, wie er sich nannte, seinen Zeitgenossen nicht so sehr überlegen, aber gewiß ist, daß er ihnen nicht glich. Von zarter, leicht erregbarer, höchst nervöser Constitution, die er von seiner Mutter geerbt hatte; mit übertriebener und krankhafter Empfindsamkeit begabt; ein Freund endloser Spaziergänge und langer Abendschwärmereien in den verborgensten Thälern; weinend und schluchzend wie ein Weib, wenn er leidend war; epileptischen Anfällen unterworfen, ohne Muth auf dem Schlachtfelde — stand er mit seinem Charakter in auffallendem Contrast zu den Arabern, diesen kräftigen, energischen und kriegerischen Männern, welche nichts von Träumereien verstanden und es für eine schimpfliche Schwäche hielten, wenn ein Mann weinte, selbst wenn er einen Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe verloren. Außerdem hatte Mohammed mehr Phantasie als seine Landsleute und eine von Frömmigkeit durchdrungene Seele. Ehe jene Träume weltlichen Ehrgeizes die ursprüngliche Reinheit seines Herzens trübten, war die Religion sein Alles; sie war es, die all seine Gedanken, all seine Geistestriebe durchdrang. Dadurch vorzüglich unterschied er sich von der Masse des Volkes.

Mit den Völkern steht es wie mit den Individuen: die einen sind wesentlich religiös, die anderen sind es nicht. Bei gewissen Per-

[1] Caussin Bd. II S. 281, 391; Bd. III S. 99. Vgl. Abû Isma'il al-Baçri, Futûch as-Schâm S. 77, 198, 200.

sonen bildet die Religion den Grundzug ihres Seins in solchem Grade, daß sie, wenn ihre Vernunft sich gegen die Glaubenslehren, in denen sie aufgewachsen sind, auflehnt, sich selbst ein philosophisches System schaffen, welches bei weitem unverständlicher und mysteriöser ist als jene Glaubenslehren selbst. So leben auch ganze Völker für und durch die Religion; sie ist ihr einziger Trost und ihre einzige Hoffnung. Der Araber aber ist seiner Natur nach nicht religiös und unter diesem Gesichtspunkte besteht zwischen ihm und anderen Völkern, welche den Islam angenommen haben, ein großer Abstand. Dies darf uns nicht in Verwunderung setzen. Fassen wir die Sache bei der Wurzel, so findet die Religion mehr Handhabe an der Einbildungskraft wie am Verstande, und wir haben schon bemerkt, daß beim Araber die Phantasie nicht vorherrscht. Betrachten wir nur die Beduinen der Jetztzeit. Obgleich Moslim's dem Namen nach, kümmern sie sich sehr mäßig um die Vorschriften des Islam; statt fünfmal am Tage zu beten, wie die Religion ihnen befiehlt, beten sie niemals.[1] Derjenige Reisende, welcher sie am besten gekannt hat, bezeugt, daß sie das toleranteste Volk Asiens sind.[2] Ihre Duldsamkeit besteht seit lange; denn ein Volk, welches so viel auf seine Freiheit hält, läßt sich in Glaubenssachen selten irgend welche Tyrannei gefallen. Im vierten Jahrhundert pflegte der König Marthad von Jemen zu sagen: „Ich herrsche über die Körper und nicht über die Meinungen. Ich verlange von meinen Unterthanen, daß sie meinem Regiment gehorchen; was ihre Lehrsätze anbetrifft, so kommt es Gott, dem Schöpfer, zu, sie zu richten.“[3] Besser hätte Kaiser Friedrich II. es nicht ausdrücken können. Uebrigens näherte sich diese Duldsamkeit ziemlich der Gleichgiltigkeit und Zweifelsucht. Der Sohn und Nachfolger Marthad's hatte sich anfänglich zum Judenthum bekannt, darauf zum Christenthum und endlich schwankte er zwischen diesen beiden Religionen hin und her.[4]

Zur Zeit Mohammed's theilte Arabien sich in drei Religionen: die mosaische, die christliche und die polytheistische. Die jüdischen Stämme waren vielleicht die einzigen, welche ihrem Gottesdienste treu ergeben waren und zugleich die einzigen intoleranten. Verfolgungen

---

[1]) Burckhardt S. 160, d'Escayrac de Lauture, Le Désert et le Soudan S. 340 f, Palgrave, Narrative of a year's journey throug central and eastern Arabia a. v. St.

[2]) Burckhardt a. a. O.

[3]) Caussin Bd. I S. 111.

[4]) Caussin Bd. I S. 114.

sind in der alten Geschichte Arabiens selten, aber gewöhnlich sind es die Juden, welche sich deren schuldig gemacht haben. Das Christenthum zählte nur wenige Jünger, und Die, welche sich dazu bekannten, hatten nur einen sehr oberflächlichen Begriff davon. Der Khalif Ali übertrieb nicht sehr, als er von einem Volksstamm, in welchem diese Religion die meisten Wurzeln geschlagen hatte, sagte: „Die Taghlibiten sind keine Christen, sie haben dem Christenthum nur die Gewohnheit des Weintrinkens entlehnt."[1] In der That enthielt diese Religion zu viele Geheimnisse und Wunder, um diesem realistischen und spöttischen Volke zu gefallen. Die Bischöfe, welche ums Jahr 513 Mondhir III., den König von Chira, bekehren wollten, brachten es in Erfahrung. Nachdem der König sie aufmerksam angehört hatte, näherte sich ihm einer seiner Officiere und sagte ihm ein Wort ins Ohr. Plötzlich versinkt Mondhir in tiefe Betrübniß, und als die Bischöfe ihn ehrerbietig um die Ursache befragen, gibt er ihnen zur Antwort: „Ach, welch unselige Nachricht!... Ich erfahre, daß der Erzengel Michael gestorben ist!" — „Nein, Prinz, man betrügt dich; ein Engel ist unsterblich." — „Aber wie! willst du doch selbst mich überzeugen, daß Gott den Tod erlitten hat."[2]

Die Götzendiener, welche den größten Theil des Volkes ausmachten, verehrten in jedem Stamme und beinahe in jeder Familie besondere Gottheiten, nahmen aber einen obersten Gott, Allâh, an, dessen Vermittler die anderen Götter seien. Zwar hätten diese Götzendiener eine gewisse Achtung vor ihren Wahrsagern und vor ihren Götzenbildern; aber sie metzelten die Wahrsager nieder, sobald ihre Prophezeiungen sich nicht erfüllten oder die Wahrsager sich erkühnten, sie zu verklagen; sie betrogen die Götzen, indem sie ihnen eine Gazelle gaben, wenn sie ihnen ein Schaf versprochen hatten, und beschimpften sie, wenn sie ihren Wünschen und Hoffnungen nicht entgegen kamen. Als Amrolkais sich aufmachte, um den Tod seines Vaters an den Beni-Asad zu rächen, hielt er beim Tempel des Götzen Dhû-'l-Kholosa an, um das Schicksal mittelst dreier Pfeile zu befragen, welche er benannte: „Befehl," „Verbot", „Verschub". Da er den Pfeil „Verbot" zog, fing er von vorn wieder an. „Verbot" kam dreimal nach einander heraus. Da zerbrach er die Pfeile, warf die Splitter dem Götzen an den Kopf und schrie: „Du Elender! wenn der Getödtete dein Vater wäre, so würdest du nicht verbieten, daß man ihn räche!"

[1]) Baidhâwî, Commentar zum Koran, Sure 5 Vers 7.

[2]) Caussin Bd. II S. 78.

Welcher Art die Religion auch war, sie nahm im Allgemeinen wenig Platz im Leben des Arabers ein, da er vertieft war in die Interessen dieser Erde bei Kampf, Wein, Spiel und Liebe. „Laßt uns der Gegenwart genießen" sagten die Dichter, „denn bald wird uns der Tod erreichen;"[1] und das war in Wirklichkeit der Wahrspruch der Beduinen. Diese selben Männer, welche sich so leicht für eine edle Handlung oder ein schönes Gedicht begeisterten, blieben in der Regel gleichgiltig und kalt, sobald man zu ihnen von Religion sprach. Deßhalb reden ihre Dichter, als treue Dolmetscher der Gefühle des Volkes, fast niemals davon. Wir lassen Tarafa sprechen: „Gleich morgens, wenn du dich zeigst, werde ich dir einen Becher voll Wein anbieten, und sobald du diesen Trank in langsamen Zügen geschlürft hast, wirst du gleich wieder von vorn mit mir anfangen. Die Gefährten meiner Freuden sind edle junge Leute, deren Gesichter wie Sterne glänzen. Eine Sängerin, geschmückt mit gestreiftem Kleide und safranfarbiger Tunica, ist da, unsern Verein zu verschönen. Ihr Kleid ist am Halse offen. Sie gestattet dem Verliebten, ohne Scheu ihre Reize zu streicheln... Ich habe mich dem Wein und dem Vergnügen ergeben; ich habe verkauft, was ich besaß; ich habe die Güter, welche ich selbst erworben und die, welche ich ererbt habe, vergeudet. Tadler, der du meine Leidenschaft für das Vergnügen und den Kampf rügest, besitzest du das Mittel, mich unsterblich zu machen? Wenn deine Weisheit den verhängnißvollen Augenblick nicht von mir abzuwenden vermag, so laß mich doch verschwenden, ehe der Tod mich ereilt. Der Mensch, welcher großherzigen Trieben sich hingibt, schlürft in langen Zügen sein Leben aus. Morgen, strenger Tadler, wenn wir beide sterben, wollen wir sehen, wer von uns von brennendem Durste verzehrt wird."

Eine geringe Anzahl von Thatsachen hat indessen bewiesen, daß die Araber, und besonders die säßhaften Araber, dem religiösen Enthusiasmus nicht unzugänglich waren. Als zum Beispiel die zwanzigtausend Christen der Stadt Nedschrân zwischen dem Scheiterhaufen und dem Judenthum zu wählen hatten, wollten sie lieber in den Flammen umkommen als ihren Glauben abschwören. Jedoch der Eifer war eine Ausnahme; die Gleichgiltigkeit, wenigstens die Lauheit, war die Regel.

Die Aufgabe, welche Mohammed sich gestellt hatte, als er sich zum Propheten erklärte, war demnach doppelt schwer. Er konnte sich nicht darauf beschränken, die Wahrheit der Lehren, welche

---

[1]) Moallaka des Amr ibn-Colthûm.

er predigte, zu erweisen. Er mußte vor Allem über die Trägheit seiner Landsleute siegen; er mußte in ihnen das religiöse Gefühl wecken und sie davon zu überzeugen suchen, daß die Religion keine gleichgiltige Sache sei, eine Sache, deren man allenfalls entbehren könne. Mit Einem Worte, er mußte ein sinnliches, skeptisches und spöttisches Volk umformen und gänzlich umwandeln. Eine so schwierige Aufgabe hätte jeden Andern, der von der Wahrheit seiner Mission weniger überzeugt gewesen wäre, zurückgeschreckt. Mohammed erntete überall nur Spöttereien und Beleidigungen. Seine Mitbürger, die Mekkaner, bedauerten oder bespöttelten ihn; bald sah man ihn für einen Poeten an, der von einem Dämon inspirirt sei, bald für einen Wahrsager, Zauberer oder Narren. „Seht da den Sohn Abdallâh's, welcher uns Nachrichten vom Himmel bringen will," so sagten sie zu einander, wenn sie ihn kommen sahen. Einige gaben mit anscheinender Gutmüthigkeit den Vorschlag, auf ihre Kosten Aerzte für ihn kommen zu lassen, welche versuchen sollten, ihn zu heilen. Man bewarf ihn mit Koth. Wenn er aus seinem Hause trat, fand er seinen Weg mit Dornenzweigen bestreut. Man gab ihm den Beinamen eines Schurken und Betrügers. Auch anderswo war er nicht glücklicher. Zu Tâjif hatte er seine Lehre vor den versammelten Häuptlingen erklärt; auch da hatte man ihn verspottet. „Konnte Gott denn keinen bessern Apostel finden wie dich?" sagte ihm Einer. Und ein Anderer fügte hinzu: „Ich will nicht mit dir rechten. Wenn du ein Prophet bist, so bist du ein zu großer Mann, als daß ich wagen dürfte, dir zu antworten; und wenn du ein Betrüger bist, so verdienst du nicht, daß ich mit dir rede." Verzweiflung im Herzen, hatte Mohammed die Versammlung verlassen, verfolgt vom Geschrei und den Schimpfwörtern des Pöbels, welcher ihm Steine nachwarf.

So verflossen mehr als zehn Jahre. Noch zählte die Secte wenige Anhänger, und Alles schien anzudeuten, daß die neue Religion endlich wieder verschwinden werde, ohne Spuren nach sich zu lassen, als Mohammed einen unverhofften Stützpunkt fand unter den Ausiten und den Khazradschiten, zwei Stämmen, welche gegen das Ende des fünften Jahrhunderts den Besitz von Medina einigen jüdischen Stämmen entrissen hatten.

Die Mekkaner und Mediner haßten einander, weil sie feindlichen Racen angehörten. Es gab deren zwei in Arabien: die der Jemeniten und die der Ma'badditen. Die Mediner gehörten zur ersteren. Die Mekkaner fügten zum Haß noch die Verachtung. In den Augen der Araber, welche das Hirtenleben und den Handel für

die einzigen eines freien Menschen würdigen Beschäftigungen ansahen, war die Bebauung des Erdreichs eine erniedrigende Arbeit. Nun waren die Mediner Ackerbauer und die Mekkaner Kaufleute. Außerdem gab es eine Menge Juden in Medina; mehrere Familien der Ausiten und der Khazradschiten hatten diese Religion angenommen, welche die früheren Herren der Stadt, die nun in die Lage von „Clienten" versetzt waren, beibehalten hatten. Obgleich der Haupttheil der beiden herrschenden Stämme Götzendiener waren wie die Mekkaner, betrachteten diese dennoch die ganze Bevölkerung als Juden und haßten sie deßhalb.

Mohammed theilte die Vorurtheile seiner Mitbürger gegen die Jemeniten und Ackerbauer. Als er Jemanden die Verse sagen hörte: „Ich bin ein Chimjarite; meine Vorfahren waren weder aus Rabîa noch aus Modhar", soll Mohammed zu ihm gesagt haben: „Desto schlimmer für dich! Dieser Ursprung entfernt dich von Gott und seinem Propheten!" [1] Man erzählt ferner von ihm, er habe, als er eine Pflugschar in der Wohnung eines Mediners sah, zu diesem gesagt: „Niemals kommt ein solches Instrument in ein Haus, ohne daß die Schande zu gleicher Zeit mit einzieht. [2] Aber da er daran verzweifelte, die Kaufleute und Nomaden seiner eigenen Race zu seiner Lehre zu bekehren, und da er seit dem Tode seines Oheims und Beschützers Abû-Tâlib, sein Leben für bedroht hielt, ward er gezwungen, seine Vorurtheile zu vergessen und jede Unterstützung anzunehmen, von welcher Seite sie sich auch darbot. So nahm er freudig die Anerbietungen der Araber von Medina entgegen, in deren Augen die Spöttereien und Verfolgungen, die er von Seiten der Mekkaner erduldet hatte, die beste Empfehlung und der schönste Ehrenname für ihn waren.

Der „große Schwur von Akaba" verband auf immer das Schicksal der Mediner mit dem Mohammed's. Indem er ein Band zerbrach, das die Araber mehr in Ehren halten als jedes andere, trennte der Prophet sich von seinem Stamme und ließ sich mit seinen Anhängern aus Mekka, die sich von nun an „Flüchtlinge" nannten, in Medina nieder, bot gegen seine Stammgenossen die beißende Begeisterung der medinischen Dichter auf und verkündete den heiligen Krieg. Die Ausiten und Khazradschiten, erfüllt von enthusiastischem Eifer und Todesverachtung, weil sie überzeugt waren ins Paradies zu kommen, wenn sie von den Götzendienern getödtet würden, übten Wunder an Tapfer-

[1]) Raichân fol. 105 v.
[2]) Ibn-Khaldûn, Proleg. (XVII) S. 296.

keit. Seitdem trugen sie gemeinsam den Namen der „Vertheidiger“. Der Kampf zwischen ihnen und den Helden von Mekka zog sich durch acht Jahre hin. Während dieser Zwischenzeit zwang der Schrecken, den die Waffen der Moslim's überall verbreiteten, mehrere Stämme, die neuen Glaubenslehren anzunehmen; aber die freiwilligen, aufrichtigen und bleibenden Bekehrungen waren nicht sehr zahlreich. Die Eroberung von Mekka drückte endlich der Macht Mohammed's das Siegel auf. An diesem Tage schworen sich die Mediner, jene stolze Kaufleute ihre unerträgliche Verachtung theuer bezahlen zu lassen. „Heute ist der Tag des Blutbades, der Tag, an dem gar nichts geachtet werden soll!“ so sagte der Häuptling der Khazradschiten. Die Hoffnung der Mediner wurde getäuscht; Mohammed nahm diesem Häuptling sein Commando und schrieb seinen Befehlshabern vor, sich der größten Mäßigung zu befleißigen. Die Mekkaner sahen stillschweigend der Zerstörung der Götzenbilder in ihrem Tempel zu, diesem wahren Pantheon Arabiens, welches dreihundertundsechzig Gottheiten, die von eben so vielen Stämmen angebetet wurden, umschloß. Voll Wuth im Herzen erkannten sie Mohammed als den Gesandten Gottes an, gaben sich aber insgeheim das Versprechen, eines Tages Rache zu nehmen an diesen Bauern und Juden von Medina, welche die Unverschämtheit gehabt hatten, sie zu besiegen.

Nach der Einnahme von Mekka fühlten die Stämme, welche noch beim Götzendienst geblieben waren, sehr wohl, daß Widerstand von nun an unnütz sei, und die Drohung eines Vernichtungskrieges zwang sie, den Islam anzunehmen, welchen die Feldherrn Mohammed's ihnen mit dem Koran in der einen und dem Säbel in der anderen Hand predigten. Eine höchst merkwürdige Bekehrung war die der Thakifiten, eines Stammes, welcher Tâjif bewohnte und früher den Propheten mit Steinwürfen fortgejagt hatte. Sie ließen ihm durch den Mund ihrer Abgesandten sagen, sie seien bereit, Moslim's zu werden, aber unter der Bedingung, daß sie noch drei Jahre lang ihr Idol Lât behalten dürften und nicht zu beten brauchten. „Drei Jahre des Götzendienstes, das ist zu lang; und was wäre eine Religion ohne Gebet?“ antwortete ihnen Mohammed. Daraufhin setzten die Gesandten ihre Forderungen herab; man feilschte lange Zeit, endlich einigten sich beide unterhandelnden Parteien zu den folgenden Bedingungen: die Thakifiten sollten keinen Zehnten geben, keinen Theil nehmen am heiligen Krieg, sich nicht während des Gebetes niederwerfen, Lât noch ein Jahr behalten und nach diesem Termine sollten sie nicht gezwungen werden, dieses Götzenbild mit eigenen Händen zu zerbrechen. Indessen

empfand Mohammed hinterher doch einige Gewissensbisse; er fürchtete die üble Nachrede. Da sagten die Abgesandten zu ihm: „Laß dich durch diese Rücksicht nicht abschrecken. Wenn die Araber dich fragen, warum du einen solchen Vertrag abgeschlossen hast, so brauchst du ihnen nur zu sagen: Gott hat es mir befohlen." Da dieser Beweisgrund dem Propheten triftig schien, fing er sogleich an, eine Urkunde aufzusetzen, welche folgendermaßen begann: „Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen! Durch diese Urkunde ist das Uebereinkommen getroffen worden zwischen Mohammed, dem Gesandten Gottes, und den Thakifiten, daß diese weder verpflichtet sein sollen, den Zehnten zu entrichten noch Theil zu nehmen am heiligen Kriege..."

Als Mohammed diese Worte dictirt hatte, verhinderten Scham und Reue ihn fortzufahren. Da sprach einer der Abgesandten weiter: „noch sich während des Gebetes niederzuwerfen." Da Mohammed in seinem Schweigen verharrte, nahm der Thakifite wieder das Wort und, zum Schreiber gewandt, sagte er: „Schreib das, so sind wir übereingekommen." Jener sah den Propheten an, als erwarte er dessen Befehl. Da erhob sich der jähzornige Omar, der bis dahin ein stummer Zeuge dieser für die Ehre des Propheten so beleidigenden Scene gewesen war, zog seinen Degen und rief:

„Ihr habt das Herz des Propheten befleckt; möge Gott euere Herzen mit Feuer füllen!"

„Mit dir sprechen wir nicht," erwiderte der thakifitische Abgesandte ohne Aufregung; „wir sprechen mit Mohammed."

„Wohl!" sagte der Prophet darauf, „ich will nichts von einem solchen Vertrag wissen. Ihr sollt euch dem Islam klar und ohne Umschweife ergeben und alle Vorschriften desselben ohne Ausnahme beobachten; wo nicht, könnt ihr euch zum Kriege vorbereiten."

„So erlaube uns wenigstens, Lât noch sechs Monate zu behalten," sagten die Thakifiten, ganz niedergeschlagen.

„Nein."

„Einen Monat denn."

„Nicht eine Stunde."

So kehrten die Abgesandten zu ihrem Stamme zurück, begleitet von moslimischen Soldaten, welche Lât unter dem Wehklagen und dem Verzweiflungsgeschrei der Frauen zerstörten.[1] Dennoch war diese eigenthümliche Bekehrung die dauerndste von allen. Als

[1]) Sprenger, Life of Mohammed S. 186; Caussin Bd. III S. 288.

später ganz Arabien den Islam wieder abschwor, blieben die Thakîfiten getreu. Was soll man also von den anderen Bekehrungen denken?

Um abtrünnig zu werden, wartete man nur auf den Tod Mohammed's. Mehrere Provinzen konnten sich nicht einmal bis dahin gedulden; die Nachricht von Mohammed's abnehmender Gesundheit genügte, um in Nadschd, in Jemâma, in Jemen den Aufruhr zum Ausbruch kommen zu lassen. Jede dieser drei Provinzen hatte so zu sagen ihren eigenen Propheten, einen Nacheiferer und Rivalen Mohammed's, und auf seinem Sterbebett erfuhr dieser, daß das Oberhaupt des Aufstandes in Jemen, Abhala der Schwarze, ein vornehmer Mann, der neben ungeheueren Reichthümern eine hinreißende Beredsamkeit besaß, die moslimischen Officiere weggejagt und Nadschrân, Sanâ, kurz ganz Jemen genommen habe.

So wankte das große Gebäude schon, als Mohammed seinen letzten Seufzer aushauchte (632). Sein Tod war das Signal eines furchtbaren und beinahe allgemeinen Aufruhrs. Ueberall gewannen die Aufständischen die Ueberhand; jeden Tag sah man in Medina moslimische Officiere anlangen, Flüchtlinge und „Vertheidiger", welche die Rebellen aus ihren Districten vertrieben hatten, und die nächsten Stämme hielten sich bereit, Medina zu belagern.

Der Khalif Abû-Bekr, ein würdiger Nachfolger Mohammed's, voll Vertrauen auf die Vorbestimmung des Islam, erbebte keinen Augenblick trotz der ernsten Gefahr. Er hatte keine Armee. Treu dem Willen Mohammed's, hatte er sie nach Syrien geschickt, trotz der Vorstellungen der Moslim's, die in Voraussicht der Gefahren ihn inständig gebeten hatten, dieses Unternehmen zu verschieben. „Ich werde einen Befehl, den der Prophet gegeben hat, nicht widerrufen. Sollte Medina selbst dem Einbruch der wilden Thiere Preis gegeben werden, so müssen dennoch diese Truppen den Willen Mohammed's erfüllen." Wenn er in einen Vergleich gewilligt hätte, würde er mittelst einiger Zugeständnisse die Neutralität oder das Bündniß mehrerer Stämme des Nadschd haben erkaufen können, denn von ihren Abgesandten war ihm gesagt worden, sie würden fortfahren, die moslimischen Gebete zu verrichten, sobald er sie von der Steuer befreien wollte. Die Vornehmsten unter den Moslim's waren der Meinung, man dürfe diese Abgesandten nicht zurückweisen. Nur Abû-Bekr lehnte jeden Gedanken des Unterhandelns ab, als der heiligen Sache, die sie zu vertheidigen hätten, unwürdig. „Das Gesetz des Islam," sagte er, „ist ganz und untheilbar und läßt gar keinen Unterschied zwischen den Vorschriften zu." — „Er

hat mehr Glauben für sich ganz allein als wir alle zusammen," sagte darauf Omar. Er sprach wahr: das Geheimniß der Stärke und der Größe des ersten Khalifen bestand eben darin. Nach Mohammed's eigenem Zeugnisse hatten alle seine Anhänger einen Augenblick gezaudert, ehe sie seine Mission anerkannt hatten, mit alleiniger Ausnahme Abû-Bekr's. Ohne sehr hervorragende Originalität zu besitzen, ohne eben ein großer Mann zu sein, war er der Lage gewachsen; er besaß Das, was früher Mohammed den Sieg verliehen hatte und was seinen Feinden fehlte: unerschütterliche Ueberzeugung.

In dem Angriff der Aufständischen war wenig Uebereinstimmung; sie waren bereits unter einander zerspalten und erwürgten sich gegenseitig. Abû-Bekr, der alle streitbaren Männer bewaffnet hatte, fand Zeit, die benachbarten Stämme zu unterdrücken. Als darauf die treuen Stämme des Chidschâz ihren Contingent an Mannen und Pferden gestellt hatten und das Hauptheer vom Norden mit einer beträchtlichen auf diesem Zuge gemachten Beute zurückgekommen war, schritt er kühn zum Angriff und theilte seine Armee in mehrere Unterabtheilungen, welche, obgleich beim Abmarsch nicht sehr zahlreich, unterwegs durch den Zuzug einer Menge Araber beträchtlich anwuchsen, welche die Furcht oder Hoffnung auf Plünderung unter die moslimischen Banner führte. In Nadschd griff der ebenso blutdürstige wie unerschrockene Khâlid die Schaaren Tolaicha's an, welcher für „tausend Mann in einer Armee" gegolten hatte, diesmal aber seiner Pflicht als Krieger vergessend und nur seiner phrophetischen Rolle eingedenk, fern vom Schlachtfelde, in seinen Mantel eingewickelt, die Eingebungen des Himmels erwartete. Lange Zeit harrte er so vergebens; aber als seine Truppen angefangen hatten zu weichen, da kam die Inspiration über ihn: „Macht es so wie ich, wenn ihr's könnt," rief er seinen Gefährten zu, schwang sich aufs Pferd und entfloh mit verhängtem Zügel. An diesem Tage machten die Sieger keinen einzigen Gefangenen. „Vernichte die Abtrünnigen ohne Erbarmen durchs Schwert, durchs Feuer, durch alle möglichen Arten von Martern!" so lauteten die Verhaltungsbefehle, welche Abû-Bekr an Khâlid gegeben hatte.

Indem das Gerücht seiner Siege und seiner Grausamkeiten ihm voranging, zog Khâlid gegen Mosailima, den Propheten von Jemâma, welcher eben zwei moslimische Heere nach einander geschlagen hatte. Das Handgemenge war furchtbar. Anfänglich hatten die Aufständischen die Ueberhand; sie drangen sogar bis an Khâlid's Zelt vor. Indessen gelang es diesem, sie auf die Ebene zurückzuwerfen, welche beide Feldlager trennte. Nach mehrstündigem hartnäckigem Widerstande wurden

die Haufen der Aufrührerischen von allen Seiten durchbrochen. „Nach dem Gehäge! nach dem Gehäge!" schrieen sie und zogen sich in einen weiten Raum zurück, der von einer dicken Mauer umgeben und mit einer festen Thür versehen war. Dahin folgten ihnen die nach Blut dürstenden Moslim's. Mit einer Kühnheit ohne Gleichen sprangen zwei von ihnen über die Mauer und ließen sich in das Innere des Gehäges hinab, um die Thür zu öffnen. Der eine erlag sogleich, bedeckt von Wunden; dem anderen glückte es, sich des Schlüssels zu bemächtigen und ihn über die Mauer seinen Gefährten zuzuwerfen. Die Thür ging auf und die Moslim's drangen ein wie ein Strom. Nun begann ein furchtbares Blutbad auf diesem Kampfplatz, wo Flucht unmöglich. In diesem „Gehäge des Todes" wurden die Aufrührerischen, zehntausend an der Zahl, bis auf den letzten Mann niedergemetzelt.

Während der wilde Khâlid auf diese Weise den Aufstand im Innern Arabiens in Strömen Blutes ertränkte, thaten andere Anführer ein Gleiches in den südlichen Provinzen. In Bachrain wurde das Lager der Bakriten während eines Gelages überrumpelt: man ließ sie über die Klinge springen. Indessen einige, welche Zeit gefunden hatten zu entfliehen, erreichten das Meeresufer und flüchteten sich auf die Insel Dârain. Bald aber umzingelten die Moslim's sie dort und erwürgten sie allesammt. Ein gleiches Blutbad fand statt in Omân, in Jemen und in Chadhramaut. Hier wurden die Trümmer der Banden Abhala's des Schwarzen, vertilgt, nachdem sie den moslimischen Befehlshaber vergebens um Gnade gebeten hatten; dort konnte der Commandant einer Festung, als er sich ergab, nichts Anderes erhalten als das Versprechen der Begnadigung für zehn Personen; der ganzen übrigen Mannschaft wurden die Köpfe abgehauen, und so kam es, daß eine ganze Straße lange Zeit verpestet war durch die fauligen Ausdünstungen, welche den unzähligen Leichnamen der Aufständischen entströmten.

Wenn diese Blutlachen die Araber von der Wahrheit der durch Mohammed verkündeten Religion nicht überzeugen konnten, so erkannten sie wenigstens im Islam eine unüberwindliche und beinahe übernatürliche Macht. Durchs Schwert decimirt, von Schrecken und Betäubung ergriffen, ergaben sie sich darein, Moslim's zu werden oder es wenigstens zu scheinen, und um ihnen keine Zeit zu lassen, sich von ihrem Schrecken zu erholen, sandte der Khalif sie gegen das römische Reich und gegen Persien, zwei Staaten, die leicht zu erobern waren, weil sie seit langer Zeit durch Streitigkeiten zerrissen, durch Knechtschaft entnervt und von jeglicher Art raffinirter Verderbtheit zerfressen waren. Unermeßliche Reichthümer und weite Besitzungen entschädigten

die Araber für ihre Unterwerfung unter das Gesetz des Propheten von Mekka.

Von Abfall war keine Rede mehr, Abfall war der Tod; in diesem Punkte war das Gesetz Mohammed's unerbittlich; aber eben so wenig fragte man auch nach wahrer Frömmigkeit, nach rechtem Glaubenseifer. Durch die schrecklichsten und grausamsten Mittel hatte man von den Beduinen ihre anscheinende Bekehrung erlangt; das war sehr viel, das war Alles, was man von diesen Unglücklichen verlangen konnte, nachdem sie ihre Väter, ihre Brüder, ihre Kinder hatten sterben sehen durch das Schwert Khâlid's und anderer frommen Henker, die mit ihm wetteiferten. Die Mehrzahl des Volkes bekämpfte durch passiven Widerstand die Maßregeln, die von den eifrigen Moslim's zu ihrer Bekehrung ergriffen wurden, und lange Zeit blieb das Volk mit den Vorschriften der Religion unbekannt und bemühte sich gar nicht, sie kennen zu lernen. Unter dem Khalifat Omar's I. war ein alter Araber mit einem jungen Manne darin überein gekommen, daß er ihm seine Frau eine Nacht um die andere überlassen und der junge Mann dafür seine Heerden hüten solle. Als dieser sonderbare Contract dem Khalifen zu Ohren kam, beschied er die beiden Männer vor sich und fragte sie, ob sie nicht wüßten, daß der Islam es verbiete, seine Ehefrau mit einem Anderen zu theilen. Sie legten einen Eid ab, daß sie nichts davon gewußt hätten.[1] Ein Anderer hatte zwei Schwestern geheirathet. „Weißt du nicht," fragte ihn der Khalif, „daß die Religion dir nicht erlaubt, was du gethan hast?" — „Nein," erwiderte der Andere, „es war mir gänzlich unbekannt, und ich gestehe, daß ich gar nichts Verwerfliches in der Handlung sehe, die du tadelst." — „Die Worte des Gesetzes sind jedoch klar. Du wirst auf der Stelle eine der beiden Schwestern verstoßen, oder ich haue dir den Kopf ab." — „Sprichst du im Ernst?" — „Im Ernst." — „Nun, dann ist es eine verabscheuenswerthe Religion, die solche Dinge verbietet; ich habe überhaupt niemals Vortheil von ihr gehabt!" — Der Unglückliche ahnte nicht, so groß war seine Unwissenheit, daß er sich durch solches Sprechen der Gefahr aussetzte, als Gotteslästerer oder als Abtrünniger enthauptet zu werden.[2] Ein Jahrhundert später wußten die in Aegypten ansässigen arabischen Stämme noch nicht einmal, was der Prophet eigentlich erlaubt oder verboten hatte; mit Begeisterung unterhielt man sich von der guten alten Zeit, von den Kriegen und von den Helden des

---

[1]) Abû-Isma'îl al-Baçrî, Futûch as-Schâm S. 238 f.
[2]) Abû-Isma'îl al-Baçrî S. 237.

Heidenthums; aber was die Religion betraf, davon zu sprechen fiel Keinem ein.[1] Zur nämlichen Zeit waren die Araber, welche sich im Norden Afrika's niedergelassen hatten, ungefähr im selben Fall. Diese guten Leute tranken Wein, ohne in aller Welt zu ahnen, daß Mohammed dieses Getränk verboten hatte. Sie waren aufs höchste erstaunt, als vom Khalifen Omar II. abgesandte Missionare zu ihnen kamen, um sie deß zu belehren.[2] Ja, es gab sogar Moslim's, welche vom Koran nichts Anderes wußten als die Worte: „Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen."[3]

Ob der Eifer für den Glauben größer gewesen wäre, wenn die Mittel, welche man zur Bekehrung anwandte, weniger abscheulich gewesen? Möglich ist es, aber keineswegs sicher. Zu jeder Zeit ist es außerdentlich schwer gewesen, die Lauheit gegen die Religion bei den Beduinen zu besiegen. Auch in unseren Tagen haben die Wahhâbiten, diese starre und strenge Secte, welche den Luxus und den Aberglauben, wodurch der Islam im Laufe der Zeit befleckt wurde, verdammt, diese Secte, welche zum Wahlspruch genommen: „Der Koran und nur der Koran", ebenso wie Luther sich's zum Motto gewählt hatte: „Die Bibel und nur die Bibel" — diese Wahhâbiten haben es in unseren Tagen versucht, die Beduinen aus ihrer religiösen Gleichgiltigkeit herauszureißen, aber vergebens. Sie haben selten Gewalt gebraucht und unter den säßhaften Arabern willige Anhänger gefunden, aber nicht unter den Beduinen, welche sich den arabischen Charakter in seiner völligen Reinheit bewahrt haben. Wiewohl sie die politischen Ansichten der Neuerer theilten, wiewohl diejenigen Stämme, welche unmittelbar unter die Aufsicht der Wahhâbiten gestellt waren, die Pflichten der Religion mit besonderer Genauigkeit beobachten mußten und es darunter sogar Personen gab, welche um ihrer Zwecke willen sich den Anschein von großem Eifer, ja von Fanatismus gaben, wurden dennoch die Beduinen nicht wahrhaft religiös, und sobald die Macht der Wahhâbiten durch Mohammed-Alî vernichtet worden, beeilten sie sich, den Ceremonien, welche sie zu Tode langweilten, ein Ende zu machen.[4] „Heutigen Tages," so sagt ein neuerer Reisender, „gibt es wenig oder gar keine Religion in der Wüste; es kümmert sich niemand um die Gesetze des Koran."[5]

[1]) Abû-'l-machâsin Bd. I S. 343.
[2]) Ibn-Adhârî Bd. I S. 34.
[3]) Nöldeke, Geschichte des Qorâns S. 204.
[4]) Burckhardt S. 160.
[5]) Burton, Pilgrimage Bd. II S. 86, 109.

Wenn übrigens die Araber die Revolution als eine vollendete Thatsache, die unmöglich wieder zurückgenommen werden konnte, gelten ließen, so vergaben sie Denen, welche sie verursacht hatten, keineswegs und erkannten ebensowenig den hierarchischen Staat an, der daraus hervorging. Ihr Widerstand nahm also einen anderen Charakter an: aus einem Kampf der Principien wurde er zu einem Streit der Personen.

Bis zu einem gewissen Punkte hatten die adeligen Familien, das heißt diejenigen, welche während mehrerer Generationen an der Spitze ihrer Stämme gestanden, nichts in Folge der Revolution verloren. Wahr ist es, daß Mohammed's Ansicht über den Adel schwankend gewesen war. Bald hatte er vollkommene Gleichheit gepredigt, bald hatte er den Adel anerkannt. Er hatte gesagt: „Kein heidnischer Stolz mehr; kein Hochmuth, der sich auf die Vorfahren stützt! Alle Menschen sind Kinder Adams, und Adam war aus Staub gemacht; in den Augen Gottes ist Derjenige der achtungswertheste, welcher ihn am meisten fürchtet.“[1] Und ein andermal hatte er gesagt: „Die Menschen sind einander ebenso gleich wie die Zähne eines Kammes; die Kraft der Körperbeschaffenheit allein gibt Einem das Uebergewicht über den Anderen.“[2] Aber er hatte ebenfalls gesagt: „Diejenigen, welche unter dem Heidenthum adelig waren, bleiben adelig unter dem Islam, wenn sie der wahren Weisheit huldigen“ (das heißt sobald sie Moslim's werden).[3] So hatte Mohammed bisweilen den Willen, den Adel abzuschaffen; aber er konnte es nicht, oder er wagte es nicht. Der Adel blieb also in Kraft, behielt seine Vorrechte und blieb an der Spitze der Stämme; denn Mohammed, weit entfernt von dem Gedanken, aus den Arabern eine wirkliche Nation machen zu wollen, was unmöglich gewesen wäre, hatte die Eintheilung in Stämme beibehalten; er hatte sie dargestellt als von Gott selbst ausgehend,[4] und jede dieser kleinen Gesellschaften lebte nur für sich, beschäftigte sich nur mit sich und hatte keine anderen Angelegenheiten als die, welche sie selbst betrafen. Im Kriege bildeten sie ebenso viele getrennte Körperschaften, deren jede ihre Fahne hatte, welche der Häuptling oder ein von ihm bezeichneter Krieger trug;[5] in den Städten hatte jeder

---

[1]) Caussin Bd. III S. 231.
[2]) Derselbe Bd. III S. 507.
[3]) Ibn-Khaldûn, Prolegomena (XVI) S. 243.
[4]) Koran, Sure 49 V. 13.
[5]) Siehe die Beispiele in meinen Recherches Bd. I S. 87 Anmerk. 2.

Stamm sein eigenes Viertel,[1] seine eigene Karavanserei,[2] und sogar seinen eigenen Gottesacker.[3]

In Wirklichkeit kam das Recht, die Häuptlinge der Stämme zu wählen, den Khalifen zu; aber man muß hier zwischen dem Recht und der Ausführung unterscheiden. Erstlich konnte der Khalif die Leitung eines Stammes nur einem Manne übertragen, welcher zu demselben gehörte; denn die Araber gehorchen einem „Fremden" nur mit Widerwillen oder gar nicht. Darum hatten Mohammed und Abû-Bekr sich fast immer diesem Herkommen unterworfen;[4] sie belehnten mit ihrer Vollmacht solche Männer, deren persönlicher Einfluß schon anerkannt war, und unter Omar forderten die Araber es als ihr Recht, nur eigene Stammgenossen zu Häuptlingen zu haben.[5] Aber gewöhnlich wählten die Stämme ihren Häuptling selbst,[6] und der Khalif beschränkte sich darauf, ihre Wahl zu bestätigen,[7] eine Gewohnheit, welche noch in unserem Jahrhundert vom wahhabitischen Fürsten beobachtet wurde.[8]

Der alte Adel hatte also seine Stelle behauptet; aber über ihn hatte sich ein anderer erhoben. Mohammed und seine beiden unmittelbaren Nachfolger hatten die wichtigsten Stellen, wie den Oberbefehl der Armeen und die Regierung der Provinzen den alten Moslim's, den „Ausgewanderten" und den „Vertheidigern" anvertraut.[9] Er mußte es: sie waren ungefähr die einzigen wirklich aufrichtigen Moslim's, die einzigen, auf welche die zugleich weltliche und geistliche Regierung sich verlassen konnte. Welches Zutrauen konnte er in die Stammhäuptlinge setzen, welche immer wenig orthodox und oft atheistisch waren, wie jener Ojaina, der Häuptling der Fazâra's, welcher sagte: „Wenn Gott wäre, so würde ich bei seinem Namen schwören, daß ich niemals

---

1) Siehe den Kartâs S. 25, Içtakhri S. 26, Achmed ibn-abi Jakûb, Kitâb al-buldân, fol. 52 v. (Artikel Cûfa).

2) Achmed ibn-abi-Jakûb. fol. 64 v.: ga'ala liculli kabîlatin mahrasan.

3) Achmed ibn-abi-Jakûb, fol. 53 v.: wacânat liculli kabîlatin gabbânatun tu'rafu bihim wabiruasâihim.

4) Siehe Beispiele bei Ibn-Kotaiba S. 121, Tabari, Bd. I. S. 80, Bd. II. S. 4.

5) Siehe Tabari Bd. II S. 206, 208, 210, 224.

6) Siehe Abû-Isma'il al-Baçri, Futûch as-Schâm S. 208, 209.

7) So ist die Aussage zu verstehen: „der und der trat mit seinen Stammgenossen vor Omar, welcher ihm den Oberbefehl über seinen Stamm ertheilte," eine Aussage, die sich wiederholt bei Tabari findet, Bd. II S. 210. Siehe auch Abû-Isma'il al Baçri, Futûch as-Schâm S. 45.

8) Burckhardt S. 295.

9) Siehe Tabari Bd. II S. 164 und öfters.

an ihn geglaubt habe"?[1] Der Vorzug, welcher den „Ausgewanderten" und den „Vertheidigern" zuerkannt wurde, war also natürlich und gerechtfertigt; aber es war nichtsdestoweniger verletzend für den Stolz der Stammhäuptlinge, wenn sie Bürger, Ackerbauer, Männer niedriger Herkunft vor sich bevorzugt sahen. Ihre Stammgenossen, welche stets die Ehre ihrer Häuptlinge mit der eigenen Ehre intentificirt hatten, waren darüber eben so unwillig; sie warteten mit Ungeduld auf eine günstige Gelegenheit, um mit den Waffen in der Hand die Ansprüche ihrer Häuptlinge zu unterstützen und diesen Betbrüdern, die ihre Verwandte gemordet hatten, den Garaus zu machen.

Die selben Gefühle von Neid und unerbittlichem Haß durchdrangen den Adel von Mekka, dessen Anführer die Omaijaden waren. Stolz und hochmüthig, sah er mit schlechtverhehltem Aerger, daß die alten Moslim's allein den Rath des Khalifen ausmachten.[2] Es ist freilich wahr, daß Abû-Bekr ihn an den Berathungen Theil nehmen lassen wollte; aber Omar hatte sich kräftig gegen diesen Vorsatz gestemmt, und seine Meinung hatte überwogen.[3] Wir werden sehen, wie dieser Adel anfangs versuchte, sich des Ansehens zu bemächtigen, ohne zu Gewaltthätigkeiten zu schreiten; aber man konnte es vorhersagen, daß er mit Leichtigkeit in den beduinischen Stammhäuptlingen Verbündete gegen die „Ausgewanderten" und die Mediner finden würde, sobald jener Versuch scheiterte.

---

1) Tabari Bd. I. S. 110.

2) Siehe Abû-Isma'il al-Baçri S. 161, 162 Z. 3.

3) Abû-Isma'il al-Baçri S. 37—39.

III.

In seinen letzten Augenblicken hatte der Khalif Omar, welcher durch den Dolch eines christlichen Handwerkers aus Cûfa tödtlich getroffen worden, die sechs ältesten Gefährten Mohammed's für fähig zur Herrschaft erklärt, unter welchen Alî, Othmân, Zobair und Talcha als die vorzüglichsten bezeichnet wurden. Nachdem Omar verschieden, berieth dieses Conclave über zwei Tage, ohne ein Resultat zu erzielen, da jedes Mitglied nur darauf bedacht war, seine eigenen Rechte geltend zu machen und die seiner Mitbewerber herabzusetzen. Am dritten Tage einigte man sich dahin, daß einer der Wähler, welcher sich seiner Ansprüche begeben hatte, den Khalifen ernennen sollte. Zur großen Bestürzung Alî's, Zobair's und Talcha's ernannte er den Omaijaden Othmân (644).

Die Persönlichkeit Othmân's rechtfertigte diese Wahl nicht. Es ist wahr, daß er reich und großmüthig war und Mohammed und seine Anhänger durch Geldopfer unterstützt hatte; aber wenn man hinzufügt, daß er viel betete und oft fastete und daß er die Gutmüthigkeit und Bescheidenheit selbst war, so hat man ungefähr all seine Verdienste aufgezählt. Sein Verstand, welcher niemals stark gewesen, war durch Alter — er zählte jetzt siebenzig Jahre — noch geschwächt worden, und seine Schüchternheit war so groß, daß, als er die Kanzel zum ersten Male bestieg, ihm der Muth fehlte, die Predigt anzufangen. „Das Anfangen — das ist sehr schwer" murmelte er mit einem Seufzer und stieg wieder von der Kanzel herab.

Zu seinem Unglück hatte dieser gutmüthige Greis eine große Schwäche für seine Verwandten, und diese waren eben jene Adeligen

von Mekka, welche zwanzig Jahre lang Mohammed beschimpft, verfolgt und bekämpft hatten. Sie beherrschten ihn bald vollständig. Sein Oheim Chacam und besonders dessen Sohn, Merwân, führten die Regierung in der That, während sie Othmân nur den Titel des Khalifen ließen und die Verantwortlichkeit für all die verdrießlichen Maßregeln, von denen er meistens nichts wußte. Die Rechtgläubigkeit dieser beiden Männer, besonders die des Vaters, war sehr verdächtig. Chacam war erst bekehrt worden am Tage der Einnahme von Mekka. Als er später Geheimnisse, welche ihm von Mohammed anvertraut worden, verrathen hatte, verfluchte ihn dieser und verbannte ihn. Abû=Bekr und Omar hielten dieses Urtheil aufrecht. Othmân dagegen rief den Verworfenen aus der Verbannung zurück, gab ihm hunderttausend Silberstücke und einen Landbesitz, welcher nicht sein eigenes Erbtheil sondern Staatsgut war; dazu ernannte er Merwân noch zu seinem Geheimschreiber und Vezir, gab ihm eine seiner Töchter zur Frau und verschaffte ihm Reichthum mittelst der in Afrika gemachten Beute. Um die Gelegenheit frisch zu benützen und sich der einträglichsten Stellen zu bemächtigen, eilten andere Omaijaden herbei, junge ebenso fähige als ehrgeizige Männer, aber zugleich Söhne der erbittertsten Feinde Mohammed's. Das Volk war damit zufrieden; es war nur zu glücklich, die alten strengen, harten, mürrischen und traurigen Frömmler gegen muntere und geistvolle Edelleute zu vertauschen; aber groß war das Mißbehagen aller ihrer Religion wahrhaft ergebenen Moslim's, welche unüberwindliche Abneigung gegen die neuen Beherrscher der Provinzen empfanden. Wer unter ihnen erinnerte sich nicht mit Schaudern, daß Abû=Sofjân, der Vater jenes Moâwija, welchen Othmân zum Beherrscher ganz Syriens erhoben, die Armee befehligt hatte, von welcher Mohammed in Ochod geschlagen worden, sowie die, welche ihn in Medina belagert hatte? Als vornehmster Anführer der Mekkaner hatte er sich erst in dem Augenblicke ergeben, als er seine Sache verloren sah und als zehntausend Moslim's ihn und die Seinigen erwürgen wollten, und selbst da noch hatte er Mohammed, welcher ihn aufforderte, ihn als den Gesandten Gottes anzuerkennen, die Antwort gegeben: „Verzeih mir meine Aufrichtigkeit; über diesen Punkt behalte ich mir noch einige Zweifel vor.“ „Bekenne dich zum Propheten, oder du verlierst deinen Kopf,“ sagte man ihm darauf, und erst nach dieser Drohung wurde Abû=Sofjân Moslim. Einen Augenblick darauf (so kurz war sein Gedächtniß) hatte er schon vergessen, daß er es war. Und wer erinnert sich nicht der Hind, der Mutter Moâwija's, dieser abscheulichen Frau, welche sich aus den

Ohren und Nasen der in der Schlacht von Ochod getödteten Moslim's ein Halsband und Armspangen hatte machen lassen; welche den Bauch Chamza's, des Oheims des Propheten, aufgeschnitten, die Leber herausgerissen und mit ihren Zähnen zermalmt hatte? Der Sohn eines solchen Vaters und einer solchen Mutter, „der Sohn der Leberverschlingerin", wie man ihn nannte, konnte der wohl ein aufrichtiger Moslim sein? Seine Feinde leugneten laut, daß er es sei.

Mit dem Statthalter von Aegypten,[1] einem Milchbruder Othmân's, stand es noch schlimmer. Seine Tapferkeit war wohl unbestreitbar, denn er hatte den griechischen Statthalter von Numidien geschlagen und einen glänzenden Sieg über die griechische Flotte erfochten, die der seinigen an Zahl sehr überlegen war; aber er war Mohammed's Geheimschreiber gewesen, und wenn der Prophet ihm seine Eingebungen dictirte, hatte er dessen Worte verändert und den Sinn entstellt. Als man diese Ruchlosigkeit entdeckt hatte, war er entflohen und zum Götzendienst zurückgekehrt. Am Tage der Einnahme Mekka's hatte Mohammed den Seinigen befohlen, ihn zu tödten, sollte man ihn auch im Schutze der Vorhänge finden, welche den Tempel bedeckten. Der Abtrünnige nahm seine Zuflucht zu Othmân; dieser führte ihn zum Propheten und erbat Verzeihung für ihn. Mohammed schwieg lange. Endlich sprach er: „Ich verzeihe ihm;" aber als Othmân sich mit seinem Schützling zurückgezogen hatte, schoß Mohammed einen Blick voll Zorns auf seine Umgebung und sagte: „Wie konntet ihr mich so schlecht verstehen? schwieg ich doch, damit einer von euch sich erheben möchte, diesen Mann zu tödten!" Er war jetzt Statthalter geworden in einer der schönsten Provinzen des Reichs.

Walîd, ein leiblicher Bruder des alten Khalifen, war Statthalter von Cûfa. Er dämpfte den Aufstand von Adzerbaidschân, als diese Provinz versuchte, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen; seine Truppen nahmen, vereint mit den Truppen Moâwija's, Cypern und mehrere Städte Kleinasiens; die ganze Provinz lobte die Weisheit seiner Regierung,[2] aber sein Vater Okba hatte Mohammed ins Gesicht gespieen, ein anderes Mal hätte er ihn bald erwürgt; als er nachher von Mohammed zum Gefangenen gemacht und zum Tode verurtheilt worden, rief er aus: „Wer wird meine Kinder dann aufnehmen?" worauf der Prophet ihm antwortete: „Das höllische Feuer!" Und der Sohn, „das Kind der Hölle," wie er genannt ward, schien sich

[1]) Abdallâh ibn-Sad ibn-Abi-Sarch.

[2]) Weil, Geschichte der Chalifen Bd. I S. 171 Anm. 2.

vorgenommen zu haben, diese Vorhersagung zu rechtfertigen. Einst, nach einem Nachtmahl, welches durch die Freuden des Weins und die Anwesenheit schöner Sängerinnen bis zur Morgendämmerung ausgedehnt worden, hörte er den Muëzzin von der Höhe des Minarets herab die Stunde des Morgengebetes verkünden. Im Kopf noch vom Wein verwirrt und ohne andere Bekleidung als nur seine Tunica, begab er sich in die Moschee und sagte dort, besser als man hätte erwarten sollen, das gebräuchliche Gebet her, welches übrigens nur drei bis vier Minuten währt; aber als er zu Ende war, fragte er die Versammlung, wahrscheinlich um zu zeigen, er habe nicht zu viel getrunken: „Soll ich noch eines hersagen?" — „Bei Gott!" schrie darauf ein alter Moslim, welcher sich in der ersten Reihe hinter ihm befand, „von einem Menschen, wie du bist, hatte ich wohl nichts Anderes erwartet; doch hätte ich nicht gedacht, daß man uns aus Medina einen solchen Stadthalter schicken würde!" Und damit begann er, das Pflaster der Moschee aufzureißen. Seinem Beispiele folgten die unter den Umstehenden, welche seinen Eifer theilten, und Walîd kehrte schnell in seinen Palast zurück, um nicht gesteinigt zu werden. Wankenden Schrittes trat er ein, indem er die Verse eines heidnischen Dichters recitirte: „Wo es Wein und Sängerinnen gibt, könnt ihr sicher sein, mich zu finden. Ich bin eben nicht ein harter Kieselstein und nicht unempfänglich für schöne Dinge." Der große Dichter Chotaija scheint dies Abenteuer ganz artig gefunden zu haben. „Am Tage des Gerichtes," so sagt er in seinen Versen, „wird Chotaija bestätigen können, daß Walîd durchaus nicht den Tadel verdient, mit dem man ihn überhäuft. Was hat er denn im Grunde gethan? Nach beendigtem Gebet hat er gerufen: Wollt ihr mehr? Das kam daher, weil er ein wenig betrunken war und nicht genau wußte, was er sagte. Da ist es sehr glücklich, daß man dich zum Stillschweigen gebracht hat, Walîd! Sonst hättest du bis zum Weltende nicht aufgehört!" Es ist wahr, daß Chotaija, wiewohl ein Dichter ersten Ranges, dennoch nichts weiter war als ein Gottloser, welcher abwechselnd den mohammedanischen Glauben bekannte und verleugnete.[1] Auch gab es in Cûfa eine kleine Anzahl von Personen, die, vielleicht von den heiligen Männern Medina's bezahlt, nicht so dachten wie er. Zwei von diesen begaben sich in die Hauptstadt, um dort Walîd anzuklagen. Anfangs weigerte Othmân sich, ihre Aussage anzuhören; jedoch Alî schlug sich

[1]) Siehe über Chotaija die Bemerkung von Caussin, bei de Slane, englische Uebersetzung des Ibn-Khallicân Bd. I S. 209.

ins Mittel, und Walîd ward zum großen Bedauern der Araber von Cûfa seines Amtes entsetzt.[1]

Die Wahl der Statthalter war nicht der einzige Vorwurf, welchen die fromme Partei dem alten Khalifen machte. Sie warf ihm unter Anderem vor, mehrere Gefährten des Propheten mißhandelt zu haben, einen heidnischen Gebrauch, den Mohammed abgeschafft, wieder erneuert und daran gedacht zu haben, seine Residenz in Mekka aufzuschlagen. Aber was sie ihm am wenigsten verzeihen konnten, war die neue Ausgabe des Korans, welche auf seine Anordnung, nicht durch die am besten unterrichteten Männer (sogar Der, welchen Mohammed als den besten „Leser" des Korans bezeichnet hatte, blieb ausgeschlossen) sondern durch solche beschafft wurde, welche ihm am ergebensten waren; und dennoch sollte diese Ausgabe die einzige gute sein, und der Khalif hatte befohlen, alle übrigen zu verbrennen.

Fest entschlossen, einen solchen Zustand der Dinge nicht länger zu dulden, fingen die alten Mitbewerber Othmân's, Alî, Zobair und Talcha (durch die den Armen bestimmten Gelder, die sie sich zugeeignet hatten, so reich geworden, daß sie ihr Vermögen nur nach Millionen zählten) an, mit vollen Händen Geld auszustreuen, um dadurch überall Aufstände zu erregen. Allein es gelang ihnen nur zur Hälfte; hier und dort gab es wohl einzelne Aufwiegelungen, aber die Massen blieben dem Khalifen treu. Zuletzt ließen die Verschwörer, die auf die Gesinnung der Mediner rechneten, einige hundert Beduinen in die Hauptstadt kommen, jene riesig gewachsenen und gebräunten Männer, welche für Geld immer bereit waren, jeden Beliebigen zu ermorden.[2] Nachdem diese sogenannten Rächer der beschimpften Religion den Khalifen im Tempel mißhandelt hatten, belagerten sie ihn in seinem Palaste, welcher nur fünfhundert Mann zur Vertheidigung hatte, größtentheils Sklaven, von Merwân befehligt. Man hoffte, daß Othmân freiwillig dem Thron entsagen werde; doch diese Erwartung wurde getäuscht: der Khalif, welcher glaubte, man würde nicht wagen, sich an seinem Leben zu vergreifen, und der auf die Hilfe Moâwija's rechnete, bewies große Festigkeit. So mußte man zu den äußersten Mitteln seine Zuflucht nehmen. Nach einer mehrwöchentlichen Belagerung drangen die Räuber durch ein anstoßendes Haus in den Palast, metzelten den achtzigjährigen Greis, gerade um die Stunde als er andächtig im Koran

---

[1]) Masudi, Manuscr. 127 S. 185; al-Mokhtâr min nawâdir al-akhbâr, Leydener Manuscr. 495, fol. 28 v.

[2]) S. Weil Bd. I S. 166.

las, nieder, und um das Werk zu krönen, beraubten sie den öffentlichen Schatz. Merwân und die übrigen Omaijaden behielten noch Zeit zur Flucht (656).

Die Mediner, die „Vertheidiger" (dieser Titel ging nämlich von Mohammed's Gefährten auf deren Nachkommen über), hatten ruhig zugesehn, und das Haus, durch welches die Mörder in den Palast gedrungen waren, gehörte dem Beni-Chazm, einer Familie unter den „Vertheidigern," welche sich später durch ihren Haß gegen die Omaijaden hervorthat. Diese unzeitige Neutralität, welche nur zu sehr der Mitschuld gleich sah, ward ihnen von ihrem Dichter Chassân ibn-Thâbit bitter vorgeworfen, der ein ergebener Parteigänger Othmân's gewesen war und mit Recht fürchtete, die Omaijaden möchten den Mord ihres Verwandten an seinen Stammgenossen rächen. „Als der ehrwürdige Greis," so sagte er, „den Tod vor Augen sah, haben die Vertheidiger nichts zu seiner Rettung gethan! Wehe! bald wird in euren Wohnungen der Ruf erschallen: Gott ist groß! Rache, Rache für Othmân!"[1]

Alî, welcher von den „Vertheidigern" zum Khalifat erhoben worden, setzte alle Statthalter Othmân's ab und ersetzte sie durch Moslim's von der alten Sorte, namentlich durch „Vertheidiger." Die Orthodoxen triumphirten; sie wollten die Macht wieder ergreifen, die Adeligen der Stämme zerschmettern, wie auch die Omaijaden, diese Bekehrten von gestern her, welche es verstanden, morgen schon Priester und Lehrer zu sein.

Ihre Freude war nicht von langer Dauer. Die Zwietracht brach unter den Häuptern selbst aus. Als sie die Mörder dingten, hatte jeder der Triumvirn auf das Khalifat gerechnet. Nachdem Talcha und Zobair mit dem Säbel gezwungen worden, ihrem glücklichen Mitbewerber den Eid zu leisten, verließen sie, in ihren Hoffnungen getäuscht, Medina, um sich mit der ehrgeizigen und treulosen Aischa, der Wittwe des Propheten, zu verbinden; sie hatte früher gegen Othmân conspirirt, erregte jetzt aber das Volk zur Rache und zum Aufruhr gegen Alî, welchen sie mit der ganzen Macht des verwundeten Stolzes haßte, da er es einmal, noch bei Lebzeiten ihres Gatten, gewagt hatte, ihre Tugend zu bezweifeln.

Wie sollte nun wohl der Ausgang des Kampfes werden, welcher jetzt entbrannte? Das konnte keine Berechnung bestimmen. Die Verbündeten hatten erst eine sehr kleine Anzahl Soldaten; Alî zählte zu

---

[1]) Masûdî S. 194; Ibn-Badrûn S. 148.

seiner Partei nur die Mörder Othmân's und „die Vertheidiger". Der Nation kam es zu, sich für die eine oder die andere Partei zu erklären.

Sie blieb neutral. Bei der Nachricht von der Ermordung des guten Greises erscholl ein Schrei des Unwillens durch alle Provinzen des weiten Reiches. Wenn die Mitschuld Zobair's und Talcha's weniger bekannt gewesen wäre, hätten sie vielleicht auf die Sympathie der Massen rechnen können, da sie jetzt vorgaben, Alî bestrafen zu wollen. Aber ihr Antheil an dem verübten Verbrechen war für niemanden ein Geheimniß. „Sollen wir dir denn den Brief zeigen," so antworteten die Araber dem Talcha in der Moschee von Baçra, „den Brief, in welchem du uns aufmunterst, uns gegen Othmân zu empören?" „Und du", sagte man zu Zobair, „hast du nicht die Einwohner von Cûfa zum Aufstand aufgerufen?" So gab es denn beinahe niemanden, der sich für einen dieser Heuchler schlagen wollte, man zeigte ihnen allgemein Verachtung. Einstweilen suchte man, so viel wie möglich den Stand der Dinge so zu erhalten, wie Othmân und die von ihm ernannten Statthalter ihn eingeführt. Als der Officier, welchem Alî die Statthalterschaft von Cûfa gegeben, sich auf seinen Posten begeben wollte, kamen die Araber dieser Stadt ihm entgegen und erklärten ihm rund heraus, daß sie die Bestrafung der Mörder Othmân's forderten, daß sie ihren jetzigen Statthalter behalten wollten, und was ihn betreffe, so würden sie ihm den Schädel spalten, wenn er sich nicht augenblicks zurückzöge. Der „Vertheidiger", welcher Syrien beherrschen sollte, wurde an der Grenze durch Reiter aufgehalten. „Warum kommst du hierher? fragte ihn der Commandant. — „Euer Emir zu werden." — „Wenn ein Anderer als Othmân dich schickt, so wirst du wohl daran thun, sogleich wieder umzukehren." „So weiß man also nicht, was in Medina vorgefallen?" — „Das weiß man genau, und gerade deßhalb räth man dir, wieder dorthin zurückzukehren, woher du gekommen." Der „Vertheidiger" war so klug, diesen Rath zu befolgen.

Endlich fand Alî willkommene Freunde und gelegene Diener in den Arabern von Cûfa, die er nicht ohne Mühe für seine Sache gewann, indem er ihnen versprach, seine Residenz in ihrer Stadt aufzuschlagen und dieselbe zur Hauptstadt des Reiches zu erheben. Mit ihrer Hilfe gewann er die „Schlacht des Kameels," welche ihn von seinen Mitbewerbern befreite; Talcha wurde tödtlich verwundet, Zobair kam durch Mord auf der Flucht um, Aischa erbat und erhielt Ver-

zeihung. Den „Vertheidigern", welche den Hauptheil der Reiterei bildeten, gebührt vor allem die Ehre dieses Sieges![1]

Hiermit war Alî Herr von Arabien, Irâk und Aegypten geworden, welches nur so viel sagen will, daß seine Autorität in diesen Provinzen nicht geradezu öffentlich bestritten wurde; aber diente man ihm auch, so geschah dies gleichwohl mit außerordentlicher Kälte und augenscheinlicher Abneigung. Die Araber des Irâk, deren Beistand ihm am wichtigsten war, wußten stets einen Vorwand zu finden, um nicht zu marschiren, wenn er ihnen den Befehl dazu gab: im Winter war es ihnen zu kalt, im Sommer zu heiß.[2]

Nur Syrien weigerte sich fortwährend, ihn anzuerkennen. Wenn auch Moâwija es gewollt hätte, so würde er es nicht gekonnt haben, ohne seine Ehre zu beflecken. Noch heutigen Tages rächt der ausgeartete und unterdrückte aegyptische Fellâh den Mord seines Verwandten, wiewohl er weiß, daß er seine Rache mit dem Kopf bezahlen muß.[3] Konnte also Moâwija den Meuchelmord Desjenigen unbestraft lassen, dessen Großvater der Bruder des seinigen gewesen war? Konnte er sich dem Manne unterwerfen, unter dessen Feldherren die Mörder sich befanden? Und dennoch war es nicht die Stimme des Blutes, die ihn drängte; ihn trieb brennender Ehrgeiz. Hätte er es gewollt, so würde er wahrscheinlich Othmân haben retten können, wenn er mit einer Armee ihm zu Hilfe gekommen wäre. Aber wozu hätte ihm das genützt? Wurde Othmân gerettet, so blieb er, was er war, Statthalter von Syrien. Er gestand es selbst ein: seit der Prophet ihm gesagt: „Wenn du die Statthalterschaft erhältst, so benimm dich gut," hatte er keinen andern Zweck, keine andere Sorge, keinen andern Gedanken, als das Khalifat zu erhalten.[4] Jetzt ward er durch die Umstände wunderbar begünstigt; nachdem er Alles gehofft hatte, konnte er nun Alles wagen. Seine Absicht ging ihrer Erfüllung entgegen ohne Zwang, ohne Gewissensbisse. Er hatte eine gerechte Sache in seiner Hand und er konnte auf die Araber Syriens rechnen; sie waren ihm mit Leib und Leben ergeben. Höflich, liebenswürdig, großmüthig und ein Menschenkenner, dazu sanft oder streng je nach den Umständen, hatte er sich ihre Achtung und Liebe durch

[1]) Siehe Masûdi S. 204—206.

[2]) Eine Aeußerung von Alî selbst, als er mit den Arabern des Irâk sprach (bei Reiske, Anmerkungen zu Abûlfeda Bd. I S. 67).

[3]) Burckhardt S. 178.

[4]) Nawawi S. 565.

seine persönlichen Eigenschaften erworben. Außerdem bestand zwischen ihnen und ihm selbst Gemeinsamkeit der Ansichten, der Gefühle und Interessen. Der Islam war für die Syrer ein todter Buchstabe geblieben, eine leere und verwirrte Formel, deren Sinn sie durchaus nicht zu ergründen trachteten. Die Pflichten und der Ritus dieser Religion widerstanden ihnen; sie empfanden einen eingefleischten Haß gegen diese neuen Edlen, welche kein anderes Recht hatten, ihnen zu befehlen, als daß sie Mohammed's Gefährten gewesen waren; sie sehnten sich zurück nach dem Ansehen und der Macht ihrer Stammhäuptlinge. Wenn man sie sich selbst überlassen hätte, so würden sie geradeaus auf die beiden heiligen Städte losmarschirt sein, um sie auszuplündern, einzuäschern und die Einwohner zu erwürgen. Der Sohn des Abû-Sofjân und der Hind theilte ihre Wünsche, ihre Befürchtungen, ihren Groll und ihre Hoffnungen. Das war die wirkliche Ursache jener Sympathie, welche zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen bestand, eine Sympathie, welche sich auf eine rührende Art bewies, als Moâwija nach einer langen und glorreichen Regierung den letzten Seufzer ausgehaucht hatte und man ihm die letzten Ehrenbezeigungen erwies. Der Emir, welchem Moâwija die Regierung bis zu Jezîd's, des Thronerben, Ankunft in Damask anvertraute, hatte befohlen, daß der Sarg des hohen Verblichenen von seinen Verwandten getragen werden sollte; aber als am Tage des Leichenbegängnisses der Zug sich zu ordnen begann, sagten die Syrer zum Emir: „So lange der Khalif lebte, haben wir an all seinen Unternehmungen Theil genommen, und seine Freuden wie seine Leiden sind die unsrigen gewesen. Erlaube uns also, daß wir jetzt auch auf unsern Antheil Anspruch machen." Und als der Emir ihnen ihre Bitte bewilligt hatte, wollte Jeder, wenn auch nur mit den Fingerspitzen, die Bahre berühren, auf welcher die sterbliche Hülle ihres vielgeliebten Prinzen ruhte, so daß das Leichentuch vom Zudrange zerrissen ward. [1]

Gleich von Anbeginn hatte Alî sich davon überzeugen können, daß die Syrer die Sache Moâwija's mit ihrer eigenen Sache identificirten. „Jeden Tag", so sagte man ihm, „kommen hunderttausend Menschen in die Moschee, um unter der blutigen Tunica Othmân's zu weinen, und sie haben geschworen, sich an dir zu rächen." Sechs Monate waren seit dem Morde verflossen, als Alî, der Sieger in der Schlacht des Kameels, Moâwija zum letzten Male aufforderte, sich zu

[1]) Raichân, fol. 200 r

ergeben. Da ging Moâwija zu den in der Moschee versammelten Arabern, wies auf die mit Blut befleckte Tunica und fragte sie um ihren Rath. So lang er sprach, hörte man ihm in ehrerbietiger und andächtiger Stille zu; aber sobald er geendet hatte, ergriff einer der Edlen im Namen Aller das Wort und sagte mit aufrichtig empfundener Unterwürfigkeit: „Dir kommt es zu, Fürst, uns zu rathen und zu befehlen, uns gebührt es, dir zu gehorchen und zu handeln." Und bald verkündete man überall folgenden Befehl: „Alle Männer, welche im Stande sind, Waffen zu tragen, sollen sich ohne Verzug unter die Fahnen schaaren; Derjenige, welcher binnen drei Tagen nicht auf seinem Posten ist, wird mit dem Tode bestraft." Am festgesetzten Tage fehlte Keiner beim Aufruf. Die Begeisterung war allgemein und aufrichtig: der Kampf galt einer wahrhaft nationalen Sache. Syrien allein verschaffte dem Moâwija mehr Soldaten, als alle anderen Provinzen zusammengenommen dem Alî stellen konnten. Dieser verglich voll Schmerz den Eifer und die Hingabe der Syrer mit der Lauheit und Gleichgiltigkeit seiner Araber aus Irâk: „Ich würde gern zehn von euch gegen einen der Soldaten Moâwija's austauschen," sagte er zu ihnen.[1] „Bei Gott! er wird den Sieg davon tragen, dieser Sohn der Leberverschlingerin!"[2]

Es schien, als ob der Streit in den Ebenen von Ciffîn am westlichen Ufer des Euphrat durch den Säbel geschlichtet werden würde. Als indessen die beiden Armeen einander gegenüberstanden, vergingen noch mehrere Wochen mit Unterhandlungen, welche zu nichts führten, und mit Scharmützeln, die, obwohl blutig, doch gar kein Resultat herbeiführten. Man vermied von beiden Seiten noch eine offene und entscheidende Schlacht. Endlich, nachdem jeder Versuch zu einem Vergleich gescheitert war, kam es zum Kampf. Die alten Gefährten Mohammed's kämpften bei dieser Gelegenheit mit der selben fanatischen Wuth wie zur Zeit als sie die Beduinen zwangen, zwischen dem mohammedanischen Glauben und dem Tode zu wählen. Denn in ihren Augen waren die Araber Syriens nichts weiter als Heiden. „Ich schwöre es," sagte Ammâr, damals ein neunzigjähriger Greis, „daß es vor Gott nichts Verdienstlicheres geben kann als diese Gottlosen zu bekämpfen. Wenn ihre Lanzen mich tödten, so sterbe ich als Märtyrer für den wahren Glauben. Folgt mir, ihr Gefährten des Propheten! die Pforten des Himmels

[1] Masûdi, man. 537 d., fol. 159 r.
[2] Weil Bd. I S. 217 Anmerkung.

öffnen sich für uns, die Huri's erwarten uns!"[1] Und indem er sich in das dichteste Handgemenge warf, focht er wie ein Löwe, bis er, von Hieben durchstochen, verschied. Als die Araber des Irâk nun sahen, daß es sich um ihre Ehre handelte, fochten sie ihrerseits besser, als man es von ihnen geglaubt hätte; und die Reiterei Alî's machte einen so kräftigen Angriff, daß die Syrer zurückwichen. Moâwija, der die Schlacht verloren glaubte, setzte schon einen Fuß in den Steigbügel, um die Flucht zu ergreifen, als Amr, der Sohn Aci's, sich ihm nahte. Zu diesem sagte der Fürst: „Nun, hast du, der sich immer rühmt, aus jeder Schlinge sich herauszuziehen zu können, nicht vielleicht ein Mittel gefunden gegen das Unglück, das uns bedroht? Erinnere dich, daß ich dir die Statthalterschaft von Aegypten versprochen habe, im Falle, daß ich siegen würde, und sage du mir, wie ich es machen soll."[2]

Ihm antwortete Amr, welcher in der Armee Alî's geheime Verbindungen hatte: „Du mußt denjenigen Soldaten, welche ein Exemplar des Korans besitzen, befehlen, es an der Spitze ihrer Lanzen zu befestigen, und dann mußt du zu gleicher Zeit ankündigen, daß du diesem Buche die Entscheidung anheim stellst. Ich stehe dir dafür, daß dieser Rath gut ist."

In der Vermuthung einer möglichen Niederlage hatte Amr im Voraus diesen Theatercoup mit mehreren Häuptlingen der feindlichen Armee besprochen,[3] unter denen Aschath, der treuloseste Mann jener Zeit, der vornehmste war. Er hatte nicht viel Ursache dem Islam und seinen Stiftern anzuhangen; denn zur Zeit als er noch ein Heide und Häuptling des Stammes Kinda war, maßte er sich stolz den Titel eines Königs an, und als er den Islam unter Abû-Bekr abgeschworen hatte, mußte er sehen, wie die Moslim's der ganzen Besatzung seiner Festung Nodschair die Köpfe abschnitten.

Moâwija befolgte den Rath, welchen Amr ihm gegeben hatte, und befahl, die Exemplare des Korans an die Lanzen zu heften. Das heilige Buch war in dieser achtzigtausend Mann starken Armee nur selten: man fand kaum fünfhundert Exemplare;[4] aber das war in den Augen Aschath's und seiner Freunde genug; sie schaarten sich um den Khalifen und riefen: „Wir nehmen die Entscheidung des Buches Gottes an; wir wollen Waffenstillstand!"

[1]) Weil Bd. I S. 225.
[2]) Raichân fol. 197; Masûdi, fol. 231 r.
[3]) Siehe Weil Bd. I S. 227.
[4]) Masûdi fol. 231 r.

„Das ist eine List, eine ruchlose Falle," sagte Alî, indem er vor Unwillen bebte; „kaum wissen diese Syrer, was der Koran ist; sie übertreten die Befehle desselben unaufhörlich!"

„Aber weil wir für das Buch Gottes kämpfen, so dürfen wir es nicht verwerfen."

„Wir kämpfen, um diese Menschen zu zwingen, sich den Gesetzen Gottes zu ergeben; denn sie haben sich gegen den Allmächtigen erhoben und sein heiliges Buch verworfen. Glaubst du denn, daß dieser Moâwija, dieser Amr und dieser ‚Sohn der Hölle', glaubst du, daß alle diese Anderen sich um die Religion oder um den Koran kümmern? Da kenne ich sie besser als du; ich habe sie schon in ihrer Kindheit gekannt und habe sie gekannt, als sie zu Männern geworden waren; aber gleichviel, Mann oder Kind, sie waren immer dieselben Bösewichter." [1]

„Einerlei, sie berufen sich auf das Buch Gottes, und du berufst dich auf dein Schwert."

„Ach! ich sehe nur zu deutlich, daß ihr mich verlassen wollt. Geht also, geht, und vereinigt euch mit Denen, die noch übrig sind von jenem Bündniß, welches sich zur Bekämpfung unseres Propheten bildete! Geht und schlagt euch zu jenen Männern, welche sagen: Gott und sein Prophet — Betrug und Lüge ist das Alles!"

„Schicke sogleich zu Aschtar" — er war Führer der Cavallerie — „den Befehl zum Rückzug; wo nicht, so erwartet dich das Schicksal Othmân's." [2]

Da er wußte, daß sie im Nothfall vor der Ausführung dieser Drohung nicht zurückschrecken würden, gab Alî nach. Er schickte den Befehl zum Rückzuge dem siegreichen Feldherrn, als er gerade den Feind mit gezücktem Säbel verfolgte. Aschtar weigerte sich zu gehorchen. Da erhob sich ein neuer Tumult. Alî wiederholte seinen Befehl. „Aber dann weiß der Khalif wohl nicht," rief der tapfere Aschtar, „daß der Sieg unser ist? Soll ich denn in dem Augenblick mich zurückziehn, da der Feind eine vollständige Niederlage erleiden wird?" — „Und wozu würde dir denn dein Sieg nützen," antwortete ihm ein Araber aus Irâk, einer der Gesandten „wenn unterdessen Alî getödtet würde?"

Trotz alle dem ließ der Feldherr zum Rückzug blasen.

An diesem Tage konnte der frühere König der Kinda die Süßig-

---

[1]) Masûdi fol. 232 r. und v.

[2]) Schahrastâni S. 85, 86.

keit der Rache schmecken; er war es, der den Anfang zur Vernichtung jener frommen Moslim's machte, die ihn seiner Königswürde beraubt und seine Stammgenossen zu Nodschair getödtet hatten. Alî sandte ihn zu Moâwija, um diesen fragen zu lassen, auf welche Art nach seiner Meinung der Streit durch den Koran entschieden worden. Moâwija antwortete: „Alî und ich wollen jeder einen Schiedsrichter ernennen. Diese beiden Schiedsrichter sollen nach dem Koran entscheiden, welcher von uns Beiden das meiste Recht zum Khalifat habe. Was mich anbetrifft, so wähle ich Amr, den Sohn Alî's."

Als Aschath diese Antwort an Alî gebracht hatte, wollte dieser letztere seinen Vetter Abdallâh, einen Sohn des Abbâs, wählen. Das wurde ihm aber nicht erlaubt: dieser nahe Anverwandte würde zu parteiisch sein. Und als Alî darauf seinen tapfern Feldherrn Aschtar vorschlug, rief man: „Wer hat denn die Welt in Brand gesetzt, wenn nicht gerade Aschtar?" Der treulose Aschath sagte: „Wir wollen keinen anderen Schiedsrichter als Abû-Mûsâ." — „Aber dieser Mann grollt mir," rief Alî, „weil ich ihm die Statthalterschaft von Cûfa genommen habe; er hat mich verrathen, er hat die Araber verhindert, mir in den Krieg zu folgen, wie könnte ich ihn mit meinen Angelegenheiten betrauen?" — „Wir wollen aber keinen Andern als ihn," antwortete man, und die schrecklichsten Drohungen begannen von neuem. Endlich, des Streites müde, gab Alî seine Einwilligung.

Zwölftausend von seinen Soldaten verließen darauf sogleich seine Sache, nachdem sie ihn vergeblich aufgefordert hatten, den Vertrag, welchen er soeben geschlossen, für nichtig zu erklären; denn diesen sahen sie als eine Gotteslästerung an, da die Entscheidung dieses Streites nicht den Menschen sondern Gott allein zukomme. Es waren Verräther unter ihnen, wenn es wahr ist, wie man behauptet, daß Aschath von ihrer Partei war; meistens waren sie indeß fromme „Leser des Korans", zuverlässige Männer, ihrer Religion sehr zugethan und sehr orthodox; aber sie verstanden die Orthodoxie ganz anders als Alî und die medinische Aristokratie. Seit langer Zeit schon völlig entrüstet über die Verderbtheit und die Heuchelei der Gefährten Mohammed's, welche die Religion nur als Mittel zur Bewerkstelligung ihrer Pläne weltlichen Ehrgeizes gebrauchten, hatten diese „Nonconformisten"[1] beschlossen, sich bei ehester Gelegenheit von der officiellen Kirche zu trennen. Republikaner und Demokraten, sowohl hinsichtlich der Religion wie der Politik, und zugleich strenge Moralisten (so daß sie eine schwere

[1]) Auf Arabisch Khawâridsch.

Sünde der Ungläubigkeit gleich achteten), zeigen sie uns verschiedene Berührungspunkte mit den englischen Independenten des siebenzehnten Jahrhunderts, der Partei Cromwell's.[1]

Der Schiedsrichter, welchen Alî ernannt hatte, ward nach Einigen von seinem Collegen betrogen; nach Anderen betrog er seinen Herrn. Wie dem auch sei, der Krieg begann von neuem. Alî erfuhr Mißgeschick über Mißgeschick, Unfall über Unfall. Sein glücklicher Nebenbuhler nahm ihm zuerst Aegypten, nachher Arabien. Als er sich zum Herrn von Medina gemacht, sagte der syrische Feldherr von der Kanzel herab: „Ihr Ausiten und Khazradschiten! Wo ist denn nun jener ehrwürdige Greis, welcher früher diesen Platz einnahm?... Bei Gott! wenn ich den Zorn Moâwija's, meines Herrn, nicht fürchtete, so würde ich keinen von euch verschonen!... Leistet dem Moâwija den Eid, ohne Unwillen dabei zu empfinden, dann wird man euch begnadigen." Der größte Theil der „Vertheidiger" war damals in der Armee Alî's; die Anderen ließen sich den Schwur abzwingen.[2]

Bald darauf kam Alî als Opfer eines jungen nonconformistischen Mädchens um; er hatte ihren Vater und Bruder enthaupten lassen, und als ihr Vetter sie zur Frau begehrte, forderte sie als Preis ihrer Hand den Kopf des Khalifen (661).

Chasan, sein Sohn, wurde der Erbe seiner Ansprüche auf das Khalifat. Dieser war wenig zum Anführer einer Partei geeignet: träger und sinnlicher Natur, zog er ein angenehmes stilles und üppiges Leben dem Ruhme, der Macht und den Sorgen des Thrones vor. Der wahre Anführer der Partei war von nun an der „Vertheidiger" Kais, der Sohn Sad's, ein Mann von riesenhafter Größe, athletischer Gestalt, ein wahrer Typus körperlicher Kraft; er hatte sich in zwanzig Schlachten durch seine glänzende Tapferkeit ausgezeichnet. Seine Frömmigkeit war exemplarisch: er erfüllte seine religiösen Pflichten, wenn es sein mußte, selbst mit Gefahr seines Lebens. Als er sich eines Tages niedergebeugt hatte, um sein Gebet zu verrichten, bemerkte er eine große Schlange an der Stelle, wohin er eben seinen Kopf legen wollte. Zu gewissenhaft, um sein Gebet zu unterbrechen, setzte er es fort und stützte ruhig seinen Kopf zur Seite des kriechenden Thieres. Die Schlange umwand seinen Hals, that ihm jedoch nichts zu Leide. Als er sein Gebet beendet hatte, ergriff er die Schlange und schleuderte sie weit von sich.[3] Dieser fromme Moslim haßte Moâwija, nicht

[1]) Wir werden später Gelegenheit finden, auf diese merkwürdige Secte zurückzukommen.
[2]) Weil Bd. I S. 246.
[3]) Masûdî S. 278.

nur weil er ihn als Feind seiner Stammgenossen überhaupt, und seiner Familie insbesondere ansah, sondern auch weil er ihn für ungläubig hielt; nie hat Kais zugeben wollen, daß Moâwija ein Moslim sei. Diese beiden Männer haßten sich dermaßen, daß zur Zeit als Kais noch Statthalter von Aegypten für Alî war, sie in Briefwechsel traten, nur um sich das Vergnügen zu verschaffen, einander Beleidigungen zu sagen. Der Eine fing seinen Brief an mit: „Jude, Sohn eines Juden," der Andere antwortete: „Du Heide, Sohn eines Heiden! Du hast den Islam mit Widerwillen und gezwungen angenommen; aber du hast ihn nach deinem freien Gefallen verworfen. Dein Glaube, solltest du überhaupt irgend welchen haben, ist von ganz neuem Datum, aber deine Heuchelei ist alt." [1]

Chasan verbarg gleich von Anfang an seine friedlichen Absichten sehr schlecht. „Strecke deine Hand aus," sagte Kais zu ihm; „ich werde dir den Eid leisten, wenn du zuvor geschworen hast, dich nach dem Buche Gottes zu richten wie nach den Gesetzen, die der Prophet uns gegeben, und unsere Feinde zu bekämpfen." -- „Ich schwöre," erwiderte Chasan, „mich nach Allem zu richten, was ewig ist, nach dem Buche Gottes sowie nach den Gesetzen des Propheten; aber du sollst dich ebenfalls verpflichten, mir zu gehorchen; du sollst Diejenigen bekämpfen, die ich selbst bekämpfe, und du sollst Frieden schließen, sobald ich selbst ihn schließe." Man leistete ihm den Eid, allein seine Worte hatten einen sehr schlechten Eindruck gemacht. „Das ist der rechte Mann nicht, den wir nöthig haben," sagte man einander; „er will keinen Krieg." Was die „Vertheidiger" betrifft, so war Alles verloren, sobald Moâwija siegte. Es dauerte nicht lange, bis ihre Befürchtung sich bewahrheitet hatte. Obgleich Chasan über eine beträchtliche Armee disponiren konnte, blieb er doch während mehrerer Monate unthätig zu Madâjin; vielleicht unterhandelte er schon mit Moâwija. Endlich schickte er Kais an die Grenze von Syrien, aber mit zu wenig Truppen, so daß der tapfere „Vertheidiger" durch die Ueberzahl überwältigt wurde. Als die Flüchtlinge in der größten Unordnung in Madâjin ankamen, mißhandelten sie Chasan, der, wenn er sie auch nicht dem Feinde ausgeliefert hatte, jedenfalls eine zweideutige Rolle spielte. Darauf beeilte Chasan sich, Frieden mit Moâwija zu schließen, indem er sich verpflichtete, keine Ansprüche mehr auf das Khalifat zu erheben. Moâwija setzte ihm einen glänzenden Gehalt aus und versprach seinen Anhängern vollkommene Amnestie.

---

[1]) Mobarrad S. 304, 305; Masûdî S. 277.

Kais hatte indeß noch fünftausend Mann unter seinem Befehl, die nach dem Tode Alî's sich alle zum Zeichen der Trauer den Kopf kahl geschoren hatten. Mit dieser kleinen Armee wollte er den Krieg fortsetzen; aber da er nicht recht wußte, ob seine Soldaten seinen brennenden Eifer theilten, sagte er zu ihnen: „Wenn ihr wollt, so laßt uns fortfahren zu kämpfen und uns lieber bis auf den letzten Mann tödten lassen als uns ergeben; aber wenn ihr es vorzieht, Begnadigung zu erbitten, so werde ich sie euch verschaffen. Wählt also." Die Soldaten zogen die Begnadigung vor.[1] Also begab sich Kais, begleitet von seinen vornehmsten Stammgenossen, zu Moâwija und bat um Gnade für sich und die Seinigen. Zugleich erinnerte er ihn an die Worte des Propheten, der auf seinem Sterbebette die „Vertheidiger" den anderen Moslim's empfohlen hatte, indem er gesagt: „Ehret diese Männer, welche dem Propheten auf der Flucht Obdach gewährt und den Erfolg seiner Sache begründet haben." Am Schluß seiner Rede gab er zu verstehen, daß die „Vertheidiger" sich glücklich schätzen würden, wenn er ihre Dienste annehmen wollte; denn, trotz ihrer Frömmigkeit, trotz ihres Widerwillens, einem Ungläubigen zu dienen, konnten sie sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, ihre hohen und einträglichen Stellen zu verlieren. Moâwija antwortete ihnen mit folgenden Worten: „Ich begreife gar nicht, ihr Vertheidiger, welches Anrecht ihr auf meine Gnade haben könntet. Bei Gott! ihr seid ja meine allererbittertsten Feinde gewesen! Waret ihr es doch, die in der Schlacht von Ciffîn bald meinen Untergang herbeigeführt hättet, als ihr mit euren blitzenden Lanzen den Tod in die Reihen meiner Soldaten warft. Die Satiren eurer Dichter sind für mich eben so viele Nadelstiche gewesen. Und jetzt, da Gott befestigt hat, was ihr umwerfen wolltet, sagt ihr zu mir: Beachte die Empfehlung des Propheten? Nein, zwischen uns gibt es keine Gemeinschaft." Da Kais so in seinem Stolz verwundet wurde, änderte er seinen Ton und sagte: „Unser Anrecht an deine Güte ist kein anderes, als daß wir gute Moslim's sind, und das genügt in den Augen Gottes; es ist freilich wahr, daß Diejenigen, welche sich verbündet haben, den Propheten zu bekämpfen, andere Ansprüche bei euch geltend machen können; wir neiden sie ihnen nicht. Es ist wahr, wir sind deine Feinde gewesen; jedoch, hättest du es gewollt, so wäre der Krieg zu vermeiden gewesen. Unsere Dichter sollen dich mit ihren Satiren verfolgt haben? Nun, was sie Falsches gesagt haben, wird vergessen werden, und was sie Wahres gesagt haben, wird bleiben.

---

[1]) Abû-'l-machâsin Bd. I S. 113.

Deine Macht hat sich befestigt, das bedauern wir. Damals in der Schlacht von Ciffin, als wir beinahe deinen Untergang verursacht hätten, da fochten wir unter der Fahne eines Mannes, welcher durch Gehorsam gegen Gott das Rechte zu thun glaubte. Was die Empfehlung des Propheten anbelangt, so wird sich darnach richten, wer an ihn glaubt; aber da du sagst, daß zwischen uns eine völlige Unvereinbarkeit besteht, so kann von nun an Gott allein dich verhindern, Böses zu thun, Moâwija!" — „Entferne dich augenblicklich!" rief der Khalif ihm zu, ganz entrüstet über so viel Kühnheit.[1]

Die „Vertheidiger" waren unterlegen. Die Macht kehrte natürlich zu den Stammhäuptlingen zurück, zu dem alten Adel. Dennoch waren die Syrer nicht befriedigt! Sie hatten gehofft, die Freude einer vollständigen und ganzen Rache zu genießen. Dies erlaubte die Mäßigung Moâwija's ihnen nicht; aber sie wußten wohl, daß einst der Tag erscheinen werde, an dem man von neuem anfangen werde, und daß, wenn dieser Tag endlich gekommen, es zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen müsse. Der „Vertheidiger" Eingeweide wandten sich ihnen im Leibe um vor Aerger, Zorn und Wuth. So lange Moâwija lebte, war die Macht der Omaijaden zu fest gegründet, als daß sie irgend etwas hätten unternehmen können; aber Moâwija war nicht unsterblich, und die Mediner, weit davon entfernt, dem Unmuthe zu erliegen, bereiteten sich vor zu einem neuen Kampfe.

In dieser Zwischenzeit erzwungener Unthätigkeit war die Aufgabe der Krieger den Dichtern zugefallen; von beiden Seiten ergoß der Haß sich in blutigen Satiren. Noch außerdem quälte man einander ohne Aufhören; es gab tägliche Häkeleien, unaufhörliche Aergernisse; die Syrer und die Fürsten des Hauses Omaija versäumten keine Gelegenheit, die „Vertheidiger" ihren Haß und ihren Abscheu fühlen zu lassen, und diese zahlten zurück in gleicher Münze.[2]

[1]) Masûdî S. 277, 278.

[2]) Siehe Raichân fol. 138 r. — 139 r.; Nouveau Journ. asiat. Bd. XIII S. 295—297; Raichân fol. 139 r. und v., 140 r.; Masûdî 537 d, fol. 141 r. und v

IV.

Ehe er starb, hatte Moâwija seinem Sohne Jezîd anempfohlen, fortwährend sein Auge auf Chosain zu richten, den zweiten Sohn Ali's (Chasan, der älteste, lebte nicht mehr), und auf den Emigrirten Abdallâh, den Sohn des Zobair, welcher dem Schwiegersohne des Propheten den Thron streitig gemacht hatte. Diese beiden Männer waren in der That gefährlich. Als Chosain dem Abdallâh in Medina, wo sie beide wohnten, begegnete, sagte er zu ihm: „Ich habe guten Grund, zu glauben, daß der Khalif todt ist." — „Welchen Entschluß wirst du in diesem Falle fassen?" fragte Abdallâh ihn. — „Niemals," erwiderte Chosain, „werde ich Jezîd als meinen Herrn anerkennen; er ist ein Trunkenbold, ein Wüstling und betreibt die Jagd mit wilder Leidenschaft." Der Andere schwieg still, aber die Ansicht Chosain's war auch vollkommen die seinige.

Jezîd hatte nichts von der Mäßigung seines Vaters, noch von dessen Achtung für Wohlanständigkeit, noch von seiner Neigung für ruhiges und bequemes Leben. Er war das treue Abbild seiner Mutter, einer stolzen Beduinin, welche, wie sie in schönen Versen ausgedrückt hat, das Pfeifen des Sturmes in der Wüste kunstvoller Musik vorzog und ein Stück Brot unterm Zelte den auserlesensten Speisen, welche man ihr in dem wundervollen Palaste von Damask darbot. Von ihr in der Wüste der Beni-Kelb erzogen, brachte Jezîd eher die Eigenschaften eines Stammhäuptlings auf den Thron als die eines Monarchen und priesterlichen Herrschers. Prunk und Etikette verachtend, freundlich gegen Jedermann,[1] fröhlich, großmüthig, beredt,

[1]) Nullam umquam sibi regalis fastigii causâ gloriam appetivit, sed cum omnibus civiliter vixit. Isidor von Beja cap. 18.

ein guter Dichter, Liebhaber der Jagd, des Weins, des Tanzes, der Musik, empfand er nur mäßige Sympathie für die kalte und strenge Religion, zu deren Oberhaupt ihn der Zufall gemacht und die sein Großvater vergebens zu bekämpfen gesucht hatte. Die oft falsche Andacht, die häufig künstlich erzwungene Frömmigkeit der alten Kämpfer des Islam schreckten sein freimüthiges Wesen ab; er verbarg nicht seine Vorliebe für jene Zeit, welche die Gottesgelehrten die Zeit der „Unwissenheit" nannten; er überließ sich ohne Gewissensbisse den Vergnügungen, die der Koran verboten hatte, gefiel sich darin, alle Launen seines grillenhaften und wankelmüthigen Geistes zu befriedigen, und that sich um keines Menschen willen Zwang an.

In Medina verabscheute und verwünschte man ihn, in Syrien betete man ihn auf den Knieen an.[1]

Wie gewöhnlich hatte die Partei der alten Moslim's Häuptlinge in Ueberfülle, aber keine Soldaten. Chosain, welcher, nachdem er die Wachsamkeit des zu leichtgläubigen Statthalters von Medina betrogen, sich mit Abdallâh auf das heilige Gebiet von Mekka geflüchtet hatte, empfing also mit außerordentlicher Freude die Briefe der Araber von Cûfa, die lebhaft in ihn drangen, sich an ihre Spitze zu stellen, indem sie versprachen, ihn als Khalifen anzuerkennen und zu veranlassen, daß die ganze Bevölkerung des Irâk sich zu seinen Gunsten erkläre. Die Gesandten aus Cûfa folgten einander sehr schnell; der letzte war der Träger einer Bittschrift von riesenhafter Ausdehnung: Die Unterschriften, mit denen sie bedeckt war, füllten nicht weniger als hundertundfünfzig Blätter. Vergebens flehten klar sehende Freunde ihn an und beschworen ihn, sich nicht in ein so kühnes Unternehmen zu werfen und den Versprechungen wie der erkünstelten Begeisterung einer Bevölkerung zu mißtrauen, welche seinen Vater betrogen und verrathen hatte. Chosain zeigte mit Stolz auf all die unzähligen Bittschriften, welche er empfangen hatte und die, wie er sagte, kaum ein Kameel alle tragen könnte, und zog es vor, auf den Rath seines unheilvollen Ehrgeizes zu hören. Er gehorchte seinem Schicksal und begab sich nach Cûfa, zur großen Zufriedenheit seines sogenannten

[1]) Vir nimium gratissime habitus bei Isidor. Alles was dieser beinahe gleichzeitige Schriftsteller über den Charakter der Omajaden sagt, ist von großem Interesse, weil es die Ansicht der in Spanien eingewanderten Syrer wiedergibt, während die arabischen Schriftsteller, die überdieß weniger alt sind, diese Fürsten gewöhnlich vom Gesichtspunkt der Männer von Medina betrachten. — Siehe auch die Elegie auf den Tod Jezid's bei Wright, Opuscula Arabica S. 118, 119.

Freundes Abdallâh, welcher, wiewohl unfähig, öffentlicher Weise gegen den Enkel des Propheten zu kämpfen, sich innerlich freute, ihn aus eigenem Antriebe seinem Untergange entgegen gehen und seinen Kopf dem Henker freiwillig darbieten zu sehen.

Die Frömmigkeit spielte gar keine Rolle in der Ergebenheit, welche der Irâk für Chosain zeigte. Diese Provinz war in einer ausnahmsweisen Lage. Obgleich Moâwija von Geburt ein Mediner war, hatte er dennoch eine wesentlich syrische Dynastie begründet. Unter seiner Regierung hatte die Provinz Syrien sich ein besonderes Uebergewicht erworben. Damask war von nun an Hauptstadt des Reiches geworden; unter dem Khalifat Alî's hatte Cûfa diese Ehre gehabt. Gekränkt in ihrem Stolz, zeigten die Araber des Irâk gleich zu Anfang einen sehr ungestümen, aufrührerischen und anarchischen, mit einem Worte einen sehr arabischen Geist. Die Provinz wurde zum Sammelplatz von politischen Zänkereien, zur Höhle von Räubern und Todtschlägern. Da vertraute Moâwija die Statthalterschaft seinem natürlichen Bruder Zijâd an. Zijâd mäßigte die Hitzköpfe nicht; er schlug sie nieder. Stets von Soldaten, Schergen und Häschern gedeckt, zerschmetterte er mit seiner eisernen Hand den geringsten Versuch zur Störung der politischen oder geselligen Ordnung. Bald herrschte die größte Unterwürfigkeit und die vollkommenste Sicherheit in der Provinz; aber zu gleicher Zeit herrschte daselbst auch der schrecklichste Despotismus. Daher kam es, daß der Irâk bereit war, Chosain anzuerkennen.

Aber der Schrecken hatte schon mehr Allgewalt über die Gemüther gewonnen, als die Einwohner selbst muthmaßten. Zijâd lebte nicht mehr, aber er hatte einen seiner würdigen Sohn hinterlassen. Er hieß Obaidallâh. Ihm vertraute Jezîd die Aufgabe, die Verschwörung in Cûfa zu unterdrücken, als damals der Statthalter dieser Stadt, Nomân, ein Sohn Baschîr's, solche Mäßigung an den Tag legte, daß er dem Khalifen verdächtig schien. Als Obaidallâh an der Spitze seiner Truppen von Baçra abmarschirt war, ließ er sie in einiger Entfernung von Cûfa Halt machen. Das Gesicht mit einem Schleier verhüllt, begab er sich bei Einbruch der Nacht und nur von zehn Mann begleitet, in die Stadt. Um die Absichten der Einwohner zu sondiren, hatte er auf seinem Wege einige Personen aufstellen lassen, welche ihn begrüßen mußten, als ob er Chosain wäre. Mehrere der Edlen unter den Bürgern boten ihm auch Gastfreundschaft an. Der vermeintliche Chosain verwarf ihre Anerbietungen, und gefolgt von einer erregten Menge, welche rief: „Es lebe Chosain!" ging er gerades-

wegs auf das Schloß zu. Român ließ in aller Eile die Thore desselben schließen. „Oeffnet mir," rief Obaidallâh, „daß der Enkel des Propheten eintreten könne!" — „Kehre wieder dahin zurück, woher du gekommen," antwortete ihm Român; „ich sehe dein Verderben voraus und möchte nicht, daß man sagen könnte: Chosain, der Sohn Alî's, ist in dem Schlosse Român's getödtet worden." Mit dieser Antwort zufrieden, nahm Obaidallâh den Schleier ab, welcher sein Gesicht bedeckte. Als die Menge seine Züge erkannte, fuhr sie, von Angst und Schrecken ergriffen, sogleich auseinander, während Român ihn ehrerbietig grüßte und ihn bat, in sein Schloß einzutreten. Am folgenden Tage verkündete Obaidallâh dem in der Moschee versammelten Volke, daß er ein Vater für die Guten, ein Henker für die Bösen sein werde. Ein Auflauf entstand, wurde aber sogleich unterdrückt. Von da an wagte niemand mehr, von Rebellion zu reden.

Der unglückliche Chosain erhielt diese Nachricht nicht weit von Cûfa. Kaum hundert Mann hatte er bei sich und dazu meist seine Verwandten; dennoch setzte er seinen Weg fort; ihn verließ die tolle und blinde Leichtgläubigkeit nicht, welche wie ein Verhängniß den Prätendenten eigen zu sein scheint: wäre er nur erst vor den Thoren Cûfa's, so würden die Einwohner dieser Stadt sich für seine Sache bewaffnen — das war seine Ueberzeugung. Nahe bei Kerbelâ sah er sich den Truppen gerade gegenüber, welche Obaidallâh ihm entgegen geschickt und denen er eingeschärft hatte, ihn lebendig oder todt zu fangen. Aufgefordert, sich zu ergeben, ließ er sich in eine Unterhandlung ein. Der Führer der omaijadischen Truppen kam den erhaltenen Befehlen nicht nach, sondern schwankte. Er war ein Koraischite und als Sohn eines der ersten Jünger Mohammed's verabscheute er den Gedanken, das Blut eines Sohnes der Fâtima zu vergießen. So sandte er zu seinem Vorgesetzten, ihn um neue Instructionen zu bitten, indem er ihn mit den Vorschlägen Chosain's bekannt machen ließ. Bei Empfang dieser Botschaft fing selbst Obaidallâh an, einen Augenblick zu zweifeln. „Was!" sagte darauf zu ihm Schamir, ein Edler von Cûfa und Befehlshaber in der omaijadischen Armee, ein Araber aus der alten Zeit, ganz gleich seinem Enkel, dem wir später in Spanien begegnen werden — „was, der Zufall hat deinen Feind dir in die Hände geliefert, und du wolltest ihn schonen? Nein, er muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben." Obaidallâh sandte also in diesem Sinne einen Befehl an den Führer seiner Truppen ab. Chosain weigerte sich, sich bedingungslos zu ergeben; demunerachtet griff man ihn nicht

an. Nun schickte Obaidallâh neue Truppen unter Schamir, welchem er gesagt hatte: „Wenn der Koraischite darauf beharrt, nicht kämpfen zu wollen, sollst du ihm den Kopf abschneiden und den Befehl statt seiner übernehmen.“[1] Aber kaum war Schamir im Lager angekommen, so zögerte der Koraischite nicht länger und gab das Zeichen zum Angriff. Vergebens rief Chosain seinen Feinden zu: „Wenn ihr an die von meinem Großvater gestiftete Religion glaubt, wie werdet ihr da am Tage der Auferstehung euer Beginnen rechtfertigen können?“ — vergebens ließ er den Koran an die Lanzen befestigen; auf Schamir's Befehl griff man ihn mit dem Säbel in der Hand an und tödtete ihn. Seine Gefährten blieben fast alle auf dem Schlachtfelde, nachdem sie ihr Leben theuer verkauft hatten (10. October 680).

Die Nachwelt, welche stets bereit ist, das Schicksal der Prätendenten zu bemitleiden, und welche zugleich sich wenig kümmert um Recht und Ruhe der Völker oder um das Elend, das aus Bürgerkriegen entsteht, wenn sie nicht gleich im Keim erstickt werden — die Nachwelt hat in Chosain das Opfer einer verabscheuenswerthen Freventhat gesehen. Der persische Fanatismus hat das Seinige hinzugefügt: er hat von einem Heiligen geträumt, da, wo es sich nur um einen Abenteurer handelte, der durch eine sonderbare Gedankenverwirrung, durch einen bis zum Wahnsinn gesteigerten Ehrgeiz sich in den Abgrund gestürzt hatte. Die große Mehrzahl der Zeitgenossen urtheilte anders: sie sah in Chosain einen des Hochverraths schuldigen Meineidigen, weil er bei Moâwija's Lebzeiten seinen Treueid dem Jezîd geleistet und weil er keinen Grund, kein Anrecht auf das Khalifat geltend machen konnte.

Derjenige, welcher die Stelle des Prätendenten, die der Tod Chosain's erledigt hatte, übernahm, war weniger verwegen und hielt sich für klüger. Es war Abdallâh, der Sohn Zobair's. Scheinbar war er ein Freund Chosain's gewesen; jedoch seine wahrhaften Gefühle blieben weder für Chosain noch für dessen Freunde ein Geheimniß. „Sei ruhig und zufrieden, Sohn Zobair's,“ sagte Abdallâh, der Sohn des Abbâs, nachdem er von Chosain Abschied genommen und ihn vergebens beschworen hatte, doch nicht die Reise nach Cûfa zu unternehmen; dann führte er drei damals wohlbekannte Verse an: „Die Luft ist frei für dich, o Lerche! Lege deine Eier, zwitschere und schnäble, so viel du willst;.... Chosain reist nach Irâk und

[1] Ibn Badrûn S. 164.

überläßt dir den Chidschâz." Wiewohl er heimlich den Titel eines Khalifen angenommen hatte, seit Chosain's Abreise ihm freies Feld gelassen, heuchelte dennoch der Sohn Zobair's tiefen Schmerz, als die Nachricht vom Untergang Chosain's die heilige Stadt erreichte, und beeilte sich, eine sehr pathetische Rede zu halten. Er war ein geborener Redner; Keiner war im Stil besser geschult als er, Keiner besaß in so hohem Grade die Kunst, seine Gedanken zu verbergen und Gefühle zur Schau zu tragen, die er nicht empfand, Keiner verstand sich besser darauf, den Durst nach Reichthümern und nach Macht, der ihn verzehrte, unter solchen Schlagwörtern wie: Pflicht, Tugend, Religion, Frömmigkeit zu verhüllen. Darin lag das Geheimniß seiner Kraft; dadurch wußte er dem gemeinen Mann Achtung einzuflößen. Jetzt, da Chosain ihn nicht mehr in Schatten stellen konnte, rief er ihn zum gesetzmäßigen Khalifen aus, lobte seine Tugenden und seine Frömmigkeit, verschwendete die Beinamen von Schurken und Treulosen an die Araber des Irâk und schloß seine Rede mit folgenden Worten, die Jezîd, wenn er es für passend hielt, auf sich beziehen konnte: „Niemals sah man diesen heiligen Mann die Musik dem Koran vorziehen, weichliche Gesänge der durch Gottesfurcht hervorgebrachten Zerknirschung oder Trunkgelage dem Fasten, die Freuden der Jagd den Zusammenkünften zu frommer Unterhaltung... Diese Menschen werden bald die Früchte ihrer gottlosen That ernten." [1]

Vor allen Dingen mußte er nun trachten, die einflußreichsten Häuptlinge der Emigrirten zu gewinnen. Wohl sah er voraus, daß er sie nicht so leicht über die wahren Beweggründe seiner Empörung werde täuschen können wie das gemeine Volk; er ahnte, daß er Hindernissen begegnen werde, besonders bei Abdallâh, dem Sohne des Khalifen Omar, weil dieser ein wahrhaft uneigennütziger, aufrichtig frommer und sehr klar sehender Mann war. Indessen ließ er sich nicht entmuthigen. Der Sohn des Khalifen Omar hatte eine Frau, die ebenso leichtgläubig wie fromm war. Bei ihr mußte er anfangen, das wußte der Sohn Zobair's wohl. Diese suchte er auf und sprach mit der ihm gewohnten Beredsamkeit zu ihr von seinem Eifer für die Sache der „Vertheidiger", der „Ausgewanderten", des Propheten und Gottes; und als er bemerkte, daß seine salbungsvollen Worte tiefen Eindruck auf sie gemacht hatten, bat er sie, ihren Mann zu überreden, ihn als Khalifen anzuerkennen. Sie versprach, ihr Möglichstes

[1]) Nouveau Journ. asiat. Bd. IX S. 332.

zu thun, und als sie am Abend ihrem Manne das Nachtmahl auftrug, sprach sie von Abdallâh mit den größten Lobsprüchen und schloß mit den Worten: „Ja, wahrlich! er trachtet nur nach dem Ruhme des Ewigen!" — „Du hast," antwortete ihr Mann ganz kalt, „das prächtige Gefolge gesehen, welches Moâwija damals bei seiner Wallfahrt hatte, besonders jene herrlichen weißen Maulthiere mit purpurnen Schabracken behangen, auf denen junge Mädchen saßen mit blendendem Schmuck, mit Perlen- und Diamanten-Kronen; das hast du doch wohl Alles gesehen, nicht wahr? Nun, was dein Mann Gottes sucht, wonach er trachtet — das sind jene Maulesel." — Und er blieb ruhig beim Abendbrot, ohne weiter davon hören zu wollen.[1]

Schon seit einem halben Jahre stand der Sohn Zobair's in offener Empörung gegen Jezîd, wiewohl dieser ihn in Ruhe ließ. Das war mehr, als man hatte erwarten können von einem Khalifen, bei dem Geduld und Sanftmuth nicht die hervorragendsten Eigenschaften waren; aber einerseits glaubte er, daß Abdallâh kaum gefährlich sei, da er — klüger wie Hosain — Mekka nie verließ; andererseits wollte er nicht, ohne durch eine zwingende Nothwendigkeit dazu veranlaßt zu sein, eine Stätte mit Blut beflecken, die schon während des Heidenthums das Vorrecht genossen hatte, sowohl für Menschen als für Thiere ein unverletzbares Heiligthum zu sein. Eine solche Entweihung würde, das wußte er wohl, die Erbitterung der Andächtigen aufs höchste gesteigert haben.

Aber seine Geduld ermüdete zuletzt. Er forderte Abdallâh zum letzten Male auf, ihn anzuerkennen. Abdallâh weigerte sich. Alsbald schwor der Khalif in seinem Zorn, daß er nicht anders den Eid der Treue von diesem Rebellen annehmen werde, als wenn man ihn, an Hals und Händen mit Ketten beladen, vor ihn führen werde. Aber sobald der erste Augenblick des Zornes vorüber war, reute ihn sein Schwur, da er im Grunde ein gutmüthiger Mann war. Jedoch verpflichtet, ihn zu halten, ersann er ein Mittel, dies zu thun, ohne den Stolz Abdallâh's zu sehr zu verwunden. Er beschloß, ihm eine silberne Kette zu schicken und dieser einen prachtvollen Mantel beizulegen, mit dem er sich bekleiden sollte, um die Kette allen Blicken zu entziehen.

Die Männer, welche der Khalif zu Ueberreichung dieser sonderbaren Geschenke an den Sohn Zobair's erwählte, waren zehn an der Zahl. An der Spitze dieser Deputation stand Nomân, der Sohn Ba-

[1]) Aghâni Bd. I S. 18; vgl. Ibn-Badrûn S. 199.

schîr's, der gewöhnliche Vermittler zwischen der frommen Partei und den Omaijaden; seine Collegen, nicht so versöhnlicher Art wie er, waren Häuptlinge von verschiedenen in Syrien ansässigen Stämmen.

Die Abgesandten erreichten den Ort ihrer Bestimmung. Wie vorauszusehn war, weigerte Abdallâh sich, die Geschenke des Khalifen anzunehmen; indessen weit entfernt, sich dadurch entmuthigen zu lassen, suchte Nomân ihn durch weise Gründe zur Unterwürfigkeit zu stimmen. Sie hatten häufige Unterredungen, die übrigens zu keinem Resultate führten; da sie aber den andern Abgesandten geheim blieben, wurde der Argwohn eines dieser letzteren wach; es war Ibn-Idhâh, Häuptling des Stammes der Aschariten, des zahlreichsten und mächtigsten zu Tiberias.[1] „Dieser Nomân ist dennoch ein Vertheidiger, dachte er; er wäre wohl im Stande, den Khalifen zu verrathen; ist er doch ein Verräther an seiner Partei, an seinem Stamme." Und als er eines Tages Abdallâh begegnete, redete er ihn an und sagte zu ihm:

„Sohn des Zobair, ich kann dir schwören, daß dieser Vertheidiger keine anderen Befehle vom Khalifen erhalten hat als wir anderen Abgesandten alle. Er ist unser Führer, und das ist Alles; aber bei Gott! ich muß dir gestehen, ich weiß nicht, was ich von diesen geheimen Zusammenkünften denken soll. Ein Vertheidiger und ein Emigrirter sind Vögel von dem selben Gefieder, und weiß Gott, ob sich hier nicht etwas anspinnt!"

„Worein mischest du dich?" antwortete ihm Abdallâh mit höchster Verachtung. „So lange ich hier bin, kann ich Alles thun, was mir gefällt. Hier bin ich so unverletzbar wie jene Taube, die durch die Heiligkeit des Ortes beschützt wird. Du würdest nicht wagen, sie zu tödten, nicht wahr? denn das wäre ein Verbrechen, eine Entweihung."

„Glaubst du, daß solch eine Rücksicht mich abhalten könnte?"

Indem er sich an einen Edelknaben wandte, der seine Waffen trug, rief er diesem zu: „Junger Mann, gib mir meinen Bogen und die Pfeile!"

Als der Edelknabe seinem Befehle nachgekommen war, nahm der syrische Häuptling einen Pfeil, legte ihn auf die Mitte seines Bogens, richtete ihn auf die Taube und sagte: „Taube, sage mir, ist Jezîd, der Sohn Moâwija's, dem Weine ergeben? Sage Ja, wenn du es wagst, und dann, bei Gott! werde ich dich mit diesem Pfeile durchbohren... Taube, hast du es vor, Jezîd, den Sohn Moâwija's, der Khalifen-

[1]) Achmed ibn-abî Jakûb fol. 62 v

würde zu berauben und dich vom Volke Mohammed's zu trennen, und rechnest du darauf, nicht bestraft zu werden, weil du dich auf heiligem Grunde befindest? Sagst du mir, daß dies dein Gedake ist, so will ich dich mit diesem Pfeile durchbohren."

„Du siehst wohl, daß der Vogel dir nicht antworten kann," sagte Abdallâh mit mitleidiger Miene, indem er vergebens trachtete, seine Unruhe zu verbergen.

„Der Vogel kann mir nicht antworten, das ist wahr, aber du kannst es, Sohn Zobair's! Höre genau zu: ich schwöre, entweder wirst du Jezîd den Eid leisten, du magst wollen oder nicht, oder du wirst das Banner der Ascharîten [1] in diesem Thale wehen sehen, und alsdann werde ich die Vorrechte, welche du für diesen Ort in Anspruch nimmst, wenig achten!"

Der Sohn Zobair's erblaßte bei dieser Drohung. Kaum konnte er an solche Gottlosigkeit glauben, selbst bei einem Syrer; endlich wagte er es, mit schüchterner und zitternder Stimme zu fragen:

„Würde man es wirklich so weit treiben und die Gottlosigkeit begehen, auf diesem heiligen Boden Blut zu vergießen?"

„Man wird es wagen", erwiderte der syrische Häuptling mit vollkommener Ruhe; „und möge die Verantwortlichkeit dann auf Den fallen, welcher diesen Ort dazu gewählt hat, um gegen das Oberhaupt des Staates und der Religion Verschwörungen anzuzetteln." [2]

Wäre Abdallâh fest überzeugt gewesen, daß dieser Häuptling der Dolmetscher von Gefühlen war, welche seine Landsleute erfüllten, so würde er der moslimischen Welt und sich selbst vielleicht viel Unglück erspart haben; denn der Sohn Zobair's mußte unterliegen, ebenso wie der Schwiegersohn und der Enkel des Propheten unterlegen waren, wie all diese Moslim's vom alten Schlage, die Söhne der Gefährten und Freunde Mohammed's unterliegen mußten: unerhörte Unglücksfälle, furchtbare Katastrophen, die sich immer wieder erneuerten, warteten ihrer Aller. Für ihn indessen war die Stunde des Verhängnisses noch nicht gekommen. Es war im Buche des Schicksals bestimmt, daß zuvor das unglückliche Medina durch voll-

---

[1]) Dies war, wie wir gesehen haben, der Name des Stammes, dessen Häuptling Ibn-Idhâh war.

[2]) Aghâni Bd. I S. 18.

ständigen Verfall, durch die Verbannung oder den Mord seiner Kinder die verhängnißvolle Ehre büßen sollte, dem flüchtigen Propheten ein Asyl geboten und den wahren Gründern des Islam das Leben gegeben zu haben — diesen fanatischen Helden, welche Arabien im Namen eines neuen Glaubens unterjochten und dadurch dem Islam eine blutbefleckte Wiege gaben.

V.

Es war im Jahre 682. Die Sonne war soeben hinter den Bergen untergegangen, welche sich gegen Westen der Stadt Tiberias ausdehnen, dieser Stadt, deren früherer Glanz heutigen Tages nur noch aus Ruinen zu entnehmen ist, die aber in der Zeit, von der wir sprechen, die Hauptstadt des Jordan-Districtes war und die zeitweilige Residenz des Khalifen Jezîd I. Von den silbernen Strahlen des Mondes beleuchtet, spiegelten sich die Minarets der Moscheen und die Thürme der Wälle in den klaren, durchsichtigen Wellen des Sees, jenes Galiläischen Meeres, welches bei dem Christen so viele, seinem Herzen theuere Erinnerungen wach ruft — da verließ eine kleine Karavane, die nächtliche Kühle benutzend, die Stadt und nahm ihre Richtung südwärts.

In den neun Reisenden, welche sich an der Spitze der Karavane befanden, konnte man sogleich Leute von Stande erkennen; indessen kündigte doch nichts in ihnen Höflinge des Khalifen an, der zu seiner nächsten Umgebung gewöhnlich nur Personen nicht so reifen Alters wählte und solche, die nicht so ernst und sauer aussahen wie diese.

Sie gingen eine Zeitlang, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach einer der Reisenden das Stillschweigen:

„Nun, ihr Brüder," sagte er, „was denkt ihr jetzt von ihm? Wir wollen wenigstens eingestehen, daß er großmüthig gegen uns gewesen ist. Sind's nicht hunderttausend Silberstücke, die du von ihm erhalten hast, Sohn Chandhala's?"

„Ja, er hat mir diese Summe gegeben," erwiderte der Befragte; „aber er trinkt Wein, ohne darin etwas Sündhaftes zu sehen; er spielt die Guitarre; bei Tage hat er Jagdhunde zu seiner Gesellschaft und Nachts

Straßenräuber; er begeht Blutschande mit seinen Schwestern und seinen Töchtern, er betet niemals [1] — kurz, er hat keine Religion, das ist augenscheinlich. Was sollten wir nun thun, lieben Brüder? Glaubt ihr, es sei uns erlaubt, ferner einen solchen Menschen zu dulden? Wir haben ihn vielleicht länger getragen, als wir es hätten thun sollen, und wenn wir fortfahren auf diesem Wege, so fürchte ich, es werden noch Steine vom Himmel fallen, uns zu zerschmettern. Was meinst du, Sohn Sinân's?"

„Ich will es dir sagen, erwiderte der letztere. Sobald wir nach Medina zurückgekehrt sind, müssen wir feierlich erklären, daß wir nicht länger diesem Wüstling, diesem Sohne eines Wüstlings, gehorchen wollen; darnach werden wir wohl thun, dem Sohne eines Emigrirten den Eid zu leisten."

Im nämlichen Augenblicke, als er diese Worte aussprach, kam ein Mann von der entgegengesetzten Seite und ging über die Landstraße. Die Kapuze seines Mantels, welche über das Gesicht herabgelassen war, hätte den Reisenden seine Züge verdeckt, selbst wenn ihre immer lebhafter werdende Unterhaltung ihre Aufmerksamkeit nicht gänzlich in Anspruch genommen hätte.

Als die Karavane außerhalb des Bereiches seiner Stimme war, stand der Mann mit der Kapuze still. Seine Begegnung war, nach arabischer Ansicht, von schlimmer Vorbedeutung, denn er war einäugig; außerdem malte sich Haß und Grausamkeit in dem furchtbaren Blicke, welchen er mit seinem Einen Auge diesen Männern nachschoß. Als sie sich in die Ferne verloren, sprach er in langsamem und feierlichem Ton: „Ich schwöre, daß, wenn ich dir jemals wieder begegne und dich tödten kann, Sohn Sinân's, ich es thun werde, wiewohl du der Gefährte Mohammed's bist." [2]

In den Reisenden wird man schon Mediner erkannt haben. Es waren die hervorragendsten Männer dieser Stadt, beinahe lauter „Vertheidiger" oder Emigrirte, und die Gründe, welche sie an den Hof des Khalifen geführt hatten, waren folgende.

Es hatten sich in Medina Vorzeichen des Aufruhrs offenbart, und es gab dort ziemlich ernste Streitigkeiten wegen Ackerland und Dattel-Pflanzungen, welche Moâwija früher den Einwohnern der Stadt abgekauft hatte, die nun aber von diesen in Anspruch genommen wurden

[1]) Vgl. Sojûti, Tarikh al-khulafâ S. 209 ed. Lees.

[2]) Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 170 r.; 169 r.; Samhûdi, Pariser Manuscr. n° 763 bis, fol. 31 r.

unter dem Vorwande, daß Moâwija ihre Bezahlung zurückgehalten und sie gezwungen habe, ihm diese Grundstücke um den hundertsten Theil ihres Werthes zu verkaufen.[1] Da der Statthalter Othmân sich mit der Hoffnung schmeichelte, der Khalif, sein leiblicher Vetter, werde diesen Zwist leicht auf eine oder die andere Art zu schlichten wissen und durch seine liebenswürdige Weise und wohlbekannte Großmuth die medinischen Adeligen wieder versöhnen, hatte er diesen Adeligen vorgeschlagen, die Reise nach Tiberias zu unternehmen, und sie hatten eingewilligt. Aber der Statthalter hatte in der besten Absicht eine große Unklugheit, eine unverzeihliche Unbesonnenheit begangen; denn er konnte sich sagen, daß die Edlen von Medina nichts mehr wünschten denn als Augenzeugen von der Gottlosigkeit seines Vetters erzählen zu können, um ihre Mitbürger zum Aufstande zu reizen. Anstatt sie zu einem Besuch am Hofe des Khalifen zu veranlassen, hätte er sie um jeden Preis davon zurückhalten müssen.

Was man vorhersehen konnte, war eingetroffen. Wahr ist es, daß Jezîd den Abgesandten aufrichtige und rücksichtsvolle Gastfreundschaft bewiesen hatte; er zeigte sich sehr freigebig; dem „Vertheidiger" Abdallâh, einem Sohne des Chandhala (eines edlen und tapfern Kriegers, welcher im Kampfe für Mohammed zu Ochod gefallen war) gab er hunderttausend Silberstücke; den anderen Abgesandten hatte er, je nach ihrem Range, zwanzig- oder zehntausend gegeben;[2] aber da er sich um niemandes willen, wer es auch gewesen, Zwang anthat und sein Hof kein vollkommenes Muster der Mäßigung und Enthaltsamkeit war, so hatten seine freien Sitten wie seine Vorliebe für die Beduinen — welche gelegentlich, man kann es nicht leugnen, ihre Räubersitten zeigten — diese strengen und starren Bürger und natürlichen Feinde der Wüstensöhne über die Maßen empört.

Als sie wieder in ihrer Geburtsstadt angekommen waren, ergossen sie sich in Klagen über die Gottlosigkeit des Khalifen. Ihre vielleicht etwas übertriebenen Berichte, ihre von heiligem Unwillen durchdrungenen Schmähungen machten einen so großen Eindruck auf Herzen, die schon vorher bereit waren, blindlings alles Böse, das man in Betreff Jezîd's sagen würde, zu glauben, daß sich bald ein höchst sonderbarer Auftritt in der Moschee zutrug. Als die Mediner sich daselbst vereinigt hatten, rief einer von ihnen: „Ich verwerfe Jezîd, wie ich jetzt meinen Turban wegwerfe," und

---

[1]) Raichân fol. 200 v.; Samhûdî a. a. O.

[2]) Weil Bd. I. S. 326. Der zehnte Abgesandte, Mondhir, Sohn Zobair's, begleitete seine Collegen auf ihrer Reise nach Medina nicht; denn er hatte von Jezîd die Erlaubniß erhalten, nach Irâk zu gehen; siehe Ibn-Khaldûn fol. 169 r.

indem er es sagte, nahm er seine Kopfbedeckung ab. Dann fügte er hinzu: „Jezîd hat mich zwar mit Geschenken überhäuft, das muß ich gestehen, aber er ist ein Trunkenbold, ein Feind Gottes.“ — „Und ich,“ sagte ein Anderer, „ich verwerfe Jezîd, wie ich hier meine Sandalen fortwerfe.“ Ein Dritter: „Ich werfe ihn wie meinen Mantel fort.“ Ein Vierter: „Ich werfe ihn wie meinen Stiefel weg.“ Andere Personen ahmten ihnen nach, und bald hatte man in der Moschee einen seltsamen Anblick, einen Haufen von Turbanen, Mänteln, Stiefeln und Sandalen.

Da nun der Fall Jezîd's auf diese Weise ausgesprochen war, so beschloß man, alle Omaijaden, die sich in der Stadt befänden, auszustoßen. Man gab ihnen demzufolge zu verstehen, daß sie sich unverzüglich aufmachen müßten, daß sie aber zuvor schwören sollten, niemals den Truppen zu helfen, welche gegen die Stadt marschiren würden, sie vielmehr abzuwehren, und im Fall die Sache ihre Kräfte übersteige, nicht mit den syrischen Truppen wieder in die Stadt einzuziehen. Othmân, der Statthalter, versuchte, obwohl vergebens, den Rebellen die Gefahr begreiflich zu machen, welcher sie sich durch seine Vertreibung aussetzten. „Bald wird“, sagte er zu ihnen, „eine zahlreiche Armee hier erscheinen, um euch zu zermalmen, und dann werdet ihr euch glücklich preisen, daß ihr wenigstens euren Statthalter nicht vertrieben habt. Wartet doch mit meiner Verjagung, bis ihr den Sieg davon getragen habt. Nicht in meinem Interesse sondern in eurem sage ich euch dies; denn ich möchte gern verhindern, daß euer Blut vergossen werde.“ Weit entfernt, diesen Gründen nachzugeben, überhäuften die Mediner sowohl ihn als Jezîd mit Verwünschungen. „Mit dir wollen wir gerade anfangen“, sagten sie, „und die Austreibung deiner Verwandten wird der deinigen auf dem Fuße nachfolgen.“

Die Omaijaden waren rasend darüber. „Was für eine böse Sache! Welch verabscheuenswerthe Religion!“[1] rief Merwân aus, welcher nacheinander Minister des Khalifen Othmân und Statthalter von Medina gewesen war, der jetzt aber kaum Jemanden finden konnte, der sich seiner Frau und seiner Kinder annehmen wollte. Dennoch mußte man sich den Umständen beugen. Nachdem die Omaijaden den erzwungenen Eid geleistet hatten, machten sie sich, vom Hohngeschrei des Pöbels verfolgt, auf den Weg; man ging sogar so weit, ihnen Steine nachzuwerfen, und Choraith, der Springer — ein

---

[1]) Diese Worte finden sich im Aghâni S. 19 Z. 19; eine Stelle bei Abû-Isma'îl al Baçri (Futûch as-Schâm S. 237 Z. 10) zeigt, glaube ich, daß man sie so übersetzen muß, wie ich es gethan habe.

Freigelassener, der so genannt ward, weil er im Gehen gleichsam springen mußte, seitdem einer der früheren Statthalter ihm einen Fuß hatte abschneiden lassen — stachelte unaufhörlich die Reitthiere jener Unglücklichen an, welche gleich niederen Verbrechern aus einer Stadt fortgetrieben wurden, in der sie so lange Zeit als Herrscher gewohnt. Endlich erreichte man Dhû-Khoschob, woselbst die Verbannten bis auf neue Befehle bleiben sollten.

Ihre erste Sorge war, einen Eilboten an Jezîd abzusenden, um ihn von ihrem Unglück zu benachrichtigen und ihn um Beistand zu bitten. Die Mediner erfuhren dies, und sogleich machten sich etwa fünfzig ihrer Reiter auf, um die Omaijaden aus ihrer Raststätte zu verjagen. Der „Springer" verfehlte nicht, diese neue Gelegenheit zur Befriedigung seiner Rache wahrzunehmen; er und ein Mitglied der Familie der Beni-Chazm (eine Familie unter den „Vertheidigern", welche den Mord des Khalifen Othmân dadurch erleichtert hatte, daß sie ihr Haus den Aufrührern zur Verfügung gestellt) stachelten das Kameel, auf dem Merwân ritt, so stark, daß das Thier bald seinen Reiter abgeworfen hätte. Halb aus Furcht, halb aus Mitleid stieg Merwân von seinem Kameel und sagte: „Lauf und rette dich!" Als man an einem Orte, welcher Sowaidâ hieß, angelangt war, sah Merwân einen seiner Clienten, der dieses Dorf bewohnte, auf sich zukommen, um ihn zu bitten, daß er sein Mahl mit ihm theile. „Der Springer und seine würdigen Gefährten erlauben mir nicht, mich aufzuhalten," antwortete ihm Merwân. „Gebe der Himmel, daß wir diesen Menschen einst in unsere Gewalt bekommen! Dann soll es nicht an uns liegen, wenn seine Hand nicht das Schicksal theilt, das seinen Fuß betroffen." Als man endlich in Wadî-l-korâ angekommen war, erlaubte man den Omaijaden, dort zu bleiben.[1]

Inzwischen wäre der Zwiespalt bald unter den Medinern selbst ausgebrochen.[2] So lange es sich nur noch um die Vertreibung der Omaijaden, ihre Mißhandlung und Beschimpfung gehandelt, hatte die vollkommenste Uebereinstimmung nicht einen Augenblick unter den Einwohnern der Stadt aufgehört; aber dies änderte sich, als man einen Khalifen wählen mußte. Die Koraischiten wollten keinen „Vertheidiger", und die „Vertheidiger" wollten keinen Koraischiten haben. Da indessen das Bedürfniß der Uebereinstimmung empfunden wurde, beschloß man, die große Frage in der Schwebe zu lassen und eine provisorische Re-

[1]) Aghânî Bd. I S. 18—20. Wie Weil ganz richtig gesagt, ist das Wort alaihi, S. 18 letzte Zeile, zu streichen.

[2]) Raichân fol. 200 v.

gierung zu wählen. Einen neuen Khalifen wollte man dann erst wählen, wenn Jezîd enthront sein würde.[1]

Diesem hatte der von den Omaijaden abgesandte Eilbote Rechenschaft abgelegt von Dem, was sich ereignet. Als er die Kunde vernahm, war er eher verwundert und unwillig über das passive Verhalten seiner Anverwandten als erzürnt auf die Aufrührer.

„Konnten denn die Omaijaden nicht einmal tausend Mann zusammenbringen, wenn sie ihre Freigelassenen versammelten?" fragte er.

„Sicherlich," antwortete ihm der Bote, „hätten sie ohne Mühe dreitausend zusammenbringen können."

„Und haben sie mit so beträchtlicher Macht nicht einmal versucht, nur eine Stunde lang Widerstand zu leisten?"

„Die Zahl der Aufrührerischen war zu groß; jeder Widerstand würde unausführbar gewesen sein."[2]

Hätte Jezîd nur seinem gerechten Unwillen nachgegeben gegen Männer, die sich empört, nachdem sie seine Geschenke und sein Geld ohne Bedenken angenommen hatten, so würde er sofort eine Armee abgesandt haben, sie zu züchtigen; aber noch wollte er es, wenn irgend möglich, vermeiden, mit den Frommen auf immer zu brechen; vielleicht erinnerte er sich, daß der Prophet gesagt hatte: „Derjenige, welcher seinen Säbel gegen die Mediner ziehen wird, wird von Gott, von den Engeln und von den Menschen verdammt werden;"[3] und so legte er zum zweiten Male einen Beweis von Mäßigung ab, den man ihm um so viel höher anrechnen muß, als er nicht in seinem Charakter lag. Um noch einmal den Weg zur Milde zu versuchen, schickte er den „Vertheidiger" Nomân, den Sohn Baschîr's, nach Medina. Es war vergebens. Es ist wahr, daß die „Vertheidiger" nicht ganz unempfindlich blieben für die weisen Rathschläge ihres Stammgenossen, der ihnen vorstellte, sie seien zu schwach, zu gering an Zahl, um der syrischen Armee zu widerstehen; aber die Koraischiten wollten einmal den Krieg, und ihr Anführer Abdallâh, der Sohn Motî's, sagte zu Nomân: „Entferne dich, denn du bist nur gekommen, um die Eintracht, welche, Gott sei Dank! jetzt unter uns besteht, zu zerstören." — „Ja, du bist sehr tapfer, sehr kühn in diesem Augenblicke," antwortete ihm Nomân; „aber ich weiß, was du thun wirst, wenn die

[1]) Weil Bd. I S. 326 Anmerkung.
[2]) Aghâni Bd. I S. 21.
[3]) Sojûti, Tarikh al-khulafâ S. 209, ed. Lees.

syrische Armee vor den Thoren Medina's steht, dann wirst du auf dem schnellsten deiner Maulthiere nach Mekka fliehen und diese Unglücklichen, die „Vertheidiger", ihrem Schicksale überlassen. Sie werden auf ihren Straßen, in ihren Moscheen und vor den Thüren ihrer Häuser getödtet werden." Als er endlich die Vergeblichkeit all seiner Anstrengungen sah, kehrte Român zu Jezîd zurück und legte ihm von dem schlechten Erfolge seiner Sendung Rechenschaft ab.[1] „Wenn es denn durchaus nöthig ist," sagte darauf der Khalif, „so will ich sie von den Pferden meiner Syrer zertreten lassen."[2]

Die zehntausend Mann starke Armee, welche gegen Chidschâz marschirte, sollte nicht allein Medina, sondern auch die andere heilige Stadt, Mekka, bezwingen. Da der Truppenführer, welchem Jezîd den Oberbefehl derselben anvertraut hatte, eben gestorben war, so drängten sich die anderen Befehlshaber herzu; vor Begierde brennend, ein für allemal der neuen Aristokratie ein Ende zu machen, stritten sie sich um die Ehre, seine Stelle einzunehmen.[3] Noch hatte Jezîd sich nicht für den einen oder den andern der verschiedenen Bewerber ausgesprochen, als ein im Kriegshandwerk ergrauter Mann sich mit in die Reihen stellte.

Es war der Einäugige, dem wir auf der Straße bei Tiberias begegnet sind.

Keiner konnte vielleicht die alte Zeit und das heidnische Princip so gut vertreten wie dieser Einäugige, Moslim, der Sohn Okba's, vom Stamme Mozaina.[4] Es war in ihm nicht einmal ein Schatten vom mohammedanischen Glauben; alles was in den Augen der Moslim's heilig ist, war ihm gar nichts. Moâwija kannte seine Gefühle und schätzte sie; er hatte ihn seinem Sohne anempfohlen als den Mann, der am geeignetsten wäre, die Mediner, im Fall sie sich widersetzten, zu bezwingen.[5] Wenn er indeß nicht an die göttliche Sendung Mohammed's glaubte, so glaubte er um so fester an die abergläubischen Vorurtheile des Heidenthums, an die prophetischen Träume, an die geheimnißvollen Worte, welche aus den Gharkad's hervorgingen, einer Art großer Dornsträuche, welche während des Heidenthums in

---

1) Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 169 r. und v.

2) Samhûdî.

3) Siehe die Anmerk. I am Ende des Werkes.

4) Mehrere Handschriften haben irrig Morri statt Mozani. Die richtige Lesart findet sich bei Fâkihî fol. 400 r.

5) Ibn-Khaldûn fol. 169 v.; Samhûdî.

manchen Gegenden Arabiens für Orakel galten. Dies legte er an den Tag, als er sich Jezîd vorstellte und zu ihm sagte: „Jeder, den du nach Medina schickst, wird vollkommen scheitern. Ich allein kann siegen... Ich sah im Traum einen Gharkad, aus dem der Ruf erscholl: Durch die Hand Moslim's!... Ich näherte mich dem Orte, von welchem die Stimme kam, und ich hörte sie sagen: Du bist es, der Othmân an den Medinern, seinen Mördern, rächen soll!“ [1]

Ueberzeugt, daß Moslim der Mann sei, den er nöthig habe, ernannte Jezîd ihn zum Oberbefehlshaber und gab ihm seine Befehle mit den Worten: „Ehe du die Mediner angreifst, sollst du sie drei Tage lang auffordern, sich zu ergeben; wenn sie sich weigern, dies zu thun, so greife sie an, und wenn du den Sieg davon trägst, sollst du die Stadt drei Tage lang der Plünderung Preis geben; was deine Soldaten dort finden an Geld, Nahrung und Waffen soll alles ihnen gehören. [2] Darnach sollst du die Mediner schwören lassen, daß sie meine Sklaven sein wollen, und Jedem, der dies zu thun sich weigert, sollst du den Kopf abschlagen lassen.“ [3]

Die Armee, in welcher sich Ibn-Idhâh, der Häuptling der Ascharitenbefand, [4] dessen Unterredung mit dem Sohne Zobair's wir berichtet haben, langte ohne Unfall in Wâdî-l-korâ an, woselbst sich die aus Medina verdrängten Omaijaden befanden. Moslim ließ einen nach dem andern kommen, um mit ihnen über die besten Mittel zu berathen, die er anwenden müsse, um sich zum Herrn der Stadt zu machen. Als ein Sohn des Khalifen Othmân sich weigerte, den Eid zu brechen, welchen die Mediner ihm abgenommen hatten, sagte der jähzornige Moslim zu ihm: „Wenn du nicht der Sohn Othmân's wärest, würde ich dir den Kopf abhauen; aber wenn auch dich, werde ich doch keinen anderen Koraischiten schonen, der mir seine Stütze und seinen Rath verweigern sollte.“ Nun kam die Reihe an Merwân. Auch er empfand Gewissensbisse; andererseits fürchtete er für seinen Kopf, denn bei Moslim folgte die Ausführung der Drohung sehr schnell; zudem war auch sein Haß gegen die Mediner zu groß als daß er diese Gelegenheit, ihn zu befriedigen, hätte verlieren mögen. Glücklicherweise wußte er, daß man mit dem Himmel unterhandeln könne, daß man ein Gelöbniß brechen könne, ohne dies zu zeigen. Er

---

[1]) Aghâni Bd. I S. 21.
[2]) Ibn-Khaldûn; Samhûdî.
[3]) Fâkihî fol. 400 r.
[4]) Ibn-al-Athîr, Pariser Man. (C. P.) Bd. III fol. 78 r.

gab also seinem Sohne Abdalmelik, der nicht geschworen hatte, seine Aufträge. „Tritt du vor mir ein," fügte er hinzu, „vielleicht wird Moslim, wenn er dich angehört hat, mich nicht mehr befragen." Nachdem Abdalmelik Zutritt zum Oberbefehlshaber erhalten, rieth er ihm, mit seinen Truppen bis zu den ersten Palmen-Pflanzungen vorzurücken, dort müsse die Armee die Nacht zubringen und am folgenden Morgen gegen Charra, östlich von Medina, vorrücken so daß die Mediner, welche nicht verfehlen würden, dem Feinde entgegen zu gehen, die Sonne im Gesicht haben würden![1] Auch ließ Abdalmelik durchblicken, daß sein Vater sich schon mit gewissen Medinern würde verständigen können, die, wenn der Kampf im Gange sei, vielleicht ihre Mitbürger verrathen würden.[2] Sehr zufrieden mit Dem, was er erfahren, rief Moslim mit ironischem Lächeln: „Welch ein bewundernswerther Mann ist doch dein Vater!", und ohne Merwân zu zwingen, mehr zu sagen, befolgte er pünktlich den Rath Abdalmelik's und schlug sein Lager östlich von Medina an der großen Straße auf, welche nach Cûfa führt. Den Medinern ließ er ankündigen, er gebe ihnen eine Frist von drei Tagen, um sich zu besinnen. Nach Verlauf der drei Tage antworteten die Mediner, daß sie sich weigerten, sich zu ergeben.[3]

Wie Merwân vorausgesehen hatte, kamen die Mediner, anstatt den Feind in ihrer Stadt, die sie, so weit möglich, befestigt hatten, zu erwarten, ihm in vier Haufen entgegen, je nach ihrer verschiedenen Abstammung vertheilt (26. August 683). Die Emigrirten hatten Makil, den Sohn Sinân's[4] an ihrer Spitze; er war ein Gefährte Mohammed's gewesen und hatte an der Spitze seines Stammes Aschdscha an der Eroberung von Mekka Theil genommen. Er muß hohes Ansehen in Medina genossen haben, weil die Emigrirten ihm den Oberbefehl gaben, wiewohl er nicht ihres Stammes war. Diejenigen der Koraischiten, welche man nicht zu den Emigrirten rechnete, die sich aber zu verschiedenen Zeiten nach der Einnahme von Mekka in Medina niedergelassen hatten, waren in zwei Haufen getheilt, deren einer von Abdallâh, dem Sohne Motî's, der andere von einem Gefährten des Propheten befehligt wurde. Der allerbeträchtlichste Heereshaufen

---

[1]) Ibn-Khaldûn.

[2]) Raichân fol. 200 v.

[3]) Ibn-Khaldûn.

[4]) Siehe über ihn Nawawi S. 567, Ibn-Kotaiba S. 152, Samhûdi fol 32.

endlich hatte zum Befehlshaber Abdallâh, den Sohn Chandhala's. Indem man tiefe, ehrfurchtsvolle Stille beobachtete, rückte man gegen Charra vor, wo sich die Gottlosen, die Heiden befanden, die man bekämpfen wollte.

Der Befehlshaber der syrischen Armee war gefährlich krank; indeß ließ er sich auf einem Sessel den Reihen um weniges voraus tragen, vertraute sein Banner einem tapferen Edelknaben an, einem Griechen von Geburt, und rief seinen Soldaten zu: „Ihr Araber aus Syrien! zeigt jetzt, daß ihr euren Anführer zu vertheidigen versteht! Zum Angriff!"

Der Kampf begann. Die Syrer griffen den Feind mit solchem Ungestüm an, daß drei Haufen der Mediner, derjenige der Emigrirten und die der Koraischiten, weichen mußten; aber der vierte Heereshaufen, derjenige der „Vertheidiger", zwang die Syrer, sich zurückzuziehen und sich um ihren Feldherrn zu schaaren. Von beiden Seiten schlug man sich mit Erbitterung, als der unerschrockene Fadhl, welcher auf Seiten Abdallâh's, des Sohnes Chandhala's, an der Spitze von zwanzig Reitern kämpfte, zu seinem Anführer sprach: „Stelle die ganze Reiterei unter meinen Befehl, dann werde ich suchen, bis zu Moslim durchzudringen, damit einer von uns, er oder ich, das Leben lasse." Nachdem Abdallâh dies zugegeben, griff Fadhl so tapfer an, daß die Syrer von neuem zurückwichen. „Noch ein solcher Angriff wie jener, meine lieben und tapferen Freunde," rief er dann, „und bei Gott! wenn ich ihren Führer gewahr werde, wird einer von uns diesen Tag nicht überleben. Denkt daran, daß der Sieg der Lohn der Tapferkeit ist!" Seine Krieger griffen abermals mit verdoppeltem Muth an, durchbrachen die Reihen der syrischen Reiter und drangen bis zu der Stelle vor, an der Moslim sich befand. Fünfhundert Fußgänger mit gefällten Spießen umringten ihn; aber Fadhl bahnte sich mit seinem Säbel einen Weg, spornte sein Pferd gerade auf Moslim's Banner zu, versetzte dem Edelknaben, der es trug, einen heftigen Schlag, der ihm Helm und Schädel spaltete, und schrie dann: „Beim Herrn der Caaba! ich habe den Tyrannen getödtet!" — „Nein, du irrst," antwortete ihm Moslim; krank wie er war, ergriff er selbst sein Banner und ermuthigte seine Syrer wieder durch Wort und Beispiel. Fadhl sank, von Stichen durchbohrt, ganz nahe bei Moslim nieder.

Im Augenblick als die Mediner den Haufen des Ibn-Idhâh und andere bereit sahen, sich von neuem auf sie zu stürzen, hörten sie in ihrer Stadt den Siegesruf erschallen: „Gott ist groß!" Sie waren

verrathen: Merwân hatte dem Moslim Wort gehalten. Durch seine glänzenden Versprechungen gewonnen, hatten die Beni-Châritha, ein Geschlecht, welches zu den „Vertheidigern" gehörte, heimlich syrische Truppen in die Stadt gelassen. Sie war jetzt in der Macht des Feindes, Alles war verloren; die Mediner befanden sich zwischen zwei Feuern. Die meisten stürzten schnell in die Stadt, um die Kinder und Frauen zu retten; einige, wie Abdallâh, der Sohn Motî's,[1] flohen in der Richtung nach Mekka; aber Abdallâh, der Sohn Chandhala's, entschlossen diesen verhängnißvollen Tag nicht zu überleben, rief den Seinen zu: „Unsere Feinde werden obsiegen. In weniger als einer Stunde wird Alles entschieden sein. Ihr frommen Moslim's, ihr Bewohner der Stadt, welche dem Propheten Zuflucht gewährt hat, eines Tages müssen wir alle aufhören zu leben, und der schönste Tod ist der des Märtyrers. So wollen wir denn heute uns tödten lassen, heute, wo Gott die Gelegenheit uns darbietet, für seine heilige Sache zu sterben!" Schon regneten die syrischen Pfeile von allen Seiten herab, da rief er von neuem: „Diejenigen, welche unmittelbar ins Paradies einzugehen begehren, mögen meiner Fahne folgen!" Alle folgten ihr; alle fochten wie Verzweifelte, entschlossen ihr Leben theuer zu verkaufen. Abdallâh trieb seine Söhne, einen nach dem andern, ins dichteste Gemenge; er sah sie alle als Opfer fallen. Während Moslim Demjenigen Gold versprach, der ihm einen feindlichen Kopf brächte, hieb Abdallâh rechts und links Köpfe ab, und die Ueberzeugung, daß eine noch viel schrecklichere Strafe seine Opfer jenseits des Grabes erwarte, bereitete ihm wilde Freude. Nach arabischer Sitte recitirte er im Kämpfen Verse. Sie sprachen die Gedanken eines Schwärmers aus, der sich an den Glauben klammert, um nach seinem Gefallen hassen zu können. „Du stirbst," rief er jedem seiner Opfer zu, „du stirbst, aber deine Missethaten überleben dich! Gott hat es uns gesagt, er hat es uns in seinem Buche gesagt: Die Hölle erwartet die Ungläubigen!" Endlich erlag er. Sein Bruder mütterlicherseits fiel, tödtlich verwundet, an seiner Seite. „Jetzt, da ich durch die Degen dieser Männer sterbe, bin ich sicherer, ins Paradies zu gehen, als wenn ich von den heidnischen Dailemiten getödtet worden wäre;" dies waren seine letzten Worte. Es war eine furchtbare Schlächterei. Unter den Gefallenen befanden sich siebenhundert Männer, welche den Koran auswendig wußten; achtzig waren mit der heiligen Würde der Gefährten Mohammed's bekleidet. Keiner der ehrwürdigen Greise, welche

[1]) Ibn Kotaiba S. 201.

zu Bedr gekämpft hatten, wo der Prophet seinen ersten Sieg über die Mekkaner errang, überlebte diese furchtbare Katastrophe.

Die aufgebrachten Sieger zogen in die Stadt, nachdem ihr Befehlshaber ihnen die Erlaubniß gegeben hatte, sie an drei auf einander folgenden Tagen zu plündern. Da ihre Pferde ihnen hinderlich waren, galoppirten die Reiter auf die Moschee zu, um einen Stall aus ihr zu machen! Nur ein einziger Mediner befand sich in diesem Augenblick darin; das war Sa'îd, der Sohn Mosaijab's, der gelehrteste Theologe seiner Zeit. Er sah, wie die Syrer in die Moschee eindrangen und wie sie ihre Pferde an der Stelle zwischen der Kanzel und dem Grabe des Propheten anbanden — einer heiligen Stelle, welche Mohammed einen Garten des Paradieses genannt hatte! Beim Anblick dieser entsetzlichen Entweihung, blieb Sa'îd wie angebannt und völlig erstarrt, denn er glaubte, die ganze Natur sei von einem unheilvollen Ereigniß bedroht. „Seht doch diesen Blödsinnigen, diesen Gelehrten," sagten die Syrer hohnlachend zu einander; aber sie thaten ihm nichts zu Leide, denn sie waren zu sehr auf das Plündern bedacht.

Es wurde nichts geschont. Man führte die Kinder als Sklaven fort oder ermordete sie und schändete die Frauen; in der Folge gaben tausende von diesen Unglücklichen eben so vielen Parias das Leben, die für immer mit dem Namen der „Kinder von Charra" gebrandmarkt blieben.

Unter den Gefangenen befand sich Makil der Sohn Sinân's. Er verschmachtete vor Durst und beklagte sich bitter darüber. Moslim ließ ihn vor sich führen und empfing ihn mit so wohlwollender Miene, wie es ihm irgend möglich war.

„Du bist durstig, nicht wahr, Sohn Sinân's?" fragte er ihn.

„Ja, Feldherr."

„Gib ihm von jenem Getränke, welches der Khalif uns gegeben hat," sagte Moslim, indem er sich an einen seiner Soldaten wandte.

Als man diesem Befehl nachgekommen war und Makil getrunken hatte, sagte Moslim wieder:

„Jetzt hast du wohl keinen Durst mehr?"

„Nein, nicht mehr."

„Nun denn," sagte der Befehlshaber und änderte auf einmal Ton und Miene, du hast zum letzten Male getrunken. Bereite dich zum Sterben."

Der Greis fiel auf die Kniee und bat um Gnade.

„Wie? du hoffst, daß ich dich schone? Bist du es nicht, dem ich auf der Straße nahe bei Tiberias begegnet bin, in der Nacht als du

mit den anderen Abgesandten nach Medina zurückkehrtest? Bist du es nicht, den ich Jezîd mit Schimpfwörtern überhäufen hörte? und bist du es nicht, den ich habe sagen hören: Sobald wir wieder in Medina sind, müssen wir feierlich erklären, daß wir diesem Wüstling und Sohne eines Wüstlings nicht mehr gehorchen wollen; darnach werden wir wohl thun, dem Sohne eines Emigrirten unsern Huldigungseid zu leisten? Nun, in jenem Augenblicke habe ich geschworen, daß ich, sobald ich dir wieder begegnen und dein Leben in meiner Gewalt haben sollte, dich tödten würde. Bei Gott, ich werde meinen Schwur halten! Tödtet diesen Mann!"

Sein Befehl wurde sogleich vollstreckt.

Darauf wurden die Mediner, welche noch in der Stadt waren (die meisten hatten ihr Heil in der Flucht gesucht), aufgefordert, Jezîd ihren Eid zu leisten. Es war nicht der gewöhnliche Eid, der Eid, durch welchen man sich verpflichtete, dem Khalifen so lange zu gehorchen, wie er selbst dem Koran und den Gesetzen Mohammed's gehorchen würde. Nein, die Mediner mußten schwören, Sklaven Jezîd's sein zu wollen, Sklaven, die er frei machen oder verkaufen könne nach seinem Wohlgefallen; dies war die Formel, sie mußten ihm die unumschränkte Gewalt über Alles, was sie besaßen, über ihre Frauen, ihre Kinder, ihr Leben zuerkennen. Der Tod erwartete Die, welche sich weigerten, den entsetzlichen Eid zu leisten. Jedoch zwei Koraischiten erklärten mit Festigkeit, daß sie nur den Eid schwören würden, der von jeher gebräuchlich gewesen war. Sofort befahl Moslim, sie zu köpfen. Merwân wagte es, diesen Befehl zu tadeln, da er selbst ein Koraischite war; aber Moslim stieß ihn mit seinem Stock in den Leib und sagte ingrimmig zu ihm: „Bei Gott, wenn du selbst das gesagt hättest, was sie zu sagen gewagt, würde ich dich getödtet haben!" Dessen ungeachtet wagte Merwân noch einmal um Gnade zu bitten für einen Anderen, welcher mit seiner Familie verwandt war und sich auch geweigert hatte zu schwören. Der syrische Befehlshaber ließ sich nicht erweichen. Anders war es, als ein Koraischite, dessen Mutter dem Stamme Kinda angehörte, den Eid verweigerte und einer der Anführer aus der syrischen Armee, welcher zu den Sacûn's, einem Neben-Stamme der Kinda's, gehörte, rief: „Der Sohn unserer Schwester wird niemals einen solchen Eid schwören." Er wurde von Moslim dessen enthoben.[1]

[1]) Ibn-al-Athîr Bd. III. fol. 78 r. — 79 v.; Samhûdî fol. 31 r. f; Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 169 v. — 170 v.; Naichân fol. 200 v., 201 r.

Die Araber aus Syrien hatten ihre Rechnung mit jenen fanatischen Sectirern, welche Arabien mit dem Blute ihrer Väter überschwemmt hatten, abgeschlossen. Der alte Adel hatte den neuen zerschmettert. Jezid hatte als Repräsentant der alten Aristokratie von Mekka sowohl den Mord des Khalifen Othmân als die Niederlagen gerächt, welche die Mediner, unter Mohammed's Fahne kämpfend, seinem Großvater zugefügt hatten. Diese Reaction des heidnischen Princips gegen das moslimische war grausam, schrecklich und unerbittlich. Nie richteten sich die „Vertheidiger" wieder auf nach diesem verhängnißvollen Schlage; ihre Kraft war auf immer gebrochen. Ihre beinahe verödete Stadt blieb einige Zeit den Hunden überlassen, die umliegenden Felder dem Wild;[1] denn die meisten Einwohner hatten sich mit der afrikanischen Armee vereinigt, um sich ein neues Vaterland zu suchen und ein weniger hartes Loos in ferner Gegend. Die anderen waren sehr zu beklagen; die Omaijaden ließen keine Gelegenheit vorübergehen, sie unter dem Druck ihrer Geringschätzung, ihrer Verachtung, ihres unerbittlichen Hasses seufzen zu lassen, sie mit Abscheu und Bitterkeit völlig zu überschütten. Zehn Jahre nach der Schlacht von Harra ließ Hadschâdsch, der Statthalter der Provinz, mehrere heilige Greise, welche Gefährten Mohammed's gewesen waren, brandmarken. Für ihn war jeder Mediner ein Mörder Othmân's; als ob dieses Verbrechen, selbst angenommen, daß die „Vertheidiger" schuldiger daran gewesen als sie es wirklich waren, nicht genügend durch das Blutbad von Harra und die Plünderung Medina's gebüßt worden wäre! Und als Hadschâdsch die Stadt verließ, rief er: Gott sei gelobt, der mir erlaubt, mich von der unreinsten aller Städte zu entfernen, von der Stadt, welche immer die Güte des Khalifen mit Verrätherei und Aufruhr zu belohnen wußte! Bei Gott! mahnte mein Herrscher mich nicht in jedem Briefe diese Niederträchtigen zu schonen, so würde ich ihre Stadt zerstören, und sie sollten rings um die Kanzel des Propheten herum ächzen und schreien!"

Als diese Worte einem der Greise hinterbracht wurden, welche Hadschâdsch hatte brandmarken lassen, sagte er: „Eine furchtbare Strafe wird ihn im andern Leben erwarten! Was er gesagt hat, ist eines Pharao würdig!"[2] Die Ueberzeugung, daß ihre Tyrannen in den ewigen Flammen gemartert werden würden, war von nun an der einzige Trost und die einzige Hoffnung dieser Unglücklichen. Aber

[1]) Samhûdî fol. 31 r.

[2]) Ibn-al-Athîr Bd. IV fol. 17 v.

dieser Tröstung gaben sie sich mit Wollust hin. Vorhersagungen der Gefährten Mohammed's, Prophezeihungen des Mohammed selbst, Wunder, zu ihren Gunsten gewirkt, alles dies nahmen sie mit gieriger und unersättlicher Leichtgläubigkeit auf. Der Theologe Sa'îd, welcher damals, als die syrischen Reiter in die Moschee kamen und daraus einen Pferdestall machen wollten, sich darin befand, erzählte Jedem, der es hören wollte, daß, als er im Tempel geblieben, er zur Stunde des Gebetes eine Stimme aus dem Grabe des Propheten gehört, welche die feierlichen zur Ankündigung dieser Stunde gebräuchlichen Worte gesprochen habe.[1] In dem schrecklichen Moslim, dem Manne der Mozaina's, sahen die Mediner das furchtbarste Ungeheuer, welches die Erde je getragen; sie glaubten, er würde seines Gleichen erst am Ende der Welt finden in einem Manne des selben Stammes; sie erzählten, der Prophet habe gesagt: „Die Letzten, welche auferweckt werden, sind zwei Männer der Mozaina's. Sie werden die Erde unbewohnt finden. Sie werden nach Medina kommen und dort nichts als Wild sehen. Darauf werden zwei Engel vom Himmel niedersteigen, sie auf den Bauch werfen und so an den Ort hin schleifen, wo sie die anderen Menschen finden werden."[2]

Unterdrückt, allen Beschimpfungen Preis gegeben, mit Füßen getreten, konnten die Mediner nichts Anderes thun als das Beispiel nachahmen, welches ihre Mitbürger ihnen gegeben, welche sich bei der afrikanischen Armee anwerben ließen. Das thaten sie. Von Afrika gingen sie nach Spanien. Beinahe alle Abkömmlinge der alten „Vertheidiger" befanden sich in der Armee, mit welcher Mûsâ die Meerenge überschritt. Sie ließen sich in Spanien nieder, besonders in den östlichen und westlichen Provinzen, wo ihr Stamm der zahlreichste von allen wurde.[3] In Medina waren sie verschwunden. Als ein Reisender des dreizehnten Jahrhunderts in dieser Stadt ankam und aus Neugier fragte, ob sich hier noch Nachkommen der „Vertheidiger" befänden, konnte man ihm nur einen einzigen Mann zeigen und eine einzige Frau; sie waren beide schon alt.[4] Es ist also erlaubt, die berühmte Abstammung jener etwa zehn armen Familien in Zweifel zu ziehen, welche in den Vorstädten Medina's wohnen und Nachkommen der „Vertheidiger" zu sein behaupten.[5]

---

[1]) Samhûdi; Raichân.

[2]) Samhûdi fol 30 r.

[3]) Makkari Bd. I. S. 187.

[4]) Derselbe a. a O.

[5]) Siehe Burckhardt, Travels in Arabia Bd. II S. 237. Nach Bur-

Aber selbst in Spanien waren die „Vertheidiger" nicht sicher vor dem Hasse der Araber von Syrien. An den Ufern des Guadalquivir sehen wir den Streit wieder beginnen zu einer Zeit, wo Spanien zum Statthalter einen Koraischiten hatte, der in der unheilvollen Schlacht von Charra in den Reihen der medinischen Armee gekämpft und nach der Zerstreuung des Heeres die Flucht ergriffen hatte, um zur afrikanischen Armee überzugehen.

Was jetzt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist ein Kampf von anderer Natur, der sich aber auch auf der spanischen Halbinsel fortsetzte. Bei der Erzählung desselben werden wir Gelegenheit haben, im Vorübergehen von Abdallâh, dem Sohne Zobair's zu sprechen und zu sehen, daß das Schicksal dieses anderen Repräsentanten der Gefährten Mohammed's nicht weniger unglücklich war als das der Mediner.

---

ton (Pilgrimage Bd. II S. 1) sind nur noch vier dieser Familien in Medina vorhanden.

VI.

Mit Ausnahme solcher Kämpfe, welche durch fundamentale Principien angeregt werden, die von jeher in Streit mit einander lagen und ewig liegen werden, gibt es keine Kämpfe, weder in Asien noch in Europa, zwischen Moslim's oder zwischen Christen, die mit mehr Beharrlichkeit geführt worden wären, als die aus der Racen-Feindschaft entstandenen. Indem nämlich solche Feindschaft sich durch Jahrhunderte fortpflanzt, überlebt sie lange Zeit alle politischen, socialen und religiösen Umwälzungen. Wir haben schon beiläufig bemerkt, daß die arabische Nation aus zwei verschiedenen, mit einander verfeindeten Völkern bestand; hier aber ist der Ort, diese Thatsache mit größerer Genauigkeit und in den nöthigen Einzelheiten darzustellen.

Zufolge der Gewohnheit der Orientalen, eine ganze Nation von einem einzigen Menschen abstammen zu lassen, behauptete das älteste der beiden Völker, von einem gewissen Kachtân entsprossen zu sein, den die Araber, als sie die Bibel kennen lernten, mit Joktan, einem Nachkommen Sem's nach der Genesis, identificirten. Die Nachkommenschaft Kachtân's hatte, mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, das südliche Arabien an sich gerissen und die Race ungewissen Ursprungs, welche dieses Land bewohnte, unterjocht. Die Kachtâniden tragen gewöhnlich den Namen der Jemeniten, welcher der blühendsten Provinz des südlichen Arabiens entnommen ist; unter diesem Namen werden wir sie in der Folge anführen.

Das andere Volk, entsprossen von Adnân, einem Nachkommen Ismaels, wie man behauptet, bewohnte Chidschaz, eine Provinz, welche sich von Palästina bis Jemen erstreckt und worin Mekka und Medina

liegen; ferner den Nadschd, nämlich die weite Hochebene, die, von einigen Hügelreihen durchzogen, ganz Central-Arabien einnimmt, kurz, den Norden Arabiens. Man gibt diesem Volke die Namen: Ma'additen, Nizâriten, Modhariten oder Kaisiten; all diese Namen bezeichnen das selbe Volk oder einen Theil dieses Volkes; denn Kais stammte von Modhar ab, dieser war einer der Söhne Nizâr's, und Nizâr war der Sohn des Ma'add. Zur Bezeichnung dieses Volkes werden wir den Ausdruck Ma'additen gebrauchen.

In der Geschichte Europa's gibt es nichts dem bisweilen versteckten, öfter auflodernden Hasse der beiden arabischen Völker Aehnliches; sie erwürgten sich unter einander bei den nichtigsten Anlässen. So wurde das Gebiet von Damask zwei Jahre lang der Schauplatz eines grausamen Krieges, weil ein Ma'addite eine Melone im Garten eines Jemeniten gepflückt hatte,[1] und in der Provinz Murcia floß sieben Jahre lang das Blut in Strömen, weil ein Ma'addite, als er zufällig an der Besitzung eines Jemeniten entlang ging, gedankenlos ein Weinblatt abgerissen hatte.[2] Freilich war auch in Europa die Feindschaft der Racen sehr groß; aber hier war sie wenigstens begründet; hier hatte Sieg und Unterwerfung statt gefunden. In Arabien aber war keine Race von der anderen unterdrückt worden. Allerdings hatte ehemals ein Theil der Ma'additen, diejenigen von Nadschd, die Obergewalt des Königs von Jemen anerkannt und ihm Tribut bezahlt; aber sie hatten es selbst gewollt; denn diese zügellosen Horden bedurften eines Herrn, welcher sie verhinderte, sich unter einander zu tödten, eines Herrn, der nicht aus einer ihrer Familien gewählt war, damit die anderen ihm den Gehorsam nicht verweigerten. Selbst wenn die ma'additischen Stämme sich augenblicklich unter einem Häuptlinge ihrer Wahl geeinigt und sich dann wieder von dieser Abhängigkeit befreit hatten, wie das von Zeit zu Zeit vorkam, zwangen innere Kriege sie doch bald, zu solcher Abhängigkeit zurückzukehren. Da sie nur zwischen der Anarchie und der Fremdherrschaft zu wählen hatten, sagten die Stammhäuptlinge nach einem langen Bürgerkriege zu einander: „Uns bleibt gar nichts Anderes übrig als uns von neuem dem Könige von Jemen zu ergeben. Wir zahlen ihm einen Tribut an Schafen und Kameelen, und er verhindert es, daß der Starke den Schwächeren erdrücke.“[3] Später, als Jemen von den Abessiniern erobert worden,

[1]) Abû-l-feda Bd. II S. 64.
[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 84.
[3]) Caussin Bd. II S. 285.

hatten die Ma'additen des Nadschd aus eigenem Antriebe einem anderen Fürsten jemenitischer Abkunft, dem Könige von Chîra, die schwache Autorität zugestanden, welche sie bisher dem Könige von Jemen zuerkannten. Zwischen so völlig freiwilliger Unterwerfung und der Unterjochung durch ein fremdes Volk ist ein bedeutender Unterschied.

Außerdem wurde durch die Verschiedenheit der Sprachen und Gewohnheiten in Europa eine unübersteigbare Schranke aufgerichtet zwischen den beiden Völkern, welche die Eroberung gezwungener Weise auf dem selben Boden vereinigt hatte. In dem moslimischen Reiche war es nicht so. Lange Zeit vor Mohammed hatte die jemenitische oder chimjaritische Sprache, wie man sie nennt — entstanden aus einer Mischung des Arabischen und des Idioms der Besiegten — dem reinen Arabisch den Platz eingeräumt, der Sprache der Ma'additen, welche sich ein gewisses geistiges Uebergewicht erworben hatten. Außer einigen unbedeutenden, dialektischen Verschiedenheiten sprachen also die beiden Völker die selbe Sprache, und niemals kam es in den moslimischen Armeen vor, daß ein Ma'addite es schwierig gefunden hätte, einen Jemeniten zu verstehen.[1] Sie hatten außerdem die selben Neigungen, die selben Vorstellungen, die selben Gewohnheiten, denn die große Masse des Volkes war beiderseits nomadisch. Endlich hatten sie, da beide den Islam angenommen, die selbe Religion. Mit einem Worte, die Verschiedenheit, welche zwischen ihnen bestand, war viel weniger fühlbar als diejenige, welche zwischen den germanischen Völkern bestand zur Zeit als die Barbaren das römische Reich überschwemmten.

Und dennoch, wiewohl die Ursachen, welche den Racenhaß in Europa erklären, im Orient nicht vorhanden sind, trägt dort diese Antipathie einen Charakter von solcher Zähigkeit, wie man es bei uns nicht findet. Nach Verlauf von drei- oder vierhundert Jahren hat sich die Feindschaft der Abstammung in Europa verwischt; unter den Beduinen aber dauert sie seit fünfundzwanzig Jahrhunderten; sie steigt bis zu den ersten historischen Zeiten der Nation hinauf und ist heutigen Tages noch fern vom Erlöschen.[2] „Die Feindschaft der Abstammung,“

---

[1]) In Mahra hatte sich freilich die alte Sprache erhalten, und die anderen Araber verstanden die Sprache dieser Provinz beinahe gar nicht. Siehe Içtakhri S. 14.

[2]) Siehe über diesen letzten Punkt Volney, Voyage en Syrie et en Egypte Bd. I S. 440; Deutsche Morgenländ. Zeitschr. Bd. V S. 501; Bd. VI S. 389, 390; Robinson, Palästina, deutsche Uebers. Bd. II S. 481, 601 und die Anmerkung, in welcher der Verfasser auf die Reisen von Niebuhr und Burckhardt verweist.

sagte ein alter Dichter, „ist von unseren Vorfahren auf uns gekommen, und so lange diese noch Nachkommen haben, wird sie dauern.“ [1] Ferner hat sie in Europa nicht den grausamen Charakter gehabt, wie im Orient; sie hat bei unseren Vorfahren nicht die zartesten und heiligsten Gefühle der Natur erstickt; ein Sohn hat nicht seine Mutter bloß aus dem Grunde gehaßt, weil sie einer anderen Race angehörte als sein Vater. „Du betest für deinen Vater,“ sagte Jemand zu einem Jemeniten, welcher eine feierliche Procession um den Tempel von Mekka hielt; „aber warum betest du nicht auch für deine Mutter?“ — „Für meine Mutter?“ erwiderte der Jemenite mit einer Miene voll Verachtung; „wie könnte ich für die beten? Sie war eine Ma'additin.“ [2]

Dieser Haß, welcher sich von Generation zu Generation fortpflanzt trotz vollkommener Gemeinschaft der Sprache, der Rechte, der Gewohnheiten, der Ideen, der Religion und selbst bis zu einem gewissen Grade der Abstammung, insofern jedes der beiden Völker semitischen Stammes ist — dieser Haß, der aus keinerlei Ereignissen zu erkären ist, liegt im Blute; das ist Alles, was sich darüber sagen läßt. Die Araber des siebenten Jahrhunderts wären wahrscheinlich ebenso wenig im Stande gewesen, die wahre Ursache desselben zu erklären als die Jemeniten, welche in jetziger Zeit die Wüsten in der Umgebung Jerusalems durchziehen und, wenn die Reisenden sie fragen, warum sie die geschworenen Feinde der Kaisiten (Ma'additen) aus der Gegend Hebron's seien, antworten, daß sie durchaus nichts weiter davon wissen als nur, daß dieser gegenseitige Haß von undenklichen Zeiten her stamme. [3]

Weit davon entfernt, den instinctiven Haß der beiden Völker zu vermindern, hat der Islam ihm vielmehr eine Stärke und ein Feuer verliehen wie er es vorher nicht hatte. Die Jemeniten und die Ma'additen, die einander immer mit Mißtrauen beobachteten, wurden von nun an gezwungen, unter dem selben Banner zu kämpfen, auf der selben Scholle zu leben, die Früchte des Sieges zu theilen, und diese fortwährenden Beziehungen, diese täglichen Annäherungen erzeugten eben so viele Wortwechsel und Reibungen. Zugleich gewann diese Feindschaft ein Interesse und eine Wichtigkeit wie sie es damals noch nicht haben konnte, als sie noch auf eine beinahe unbekannte Ecke

---

[1]) Chamâsa des Bochtori, Leydener Manuscript S. 35.
[2]) Mobarrad S. 195.
[3]) Robinson Bd. II S. 601.

Asiens beschränkt war. Seitdem befleckte sie Spanien und Sicilien, die Wüsten des Atlas und die Ufer des Ganges mit Blut und übte nicht nur auf das Schicksal der besiegten Völker einen beträchtlichen Einfluß sondern auch auf das Geschick aller romanischen und germanischen Völker, weil sie die Moslim's auf dem Wege ihrer Eroberungen aufhielt in dem Augenblick, als sie Frankreich und den ganzen Occident bedrohten.

In der ganzen Weite des moslimischen Reiches haben diese beiden Völker sich bekämpft; aber dieses Reich war zu ausgedehnt und es war nicht Einheit genug unter den Stämmen, als daß der Kampf hätte gemeinsam und im Voraus auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sein können. Jede Provinz hatte also ihren besonderen Krieg, ihren Krieg ganz für sich allein; und die Namen der beiden Parteien, die man immer den beiden Stämmen entnahm, welche in der Gegend, wo man sich schlug, die zahlreichsten waren, wichen beinahe überall von einander ab. In Khorâsân zum Beispiel trugen die Jemeniten den Namen Azditen und die Ma'abditen den der Temîmiten, weil die Stämme Azd und Temîm dort die beträchtlichsten waren.[1] In Syrien, der Provinz, mit der wir uns hauptsächlich zu beschäftigen haben, waren auf der einen Seite die Kelbiten, auf der andern die Kaisiten. Die ersteren, jemenitischer Abstammung, bildeten die Mehrzahl der arabischen Bevölkerung,[2] denn als unter dem Khalifat Abû-Bekr's und Omar's viele jemenitische Stämme sich nach Syrien begaben, um sich dort niederzulassen, zogen die Ma'abditen es vor, sich in Irâk festzusetzen.[3]

Die Kelbiten und die Kaisiten waren dem Moâwija gleich aufrichtig ergeben, denn, Dank seiner vorsichtigen und weisen Politik, wußte er zwischen ihnen ein gewisses Gleichgewicht aufrecht zu erhalten und sich die Liebe der Einen wie der Anderen zu gewinnen. Indessen so wohlberechnet seine Maßregeln auch waren, konnte er doch nicht verhindern, daß ihr gegenseitiger Haß von Zeit zu Zeit ausbrach; unter seiner Regierung lieferten die Kelbiten und die Fezâra's, ein Stamm der Kaisiten, sich sogar eine Schlacht bei Banât-Kain.[4] Auch

---

[1]) Commentar des Sokkarî zum Diwan des Ferazdak, Oxforder Manuscr. fol. 93 v.

[2]) Içtakhrî S. 13.

[3]) Tabarî Bd. II S. 254; Abû-Isma'îl al Baçrî, Futuch as-Schâm S. 12, 195.

[4]) Wüstenfeld, Genealogische Tabellen S. 265.

erfuhr Moâwija von Seiten der Kaisiten Schwierigkeiten, als er Jezîd zu seinem Nachfolger anerkannt haben wollte; denn die Mutter Jezîd's war eine Kelbitin; sie war die Tochter des Mâlik-ibn-Bahdal, des Häuptlings dieses Stammes, und für die Kaisiten war deshalb Jezîd, der in der Wüste Semâwa in der Familie seiner Mutter aufgewachsen war, nicht mehr ein Omaijade, sondern ein Kelbite.[1] Es ist unbekannt, auf welche Art Moâwija ihre Stimmen gewann; nur dies ist gewiß, daß sie zuletzt Jezîd als Thronerben anerkannten und ihm treu blieben, so lange er regierte. Aber seine Regierung dauerte nur drei Jahre. Er starb im November 683, zwei und einen halben Monat nach der Schlacht von Charra, erst achtunddreißig Jahre alt.

Bei seinem Tode befand sich das weite Reich auf einmal ohne Herrscher. Allerdings starb Jezîd nicht ohne einen Sohn zu hinterlassen, er hatte deren mehrere; aber das Khalifat war nicht erblich, sondern wählbar. Dieses große Princip war nicht von Mohammed aufgestellt worden sondern vom Khalifen Omar, dem es nicht so ganz wie dem Propheten an politischem Verstande fehlte und der als Gesetzgeber einer unbestrittenen Autorität genoß. Er ist es, der in einer in der Moschee von Medina gehaltenen Rede gesagt hatte: „Wenn Jemand sich einfallen läßt, irgend Einen zum Herrscher auszurufen, ohne daß alle Moslim's darüber berathschlagt haben, dessen Einsetzung soll null und nichtig sein.[2] Es ist wahr, daß man immer die Anwendung des Princips vermieden hatte und daß Jezîd selbst nicht durch das Volk gewählt worden war, aber sein Vater hatte wenigstens die Vorsichtsmaßregel getroffen, ihm als seinem zukünftigen Nachfolger den Eid leisten zu lassen. Jezîd hatte die Vorsicht vernachlässigt; der Tod hatte ihn in der Blüthe seiner Jahre ereilt, und sein ältester Sohn, welcher wie sein Großvater Moâwija hieß, hatte kein Recht auf das Khalifat. Indessen wäre es ihm wahrscheinlich gelungen, sich Anerkennung zu verschaffen, wenn die Syrer, die während dieses Zeitabschnittes die Khalifen creirten, einig genug gewesen wären, um ihn zu unterstützen. Dies waren sie nicht, und Moâwija selbst, so sagt man, begehrte des Thrones nicht. Die Gesinnung dieses jungen Mannes ist in tiefes Geheimniß gehüllt. Wenn man den Geschichtschreibern Glauben beimessen darf, wäre Moâwija nicht im geringsten seinem Vater ähnlich gewesen; in seinen Augen soll die Sache, welche die Mediner verfochten, die gute Sache gewesen sein, und er soll, als er den Sieg bei Charra,

---

[1]) Chamâsa S. 319, 658.

[2]) Sîrat ar-rasûl im Journal des savants 1832 S. 542.

die Plünderung Medina's und den Tod der alten Gefährten Mohammed's erfuhr, in Thränen ausgebrochen sein.[1] Aber diese Geschichtschreiber, welche, von theologischen Gedanken eingenommen, bisweilen die Geschichte verdreht haben, berichten in Widerspruch mit einem spanischen beinahe gleichzeitigen Chronisten,[2] dem so zu sagen die in Spanien lebenden Syrer in die Feder dictirten. Er behauptet, Moâwija sei das treue Ebenbild seines Vaters gewesen. Wie dem auch sei, die Kaisiten wollten einem Prinzen, der eine Kelbitin zur Großmutter und eine Kelbitin zur Mutter gehabt, nicht gehorchen; sie wollten die Oberherrschaft des Kelbiten Chassân ibn-Mâlik ibn-Bahdal, des Statthalters von Palästina und vom Jordan-Districte nicht, welcher die Führung der Geschäfte im Namen des Sohnes seines Neffen übernommen hatte.[3] Ueberall nahmen sie eine feindliche Stellung ein, und einer ihrer Häuptlinge, Zofar, vom Stamme Kilâb, erhob das Banner des Aufruhrs in der Landschaft Kinnesrîn, von wo er den kelbitischen Statthalter, Sa'îd ibn-Bahdal verjagte. Da Zofar natürlich dem Prätendenten der Kelbiten einen anderen entgegenstellen mußte, so erklärte er sich für Abdallâh, den Sohn Zobair's, dessen Sache den Kaisiten im Grunde vollkommen gleichgiltig war. Die fromme Partei hatte dadurch einen sehr sonderbaren Verbündeten gewonnen. Da er die Interessen der Söhne der Gefährten Mohammed's aufrecht erhalten wollte, glaubte Zofar, es sei seine Pflicht, eine erbauliche Predigt auf der Kanzel zu halten. Aber obgleich ein großer Redner und vortrefflicher Dichter, wie alle heidnischen Araber, war er unglücklicher Weise weder an die religiösen Formeln gewöhnt noch an den salbungsvollen Stil. Nachdem er die Hälfte seines ersten Satzes gesprochen, blieb er stecken. Seine Waffenbrüder brachen in Gelächter aus.[4]

Moâwija II. überlebte seinen Vater vierzig Tage, oder zwei Monate, oder auch drei Monate — man weiß es nicht genau, und es kommt nichts darauf an. Die Verwirrung stieg bis zum Gipfel. Die Provinzen, welche es müde waren, von den Syrern als eroberte Länder behandelt zu werden, hatten das Joch abgeschüttelt. In Irâk erhob man täglich einen Khalifen oder einen Emir, der am nächsten Tage wieder abgesetzt ward.[5] Ibn-Bahdal hatte seinen Plan noch

---

[1]) Raichân fol. 202 r.
[2]) Isidor c. 18.
[3]) Chamâsa S. 319; vgl. Raichân fol. 187 r.
[4]) Raichân fol. 187 r.
[5]) Siehe Ibn Khaldûn Bd. II fol. 171 r. und v.

nicht entworfen; bald wollte er sich zum Khalifen erklären lassen; bald, da er sah, daß er nur von seinen Kelbiten anerkannt werden würde, erklärte er sich bereit, dem Omaijaden zu gehorchen, welchen das Volk wählen würde.[1] Aber bei den geringen Aussichten auf Erfolg war es schwer, einen Omaijaden zu finden, der sich zur traurigen Rolle eines Prätendenten verstehen wollte. Walîd, ein Enkel Abû-Sofjân's und früherer Stadthalter von Medina, übernahm sie: aber im Augenblick, als er sein Gebet über der Leiche Moâwija's II. verrichtete, starb er.[2] Ibn-Bahdal hätte das Khalifat gern an Khâlid, den Bruder Maâwija's II. gegeben; aber da dieser erst sechszehn Jahre zählte und die Araber nur einem Erwachsenen gehorchen, wagte er es nicht. Daher bot er das Khalifat dem Othmân an: dieser, welcher die Sache seiner Familie für gänzlich verloren hielt, schlug es ab und vereinigte sich mit dem glücklichen Prätendenten Ibn-Zobair, dessen Partei sich täglich mehrte. In Syrien erklärten sich alle Kaisiten für ihn. Wie sie schon Herren von Kinnesrîn waren, wurden sie es auch bald von Palästina, und der Statthalter von Emesa, Nomân, der Sohn Baschîr's des „Vertheidigers", erklärte sich für Ibn-Zobair.[3] Ibn-Bahdal dagegen konnte nur auf einen einzigen District rechnen, nämlich den des Jordan, den am wenigsten bedeutenden der fünf Districte Syriens.[4] Dort hatte man geschworen, ihm zu gehorchen, aber unter der Bedingung, daß er das Khalifat keinem der Söhne Jezîd's geben wolle, weil sie zu jung wären. In dem Districte von Damask, dem wichtigsten von allen, war der Statthalter Dhachhâk, aus dem Stamme Fihr,[5] Anhänger keiner Partei. Er war mit sich selbst nicht im Reinen: als Befehlshaber der Leibwache Moâwija's I. und einer seiner vertrautesten Freunde, wollte er nichts von dem mekkanischen Prätendenten wissen; als Ma'addite wollte er nicht gemeinschaftliche Sache mit dem Häuptling der Kelbiten machen; daher seine Zögerung und seine Unentschiedenheit. Um seine Absichten und die des Volkes von Damask zu ergründen, schickte Ibn-Bahdal ihm einen Brief, der bestimmt war, am Freitag in der Moschee gelesen zu werden. Dieser Brief war voll Lobes über die Omaijaden und voll Schmähungen gegen Ibn-Zobair; aber da Ibn-Bahdal fürchtete, daß Dhachhâk sich weigern könnte, ihn dem Volke vorzulesen, war er so vor-

---

[1]) Chamâsa S. 319.

[2]) Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 170 v.

[3]) Raichân fol. 187 r.; Ibn-Khaldûn fol. 172 r.

[4]) Siehe Itçakhrî S. 37.

[5]) Fihriten hießen die Koraischiten der Umgegend von Mekka.

sichtig, seinem Boten eine Abschrift desselben zu geben und ihm zu sagen: „Wenn Dhachhâk jenen Brief den Arabern von Damask nicht vorliest, so mußt du ihnen diesen hier vorlesen." Was er vorausgesehen, geschah. Als Dhachhâk am Freitag die Kanzel bestieg, sagte er kein einziges Wort von dem Briefe, den er erhalten hatte. Da erhob sich der Bote Ibn-Bahdal's und las ihn dem Volke vor. Kaum war diese Vorlesung zu Ende, da erhob sich Geschrei von allen Seiten. „Ibn-Bahdal sagt die Wahrheit!" riefen Einige. „Nein, er lügt!" schrieen Andere. Der Tumult wurde entsetzlich, und der heilige Raum, welcher, wie überall in den moslimischen Ländern, sowohl zu religiösen Feierlichkeiten als zu politischen Berathungen diente, hallte wieder von den Schimpfwörtern, mit denen Kelbiten und Kaisiten einander überschütteten. Endlich brachte Dhachhâk sie zum Stillschweigen, beendete die religiöse Feier und verblieb dabei, sich nicht auszusprechen.[1]

Dies war die Lage Syriens, als die Soldaten Moslim's wieder in ihr Heimatland kamen. Aber nicht mehr Moslim befehligte sie. Im Folgenden schildern wir mit wenigen Worten, was sich in der Zwischenzeit zugetragen hatte.

Moslim, welcher schon zur Zeit der Schlacht von Charra sehr krank gewesen war, hatte der strengen Gesundheitsregel entsagt, die ihm von den Aerzten vorgeschrieben worden. „Jetzt, da ich die Rebellen gezüchtigt habe, werde ich zufrieden sterben," hatte er gesagt; „und da ich die Mörder Othmân's getödtet habe, wird Gott mir meine Sünden verzeihen."[2] Als er noch drei Tagereisen von Mekka enfernt war und sein Ende nahen fühlte, ließ er den Befehlshaber Hoçain kommen, welchem Jezîd das Commando über die Armee für den Fall, daß Moslim sterben würde, bestimmt hatte. Hoçain war vom Stamme Sacûn und folglich ein Kelbite wie Moslim, aber Moslim verachtete ihn, denn er zweifelte an seiner Einsicht und an seiner Festigkeit. Er fuhr ihn deshalb mit der plumpen Offenheit an, welche den Grundzug seines Charakters ausmachte und die wir nicht bemänteln dürfen, und sagte zu ihm: „Du Esel! du wirst den Oberbefehl an meiner statt übernehmen. Ich für meinen Theil würde ihn dir nicht anvertrauen, aber es muß der Wille des Khalifen geschehen. Höre jetzt meinen Rath; ich weiß, daß du seiner bedarfst, denn ich kenne dich. Sei auf deiner Hut gegen die List der Koraischiten, schließe dein Ohr gegen ihre honigsüßen Reden und denke daran, daß du, wenn du vor

---

[1]) Ibn-Khaldûn fol. 172 v.

[2]) Abû-'l-machâsin, bei Weil Bd. I S. 331 Anmerkung.

Mekka stehst, nur drei Dinge zu thun hast: bis aufs äußerste zu kämpfen, die Einwohner in Ketten zu legen und nach Syrien zurückzukehren."[1] Nachdem er das gesagt, hauchte er den letzten Seufzer aus.

Als Hoçain Mekka belagerte, benahm er sich, als ob er sich vorgenommen hätte, zu beweisen, daß die Vorurtheile Moslim's in Bezug auf ihn durchaus nicht begründet wären. Weit davon entfernt, es an Kühnheit fehlen zu lassen, weit entfernt, sich durch religiöse Bedenken hemmen zu lassen, that er es Moslim an Gotteslästerungen noch zuvor. Mit seinen Wurfmaschinen ließ er auf den Tempel, die Caaba, so enorme Steine schleudern, daß die Säulen des Gebäudes zertrümmert wurden. Auf sein Anstiften warf während der Nacht ein syrischer Reiter eine Fackel, die er an der Spitze seiner Lanze befestigt hatte, auf das Zelt Ibn-Zobair's, welches im Hofe der Moschee aufgeschlagen war. Das Zelt gerieth sogleich in Brand, und die Flamme ergriff die Vorhänge, welche den Tempel einhüllten. So wurde die heilige Caaba, die ehrwürdigste aller moslimischen Moscheen, gänzlich vom Feuer verzehrt.[2] — Von einer Menge von Nichtbekehrten unterstützt und für den Augenblick ihren Haß gegen die Orthodoxen vergessend, waren die Mekkaner voll Begeisterung herzugeströmt, um den heiligen Grund und Boden zu beschützen. Sie hielten die Belagerung mit großem Muth aus, als die Nachricht vom Tode Jezîd's auf einmal die Lage der Dinge gänzlich änderte. Dem Sohne Zobair's verursachte diese unerwartete Nachricht eine unsagbare Freude; für Hoçain war sie ein Donnerschlag. Anstatt daß Moslim sich mit Leib und Seele den Herren gewidmet hätte, denen er diente, kannte dieser starre, egoistische und berechnende Feldherr zu gut die Gährung der Parteien in Syrien, als daß er nicht vorausgesehen hätte, es werde dort ein Bürgerkrieg ausbrechen, und da er sich über die Schwäche der Omaijaden keiner Täuschung hingab, sah er in der Unterwerfung unter den mekkanischen Khalifen das einzige Rettungsmittel für seine ernstlich gefährdete Armee und für sich selbst, der es noch mehr war. Er ließ also Ibn-Zobair einladen, sich mit ihm in der folgenden Nacht zu besprechen an einem Orte, den er bezeichnete. Als Ibn-Zobair sich zu

---

[1]) Fâkihi fol. 400 v.; Raichân fol. 201 v; Ibn-Khaldûn fol. 170 v.

[2]) Es gibt andere Nachrichten über die Veranlassung dieses Brandes; aber die, welche ich im Texte gebe, hält Ibn-Khaldûn für die einzig glaubwürdige (fol. 170 v.); sie allein findet sich auch bei dem ältesten und zuverlässigsten Gewährsmann, bei Fâkihi (fol. 400 v.).

dieser Unterredung eingefunden hatte, sagte Hoçain ihm mit leiser Stimme, um von den Syrern nicht gehört zu werden:

„Ich bin bereit, dich als Khalifen anzuerkennen, aber nur unter der Bedingung, daß du dich verpflichtest, eine allgemeine Amnestie zu erlassen und keine Rache zu nehmen für das während der Belagerung von Mekka und in der Schlacht von Charra vergossene Blut.“

„Nein,“ gab ihm Ibn-Zobair laut zur Antwort, „ich würde selbst dann nicht zufrieden sein, wenn ich zehn Feinde für jeden meiner Gefährten tödtete.“

„So sei Der verwünscht, der dich von nun an noch als verständigen Mann betrachtet,“ rief Hoçain darauf. „Bis jetzt habe ich an deine Klugheit geglaubt; aber da ich leise zu dir spreche, antwortest du mir mit lauter Stimme, und da ich dir das Khalifat anbiete, drohst du mir mit dem Tode!“

Von nun an überzeugt, daß keine Versöhnung zwischen ihm und diesem Manne möglich sei, brach Hoçain sofort die Unterredung ab und machte sich mit seiner Armee wieder auf den Weg nach Syrien. Unterwegs begegnete ihm Merwân. Als dieser nach der Schlacht von Charra wieder in Medina eingezogen, aber auf Befehl des Ibn-Zobair von neuem aus dieser Stadt vertrieben worden, war er nach Damask zurückgekehrt. Hier hatte er die Sache seiner Familie beinahe trostlos gefunden und in einer Zusammenkunft mit Dhachhâk sich verpflichtet, sich nach Mekka zu begeben, um Ibn-Zobair anzukündigen, daß die Syrer bereit seien, seinen Befehlen zu gehorchen;[1] dies war das beste Mittel, sich bei seinem alten Feinde wieder in Gunst zu setzen. Auf dieser Reise von Damask nach Mekka begegnete Merwân dem Hoçain.[2] Dieser versicherte ihn, daß er den mekkanischen Prätendenten nicht anerkennen werde, und erklärte, daß er, wenn er den Muth habe, das omaijadische Banner wieder zu erheben, auf seine Unterstützung rechnen könne. Nachdem Merwân diesen Vorschlag angenommen, beschloß man zu Dschâbia eine Art Reichsversammlung zusammenzuberufen, auf der man über die Wahl eines Khalifen berathschlagen werde.

Aufgefordert, sich zu dieser Reichsversammlung zu begeben, kamen Ibn-Bahdal und seine Kelbiten dahin. Auch Dhachhâk versprach zu kommen und entschuldigte sich über sein bis dahin eingehaltenes Verfahren. Wirklich machte er sich mit den Seinigen auf den Weg; aber unterwegs verweigerten die Kaisiten, weiter zu gehen, überzeugt, daß

[1]) Raichân fol. 187 v; Chamâsa S. 318.

[2]) Ibn-Khaldûn fol. 172 v.

die Kelbiten ihre Stimmen nur Dem geben würden, der es mit ihrem Stamme hielt, nämlich Khâlid, dem jüngeren Bruder Moâwija's II. Deshalb kehrte Dhachhâk sogleich wieder um und lagerte sich in dem Wiesengrunde Râhit westlich von Damask.[1] Indessen wurde es den Kaisiten klar, daß ihr Zank mit den Kelbiten bald durch die Waffen ins Reine gebracht werden müsse, und je näher der entscheidende Augenblick heranrückte, desto mehr fühlten sie, wie unnatürlich ihre Verbündung mit dem Haupte der frommen Partei sei. Da sie viel mehr Sympathie mit Dhachhâk, dem alten Waffenbruder Moâwija's I. hatten, sagten sie zu ihm: „Warum willst du dich nicht zum Khalifen erklären? Du bist nicht weniger werth als Ibn-Bahdal oder Ibn-Zobair." Durch diese Worte geschmeichelt und zu glücklich, aus seiner falschen Stellung heraustreten zu können, widersetzte Dhachhâk sich diesem Vorschlage der Kaisiten nicht und nahm ihre Eidschwüre entgegen.[2]

Die Berathungen der Kelbiten dauerten nicht weniger als vierzig Tage. Ibn-Bahdal und seine Freunde wollten das Khalifat dem Khâlid geben — die Kaisiten hatten sich also nicht getäuscht, als sie dieses Vorhaben bei ihnen vermutheten — und Hoçain konnte sie nicht zur Wahl seines Candidaten, des Merwân, bewegen. Mochte er auch sagen: „Aber wie? Unsere Feinde setzen uns einen alten Mann entgegen; sollen wir ihnen einen jungen Mann, der beinahe noch ein Kind ist, gegenüberstellen?" Darauf antwortete man ihm, daß Merwân zu mächtig sei, und sagte: „Wenn Merwân das Khalifat erhielte, so würden wir seine Sklaven werden; er hat zehn Söhne, zehn Brüder und zehn Neffen."[3] Außerdem betrachtete man ihn damals als Fremden. Der Zweig der Omaijaden, zu welchem Khâlid gehörte, war in Syrien einheimisch geworden; aber Merwân und seine Familie hatten immer in Medina gelebt. Dennoch gaben Ibn-Bahdal und seine Freunde endlich nach und ließen sich Merwân gefallen; aber sie gaben ihm zu fühlen, daß sie ihm durch Uebertragung des Khalifats eine große Gunst erzeigten. Sie schrieben ihm eben so harte als demüthigende Bedingungen vor. Merwân mußte sich feierlichst verpflichten, alle wichtigen Aemter den Kelbiten anzuvertrauen, nur nach ihrem Rathschluß zu regieren und ihnen jährlich eine

---

[1]) Raichân fol. 187 v; Chamâsa; Ibn Khaldûn fol 172 r. und v.

[2]) Chamâsa S. 318.

[3]) Ibn-Khaldûn fol. 172 v.

[4]) Siehe Chamâsa S. 659 Vers 5 des Gedichtes.

sehr beträchtliche Summe zu bezahlen.[1] Ibn-Bahdal ließ außerdem anordnen, daß der junge Khâlid der Nachfolger Merwân's werden und bis dahin die Statthalterschaft von Emesa erhalten solle.[2] Nachdem Alles so geordnet war, sagte Mâlik, der Sohn Hobaira's, einer der Häuptlinge des Stammes Sacûn, der sich als eifriger Anhänger Khâlid's erwiesen hatte, mit stolzer und drohender Miene zu Merwân: „Den Eid leisten wir dir nicht, den man dem Khalifen als Nachfolger des Propheten leistet, denn indem wir unter deinem Banner kämpfen, haben wir nur die Güter dieser Erde im Auge. Wenn du uns also gut behandelst, wie Moâwija und Jezîd es gethan, werden wir dir beistehen; wo nicht, wirst du auf deine Kosten die Erfahrung machen, daß wir keine größere Vorliebe für dich haben als für jeden andern Koraischiten.[3]

Als die Reichsversammlung von Dschâbia am Ende des Monats Juni im Jahre 684,[4] mehr als sieben Monate nach Jezîd's Tode, zu Ende gekommen, marschirte Merwân, begleitet von den Kelbiten, Ghassâniten, Sakfakiten, Sacûniten und anderen jemenitischen Stämmen, gegen Dhachhâk, dem die drei Statthalter, welche seine Partei behaupteten, ihre Contingente geschickt hatten. Zofar befehligte in Person die Truppen aus Kinnesrîn, seiner Provinz. Während des Marsches erhielt Merwân eine eben so unerwartete als angenehme Nachricht: Damask hatte sich für ihn erklärt. Ein Häuptling des Stammes Ghassân hatte, anstatt sich nach Dschâbia zu begeben, sich in der Hauptstadt versteckt gehalten. Nachdem er die Jemeniten auf die Nachricht von der Erwählung Merwân's versammelt, hatte er sich durch Ueberrumpelung der Stadt Damask bemächtigt und den von Dhachhâk ernannten Statthalter gezwungen, sein Heil in so schleuniger Flucht zu suchen, daß er nicht einmal den öffentlichen Schatz hatte mit sich nehmen können. Der verwegene Ghassânite beeilte sich, Merwân von dem glücklichen Erfolge seines Unternehmens zu benachrichtigen und ihm Geld, Waffen und Soldaten zu schicken.[5]

Als die beiden Armeen, oder vielmehr die beiden Völker sich einander gegenüberstanden auf der Wiese Râhit, vergingen zuerst zwanzig

---

[1]) Masûdi. — Alles dies gleicht ziemlich der „Capitulation", welche der dänische Adel von Dem beschwören ließ, den er zum Könige erwählt hatte.

[2]) Ibn-Khaldûn.

[3]) Masûdi.

[4]) Ibn-Khaldûn.

[5]) Ibn-al-Athîr Bd. III fol. 84 v.; Ibn-Khaldûn.

Tage mit Scharmützeln und Zweikämpfen. Endlich wurde der Kampf allgemein. Er war blutiger als ein anderer je zuvor gewesen, sagt ein arabischer Geschichtschreiber, und nachdem die Kaisiten achtzig ihrer Anführer verloren hatten, unter denen Dhachhâk selbst sich befand, wurden sie vollständig in die Flucht geschlagen.[1]

Zwischen den Kelbiten und Kaisiten wurde diese „Schlacht auf der Wiese" niemals vergessen und zweiundsiebenzig Jahre später fing sie, so zu sagen, in Spanien wieder an. Sie war der Gegenstand, welchen die Dichter der beiden rivalisirenden Parteien mit Vorliebe vor allen anderen behandelten; von der einen Seite in Freuden- und Siegesgesängen, von der anderen in Schmerzensrufen und Rachegeschrei.

Im Augenblicke, da Alles floh, hatte Zofar zwei Anführer vom Stamme Solaim an seiner Seite. Sein Renner war der einzige, der es an Schnelle mit denjenigen der ihn verfolgenden Kelbiten aufnehmen konnte, und als seine beiden Gefährten sahen, daß die Feinde sie einholen würden, riefen sie ihm zu: „Fliehe, Zofar, fliehe; man wird uns tödten." Zofar spornte sein Pferd und entkam; seine beiden Freunde wurden niedergemacht.[2]

„Welches Glück," sagte er später, „könnte ich noch genießen, nachdem ich Ibn-Amr und Ibn-Man verlassen habe, nachdem Hammâm[3] getödtet worden? Nie hatte man mich feige gesehen; aber an diesem unheilvollen Abend, als ich verfolgt ward, als mich Feinde umgaben und niemand mir zu Hilfe eilte, an dem Abend habe ich meine beiden Freunde verlassen und bin wie ein Feiger entflohen!.. Kann wohl ein einziger Tag der Schwäche all meine Heldenthaten austilgen? Sollen wir die Kelbiten in Ruhe lassen? Sollen unsere Lanzen sie nicht treffen? Sollen unsere zu Râhit gefallenen Brüder nicht gerächt werden?... Ja, auf der frisch aufgeworfenen Erde, die ihre Gebeine bedeckt, wird das Gras wachsen; aber niemals werden wir sie vergessen und auf immer werden wir einen unerbittlichen Haß gegen unsere Feinde bewahren. Gib mir meine Waffen, Weib! Nach meiner Ansicht muß der Krieg ewig dauern. Ja, die Schlacht von Râhit hat eine Kluft zwischen Merwân und uns geöffnet".[4]

Ein kelbitischer Dichter antwortete ihm in einem Gedichte, von welchem nur die folgenden zwei Verse übrig geblieben:

„Ja, in der That, die Schlacht von Râhit hat dem Zofar eine Krankheit zugezogen, von der er niemals genesen wird. Nie wird er aufhören, Solaim, Amir und Dhobjân zu beweinen, die in dieser Schlacht getödtet worden, und in seinen liebsten Hoffnungen getäuscht, wird er unaufhörlich den Schmerz der Wittwen und Waisen durch seine Verse erneuen."[5]

---

[1]) Ibn-al-Athir; Ibn-Khaldûn. Siehe Anmerk. II am Ende des Werkes.

[2]) Masûdi.

[3]) Ein Häuptling der Nomairiten; s. Chamâsa S. 318.

[4]) Masûdi; Chamâsa S. 72; Raichân fol. 187 v.; Ibn-Badrûn S. 185; Chamâsa des Bochtori S. 34.

[5]) Raichân fol 187 v.

Ein anderer kelbitischer Dichter[1] besang den Sieg seiner Stammgenossen. „Welche Schmach für die Kaisiten! während sie aus Leibeskräften flohen, ließen sie ihre Banner im Stich, und diese fielen gleich den Vögeln, die, wenn sie durstig sind, Kreise in der Luft beschreiben und dann aufs Wasser losstürzen." Der Dichter zählt nacheinander die kaisitischen Häuptlinge auf; jeder Stamm beweint den Verlust des seinigen. Die Feigen! sie sind im Rücken geschlagen worden! „In der That, es waren auf der Wiese Leute, welche aus Herzenslust bebten; das waren die, welche dort den Kaisiten die Nasen, Hände und Ohren abschnitten und sie verstümmelten."

---

[1]) Chamâsa S. 317, wo Kelbi zu lesen anstatt Kilâbi; vgl. S. 656.

VII.

Während Merwân, der infolge des Sieges, den er auf der Wiese Râhit errungen, Herr von Syrien geworden, auch Aegypten unterwerfen wollte, warf Zofar, der von nun an das Haupt seiner Partei war, sich auf Karkîsiâ, eine Festung in Mesopotamien, östlich von Kinnesrîn, da wo der Khâbûr (Chaboras) sich in den Euphrat ergießt. Allmählich wurde Karkîsiâ der Versammlungsplatz für die kaisitischen Heerführer. Seit der offene Krieg unmöglich geworden, mußten sie sich mit nächtlichen Angriffen und versteckten Ausfällen begnügen; aber dabei wenigstens vernichteten sie Alles mit Feuer und Schwert. Befehligt von einem der Hauptleute Zofar's, Omair, dem Sohne des Chobâb, plünderten sie die kelbitischen Felder in der Wüste Semâwa, gaben keinen Pardon und trieben die Grausamkeit so weit, daß sie den Frauen den Leib aufschlitzten. Als Zofar sie mit Beute beladen und mit Blut bedeckt wiederkehren sah, sagte er:

„Jetzt, ihr Kelbiten, sind die harten Zeiten für euch gekommen; wir werden uns rächen; wir werden euch bestrafen. In der Wüste Semâwa seid ihr nicht mehr sicher; verlasset sie also, nehmt die Söhne Bahdal's mit euch, und geht, euch einen Zufluchtsort zu suchen, wo gemeine Sklaven die Olive bauen.“ [1]

Dennoch spielten die Kaisiten zu dieser Zeit nur eine untergeordnete Rolle. Karkîsiâ war allerdings der Schrecken und die Plage der Umgegend, allein es war doch nur ein Räubernest, welches Merwân keine ernste Besorgniß einflößen konnte, und da es ihm vor Allem darauf ankam, Irâk zu erobern, mußte er andere, viel mehr zu fürchtende Feinde bekämpfen.

---

[1]) Raichân fol. 157 v.; vgl. Nouveau Journ. asiat. Bd. XIII S. 301.

In Irâk spielte sich damals ein vollständiges und merkwürdiges Schauspiel ab. Die sonderbarsten und ungewöhnlichsten Lehrsätze bestritten einander die Popularität; Erb- und Wahlrecht, Despotismus und Freiheit, göttliches Recht und Volksherrschaft, Fanatismus und Indifferentismus lagen mit einander in Fehde; die arabischen Sieger und die persischen Besiegten, die Reichen und die Armen, die Schwärmer und die Ungläubigen bekämpften sich hier. Anfangs gab es auch Gemäßigte, welche weder von den Omaijaden noch von Ibn-Zobair etwas wissen wollten. Vielleicht empfand kein Mensch in Irâk Sympathieen für den Charakter des letzteren und ebenso wenig für die Principien, die er verfolgte; und doch, nachdem jeder Versuch zur Herstellung einer Volksregierung in Baçra wie in Cûfa gescheitert war, ließen sich die Gemäßigten endlich herbei, ihn anzuerkennen, weil sie ihn als den Einzigen betrachteten, der im Stande sei, ein wenig Ordnung in der Provinz aufrecht zu erhalten. Die Einen, Moslim's ohne Widerwillen aber auch ohne Eifer, führten, ihrer Natur entsprechend, ein ruhiges, behagliches und träges Leben. Die Anderen, noch unbekümmerter um das Morgen, wollten lieber zweifeln als sich mit fortreißen lassen, lieber verneinen als hoffen. Sie beteten nur Einen Gott an und opferten nur ihm. Dieser Gott war das Vergnügen, die Befriedigung der Sinne. Der feine und geistreiche Omar ibn-abî-Rabîa, der Anakreon der Araber, hatte ihre Liturgie geschrieben. Die beiden angesehensten und einflußreichsten Edlen von Baçra, Achnaf und Châritha, repräsentirten die beiden Farben dieser Partei. Der Name des ersteren ist fast in alle Ereignisse dieser Zeit verflochten; aber er thut kaum etwas Anderes als Rath geben; er spricht immer, handelt niemals. Als Häuptling der Temîmiten genoß er in seinem Stamme so unumschränktes Ansehen, daß Moâwija I. öfters sagte: „Wenn er in Wuth geräth, so theilen hunderttausend Temîmiten seinen Grimm, ohne ihn nach der Ursache zu fragen." Glücklicherweise war er dessen nicht fähig; seine Langmuth war sprüchwörtlich: selbst wenn er seinen Stamm unter die Waffen rief, wußte man, daß er es nur der schönen Zabrâ, seiner Geliebten, die ihn völlig beherrschte, zu Gefallen that. „Zabrâ ist heute schlechter Laune", sagten sich dann die Soldaten. Da er in allen Dingen das richtige Maß beobachtete, hielt auch seine Frömmigkeit die Mittelstraße zwischen Leidenschaft und Gleichgiltigkeit. Er that Buße für seine Sünden, aber diese Buße war nicht allzu hart. Als Sühne für jede einzelne Sünde zog er seinen Finger durch die Flamme einer Kerze, und wenn er vor Schmerz ein wenig aufschrie, sagte er: „Warum hast du diese Sünde begangen?" Sich durch einen klugen

und wohlüberlegten Egoismus, der aber nicht bis zur Falschheit oder Niederträchtigkeit ging, leiten zu lassen; die Neutralität unter den Parteien, so lange er irgend konnte, zu beobachten; sich jeder noch so ungesetzmäßigen Regierungsform anzubequemen, ohne sie zu tadeln, aber auch ohne ihr zu schmeicheln, ohne nach Gunst zu haschen: das war der Gang seines Verfahrens, den er sich von Jugend auf vorgezeichnet hatte und von dem er niemals abwich. Sein Charakter war ohne Weitherzigkeit, ohne Hingebung, ohne Großartigkeit. Darum war dieser Repräsentant der Mittelstraße, des Gemein-Selbstischen, dieser Freund des Aufschiebens und der halben Maßregeln eben so wenig im Stande, Begeisterung einzuflößen als sie zu empfinden; aber alle Welt liebte ihn wegen seiner Sanftmuth, seiner liebenswürdigen, nachgebenden und immer gleichen Gemüthsart.[1]

Als glänzender und geistvoller Typus des alten heidnischen Adels galt Châritha für einen starken Trinker und leugnete dieses auch nicht. Der District, den er allen anderen vorzog, als er eine Präfectur zu wählen hatte, war der, welcher den wohlschmeckendsten Wein erzeugte. Seine religiösen Gefühle waren kein Geheimniß für seine Freunde. „Welch sonderbares Schauspiel," sagte ein Dichter seiner Familie, „den Châritha beim öffentlichen Gebete zugegen zu sehen, ihn, der so ungläubig ist, wie man es nur sein kann."[2] Aber er war von ganz außerordentlicher Höflichkeit; man rühmte seine eben so heitere als unterrichtende Unterhaltung;[3] und außerdem zeichnete er sich vor seinen Mitbürgern durch Tapferkeit aus. Denn es ist zuzugeben: die Irâkaner waren meistens von unglaublicher Feigheit. Als Obaidallâh noch Statthalter der Provinz war, hatten zweitausend Irâkaner, welche er zur Bezwingung von etwa vierzig Nonconformisten ausgesandt, nicht gewagt, dieselben anzugreifen. „Mir ist es ziemlich einerlei, ob Obaidallâh mein Lob in einer Leichenpredigt ausspricht," hatte ihr Führer gesagt; „ich will lieber, daß er mich tadelt."[4]

Die beiden anderen Parteien, die der Nonconformisten und die der Schiiten, waren beide aus lauter aufrichtigen und andächtigen Gläubigen zusammengesetzt. Aber diese beiden Secten, welche im Anfang

---

[1]) Ibn Khallicân Bd I S. 323 f., ed. Slane; Ibn-Nobâta bei Rasmussen, Additamenta ad historiam Arabum S. 16 f. des Textes.

[2]) Mobarrad S 699. „Ungläubiger als Chimâr", sagt der Text; siehe über diese sprüchwörtliche Redensart Maidânî Bd. II S. 384.

[3]) Ibn-Khallicân Bd. I S. 325 ed. Slane.

[4]) Mobarrad S. 651.

ziemlich nahe an einander grenzten, schieden sich beim Fortgang je mehr und mehr und vertraten endlich einen ganz entgegengesetzten Begriff von Religion und Staat.

Die Nonconformisten waren edle und feurige Seelen, welche in einem Jahrhundert des Egoismus sich völlige Reinheit des Herzens bewahrt hatten, welche ihr Streben nicht an die Güter dieser Erde hängten, welche eine zu große Idee von Gott hatten, um ihm maschinenmäßig zu dienen, um sich in gewöhnliche und leichte Frömmigkeit einzuschläfern; sie waren wirkliche Jünger Mohammed's, aber des Mohammed, wie er in der ersten Epoche seiner Mission gewesen, als noch Tugend und Frömmigkeit seine begeisterte Seele ganz erfüllten, während die Orthodoxen von Medina eher die Jünger des anderen Mohammed waren, des Betrügers, der mit unersättlichem Eifer darnach strebte, die ganze Welt durchs Schwert zu erobern. In einer Zeit, wo der Bürgerkrieg so grausam die Provinzen des weiten Reiches verwüstete, wo jeder Stamm auf seinen edlen Ursprung einen Anspruch der Herrschaft gründete, hielten sie sich an die schönen Worte des Korans: Alle Moslim's sind Brüder. „Fragt uns nicht," sagten sie, „ob wir von Kais oder vielleicht von Temîm abstammen; wir alle sind Söhne des Islam, wir alle huldigen der Einheit Gottes; und Derjenige, welchen Gott den Anderen vorzieht, ist Der, welcher ihm am besten seine Dankbarkeit erzeigt.[1] Indessen, wenn sie Gleichheit und Brüderschaft predigten, so kam dies daher, weil sie sich eher aus der Classe der Arbeiter recrutirten als aus den Adeligen.[2] In gerechter Empörung über die Verderbtheit ihrer Zeitgenossen, welche sich ohne Gewissensbisse und ohne Scham allen Ausschweifungen und Lastern ergaben und glaubten, es sei zur Tilgung aller Sünden genügend, dem öffentlichen Gebete beizuwohnen und die Wallfahrt nach Mekka zu machen, predigten sie, daß der Glaube ohne Werke ungenügend sei, und daß die Sünder eben so gut bestraft werden würden als die Ungläubigen.[3] In der That hatte man damals von der lossprechenden Kraft des Glaubens die allerübertriebensten Vorstellungen. Und was war denn am Ende dieser Glaube? Oftmals nur einfacher Deismus, nichts mehr. Die Schöngeister mit ihren lockeren Sitten rechneten, wenn sie überhaupt noch an den Himmel glaubten, darauf, ihn wohlfeil zu erkaufen. „Worauf willst du dich verlassen,

---

[1]) Mobarrad S. 588.
[2]) Mobarrad S. 704.
[3]) Schahrastâni und Mobarrad a. a. St.

wenn dieser Tag einst für dich kommen wird?" fragte der fromme Theologe Chasan von Baçra den Dichter Ferazdak, den „Ausschweifenden", welcher mit ihm bei einem Leichenbegängniß zugegen war. „Auf das Zeugniß, welches ich seit sechzig Jahren von der Einheit Gottes ablege," erwiderte der Dichter ganz ruhig.[1] Die Nonconformisten protestirten gegen diese Theorie. „Auf die Weise," sagten sie, „wäre ja Satan selbst der ewigen Verdammniß entronnen; denn war nicht selbst er von der Einheit Gottes überzeugt?"[2]

In den Augen jener leichtsinnigen, leeren, zweifelsüchtigen, halbheidnischen Menschen war eine so leidenschaftliche, mit so strenger Tugend gepaarte Religion Ketzerei. Man muß sie ausrotten, sagte man zu einander; denn bisweilen fällt es dem Skepticismus ein, die Frömmigkeit im Namen der Philosophie zu ächten, wie es der Frömmigkeit auch wohl in den Sinn kommt, die unabhängige Vernunft im Namen Gottes zu ächten. Die Regierung ihrerseits war mit vollem Recht beunruhigt durch diese Demokraten, diese Nivellirer. Die Omaijaden hätten sie wohl gewähren lassen, sie sogar gelobt, wenn sie sich darauf beschränkt hätten, zu erklären, daß die Anführer der orthodoxen Partei, die sogenannten Heiligen des Islam, wie Talcha, Zobair, Alî und Aischa, die Wittwe des Propheten, nichts weiter als ehrgeizige Heuchler gewesen seien; aber sie gingen weiter. Abgesehen davon, daß sie, nach dem Beispiel der Othodoxen von Medina, die Omaijaden als Ungläubige behandelten, bestritten sie den Koraischiten das ausschließliche Recht zum Khalifat und leugneten kühn, daß der Prophet gesagt, das geistliche und zeitliche Regiment gehöre nur diesem Stamme an. Jeder, so predigten sie, könne zum Khalifat erwählt werden, welches auch seine Stellung sei, ob er dem höchsten Adel angehöre oder der niedrigsten Classe der Gesellschaft, ob er Koraischite oder Sklave sei — eine gefährliche Theorie, welche das öffentliche Recht an der Wurzel untergrub. Das war noch nicht Alles: indem sie eine vollkommene Gesellschaft träumten, predigten diese reinen und für die Freiheit begeisterten Seelen, ein Khalif sei nur dazu nothwendig, um die Bösen zu zügeln; die wahrhaft Gläubigen, die tugendhaften Menschen, könnten sehr gut ohne ihn bestehen.[3]

Indem nun Regierung und Aristokratie des Irâk sich die Hand reichten, um mit gemeinsamer Anstrengung die Nonconformisten und

[1]) Nouveau Journ. asiat. Bd. XIII S. 543.
[2]) Schahrastâni S. 91.
[3]) Schahrastâni S. 87, 90.

ihre Lehrsätze auszurotten, wie früher der syrische Adel die Omaijaden in ihrem Kampfe gegen die Gefährten des Propheten unterstützt hatte, begann eine grausame und entsetzliche Verfolgung. Der Statthalter Obaidallâh leitete sie. Er, der Skeptiker, der Philosoph, er, welcher den Enkel des Propheten hatte tödten lassen, vergoß nun in Strömen das Blut dieser Männer, die er im Grunde seines Herzens als die wahren Jünger Mohammed's anerkennen mußte! Nicht als ob sie für den Augenblick zu fürchten gewesen wären: in zwei blutigen Schlachten von Alî besiegt, predigten sie nicht mehr öffentlich, sondern verbargen sich und hatten sogar ihren Führer abgesetzt, weil er ihre Unthätigkeit, ihren Umgang mit Arabern, die nicht von ihrer Secte waren, mißbilligte;[1] aber es war — und das wußten ihre Feinde wohl — ein unter der Asche verscharrter Feuerbrand, welcher nur auf einen Luftzug wartete, um wieder angefacht zu werden. Sie verbreiteten heimlich ihre Grundsätze mit lebendiger, hinreißender und schwungvoller Beredsamkeit, die, weil sie von Herzen kam, unwiderstehlich wirkte. „Ich muß diese Ketzerei im Keim ersticken," erwiderte Obaidallâh, als man ihm einwarf, daß diese Sectirer nicht gefährlich genug seien, um Anlaß zu so viel Grausamkeit zu geben; „diese Leute sind mehr zu fürchten als ihr denkt; ihre geringsten Reden entzünden die Geister, ebenso wie ein leichter Funken einen Haufen Binsen in Flammen setzt."[2]

Die Nonconformisten ertrugen diese furchtbare Prüfung mit wahrhaft bewundernswerther Festigkeit. Vertrauensvoll und ergeben, bestiegen sie das Schaffot mit festem Tritt, während sie ihre Gebete und Verse aus dem Koran hersagten, und empfingen den Streich des Henkers, indem sie den Herrn lobpriesen. Niemals brach auch nur einer unter ihnen sein Wort, um sein bedrohtes Leben zu retten. Ein Beamter hielt einen Sectirer auf der Straße an. „Erlaube mir, einen Augenblick in mein Haus zu treten, damit ich mich reinige und darauf bete." — „Und wer steht mir dafür, daß du zurückkommst?" — „Gott!" antwortete der Nonconformist. Er kam zurück.[3] Ein anderer, der im Gefängniß saß, setzte alle, selbst seinen Kerkermeister durch seine beispiellose Frömmigkeit und seine überzeugende Beredsamkeit in Erstaunen. „Eure Lehre scheint mir herrlich und heilig," sagte der Kerkermeister zu ihm, „und ich will dir einen Dienst erweisen. Ich

[1]) Mobarrad S. 647.
[2]) Mobarrad S. 647.
[3]) Mobarrad S. 659.

will dir erlauben, daß du fortgehst, um deine Familie zu besuchen, wenn du mir versprichst, daß du bei Tagesanbruch wieder zurück sein willst." — „Ich verspreche es dir," erwiderte der Nonconformist, und seitdem ließ der Kerkermeister ihn jeden Abend nach Sonnenuntergang fortgehen. Aber in einer Nacht, als eben der Nonconformist bei seiner Familie weilte, kamen Freunde zu ihm, um zu erzählen, daß der Statthalter im Zorn darüber, daß einer seiner Henker ermordet worden sei, den Befehl gegeben habe, alle Ketzer zu enthaupten, die sich in den Gefängnissen befänden. Trotz der Bitten seiner Freunde, trotz der Thränen seines Weibes und seiner Kinder, welche ihn beschworen, sich doch nicht einem gewissen Tode auszuliefern, kehrte der Nonconformist in sein Gefängniß zurück; denn er sagte: „Würde ich mich vor Gott zeigen können, wenn ich mein Wort gebrochen hätte?" Als er beim Eintritt in sein Gefängniß sah, daß das Antlitz des guten Kerkermeisters voll Betrübniß war, sagte er zu ihm: „Beruhige dich, ich weiß von der Absicht deines Herrn." — „Was! du weißt davon und bist dennoch zurückgekommen?" rief der Kerkermeister voll Staunen und Bewunderung. [1]

Die Frauen wetteiferten an Muth mit den Männern. Als die fromme Baldschâ davon benachrichtigt worden, daß Obaidallâh Tags zuvor ihren Namen ausgesprochen habe, welches so viel galt wie ein Todesurtheil, wollte sie nicht dem Rathe ihrer Freunde folgen, sich zu verbergen. „Wenn er mich gefangen nimmt, desto schlimmer für ihn; denn Gott wird ihn dafür bestrafen," sagte sie; „aber ich will nicht, daß auch nur ein einziger unserer Brüder meinetwegen beunruhigt werde." Ruhig und ergeben erwartete sie die Henker, welche ihr Hände und Füße abschnitten und den Rumpf auf den Marktplatz warfen. [2]

Solcher Heldenmuth, solche Größe und so viel Heiligkeit machten die Theilnahme und Bewunderung der gerechten Seelen rege und flößten bisweilen selbst den Henkern Achtung ein. Beim Anblick dieser hageren und blassen Männer, welche nichts aßen und kaum schliefen [3] und die mit einem Heiligenschein umgeben schienen, wurde ihr Arm oft, wenn er eben zum Todesstreich erhoben war, von heiligem Schauer ergriffen. [4] Später war es nicht mehr die Achtung, welche sie zaudern machte, sondern die Furcht. Die verfolgte Secte war zu einer ge-

[1]) Mobarrad S. 647, 648.
[2]) Mobarrad S. 647.
[3]) Schahrastâni S. 89; Mobarrad S. 590.
[4]) Mobarrad S. 670.

heimen Gesellschaft geworden, deren Mitglieder einer für den anderen Bürge standen. Am Tage nach einer Hinrichtung konnte man sicher sein, den Henker erwürgt zu finden.[1] Dies war schon ein Anfang bewaffneten Widerstandes, der aber die Ueberspannten der Partei noch nicht befriedigte. Und in der That war die geduldige Ergebung in jene Qualen in den Augen der Secte und selbst der anderen Moslim's, weit davon entfernt ein Verdienst zu sein, eher eine Schwäche. Die moslimische Religionsgemeinschaft ist wesentlich eine kämpfende und zwar in noch anderem Sinne als die katholische Kirche. Daher warfen die Ueberspannten den Gemäßigten ihr Zusammenhalten mit „Räubern und Ungläubigen“ vor[2], ihre Unthätigkeit, ihre Feigheit, und die Dichter, welche diesem Tadel beistimmten, forderten zum Kampfe auf,[3] als man erfuhr, daß die Armee Moslim's die beiden heiligen Städte angreifen würde. Dies war der entscheidende Moment in dem Schicksal der Secte, deren hervorragendster Mann zur Zeit Nâfi, der Sohn Azrak's war. Er eilte mit seinen Freunden zur Vertheidigung des heiligen Gebietes herbei, und Ibn-Zobair, welcher aussprach, daß er, um die Araber zu bekämpfen, den Beistand der Dailemiten, der Türken, der Heiden, der Barbaren annehmen würde,[4] empfing ihn mit offenen Armen und versicherte ihn sogar, daß er seine Lehren theile. So lange die Belagerung von Mekka dauerte, verrichteten die Nonconformisten Wunderthaten; doch es währte nicht lange, da bemerkten sie, daß zwischen ihnen und dem Haupte der Orthodoxen keine Vereinigung möglich sei. Also kehrten sie nach Baçra zurück; und die Unordnung benutzend, ließen sie sich in der Provinz Ahwâz nieder, nachdem sie die Beamten der Regierung daraus vertrieben hatten.

Seitdem begnügten sich die Nonconformisten — diejenigen von Ahwâz wenigstens, welche die Araber nach dem Namen des Vaters Nâfi's die Azrakiten nennen — nicht mehr damit, allen Verkehr mit den Arabern, die ihrer Secte fremd waren, aufzuheben, es für Sünde zu erklären, daß man in ihrer Gesellschaft lebe, Thiere, die von ihnen getödtet waren, esse, Heirathen mit Angehörigen ihrer Familien eingehe: sondern durch mehrere Jahre der Verfolgung erbittert und racheburstig gemacht, nahmen sie einen grausamen und wilden Charakter an, zogen aus ihren Grundsätzen die strengsten Consequenzen und

[1]) Mobarrad S. 648 und anderwärts.
[2]) Mobarrad S. 577.
[3]) Mobarrad S. 661.
[4]) Mobarrad S. 678.

schöpften aus dem Koran, den sie ebenso auslegten wie gewisse Secten in England und Schottland im siebenzehnten Jahrhundert die Bibel ausgelegt haben, Beweise zur Rechtfertigung und Sanction ihres unerbittlichen Hasses. Da die anderen Araber alle entweder Ungläubige oder Sünder seien, was auf Eins herauskomme, müsse man sie vernichten, wenn sie sich weigerten, die Glaubenslehren des Volkes Gottes anzunehmen, da doch Mohammed den heidnischen Arabern keine andere Wahl gelassen habe als den Islam oder den Tod. Keiner dürfe geschont werden, nicht einmal die Frauen oder die Säuglinge; denn Noah habe im Koran gesagt: „Herr, laß auf der Erde keine ungläubige Familie bestehen; denn wenn du sie darauf ließest, würden sie deine Diener verführen und nur gottlose und ungläubige Kinder zur Welt bringen."[1] Man hatte sie ausrotten wollen: nun wollten sie ihrerseits ihre Verfolger ausrotten. Aus Märtyrern wurden sie Henker.

Bald darauf rückten sie bis auf zwei Tagereisen Entfernung vor Baçra und bezeichneten ihren Weg durch Ströme von Blut. Eine nicht zu beschreibende Bestürzung herrschte in dieser Stadt. Die Einwohner, welche, wie bekannt, gewöhnlich ihre Feigheit mit empörender Schamlosigkeit eingestanden, konnten jetzt nur auf ihre eigene Stärke und ihren eigenen Muth rechnen; denn es war gerade zu der Zeit, als sie sich von der Herrschaft der Omaijaden befreit hatten und sich noch weigerten, Ibn-Zobair anzuerkennen. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, waren sie leichtsinnig genug gewesen, an die Spitze ihrer Regierung den Koraischiten Babba zu stellen,[2] einen Mann von übermäßiger Corpulenz, eine vollkommene Null. Dennoch verlieh ihnen, da sie ihre Güter, ihre Frauen, ihre Kinder und ihr eigenes Leben zu retten hatten, der Ernst der Gefahr einige Energie, und sie gingen dem Feinde mit mehr Eifer und Muth entgegen als sie gewöhnlich gezeigt hatten, wenn es zum Kampfe ging. Bei Dûlâb wurde man handgemein und schlug sich einen Monat lang. Nâfi wurde in einem dieser Kämpfe getödtet; die Araber von Baçra verloren ihre drei Führer, welche einander im Oberfehl folgten,[3] und endlich, von einem so langen Feldzuge ermüdet, durch so viele Kämpfe, die ohne

---

[1]) Mobarrad S. 680, 683.

[2]) Vgl. Ibn-Khaldûn Bd. II fol 171 v. mit Mobarrad S. 688. Ueber den Ursprung des Beinamen Babba s. Tha'âlibi, Latâïf al-ma'ârif S 27 ed. Jong.

[3]) Mobarrad S. 688—690.

entscheidenden Erfolg geblieben, entmuthigt, durch Anstrengungen, an die sie so wenig gewöhnt, völlig erschöpft, fühlten sie, daß sie den Willen für die That gehalten, und kehrten an ihren heimatlichen Heerd zurück. Darauf würde Irâk von den wilden Sectirern überfluthet worden sein, wenn nicht Chârithâ an der Spitze seiner Stammgenossen, der Ghobbân's, ihnen den Durchmarsch versperrt hätte. „Ewige Schande über uns", sagte er zu seinen Waffengefährten, „wenn wir unsere Brüder von Baçra der brutalen Wuth der Nonconformisten überlassen." Als Freiwilliger kämpfend, ohne mit einer amtlichen Würde bekleidet zu sein, bewahrte er Irâk vor der furchtbaren Plage, die es bedrohte.

Da jedoch die Gefahr noch immer drohend blieb, da Chârita zu jeder Stunde geschlagen werden konnte und da nichts damals den Feind hinderte, bis nach Baçra vorzubringen, sahen die Einwohner dieser Stadt kein anderes Mittel zu ihrem Heil als sich mit Ibn-Zobair zu verbünden und ihn als Khalifen anzuerkennen. Das thaten sie. Ibn-Zobair schickte ihnen einen Statthalter. Dieser Statthalter vertraute den Befehl der Truppen seinem Bruder an, Namens Othmân. Als Othmân sich dem Feinde gegenüber befand und sah, daß er an Zahl den Anderen überlegen war, sagte er zu Chârithâ, der sich mit ihm vereinigt hatte:

„Was! ist dies ihre ganze Armee?"

„Ha! du kennst sie nicht," antwortete Chârithâ; „sie werden dir genug zu schaffen machen; dafür stehe ich dir."

„Bei Gott!" erwiderte Othmân mit verächtlicher Miene, „ehe ich mich zu Tische setze, will ich sehen, ob sie es verstehen, sich zu schlagen."

„Wisse, Feldherr, daß diese Leute, einmal in Schlachtordnung gestellt, niemals weichen."

„Ich weiß, daß die Irâkaner feige sind. Und am Ende, was weißt du, Chârithâ, vom Kriege?... Du verstehst andere Dinge besser."

Othmân hatte diese Worte mit bezeichnender Geberde begleitet, und Chârithâ, wüthend darüber, daß er von diesem Fremden, diesem Frömmler den doppelten Vorwurf der Feigheit und der Trunkenheit hatte ertragen müssen, hielt sich mit seinen Mannen beiseite, ohne Theil am Kampfe zu nehmen.

Othmân sah seine Truppen die Flucht ergreifen und kam, ein Opfer seiner Verwegenheit, auf dem Schlachtfelde um. Die Nonconformisten machten sich eben daran, die Früchte ihres Sieges zu ernten,

als Châritha die zu Boden gefallene Fahne aufhob, seine Stammgenossen in Schlachtordnung stellte und den Anlauf der feindlichen Armee aufhielt. „Wäre Châritha nicht gewesen," sagte ein Dichter mit Recht, „so hätte kein Irâkaner diesen verhängnißvollen Tag überlebt. Wenn man fragt: Wer ist es, der die Provinz gerettet hat? so werden Maʿadditen und Jemeniten einstimmig sagen: Er ist es!"

Unglücklicher Weise wußten die Frömmler, welche Ibn-Zobair nach einander absandte, um Irâk zu regieren, diesen Mann nicht zu schätzen, den einzigen, welcher noch, inmitten dieser allgemeinen Feigheit, Beweise von Muth und Geistesstärke gegeben hatte. Man sagte ihnen, er sei ein Trunkenbold, ein Ungläubiger, und sie blieben hartnäckig dabei, ihm die amtliche Stellung zu versagen, um welche er anhielt, ihm die Verstärkungen zu verweigern, deren er durchaus bedurfte, um den Angriffen des Feindes Stand zu halten. Mehr und mehr bedrängt, konnte der tapfere Krieger seine erschöpfte Armee nur durch einen Rückzug retten, der einer Flucht gleich kam. Vom Feinde verfolgt, erreichten sie den kleinen Tigris und stürzten sich schleunig in Böte, um hinüber zu fahren. Schon waren die Barken in der Mitte des Stromes, als Chârita Wehrufe vernahm, die ein tapferer Temîmite ausstieß, welcher, zur Einschiffung zu spät gekommen, Gefahr lief, vom Feinde erreicht zu werden. Er befahl sogleich dem Schiffer, zurück ans Ufer zu fahren. Der Schiffer gehorchte; aber das Ufer, an dem er landete, war sehr steil, und der schwerbewaffnete Temîmite ließ sich in die Barke hinab. Durch die Wucht seines Falles schlug sie um; Alle wurden von den Wellen verschlungen. [1]

Irâk hatte seinen letzten Vertheidiger verloren. Der Feind drang vorwärts; schon war er dabei, eine Brücke über den Euphrat zu schlagen. Viele Einwohner hatten Baçra verlassen, um anderswo einen Zufluchtsort zu suchen; andere machten sich bereit, ihnen zu folgen, und die Furcht, welche die schrecklichen „Kahlköpfe" verbreiteten, war so groß, so allgemein, daß der Statthalter niemanden fand, der sich mit dem Befehl der Armee befassen wollte. Aber auf einmal erfüllte wie durch Eingebung des Himmels ein einziger Gedanke alle Gemüther, ein einziger Ruf erscholl aus jedem Munde: „Nur Mohallab kann uns retten!" [2]

Und Mohallab rettete sie. Er war anerkannter Maßen ein ausgezeichneter Mann und in jeder Hinsicht der begeisterten Bewunderung

---

[1]) Mobarrad S. 698—700.

[2]) Mobarrad S. 701; vgl. 593 und Ibn-Kotaiba S. 203.

würdig, welche ihm von einem christlichen Helden, dem Cid, bewiesen wurde, als dieser sich in seinem Palaste von Valencia die Großthaten der alten Helden des Islam vorlesen ließ.[1] Da seinem Scharfblick nichts entging, sah er gleich von vornherein, daß ein Krieg dieser Art Etwas ganz Anderes von dem Feldherrn fordere als bloße militärische Talente, daß um diese Fanatiker, die stets bereit waren zu siegen oder zu sterben, und die noch dann, wenn sie von feindlichen Lanzen ganz und gar durchstochen waren, über ihre Gegner herfielen mit dem Rufe: „Zu dir, Herr, kommen wir!"[2] — daß um sie zu bezwingen, man ihnen nicht allein kriegsgewohnte und wohlgeschulte Soldaten entgegen setzen müsse, sondern solche, die von gleich hoher religiöser Begeisterung beseelt wären. Und er bewirkte ein Wunder: er verstand es, die zweifelsüchtigen Irâkaner in Eifriggläubige umzuwandeln, sie zu überzeugen, daß die Nonconformisten die erbittertsten Feinde des Ewigen seien, und ihnen das Verlangen nach der Märtyrerkrone einzuflößen. Als der Muth ihnen sank, war er so kühn, Mohammed einige prophetische Worte beizulegen, die seinen Soldaten den Sieg versprachen,[3] denn — ein sonderbarer Contrast! — ihm war die Gabe zu betrügen eben so eigen wie der erhabenste Muth. Hierauf weigerten die Soldaten sich nicht mehr und erlangten den Sieg, weil sie überzeugt waren, der Himmel habe ihnen denselben versprochen. So entstand in diesem Kriege, welcher neunzehn Jahre dauerte,[4] ein Wetteifern voll Leidenschaft und Fanatismus, und es läßt sich nicht sagen, welche Partei sich als die hitzigste, erbittertste und unversöhnlichste bewies. „Wenn ich von einer Seite heidnische Dailemiten kommen sehe und von der anderen Nonconformisten," sagte man in der Armee Mohallab's, „so würde ich mich auf die letzteren stürzen; denn Derjenige, welcher von ihnen getödtet stirbt, wird dort oben eines Heiligenscheines sich erfreuen, der zehnmal glänzender ist als der, welcher die anderen Märtyrer schmücken wird.[5]

Während man in Baçra alle Kräfte, alle Energie anwenden mußte, um die Nonconformisten niederzuhalten, beunruhigte eine andere Secte, die der Schiiten, sowohl die Omaijaden als Ibn-Zobair in hohem Grade.

---

1) Siehe meine Recherches Bd. II S. 25.
2) Mobarrad S. 623.
3) Ibn-Khallicân Heft IX S. 48 ed. Wüstenfeld.
4) Schahrastânî S. 89.
5) Mobarrad S. 704.

Wenn die Principien der Nonconformisten nothgedrungen in Demokratie auslaufen mußten, so leiteten die der Schiiten geradeswegs auf den Despotismus hin. Da sie nicht zugeben konnten, daß der Prophet die Unvorsichtigkeit begangen habe, die Wahl seines Nachfolgers der Menge zu überlassen, stützten sie sich auf gewisse ziemlich zweideutige Aussprüche Mohammed's, um zu beweisen, daß er ganz besonders Alî als seinen Nachfolger bezeichnet habe und daß das Khalifat in der Familie des Gatten Fâtima's erblich sein solle. So betrachteten sie nicht allein die Omaijaden sondern auch Abû-Bekr, Omar und Othmân als Usurpatoren. Sie erhoben zugleich den Khalifen zum Rang eines Gottes, denn sie glaubten, daß er niemals sündige, daß er keiner Schwäche und keiner Unvollkommenheit der menschlichen Natur theilhaftig sei. Von dieser Vergötterung des Khalifen kam diese von Kaisân[1] begründete Secte, welche zu dieser Zeit herrschte, durch logische Folgerung zu der traurigen Lehre, daß Glaube, Religion und Tugend einzig und allein in der passiven Unterwürfigkeit und im unbegrenzten Gehorsam gegen die Befehle dieses Gottmenschen beständen,[2] ein seltsamer und bizarrer Gedanke, der, dem arabischen Charakter antipathisch, im Gehirn der alten Anhänger Zoroaster's ausgebrütet worden, welche gewohnt gewesen waren, in ihren Königen und Priestern Abkömmlinge der Götter, der himmlischen Geister, der Gottheiten zu sehen, und auf die Oberhäupter der neuen Religion die selbe Verehrung übertrugen, welche sie vorher ihren Herrschern gezollt hatten.[3] Denn die Schiiten waren eine wesentlich persische Secte; sie recrutirten sich vornehmlich aus den Freigelassenen,[4] das heißt aus Persern. Daher kommt es auch, daß diese Secte ihren Glaubenslehren den entsetzlichen Anstrich eines blinden und wüthenden Krieges gegen die Gesellschaft gab: diese Perser, welche die herrschende Nation haßten und sie um ihre Reichthümer beneideten, verlangten jetzt ihren Antheil an den irdischen Gütern.[5] Dennoch waren ihre Führer gewöhnlich Araber, welche die Leichtgläubigkeit und den Fanatismus dieser Sectirer zu ihrem Nutzen auszubeuten wußten. Um diese Zeit ließen sie sich von Mokhtâr leiten, einem zugleich gewaltthätigen und

[1]) Einige arabische Schriftsteller halten mit Unrecht Kaisân für Eine Person mit Mokhtâr. Kaisân wurde später Befehlshaber der Leibwache Mokhtâr's; s. Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 176 v.

[2]) Schahrastânî S. 108, 109

[3]) De Sacy, Exposé de la religion des Druzes Bd. I, Einleitung S. XXVII.

[4]) Tabarî bei Weil Bd. I S. 378 Anmerkung

[5]) Ibn-Khaldûn a. a. St.

heimtückischen Menschen; er war ein Held und ein Bösewicht, ein Tiger an Wuth und ein Fuchs an Schlauheit. Wechselsweise hatte er als Nonconformist, als Orthodoxer — als Zobairite, wie man damals sagte — und als Schiite alle Parteien durchgemacht, von jener an, welche die Demokratie repräsentirte, bis zu der, welche den Absolutismus predigte. Um diesen fortwährenden Wechsel, der wohl geeignet war, seine Aufrichtigkeit und Treue zweifelhaft erscheinen zu lassen, zu rechtfertigen, hatte er sich einen Gott nach seinem Bilde geschaffen, einen dem Wesen nach veränderlichen Gott, welcher heute gerade das Gegentheil weiß, will und befiehlt von Dem, was er gestern gewußt, gewollt und befohlen hat. Diese absonderliche Lehre hatte für ihn noch einen anderen Vortheil: da er sich einbildete, die Zukunft voraussagen zu können, so schützte sie seine Ahnungen und Visionen vor der Kritik; denn wenn der Erfolg sie nicht rechtfertigte, sagte er: „Gott hat sich anders besonnen." [1] Und dennoch, trotz des entgegengesetzten Anscheins, war niemand weniger inconsequent, weniger veränderlich als er. Wenn er wechselte, so wechselte er nur die Mittel. Alle seine Handlungen hatten nur Einen Hebel: zügellosen Ehrgeiz; alle seine Bemühungen waren nur auf Ein Ziel gerichtet: Macht und Herrschaft. Er verachtete Alles, was Andere fürchteten oder verehrten. Sein stolzer Geist schwebte mit geringschätzender Verachtung über allen politischen Systemen und allen religiösen Glaubenssätzen, die er als ebenso viele Lockspeisen ansah, zur Täuschung der Menge erfunden, oder als eben so viele Vorurtheile, deren ein kluger Mann sich bedienen müsse, um zu seinen Zielen und Absichten zu gelangen. Aber obgleich er alle Rollen mit unglaublicher Geschicklichkeit spielte, so paßte die eines Oberhauptes der Schiiten doch am besten für seine Eigenthümlichkeit. Keine andere Secte war so arglos und leichtgläubig, keine andere hatte diesen Charakter des blinden Gehorsams, welcher seiner herrschsüchtigen Natur eben recht war.

Durch einen kühnen Handstreich entriß er Cûfa dem Ibn-Zobair; dann ließ er seine Truppen der syrischen Armee entgegen gehen, welche vom Khalifen Abdalmelik, der eben seinem Vater Merwân gefolgt, gegen ihn geschickt worden war. Die Einwohner von Cûfa hatten nur auf diesen Augenblick gewartet, um sich zu empören; denn zitternd vor Unwillen und Zorn trugen sie das Joch des Betrügers und der Perser, ihrer „Sklaven", wie sie sie nannten; [2] aber Mokhtâr wußte Zeit zu

[1]) Schahrastânî S. 110.
[2]) Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 179 v.

gewinnen, indem er sie mit Betheuerungen und Versprechungen hinhielt, und ließ unterdessen seinem Feldherrn Ibrâhîm den Befehl zugehen, aufs schnellste zurückzukommen. Im Augenblicke, wo sie es am wenigsten erwarteten, sahen die Rebellen sich von Ibrâhîm und seinen Schiiten mit dem Säbel in der Hand überfallen. Als der Aufstand in Blut ertränkt worden, ließ Mokhtâr zweihundertundfünfzig Personen gefangen nehmen und köpfen; die meisten von ihnen hatten gegen Chosain bei Kerbelâ gekämpft. Der Tod Chosain's diente ihm nur als Vorwand; sein Beweggrund war, den Arabern die Lust zu benehmen, von vorn wieder anzufangen. Und sie hüteten sich wohl, es zu thun: um den Streichen des Henkerbeiles zu entschlüpfen, wanderten sie in Masse aus.

Als er darnach seinen Truppen Befehl gegeben, von neuem gegen die syrische Armee vorzurücken, unterließ Mokhtâr nichts, was ihre Begeisterung und ihre Schwärmerei hätte anfachen können. Im Augenblick des Abmarsches zeigte er ihnen einen alten Sessel, den er für den mäßigen Preis von zwei Silberstücken von einem Zimmermann gekauft, dann mit Seidenzeug hatte überziehen lassen und nun für den Thron Alî's ausgab. „Dieser Thron", sagte er zu seinen Soldaten, soll euch Das sein, was die Arche des Bundes für die Kinder Israel's war. Stellt ihn an den Platz, wo der Kampf am blutigsten ist, und sucht ihn zu vertheidigen."[1] Dann fügte er hinzu: „Wenn ihr den Sieg erringt, so ist es, weil Gott euch beigestanden hat; aber im Fall ihr eine Schlappe erleidet, laßt euch nicht entmuthigen; denn es ist mir offenbart worden, daß Gott euch alsdann Engel zu Hilfe senden wird, die ihr in Gestalt von weißen Tauben werdet in den Wolken fliegen sehen." Es ist hier zu bemerken, daß Mokhtâr seinen Vertrauten Tauben gegeben hatte, die in den Taubenschlägen von Cûfa aufgezogen waren, mit dem Befehl, sie los zu lassen, sobald ein unheilvoller Ausgang zu befürchten stehe.[2] Diese Vögel sollten also Mokhtâr ankündigen, daß der Augenblick gekommen, wo er auf sein eigenes Heil bedacht sein müsse, und sollten zu gleicher Zeit die leichtgläubigen Soldaten anspornen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um die Niederlage in einen Sieg umzuwandeln.

Die Schlacht fand statt an den Ufern des Khâzir, nicht weit von Mosûl (August 686). Die Schiiten waren anfangs im Nachtheil. Da ließ man die Tauben los. Der Anblick dieser Vögel hob ihren

[1]) Mobarrad S 667.
[2]) Mobarrad S. 665.

Muth; sie warfen sich mit begeistertem Fanatismus und mit zügelloser Wuth über den Feind und riefen: „Die Engel, die Engel!" Zugleich vernahm man einen anderen Ruf im linken Flügel der syrischen Armee. Diese war gänzlich aus Kaisiten zusammengesetzt; Omair, der frühere Hauptmann Zofar's befehligte sie. Die Nacht zuvor hatte er eine Zusammenkunft mit dem Führer der Schiiten gehabt. Jetzt warf er sein Banner zu Boden und rief: „Rache, Rache für die Schlacht auf der Wiese!" Alsbald blieben die Kaisiten unbewegliche, aber nicht gleichgiltige Zuschauer des Kampfes, und bei Einbruch der Nacht war die syrische Armee, die ihren Oberbefehlshaber Obaidallâh verloren, in voller Flucht.[1]

Während Mokhtâr noch im Siegesrausche taumelte, flehten die Ausgewanderten von Cûfa Moçab, den Bruder Ibn-Zobair's und Statthalter von Baçra, an, den Betrüger anzugreifen, und versicherten ihn, daß er sich nur zu zeigen habe, damit alle vernünftigen Männer sich für ihn erklärten. Moçab gab ihren Bitten nach und rief Mohallab nach Baçra zurück, zog mit ihm gegen die Schiiten, errang über sie zwei Siege und schloß Mokhtâr ein, der sich in die Citadelle von Cûfa geworfen hatte. Als dieser letztere den Untergang seiner Partei für unvermeidlich hielt, entschloß er sich, ihn nicht zu überleben. „Wir wollen uns auf die Belagerer werfen," sagte er zu seinen Soldaten. „Besser ist es, als Tapfere zu sterben denn hier vor Hunger zu verderben oder uns wie Schafe hinschlachten zu lassen." Aber er hatte seine Wunderkraft verloren: von sechs- oder siebenhundert Mann gehorchten nur zwanzig seinem Aufruf. Sie verkauften ihr Leben theuer. Den anderen nützte ihre Feigheit nichts. Sie waren, wie die Ausgewanderten sagten, Banditen und Meuchelmörder, und der unbarmherzige Moçab überlieferte sie alle dem Henker (687). Aber er genoß seines Glückes nicht lange. Ohne es zu wollen, hatte er dem Bruder seines Nebenbuhlers einen besonderen Dienst geleistet, indem er ihn von den Schiiten, seinen gefürchtetsten Feinden, befreite, und da Abdalmelik jetzt von dieser Seite nichts mehr zu fürchten hatte, traf er umfassende Vorbereitungen, um die Zobairiten in Irâk anzugreifen. Um keinen Feind hinter sich zu lassen, fing er damit an, Karkisiâ zu belagern, wo Zofar eine sehr sonderbare Rolle spielte. Bald gab er vor, für Ibn-Zofair zu kämpfen, bald verschaffte er den Schiiten Lebensmittel und schlug ihnen vor, er wolle mit ihnen gegen die

---

[1] Mobarrad S. 666, 667; Masûdi fol. 125 r. u. v.

Syrer ziehen.[1] Alle Feinde der Omaijaden, wie verschieden auch ihre Ansprüche, waren für ihn Verbündete und Freunde. Als Zofar von Abdalmelik eingeschlossen war, welcher auf die Vorstellungen der Kelbiten hin seine kaisitischen Soldaten klüglich vom Kampfe entfernt gehalten hatte, vertheidigte er sein Versteck mit außerordentlicher Hartnäckigkeit; einmal machten seine Soldaten sogar einen so heftigen Ausfall, daß sie bis zum Zelte des Khalifen vordrangen, und da es diesem darauf ankam, mit ihnen fertig zu werden, um gegen Moçab vorrücken zu können, leitete er eine Unterhandlung ein, welche er abbrechen wollte, sobald die Zerstörung von vier Thürmen ihm die Hoffnung gäbe, die Stadt mit Gewalt zu nehmen, und die er wieder anknüpfen wollte, sobald der Sturm zurückgeschlagen würde. Um den Preis von etwas Geld zur Vertheilung unter die Soldaten des Khalifen, erhielt Zofar die ehrenvollsten Bedingungen: Amnestie für seine Waffenbrüder und für sich selbst den Befehl über Karkîsiâ.[2] Zur Befriedigung seines Stolzes bedang er sich überdies aus, daß man ihn nicht nöthige, vor dem Tode Ibn-Zobair's dem omaijadischen Khalifen seinen Eid zu leisten. Und um endlich ihre Aussöhnung vollständig zu besiegeln, kamen sie unter sich darin überein, daß Maslama, der Sohn des Khalifen, eine Tochter Zofar's heirathen solle. Nach Abschluß des Friedens begab Zofar sich zu Abdalmelik, welcher ihn mit großer Achtung empfing und ihn aufforderte, sich neben ihn auf seinen Thron zu setzen.[3] Es war ein rührender Anblick, diese beiden Männer, die so lange Feinde gewesen waren, sich Versicherungen brüderlicher Freundschaft geben zu sehen. Trügerischer Schein! Daß die Freundschaft Abdalmelik's für Zofar glühendem Hasse weiche, dazu bedurfte es nur der Erinnerung an einen einzigen Vers. Ein edler Jemenite, Ibn-Dhî-'l-calâ, trat in das Zelt, und als er sah, welchen Ehrenplatz Zofar einnahm, fing er an zu weinen. Der Khalif befragte ihn um die Ursache seiner Rührung. „Gebieter der Gläubigen", sagte er, „wie sollte ich nicht bittere Thränen vergießen, wenn ich diesen unlängst noch gegen dich empörerischen Mann, dessen Säbel noch vom Blute meiner Familie trieft, die ein Opfer ihrer Diensttreue gegen dich wurde, wenn ich diesen Mörder der Meinigen, wie ich ihn nennen muß, neben dir auf dem Throne sitzen sehe, an dessen Fuß ich stehe?" — „Wenn ich ihn an

---

[1]) Ibn-Khaldûn fol. 174 v., 175 r.

[2]) Ibn-Khaldûn erwähnt der Bedingung nicht; s. aber Nouveau Journ. asiat. Bd. XIII S. 305.

[3]) Ibn-Khaldûn fol. 182 v. 183 r.

meine Seite gesetzt habe," antwortete der Khalif, „geschah es nicht deshalb weil ich ihn über dich erhöhen wollte, sondern nur weil seine Sprache auch die meine ist und weil seine Unterhaltung mich anzieht."

Der Dichter Akhtal, welcher in diesem Augenblick in einem anderen Zelte beim Trinken war, wurde von dem Empfange, der Zofar vom Khalifen zu Theil geworden, benachrichtigt. Er haßte, ja er verabscheute den Räuber von Karkîsiâ, welcher oft auf dem Punkte gestanden hatte, seinen ganzen Stamm, den von Taghlib, auszurotten. „Ich will jetzt", sagte er, „ihm einen solchen Hieb versetzen, wie ihn Ibn-Dhî-'l-calâ nicht versetzen konnte." Alsbald begab er sich zum Khalifen, sah ihn einige Augenblicke starr an und recitirte dann folgende Verse:

„Das Getränk, welches meine Schale füllt, hat den hellen Glanz des lebhaften, blitzenden Hahnenauges. Es begeistert die Seele des Trinkers. In Demjenigen, welcher dreimal seinen Becher damit füllt bis zum Rande und ihn austrinkt, unvermischt mit Wasser, wächst der Wunsch, Wohlthaten auszustreuen. Er geht und wiegt sich sanft hin und her wie das schöne koraischitische Mädchen, welches die Falten seines Kleides im Winde flattern läßt."

„Weshalb recitirst du mir diese Verse?" sagte der Khalif zu ihm „Du hast gewiß einen Hintergedanken im Kopf."

„Es ist wahr, Gebieter der Gläubigen," erwiderte Akhtal, „viele Gedanken bestürmen mich mit Recht, wenn ich neben dir auf deinem Throne diesen Mann sitzen sehe, welcher gestern noch sagte: Zwar wird das Gras wachsen auf der frischaufgeworfenen Erde, welche die Gebeine unserer Brüder deckt; aber niemals werden wir sie vergessen, und ewig werden wir gegen unsere Feinde unerbittlichen Haß hegen."

Bei diesen Worten sprang Abdalmelik auf, wie von einer Wespe gestochen. Wüthend und schnaubend vor Zorn, mit wildfunkelnden Augen, versetzte er Zofar einen heftigen Fußtritt in die Brust und stieß ihn vom Throne hinab. Zofar gestand nachher, er habe sich nie seiner Todesstunde näher gefühlt als in diesem Augenblick.[1]

Die Zeit der aufrichtigen Versöhnung war noch nicht gekommen, und die Kaisiten zögerten nicht, den Omaijaden einen neuen Beweis ihres tiefgewurzelten Hasses zu geben. Zofar hatte die Armee Abdalmelik's durch eine Abtheilung von Kaisiten verstärkt, welche sein Sohn Hodhail befehligte, als sie gegen Moçab kämpfen sollte; aber sobald die beiden Armeen einander gegenüber standen, gingen diese

---

[1]) Nouveau journ. asiat. Bd. XIII S. 304—307.

Kaisiten mit Waffen und Gepäck zum Feinde über.[1] Dieser Abfall hatte indeß nicht die traurigen Folgen wie jener Omair's. Im Gegentheil lächelte das Glück dem Abdalmelik. Von Natur leicht und beweglich, hatten die Irâkaner schon ihre Beschwerden gegen die Omaijaden vergessen; denn sie waren immer nur wenig zum Kämpfen aufgelegt, für wen es auch sein mochte. Da sie mit vollem Recht keine große Lust hatten, sich für einen Thronbewerber, den sie verachteten, tödten zu lassen, hatten sie den Abgesandten Abdalmelik's, welche mit Händen voll Gold und den lockendsten Versprechungen Irâk durchzogen, ein williges Ohr geliehen. So war Moçab umgeben von Heerführern, welche sich den Omaijaden schon verkauft hatten und welche, nachdem die Schlacht einmal begonnen, nicht zögerten, ihre wahren Gefühle kund zu thun. „Ich will nicht," sagte zu ihm einer, dem er befohlen hatte, anzugreifen, „ich will nicht, daß mein Stamm untergehe im Kampf für eine Sache, die ihn nichts angeht." — „Wie? du befiehlst mir, gegen den Feind zu marschiren?" sagte ein anderer, ihn mit unverschämter und spöttischer Miene ansehend; „keiner meiner Soldaten würde mir folgen, und wenn ich allein zum Angriff ginge, würde ich mich lächerlich machen."[2] Für einen stolzen und tapferen Mann wie Moçab war, gab es nur Einen Entschluß. Er wandte sich zu seinem Sohn Isâ und sagte: „Geh, kündige deinem Oheim an, daß die treulosen Irâkaner mich verrathen haben, und sage deinem Vater Lebewohl; er hat nur noch wenige Augenblicke zu leben." — „Nein, mein Vater," antwortete ihm der Jüngling, „nimmer sollen die Koraischiten mir vorwerfen, daß ich dich in der Stunde der Gefahr verlassen habe." Vater und Sohn warfen sich in das dichteste Kampfgemenge, und bald darauf brachte man ihre Köpfe vor Abdalmelik (690).

Ganz Irâk leistete dem Omaijaden den Eid. Mohallab, der noch Tags zuvor von dem den Nonconformisten schon bekannten Tode Moçab's nichts wußte, hatte in einer Zusammenkunft mit den Oberhäuptern seiner Anhänger erklärt, daß Moçab sein Herr sei in dieser und in jener Welt, daß er bereit sei, für ihn zu sterben und daß es die Pflicht jedes guten Moslims sei, Abdalmelik, diesen Sohn eines Verfluchten, zu bekämpfen. — dieser Mohallab ahmte dem Beispiele seiner Landsleute nach, sobald er das Schreiben erhalten hatte, wodurch der omaijadische Khalif ihn in all seinen Aemtern und Würden bestätigte. Auf diese Weise verstanden die Irâkaner, selbst

[1]) Ibn-Khaldûn fol. 181 v.

[2]) Ibn-Badrûn S. 189.

die besten, Ehre und Treue! „Entscheidet jetzt selbst, auf welcher Seite der Irrthum ist, auf eurer oder auf unserer," riefen die Nonconformisten in ihrem gerechten Unwillen, „und habt wenigstens die Aufrichtigkeit, einzugestehen, daß ihr als Sklaven der Güter dieser irdischen Welt, jeder Macht, wenn sie euch nur bezahlt, dient und schmeichelt, ihr Satanskinder!"[1]

---

[1]) Weil Bd. I S. 411, 412; Mobarrad S. 736.

VIII.

Abdalmelik war dem Ziele seiner Wünsche nahe. Um ohne Nebenbuhler über die moslimische Welt zu herrschen, brauchte er nur noch Mekka zu erobern, die Residenz und den letzten Zufluchtsort seines Mitbewerbers. Das wäre in der That eine Entheiligung gewesen, und Abdalmelik wäre vor dem bloßen Gedanken zurückgeschreckt, wenn er die selben frommen Empfindungen sich bewahrt hätte, die ihn in seiner Jugend beseelten.[1] Allein er war nicht mehr der junge offenherzige und feurige Mann, welcher, in der Aufwallung heiligen Unwillens, Jezîd den Feind des Ewigen nannte, weil er es gewagt hatte, Soldaten gegen Medina, die Stadt des Propheten zu schicken.[2] Die Jahre, der Verkehr mit der Welt und die Ausübung der Macht hatten in ihm seine kindliche Aufrichtigkeit und seinen ungefälschten Glauben erstickt, und man erzählt, daß am Tage, da sein Vetter Aschdak aus dem Leben schied, an dem Tage da Abdalmelik sich mit dem zwiefachen Verbrechen des Meineides und des Meuchelmordes befleckte, er das Buch Gottes geschlossen und mit finsterer nnd kalter Miene gesagt habe: „Von nun an haben wir nichts mehr mit einander gemein.“[3] Auch waren seine religiösen Gefühle zu bekannt, als daß irgend Jemand sich darüber gewundert hätte zu hören, er habe Truppen gegen Mekka gesandt; aber Jedermann war erstaunt, daß der Khalif zum Befehlshaber dieser wichtigen Unternehmung einen Mann

[1]) Siehe Sojûti, Tarikh al-khulafâ S. 216, 217, ed. Lees.

[2]) Mobarrad S. 636.

[3]) Mobarrad S. 635.

wählte, der aus dem Staube entsprossen war, einen gewissen Chaddschâdsch, welcher früher das bescheidene Amt eines Schulmeisters in Tâjif in Arabien bekleidet hatte und der damals sich glücklich geschätzt hatte, wenn er, „Abends und Morgens" kleine Knaben unterrichtend, so viel verdienen konnte, um sich ein Stück trockenes Brot zu kaufen.[1] Nur dadurch bekannt, daß er ein wenig Disciplin in die Leibwache Abdalmelik's gebracht,[2] daß er eine Heeresabtheilung in Irâk befehligt hatte, wobei der Feind ihm durch seine Flucht die Möglichkeit nahm, sich entweder durch Tapferkeit oder Feigheit auszuzeichnen, endlich noch dadurch, daß er sich unter der Regierung Merwân's von den Zobairiten hatte schlagen lassen[3] — verdankte er seine Ernennung einem höchst sonderbaren Umstande. Als er um die Ehre anhielt, die Armee, welche Ibn-Zobair einschließen sollte, zu befehligen, antwortete ihm der Khalif anfangs mit einem stolzen und abweisenden: „Schweig'!"[4] aber Abdalmelik, der sonst an sehr wenig glaubte, hielt — wie es solche normale Anomalien des menschlichen Herzens gibt — auf Träume viel; und Chaddschâdsch wußte Gebrauch davon zu machen. „Ich habe," sagte er, „geträumt, daß ich dem Ibn-Zobair die Haut abgezogen," und sofort vertraute der Khalif ihm den Befehl an, um den er angehalten hatte.[5]

Ibn-Zobair hatte mit ziemlicher Ruhe und Ergebung die Nachricht vom Verluste Irâk's und vom Tode seines Bruders empfangen. Doch erklärt sich dies daraus, daß er nicht ohne Unruhe über die Pläne Moçab's gewesen war, welcher, seiner Meinung nach, ein wenig zu gern den großen Herrn spielte. Auch tröstete er sich um so leichter über seinen Verlust, als dieser ihm zur Entfaltung seines Rednertalentes Gelegenheit gab; denn er hielt eine Leichenrede, welche uns vielleicht kalt und geschraubt erscheinen würde, die er selbst aber ohne Zweifel sehr erbaulich glaubte und in welcher er höchst unbefangen aussprach, daß der Tod seines Bruders ihn zugleich mit Trauer und Freude erfüllt habe: mit Trauer, „weil er sich eines Freundes beraubt sehe, dessen Tod für ihn eine brennende Wunde sei und ihm als verständigem Manne nichts übrig lasse als zur Geduld und Ergebung seine Zuflucht zu nehmen," mit Freude, „weil Gott, seinem Bruder

---

1) Ibn-Kotaiba S. 272.
2) Ibn-Khallicân Bd. I S. 182 ed. Slane.
3) Ibn-Kotaiba S. 201.
4) Fâkihi fol. 401 r.
5) Ibn-Kotaiba S. 202.

die Glorie des Martyriums gewährend, ihm ein Zeugniß seiner Huld habe geben wollen."[1] Aber als er nicht predigen sondern kämpfen sollte, als er Mekka von allen Seiten eingeschlossen und den Schrecknissen der furchtbarsten Hungersnoth Preis gegeben sah, da wankte sein Muth. Nicht daß ihm jener gemeine Muth abgegangen wäre, welchen jeder Soldat, wenn er nicht ein sehr großer Feigling ist, auf dem Schlachtfelde besitzt; aber ihm fehlte die moralische Energie, und nachdem er sich zu seiner Mutter begeben, einer Frau, die trotz ihrer hundert Jahre von wahrhaft römischem Stolze beseelt war, sagte er zu ihr:

„Mutter, alle Welt hat mich verlassen, und meine Feinde bieten mir noch annehmbare Bedingungen an. Was denkst du, daß ich thun solle?"

„Sterben," sagte sie.

„Aber ich fürchte," erwiderte er mit sehr jämmerlicher Miene, „ich fürchte, wenn ich den Streichen der Syrer unterliege, werden sie ihre Rache an meinem Leichnam befriedigen."

„Und was schadet dir das? Hat denn das Schaf, nachdem es geschlachtet worden, davon zu leiden, wenn man ihm die Haut abzieht?"

Diese stolzen Worte machten die Schamröthe in Ibn-Zobair's Gesicht steigen, und schnell versicherte er seine Mutter, daß er ihre Gefühle theile und daß er keine andere Absicht gehabt habe, als sie zu prüfen. Wenige Augenblicke nachher kam er, von Kopf zu Fuß in Rüstung, zu ihr zurück, um ihr sein letztes Lebewohl zu sagen. Sie drückte ihn an ihr Herz. Da berührte ihre Hand ein Panzerhemd.

„Wenn man entschlossen ist zu sterben, hat man das nicht nöthig," sagte sie.

„Ich habe diese Rüstung angelegt, nur um dir einige Hoffnung einzuflößen," erwiderte er ein wenig betroffen.

„Der Hoffnung habe ich entsagt; nimm das ab."

Er gehorchte. Nachdem er dann einige Stunden in der Caaba beim Gebete verweilt hatte, stürzte er sich auf seine Feinde und, ein Held ohne Heldenmuth, starb er auf ehrenvollere Weise als er gelebt. Sein Kopf wurde nach Damask geschickt, sein Leichnam umgekehrt an einen Galgen gehängt (692).

[1]) Nouveau Journ. asiat. Bd X S. 140.

Während der sechs bis acht Monate langen Belagerung von Mekka hatte Chaddschâdsch großen Muth, unermüdliche Thätigkeit, beispiellose Beharrlichkeit, und — um nichts zu verschweigen — daneben eine Gleichgiltigkeit gegen heilige Dinge an den Tag gelegt, die ihm von den Theologen niemals verziehen wurde, die aber bewies, wie er sich mit Leib und Leben der Sache seines Herrn ergeben. Nichts hatte ihn aufgehalten, weder die seit undenklichen Zeiten heilig gehaltene Unverletzbarkeit des Tempels noch was man Zeichen des himmlischen Zornes zu nennen pflegt. Als eines Tages, während die Syrer beschäftigt waren, Steine auf die Caaba zu werfen, ein Gewitter ausbrach, wurden zwölf Soldaten vom Blitz erschlagen. Von abergläubischem Schrecken ergriffen, hielten die Syrer ein und wollten nicht wieder anfangen: aber schnell streifte Chaddschâdsch sein Gewand in die Höhe, ergriff einen Stein, legte ihn in die Wurfmaschine, zog ihre Stricke an und sagte mit leichtfertiger und ungezwungener Miene: „Das bedeutet nichts; ich kenne dieses Land und bin darin geboren, Gewitter sind hier sehr häufig."

So viel Aufopferung für die Sache der Omaijaden verdiente eine glänzende Belohnung. So wurde denn Chaddschâdsch von Abdalmelik zum Statthalter für Mekka und wenige Monate darauf für ganz Chidschâz gewählt. Da er von Geburt ein Kaisite war, würde wahrscheinlich seine Beförderung den Kelbiten Argwohn und Unruhe eingeflößt haben, wäre er ein Mann von vornehmer Geburt gewesen; aber er war nur ein Emporkömmling, ein Mann ohne Bedeutung. Außerdem konnten auch die Kelbiten sich die wichtigen Dienste zu Nutze machen, welche sie während der Belagerung Mekka's geleistet; sie konnten zum Beispiel sagen, daß der unheilvolle Stein, welcher Ibn-Zobair getödtet habe, von einem der Ihrigen, von Chomaid ibn-Bahdal, geworfen worden sei.[1] Was sie aber vollends beruhigte, war, daß der Khalif sich selbst darin gefiel, ihre Tapferkeit und ihre Treue zu loben, daß er ihren Führern in Versen und in Prosa schmeichelte und den Hof machte,[2] daß er fortfuhr, ihnen alle Aemter, mit Beiseitesetzung ihrer Feinde, zu geben, und endlich daß sie mehrere Prinzen für sich hatten, wie zum Beispiel Khâlid, den Sohn Jezîd's I., und Abdalazîz, den Bruder des Khalifen und Sohn einer Kelbitin.

Indessen fehlte es auch den Kaisiten nicht an Gönnern bei Hofe.

---

[1]) Chamâsa S. 658.

[2]) Siehe die Verse Abdalmelik's, welche im Raichân angeführt sind, fol. 204 r.

Vor allem vertrat Bischr, ein Bruder des Khalifen und Sohn einer Kaisitin, ihre Interessen und ihren Streit, und da er bei jeder Gelegenheit sagte, daß sie die Kelbiten an Tapferkeit überträfen, entzündeten seine Prahlereien dermaßen den Zorn Khâlid's, daß dieser eines Tages zu den Kelbiten sagte:

„Gibt es niemanden unter euch, der sich damit befassen würde, eine Razzia in der Wüste der Kaisiten zu machen? Es ist durchaus nothwendig, daß der Stolz der Prinzen, welche kaisitische Mütter haben, gedemüthigt werde, denn sie unterlassen nicht, zu behaupten, daß die Kaisiten in allen Kämpfen vor und nach der Zeit des Propheten die Oberhand über uns behalten haben."

„Ich will mich sehr gern mit dieser Sache befassen," antwortete Chomaid ibn-Bahdal, „wenn du mir dafür stehst, daß der Sultan mich nicht bestrafen wird."

„Ich stehe dir für Alles."

„Aber wie willst du es denn machen?"

„Nichts ist einfacher. Du weißt, daß seit Ibn-Zobair's Tode die Kaisiten dem Khalifen noch nicht den Zehnten bezahlt haben. Ich werde dir also einen Befehl geben, angeblich von Abdalmelik geschrieben, der dir die Vollmacht ertheilt, den Zehnten unter den Kaisiten auszuheben. Auf diese Weise wirst du leicht Gelegenheit finden, sie so zu behandeln wie sie es verdienen.

Ibn-Bahdal machte sich auf, jedoch um keinen Argwohn zu erwecken, mit einem nicht sehr zahlreichen Gefolge; er wußte überdies, daß er überall, wo er Stammgenossen treffen würde, Soldaten genug haben könne. Nachdem er bei den Beni-Abd-Wadd und den Beni-Olaim, zwei Zweigstämmen der Kelbiten, welche in der Wüste, südlich von Dûma und Khabt wohnten, angekommen war, theilte er ihnen den Plan Khâlid's mit, und als die tapfersten und entschlossensten Männer dieser beiden Stämme erklärt hatten, daß sie nichts lieber wollten als ihm folgen, schlug er mit ihnen seinen Weg tief in die Wüste ein und ließ sie zugleich schwören, daß sie für die Kaisiten ganz ohne Mitleid sein wollten.

Ein Mann aus den Fazâra's, einem Nebenstamme der Kaisiten, war ihr erstes Opfer. Er stammte von einem reichen und mächtigen Geschlechte; sein Großvater, Chodhaifa ibn-Badr, war in dem berühmten Kriege von Dâchis Führer der Dhobjâniten gewesen, aber da er das Unglück hatte, eine Sklavin zur Mutter zu haben, verachteten seine Stammgenossen ihn dermaßen, daß sie sich weigerten, ihm eine ihrer Töchter zur Ehe zu geben (weshalb er genöthigt gewesen

war, sich in einem jemenitischen Stamme ein Weib zu suchen), und weil sie ihm zu ihrer Gesellschaft keinen Zutritt gewähren wollten, hatten sie ihn bis an die Grenzen des Lagers verbannt. Dieser Unglückliche sprach eben mit lauter Stimme sein Morgengebet; das stürzte ihn ins Verderben. Seiner Stimme folgend, machten die Kelbiten sich über ihn her, erwürgten ihn, und um zum Morde noch den Raub zu gesellen, bemächtigten sie sich seiner Kameele, hundert an der Zahl. Als sie darauf noch fünf Familien antrafen, die ebenfalls von Chodhaifa abstammten, griffen sie diese an. Der Kampf war sehr erbittert und zog sich bis zum Abend hin; da aber lagen alle Kaisiten auf dem Kampfplatze, und ihre Feinde hielten sie für todt. Indessen waren sie es nicht; ihre Wunden, obgleich zahlreich, waren dennoch nicht tödtlich, und dem Sande, welcher von heftigem Ostwinde aufgewirbelt sie bedeckte und das Blut hemmte, hatten sie es zu verdanken, daß sie alle dem Tode entkamen.

Die Kelbiten, welche ihren Weg während der Nacht fortsetzten, begegneten am folgenden Morgen einem anderen Abkömmling Chodhaifa's, Namens Abdallâh. Dieser Greis war mit seiner Familie auf der Reise begriffen, aber es war niemand bei ihm, welcher im Stande gewesen wäre, Waffen zu tragen, außer seinem Sohne Dschad, welcher, sobald er die kelbitische Bande ankommen sah, seine Waffen ergriff, aufs Pferd stieg und sich in einiger Entfernung hielt. Nachdem die Kelbiten abgestiegen waren, fragte Abdallâh sie, wer sie seien. Sie antworteten, daß sie von Abdalmelik abgesandt worden, den Zehnten einzuforden.

„Könnt ihr mir eine Vollmacht zeigen zum Beweise Dessen, was ihr sagt?“ fragte der Greis.

„Gewiß,“ antwortete ihm Ibn-Bahdal, „die Vollmacht ist hier“ dabei zeigte er ihm ein amtliches Schreiben mit dem Siegel des Khalifen.

„Und welchen Inhalts ist dieses Schreiben?“

Man las ihm Folgendes vor: „Abdalmelik, der Sohn Merwân's, an Chomaid ibn-Bahdal. Dem besagten Chomaid ibn-Bahdal wird durch Vorliegendes befohlen, bei allen Beduinen, deren er habhaft werden kann, den Zehnten zu erheben. Derjenige, welcher diesen Zehnten bezahlen und sich auf der Liste einschreiben wird, soll als gehorsamer und treuer Unterthan betrachtet werden; wer dagegen sich weigert, es zu thun, wird für einen Rebellen gegen Gott, gegen seinen Propheten und gegen den Herrscher der Gläubigen gehalten werden.“

„Sehr wohl, ich bin bereit, euch zu gehorchen und euch meinen Zehnten zu entrichten.“

„Das genügt nicht, du mußt noch mehr thun.“

„Was denn?“

„Wir verlangen, daß du jeden Einzelnen deines Stammes aufsuchst, um von allen den Zehnten zu erheben, und daß du uns einen Ort bestimmst, woselbst wir dieses Geld aus deinen Händen in Empfang nehmen können.“

„Das ist mir unmöglich. Die Fazâra's leben zerstreut über die ganze Weite der Wüste; ich bin nicht mehr jung, wie ihr seht; wie könnte ich nun eine so weite Reise unternehmen, da ich außerdem nur Einen meiner Söhne bei mir habe. Ihr aber, die ihr so weit her kommt und an lange Reisen gewöhnt seid, werdet meine Stammgenossen bei weitem leichter finden können als ich; ihr könnt jeden Tag eines ihrer Lager treffen, denn sie halten überall an, wo es gute Weide gibt.“

„Das alles ist uns wohlbekannt. Nicht um Weideplätze zu suchen, haben sie sich in der Wüste zerstreut, sondern weil sie sich der Ablieferung des Zehnten entziehen wollen. Sie sind Empörer.“

„Ich kann euch schwören, daß es treue Unterthanen sind; nur um Weideplätze zu suchen...“

„Laß uns davon schweigen und thue, was wir dir sagen.“

„Ich kann es nicht. Hier ist der Zehnte, welchen ich dem Khalifen schuldig bin, nehmt ihn!“

„Dein Gehorsam ist nicht aufrichtig; denn dein Sohn da wirft uns von seinem Pferde herab verächtliche Blicke zu.“

„Von meinem Sohne habt ihr nichts zu fürchten; nehmt meinen Zehnten und geht fort, wenn ihr wirklich Zehnten-Einsammler seid.“

„Dein Benehmen zeigt uns nur zu deutlich, daß man die Wahrheit gesagt, als man uns versicherte, daß du und deine Stammgenossen für Ibn-Zobair gekämpft habt.“

„Das haben wir nicht gethan. Wir haben ihm richtig den Zehnten bezahlt; aber weil wir Beduinen von Politik nichts verstehen, haben wir ihn stets Dem bezahlt, der Herr des Landes war.“

„Beweise uns, daß du die Wahrheit sagst, und laß deinen Sohn vom Pferde steigen.“

„Was habt ihr mit meinem Sohne zu thun? dieser Jüngling ist angst geworden, als er bewaffnete Reiter erblickt hat.“

„So mag er herab steigen; er hat nichts zu fürchten.“

Der Greis näherte sich seinem Sohne, um ihm zu sagen, er möge absteigen.

„Mein Vater," antwortete ihm der Jüngling, „ich sehe es ihren Augen an, mit denen sie mich verschlingen, daß sie mich niedermachen wollen. Gib ihnen, was du willst und magst, aber laß mich mich selbst vertheidigen."

Nachdem er wieder zu den Kelbiten zurückgekehrt war, sagte Abd-allâh zu ihnen:

„Dieser Jüngling fürchtet für sein Leben. Nehmt meinen Zehnten und laßt uns in Ruhe."

„Wir nehmen nichts an, so lange dein Sohn dort zu Pferde bleibt."

„Er will nicht gehorchen, und wozu soll es euch auch nützen?"

„Wohlan, du zeigst dich also als Empörer. Sklave, bringe mir mein Schreibzeug! Hier ist unser Geschäft zu Ende. Wir werden dem Herrscher der Gläubigen schreiben, daß Abdallâh, der Enkel Ojaina's, uns verhindert hat, unseren Auftrag bei den Beni-Fazâra zu erfüllen."

„Thut das nicht, ich beschwöre euch, denn ich bin einer solchen Handlung gar nicht schuldig."

Ohne auf das Bitten des Greises zu achten, schrieb Ibn-Bahdal einen Brief und gab ihn einem seiner Reiter. Dieser machte sich sogleich auf den Weg nach Damask.

Ganz bestürzt über das Geschehene, rief Abdallâh aus:

„Beschuldigt mich doch nicht so ungerechter Weise! Ich beschwöre euch in Gottes Namen, stellt mich nicht in den Augen des Khalifen als Rebellen dar; ich bin ja bereit, all seinen Befehlen zu gehorchen!"

„Also laß deinen Sohn absteigen."

„Man hat uns eine schlimme Meinung von euch gegeben, aber versprecht uns, daß ihm nichts Böses geschehen soll."

Als nun die Kelbiten ihm dies aufs feierlichste versprochen hatten, sagte Abdallâh zu seinem Sohne:

„Gott soll mich verfluchen, wenn du nicht vom Pferde steigst!"

Da gehorchte Dschad, und nachdem er seine Lanze vom Pferde geworfen, näherte er sich den Kelbiten langsam und sagte mit hohler Stimme:

„Dieser Tag wird dir Unheil bringen, mein Vater!"

Wie der Tiger mit dem Feinde spielt, den er unter seiner Tatze hält, ehe er ihm den letzten Schlag gibt, ebenso fingen die Kelbiten

an, den Jüngling zu verspotten und zu verhöhnen; dann streckten sie ihn auf den Felsen nieder, um ihn zu erwürgen. In seiner Todesangst warf der Unglückliche noch einen letzten Blick auf seinen Vater, einen Blick der Traurigkeit, der Ergebung und des Vorwurfs.

Des Greises weiße Haare flößten den Kelbiten trotz ihrer Grausamkeit eine gewisse Ehrfurcht ein. Da sie ihm nicht den Hals abschneiden mochten, wie sie es seinem Sohne gethan, versuchten sie, ihn mit Stockschlägen zu tödten und ließen ihn anscheinend leblos auf dem Sande liegen. Er kam ins Leben zurück; aber von Gewissensbissen gefoltert, hörte er nicht auf zu sagen: „Wenn ich auch alles erduldete Elend vergessen könnte, niemals wird der Blick, welchen mein Sohn mir zuwarf, als ich ihn seinen Henkern auslieferte, aus meinem Gedächtnisse schwinden.“

Das Pferd Dschad's konnte nicht dazu gebracht werden, die Stelle zu verlassen, wo der Mord begangen worden. Das treue Thier blieb stehen, die Augen immer auf den Boden geheftet und im Sande, der noch die Blutspuren seines Herrn trug, mit den Hufen scharrend, bis es vor Hunger starb.

Andere Morde folgten den schon begangenen. Unter den Opfern war auch Borda, der Sohn eines vornehmen Häuptlings Chalchala, und die blutdürstigen Kelbiten kehrten erst nach Damask zurück, als die Kaisiten, denen ihre wahren Absichten endlich klar geworden, sich ihrer blinden Wuth dadurch entzogen, daß sie sich noch tiefer in die Wüste begaben.

Alle Kelbiten waren wie trunken vor Freude und Stolz, und ein Dichter der Dschohainiten, eines Stammes, welcher wie der Stamm Kelb von Kodhâa sich herleitete, gab ihren Gefühlen mit sonderbarer Energie und fanatischer Begeisterung Ausdruck.

„Wißt ihr es, meine Brüder," sagte er, „wißt ihr Verbündeten der Kelbiten es? Wißt ihr, daß der unerschrockene Chomaid ibn-Bahdal den Kelbiten Gesundheit und Freude wiedergebracht hat? Wißt ihr, daß er die Kaisiten mit Schimpf bedeckt hat, daß er sie gezwungen, ihre Lager abzubrechen? Es bedurfte sehr furchtbarer Niederlagen, damit sie sich dazu verstanden... Unbegraben liegen die Opfer des Chomaid ibn-Bahdal auf dem Sande der Wüste; von ihren Siegern verfolgt, haben die Kaisiten nicht Zeit gehabt, sie einzuscharren. Freuet euch, meine Brüder! Die Siege der Kelbiten sind die unsrigen; sie und wir sind zwei Hände Eines Körpers, wenn im Kampfe die rechte Hand abgehauen ist, schwingt die linke Hand den Säbel.

Groß war auch die Freude der omaijadischen Prinzen, welche kelbitische Frauen zu Müttern hatten. Sobald sie von dem Geschehenen

Nachricht erhalten, sagte Abdalazîz in Gegenwart des Khalifen zu seinem Bruder Bischr:

„Nun, weißt du schon, wie die Brüder meiner Mutter die der deinigen behandelt haben?“

„Was haben sie denn gethan?“ fragte Bischr.

„Kelbitische Reiter haben ein kaisitisches Lager angegriffen und vernichtet.“

„Unmöglich! Die Brüder deiner Mutter sind zu feige und zu memmenhaft, als daß sie wagen könnten, mit meinen Oheimen sich zu messen.“

Aber am folgenden Morgen mußte Bischr sich davon überzeugen, daß sein Bruder die Wahrheit gesagt hatte. Chalchala, Sa'îd und ein dritter Häuptling der Fazâra's kamen ohne Mantel, baarfuß und in zerrissenen Kleidern in Damask an, warfen sich ihm zu Füßen und flehten ihn an um seinen Schutz und daß er ihre Sache in seine Hand nehmen möchte. Dies versprach er ihnen, begab sich zu seinem Bruder, dem Khalifen, und sprach mit so viel Wärme zu Gunsten seiner Schützlinge, daß Abdalmelik, trotz seines Hasses gegen die Kaisiten, versprach, die den Fazâra's zukommende Geldentschädigung vom Solde der Kelbiten zurückzulegen. Aber diese Entscheidung, obgleich gesetzmäßig, genügte den Fazâra's nicht. Nicht Geld war es, was sie wollten; es war Blut. Als sie den Vergleich, welchen man ihnen vorgeschlagen, abgewiesen hatten, sagte der Khalif: „Nun, so soll der öffentliche Schatz euch sofort die Hälfte der euch schuldigen Summe bezahlen, und wenn ihr mir in der Folge treu bleibt — was ich allerdings sehr bezweifle — so werde ich euch auch die andere Hälfte bezahlen.“ Ueber diesen beleidigenden Argwohn aufgebracht, um so mehr vielleicht als sie nicht behaupten konnten, daß er der Begründung ermangele, außerdem fest entschlossen, das Recht der Wiedervergeltung zu fordern, waren die Fazâriten schon auf dem Punkte, noch einmal sich zu weigern; da nahm Zofar sie beiseite und rieth ihnen, das Geld, welches man ihnen anbot, anzunehmen, damit sie es zum Ankauf von Pferden und Waffen gebrauchen könnten. Da dieser Gedanke ihnen gefiel, willigten sie darein, das Geld anzunehmen, und nachdem sie eine Menge Waffen und Pferde gekauft hatten, nahmen sie ihren Rückweg in die Wüste.

Als sie wieder bei ihrem Lager angekommen waren, riefen sie den Rath des Stammes zusammen. In dieser Versammlung sprach Chalchala einige feurige Worte, die seine Stammgenossen zur Rache gegen die Kelbiten aufregen sollten. Seine Söhne unterstützten ihn; aber unter den Mitgliedern des Rathes waren einige, welche, weniger von Haß

verblendet als die anderen, ein solches Unternehmen für gefährlich und verwegen hielten. „Dein eigenes Haus,“ sagte einer der Gegner zu Chalchala, „ist in diesem Augenblick zu sehr geschwächt, um Theil an dem Kampfe nehmen zu können. Die Kelbiten, diese Hyänen, haben den größten Theil deiner Krieger getödtet und dir all deine Reichthümer geraubt. Unter diesen Umständen, davon bin ich überzeugt, wirst du uns nicht begleiten.“ — „Sohn meines Bruders,“ antwortete ihm Chalchala, „ich werde mit den Anderen gehen, denn die Wuth sitzt mir im Herzen... Sie haben mir meinen Sohn getödtet, meinen Borda, den ich so sehr liebte,“ fügte er mit hohler Stimme hinzu; und dieses schmerzliche Gedenken brachte ihn in einen jener Anfälle von Wuth, denen er seit dem Tode seines Sohnes unterworfen war, so daß er ein scharfes, durchdringendes Geschrei ausstieß, welches eher dem Gebrüll eines seiner Jungen beraubten wilden Thieres glich als den Tönen der menschlichen Stimme. „Wer hat Borda gesehen?“ rief er. „Wo ist er? Gebt ihn mir zurück, er ist mein Sohn, mein geliebter Sohn, die Hoffnung, der Stolz meines Geschlechts!“ Darauf fing er an, langsam die Namen aller Einzelnen aufzuzählen, welche unter dem Schwerte der Kelbiten umgekommen waren, und bei jedem Namen, den er aussprach, rief er aus: „Wo ist er?... Wo ist er?... Rache! Rache!“

Alle, sogar Die, welche noch einen Augenblick zuvor sich als die Ruhigsten und als die größten Gegner des Planes gezeigt hatten, ließen sich durch diese rauhe und wilde Beredsamkeit verblenden und hinreißen; man beschloß einen Feldzug gegen die Kelbiten und machte sich auf den Marsch gegen Banât-Kain, wo sich ein kelbitisches Lager befand. Sobald die Nacht vorüber, stürzten die Fazâra's unerwartet auf ihre Feinde los, indem sie riefen: „Rache für Borda, Rache für Dschad, Rache für all unsere Brüder!“ Die Repressalien waren so unmenschlich grausam wie die Gewaltthätigkeiten gewesen, die sie hervorgerufen hatten. Ein einziger Kelbite entkam, Dank der unvergleichlichen Schnelligkeit seines Laufens, alle anderen wurden niedergemacht, und die Fazâra's untersuchten genau ihre Leichen, um zu sehen, ob vielleicht einer der Kelbiten noch athme, ihn dann während des Todeskampfes noch zu beschimpfen und ihm endlich den Rest zu geben.

Sobald der Prinz Bischr die Nachricht von dieser Razzia erhalten hatte, schritt er zur Wiedervergeltung. In Gegenwart des Khalifen sagte er zu seinem Bruder Abdalazîz:

„Nun, weißt du schon, wie die Brüder meiner Mutter die der deinigen behandelt haben?“

„Wie?“ rief Abdalaziz, „haben sie eine Razzia gemacht, nachdem der Frieden schon geschlossen war und der Khalif sie entschädigt hatte?“

Ganz entrüstet über das soeben Vernommene, gebot ihnen der Khalif Stillschweigen in einem Tone, der keine Erwiderung gestattete; doch wollte er, um einen endgiltigen Entschluß fassen zu können, zuvor noch genauere Nachrichten abwarten. Bald darauf erschien ein Kelbite, ohne Mantel, baarfüßig und in zerrissenem Gewande vor Abdalaziz. Dieser brachte ihn sogleich zum Khalifen und sagte: „Beherrscher der Gläubigen, wirst du es dulden, daß man Diejenigen, die du unter deinen Schutz genommen hast, beleidige? daß man deine Befehle mißachte? daß man von dir Geld annehme, um es gegen dich zu gebrauchen, und daß man deine Unterthanen erwürge?“ Der Kelbite erzählte darauf, was geschehen. Völlig erbittert und wuthentbrannt, wollte der Khalif nicht einmal an einen Vergleich denken. Entschlossen, die Kaisiten die ganze Wucht seiner Rache und seines eingefleischten Hasses fühlen zu lassen, schickte er unverzüglich an Chaddschâdsch, den damaligen Statthalter von ganz Arabien, den Befehl, alle erwachsenen Fazâriten sogleich über die Klinge springen zu lassen.

Obgleich dieser Stamm mit dem seinigen verbündet war, stand Chaddschâdsch nicht an zu gehorchen. Er war seinem Stamme zwar sehr ergeben, zu gleicher Zeit aber auch voll Ehrsucht. Er begriff sofort, daß für ihn und seine Partei nur Eine Stellung zu nehmen sei, nur Ein Weg zu verfolgen. Die gute und gesunde Logik, mit der er begabt war, belehrte ihn, daß Widersetzlichkeit hier zu nichts führen werde, daß er suchen müsse, die Gunst des Khalifen wieder zu gewinnen, und daß, um dahin zu gelangen, er sich ohne Einschränkung und ohne Rückhalt all seinen Befehlen unterwerfen müsse, selbst wenn er die Zerstörung des hochverehrten Heiligthums oder die Todesstrafe eines nächsten Anverwandten fordern sollte. Aber sein Herz blutete ihm dabei. „Wenn ich die Fazâra's ausgerottet habe, sagte er in dem Augenblicke, als er sich mit seinen Truppen auf den Marsch begab, wird mein Name gebrandmarkt und verabscheut werden als der des entartetsten Kaisiten, den jemals die Erde getragen.“ Außerdem war der ihm gewordene Befehl sehr schwer auszuführen. Die Ghatafâniten, Verbündete der Fazâriten, hatten geschworen, ihnen Beistand zu leisten, und noch mehr, der selbe Schwur war von allen kaisitischen

Stämmen durchweg geleistet worden. Die erste Aeußerung der Feindschaft sollte also das Signal zu einem grausamen Bürgerkriege werden, dessen Ausgang unmöglich vorherzusehen war. Chaddschâdsch wußte nicht, was zu thun sei, als die Ankunft Chalchala's und Sa'îd's ihn aus aller Verlegenheit brachte. Diese beiden Führer waren damit zufrieden, ihre Rache an Banât-Kain gesättigt zu haben, und bebten zurück vor dem Gedanken, einen Krieg sich entzünden zu sehen, der für ihre Stämme die traurigsten Folgen haben konnte; darum opferten sie sich selbst mit edler Hingabe, um von ihren Stammgenossen die Uebel abzuwenden, von denen sie bedroht waren; denn bei ihnen hatte die Liebe zu ihrem Stamme die nämliche Stärke und Beharrlichkeit wie bei den Kelbiten der Haß. Indem sie ihre Hände zutraulich in die des Chaddschâdsch legten, sagten sie zu ihm: „Warum zürnst du den Fazâriten? Wir beiden sind ja die wahrhaft Schuldigen." Froh über die unerwartete Lösung des Knotens, hielt der Statthalter sie als Gefangene zurück und schrieb sogleich an den Khalifen, um ihm zu sagen, daß er nicht gewagt habe, sich in einen Krieg gegen alle kaisitischen Stämme einzulassen, und um ihn zu beschwören, sich mit zwei Anführern zu begnügen, welche sich freiwillig in seine Hände gegeben hätten. Der Khalif zollte seinem Verfahren vollen Beifall und befahl ihm, die beiden Gefangenen nach Damask zu senden.

Als diese in den großen Saal geführt wurden, woselbst sich der Herrscher umgeben von Kelbiten befand, befahlen die Wachen ihnen, den Khalifen zu begrüßen. Anstatt aber zu gehorchen, fing Chalchala an, mit starker und volltönender Stimme folgende Verse eines Gedichtes, das er vor Zeiten gemacht hatte, zu declamiren:

„Heil unsern Verbündeten, Heil den Abîten, den Mâziniten, den Schamkhiten[1]; Heil vor allen meinem getreuen Freunde Abû-Wahb[2]! Jetzt mag man mich zum Tode führen, da ich meinen Blutdurst gegen die Kelbiten, der mich verzehrte, gestillt habe. Ich habe das Glück genossen; ich habe Alle, die sich unter meinem Schwerte befanden, niedergemacht; da sie nicht mehr leben, freut sich mein Herz einer süßen Ruhe."

Um seine Unverschämtheit mit Unverschämtheit zu erwidern, verstümmelte der Khalif, als er das Wort an ihn richtete, mit Absicht seinen Namen, wie wenn er zu unbekannt sei, als daß man ihm die Ehre des richtigen Aussprechens zu erweisen brauche. Anstatt Chalchala nannte er ihn Chalchal; aber sogleich unterbrach ihn der Andere, indem er sagte:

[1]) Dies sind die Namen dreier Nebenstämme der Fazâriten.
[2]) Einer der Mâziniten

„Chalchala nenne ich mich."

„O nein, Chalchal."

„Keineswegs; Chalchala ist richtig; so hat mein Vater mich genannt, und mir scheint, ihm kommt es eher zu als jedem Anderen, meinen Namen zu wissen."

„Nun denn, Chalchala — weil es einmal Chalchala sein soll — du hast Diejenigen beschimpft, welche ich, ich selbst, der Beherrscher der Gläubigen, unter meine Obhut genommen; du hast meine Befehle mißachtet und mir mein Geld gestohlen."

„Dergleichen habe ich nicht gethan; ich habe mein Gelübde gehalten, meinen Haß befriedigt und meine Rache gestillt."

„Jetzt aber überliefert Gott dich der rächenden Hand der Gerechtigkeit."

„Ich bin keines einzigen Verbrechens schuldig, Sohn Zarkâ's!" (Es war eine Beleidigung, Abdalmelik mit diesem Namen zu nennen, denn er verdankte ihn einer Ahnfrau zweifelhaften Andenkens.[1]

Der Khalif lieferte ihn dem Kelbiten Soair aus, welcher an ihm das Blut seines Vaters, der zu Banât-Kain getödtet worden war, zu rächen hatte.

„Sage mir doch, Chalchala," sprach Soair, „wann hast du meinen Vater zum letzten Male gesehen?"

„Zu Banât-Kain war es," antwortete der Andere mit völlig ungezwungener Miene. „Damals zitterte er von Kopf bis zu Fuß, der arme Mann."

„Bei Gott! ich werde dich tödten."

„Du? Du lügst. Bei Gott! Du bist zu niederträchtig und zu feige, um einen Mann zu tödten wie ich bin. Ich weiß, daß ich sterben werde, aber deswegen, weil es dem Sohne Zarkâ's nicht anders gefallen wird."

Als er dies gesagt hatte, ging er zum Richtplatze mit völliger Gleichmuth und beinahe frecher Fröhlichkeit, indem er von Zeit zu Zeit Bruchstücke aus alten Dichtungen der Wüste recitirte. Er bedurfte durchaus nicht der ermuthigenden Worte, die der Prinz Bischr an ihn richtete, welcher Zeuge seiner Hinrichtung sein wollte und ganz stolz auf seine unerschütterliche Festigkeit war. Im selben Augenblick, als Soair den Arm erhob, um ihm den Kopf abzuschlagen, sagte er zu ihm: „Gib

[1] Siehe Aghâni Bd. I S. 27.

Acht, daß es ein so schöner Schlag sei wie der, den ich deinem Vater gegeben."

Sein Gefährte Sa'îd, welchen der Khalif an einen anderen Kelbiten ausgeliefert hatte, ertrug sein Schicksal mit fast ebenso tiefer Verachtung des Lebens wie er.[1]

[1]) Chamâsa S. 260—264. Vergl. über den Tod Chalchala's Mobarrad S. 870.

IX.

Während die Syrer einander beraubten und tödteten, waren die Irâkaner, diese unverbesserliche und unbeugsame Race, nicht ruhiger, und noch lange Zeit nachher erinnerten sich die ungestümen Adeligen von Cûfa und Baçra mit Sehnsucht dieser zügellosen Zeit, dieser guten Zeit, wie sie dieselbe nannten, wo sie, umgeben von zehn oder zwanzig Clienten,[1] durch die Straßen stolzierten, mit gehobenem Kopf und drohendem Blick, immer bereit, den Degen zu ziehen, sobald sich ihnen ein anderer Adeliger mit allzu stolzer Miene zeigte, gewiß, daß, wenn sie auch zwei oder drei Gegner zu Boden strecken sollten, der Statthalter doch zu nachsichtig sein würde, um sie zu bestrafen. Nicht allein ließen die Statthalter sie ganz gewähren, sondern durch ihre Eifersucht und den Haß gegen Mohallab setzten sie Irâk noch den feindlichen Einfällen der Nonconformisten aus, die immerhin, trotz ihrer zahllosen Niederlagen, zu fürchten waren. In der That, es war Veranlassung genug, sie mit Neid zu erfüllen. In Mohallab sah jeder Irâkaner den größten Feldherrn seines Vaterlandes, und, was mehr bedeutet, seinen eigenen Retter; kein anderer Name war so beliebt als seiner, und da er seine Bedingungen gemacht hatte, ehe er einwilligte, den Oberbefehl zu übernehmen, hatte er ein sehr großes Vermögen angesammelt, welches er mit stolzer Nachlässigkeit verausgabte. Er schenkte hunderttausend Geldstücke Dem, der zu ihm kam und ihm ein Gedicht voll Lobpreisungen für ihn declamirte, und hunderttausend Geldstücke wieder Einem, der zu ihm sagte, er sei der Verfasser dieses

[1]) Mobarrad S. 220.

Gedichtes.[1] Er stellte daher alle Statthalter in Schatten durch seinen Luxus, seinen fürstlichen Reichthum und seine grenzenlose Freigebigkeit wie nicht minder durch den Glanz seines Ruhmes und seiner Macht. „Die Araber dieser Stadt haben nur noch Augen für diesen Mann", sagte traurig der Omaijade Khâlid[2], der erste Statthalter von Baçra nach der Wiederherstellung. Darum rief er Mohallab vom Schauplatz seiner Großthaten ab und verurtheilte ihn zur Unthätigkeit, indem er ihm Ahwâz als Statthalterschaft gab. Den Befehl über die Armee, die dreißigtausend Mann stark war, verlieh er seinem eigenen Bruder Abdalazîz, einem jungen Mann ohne Erfahrung, aber nicht ohne Stolz, denn er sagte, indem er eine wichtige Miene und eine siegesstolze Haltung annahm: „Die Einwohner von Baçra behaupten, daß allein Mohallab diesen Krieg zu Ende bringen könne, aber sie werden es bald sehen!" Er büßte seine thörichte Anmaßung mit einer blutigen und furchtbaren Niederlage, denn er verachtete den weisen Rath seiner Hauptleute, die ihm abriethen, einen Reiterhaufen zu verfolgen, welcher sich fliehend stellte; Abdalazîz fiel in einen Hinterhalt, verlor alle seine Truppenführer, eine Anzahl Soldaten und sogar seine junge schöne Gattin. Er selbst entkam nur wie durch ein Wunder den Säbeln von etwa dreißig Feinden, die ihn auf seiner Flucht verfolgten.

Diesen Unstern hatte Mohallab vorausgesehen. Aus diesem Grunde hatte er einem seiner Vertrauten aufgetragen, ihm Tag für Tag Nachricht von Allem zu geben, was sich bei der Armee zutrüge. Nach der Niederlage kam dieser Mann, ihn aufzusuchen.

„Was für Neuigkeiten?" rief ihm Mohallab zu, sobald er ihn von Weitem erblickte.

„Ich bringe solche, die du mit Freuden vernehmen wirst: er ist geschlagen worden und seine Armee vollständig zerrüttet."

„Wie? Unglücklicher, glaubst du, daß ich froh sei, zu erfahren, daß ein Koraischite geschlagen worden und eine moslimische Armee in voller Zerrüttung ist?"

„Es macht wenig aus, ob du Freude oder Kummer davon hast; die Nachricht ist wenigstens sicher und das ist genug."[3]

Die Erbitterung gegen Khâlid, den Statthalter, war in der ganzen

[1]) Ibn-Khallicân Heft IX S. 51 ed. Wüstenfeld.

[2]) Khâlid ibn-Abdallâh ibn-Asîd (nicht Osaid; das treffliche Manuscript des Mobarrad hat alle Vocale).

[3]) Mobarrad S. 740—745.

Provinz sehr groß. „So geht es," sagte man zu ihm, „wenn man einen jungen Mann von zweifelhaftem Muthe gegen den Feind schickt, anstatt diesem den edlen und redlichen Mohallab entgegen zu stellen, diesen Helden, der Dank seiner Kriegserfahrung alle Gefahren vorhersieht und ihnen ausweichen kann." [1] Khâlid ergab sich darein, solche Vorwürfe zu vernehmen, wie er sich schon an den Gedanken der Schande seines Bruders gewöhnt hatte; aber wenn er in Betreff des Ehrenpunktes nicht sehr empfindlich war, so hielt er dagegen auf seine Stellung, auf sein Leben sehr viel, und mit stets wachsender Angst erwartete er die Ankunft eines Eilboten aus Damask. Da er das Bedürfniß empfand, wie es schwachen Menschen eigen zu sein pflegt, daß eine stärkere Natur als seine eigene ihn beruhige, ließ er Mohallab kommen und fragte ihn:

„Was, meinst du, wird Abdalmelik mit mir beginnen?"

„Er wird dich absetzen," antwortete ihm der Feldherr lakonisch, denn er grollte ihm noch zu sehr, als daß er geneigt gewesen wäre, seine Unruhe zu beschwichtigen.

„Und hätte ich nicht," fuhr Khâlid fort, „vielleicht noch etwas Schlimmeres zu befürchten, wiewohl ich sein Verwandter bin?"

„Sicherlich," erwiderte Mohallab mit nachlässiger Miene, „denn im Augenblick, wo der Khalif erfahren wird, daß dein Bruder Abdalaziz von den Nonconformisten Persiens geschlagen ist, wird er auch vernehmen, daß dein Bruder Omaja von Denen des Bachrain in die Flucht getrieben worden."

Der so sehr gefürchtete Eilbote kam endlich an mit einem Briefe für Khâlid. In diesem Briefe machte Abdalmelik ihm die bittersten Vorwürfe über sein lächerliches und strafbares Benehmen, kündigte ihm seine Absetzung an und endete mit den Worten: „Wenn ich dich bestrafen wollte wie du es verdienst, würde ich dich meinen Unwillen auf eine viel grausamere Weise empfinden lassen, aber ich will unseres Bündnisses gedenken und darum beschränke ich mich darauf, dich abzusetzen."

An Stelle Khâlid's ernannte der Khalif seinen eigenen Bruder Bischr, der schon Statthalter von Cûfa war, auch zum Statthalter von Baçra und befahl ihm zugleich, das Commando der Truppen an Mohallab zu geben, und ihm achttausend Mann aus Cûfa zur Verstärkung zu schicken.

Es war unmöglich, unter den obwaltenden Umständen eine unglück-

---

[1]) Mobarrad S. 746.

lichere Wahl zu treffen. Bischr, durch und durch ein eifriger Kaisite, wie aus dem oben Erzählten deutlich ist, verfolgte alle jemenitischen Stämme mit gleichem Haß und verabscheute das naturgemäße Oberhaupt dieser Stämme in Irâk. Auch gerieth er, nachdem er den Befehl des Khalifen erhalten, in solche Wuth, daß er schwur, er wolle Mohallab tödten. Sein erster Minister, Mûsa ibn-Noçair (später Eroberer Spaniens)[1] mußte sich viele Mühe geben, ihn zu beruhigen; eiligst schrieb er dem Feldherrn und rieth ihm, große Vorsicht anzuwenden; er solle sich gleich unter die Menge mischen, um Bischr zu begrüßen, wenn dieser seinen Einzug in Baçra halte, dagegen möge er nicht zur Audienz kommen. Mohallab folgte seinem Rathe.

Im Palaste von Baçra angelangt, gab Bischr den vornehmen Männern der Stadt Audienz, und als er die Abwesenheit Mohàllab's bemerkte, fragte er nach der Ursache. „Der Feldherr hat dich auf der Straße unter der Menge begrüßt," antwortete man ihm; „aber er fühlt sich zu unwohl, um hierher zu kommen und dir seine Aufwartung zu machen." Bischr glaubte in dem Uebelbefinden des Feldherrn einen vortrefflichen Vorwand gefunden zu haben, um ihn nicht an die Spitze der Truppen zu stellen. Seine Schmeichler verfehlten nicht, ihm zu sagen, daß er als Statthalter sehr wohl das Recht habe, selbst einen Feldherrn zu ernennen; indessen da er nicht wagte, dem ausdrücklichen Befehle des Khalifen den Gehorsam zu verweigern, faßte er den Entschluß, an diesen einige Männer abzusenden mit dem Auftrag, ihm einen Brief zu übergeben, in welchem er sagte, daß Mohallab krank sei, daß es aber in Irâk Feldherrn gäbe, die sehr geeignet wären, seine Stelle zu übernehmen.

Als diese Gesandtschaft in Damask angekommen war, hatte Abdalmelik eine besondere Unterredung mit Ibn-Chakîm, dem Führer derselben, und sagte zu ihm:

„Ich weiß, daß du von großer Rechtschaffenheit und seltenem Verstande bist; sage mir also frei heraus: wer ist deiner Meinung

[1]) Da er anfangs Zobairite war, hatte Mûsâ-ibn-Noçair der Schlacht auf der Wiese beigewohnt. Von Merwân verbannt, hatte er um den Schutz des Abdalaziz, des Sohnes dieses Khalifen, gebeten und ihn erhalten. Seitdem war er einer der festesten Stützen der Omaijaden geworden. — Ibn-Asâkir, Gesch. der Stadt Damask, Manuscr. der Biblioth. Aatif in Constantinopel, Artikel Mûsâ ibn-Noçair. De Slane hat die Güte gehabt, mir die Abschrift, welche er von diesem Artikel gemacht, mitzutheilen.

nach der Feldherr, welcher die nöthigen Talente und Eigenschaften besitzt, um diesen Krieg mit Erfolg zu Ende zu bringen?"

Obgleich Ibn-Chakîm kein Jemenite war, antwortete er, ohne zu zögern, dies sei Mohallab.

„Aber er ist krank," erwiderte der Khalif.

„Sein Kranksein ist nicht der Art," antwortete Ibn-Chakîm mit schalkhaftem Lächeln, „daß es ihn verhindern könnte, den Befehl zu übernehmen."

„Ah, ich verstehe," sagte der Khalif darauf: „Bischr will den selben Weg betreten wie Khâlid."

Augenblicklich schrieb er ihm und befahl ihm in gebieterischer und entschiedener Weise, Mohallab und keinen Anderen an die Spitze der Truppen zu stellen.

Bischr gehorchte, aber mit einigem Unwillen. Als Mohallab ihm die Liste der Krieger übergeben, die er anzuwerben wünschte, strich er die Namen der tapfersten aus, und als er dann Ibn-Mikhnaf, den Befehlshaber der Hilfstruppen von Cûfa, hatte kommen lassen, sagte er zu ihm: „Du weißt, daß ich dich achte und dir vertraue. Wenn dir nun an der Erhaltung meiner Freundschaft gelegen ist, so thue was ich dir sage: leiste keinem einzigen Befehle, welchen dieser Barbar aus Omân dir geben wird, Folge und richte es so ein, daß alle seine Maßregeln ein elendes Ende nehmen. Ibn-Mikhnaf verneigte sich, was Bischr als ein Zeichen der Bejahung nahm; aber er hatte sich nicht an den Rechten gewandt. Vom selben Geschlecht, und was noch mehr galt, aus dem selben Stamme wie Mohallab, war Ibn-Mikhnaf nicht geneigt, gegen ihn die verhaßte Rolle zu spielen, die der Statthalter ihm bestimmte, und sobald er aus dem Palaste herausgetreten, sagte er zu seinen Freunden: „Sicherlich, dieser Bursche hat den Verstand verloren, da er mich fähig hält, den ausgezeichnetsten Häuptling meines Stammes zu verrathen."

Die Armee rückte ins Feld, und obgleich Mohallab seiner besten Offiziere und tapfersten Soldaten beraubt war, gelang es ihm dennoch, die Nonconformisten zurückzuschlagen, zuerst vom Euphrat, dann aus Ahwâz, dann aus Râm-Hormoz; da aber wurde die glänzende Reihe seiner Siege plötzlich durch die Nachricht vom Tode Bischr's unterbrochen. Was dieser zänkische Mensch bei seinen Lebzeiten nicht hatte bewirken können, das bewirkte sein Tod. Er verursachte in der Armee eine entsetzliche Unordnung. Da sie in ihrem Egoismus meinten, der Krieg gehe nur die Araber von Baçra an, empörten sich die Soldaten von Cûfa gegen ihren Befehlshaber Ibn-Mikhnaf und

entliefen massenhaft, um an ihren heimischen Heerd zurückzukehren. Die meisten Soldaten von Baçra folgten ihrem Beispiel. Niemals war in diesem so langen und hartnäckigen Kriege die Gefahr drohender gewesen. Irâk wurde eine Beute der vollständigsten Anarchie; nicht der geringste Schatten von Autorität und Ordnung! Bischr's Hauptmann in Cûfa hatte die Ausreißer mit dem Tode bedrohen lassen, wenn sie nicht auf ihren Posten zurückkehren würden: aber anstatt irgend eine Antwort zu geben, zogen sie in ihre Stadt ein, und von Bestrafung war keine Rede.[1] Bald mußten die Nonconformisten die Hand voll Tapferer, welche den Fahnen Mohallab's treu geblieben, vernichten, alle früheren Grenzen überschreiten und Irâk überschwemmen. Sie hatten die Unglücklichen, welche damals bei der Flucht des Abdalaziz in ihre Hände gefallen waren, in einem Erdgeschoß, woselbst man sie, mit Ketten beladen, eingesperrt hatte, den Hungertod sterben lassen;[2] und wer weiß, ob sie nicht ein ähnliches Schicksal allen „Heiden" der Provinz zudachten?

Alles hing vom neuen Statthalter ab. Wenn die Wahl des Khalifen eine schlechte war, wie all seine Wahlen bis dahin gewesen, so war Irâk verloren.

Abdalmelik ernannte Chaddschâdsch.

Dieser, welcher sich damals in Medina befand, hatte kaum seine Ernennung erhalten, als er sich mit nur zwölf Begleitern nach Cûfa aufmachte (December 694). Kaum dort angekommen, begab er sich in die Moschee, wo das Volk, schon von seinem Erscheinen benachrichtigt, versammelt war. Den Säbel an der Seite, den Bogen in der Hand und das Gesicht zur Hälfte bedeckt von dem breiten Musselin seines Turbans, trat er ein, bestieg die Kanzel und ließ seinen schwachen und unsicheren Blick (denn er war kurzsichtig[3]) lange Zeit über die Versammlung schweifen, ohne ein Wort hervorzubringen. Die Irâkaner, welche dieses lange Stillschweigen für Schüchternheit hielten, wurden unwillig darüber, und da sie, wiewohl nicht sehr tapfer in ihren Thaten, doch sehr dreist in Worten waren, besonders wenn es galt, einen Statthalter zu beleidigen, fingen sie schon an, unter einander zu sagen: „Möge Gott die Omaijaden zu Schanden machen, weil sie die Statthalterschaft unserer Provinz einem solchen Blödsinnigen anvertraut haben!" Schon bot sich einer der Unverschämtesten

[1]) Mobarrad S. 747—751.
[2]) Mobarrad S. 741.
[3]) Siehe Ibn-Kotaiba S. 202.

an, ihm einen Stein an den Kopf zu werfen, als Chaddschâdsch auf einmal das Stillschweigen brach, welches er bis dahin so hartnäckig beobachtet hatte. Ein kühner Neuerer in Redekunst und Politik, begann er nicht mit den gewöhnlichen Formeln zur Ehre Gottes und des Propheten. Er lüftete den Turban, welcher sein Gesicht bedeckte, und fing an, indem er die folgenden Verse eines alten Dichters vortrug:

„Ich bin die aufgehende Sonne. Wo sich ein Hemmniß findet — ich übersteige es. Daß man mich kennen lerne, brauche ich mich nur zu entschleiern.“

Dann fuhr er mit langsamer und feierlicher Stimme fort:

„Wohl erblicke ich Köpfe, zur Ernte reif... und der Schnitter bin ich... Zwischen den Turbanen und den Bärten, welche über die Brüste wallen, sehe ich Blut... Blut...“

Dann wurde er nach und nach lebhafter und sagte:

„Bei Gott, ihr Irâkaner, ich lasse mich nicht verjagen durch drohende Blicke. Ich gleiche nicht jenen Kameelen, welche man durch das Getöse eines leeren, ausgetrockneten Schlauches erschreckt, daß sie in gestrecktem Galopp laufen. Wie man das Maul eines Pferdes untersucht, um sein Alter zu erfahren und ob es zur Arbeit tauglich sei, so hat man meinen Mund untersucht und gefunden, daß ich meine Weisheitszähne habe.

„Der Beherrscher der Gläubigen hat seine Pfeile aus dem Köcher gezogen; er hat sie vor sich ausgebreitet; er hat sie einzeln aufmerksam und sorgfältig untersucht. Nachdem er sie alle geprüft, hat er entschieden, daß ich der härteste sei und am schwierigsten zu brechen. Darum hat er mich zu euch geschickt... Seit geraumer Zeit wandelt ihr den Weg der Gesetzlosigkeit und des Aufruhrs; aber, das schwöre ich! ich werde mit euch umgehen wie man mit den Dornenbüschen umgeht, deren man sich als Feuerung bedienen will. Man schlingt einen Strick um sie und schneidet sie dann ab.[1] Ich werde euch braun und blau schlagen, gerade wie die Hirten die Kameele halb todt prügeln, die sich auf der Weide verspätet haben, wenn die anderen schon herein sind. Und das merkt euch wohl: was ich sage, thue ich auch; die Pläne, welche ich fasse, führe ich aus; wenn ich einmal die Form einer Sandale auf das Leder gezeichnet habe, schneide ich kühn hinein.

„Der Beherrscher aller Gläubigen hat mir befohlen, euch euren Sold auszubezahlen und euch auf den Kriegsschauplatz zu führen,

[1]) Siehe über die Redensart, welche der Redner hier gebraucht, Mobarrad S. 46.

wo ihr unter dem Befehle Mohallab's kämpfen sollt. Drei Tage gebe ich euch zu euren Vorbereitungen, und bei Allem, was heilig ist, schwöre ich euch, sobald dieser Zeitpunkt verstrichen, werde ich allen Denen den Kopf abschneiden, die nicht fort sind...

„Und nun, junger Mann, lies ihnen den Brief des Beherrschers der Gläubigen vor."

Der Aufgerufene las folgende Worte: „Abdalmelik, der Beherrscher der Gläubigen, an alle Moslim's von Cûfa. Heil euch!"

Es war Gebrauch, daß das Volk diese Formel mit den Worten beantwortete: „Und Heil dem Beherrscher der Gläubigen!" Aber diesmal beobachtete die Zuhörerschaft ein düsteres Schweigen. Wiewohl man instinctmäßig fühlte, daß man in diesem Redner mit dem barschen und packenden Worte, das zugleich farbenreich und nervig war, seinen Meister gefunden hatte, wollte man es sich selbst noch nicht gern eingestehen.

„Hör' auf!" sagte Chaddschâdsch zum Vorleser, und sich dann wieder ans Volk wendend, schrie er: „Was heißt das? der Beherrscher der Gläubigen begrüßt euch, und ihr antwortet ihm nicht? Bei Gott, ich werde es schon verstehen, euch eine Lehre der Höflichkeit zu geben... Fange noch einmal an, junger Mann!"

Bei diesen kurzen Worten hatte Chaddschâdsch einen so drohenden und furchtbaren Ausdruck in seine Miene, in die Züge seines Gesichtes und in den Ton seiner Stimme gelegt, daß als der Vorleser von neuem die Worte: „Heil euch!" aussprach, die ganze Versammlung wie mit Einer Stimme rief: „Heil dem Beherrscher der Gläubigen!"[1]

Die selben Mittel wurden zu Baçra gebraucht, und der selbe Erfolg ergab sich auch hier. Mehrere Bewohner dieser Stadt hatten, als sie von Dem, was sich in Cûfa zugetragen, benachrichtigt worden, nicht einmal die Ankunft des neuen Statthalters abgewartet, um sich der Armee Mohallab's anzuschließen,[2] und höchst angenehm überrascht über den ungewohnten Eifer der Irâkaner, rief der Feldherr in freudiger Aufwallung: „Gott sei gelobt! endlich ist ein Mann in Irâk erschienen."[3] Aber wehe Dem, welcher im geringsten zögerte oder auch nur eine Spur von Widerstand zeigte; denn für Chaddschâdsch bedeutete das

[1]) Mobarrad S. 220, 221.
[2]) Mobarrad S. 753.
[3]) Weil Bd. 1 S. 433.

Leben eines Menschen sehr wenig. Zwei oder drei Personen mußten dies zu ihrem Schaden erfahren.

Indessen täuschte sich Chaddschâdsch, wenn er glaubte, gewonnenes Spiel zu haben. Als die Irâkaner sich ein wenig von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, schämten sie sich, daß sie sich, wie Kinder von dem Schulmeister, hatten einschüchtern und beängstigen lassen, und im Augenblick als Chaddschâdsch eine Truppenabtheilung dem Mohallab zuführte, wurde ein Streit über den Sold das Signal zu einer Meuterei, die bald das furchtbare Ansehen einer Empörung annahm. Das Losungswort war die nothwendige Absetzung des Statthalters; die Rebellen schworen, von Abdalmelik seine Abberufung zu fordern, und drohten, daß sie selbst ihn absetzen würden, sollte jener sich weigern. Von aller Welt verlassen, nur mit Ausnahme seiner Verwandten, seiner vertrauten Freunde und der Diener seines Hauses, sah Chaddschâdsch die Rebellen sein Zelt plündern und seine Frauen entführen. Wäre er nicht durch Furcht vor dem Khalifen zurückgehalten worden, er hätte sie getödtet. Jedoch verlor er keinen Augenblick den Muth. Er verwarf unwillig die Rathschläge seiner Freunde, welche wünschten, er möchte sich mit den Rebellen in eine Verhandlung einlassen. Stolz und als ob er noch Herr der Situation wäre, sagte er: „Ich werde es nur dann thun, wenn sie mir zuvor ihre Häuptlinge ausliefern.“ Aller Wahrscheinlichkeit nach würde er seine unbeugsame Hartnäckigkeit mit dem Leben bezahlt haben, wenn ihn in diesem kritischen Augenblicke die Kaisiten seinem Schicksale überlassen hätten; aber sie hatten schon in ihm ihre Hoffnung, ihre Stütze und ihr Haupt erkannt; sie hatten verstanden, daß, wenn sie das Verfahren verfolgten, welches er ihnen vorgeschrieben, sie sich aus ihrer Erniedrigung wieder erheben und zur Macht kommen würden. Drei kaisitische Häuptlinge, unter welchen der tapfere Kotaiba ibn-Moslim hervorragte, eilten herbei zu seiner Hilfe; ein Stammgenosse Mohallab's und ein unzufriedener temîmitischer Rebellen-Häuptling ahmten ihrem Beispiele nach, und sobald Chaddschâdsch sechstausend Mann um sich versammelt sah, zwang er die Empörer, die Schlacht anzunehmen. Einen Augenblick war er nahe daran, sie zu verlieren; aber es gelang ihm, seine Truppen wieder zu sammeln, und der Führer der Empörer wurde von einem Pfeil getödtet. So trug er den Sieg davon, welchen er durch seine Gnade gegen die Besiegten vollkommen und entscheidend machte: er verbot, sie zu verfolgen, bewilligte ihnen Amnestie und begnügte sich damit, die Köpfe von neunzehn Rebellen-Häuptlingen, die im Kampf getödtet waren, in Mohallab's Lager zu schicken, damit sie als Warnung

dienten für Die, welche etwa in ihrem Herzen den Wunsch hegten, sich zu empören.[1]

Zum ersten Male hatten die Kaisiten, die sonst gewöhnlich alle Aufstände begünstigten, die bestehende Macht aufrecht erhalten, und als sie nun einmal diesen Weg eingeschlagen, gingen sie entschlossen vorwärts; sie wußten, daß es das einzige Mittel war, um sich wieder bei dem Khalifen in Gnade zu setzen.

Nachdem er die Ordnung hergestellt hatte, war Chaddschâdsch nur noch von Einem Gedanken beseelt, nämlich dem, Mohallab aufzumuntern und anzuspornen; denn er hatte ihn im Verdacht, den Krieg in seinem eigenen Interesse fortsetzen zu wollen. Er untermengte bei dem ihm natürlichen Ungestüm schlechte Maßregeln mit guten, schrieb ihm Brief auf Brief, warf ihm aufs härteste seine Langsamkeit, seine Unthätigkeit, seine Feigheit, wie er es nannte, vor, drohte ihm mit dem Tode oder wenigstens mit Absetzung[2] und schickte ihm einen Bevollmächtigten nach dem andern ins Lager.[3] Da sie dem Geschlechte des Statthalters angehörten und übereifrig waren, Rath zu ertheilen, besonders wenn man sie nicht darum befragte, brachten diese Bevollmächtigten bisweilen Unordnung in die Armee[4] und flohen in der Schlacht.[5] Aber der Zweck wurde erreicht. Noch waren keine zwei Jahre verflossen, seit Chaddschâdsch zum Statthalter des Irâk ernannt worden, und die Nonconformisten streckten ihre Waffen (gegen Ende des Jahres 696).

Chaddschâdsch, zum Vicekönig aller östlichen Provinzen ernannt, als Belohnung all seiner treuen und nützlichen Dienste, hatte noch manchen Aufstand zu unterdrücken; aber er unterdrückte sie alle, und in dem Maße wie er die Krone auf dem Haupte seines Herrn befestigte, hob er sein Geschlecht aus dem Stande der Erniedrigung, in den es gesunken, empor und suchte es mit dem Khalifen zu versöhnen. Dies gelang ihm ohne zu große Schwierigkeit. Gezwungen, sich bald auf die Kelbiten, bald auf die Kaisiten zu stützen, konnte der Khalif in seiner Wahl kaum zweifelhaft sein. Gewöhnlich haben die Könige nicht sonderliche Zuneigung zu Denen, die auf ihre Erkenntlichkeit Anspruch haben, weil sie zu ihrer Erhebung beigetragen. Die Dienste,

---

1) Ibn-Khaldûn fol. 186 r. und v.
2) Mobarrad S. 756.
3) Mobarrad S. 759, 765.
4) Mobarrad S. 766.
5) Mobarrad S. 785.

welche sie geleistet, hatten den Kelbiten einen Hochmuth eingeflößt, welcher anfing, lästig zu werden; bei jeder Gelegenheit riefen sie es dem Khalifen ins Gedächtniß, daß ohne sie weder er noch sein Vater den Thron würden bestiegen haben; sie betrachteten ihn als sich verpflichtet, das heißt als ihr Geschöpf und ihr Eigenthum. Die Kaisiten dagegen, die um jeden Preis wünschten, er möge vergessen, daß sie die Feinde seines Vaters und seine eigenen gewesen, bewarben sich auf den Knieen um seine Gunst und gehorchten blindlings all seinen Worten, all seinen Winken. Sie errangen den Sieg und stachen ihre Nebenbuhler aus. [1]

Die in Ungnade gefallenen Kelbiten erhoben lautes Geschrei. Die Macht des Khalifen hatte sich in dieser Zeit zu sehr befestigt, als daß sie sich gegen ihn hätten auflehnen können; aber ihre Dichter warfen ihm seine Undankbarkeit bitter vor und ersparten ihm keine Drohungen. Dschauwâs, der Vater des Sad, welchen wir später in Spanien als Opfer des Hasses der Kaisiten werden umkommen sehen, sagte Folgendes:

„Abdalmelik! Du hast uns nicht belohnt, und wir haben doch tapfer für dich gekämpft, haben dir die Freuden und Güter dieser Welt verschafft. Denkst du noch daran, was sich zu Dschâbia in Dschaulân zugetragen? Wäre Ibn-Bahdal nicht bei der Versammlung, die dort gehalten wurde, zugegen gewesen, würdest du ein unbekanntes Leben führen, und Keiner aus deiner Familie würde das öffentliche Gebet in der Moschee halten. Und dennoch, nachdem du die höchste Gewalt erhalten und ohne Nebenbuhler geblieben bist, hast du uns den Rücken gewendet, und wenig fehlte daran, daß du uns als Feinde behandelt hättest. Sollte man nicht sagen, daß du nicht ahnest, welch sonderbaren Wechsel die Zeit mit sich bringen könne?“

In einem anderen Gedichte sagte er:

„Die Familie des Omaija hat gewollt, daß wir unsere Lanzen in das Blut ihrer Feinde tauchten, und jetzt will sie nicht, daß wir an ihrem Glück Theil haben! Haus des Omaija! Zahllose Haufen trotziger Krieger, welche ein Kriegsgeschrei erhoben, das nicht dein eigenes war, haben wir bekämpft mit unsern Lanzen, unsern Säbeln, und haben die Gefahr, die dich bedrohete, abgewendet. Gott wird uns vielleicht für unsere Dienste lohnen und auch dafür, daß wir mit unsern Waffen diesen Thron befestigt haben; aber das Haus des Omaija wird uns sicherlich nicht belohnen. Fremdlinge, ihr kommt aus Chidschâz, einem Lande, welches die Wüste gänzlich von dem unsrigen trennt, und Syrien kannte keinen unter euch. [2] Zu gleicher Zeit zogen die Kaisiten gegen euch; in ihren Augen funkelte Haß, und ihr Banner flatterte in den Lüften...“

Ein anderer kelbitischer Dichter, einer von Denen, welche früher

[1]) Chamâsa S. 658.

[2]) Man erinnert sich, daß der Zweig der Omaijaden, welchem Merwân angehörte, in Medina ansässig war.

die Schlacht auf der Wiese besungen hatten, richtete folgende Verse an die Omaijaden:

„Zu jener Zeit, da ihr keinen Thron hattet, haben wir von dem Throne zu Damask Die gestürzt, die sich erkühnt hatten, ihn einzunehmen, und haben ihn euch verliehen. In mancher Schlacht haben wir euch Beweise unserer Aufopferung gegeben, und in der Schlacht auf der Wiese habt ihr den Sieg nur unserer mächtigen Hilfe verdankt. Wollet darum nicht mit Undankbarkeit unsere guten und reuen Dienste lohnen; früher waret ihr gut gegen uns: hütet euch, Tyrannen zu werden. Selbst vor der Zeit Merwân's, als die Augen eines omaijadischen Emirs von Sorgen wie von einem dicken Schleier verfinstert waren, haben wir diesen Schleier zerrissen, so daß jener das Licht sehen konnte. Als er schon nahe daran war zu unterliegen und mit den Zähnen knirschte, haben wir ihn gerettet,[1] und darauf rief er voll Wonne: Gott ist groß! Wenn der Kaisite prahlt, dann könnt ihr ihm die Tapferkeit ins Gedächtniß zurückrufen, die er im Felde von Dhachhâk, östlich von Dschaubar gezeigt hat.[2] Kein einziger Kaisite hat sich da als herzhafter Mann bewiesen: alle schwangen sich auf ihre Pferde und suchten das Heil in der Flucht!“[3]

Klagen, Murren, Drohen — nichts half den Kelbiten. Die Zeit ihrer Größe war vorüber, auf immer vorüber. Freilich konnte die Politik des Hofes sich ändern, und später änderte sie sich in der That, so daß die Kelbiten fortfuhren, eine wichtige Rolle zu spielen, besonders in Afrika und Spanien; niemals aber wurden sie wieder, was sie unter Merwân gewesen: der mächtigste unter den jemenitischen Stämmen. Dieser Rang kam von nun an den Azditen zu; die Familie Mohallab's hatte die des Ibn-Bahdal verdrängt. Zu gleicher Zeit nahm der Kampf, ohne im geringsten an Heftigkeit abzunehmen, eine viel größere Ausbreitung an: von nun an hatten die Kaisiten sämmtliche Jemeniten zu Feinden.

Die Regierung Walîd's, welcher im Jahre 705 seinem Vater Abdalmelik folgte, war der Höhepunkt für die Macht der Kaisiten: „Mein Sohn,“ sagte Abdalmelik auf seinem Sterbebette, „bewahre stets die größte Achtung vor Chaddschâdsch; ihm allein verdankst du den Thron, er ist dein Degen, er ist dein rechter Arm, und du hast seiner mehr

---

[1]) Der Commentator Tibrîzî hat diesen Vers schlecht erklärt, denn er hat nicht bemerkt, daß mit poetischer Licenz das Wort naffasna gebraucht ist statt naffasnâ; vergl. Ibn-Kotaiba S. 201 Z. 18 und Chamâsa S. 263 Z 6 und 7, wo talana und naaina steht anstatt talanâ und naainâ, wie aus der 11. Zeile dieser Seite zu ersehen. Ebenso Makkarî Bd. I S. 893 Z. 15, wo zu lesen nach Anmk. d.

[2]) Das heißt: in der Schlacht auf der Wiese.

[3]) Chamâsa S. 656—659.

nöthig, als er deiner bedarf." [1] Walîd vergaß diese Empfehlung nie. Er sprach: „Mein Vater sagte oft: Chaddschâdsch ist die Haut meiner Stirn; aber ich sage: Chaddschâdsch ist die Haut meines Angesichtes." [2] Dieses Wort ist der summarische Inhalt seiner ganzen Regierung, welche außerdem an Eroberungen und an militärischem Ruhme fruchtbarer als jede andere war; denn unter ihr geschah es, daß der Kaisite Kotaiba die moslimischen Fahnen auf die Mauern von Samarcand pflanzte, daß Mohammed ibn-Kâsim, ein Vetter des Chaddschâdsch, Indien bis an den Fuß des Himalaja eroberte und daß am andern Ende des Reiches die Jemeniten, nachdem sie die Eroberung des nördlichen Afrika bewerkstelligt, Spanien dem weiten Reiche, das der Prophet gegründet, einverleibten. Aber für die Jemeniten war es eine unheilvolle Zeit, besonders für die beiden hervorragendsten aber nicht ehrenwerthesten Männer dieser Partei: Jezîd, den Sohn Mohallab's, und Mûsâ, den Sohn Noçair's. Zu seinem Unglück hatte Jezîd, der seit seines Vaters Tode Haupt seines Hauses war, dem Chaddschâdsch sehr auffällige Veranlassung zum Hasse gegeben. Wie alle Mitglieder seiner Familie, welche unter der Regierung der Omaijaden für die freigebigste galt gleich den Barmeciden unter den Abbâsiden [3] säete er das Geld auf allen Schritten aus, und da er glücklich sein und alle Welt um sich her glücklich haben wollte, vergeudete er sein Vermögen in Vergnügungen, Kunstliebhabereien und unüberlegten Schenkungen, die er mit aristokratischer Freigebigkeit ausstreute. Einmal, so erzählt man, unterwegs auf einer Wallfahrt nach Mekka, gab er einem Barbier, der ihm eben den Bart geschoren, tausend Silberstücke. Ganz bestürzt über den Empfang einer so beträchtlichen Summe, rief der Barbier voll Freude aus: „Nun will ich gleich meine Mutter aus der Sklaverei lösen." Ueber solche Kindesliebe gerührt, gab Jezîd ihm noch tausend Silberstücke. „Wenn ich je wieder in meinem Leben einen Andern rasire, so will ich verdammt sein, meine Frau zu verstoßen," erwiderte der Barbier, und Jezîd gab ihm noch zweitausend Silberstücke. [4] Man erzählt eine Menge ähnlicher Züge von ihm, welche alle den Beweis liefern, daß das Geld unter seinen verschwenderischen Händen wie Wasser zerfloß; aber da kein noch so unermeßlich großes Vermögen eine bis zur Tollheit getriebene Verschwendung

---

[1]) Sojûti, Tarikh al-khulafâ S. 221 ed. Lees.
[2]) Historia Khalifatus al-Walidi, ed. Anspach S. 13.
[3]) Ibn-Khallicân Heft X S. 107 ed. Wüstenfeld.
[4]) Ibn-Khallicân Heft X S. 105.

ertragen kann, sah Jezîd, um seinem Untergange zu entgehen, sich genöthigt, den Schatz des Khalifen anzugreifen. Von Chaddschâdsch verurtheilt, dem Schatze sechs Millionen wieder zu erstatten, konnte er nur die Hälfte dieser Summe bezahlen, wurde in einen Kerker geworfen und grausam gefoltert. Nach Verlauf von vier Jahren [1] gelang es ihm, mit zweien seiner Brüder, welche seine Gefangenschaft theilten, zu entfliehen. Während Chaddschâdsch in dem Wahne, sie seien darauf ausgegangen, Khorâsân in Aufruhr zu setzen, Boten an Kotaiba sandte, die ihm einschärfen sollten, auf der Hut zu sein und die Empörung im Keime zu ersticken, durchwanderten sie, unter Führung eines Kelbiten, [2] die Wüste Samâwa, um von Solaimân, dem Bruder des Khalifen, Schutz zu erflehen. Nach den von Abdalmelik getroffenen Verfügungen war er Erbe des Thrones und Haupt der jemenitischen Partei. Solaimân schwor, daß, so lange er leben werde, die Söhne Mohallab's nichts zu fürchten hätten; er erbot sich, dem Schatze die drei Millionen, welche Jezîd nicht hatte abtragen können, zu bezahlen, und bat um Gnade für ihn. Er erlangte sie nur mit großer Mühe und durch eine Art Theatercoup. Von nun an blieb Jezîd im Palaste seines Beschützers, den Augenblick ersehnend, der seiner Partei wiederum die Herrschaft geben würde. Wenn man ihn fragte, warum er sich nicht ein eigenes Haus kaufe, antwortete er: „Was sollte ich damit machen? bald werde ich eines bekommen, welches ich nicht mehr zu verlassen brauche: den Palast eines Statthalters, wenn Solaimân Khalif wird, ein Gefängniß, wenn er es nicht wird." [3]

Der andere Jemenite, der Eroberer Spaniens, stammte nicht, wie Jezîd, aus hoher Familie. Er war ein Freigelassener, und wenn er zu der damals in Ungnade stehenden Partei gehörte, so kam es daher, weil sein Herr, der Prinz Abdalazîz, der Bruder des Khalifen Abdalmelik und Statthalter von Aegypten, mit großer Wärme sich der Sache der Kelbiten annahm, weil, wie wir gesehen haben, seine Mutter von dieser Race war. Schon unter der Regierung Abdalmelik's, als er noch Steuereinnehmer zu Baçra war, hatte Mûsâ sich des Unterschleifs schuldig gemacht. Der Khalif wurde dessen gewahr und gab Chaddschâdsch den Befehl, ihn gefangen zu nehmen. Bei Zeiten davon unterrichtet, floh Mûsâ nach Aegypten, wo er den Schutz seines Herrn

---

[1] Ibn-Khaldûn fol. 196 v.

[2] Derselbe a. a. O.

[3] Ibn-Khallicân Heft X S. 112—115.

erflehte. Dieser nahm ihn unter seine Obhut und begab sich an den Hof, um die Sache in Ordnung zu bringen. Der Khalif verlangte hunderttausend Goldstücke. als Entschädigung. Abdalazîz bezahlte die Hälfte der Summe und ernannte später Mûsâ zum Statthalter von Afrika; denn um diese Zeit wurde der Statthalter dieser Provinz durch den Statthalter von Aegypten ernannt.[1] Nachdem er Spanien erobert hatte, fuhr Mûsâ, im Ueberflusse des Reichthums und auf dem Gipfel des Ruhmes und der Macht, fort, mit der selben Keckheit wie früher, den Khalifen zu übervortheilen. Wahr ist es, daß zu jener Zeit sich Jeder mit Finanzgeschäften befaßte; Mûsâ's Unrecht war, es zu sehr zu übertreiben und nicht zur herrschenden Partei zu gehören. Seit einiger Zeit hatte Walîd ein aufmerksames Auge auf sein Verfahren gehabt; er befahl ihm daher, sich nach Syrien zu begeben, um von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen. So lange er konnte, wich Mûsâ diesem Befehl aus; als er aber endlich gezwungen war zu gehorchen, verließ er Spanien und versuchte, bei Hofe angelangt, den Zorn des Khalifen durch prächtige Geschenke, die er ihm darbot, zu entwaffnen. Es war vergebens. Die Gefühle des Hasses, die seit langer Zeit sich bei seinen Gefährten, bei Târik, bei Moghîth und Anderen angesammelt hatten, machten sich jetzt Luft; sie überhäuften ihn mit Beschuldigungen, die nur zu vielen Beifall fanden. Der untreue Statthalter wurde während einer Sitzung schimpflich aus dem Audienzsaale gewiesen. Der Khalif hatte nicht weniger im Sinne, als ihn zum Tode zu verurtheilen; aber da mehrere Männer von Ansehen, welche Mûsâ durch Geldgeschenke gewonnen hatte, darum baten, daß sein Leben ungefährdet bleibe, wurde ihnen dies gewährt, und der Khalif begnügte sich damit, ihm eine beträchtliche Geldbuße aufzuerlegen.[2]

Kurze Zeit darauf starb Walîd und hinterließ seinem Bruder Solaimân den Thron. Der Fall der Kaisîten folgte unmittelbar und war schrecklich. Chaddschâdsch lebte nicht mehr. „Allâh, gewähre mir den Tod, ehe der Beherrscher der Gläubigen gestorben, und gib mir zum Herrn keinen Fürsten, der ohne Mitgefühl für mich ist;"[3] — so hatte sein Gebet gelautet, und Gott hatte ihn erhört; aber seine Clienten, seine Schützlinge, seine Freunde hatten noch alle Stellen

---

[1]) Ibn-Abhârî Bd. I S. 24, 25

[2]) Isidor c. 38, 40.

[3]) Tabari bei Weil Bd. I S. 553.

inne: sie wurden sofort entlassen und durch Jemeniten ersetzt. Jezîd ibn-abî-Moslim, ein Freigelassener und Schreiber Chaddschâdsch's, verlor die Statthalterschaft des Irâk und wurde in den Kerker geworfen, welchen er erst nach fünf Jahren beim Regierungsantritt des kaisitischen Khalifen Jezîd II. verlassen durfte, worauf er sogleich Statthalter von Afrika wurde.[1] So plötzlich wendete sich damals oft das Geschick. Unglücklicher als er, wurde der unerschrockene Kotaiba enthauptet, und der berühmte Eroberer Indiens Mohammed ibn-Kâsim, ein Vetter des Chaddschâdsch, starb auf der Folter, während Jezîd, der Sohn Mohallab's, welcher unter der vorhergehenden Regierung auf dem Punkte gestanden hatte, das selbe Schicksal zu erfahren, als Günstling Solaimân's unumschränkter Gewalt sich erfreute.

Mûsâ allein zog keinen Nutzen von dem Siege der Partei, zu welcher er gehörte. Er hatte Solaimân schwer beleidigt in der eiteln Hoffnung, sich die Gunst Walîd's zu erwerben. Im Augenblick als Mûsâ in Syrien ankam, war Walîd schon so gefährlich krank, daß man seinen Tod nahe glaubte, und Solaimân, welchen selbst nach den reichen Geschenken, die Mûsâ jedenfalls dem Walîd anbieten würde, gelüstete, hatte den Statthalter auffordern lassen, seine Reise zu verzögern, damit er nicht eher in Damask ankäme, als bis sein Bruder schon gestorben sei und er selbst den Thron bestiegen habe. Da Mûsâ in diese Bitte nicht eingewilligt und die Söhne Walîd's folglich die ihrem Vater von ihm gemachten Geschenke geerbt hatten, grollte Solaimân ihm;[2] darum erließ er ihm die Geldbuße nicht, die ihm auferlegt worden, die er übrigens mit Hilfe seiner zahlreichen Clienten in Spanien[3] und der Mitglieder des Stammes Lakhm, zu welchem seine Gemahlin gehörte, leicht bezahlen konnte.[4] Weiter trieb Solaimân indessen seine Rache nicht. Wohl gibt es über das Schicksal Mûsâ's eine lange Reihe von Sagen, die eine rührender als die andere, aber sie sind alle von Romanzenschreibern erfunden worden zu einer Zeit, in der man schon vollkommen vergessen hatte, wie das Verhältniß der Parteien im achten Jahrhundert gewesen war, und wo man sich nicht mehr erinnerte, daß Mûsâ, wie uns ein eben so alter als glaubwürdiger

---

[1]) Abû-Alî-Tanûkhi, Al-faragu bada's-schiddati, Leyden. Manuscr. 61 S. 73.

[2]) Ibn-Chabîb, Oxford. Manuscr. S. 153.

[3]) Isidor c. 40. Pro multâ opulentiâ, sagt dieser Autor, parvum impositum onus existimat, atque mirâ velocitate impositum pondus exactat.

[4]) Akhbâr madschmûa fol. 62 r.

Schriftsteller[1] erzählt, des Schutzes und der Freundschaft Jezîd's, des Sohnes Mohallab's, des allmächtigen Günstlings Solaimân's genoß. Keine, nicht einmal die scharfsinnigste Begründung, vermöchte diese haltlosen Gerüchte zu stützen, für welche man sich auf keine glaubwürdige Autorität berufen kann und die in vollkommenem Widerspruche mit der umständlichen Erzählung eines gleichzeitigen Schriftstellers stehen.[2]

Als einzige Ausnahme in der Geschichte der Omaijaden, war der Nachfolger Solaimân's, Omar II., kein Parteimann: er war ein ehrwürdiger Priester, ein heiliger Mann, welcher den größten Abscheu hatte vor dem Geschrei des Zwiespaltes und Hasses; er dankte Gott, daß er ihn nicht in jener Zeit hatte leben lassen, wo die Heiligen des Islam, Alî, Aischa und Moâwija sich bekämpften; er mochte nicht einmal von diesen unseligen Streitigkeiten sprechen hören. Ausschließlich beschäftigt mit religiösen Interessen und mit der Ausbreitung des Glaubens, erinnert er an jenen vortrefflichen und ehrwürdigen Papst, welcher zu den Florentinern sagte: „Seid weder Ghibellinen noch Guelfen, seid nur Christen und Bürger!" Omar II. gelang es nicht besser als Gregor X. seinen großherzigen Traum zu verwirklichen. Jezîd II., welcher ihm folgte und welcher eine Nichte des Chaddschâdsch geheirathet hatte, war ein Kaisite. Darnach bestieg Hischâm den Thron. Anfangs begünstigte er die Jemeniten. Er ersetzte mehrere Statthalter, welche von seinem Vorgänger ernannt worden, durch Männer dieser Partei[3] und erlaubte ihnen, nachdem sie wieder zu Ansehen und Macht gekommen, Die, welche eben gestürzt waren, grausam zu verfolgen.[4] Indessen als er aus Gründen, die wir später auseinander setzen werden, sich für die andere Partei erklärt hatte, nahmen die Kaisiten Rache, besonders in Afrika und Spanien.

Da die arabische Bevölkerung dieser beiden Länder beinahe ausschließlich jemenitisch war, blieben sie gewöhnlich sehr ruhig, so lange sie von Männern dieser Partei regiert wurden; aber unter kaisitischen Statthaltern wurden diese Länder ein Schauplatz der allerschauerlichsten Gewaltthätigkeiten. Dies war der Fall nach dem Tode Bischr's, des Kelbiten, des Statthalters von Afrika. Vor seinem Tode

---

1) Belâdhori, Leyden. Mannscr. S. 270.

2) Dieser Schriftsteller ist Isidor von Beja.

3) In Khorâsân z. B. wurde der Kaisite Moslim al-Kilâbi durch den Jemeniten Asad al-Kasri ersetzt.

4) Siehe Abû-'l-machâsin Bd. I S. 288.

hatte dieser Bischr die Statthalterschaft der Provinz einem seiner Stammgenossen anvertraut, der sich, wie es scheint, schmeichelte, daß der Khalif Hischâm ihn schließlich als Statthalter bestätigen werde. Seine Hoffnung wurde getäuscht: Hischâm ernannte den Kaisiten Obaida vom Stamme Solaim. Der Kelbite erfuhr es; aber er hielt sich für mächtig genug, um sich mit Waffengewalt zu behaupten.

Es war an einem Freitag Morgen im Monat Juni oder Juli des Jahres 728. Der Kelbite hatte sich eben angekleidet und stand im Begriff, sich zur Moschee zu begeben, um dem öffentlichen Gebete beizuwohnen, als plötzlich seine Freunde in das Zimmer stürzten und riefen: „Der Emir Obaida hat soeben die Stadt betreten!" Von dieser Schreckensnachricht völlig niedergeschmettert und anfangs in Dumpfheit versunken, erholte der Kelbite sich nur, um noch die Worte auszurufen: „Gott allein ist mächtig! Die Stunde des letzten Gerichtes wird ebenso unvermuthet kommen!" Seine Füße versagten ihm den Dienst; vor Schrecken erstarrt fiel er zu Boden.

Obaida hatte eingesehen, daß um seine Autorität zu zeigen, er die Hauptstadt überraschen müsse. Zu seinem Glück hatte Kairawân keine Mauern. Er marschirte mit den Kaisiten in tiefster Stille auf Seitenwegen und drang unversehens ein, während die Einwohner der Stadt ihn noch in Syrien oder Aegypten vermutheten.

Nachdem er sich zum Herrn der Stadt gemacht, verfuhr er gegen die Kelbiten mit beispielloser Strenge. Er ließ sie in Kerker werfen und dann auf die Folter bringen, und um die Habsucht seines Herrn zu befriedigen, erpreßte er von ihnen unerhörte Summen.[1]

Nun kam die Reihe an Spanien, das Land, dessen Statthalter von dem Statthalter Afrika's ernannt wurde, welches aber bis dahin erst Ein Mal einem Kaisiten gehorcht hatte. Nachdem die ersten Versuche Obaida's gescheitert waren, schickte er im Monat April des Jahres 729 den Kaisiten Haitham vom Stamme Kilâb dorthin[2] und bedrohte die Araber von Spanien mit den strengsten Züchtigungen, wenn sie wagen würden, den Befehlen des neuen Statthalters sich zu widersetzen. Die Jemeniten murrten; vielleicht hatten sie sich sogar gegen den Kaisiten verschworen; dieser glaubte es wenigstens, und die

[1]) Ibn-Adhâri Bd. I S. 36; Ibn-al-Abbâr S. 47, 49.

[2]) Mocharram 111. Ibn-Baschcowâl bei Makkari Bd. II S. 10. Es ist Kilâbî zu lesen, wie man es bei Makkari, bei Ibn-Khaldûn u. s. w. findet, nicht Kinânî, wie es sich bei anderen Schriftstellern findet. Es ist leicht, diese beiden Namen in arabischer Schrift zu verwechseln.

geheimen Vorschriften Obaida's befolgend, ließ er die Häuptlinge jener Partei ins Gefängniß werfen, entriß ihnen durch schreckliche Martern das Geständniß einer Verschwörung und ließ sie köpfen. Unter seinen Opfern befand sich ein Kelbite, welcher wegen seiner vornehmen Abkunft, seiner Reichthümer und seiner Beredsamkeit hohe Achtung genoß; es war Sad, der Sohn jenes Dschauwâs,[1] welcher in seinen Versen dem Khalifen Abdalmelik so heftige Vorwürfe gemacht hatte wegen seiner Undankbarkeit gegen die Kelbiten und dessen Tapferkeit während der Schlacht auf der Wiese das Schicksal des Reiches entschieden und Merwân den Thron verschafft hatte. Die Kelbiten schäumten vor Unwillen wegen der Bestrafung des Sad und einige unter ihnen, wie Abrasch, der Schreiber Hischâm's[2], die noch nicht allen Einfluß bei Hofe verloren hatten, bedienten sich dessen so erfolgreich, daß der Khalif ihnen erlaubte, einen gewissen Mohammed nach Spanien zu schicken, mit dem Befehl, Haitham zu bestrafen und die Statthalterschaft der Provinz dem Jemeniten Abderrachmân al-Ghâfikî zu übertragen, welcher sich großer Beliebtheit erfreute. Als Mohammed in Cordova angekommen war, fand er Abderrachmân nicht dort, da er sich versteckt hatte, um den Verfolgungen des Tyrannen zu entgehen; Haitham aber nahm er gefangen, ließ ihn mit ledernen Riemen schlagen und ihm den Kopf rasiren, was damals der Strafe der Brandmarkung gleich kam; darnach ließ er ihn, mit Ketten beladen, auf einen Esel setzen, den Kopf nach rückwärts gekehrt und die Hände auf den Rücken gebunden, und gab den Befehl, ihn so durch die Stadt zu führen. Nachdem dieses Urtheil an ihm vollzogen worden war, ließ er ihn nach Afrika hinüberbringen, damit der Statthalter dieser Provinz über sein Schicksal bestimme. Aber man konnte nicht wohl von Obaida erwarten, daß er Den bestrafe, welcher nur nach den Befehlen sich gerichtet, die er selbst ihm gegeben. Seinerseits glaubte der Khalif, den Kelbiten vollständige Genugthuung gegeben zu haben, obwohl sie ihre Anforderungen noch weiter trieben und nach arabischen Vorstellungen meinten, der Tod Sad's könne nur durch den seines Mörders gesühnt werden. Hischâm schickte also an Obaida einen so zweideutigen Befehl, daß dieser ihn zum Vortheil Haitham's auslegen konnte.[3] Das war für die Kelbiten eine große Enttäuschung; aber sie ließen sich nicht entmuthigen, und einer ihrer berühmtesten Häuptlinge,

---

[1]) Siehe Anmerk. III am Ende des Werkes.

[2]) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 49 und Weil Bd. I S. 654.

[3]) Isidor c. 57.

Abû-'l-Khattâr, welcher ein Freund Sad's gewesen und im Gefängniß, in das Obaida ihn geworfen, unerschöpflichen Haß gegen diesen Feldherrn und gegen die Kaisiten überhaupt geschöpft hatte, verfaßte folgendes Gedicht, das dazu bestimmt war, dem Khalifen übergeben zu werden:

„Du erlaubst den Kaisiten, unser Blut zu vergießen, Sohn Merwân's; aber wenn du uns beharrlich Gerechtigkeit verweigerst, werden wir das Urtheil Gottes anrufen; er wird billiger sein gegen uns. Man sollte glauben, du habest die Schlacht auf der Wiese vergessen und wissest nicht mehr, wer dir damals den Sieg verschafft hat; dennoch waren es unsere Leiber, die dir als Schilde dienten gegen die feindlichen Lanzen, und uns allein hattest du damals als Kämpfer zu Pferd und zu Fuß. Aber seit du das Ziel deiner Wünsche erreicht hast und, Dank uns, in Genüssen schwelgst, willst du uns nicht mehr beachten. So handelst du fortwährend gegen uns seit der langen Zeit, daß wir dich kennen. Aber hüte dich und gib dich keiner trügerischen Sicherheit hin; sobald der Krieg wieder entbrannt ist und du deinen Fuß auf deiner Strickleiter gleiten fühlst, ist es leicht möglich, daß die Stricke, welche du fest geknüpft glaubst, sich lösen... Das hat man oft gesehen..."

Der Kelbite Abrasch, Hischâm's Schreiber, übernahm es, ihm jene Verse vorzulesen. Die Drohung eines Bürgerkrieges machte einen so tiefen Eindruck auf den Khalifen, daß er augenblicklich die Entsetzung Obaida's aussprach, indem er mit vielleicht geheucheltem Zorn ausrief: „Möge Gott diesen Sohn einer Christin verdammen, weil er sich meinen Befehlen nicht unterworfen hat!" [1]

[1]) Siehe meine Notices sur quelques manuscrits arabes S. 47—49, 257 und Ibn-Adhâri Bd. I S. 36, 37.

X.

Der Kampf der Jemeniten und Kaisiten blieb nicht ohne Einfluß auf das Geschick der besiegten Völker, denn jede der beiden Parteien hatte, besonders hinsichtlich der Kriegssteuer, verschiedene Grundsätze. Hierfür und für vieles Andere hatte Chaddschâdsch seiner Partei den zu verfolgenden Weg vorgezeichnet. Es ist bekannt, daß nach gesetzlicher Verfügung die Christen und Juden, welche unter der moslimischen Herrschaft leben, sobald sie den Islam angenommen haben, der Kopfsteuer überhoben sind, welche denen auferlegt ist, die im Glauben ihrer Vorfahren beharren. Dieser dem Geize vorgehaltenen Lockspeise verdankte die moslimische Religionsgemeinschaft, daß sie tagtäglich eine Menge Bekehrter in ihren Schooß aufnehmen konnte, welche, ohne vollkommen von der Wahrheit ihrer Lehrsätze überzeugt zu sein, vor Allem das Geld und die weltlichen Interessen in Erwägung zogen. Die Theologen freuten sich dieser schnellen Ausbreitung des Glaubens; aber der Schatz litt furchtbar darunter. Die Kopfsteuer von Aegypten zum Beispiel, belief sich noch unter dem Khalifat Othmân's auf zwölf Millionen; aber wenige Jahre nachher, als unter dem Khalifate Moâwija's die meisten Kopten den Islam angenommen hatten, war sie bis auf fünf Millionen gefallen.[1] Unter Omar II. fiel sie noch mehr; aber es machte diesem frommen Khalifen wenig Kummer, und als einer seiner Hauptleute ihm die Botschaft schickte: „Wenn dieser Stand der Dinge in Aegypten auf die Länge anhält, werden alle Dhimmî's Moslim's werden, und wir werden da-

[1]) Achmed ibn-abi Jakûb, Kitâb al-buldân fol. 69 v.

durch die Einkünfte, welche sie dem Staatsschatz einbringen, verlieren," antwortete er ihm: „Ich würde mich sehr freuen, wenn alle Dhimmî's Moslim's werden wollten, denn Gott hat seinen Propheten als Apostel gesandt und nicht als Steuereinnehmer." [1] Anders dachte Chadschâdsch. Er bekümmerte sich wenig um die Verbreitung des Glaubens, und um bei dem Khalifen gut angeschrieben zu bleiben, hatte er den neubekehrten Moslim's des Irâk die Entrichtung der Kopfsteuer nicht erlassen. [2] Die Kaisiten ahmten überall und beständig das Beispiel nach, das er ihnen gab, und behandelten überdies die Besiegten, ob Moslim's oder nicht, mit unverschämtem Hochmuth und furchtbarer Strenge. Die Jemeniten dagegen, wenn sie auch nicht immer, so lange sie die Macht in Händen hatten, mit größerer Billigkeit und Sanftmuth verfuhren, vereinigten doch, sobald sie in der Opposition waren, ihre Stimme mit derjenigen der Unterdrückten, um den fiscalischen Geist, der ihre Nebenbuhler beseelte, zu tadeln. Als die besiegten Völker die Jemeniten wieder zu Macht und Ansehen gelangen sahen, versprachen sie sich goldene Tage; doch ward ihre Hoffnung oft getäuscht, denn die Jemeniten waren weder die ersten noch die letzten Liberalen, welche die Erfahrung gemacht haben, daß, so lange man in der Opposition, es leicht ist über die Steuern zu schreien, eine Reform des Finanzsystems zu fordern und zu versprechen, im Fall man die Staatsangelegenheiten in die Hände bekommen werde, daß aber, wenn dies erreicht ist, es recht schwierig ist, seine Versprechungen zu halten. „Ich befinde mich in einer ziemlich bedenklichen Lage," sagte der Häuptling der Jemeniten, Jezîd, der Sohn Mohallab's, als Solaimân ihn zum Statthalter des Irâk ernannt hatte; „die ganze Provinz hat ihre Hoffnungen auf mich gesetzt; sie wird mich verwünschen, wie sie Chaddschâdsch verwünscht hat, wenn ich sie zwinge, die selben Abgaben wie früher zu entrichten; andererseits würde Solaimân unzufrieden mit mir sein, wenn er nicht ebenso hohe Steuern einnehmen würde, wie sein Bruder gethan, als Chaddschâdsch Statthalter der Provinz war." Um sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, nahm er seine Zuflucht zu einem höchst eigenthümlichen Mittel. Nachdem er dem Khalifen erklärt hatte, er wolle die Steuererhebung nicht auf sich nehmen, brachte er ihn zu dem Entschluß, dieses verhaßte

---

[1]) Journ. asiat, Series IV Bd. XVIII S. 433.

[2]) Nowairî, Journ. asiat. Series III Bd. XI S. 580.

Geschäft einem Manne von der soeben unterlegenen Partei zu übertragen.[1]

Ueberdies ist nicht zu leugnen, daß unter den Jemeniten außerordentlich lenksame Männer waren, welche sich sehr leicht mit ihren Principien abfinden konnten und welche, um auf ihren Posten bleiben zu können, ihrem Herrn, ob er Jemenite oder Kaisite war, mit gleicher Hingebung und beispielloser Nachgiebigkeit dienten. Der Kelbite Bischr kann als der Typus dieser Art Menschen angesehen werden, welche immer weniger selten wurden, im Verhältniß als die Sittenverderbniß wuchs und die Liebe zum Stamme dem Ehrgeize und dem Durst nach Reichthum wich. Dieser Bischr, von dem Kaisiten Jezîd II. zum Statthalter von Afrika ernannt, schickte einen seiner Stammgenossen, Namens Anbasa, nach Spanien, welcher sich von den Christen dieses Landes den doppelten Tribut bezahlen ließ;[2] aber als der Jemenite Hischâm den Thron bestiegen hatte, schickte er einen andern seiner Stammgenossen hin, Namens Jachjâ, welcher den Christen Alles wiedererstattete, was man ihnen unrechtmäßiger Weise abgenommen hatte. Ein christlicher Schriftsteller dieser Zeit geht sogar so weit, daß er behauptet, dieser „furchtbare" Statthalter (diesen Beinamen gibt er ihm) habe zu „grausamen" Maßregeln gegriffen, um die Moslim's zur Herausgabe Dessen, was ihnen nicht gehörte, zu zwingen.[3]

Im Allgemeinen waren übrigens die Jemeniten weniger hart gegen die Besiegten als ihre Nebenbuhler und folglich ihnen weniger verhaßt. Vor allem hatte das Volk Afrika's, dieses bunte Gemisch heterogener Völker, welche die Araber von Aegypten bis zum Atlantischen Meere ausgebreitet fanden und welche man mit dem Namen Berbern bezeichnet, eine ganz besondre Vorliebe für sie. Sie waren ein stolzes, kriegsgewohntes Volk und über die Maßen eifersüchtig auf ihre Freiheit. In vielen Beziehungen gleichen die Berbern, wie schon Strabo[4] bemerkt, den Arabern. Wie die Söhne Ismael's lebten sie als Nomaden auf einem beschränkten Gebiet, trieben den Krieg gerade auf die selbe Art wie jene, wie Mûsâ ibn-Noçair, welcher zu ihrer Unterwerfung so viel beitrug, aussagte[5]; wie jene waren sie an

[1]) Ibn-Khallicân Heft X. S. 116 ed. Wüstenfeld; Ibn-Khaldûn fol. 199 r.

[2]) Isidor c. 52.

[3]) Isidor c. 54.

[4]) II, 18.

[5]) Ibn-Abhârî Bd. II S. 20.

Unabhängigkeit seit undenklichen Zeiten gewöhnt, denn die römische Herrschaft blieb meist auf die Küste beschränkt; endlich hatten sie die selbe politische Einrichtung, das heißt eine demokratische, die durch den Einfluß der adeligen Familien gemäßigt wurde, und so wurden sie für die Araber, als diese trachteten, sie zu unterwerfen, Feinde, die ganz anders zu fürchten waren als die gedungenen Truppen und die unterdrückten Unterthanen Persiens und des byzantinischen Reiches. Die angreifende Partei mußte jeden glücklichen Erfolg mit einer blutigen Niederlage büßen. Im selben Augenblik, da sie das Land als Sieger bis zum Strande des Atlantischen Meeres durchzogen, sahen sie sich plötzlich umringt und zerstückelt von Horden, so zahllos wie der Sand am Meere. „Afrika zu erobern, ist eine Unmöglichkeit," schrieb ein Statthalter an den Khalifen Abdalmelik; „kaum ist ein Berbernstamm ausgerottet, so tritt ein anderer an seine Stelle." Jedoch trotz der Schwierigkeit dieses Unternehmens, ja vielleicht eben wegen der Hindernisse, die ihnen auf jedem Schritt entgegentraten und zu deren Ueberwindung das Ehrgefühl sie trotz Allem zwang, bestanden die Araber hartnäckig auf dieser Eroberung mit bewundernswerthem Muthe und merkwürdiger Beharrlichkeit. Um den Preis von siebenzig Jahren eines mörderischen Krieges wurde die Unterwerfung der Afrikaner erreicht, insoweit daß sie darauf eingingen, die Waffen niederzulegen, sobald man nie mit den erworbenen Rechten großprahlen, ihren höchst empfindlichen Stolz schonen wolle und sie nicht als Besiegte, sondern als seines Gleichen, als Brüder zu behandeln verspreche. Wehe Dem, welcher die Unvorsichtigkeit beging, sie zu beleidigen! In seinem thörichten Hochmuth wollte der Kaisite Jezîd ibn-abî-Moslim, der frühere Schreiber des Chaddschâdsch, sie als Sklaven behandeln: sie ermordeten ihn auf der Stelle, und obgleich Jezîd II. ein Kaisite war, verlangte er doch klüglicher Weise die Bestrafung der Schuldigen und schickte einen Kelbiten hin, um die Provinz zu regieren. Weniger vorsichtig als sein Vorgänger, reizte Hischâm sie zu einem entsetzlichen Aufstande, welcher sich von Afrika aus über Spanien erstreckte.

Hischâm, der im Beginn seiner Regierung als Jemenite ziemlich beliebt war,[1] hatte sich zuletzt für die Kaisiten erklärt, weil er wußte, daß sie bereit sein würden, seine herrschende Leidenschaft, den Durst

[1]) Qui Hiscam primordio suae potestatis satis se modestum ostendens. Isidor c. 55.

nach Gold, zu befriedigen. Nachdem er ihnen also die Provinzen, die er so vortrefflich auszusaugen wußte, überliefert hatte, zog er mehr Geld daraus als irgend einer seiner Vorfahren.[1] Die Statthalterschaft von Afrika vertraute er im Jahre 734, anderthalb Jahre nach der Absetzung Obaida's,[2] dem Kaisiten Obaidallâh an.

Dieser, ein Enkel eines Freigelassenen, war kein gewöhnlicher Mann. Er hatte eine gründliche und glänzende Erziehung genossen und wußte alle bekannten Gedichte und die Kriegsgeschichten der alten Zeit auswendig.[3] Seiner Vorliebe für die Kaisiten lag ein edler und großmüthiger Gedanke zu Grunde. Da er in Aegypten nur zwei kleine kaisitische Stämme gefunden hatte, ließ er eintausend dreihundert arme Familien dieser Stämme dahin kommen und gab sich alle mögliche Mühe, diese Colonie in Flor zu bringen.[4] Seine Achtung für die Familie seines Gebieters hatte etwas Rührendes: inmitten seiner Größe und auf dem Gipfel der Macht gab er laut und ohne sich seines niedrigen Ursprungs zu schämen, seinen Verpflichtungen für den Vater Okba's Ausdruck, der seinen Großvater befreit hatte, und als er Statthalter von Afrika geworden und Okba ihn zu besuchen kam, hieß er ihn sich an seine Seite setzen und bewies ihm so viel Achtung, daß seine Söhne in ihrer den Emporkömmlingen eigenen Eitelkeit darüber unwillig wurden. „Wie?" sagten sie zu ihm, sobald sie allein mit ihm waren, „du läßt diesen Beduinen an deiner Seite sitzen in Gegenwart des Adels und der Koraischiten, die ohne Zweifel sich dadurch beleidigt fühlen werden und dir deshalb zürnen können! Da du ein Greis bist, wird niemand grausam gegen dich sein, und vielleicht wird der Tod dich bald allen feindlichen Absichten entziehen; aber wir, deine Söhne, müssen fürchten, daß die Schande Dessen, was du gethan, auf uns zurückfalle. Und was wird daraus werden, sobald der Khalif erfährt, was vorgegangen? Wird er nicht in Zorn gerathen, wenn er hört, daß du einem solchen Manne mehr Ehre angethan hast als den Koraischiten?" — „Ihr habt Recht, meine Söhne," antwortete Obaidallâh, „ich kann nichts zu meiner Entschuldigung vorbringen, und ich werde Das, was ihr mir vorwerft, nicht wieder thun." Am folgen-

[1]) Isidor c 57.

[2]) Bei Ibn-Adhârî Bd. I S. 37 ist zu lesen: „ein Jahr und sechs Monate (Schanwâl 114 — Rebi II, 116).

[3]) Ibn-Adhârî Bd. I S. 38.

[4]) Makrîzî, Arabische Stämme in Aegypten S. 39, 40 ed. Wüstenfeld.

den Morgen ließ er Okba und die Edlen in seinen Palast kommen. Er behandelte alle mit der größten Achtung, aber den Ehrenplatz gab er Okba, und nachdem er sich ihm zu Füßen niedergesetzt, ließ er seine Söhne kommen. Als diese in den Saal getreten waren und mit Erstaunen dies Schauspiel betrachteten, stand Obaidallâh auf, und nachdem er Gott und seinen Propheten gepriesen, erzählte er den Edlen die Reden seiner Söhne vom vorhergehenden Tage und fuhr in folgenden Worten fort: „Ich nehme Gott und euch alle zu Zeugen, wiewohl Gott allein genügen würde, und erkläre daß dieser Mann hier Okba ist, der Sohn jenes Chabbschâbsch, welcher meinem Großvater die Freiheit geschenkt hat. Meine Söhne sind von einer dämonischen Macht verführt worden, welche ihnen diesen tollen Hochmuth eingegeben hat; aber ich habe Gott den Beweis geben wollen, daß ich wenigstens keiner Undankbarkeit mich schuldig machen will und daß ich erkenne, was ich sowohl Gott als diesem Manne verdanke. Ich habe diese Erklärung öffentlich abgeben wollen, weil ich fürchtete, meine Söhne könnten so weit kommen, eine Wohlthat Gottes abzuleugnen und diesen Mann und seinen Vater nicht als ihre Gebieter anzuerkennen. Dies hätte unabwendbar zur Folge gehabt, daß sie von Gott und Menschen verflucht worden wären, denn man hat mich gelehrt, der Prophet habe gesagt: Verflucht sei Der, welcher vorgibt, einer Familie anzugehören, die ihm fremd ist, verflucht, wer seinen Gebieter verleugnet. Auch hat man mir erzählt, Abû-Bekr habe gesagt: Einen Verwandten verleugnen, sollte es auch nur ein entfernter sein, oder vorgeben von einer Familie abzustammen, zu welcher man nicht gehört, ist Undankbarkeit gegen Gott... Meine Söhne, da ich euch ebenso liebe wie mich selbst, habe ich euch dem Fluche des Himmels und der Menschen nicht aussetzen wollen. Ihr habt mir sogar gesagt, der Khalif würde über mich zürnen, wenn er erführe, was ich gethan. Darüber mögt ihr euch beruhigen; der Khalif, dem Gott ein langes Leben verleihen möge, ist zu erhaben, er weiß zu gut, was er Gott schuldig ist, er kennt seine Pflichten viel zu gut, als daß ich fürchten müßte, seinen Zorn durch Erfüllung meiner Pflichten auf mich zu laden; im Gegentheil bin ich überzeugt, daß er mein Benehmen billigen wird." — „Gut gesprochen!" rief man von allen Seiten. „Es lebe unser Statthalter!" Die Söhne Obaidallâh's, sehr beschämt, daß ihnen eine so große Demüthigung zu Theil geworden, beobachteten düsteres Stillschweigen. Darauf wandte Obaidallâh sich an Okba und sagte: „Herr, meine Pflicht ist, deinen Befehlen zu gehorchen. Der Khalif hat mir ein weites Land anvertraut; wähle dir eine Provinz, welche du

willst." Okba wählte Spanien. „Mein größter Wunsch ist, Theil an dem heiligen Kriege zu nehmen," sagte er, „und dort könnte ich ihn befriedigen."[1]

Jedoch trotzdem daß Obaidallâh einen so erhabenen Charakter hatte und wiewohl er alle Tugenden seiner Nation besaß, war ihm dennoch auch jene tiefe Verachtung für Alles, was nicht arabisch war, im höchsten Grade eigen. In seinen Augen hatten die Kopten, die Berbern, die Spanier und alle Besiegten überhaupt keine andere Bestimmung auf Erden, als im Schweiße ihres Angesichts das große Volk zu bereichern, welches Mohammed das beste aller Völker genannt hatte. Schon als er noch Steuereinnehmer in Aegypten war, hatte er dort den Tribut, welchen die Kopten bezahlten, um das Zwanzigfache erhöht, und dieses im Ganzen so friedliche Volk, welches, seit es unter moslimischer Botmäßigkeit stand, niemals zu den Waffen gegriffen hatte, wurde über diese willkürliche Maßregel so erbittert, daß es sich massenhaft erhob.[2] Als er zum Statthalter von Afrika befördert worden, machte er es sich zur Pflicht, alle Launen und Einfälle der großen Herren von Damask auf Kosten der Berbern zu befriedigen. Da die weiche Wolle der Merinoschafe, aus welcher Kleider von blendender Weiße gewebt wurden, in jener Hauptstadt sehr beliebt war, ließ er den Berbern alle ihre Schafe rauben, welche man sämmtlich schlachtete, obgleich manchmal in einer Heerde von hundert Schafen sich nur eines fand, das diesen weichen Flaum besaß; alle anderen waren sogenannte glatte Schafe und ohne Flaum, d. h. ohne diese besonders weiche Wolle, und waren folglich für den Statthalter ohne Nutzen.[3] Nicht zufrieden, den Berbern ihre Heerden, diese Hauptquelle ihres Wohlstandes oder vielmehr ihr einziges Subsistenzmittel geraubt zu haben, entriß er ihnen auch noch ihre Frauen und Töchter und schickte sie nach Syrien, um dort die Harems zu füllen; denn die arabischen hohen Herren hielten viel auf Berberinnen, die von jeher den Ruf gehabt, es den arabischen Frauen an Schönheit zuvor zu thun.[4]

Fünf Jahre lang duldeten die Berbern Alles stillschweigend; sie

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 60 r. — 61 r.

[2]) Makrizi, Gesch. der Kopten S. 22 des Textes, ed. Wüstenfeld; s. auch die Anmk. des Herausgebers S. 54.

[3]) Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern Bd. I S. 150, 151 des Textes; Akhbâr madschmûa fol. 63 r.

[4]) Ibn-Adhâri Bd. I S. 39; Ibn-Khaldûn a. a. O.; vgl. Sojûti Tarikh al-khulafâ S. 222 Z. 11 ed. Lees.

murrten und häuften in ihren Herzen Haß auf Haß; aber die Nähe einer zahlreichen Armee hielt sie noch in Schranken.

Indessen bereitete sich ein Aufstand vor. Er hatte ebenso sehr einen religiösen als einen politischen Charakter und wurde geleitet von Missionaren und Priestern; denn trotz der unzähligen auffallenden Aehnlichkeiten, die zwischen den Berbern und Arabern statt hatten, bestand doch zwischen diesen beiden Völkern die große und wesentliche Verschiedenheit, daß das eine fromm, mit großer Hinneigung zum Aberglauben war und obendrein voll blinder Verehrung für die Priester, während das andere, ungläubig und spöttisch, den Religionslehrern fast gar keinen Einfluß gönnte. Noch in unserer Zeit haben die afrikanischen Marabut's in allen wichtigen Angelegenheiten unumschränkte Gewalt. Sie allein üben das Recht der Vermittelung, wenn sich zwischen zwei Stämmen Feindschaft erhoben hat. Sie sind es, die bei Gelegenheit der Wahl von Häuptlingen dem Volke Solche vorschlagen, die ihnen dazu am würdigsten scheinen. Ferner sind sie es auch, welche bei den Versammlungen der Stämme, die durch irgendwelche ernste Umstände nothwendig geworden, über die verschiedenen Ansichten Erkundigung einziehen, unter sich besprechen und dem Volke ihre Meinung darüber kund thun. Ihre gemeinschaftlichen Wohnungen werden vom Volke beschafft und unterhalten, und das Volk sorgt überhaupt für Erfüllung ihrer Wünsche.[1] Sonderbar genug und sehr befremdend ist es, daß die Berbern vor ihren Priestern mehr Ehrfurcht haben als vor dem Allmächtigen selbst. „Wenn," sagt ein französischer Schriftsteller, der die Sitten dieses Volkes gewissenhaft studirt hat, „wenn ein Unglücklicher, den man berauben will, den Namen Gottes anruft, so kann dieser ihn nicht schützen; der eines ehrwürdigen Marabut's aber rettet ihn." Auch haben die Berbern erst eine wichtige Rolle auf der Weltbühne gespielt, nachdem sie von einem Priester, einem Marabut, in Bewegung gesetzt worden. Marabut's waren es, welche die Grundfesten legten zu jenem weiten Reiche der Almoraviden und Almohaden. In ihrem Kampfe gegen die Araber wurden die Berbern des Gebirges lange Zeit von einer Prophetin befehligt, die sie mit übernatürlicher Kraft begabt glaubten, und zu dieser Zeit spielte auch der arabische Heerführer Okba ibn-Nafî zuversichtlich die Rolle eines Zauberers und Marabut's, denn er hatte besser als alle Anderen den Charakter des Volkes,

---

[1]) Daumas, La grande Kabylie S. 53–56.

[2]) Daumas S. 55.

das er bekämpfte, begriffen und gefühlt, daß es um besiegt zu werden, an seiner schwachen Seite angefaßt und daß durch Wunderwerke auf seine Einbildungskraft gewirkt werden müsse. Bald beschwor er Schlangen, bald gab er vor, Stimmen vom Himmel zu hören, und wie kindisch und lächerlich uns auch diese Mittel erscheinen mögen, sie erwiesen sich als so erfolgreich, daß eine Masse von Berbern, erstaunt über die Wunder, welche dieser Mann wirkte, und überzeugt, daß sie ihm ganz vergeblich Widerstand leisten würden, die Waffen niederlegten und sich zum Islam bekehrten.

In dem Zeitraum, von welchem wir sprechen, war bereits diese Religion in Afrika die herrschende. Unter der Regierung des frommen Omar II. hatte sie dort große Fortschritte gemacht, und ein alter Chronist [1] geht so weit, zu behaupten, daß zu Omar's Zeit kein einziger Berber existirt habe, der nicht Moslim gewesen wäre, eine Versicherung, die eben nicht so übermäßig übertrieben scheint, wenn man erwägt, daß diese Bekehrungen nicht immer freiwillig waren, sondern der eigene Vortheil dabei eine große Rolle spielte. Da für Omar die Ausbreitung des Glaubens die wichtigste Angelegenheit seines Lebens war, bediente er sich aller Mittel, die zur Vermehrung der Proselyten beitragen konnten, und sobald man nur willig war, die Worte auszusprechen: „Es gibt nur Einen Gott und Mohammed ist sein Prophet,' wurde man von der Kopfsteuer freigesprochen, ohne genöthigt zu sein, sich ganz genau nach den Vorschriften der Religion zu richten. Eines Tages, als der Statthalter von Khorâsân an Omar schrieb und sich beklagte, daß Mehrere nur scheinbar den Islam angenommen hätten, um sich der Kopfsteuer zu entziehen, und hinzufügte, er wisse gewiß, daß diese Männer sich nicht hätten beschneiden lassen, antwortete ihm der Khalif: „Gott hat Mohammed dazu gesandt, um diese Männer zum wahren Glauben zu rufen, nicht um ihnen die Beschneidung zu verschaffen." [2] Er rechnete nämlich auf die Zukunft; unter dieser ungepflegten Vegetation vermuthete er einen reichen und fruchtbaren Boden, in welchem das göttliche Wort keimen und gedeihen könne; er hatte die Vorahnung, daß, wenn auch die neubekehrten Moslim's noch den Vorwurf der Lauheit verdienen möchten, deren Söhne und Enkel, die schon im Islam geboren und erzogen sein würden, einst Diejenigen,

---

[1] Ibn-Abd-al-Chacam, bei Weil Bd. I S. 583.

[2] Ibn Khaldûn fol. 202 r.

welche die Rechtgläubigkeit ihrer Väter in Zweifel gezogen, an Eifer und Andacht übertreffen würden.

Der Erfolg rechtfertigte seine Ahnungen, besonders hinsichtlich der Bewohner Afrika's. So antipathisch, so verhaßt ihnen der Islam früher gewesen, bald ward er ihnen erträglich und nach und nach im höchsten Grade theuer. Aber die Religion, wie sie dieselbe begriffen, war nicht die kalte vorgeschriebene Religion, das traurige Mittelding zwischen Deismus und Unglauben, welches ihnen von unberufenen Missionaren gepredigt wurde, die ihnen nur vorsagten, was sie dem Khalifen schuldig seien, und niemals Das, was der Khalif ihnen schuldig sei — es war die zuversichtliche und leidenschaftliche Religion, wie die Nonconformisten sie lehrten, welche im Orient wie das Wild umzingelt, um ihren Verfolgern zu entgehen, mancherlei Verkleidungen und Namenswechsel vornehmen mußten [1] und unter tausend Gefahren in die heißen Wüsten Afrika's gekommen waren, um sich ein Asyl zu suchen; hier pflanzten sie von nun an ihre Lehren mit unerwartetem Erfolge fort. Nirgends hatten diese glühenden und überzeugungstreuen Lehrer noch so viel Anlage zur Annahme ihrer Glaubenslehren entdeckt: der moslimische Calvinismus hatte endlich sein Schottland gefunden. Die arabische Welt, man muß es gestehen, hatte diese Lehre mit Widerwillen von sich gewiesen, nicht aus Abneigung gegen die politischen Principien des Lehrgebäudes, welche vielmehr dem republicanischen Geiste der Nation entsprachen, sondern weil sie weder die Religion mit Ernst erfassen, noch die unduldsame Moral, durch welche die Sectirer sich auszeichneten, annehmen wollten. Die armen Hüttenbewohner Afrika's dagegen nahmen Alles mit unbeschreiblicher Begeisterung auf. Einfach und unwissend, begriffen sie natürlich nichts von den Speculationen und dogmatischen Spitzfindigkeiten, in welchen Gebildetere sich wohlgefielen. Darum wäre es unnütz, zu untersuchen, welcher Secte sie vorzugsweise sich zuneigten, ob es die Charûriten, Çofriten oder Ibâdhiten waren, denn die Chronisten sind sich in diesem Punkte nicht einig, aber sie hatten genug von diesen Lehrsätzen begriffen, um sich die revolutionären und demokratischen Ideen anzueignen, um den romantischen Hoffnungen auf allgemeine Gleichberechtigung zugänglich zu werden, von denen ihre Lehrer durchdrungen waren, und um überzeugt zu sein, ihre Unterdrücker seien Verworfene, denen die Hölle zu Theil werden würde. Da für sie alle Khalifen, von Othmân an, nichts

[1]) S. die merkwürdigen Abenteuer tes nonconformistischen Dichters Imrân ibn-Chittân, Mobarrad S. 579 f.

Anderes als ungläubige Usurpatoren gewesen, hielten sie es nicht für ein Verbrechen, sich gegen den Tyrannen zu erheben, der ihnen ihre Güter und ihre Frauen genommen hatte; es war ein Recht, ja noch mehr: eine Pflicht. Weil bisher die Araber sie von der Herrschaft entfernt gehalten und ihnen nur Das gelassen hatten, was sie ihnen nicht nehmen konnten: die Regierung der Stämme, so glaubten sie natürlich, daß die Lehre von der Volksherrschaft, eine Maxime, die sie in ihrer isolirten Unabhängigkeit seit undenklichen Zeiten gekannt hatten, sehr moslimisch und orthodox sei und daß der allergeringste Berber Kraft des allgemeinen Stimmrechtes auf den Thron erhoben werden könne. So wollte dieses so grausam unterdrückte Volk, aufgeregt durch Fanatiker, die zum Theil Priester, zum Theil Krieger waren und ihrerseits ebenfalls alte Rechnungen mit den sogenannten Orthodoxen abzuschließen hatten, das Joch im Namen Allâh's und seines Propheten abschütteln, im Namen jenes heiligen Buches, auf das Andere sich gestützt haben, um einen furchtbaren Despotismus zu begründen! Wie sonderbar ist doch überall das Schicksal der religiösen Gesetzbücher, dieser reichhaltigen Zeughäuser, welche allen Parteien Waffen liefern, welche bald Diejenigen rechtfertigen, die Ketzer verbrennen und den Absolutismus verkündigen, und bald Denen zustimmen, die Gewissensfreiheit proclamiren, einen König enthaupten und eine Republik begründen!

Die Gemüther waren also in voller Gährung, und man wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um zu den Waffen zu greifen, als im Jahre 740 Obaidallâh einen beträchtlichen Theil seiner Truppen auf eine Expedition nach Sicilien schickte. Die Armee rückte ab, und da zu jener Zeit der geringste Vorwand zum Ausbruch eines Aufstandes genügte, hatte der Statthalter von Tingitanien die Unvernunft, gerade diesen Augenblick zu wählen, um das kaisitische System anzuwenden und den Berbern seines Districtes zu befehlen, einen doppelten Tribut zu bezahlen, als ob sie gar nicht Moslim's wären. Alsbald ergriffen sie die Waffen, rasirten sich die Köpfe und steckten den Koran auf die Spitzen ihrer Lanzen, wie es die Gewohnheit der Nonconformisten war.[1] Sie gaben das Commando einem der Ihrigen, dem Maisara, einem der eifrigsten Sectirer, der zugleich Priester, Soldat und Demagoge war; dann griffen sie die Stadt Tanger an, bemächtigten sich ihrer, erwürgten den Statthalter sowie alle anderen Araber, die sie

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 63 r.

fanden, und um ihre Lehrsätze mit der unmenschlichsten Strenge auszuüben, schonten sie nicht einmal der Kinder. Von Tanger marschirte Maisara gegen die Provinz Sûs, welche von Ismaʿîl, dem Sohne Obaidallâh's regiert wurde Ohne seine Ankunft abzuwarten, erhoben sich die Berbern überall, und der Statthalter von Sûs mußte demselben Schicksal unterliegen wie der von Tingitanien. Vergebens versuchten die Araber, Widerstand zu leisten; auf allen Punkten geschlagen, wurden sie gezwungen, das Land zu räumen, und in wenigen Tagen war der ganze Westen, dessen Eroberung ihnen Jahre lang Opfer gekostet, für sie verloren. Die Berbern versammelten sich, um einen Khalifen zu wählen, und so demokratisch war diese Revolution, daß die Wahl nicht auf einen Adeligen sondern auf einen Mann des Volkes fiel, auf den tapferen Maisara, welcher früher ein einfacher Wasserverkäufer auf dem Markte von Kairawân gewesen war.

Ganz unerwartet angegriffen, befahl Obaidallâh Okba dem Statthalter von Spanien, die Küsten Tingitaniens anzugreifen. Okba schickte Truppen dorthin; sie wurden geschlagen. Er schiffte sich nun in eigener Person ein mit beträchtlicheren Kräften, landete an der afrikanischen Küste und ließ alle Berbern, welche ihm in die Hände fielen, über die Klinge springen. Dennoch gelang es ihm nicht, den Aufruhr zu bändigen.

Zu gleicher Zeit als Obaidallâh dem Okba seine Instructionen gegeben, hatte er an den Fihriten Chabîb, den Leiter der sicilischen Expedition, den Befehl geschickt, aufs schnellste die Truppen nach Afrika zurückzuführen, während die spanische Flotte die Sicilianer aufhalten sollte: aber da die Gefahr immer mehr wuchs und die Insurrection sich mit entsetzlicher Schnelligkeit verbreitete, glaubte er die Ankunft dieser Truppen nicht erwarten zu sollen, und sobald er alle disponiblen Streitkräfte zusammengezogen hatte, vertraute er den Befehl dem Fihriten Khâlid an und versprach diesem, ihn durch die Truppen des Chabîb zu verstärken, sobald sie angelangt sein würden. Khâlid setzte sich in Bewegung, traf Maisara in der Umgegend von Tanger und lieferte ihm eine Schlacht. Nach erbittertem Kampfe, der aber nichts entschied, zog Maisara sich nach Tanger zurück, wo seine eigenen Soldaten ihn erdrosselten, sei es, daß sie, daran gewöhnt den Sieg immer auf ihrer Seite zu sehen, ihm zürnten, weil er diesmal nicht gesiegt, sei es, daß der Demagoge seit seiner Erhebung wirklich den demokratischen Lehren seiner Secte untreu geworden war wie die arabischen Chronisten es versichern; in diesem Fall hätten seine Glaubensgenossen nur von ihrem Rechte Gebrauch gemacht und ihre Pflicht erfüllt, da ihre Lehre ihnen befahl,

den Häuptling oder Khalifen, welcher von den Principien seiner Secte abweiche, abzusetzen und im Nothfall zu tödten.

Nachdem die Berbern einen anderen Führer erwählt hatten, griffen sie von neuem ihre Feinde an und dieses Mal mit mehr Glück: im heißesten Augenblick des Kampfes fiel eine Abtheilung, von dem Nachfolger des Maisara angeführt, den Arabern in den Rücken, welche, da sie sich zwischen zwei Feuern sahen, in schrecklicher Unordnung flohen; aber Khâlid sowie die Vornehmen in seiner Umgebung, zu stolz, um die Schande einer solchen Niederlage zu erleben, warfen sich in die feindlichen Reihen, und indem sie ihr Leben theuer verkauften, ließen sie sich bis auf den letzten Mann tödten. Dieser traurige Kampf, in welchem die Blüthe des arabischen Adels umkam, erhielt den Namen des Kampfes der Edlen.

Chabib, der zu dieser Zeit aus Sicilien zurückgekommen und bis zu den Grenzen von Tahort vorgedrungen war, wagte nicht, die Berbern anzugreifen, nachdem er den Unstern Khâlid's erfahren hatte; und bald glich Afrika einem gestrandeten Schiffe, das weder Segel noch Lothsen hat, da Obaidallâh von den Arabern selbst abgesetzt worden war, die ihn nicht mit Unrecht beschuldigten, all dies Unglück über sie gebracht zu haben.[1]

Der Khalif Hischâm zitterte vor Schmerz und Wuth, als er den Aufstand der Berbern und die Niederlage seiner Armee erfuhr. „Bei Allâh!" rief er, „sie sollen es erfahren, was der Zorn eines Arabers von der alten Race ist! Ich werde gegen sie eine Armee schicken, wie sie noch nie eine gesehen: die Spitze des Heeres soll schon bei ihnen sein, während der Nachtrab noch bei mir ist." Vier Districte Syriens erhielten Befehl, jeder sechstausend Soldaten zu schaffen; der fünfte Kinnesrîn sollte dreitausend stellen. Mit diesen siebenundzwanzigtausend Mann sollten noch dreitausend Soldaten von der ägyptischen Armee sich vereinen und alle afrikanischen Truppen. Hischâm gab den Befehl über diese Armee und die Statthalterschaft von Afrika einem kaisitischen Feldherrn, der im Kriegshandwerk ergraut war; es war Colthûm, vom Stamme Koschair. Im Falle Colthûm sterben würde,

[1]) Ibn-Adhâri Bd. I S. 38–41; Ibn Khaldûn, Gesch. Afrika's, ed. Noël des Vergers S. 10 u. 11 des Textes; Derselbe, Gesch. der Berbern Bd I S. 151 des Textes; Akhbâr madschmûa fol. 61 v.; Isidor c 61; Ibn-al-Kûtia fol 6 v.

sollte sein Neffe [1] Baldsch ihn ersetzen, und wenn auch dieser sterben würde, sollte das Amt des Führers an den Befehlshaber der Truppen des Jordans, Thalaba, von dem jemenitischen Stamme Amila, fallen. Da er an den Aufrührern eine exemplarische Strafe statuiren wollte, gab der Khalif seinem Feldherrn die Erlaubniß, alle Orte, deren er sich bemächtigen würde, der Plünderung Preis zu geben und alle Insurgenten, die in seine Hände fielen, zu köpfen.

Nachdem er sich zu Führern zwei Officiere gewählt, Clienten der Omaijaden, die das Land kannten, Hârûn und Mogîth, erreichte Colthûm Afrika im Sommer des Jahres 741. Die Araber dieses Landes empfingen die Syrer sehr schlecht, denn diese behandelten sie mit hochmüthiger Härte und wurden eher als Eindringlinge betrachtet denn als Hilfstruppen. Die Einwohner der Städte schlossen die Thore vor ihnen, und als Baldsch, welcher den Vortrab führte, ihnen mit gebieterischem Tone befahl, sie zu öffnen, und ihnen zugleich ankündigte, er habe die Absicht, sich mit seinen Soldaten in Afrika niederzulassen, schrieben sie an Chabîb, der sich noch bei Tahort befand, um ihn davon in Kenntniß zu setzen. Chabîb schickte sogleich einen Brief an Colthûm, in welchem er ihm sagte: „Dein unsinniger Neffe hat gewagt, mir anzukündigen, daß er sich mit seinen Soldaten in unserm Lande niedergelassen habe, er ist sogar so weit gegangen, die Einwohner unserer Städte zu bedrohen. Darum erkläre ich dir, daß wenn deine Armee sie nicht in Ruhe läßt, wir unsere Waffen gegen dich kehren werden." Colthûm machte Entschuldigungen und kündigte ihm zu gleicher Zeit an, daß er bei Tahort mit ihm zusammenstoßen werde. Er kam wirklich an; aber bald fingen der Syrer und der Afrikaner an, sich zu zanken, und Baldsch, welcher sich der Sache seines Oheims mit Wärme annahm, rief: „Da haben wir Den, der uns gedroht hat, seine Waffen gegen uns zu kehren!" — „Nun, Baldsch," erwiderte Abderrachmân, der Sohn Chabîb's, „mein Vater wird bereit sein, dir Genugthuung zu verschaffen, wenn du dich beleidigt fühlst." Die beiden Armeen zögerten nicht lange, Theil an dem Streite zu nehmen, und der Ruf: „Zu den Waffen!" wurde einerseits von den Syrern, andererseits von den Afrikanern, mit denen sich die ägyptischen Soldaten vereinigten, erhoben. Nur mit großer Mühe konnte man es dahin bringen, Blutvergießen zu verhindern und die Eintracht wieder herzustellen. Sie war aber nur Schein.

---

[1]) Einige Schriftsteller nennen Baldsch einen leiblichen Vetter des Colthûm.

Die jetzt siebenzigtausend Mann starke Armee rückte bis zu einem Orte vor, der Bakdûra oder Nafdûra [1] hieß, woselbst die berberische Armee ihr den Durchmarsch verwehrte. Da die beiden omaijadischen Clienten, welche Colthûm als Führer dienten, sahen, daß die Feinde in der Ueberzahl waren, riethen sie ihm, ein verschanztes Lager aufzuschlagen, eine Schlacht zu vermeiden und sich damit zu begnügen, die umliegenden Dörfer durch Reiter-Abtheilungen plündern zu lassen. Diesen klugen Rath wollte Colthûm befolgen; aber der feurige Baldsch verwarf ihn voll Unwillen. „Hüte dich, zu thun, was er dir räth," sagte er zu seinem Oheim, „und fürchte die Berbern ihrer großen Anzahl wegen nicht; denn sie haben weder Waffen noch Bekleidung." Und Baldsch hatte darin nicht eben Unrecht; die Berbern waren schlecht bewaffnet, trugen als einziges Bekleidungsstück einen Schurz und hatten außerdem sehr wenig Pferde; aber Baldsch hatte nicht bedacht, daß ihr religiöser Enthusiasmus und ihre Freiheitsliebe ihre Kräfte verdoppeln würden. Colthûm, gewohnt, sich von seinem Neffen leiten zu lassen, richtete sich ganz nach seinem Rath, und nachdem er sich entschlossen, eine Schlacht zu liefern, übergab er ihm den Befehl über die syrische Reiterei, betraute Hârûn und Moghîth mit der Führung der afrikanischen Truppen und stellte sich selbst an die Spitze des syrischen Fußvolks.

Baldsch schritt zum Angriff. Er schmeichelte sich, daß diese ungeordnete Menge kaum einen Augenblick seiner Reiterei widerstehen werde; aber die Feinde hatten ein sehr sicheres Mittel gefunden, seine Hoffnungen zu enttäuschen. Sie begannen, gegen die Köpfe der Pferde Säcke voll Kieselsteine zu werfen, und diese Kriegslist wurde mit ausgezeichnetem Erfolge gekrönt: die Pferde der Syrer, dadurch scheu gemacht, bäumten sich, und mehrere Reiter wurden genöthigt, abzusteigen. Dann trieben die Berbern dem Fußvolk ein Menge ungezähmter Stuten entgegen, die sie dadurch wild gemacht, daß sie Schläuche und große Stücke Leder an ihre Schwänze gehängt hatten; sie verursachten große Verwirrung in den Reihen. Dennoch versuchte Baldsch, der mit ungefähr siebentausend der Seinigen zu Pferde geblieben war, einen neuen Angriff. Dieses Mal gelang es ihm, die Reihen der Berbern zu durchbrechen, und sein ungestümer Angriff brachte ihn in den Rücken ihrer Armee; sogleich machten einige Truppen der Berbern Kehrt,

[1]) Die erste Lesart findet sich im Akhbâr madschmûa, die zweite bei Ibn-al-Kûtia. An einer anderen Stelle des Akhbâr madschmûa (fol. 66 r.) steht Nakdûra.

um ihm den Rückzug abzuschneiden, und die anderen bekämpften Colthûm mit so viel Glück, daß Chabîb, Moghîth und Hârûn getödtet wurden und die afrikanischen Araber, da sie ihre Führer verloren und außerdem den Syrern eben nicht hold waren, die Flucht ergriffen. Colthûm leistete mit dem syrischen Fußvolk noch Widerstand. Nachdem ein Säbelhieb ihm den Kopf geschunden, schob er mit wunderbarer Kaltblütigkeit die Haut wieder über die Wunde zurecht, wie ein Augenzeuge uns erzählt. Indem er rechts und links Hiebe austheilte, recitirte er Verse aus dem Koran, deren Inhalt zur Aufmunterung für seine Waffenbrüder geeignet war. „Gott hat," sagte er, „den Gläubigen ihre Güter und ihr Leben abgekauft, um ihnen dagegen das Paradies zu geben; der Mensch stirbt nur dann, wenn es Gottes Wille ist, dem Buche zufolge, welches das Lebensende festsetzt." Aber als alle Vornehmen, welche ihm zur Seite kämpften, einer nach dem andern getödtet worden und er selbst, von Wunden bedeckt, zu Boden gesunken, war die Zerrüttung und Flucht der Syrer vollständig und furchtbar, und die Berbern verfolgten sie mit solcher Erbitterung, daß, nach dem Geständniß der Besiegten, ein Dritttheil dieser großen Armee getödtet und ein anderes Dritttheil gefangen genommen wurde.

Mittlerweile hatte Baldsch, der mit seinen siebentausend Reitern von der Haupt-Armee getrennt worden, sich tapfer vertheidigt und unter den Berbern ein großes Blutbad angerichtet; diese waren aber zu zahlreich, um ihre Todten zu berechnen, und jetzt, da mehrere Abtheilungen, die schon über die Armee seines Oheims glorreich gesiegt, sich auf ihn warfen, wurde er von einer großen Menge bedrängt. Da ihm nichts Anderes übrig blieb, als sich zum äußersten zu entschließen oder zum Rückzug zu greifen, entschloß er sich, sein Heil in der Flucht zu suchen; jedoch die Feinde versperrten ihm den Weg nach Kairawân, den die anderen Flüchtlinge genommen, und so wurde er gezwungen, die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Unausgesetzt von den Berbern verfolgt, welche sich auf die im Kampfe getödteten Pferde der Feinde geworfen, erreichten die syrischen Reiter die Nachbarschaft von Tanger, von Müdigkeit gänzlich erschöpft. Vergeblich versuchten sie, in diese Stadt einzudringen, und nahmen deshalb den Weg nach Ceuta; dieses Ortes bemächtigten sie sich und sammelten einige Nahrungsmittel, was ihnen bei der Fruchtbarkeit der Umgebung nicht viel Schwierigkeit machte. Fünf- bis sechsmal versuchten die Berbern, sie anzugreifen; aber da sie in der Belagerung einer Festung keine Erfahrung hatten und die Belagerten sich außerdem mit dem Muthe der Verzweiflung

vertheidigten, sahen sie endlich ein, daß sie ihnen nicht durch Gewalt den letzten Zufluchtsort zu entreißen vermöchten, der ihnen noch geblieben. Also entschlossen sie sich, sie auszuhungern, fingen an, die Felder rings umher zu verheeren, und umgaben sie auf diese Weise zwei Tagereisen in die Runde mit einer Wüstenei. Die Syrer sahen sich genöthigt, sich vom Fleische ihrer Pferde zu nähren; aber die Pferde gingen ihnen aus, und wenn der Statthalter von Spanien fortfahren sollte, ihnen den Beistand zu verweigern, den ihre bedauernswerthe Lage erheischte, liefen sie Gefahr, Hungers zu sterben.[1]

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 62 r. — 64 v.; Ibn Adhâri Bd. I S. 41—43; Isidor c. 63.

XI.

Auf keinen Fall konnten die Araber, welche sich seit dreißig Jahren in Spanien niedergelassen hatten, den in den Mauern Ceuta's eingeschlossenen Syrern die Schiffe gutwillig zugestehen, welche sie von ihnen zur Ueberfahrt nach der Halbinsel verlangten. Die unverschämte Härte, mit welcher diese Kriegsschaaren die Araber von Afrika behandelt hatten, ihre laut ausgesprochene Absicht, sich in diesem Lande niederzulassen, hatte die Araber Spaniens auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die sie zu befürchten hatten, wenn sie ihnen die Mittel verschafften, die Meerenge zu überschiffen. Jedoch wenn schon unter allen Umständen die Syrer wenig Aussicht hatten auf Erlangung Dessen, was sie wünschten, hatten sie unter den gegebenen durchaus keine; denn die medinische Partei regierte Spanien.

Nachdem die Söhne der Gründer des Islam's, der „Vertheidiger" und der Emigrirten, einen ebenso langen als hartnäckigen Krieg gegen die Araber von Syrien — die Heiden, wie sie sie nannten — ausgehalten hatten, waren sie endlich in der blutigen Schlacht von Charra unterlegen; als sie darauf ihre heilige Stadt der Plünderung, ihre Moschee der Verwandlung in einen Stall, ihre Frauen der Entehrung hatten Preis geben sehen; als — wie wenn all diese Entweihungen, all diese Abscheulichkeiten, die uns an die Plünderung Roms durch das grausame Kriegsvolk des Connetabel und an die wüthenden Lutheraner Georg Frundsberg's erinnern, nicht genügt hätten — sie gezwungen worden waren, zu schwören, von nun an nichts als Sklaven des Khalifen sein zu wollen, „Sklaven, die er

nach seinem Belieben freilassen oder verkaufen könne," da hatten sie, wie schon gesagt, ihre einst in hohen Ehren gehaltene Stadt massenhaft verlassen, die jetzt zur Lagerstätte der wilden Thiere wurde. Nachdem dann die Mediner sich in der afrikanischen Armee hatten anwerben lassen, waren sie mit Mûsâ nach Spanien gekommen und ließen sich dort nieder. Wenn schon ihr religiöser Eifer, dem immer ein wenig Sauerteig von Heuchelei, Stolz und weltlichem Ehrgeiz beigemischt war, unterwegs etwas abgekühlt worden, hatten sie nichtsdestoweniger in ihrem Innern einen unerbittlichen Haß gegen die Syrer bewahrt und diesen auf ihre Kinder übertragen; dazu blieben sie überzeugt, daß ihnen, welche die Ehre hatten, Abkömmlinge der glorreichen Gefährten des Propheten zu sein, die Macht mit vollstem Recht gehöre. Einmal, als der Statthalter von Spanien in der berühmten Schlacht bei Poitiers, die er im October 732 Karl Martel lieferte, getödtet worden war, hatten sie sogar schon den einflußreichsten Mann ihrer Partei, Abdalmelik, den Sohn Katan's, zum Statthalter der Halbinsel erwählt; dieser hatte neunundvierzig Jahre früher in ihren Reihen zu Charra gekämpft; aber da dieser Abdalmelik nach dem einstimmigen Zeugniß der Araber und Christen[1] sich der größten Ungerechtigkeiten schuldig gemacht und die Provinz auf übertriebene Weise ausgesogen, hatte er die Macht verloren, seit Afrika seine rechtmäßige Autorität über Spanien wieder in die Hand genommen, das heißt seit Obaidallâh zum Statthalter des Westens ernannt worden war. Obaidallâh hatte, wie wir erzählt haben, die Statthalterschaft der Halbinsel seinem Herrn, dem Okba, übergeben. Bei seiner Ankunft in Spanien hatte dieser den Abdalmelik gefangen nehmen und die Oberhäupter der medinischen Partei nach Afrika transportiren lassen, weil der unruhige und aufrührerische Geist derselben die Ruhe des Landes störte.[2] Dennoch hatten die Mediner sich nicht entmuthigen lassen, und später, als in Folge der großen berberischen Revolution die Macht des Statthalters von Afrika in Spanien völlig erloschen und Okba so krank war, daß man sein Ende nahe glaubte, hatten sie ihn zu überreden gewußt oder vielmehr ihn gezwungen, Abdalmelik zu seinem Nachfolger zu ernennen[3] (Januar 741[4]).

An Abdalmelik hätte also Baldsch sich wenden müssen, um die

---

[1]) Isidor c. 60; Ibn Baschcowâl bei Makkari Bd. II. S. 11.

[2]) Isidor c. 61.

[3]) Isidor c. 61, 63.

[4]) Dieses Datum, das einzig richtige, hat Râzî (bei Makkari Bd. II. S. 11).

Mittel zu erhalten, nach Spanien hinüber zu kommen, und sicher wäre wohl niemand weniger als gerade er dazu bereit gewesen, seine Bitte günstig aufzunehmen. Vergebens versuchte Baldsch, sein Herz zu rühren, indem er ihm in seinen Briefen sagte, er und seine Genossen stürben in Ceuta vor Hunger und doch wären sie ja Araber, so gut wie Abdalmelik selbst. Der alte medinische Häuptling, weit entfernt, Mitleid mit ihrem Elend zu haben, dankte dem Himmel, daß er noch im Alter von neunzig Jahren die unaussprechlich große Süßigkeit der Rache genießen könne. Sie sollten also vor Entkräftung umkommen, die Söhne dieser Barbaren, dieser Gottlosen, welche in der Schlacht von Charra seine Freunde, seine Verwandten niedergemetzelt hatten, die ihn selbst beinahe mit ihren Säbeln durchbohrt hätten, die Medina geplündert und den Tempel des Propheten entweiht hatten! Und die Söhne dieser Unmenschen wagten noch, die thörichte Hoffnung zu hegen, daß man Mitleid mit ihrem Schicksal haben würde, als ob der Rachedurst eines Arabers solche Beleidigungen verzeihen könne, als ob die Leiden eines Syrers einem Mediner Mitgefühl einzuflößen vermöchten! Abdalmelik hatte nur noch Einen Kummer, Eine Sorge, Einen Gedanken: das war, Andere, die den Syrern weniger feindlich gesonnen waren als er, zu verhindern, ihnen Lebensmittel zu verschaffen. Dennoch gelang es trotz all der Vorsichtsmaßregeln, die er gebrauchte, einem edlen Mitleiderfüllten vom Stamme Lakhm, seine Wachsamkeit zu täuschen und zwei mit Korn beladene Böte in den Hafen von Ceuta zu schaffen. Kaum hatte Abdalmelik dies erfahren, als er den großmüthigen Lakhmiten gefänglich einziehen und ihm siebenhundert Riemenhiebe versetzen ließ. Dann befahl er unter dem Vorwande, er habe einen Aufstand erregen wollen, daß man ihm die Augen aussteche und ihn dann köpfe. Sein Leichnam wurde an einen Galgen gehängt, und ein Hund zu seiner Rechten gekreuzigt, damit seine Strafe so schimpflich als möglich sei.

So schienen denn die Syrer zum Hungertode verdammt zu sein, als ein unerwartetes Ereigniß urplötzlich Abdalmelik zwang, sein Verfahren zu ändern.

Die Berbern, welche sich auf der Halbinsel niedergelassen hatten, theilten, wiewohl sie allem Anscheine nach nicht eben unterdrückt waren, dennoch den empfindlichen Haß ihrer afrikanischen Brüder gegen die Araber. Sie waren die eigentlichen Eroberer des Landes; Mûsâ und seine Araber hatten kaum etwas Anderes gethan, als daß sie die Früchte des Sieges ernteten, welchen Târik und seine zwölftausend Berbern über die Armee der Visigothen erfochten: im Augenblick, wo sie an

der Küste Spaniens gelandet, war Alles, was ihnen zu thun übrig blieb, die Besetzung einiger Städte, welche bereit waren, sich bei der ersten Aufforderung zu ergeben. Und dennoch, als es sich darum gehandelt hatte, die Früchte der Eroberung zu theilen, hatten die Araber sich den Löwenantheil zugeeignet: sie hatten den besten Theil der Beute für sich genommen, die Statthalterschaft des Landes und die fruchtbarsten Gegenden. Während sie für sich selbst das schöne und reiche Andalusien behielten, hatten sie die Gefährten Târik's in die dürren Ebenen von La Mancha und Estremadura, auf die rauhen Gebirge von Leon, Galizien und Asturien verwiesen, wo man ohne Ende gegen die nur halb bezwungenen Christen scharmützeln mußte. In Hinsicht des Mein und Dein selbst nicht übergewissenhaft, hatten sie unerbittliche Strenge geübt, sobald es sich um die Berbern handelte. Wenn diese es sich herausnahmen von den Christen, die sich ihnen durch Vergleich ergeben hatten, Lösegeld zu forderu, ließen die Araber sie mit Peitschen und Foltern züchtigen, und mit Ketten beladen, mit Lumpen, die von Insecten wimmelten, kaum bedeckt, in der Tiefe unreiner und verpesteter Kerker schmachten. [1]

Das Geschick Spaniens war außerdem zu eng an das von Afrika geknüpft, als daß die Rückwirkung von Dem, was sich jenseits der Meerenge zugetragen, sich nicht diesseits hätte fühlbar machen müssen. Schon einmal hatte der stolze und tapfere Monûsa, einer der vier vornehmsten berberischen Häuptlinge, welche mit Târik nach Spanien gekommen waren, [2] das Banner der Empörung in der Cerdagne erhoben, als er gehört hatte, daß seine Brüder in Afrika von den Arabern so grausam unterdrückt würden, und der Herzog von Aquitanien Eudes, dessen Tochter er geheirathet, hatte ihn dabei unterstützt. [3] Diesmal fand die Empörung der afrikanischen Berbern einen starken Widerhall in Spanien. Die Berbern dieses Landes hatten mit offenen Armen die Missionare der Nonconformisten aufgenommen, die aus Afrika gekommen waren, um ihnen zu predigen und sie anzureizen, die Waffen zur Ausrottung der Araber zu ergreifen. Ein zugleich politischer und religiöser Auf-

---

[1]) Siehe Isidor c. 44.

[2]) Siehe Sebastian c. 11.

[3]) Isidor (c. 58), welcher die näheren Umstände dieses Aufstandes angibt, sagt, daß er ausgebrochen sei, als Abderrachmân al-Ghâfiki Statthalter von Spanien war. Die arabischen Schriftsteller verlegen den Aufstand unter die Statthalterschaft des Haitham, des Vorgängers dieses Abderrachmân; siehe Ibn-Adhâri Bd. II. S. 27 und Makkari Bd. I S. 145.

stand wie jener in Afrika, brach in Galizien aus und theilte sich dem ganzen Norden mit, den District von Saragossa allein ausgenommen, den einzigen dieses Landes, wo die Araber in der Mehrzahl waren. Ueberall wurden die Araber geschlagen und verjagt; alle Truppen, die Abdalmelik nach einander gegen die Aufrührer schickte, wurden vernichtet. Darauf vereinigten sich die Berbern von Galizien, Merida, Coria, Talavera und anderen Orten, erwählten einen Häuptling, einen Imâm, und theilten sich in drei Abtheilungen, wovon die eine Toledo belagern sollte, während die zweite Cordova angreifen und die dritte gegen Algeziras marschiren sollte, um sich der auf der Rhede befindlichen Flotte zu bemächtigen, die Meerenge zu überschreiten, die Syrer in Ceuta zu vernichten und eine Menge afrikanischer Berbern nach Spanien hinüber zu schaffen.

Die Lage der Araber in Spanien war demnach dermaßen unsicher und gefahrvoll geworden, daß Abdalmelik, wie schwer es ihn auch ankam, sich genöthigt sah, die Hilfe jener nämlichen Syrer anzuflehen, welche er bis dahin auf so erbarmungslose Weise ihrem traurigen Schicksal überlassen hatte. Allein er traf auch seine Vorsichtsmaßregeln: zwar versprach er, ihnen Transportschiffe zu senden, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich verbindlich machten, Spanien zu räumen, sowie der Aufstand gedämpft sein würde, und daß jede Abtheilung ihm zehn ihrer Häuptlinge auslieferte, die auf einer Insel bewacht werden und mit ihrem Kopf für die redliche Erfüllung ihres Vertrages haften sollten. Ihrerseits machten die Syrer die Bedingung, daß Abdalmelik sie nicht trenne, wenn er sie nach Afrika zurückführen ließe, und daß er sie an einer Küste absetze, die nicht in der Gewalt der Berbern sei.

Nachdem diese Bedingungen von der einen wie von der anderen Seite angenommen worden, schifften die Syrer sich in Algeziras aus, ganz ausgehungert und mit elenden Lumpen kaum bedeckt. Man verschaffte ihnen Lebensmittel, und da sie fast alle in Spanien Stammgenossen fanden, bemühten diese sich, sie mit allem Nöthigen zu versehen, jeder nach dem Maß seiner Mittel: ein reicher Häuptling unternahm es, Kleidungsstücke für etwa hundert Ankömmlinge zu liefern; ein Anderer, dessen Vermögen weniger beträchtlich war, verschaffte den Anzug für zehn, ein dritter vielleicht für nur einen. Darnach, da es hauptsächlich darauf ankam, die berberischen Truppen, welche gegen Algeziras marschirten und schon bis Medina Sidonia vorgedrungen waren, aufzuhalten, griffen die Syrer, von einigen arabisch-spanischen Truppen verstärkt, sie mit ihrer gewohnten Kampflust an, schlugen sie

in die Flucht und machten reiche Beute. Die zweite berberische Armee, welche gegen Cordova marschirte, vertheidigte sich mit mehr Hartnäckigkeit und fügte sogar den Arabern ziemlich ernste Verluste zu; nichtsdestoweniger wurde sie ebenfalls zur Rückkehr gezwungen. Es blieb nun noch die dritte Armee übrig, die zahlreichste von allen, welche Toledo seit siebenundzwanzig Tagen belagerte. Sie stieß mit dem Feinde zusammen, und die Schlacht, welche an den Ufern des Guazalate geschlagen wurde, endigte mit einer vollständigen Niederlage und Flucht. Da umzingelten und jagten die Sieger die Rebellen wie wilde Thiere über die ganze Halbinsel, und die Syrer, noch gestern Bettler, machten so reiche Beute, daß sie auf einmal viel reicher waren als sie jemals zu hoffen gewagt hätten.

Dank jenen unerschrockenen Soldaten war die berberische Empörung, die anfangs so entsetzlich geschienen, wie durch einen Zauber erdrückt worden; aber Abdalmelik sah sich kaum von diesen Feinden befreit, als er schon daran dachte, sich nun auch von seinen Hilfsheeren zu befreien, die er ebenso sehr fürchtete als er sie haßte. Deshalb beeilte er sich, Baldsch an den Vertrag zu erinnern, den er mit ihm abgeschlossen, und zu fordern, daß er Spanien verlasse. Aber Baldsch und seine Syrer hatten keine Lust, in eine Gegend zurückzukehren, wo sie alle möglichen Unfälle und Leiden hatten kennen lernen; sie hatten Geschmack gewonnen an dem herrlichen Lande, welches der Schauplatz ihrer letzten Großthaten gewesen und wo sie sich bereichert hatten. Darum ist es durchaus nicht zu verwundern, daß sich Hader und Zänkerei erhob unter Männern, welche geborene Feinde waren und überdies in dieser Angelegenheit entgegengesetzte Interessen und Absichten verfolgten. Da der Haß ein schlechter Rathgeber ist, vergrößerte Abdalmelik das Uebel und riß alle vernarbten Wunden wieder auf, indem er den Syrern verweigerte, sie alle auf einmal nach Afrika hinüber schaffen zu lassen, und ihnen erklärte, daß er jetzt, nun sie so viele Pferde, Sklaven und Gepäck hätten, nicht Schiffe genug zur Ausführung dieser Bedingung des Vertrags habe. Da die Syrer zudem sich an der Küste von Elvira (Granada) oder von Todmir (Murcia) auszuschiffen wünschten, erklärte er ihnen, daß dies unmöglich sei; daß alle seine Schiffe im Hafen von Algeziras seien und daß er sie nicht von diesem Theil der Küste entfernen könne, weil die Berbern von Afrika den Versuch machen könnten, dort zu landen; zuletzt gab er sich nicht einmal die Mühe, seine hinterlistigen Gedanken zu verbergen, und hatte die Dreistigkeit, den Syrern anzubieten, sie nach Ceuta zurückbringen zu lassen. Dieser Vorschlag er-

regte sehr großen Unwillen. „Da wäre es besser, uns in das Meer zu werfen als uns den Berbern von Tingitanien auszuliefern," rief Baldsch aus und machte dem Statthalter harte Vorwürfe darüber, daß er ihn mit den Seinigen in Ceuta beinahe habe verhungern und den großmüthigen Lakhmiten, der ihnen Lebensmittel geschickt, auf die schändlichste Weise habe kreuzigen lassen. Von Worten kam es bald zu Thätlichkeiten. Die Syrer benutzten einen Augenblick, als Abdalmelik nur wenige Truppen in Cordova hatte, trieben ihn aus seinem Palast und proclamirten Baldsch zum Statthalter von Spanien (20. September 741).

Da die Leidenschaften nun entfesselt waren, konnte man voraussehen, daß die Syrer nicht dabei stehen bleiben würden, und die Folge rechtfertigte bald diese Befürchtungen.

Die erste Sorge Baldsch's war, jene syrischen Häuptlinge, welche als Geiseln gedient und auf der kleinen Insel Omm-Chakîm gegenüber Algeziras bewacht wurden, wieder in Freiheit zu setzen. Diese Häuptlinge kamen nun in Cordova völlig aufgeregt und erbittert an. Sie erzählten, daß der Statthalter von Algeziras den Befehlen Abdalmelik's zufolge sie Mangel an Nahrung und Wasser habe leiden lassen und daß ein Edler aus Damask, aus dem jemenitischen Stamme Ghassân, vor Durst gestorben sei. Darum forderten sie nun den Tod Abdalmelik's zur Sühne für den Tod des Ghassâniten. Ihre Klagen, ihre Erzählungen von Allem, was sie gelitten, der Tod eines verehrten Häuptlings, alles das steigerte den Haß, welchen die Syrer gegen Abdalmelik hegten. Sie erklärten, dieser Treulose habe den Tod verdient. Baldsch, dem diese äußerste Maßregel widerstand, suchte sie dadurch zu besänftigen, daß er sagte, man müsse den Tod des Ghassâniten einer zufälligen Vernachlässigung und nicht einem überdachten Vorsatze zuschreiben. „Ihr müßt das Leben Abdalmelik's schonen," fügte er hinzu; „er ist ein Koraischite und überdies ein Greis." Seine Worte blieben wirkungslos; die Jemeniten, welche einen Mann ihres Geschlechts zu rächen hatten und argwohnten, Baldsch wolle Abdalmelik retten, weil dieser von dem Geschlechte Ma'add war, welchem Baldsch ebenfalls angehörte, beharrten auf ihrer Forderung, und Baldsch, welcher wie der größte Theil der Edlen den Befehl nur unter der Bedingung führte, daß er immer den Wünschen und Leidenschaften seiner Soldaten nachgebe, konnte ihrem Geschrei nicht widerstehen; er erlaubte es also, daß man Abdalmelik aus dem Hause, welches er in Cordova besaß und wohin er sich nach seiner Absetzung zurückgezogen hatte, fortschleppe.

Wuthentbrannt schleppten die Syrer den neunzigjährigen Greis zum Richtplatz; in seinem langen weißen Haupthaar glich er (so lautet die sonderbare aber malerische Ausdrucksweise der arabischen Chroniken) einem jungen Strauß. „Memme," schrieen sie, „du bist unseren Schwertern in der Schlacht von Charra entgangen! Um dich für deine Niederlage zu rächen, hast du uns so weit gebracht, Häute und Hunde essen zu müssen! Du hast uns den Berbern ausliefern und verkaufen wollen, uns, die Soldaten des Khalifen!" Bei einer Brücke angelangt, hielten sie still, gaben ihm Ruthenstreiche, stießen ihre Säbel in seine Brust und hefteten seinen Leichnam ans Kreuz. Zu seiner Linken kreuzigten sie einen Hund, zur Rechten ein Schwein.

Ein so barbarischer Mord, eine so schimpfliche Strafe forderten Rache. Der Krieg entbrannte und die Waffen sollten entscheiden, ob die Araber der ersten oder der zweiten Invasion, ob die Mediner oder die Syrer Herren der Insel bleiben würden.

Die Mediner hatten zu Häuptlingen die beiden Söhne Abdalmelik's, Omaija und Katan, welche zur Zeit der Absetzung ihres Vaters die Flucht ergriffen hatten und von denen der eine nach Saragossa, der andere nach Merida gegangen war, um dort Beistand zu suchen. Ihre alten Feinde, die Berbern, machten gemeinschaftliche Sache mit ihnen; sie rechneten schon darauf, später ihre Waffen gegen die Araber Spaniens zu kehren, aber vor Allem wollten sie sich an den Syrern rächen. Die Mediner hatten noch andere Verbündete; diese waren der Lakhmite Abderrachmân ibn-Alkama, Statthalter von Narbonne, und der Fihrite Abderrachmân, ein Sohn des afrikanischen Feldherrn Chabîb, welcher begleitet von einigen Truppen nach Spanien gekommen war, um sich ein Asyl zu suchen nach der schrecklichen Niederlage, in der sein Vater vor Ankunft der Syrer auf der Halbinsel getödtet worden.[1]

Seit er sich mit Baldsch entzweit hatte, ein geschworener Feind desselben, hatte er den Haß, welchen der alte Abdalmelik gegen die Syrer hegte, dadurch angefacht, daß er ihm von der Dreistigkeist erzählte, welche sie sich in Afrika erlaubt hätten; er hatte ihn in seinem Vorsatz bestärkt, ihnen die Schiffe, welche sie sich von ihm erbaten, nicht zu bewilligen und sie lieber Hungers sterben zu lassen. Jetzt hielt er sich für verpflichtet, den Mord Abdalmelik's zu rächen, weil er sein Stamm-

---

[1]) So sagt Kalîk (bei Ibn-Abdhârî Bd. I S. 43) ausdrücklich, und diese Versicherung hat einen viel höheren Grad von Wahrscheinlichkeit als die anderer Chronisten, welche behaupten, daß Abderrachmân ibn-Chabîb zugleich mit Baldsch nach Spanien gekommen sei.

genosse gewesen, und da er von sehr vornehmer Geburt war, strebte er nach der Statthalterschaft der Halbinsel.[1]

Die Verbündeten hatten vor ihren Feinden den Vortheil der Anzahl, da ihre Armee nach Einigen vierzigtausend, nach Anderen hunderttausend zählte, während Baldsch nur zwölftausend Krieger zusammenbringen konnte, wiewohl er durch eine ziemlich große Anzahl Syrer verstärkt worden war, welche nach vielen unnützen Versuchen zur Rückkehr in ihre Heimat, die Meerenge überschritten hatten. Um seine Armee zu vergrößern, warb er eine Menge christlicher Sklaven an, welche die Felder der Araber und der Berbern bebauten; darauf blieb er in dem Dorf Aqua-Portora, um den Feind daselbst zu erwarten.

Als der Kampf begonnen (im August 742), vertheidigten die Syrer sich so tapfer, daß sie alle Angriffe der Verbündeten zurückschlugen. Da glaubte Abderrachmân, der Statthalter von Narbonne, der für den tapfersten und vorzüglichsten Edelmann ganz Spaniens galt, daß der Tod des Anführers der feindlichen Armee das Schicksal der Schlacht entscheiden werde. „Man zeige mir Baldsch,“ rief er; „ich schwöre, daß ich entweder ihn tödte oder mich selbst tödten lasse!“ — „Da ist er,“ antwortete man ihm; „der ist es, welcher auf jenem Schimmel reitet und die Fahne trägt.“ Abderrachmân machte einen so heftigen Angriff mit seinen Reitern von der Grenze, daß die Syrer zurückweichen mußten. Zweimal schlug er Baldsch aufs Haupt; aber gleich darauf von der Reiterei aus Kinnesrîn angegriffen und zurückgeschlagen, zog er die ganze verbündete Armee mit in seine eilige Flucht hinein. Ihre Niederlage war vollkommen, sie verloren zehntausend Mann, und die Syrer, welche nur tausend verloren hatten, zogen als Sieger wieder in Cordova ein.

Die Wunden Baldsch's waren tödtlich; wenige Tage darauf gab er seinen Geist auf, und da der Khalif befohlen, daß wenn Baldsch stürbe, der Jemenite Thalaba ihn ersetzen solle, riefen die Syrer diesen Häuptling zum Statthalter von Spanien aus. Die Mediner konnten sich dazu nicht Glück wünschen. Baldsch hatte, obgleich es ihm nicht gelungen war, wenigstens die Absicht gehabt, den blutdürstigen Gelüsten der Syrer einen Zügel anzulegen: sein Nachfolger versuchte dies nicht einmal. Wollte er sich vielleicht beliebt machen und fühlte er, daß, um zum Ziele zu gelangen, er die Sache eben nur gehen

[1]) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 51.

lassen müsse, oder erkannte er vielleicht in dem kläglichen Geschrei eines Nachtvogels eine geliebte Stimme, die ihn mahnte, daß er noch an den Medinern den Mord eines nahen Anverwandten, vielleicht eines Vaters, zu rächen habe?[1] Es ist nicht bekannt; aber gewiß ist, daß sein Entschluß, ohne Erbarmen gegen die Mediner zu sein, ihm die Herzen seiner Soldaten gewann und daß er beliebter war, als Baldsch es gewesen.

Sein erster Anfang war nicht glücklich. Als er die in großer Anzahl in der Umgegend von Merida versammelten Araber und Berbern angreifen wollte, wurde er geschlagen und genöthigt, sich in die Hauptstadt des Districtes zurückzuziehen, wo seine Lage bald sehr gefahrvoll wurde. Schon hatte er seinem Hauptmann in Cordova den Befehl gesandt, ihm mit so vielen Truppen wie möglich zu Hilfe zu kommen, als ein glücklicher Zufall ihn rettete. Es war an einem Feiertage, als die Belagerer sich in der Gegend ringsum zerstreut hatten, ohne genügende Vorsichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Ueberfall getroffen zu haben; da benutzte er diese Fahrlässigkeit, griff den Feind unvermuthet an, richtete ein großes Blutbad unter ihm an, und nachdem er tausend Gefangene gemacht hatte und die anderen gezwungen, ihr Heil in schleuniger Flucht zu suchen, führte er ihre Frauen und Kinder in die Sklaverei. Dies war eine unerhörte Frevelthat, eine Unmenschlichkeit, welche bisher nicht einmal die Syrer zu begehen gewagt hatten. So lange sie Baldsch zum Häuptling gehabt, hatten sie den seit undenklichen Zeiten eingeführten Brauch, welcher sich auch bis auf unsere Tage unter den Beduinen erhalten hat, beachtet, bei allen inneren Kriegen den Frauen und Kindern des Feindes Freiheit zu gewähren, ja sie sogar mit einer gewissen Höflichkeit zu behandeln. Als Thalaba nach Andalusien zurückgekehrt war und zehntausend Gefangene mit sich schleppte, wurde es noch schlimmer. Nachdem er seine Armee sich in Moçâra bei Cordova hatte lagern lassen, befahl er an einem Donnerstag im Mai 743, den Verkauf der Gefangenen vorzunehmen. Es befanden sich unter ihnen mehrere Mediner. Um ihren Stolz für immer zu dämpfen, kamen die Syrer grausam-erfinderischer Weise darin überein, sie nicht meistbietend, sondern mindestbietend zu verkaufen. Ein Mediner, für welchen ein Syrer zehn Goldstücke ge-

---

[1]) Die Araber glaubten, wenn Jemand eines gewaltsamen Todes gestorben war, daß seine Seele beim Verlassen des Körpers, mit dem sie verbunden gewesen, sich in eine Eule oder in ein Käuzchen verwandele, welches so lange seine Stimme hören lasse, bis der Gestorbene an dem Mörder gerächt worden.

boten hatte, wurde also Demjenigen zuerkannt, welcher einen Hund dagegen bot; ein anderer wurde für einen jungen Ziegenbock verkauft und so noch mehrere. Noch niemals, selbst nicht während der furchtbaren Plünderung Medina's, hatten die Syrer den Söhnen der Gründer des Islam so viele Beschimpfungen, so viele Schande auferlegt.

Diese empörende Scene war noch im vollen Gange, als ein Ereigniß, welches Thalaba und die aufgeregten Männer seiner Partei nicht vorausgesehen hatten, ihr ein Ende machte.

Gemäßigte und vernünftige Männer beider Parteien, welche bekümmert waren über die durch den Bürgerkrieg verursachten Uebel und entrüstet über die entsetzlichen, von verschiedenen Seiten begangenen Frevel und welche fürchteten, die Christen des Nordens möchten die Uneinigkeit der Moslim's dazu benutzen, um die Grenzen ihrer Herrschaft zu erweitern, waren in Verbindung mit dem Statthalter von Afrika, Chandhala, dem Kelbiten, getreten und hatten ihn gebeten, ihnen einen Statthalter zu schicken, der im Stande wäre, Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. Chandhala hatte sogleich den Kelbiten Abû-'l-Khattâr nach Spanien geschickt, und dieser kam mit seinen Soldaten in Moçâra im selben Augenblicke an, als man dort Araber für Ziegenböcke und Hunde verhandelte. Er zeigte seine Befehle vor, und da er ein Edler aus Damask war, weigerten die Syrer sich nicht, ihn anzuerkennen. Die spanischen Araber begrüßten ihn als ihren Retter, denn seine erste Sorge war, den zehntausend Gefangenen, welche man auf die oben erwähnte Weise verkaufte, die Freiheit zu geben.

Durch weise Maßregeln stellte der neue Statthalter die Ruhe wieder her. Er bewilligte Omaija und Katan, den beiden Söhnen Abdalmelik's, und Allen, welche ihre Partei ergriffen hatten, Amnestie, den ehrgeizigen Abderrachmân ibn-Chabîb ausgenommen, dem es übrigens gelang, die Küste zu erreichen und nach Afrika zu entkommen, woselbst ihn ein glänzendes Geschick erwartete; er entfernte etwa ein Dutzend der unruhigsten Häuptlinge aus Spanien, unter denen sich Thalaba befand, wobei er ihnen sagte, daß sie als Ruhestörer der Halbinsel besser thun würden, ihren brausenden Muth im Kampf gegen die Berbern in Afrika zu verwenden; endlich, da es darauf ankam, die Hauptstadt von der lästigen Gegenwart der Syrer zu befreien, gab er ihnen Ländereien, die dem Staate gehörten, zum Lehen und schärfte den Leibeigenen, welche sie bebauten, ein, den dritten Theil der Ernte in Zukunft den Syrern zu entrichten, wie sie denselben bisher dem Staat überlassen hatten. Die ägyptischen Truppen

wurden in den Districten Ocsonoba, Beja und Todmir (Murcia) angesiedelt, die aus Emesa in den Districten Niebla und Sevilla, die aus Palästina in den Districten Sidona und Algeziras, die vom Jordan in dem Districte Regio (Malaga), die von Damask in dem District Elvira (Granada), endlich die aus Kinnesrîn in dem District Jaën.[1]

Hier endigt die wichtige, aber unglückliche Rolle, welche die Söhne der Vertheidiger Mohammed's in der moslimischen Geschichte gespielt haben. Durch so viele Unglücksfälle und Katastrophen belehrt, scheinen sie endlich begriffen zu haben, daß ihre ehrgeizigen Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen konnten. Indem sie den Schauplatz des öffentlichen Lebens anderen Parteien überließen, zogen sie sich zurück, um einsam auf ihrem Gebiete zu leben, und wenn in langen Zwischenräumen noch einmal der Name eines medinischen Häuptlings in den arabischen Annalen auftaucht, handelt es sich nur um persönliche Interessen, oder er dient der Sache einer anderen Partei, nicht seiner eigenen. Obgleich zahlreich und vermögend, hatten sie beinahe keinen Einfluß auf das Geschick des Landes. Unter den Abkömmlingen des Statthalters Abdalmelik waren die einen, die Beni-'l-Dschad, wohlbegüterte Landeigenthümer in Sevilla, die anderen, die Beni-Kâsim, besaßen ausgedehnte Güter bei Alpuente[2] in der Provinz Valencia, woselbst ein Dorf (Benicasim) noch ihren Namen trägt; allein weder der eine noch der andere Zweig ist je wieder aus seiner relativen Verborgenheit hervorgetreten. Zwar wurden im eilften Jahrhundert die Beni-Kâsim zu unumschränkten Herrschern eines kleinen Staates, welcher sich übrigens, wie es scheint, nicht über die Grenzen ihrer Ländereien erstreckte: allein dies war zu einer Zeit, wo das Khalifat von Cordova im Einstürzen begriffen war, wo Jedermann, welcher nur ein Stückchen Besitz unter der Sonne hatte, den Herrscher spielte. Außerdem ist auch dies wahr, daß zwei Jahrhunderte später die Beni-'l-Achmar, welche von dem Mediner Sad-ibn-Obâda[3], einem der berühmtesten Gefährten Mohammed's, der nahe daran war, sein Nachfolger zu werden, abstammten, den Thron von Granada bestiegen; aber damals waren schon die alten Ansprüche und der alte Groll in tiefster

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 65 v. — 69 r.; Isidor c. 64—67; Ibn-Adhâri Bd. II S. 30—34; Makkari Bd. II S. 11—14; Ibn-al-Kûtia fol. 7 r. — 8 v.; Ibn-al-Khatib in meinen Recherches Bd. I S. 81 f.

[2]) Makkari Bd. II S. 11.

[3]) Ibn-al-Khatib, Manuscr. G. fol. 176 r.

Vergessenheit begraben; niemand erinnerte sich mehr, daß je eine medinische Partei existirt hatte; die Araber hatten ihren Nationalcharakter verloren und in Folge des berberischen Einflusses sich auf die Frömmelei verlegt. Zudem regierten diese Beni-'l-Achmar nur, um es zu erleben, daß die Könige von Castilien ihnen all ihre Festungen nach einander wegnahmen, bis endlich „das Kreuz in das eine Thor von Granada einzog, während der Alkoran aus dem andern hinausgedrängt wurde und das Te-Deum dort ertönte, wo vorher das Allâh akbar erklungen war," wie die spanische Romanze sagt. Ein lebendiges Bild des Schicksals der Mediner stellt jene Familie des Sad-ibn-Obâda dar, deren Name mit den größten Namen der Geschichte des Orients und Occidents verknüpft ist, mit denen Mohammed's und Abû-Bekr's, mit denen Karl's des Großen und Isabella's der Katholischen; sie hinterließ ein unauslöschliches und glorreiches Andenken und wurde beinahe fortwährend vom Unglück verfolgt. Diese Familie beginnt mit Sad und endet mit Boabdil. Ein Zwischenraum von acht und einem halben Jahrhundert trennt diese beiden Namen, und dennoch starben Beide, die sie getragen, in der Verbannung und mit Sehnsucht nach ihrer geschwundenen Größe. Als unerschrockener Kämpe für den Islam in jeglicher Schlacht, welche Mohammed den Heiden geliefert, sollte Sad, „der Vollkommene", eben von den „Vertheidigern" zum Khalifen erwählt werden, als die Emigrirten von Mekka dazwischen kamen, um dieses Recht für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Dem Verrathe einiger Mediner und besonders der Ankunft eines den Emigrirten durchaus ergebenen Stammes hatten diese es zu danken, daß sie inmitten eines furchtbaren Tumultes den Sieg davon trugen. Dabei wurde Sad, welcher noch von einer schweren Krankheit sehr leidend auf einem Kissen lag, grausam durch Omar beschimpft und beinahe im Gedränge erdrückt. Er schwor, daß er niemals Abû-Bekr anerkennen werde, und begab sich, da er den Anblick des Triumphes seiner Feinde nicht ertragen konnte, n die Verbannung nach Syrien, wo er seinen Tod auf geheimnißvolle Art fand. Er wurde, sagt die Tradition des Volkes, an einem abgelegenen Orte von den Dschin's getödtet, und seine Söhne erfuhren seinen Tod durch Sklaven, welche zu ihnen kamen und erzählten, sie hätten aus einem Brunnen eine Stimme ertönen hören, welche gesagt: „Wir haben den Häuptling der Khazradschiten, Sad ibn-Obâda, getödtet; wir haben zwei Pfeile auf ihn abgesendet, die sein Herz nicht verfehlt haben."[1] Ebenso geschah es mit Boabdil;

[1]) Siehe Tabari Bd. I S. 6—12, 32—42; Nawawi S. 274; Ibn-Ko-

als er seine Krone verloren hatte, brachte er seine letzten Tage in einer fernen und unwirthlichen Gegend zu, nachdem er von der Spitze eines Felsens, welcher noch heute den poetischen Namen „Letzter Seufzer des Mauren" trägt, einen langen innigen Abschiedsblick über sein vielgeliebtes Granada, dieses auf Erden unvergleichliche Land, geworfen.

---

taiba S. 132. — Die Rationalisten jener Zeit ermangeln nicht, zu sagen, daß der Tod Sad's durch den Biß eines giftigen Gewürms verursacht worden.

XII. [1]

In der ersten Zeit seiner Regierung behandelte Abû-'l-Khattâr alle Parteien mit lobenswerther Billigkeit, und obgleich er ein Kelbite war, hatten selbst die Kaisiten, welche in großer Anzahl unter den Truppen vertreten waren, die Baldsch nach Spanien geführt hatte, sich nicht über ihn zu beklagen. Aber weit entfernt, in dieser bei einem Araber sehr seltenen Mäßigung zu verharren, kehrte er bald zu seinen natürlichen Antipathien zurück. Er hatte alte Rechnungen mit den Kaisiten abzumachen: in Afrika war er selbst das Opfer ihrer Tyrannei gewesen; in Spanien war sein Stammgenosse Sad, der Sohn des Dschauwâs, von ihnen niedergemetzelt worden, und dieser Mann war ihm so unendlich theuer gewesen, daß er oft sagte: „Ich würde mir gern die Hand abhauen lassen, wenn ich ihn wieder ins Leben zurückrufen könnte." Wenigstens konnte er ihn rächen, und dies that er nur zu nachdrücklich. Er verfuhr dermaßen streng gegen die Kaisiten, welche er für Mitschuldige am Tode seines Freundes hielt, daß er in einem seiner Gedichte sagen konnte:

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 72 v. — 78 r.; Makkarí Bd. II Buch VI; Ibn-Adhârí B. II S. 35—38, 43—45; Ibn-al-Abbâr S. 46—50, 52, 54; Isidor c. 68, 70, 75; Ibn-al-Khatib Man. E., Artikel Çomail. — Was den Namen des kaisitischen Häuptlings anbetrifft, der in dieser Erzählung und in den folgenden eine große Rolle spielen wird, wüßte man, da die arabischen Manuscripte die Vocale nicht angeben, nicht, ob die richtige Aussprache desselben Çomail ist oder Çamil, wenn die Weise, auf welche der gleichzeitige Schriftsteller Isidor ihn schreibt (Zumahel), die Sache nicht kurz entschiede.

„Ich wollte, daß der Sohn des Dschawwâs wüßte, mit welchem Eifer ich seine Sache in die Hand genommen habe. Um seinen Tod zu rächen, habe ich neunzig Personen getödtet; sie liegen auf der Erde wie Palmenstämme, die von der Gewalt des Stromes entwurzelt sind."

So viele Todesstrafen mußten nothwendiger Weise den Bürgerkrieg anfachen. Dennoch beeilten die Kaisiten, deren Anzahl in Spanien geringer war als die der Jemeniten, sich nicht, durch Gewalt einer Lage ein Ende zu machen, welche freilich unleidlich für sie geworden war; erst als die Ehre ihres Häuptlings auf dem Spiele stand, floß der Haß, welcher sich in ihren Herzen angesammelt hatte, über. Die Gelegenheit bot Folgendes:

Ein Mann vom ma'additischen Stamme Kinâna hatte einen Wortwechsel mit einem Kelbiten und brachte seine Sache als Klage vor das Richteramt des Statthalters. Das Recht war auf seiner Seite; jedoch der Statthalter gab ihm, von seiner gewohnten Parteilichkeit geleitet, Unrecht. Der Kinânite ging zu dem kaisitischen Häuptling Çomail vom Stamme Kilâb und beklagte sich bei ihm über dieses unbillige Urtheil; sofort begab dieser sich in den Palast, warf dem Statthalter seine Parteilichkeit für seine Stammgenossen vor und verlangte von ihm, daß er den Klagen des Kinâniten Gerechtigkeit widerfahren lasse. Der Statthalter gab ihm eine empfindliche Antwort, und als Çomail ihm in demselben Tone erwiderte, ließ er ihn ohrfeigen und hinauswerfen. Çomail ertrug diese Beleidigungen, ohne sich zu beklagen, mit ruhiger Verachtung. Auf so grobe Art abgewiesen, trat er aus dem Palaste mit zerstörter Kopfbedeckung, als ein Mann an der Thür ihm begegnete und zu ihm sagte: „Was ist denn mit deinem Turban vorgefallen, Abû-Dschauschan? er ist ja in völliger Unordnung." — „Wenn ich noch Stammgenossen habe," gab der kaisitische Häuptling zur Antwort, „so werden sie ihn mir wohl wieder zurecht zu setzen wissen."

Das war so viel als eine Kriegserklärung. Abû-'l-Khattâr hatte sich einen ebenso gefährlichen als unerbittlichen Feind erworben, der außerdem kein gewöhnlicher Mensch, weder im guten noch im schlimmen Sinne, war. Eine gute und eine böse Macht beeinflußten mit gleicher Gewalt die von Natur edle und großmüthige, aber zugleich stolze, leidenschaftliche, heftige und rachsüchtige Seele Çomail's. Er war eine mächtige, aber ungefüge Natur, unbeständig, von seinen Stimmungen abhängig und von Zufälligkeiten geleitet, ein wunderbares Gemisch von den entgegengesetzten Triebkräften. Beharrlich thätig, wenn seine Leidenschaften angespornt waren, versank er in die ihm in noch höherem

[illegible] eigene Trägheit und Sorglosigkeit, sobald seine oft fieberhaften Gemüthsbewegungen sich gelegt hatten. Seine Freigebigkeit, die Eigenschaft, welche seine Landsleute mehr als jede andere schätzten, war so groß, so unbegrenzt, daß sein Dichter (denn jeder arabische Häuptling hatte, wie die Häuptlinge der schottischen Clans, seinen eigenen Dichter), um ihn nicht zu ruiniren, ihm nur zweimal im Jahr einen Besuch machte, bei Gelegenheit der zwei großen religiösen Feste. Denn Çomail hatte den Schwur gethan, ihm jedesmal, wenn er zu ihm käme, Alles zu geben, was er bei sich habe. Er war wenig unterrichtet; trotz seiner Liebhaberei für Verse, besonders für solche, welche seiner Eitelkeit schmeichelten, und wiewohl er von Zeit zu Zeit selbst dichtete, konnte er nicht lesen, und die Araber selbst hielten ihn für weiter zurück als sein Zeitalter erfordere;[1] dagegen fehlte es ihm an feiner Lebensart so wenig, daß seine Feinde in ihm ein Muster von Höflichkeit anerkannten.[2] Durch seine lockeren Sitten und durch seine religiöse Gleichgiltigkeit pflanzte er den Typus der alten Edlen fort, dieser zügellosen Lebemänner, die nur dem Namen nach Moslim's waren. Dem Verbot des Propheten zum Trotz, trank er Wein wie ein wahrer heidnischer Araber und war fast jede Nacht betrunken.[3] Der Koran war ihm beinahe ganz unbekannt geblieben, und es lag ihm gar nicht sehr am Herzen, dieses Buch kennen zu lernen, dessen nivellirende Tendenzen seinen Stolz als Araber verwundeten. Einst, so erzählt man, als er einen Schulmeister, der eben den Kindern Unterricht im Lesen des Koran gab, folgenden Vers vorsagen hörte: „Wir bewirken, daß Unglücksfälle und Glück unter den Menschen abwechseln," rief er aus: „Nein, es muß heißen: unter den Arabern." — „Verzeiht, Herr," erwiderte der Schulmeister, „es steht geschrieben: unter den Menschen." — „Ist dieser Vers wirklich so geschrieben?" — „Ja, ganz gewiß." — „Wehe uns! in diesem Falle ist die Macht nicht mehr ausschließlich unser; dann werden die Bauern, die Unadeligen, die Sklaven auch ihren Theil daran haben!"[4] Wenn er übrigens ein schlechter Moslim war, so hatte bei ihm Art nicht von Art gelassen. Er hatte jenen Schamir von Cûfa zum Großvater, von welchen wir schon gesprochen haben, jenen Führer der omaijadischen Armee, welcher damals, als es sich

---

[1]) Siehe Ibn-al-Kûtîa fol. 16 v.

[2]) Siehe das Zeugniß Abderrachmân's I. (im Akhbâr madschmûa fol. 88 r.), welches wir später vorbringen werden.

[3]) Akhbâr madschmûa fol. 78 v.

[4]) Ibn-al-Kûtîa fol 17 r.

darum handelte, den Enkel des Propheten zu tödten, keinen Augenblick zauderte, als doch viele Andere, selbst Skeptiker, vor einer solchen Gottlosigkeit zurückbebten. Und dieser Großvater, welcher dem Khalifen Jezîd I. den Kopf Chosain's gebracht hatte, veranlaßte indirect Çomail's Uebergang nach Spanien. Der Schiite Mokhtar hatte zu jener Zeit, da er als Herr von Cûfa den Mord Chosain's durch furchtbare Repressalien rächte, ihn enthaupten und seinen Leichnam den Hunden vorwerfen lassen.[1] Châtim, der Vater Çomail's, der sich durch die Flucht der Wuth der siegenden Partei entziehen wollte, hatte darauf Zuflucht in dem Districte Kinnesrîn gesucht. Dort hatte er sich mit seiner Familie niedergelassen, und zu der Zeit, da Hischâm in Syrien die Armee ausheben ließ, welche dazu bestimmt war, den berberischen Aufstand zu bändigen, war Çomail durchs Loos bestimmt worden, Theil daran zu nehmen. Später hatte er mit Baldsch die Meerenge überschritten und die Kaisiten Spaniens sahen ihn als ihren vornehmsten Häuptling an.

Nachdem er wieder in seine Wohnung zurückgekehrt war, berief er dorthin für die Nacht die einflußreichsten Kaisiten. Als er sie alle um seine Person vereinigt sah, erzählte er ihnen von den Beschimpfungen, die er erduldet hatte, und fragte sie um ihren Rath, was zu thun sei. „Sage du uns deinen Plan," antworteten sie; „wir billigen ihn im Voraus und sind bereit, ihn auszuführen." — „Bei Gott!" erwiderte Çomail, „ich habe die feste Absicht, den Händen dieses Arabers die Macht zu entreißen; aber wir Kaisiten sind in diesem Lande zu schwach, um allein den Jemeniten Widerstand zu leisten, und ich will euch nicht den Gefahren eines so kühnen Unternehmens aussetzen. Wir wollen jedenfalls alle Die zu den Waffen rufen, welche in der Schlacht auf der Wiese unterlegen sind, aber wir werden auch ein Bündniß mit den Lakhmiten und den Dschodhâmiten[2] schließen. Einem der Ihrigen werden wir das Emirat geben; ich meine, daß sie dem Anschein nach die Hegemonie haben sollen, wir aber in der Wirklichkeit. Ich werde also Cordova verlassen und mich zu den verschiedenen Häuptlingen begeben, um sie aufzufordern, die Waffen zu ergreifen. Billigt ihr diesen Plan?" — „Wir billigen ihn," antworteten sie; „aber hüte dich wohl, zu unserm Stammgenossen Abû-Atâ zu gehen, denn du kannst versichert sein, daß er dir seine Beihilfe versagen wird." Dieser Abû-Atâ, welcher in Ecija wohnte, war Häuptling der Ghata-

---

[1]) Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 177 v.

[2]) Zwei jemenitische Stämme.

stand wie jener in Afrika, brach in Galizien aus und theilte sich dem ganzen Norden mit, den District von Saragossa allein ausgenommen, den einzigen dieses Landes, wo die Araber in der Mehrzahl waren. Ueberall wurden die Araber geschlagen und verjagt; alle Truppen, die Abdalmelik nach einander gegen die Aufrührer schickte, wurden vernichtet. Darauf vereinigten sich die Berbern von Galizien, Merida, Coria, Talavera und anderen Orten, erwählten einen Häuptling, einen Imâm, und theilten sich in drei Abtheilungen, wovon die eine Toledo belagern sollte, während die zweite Cordova angreifen und die dritte gegen Algeziras marschiren sollte, um sich der auf der Rhede befindlichen Flotte zu bemächtigen, die Meerenge zu überschreiten, die Syrer in Ceuta zu vernichten und eine Menge afrikanischer Berbern nach Spanien hinüber zu schaffen.

Die Lage der Araber in Spanien war demnach dermaßen unsicher und gefahrvoll geworden, daß Abdalmelik, wie schwer es ihn auch ankam, sich genöthigt sah, die Hilfe jener nämlichen Syrer anzuflehen, welche er bis dahin auf so erbarmungslose Weise ihrem traurigen Schicksal überlassen hatte. Allein er traf auch seine Vorsichtsmaßregeln: zwar versprach er, ihnen Transportschiffe zu senden, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich verbindlich machten, Spanien zu räumen, sowie der Aufstand gedämpft sein würde, und daß jede Abtheilung ihm zehn ihrer Häuptlinge auslieferte, die auf einer Insel bewacht werden und mit ihrem Kopf für die redliche Erfüllung ihres Vertrages haften sollten. Ihrerseits machten die Syrer die Bedingung, daß Abdalmelik sie nicht trenne, wenn er sie nach Afrika zurückführen ließe, und daß er sie an einer Küste absetze, die nicht in der Gewalt der Berbern sei.

Nachdem diese Bedingungen von der einen wie von der anderen Seite angenommen worden, schifften die Syrer sich in Algeziras aus, ganz ausgehungert und mit elenden Lumpen kaum bedeckt. Man verschaffte ihnen Lebensmittel, und da sie fast alle in Spanien Stammgenossen fanden, bemühten diese sich, sie mit allem Nöthigen zu versehen, jeder nach dem Maß seiner Mittel: ein reicher Häuptling unternahm es, Kleidungsstücke für etwa hundert Ankömmlinge zu liefern; ein Anderer, dessen Vermögen weniger beträchtlich war, verschaffte den Anzug für zehn, ein dritter vielleicht für nur einen. Darnach, da es hauptsächlich darauf ankam, die berberischen Truppen, welche gegen Algeziras marschirten und schon bis Medina Sidonia vorgedrungen waren, aufzuhalten, griffen die Syrer, von einigen arabisch-spanischen Truppen verstärkt, sie mit ihrer gewohnten Kampflust an, schlugen sie

in die Flucht und machten reiche Beute. Die zweite berberische Armee, welche gegen Cordova marschirte, vertheidigte sich mit mehr Hartnäckigkeit und fügte sogar den Arabern ziemlich ernste Verluste zu; nichtsdestoweniger wurde sie ebenfalls zur Rückkehr gezwungen. Es blieb nun noch die dritte Armee übrig, die zahlreichste von allen, welche Toledo seit siebenundzwanzig Tagen belagerte. Sie stieß mit dem Feinde zusammen, und die Schlacht, welche an den Ufern des Guazalate geschlagen wurde, endigte mit einer vollständigen Niederlage und Flucht. Da umzingelten und jagten die Sieger die Rebellen wie wilde Thiere über die ganze Halbinsel, und die Syrer, noch gestern Bettler, machten so reiche Beute, daß sie auf einmal viel reicher waren als sie jemals zu hoffen gewagt hätten.

Dank jenen unerschrockenen Soldaten war die berberische Empörung, die anfangs so entsetzlich geschienen, wie durch einen Zauber erdrückt worden; aber Abdalmelik sah sich kaum von diesen Feinden befreit, als er schon daran dachte, sich nun auch von seinen Hilfsheeren zu befreien, die er ebenso sehr fürchtete als er sie haßte. Deshalb beeilte er sich, Baldsch an den Vertrag zu erinnern, den er mit ihm abgeschlossen, und zu fordern, daß er Spanien verlasse. Aber Baldsch und seine Syrer hatten keine Lust, in eine Gegend zurückzukehren, wo sie alle möglichen Unfälle und Leiden hatten kennen lernen; sie hatten Geschmack gewonnen an dem herrlichen Lande, welches der Schauplatz ihrer letzten Großthaten gewesen und wo sie sich bereichert hatten. Darum ist es durchaus nicht zu verwundern, daß sich Hader und Zänkerei erhob unter Männern, welche geborene Feinde waren und überdies in dieser Angelegenheit entgegengesetzte Interessen und Absichten verfolgten. Da der Haß ein schlechter Rathgeber ist, vergrößerte Abdalmelik das Uebel und riß alle vernarbten Wunden wieder auf, indem er den Syrern verweigerte, sie alle auf einmal nach Afrika hinüber schaffen zu lassen, und ihnen erklärte, daß er jetzt, nun sie so viele Pferde, Sklaven und Gepäck hätten, nicht Schiffe genug zur Ausführung dieser Bedingung des Vertrags habe. Da die Syrer zudem sich an der Küste von Elvira (Granada) oder von Todmir (Murcia) auszuschiffen wünschten, erklärte er ihnen, daß dies unmöglich sei; daß alle seine Schiffe im Hafen von Algeziras seien und daß er sie nicht von diesem Theil der Küste entfernen könne, weil die Berbern von Afrika den Versuch machen könnten, dort zu landen; zuletzt gab er sich nicht einmal die Mühe, seine hinterlistigen Gedanken zu verbergen, und hatte die Dreistigkeit, den Syrern anzubieten, sie nach Ceuta zurückbringen zu lassen. Dieser Vorschlag er-

stand wie jener in Afrika, brach in Galizien aus und theilte sich dem ganzen Norden mit, den District von Saragossa allein ausgenommen, den einzigen dieses Landes, wo die Araber in der Mehrzahl waren. Ueberall wurden die Araber geschlagen und verjagt; alle Truppen, die Abdalmelik nach einander gegen die Aufrührer schickte, wurden vernichtet. Darauf vereinigten sich die Berbern von Galizien, Merida, Coria, Talavera und anderen Orten, erwählten einen Häuptling, einen Imâm, und theilten sich in drei Abtheilungen, wovon die eine Toledo belagern sollte, während die zweite Cordova angreifen und die dritte gegen Algeziras marschiren sollte, um sich der auf der Rhede befindlichen Flotte zu bemächtigen, die Meerenge zu überschreiten, die Syrer in Ceuta zu vernichten und eine Menge afrikanischer Berbern nach Spanien hinüber zu schaffen.

Die Lage der Araber in Spanien war demnach dermaßen unsicher und gefahrvoll geworden, daß Abdalmelik, wie schwer es ihn auch ankam, sich genöthigt sah, die Hilfe jener nämlichen Syrer anzuflehen, welche er bis dahin auf so erbarmungslose Weise ihrem traurigen Schicksal überlassen hatte. Allein er traf auch seine Vorsichtsmaßregeln: zwar versprach er, ihnen Transportschiffe zu senden, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich verbindlich machten, Spanien zu räumen, sowie der Aufstand gedämpft sein würde, und daß jede Abtheilung ihm zehn ihrer Häuptlinge auslieferte, die auf einer Insel bewacht werden und mit ihrem Kopf für die redliche Erfüllung ihres Vertrages haften sollten. Ihrerseits machten die Syrer die Bedingung, daß Abdalmelik sie nicht trenne, wenn er sie nach Afrika zurückführen ließe, und daß er sie an einer Küste absetze, die nicht in der Gewalt der Berbern sei.

Nachdem diese Bedingungen von der einen wie von der anderen Seite angenommen worden, schifften die Syrer sich in Algeziras aus, ganz ausgehungert und mit elenden Lumpen kaum bedeckt. Man verschaffte ihnen Lebensmittel, und da sie fast alle in Spanien Stammgenossen fanden, bemühten diese sich, sie mit allem Nöthigen zu versehen, jeder nach dem Maß seiner Mittel: ein reicher Häuptling unternahm es, Kleidungsstücke für etwa hundert Ankömmlinge zu liefern; ein Anderer, dessen Vermögen weniger beträchtlich war, verschaffte den Anzug für zehn, ein dritter vielleicht für nur einen. Darnach, da es hauptsächlich darauf ankam, die berberischen Truppen, welche gegen Algeziras marschirten und schon bis Medina Sidonia vorgedrungen waren, aufzuhalten, griffen die Syrer, von einigen arabisch-spanischen Truppen verstärkt, sie mit ihrer gewohnten Kampflust an, schlugen sie

in die Flucht und machten reiche Beute. Die zweite berberische Armee, welche gegen Cordova marschirte, vertheidigte sich mit mehr Hartnäckigkeit und fügte sogar den Arabern ziemlich ernste Verluste zu; nichtsdestoweniger wurde sie ebenfalls zur Rückkehr gezwungen. Es blieb nun noch die dritte Armee übrig, die zahlreichste von allen, welche Toledo seit siebenundzwanzig Tagen belagerte. Sie stieß mit dem Feinde zusammen, und die Schlacht, welche an den Ufern des Guazalate geschlagen wurde, endigte mit einer vollständigen Niederlage und Flucht. Da umzingelten und jagten die Sieger die Rebellen wie wilde Thiere über die ganze Halbinsel, und die Syrer, noch gestern Bettler, machten so reiche Beute, daß sie auf einmal viel reicher waren als sie jemals zu hoffen gewagt hätten.

Dank jenen unerschrockenen Soldaten war die berberische Empörung, die anfangs so entsetzlich geschienen, wie durch einen Zauber erdrückt worden; aber Abdalmelik sah sich kaum von diesen Feinden befreit, als er schon daran dachte, sich nun auch von seinen Hilfsheeren zu befreien, die er ebenso sehr fürchtete als er sie haßte. Deshalb beeilte er sich, Baldsch an den Vertrag zu erinnern, den er mit ihm abgeschlossen, und zu fordern, daß er Spanien verlasse. Aber Baldsch und seine Syrer hatten keine Lust, in eine Gegend zurückzukehren, wo sie alle möglichen Unfälle und Leiden hatten kennen lernen; sie hatten Geschmack gewonnen an dem herrlichen Lande, welches der Schauplatz ihrer letzten Großthaten gewesen und wo sie sich bereichert hatten. Darum ist es durchaus nicht zu verwundern, daß sich Hader und Zänkerei erhob unter Männern, welche geborene Feinde waren und überdies in dieser Angelegenheit entgegengesetzte Interessen und Absichten verfolgten. Da der Haß ein schlechter Rathgeber ist, vergrößerte Abdalmelik das Uebel und riß alle vernarbten Wunden wieder auf, indem er den Syrern verweigerte, sie alle auf einmal nach Afrika hinüber schaffen zu lassen, und ihnen erklärte, daß er jetzt, nun sie so viele Pferde, Sklaven und Gepäck hätten, nicht Schiffe genug zur Ausführung dieser Bedingung des Vertrags habe. Da die Syrer zudem sich an der Küste von Elvira (Granada) oder von Todmir (Murcia) auszuschiffen wünschten, erklärte er ihnen, daß dies unmöglich sei; daß alle seine Schiffe im Hafen von Algeziras seien und daß er sie nicht von diesem Theil der Küste entfernen könne, weil die Berbern von Afrika den Versuch machen könnten, dort zu landen; zuletzt gab er sich nicht einmal die Mühe, seine hinterlistigen Gedanken zu verbergen, und hatte die Dreistigkeit, den Syrern anzubieten, sie nach Ceuta zurückbringen zu lassen. Dieser Vorschlag er-

seits schaarten sich um Jûsof und Çomail. Ueberall nahmen Nachbarn, die von verschiedener Race waren, auf sehr höfliche Art und in Freundschaft, wie es ruhigen und muthigen Leuten ansteht, Abschied von einander; aber zu gleicher Zeit gab man sich von beiden Seiten das Versprechen, seine Kräfte zu messen, sobald man auf dem Schlachtfeld angelangt sein würde. Keine der beiden Armeen war sehr zahlreich; auf den Süden Spaniens beschränkt, schien der Kampf, der sich entwickelte, eher ein Duell im großen Maßstabe zu werden als ein Krieg; dagegen waren alle Theilnehmer die tapfersten und bedeutendsten Krieger ihrer Nation.

Der Zusammenstoß fand Statt nahe bei Secunda, einer alten römischen, von Mauern umgebenen Stadt am linken Ufer des Guadalquivir, der Hauptstadt Cordova gegenüber, in deren Umkreis sie später hineingezogen wurde als eine ihrer Vorstädte.[1] Nach dem Morgengebet griffen die Reiter einander an wie in einem Turnier; als die Lanzen zerbrochen waren und die Sonne schon hoch am Himmel stand, rief man von allen Seiten, man solle jetzt Mann gegen Mann fechten. Sofort stiegen Alle von ihren Pferden, und als Jeder sich einen Gegner gewählt hatte, kämpfte man, bis alle Säbel zersplittert waren. Darauf bediente Jeder sich Dessen, was ihm in die Hände fiel; Dieser nahm einen Bogen, Jener einen Köcher; man warf einander Sand in die Augen, man schlug sich mit Fäusten nieder, man riß sich die Haare aus. Nachdem dieser blutige Kampf sich bis zum Abend ausgedehnt hatte, ohne ein Resultat zu liefern, sagte Çomail zu Jûsof: „Warum lassen wir die Armee nicht vorrücken, welche wir hinter uns in Cordova gelassen haben?“ — „Welche Armee?“ fragte Jûsof mit Verwunderung. — „Das Marktvolk,“ antwortete Çomail. Es war ein auffallender Gedanke bei einem Araber, und vor Allem bei einem Araber von Çomail's Schlage, daß er verachtete Bäcker, Schlachter, Händler, Bürger und Bauern in einen Kampf dieser Art einschreiten ließ, und weil es Çomail war, der diesen Gedanken hatte, ist vorauszusetzen, daß er vorhersah, seine Partei könne von einem Augenblicke zum andern unterliegen. Wie dem auch sei, Jûsof billigte wie gewöhnlich den Plan seines Freundes und beeilte sich, zwei Männer nach Cordova abzuschicken, um diese sonderbare Verstärkung kommen zu lassen. Ungefähr vierhundert Bürger machten sich auf den Marsch, fast gänzlich ohne Waffen; einige von ihnen hatten sich Säbel oder Lanzen zu verschaffen gewußt, und die Schlachter waren mit ihren

---

[1]) Siehe über Secunda Makkari Bd. I S. 304.

Messern versehen, aber die anderen hatten nur Stöcke. Dennoch entschied, da die Soldaten des Ibn-Choraith schon halb todt vor Müdigkeit waren, diese improvisirte Volksgarde, sobald sie auf dem Schauplatz angekommen war, den Ausgang der Schlacht, und die Ma'addíten machten zuletzt eine große Anzahl Gefangener, unter denen sich Abû-'l-Khattâr befand.

Dieser Häuptling wußte wohl, welches Schicksal ihn erwartete, und machte keinen Versuch, ihm zu entrinnen; doch wollte er wenigstens die Genugthuung haben, seinen sogenannten Verbündeten, Ibn-Choraith, diesen unerbittlichen Gegner der Syrer, der ihn um das Emirat gebracht, sein Schicksal theilen zu sehen. Er hatte ihn bemerkt, wie er sich unter einer Mühle versteckte, und nun gab er den Ma'addíten den Ort an, wo er zusammengekauert saß. Als er ihn darauf gefangen genommen und zum Tode verurtheilt sah, sagte er zu ihm, indem er auf jene blutgierige Phrase anspielte, welche Ibn-Choraith beständig im Munde führte: „Sohn einer Negerin, bleibt noch ein Tropfen in deinem Kruge?" Beide wurden enthauptet (747).

Die Ma'addíten schleppten die anderen Gefangenen in die Cathedrale von Cordova, welche dem heiligen Vincenz gewidmet war. Dort trat Çomail zugleich als Kläger, Richter und Henker auf. Er verstand es, schnelles und furchtbares Gericht zu üben: jedes Urtheil, das er aussprach und vollzog, war ein Todesurtheil. Schon hatte er siebenzig Personen enthauptet, als sein Verbündeter Abû-Atâ, dem dieses gräßliche Schauspiel einen tödtlichen Widerwillen erregte, demselben ein Ende machen wollte. „Abû-Dschauschan," schrie er und sprang auf, „stecke deinen Degen in die Scheide!" — „Setze dich doch nieder, Abû-Atâ," antwortete Çomail mit grauenhafter Begeisterung: „ist nicht dieser Tag ein glorreicher für dich und dein Volk?" Abû-Atâ setzte sich wieder, und Çomail fuhr mit seinen Hinrichtungen fort. Endlich konnte aber Abû-Atâ es nicht länger ertragen. Beim Anblick solcher Ströme von Blut, beim Anblick des Mordes so vieler Unglücklicher, welche Jemeniten waren, sogar Jemeniten aus Syrien, sah er, starr vor Entsetzen, in Çomail den Feind seiner Landsleute, den Abkömmling jener Krieger des Irâk, welche unter Alî die Syrer Moâwija's in der Schlacht von Ciffîn bekämpft hatten. Zum zweiten Male erhob er sich und schrie: „Araber, wenn es dir ein so grausames Vergnügen macht, die Syrer, meine Landsleute, zu ermorden, so denkst du wohl an die Schlacht von Ciffîn. Höre auf zu morden, oder ich werde dir begreiflich machen, daß die Sache deiner Opfer auch die Sache

der Syrer ist!" Dann erst steckte Çomail seinen Degen in die Scheide.

Nach der Schlacht von Secunda wurde die Autorität Jûsof's nicht mehr bestritten; aber da er nur den Titel eines Statthalters hatte, während Çomail in Wirklichkeit regierte, verdroß ihn endlich die untergeordnete Stellung, zu der ihn der Kaisite verdammt hatte, und um seiner los zu werden, bot er ihm eine Art Vicekönigthum an, die Statthalterschaft des Districtes von Saragossa. Dieses Anerbieten schlug Çomail nicht aus. Was ihn mehr als jede andere Rücksicht zur Annahme bestimmte, war der Umstand, daß das ganze Land von Jemeniten bewohnt war. Er versprach sich selbst, dem Hasse, den er gegen sie empfand durch ihre Unterdrückung Genüge zu leisten. Aber die Dinge nahmen eine andere Wendung als er vorhergesehen. Begleitet von seinen Clienten, seinen Sklaven und zweihundert Koraischiten, kam er in Saragossa an, im Jahre 750, gerade zu der Zeit, als Spanien von einer Hungersnoth heimgesucht wurde, welche fünf Jahre lang dauerte; sie war so groß und ausgebreitet, daß der Dienst der Posten unterbrochen wurde, weil fast alle Curiere Hungers gestorben waren, [1] und daß die Berbern, welche sich im Norden niedergelassen hatten, massenhaft auswanderten, um nach Afrika zurückzukehren. Der Anblick so vielen Elends und solcher Leiden erregte das Mitleid des Statthalters in einem so hohen Grade, daß er in einer Anwandelung von Güte, welche in seiner Natur mit der rohesten Wildheit abzuwechseln schien, all seine Beschwerden und allen Groll vergaß und, ohne Unterschied zwischen Freund und Feind, zwischen Ma'additen und Jemeniten, Diesem Gold, Jenem Sklaven und Allen Brot austheilte. Jetzt konnte man in diesem für Alle so mitleidigen, so barmherzigen und großmüthigen Manne nicht mehr den Schlachter erkennen, der so viele Köpfe auf die Steinplatten der Kirche des heiligen Vincenz hatte fallen lassen.

So vergingen zwei oder drei Jahre, und wäre ein gutes Einvernehmen zwischen den Kaisiten und Jemeniten je möglich gewesen, hätte Çomail sich mit seinen Feinden durch Wohlthaten wieder versöhnen können, so würden die Araber Spaniens Ruhe genossen haben nach den blutigen Kriegen, die sie einander geliefert. Allein was er auch thun mochte, Çomail konnte nicht erlangen, daß man ihm seine unbarmherzigen Hinrichtungen verzieh; man vermuthete, er werde gleich wieder damit anfangen, sobald sich die Gelegenheit biete, und der

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 81 r.

Haß war im Herzen der hervorragendsten Männer beider Parteien zu sehr eingewurzelt als daß die scheinbare Versöhnung etwas Anderes hätte sein können als ein kurzer Waffenstillstand. Die Jemeniten, die sich überdies einbildeten, daß Spanien ihnen von Rechtswegen gehöre, weil sie den größten Theil der arabischen Bevölkerung desselben ausmachten, ertrugen die Herrschaft der Kaisiten nur mit innerlicher Wuth und waren fest entschlossen, die erste Gelegenheit zur Wiedererlangung der Macht zu benützen.

Einige koraischitische Häuptlinge murrten ebenfalls. Da sie einem Stamm angehörten, welcher seit Mohammed's Zeiten als der berühmteste unter allen gegolten hatte, sahen sie mit Widerwillen einen Fihriten, einen Koraischiten aus Mekka, welchen sie als weit unter ihnen stehend betrachteten, Spanien regieren.

Das Bündniß der beiden unzufriedenen Parteien war vorauszusehen und ließ nicht lange auf sich warten. Damals befand sich in Cordova ein ehrgeiziger Mann, ein koraischitischer Edler, Namens Amir, welchem Jûsof, weil er ihn haßte, den Befehl der Armee, die von Zeit zu Zeit die Christen im Norden bekämpfen mußte, genommen hatte. Vor Begierde brennend, sich wegen dieser Beschimpfung zu rächen, und zugleich nach der Würde eines Statthalters strebend, hegte Amir den Wunsch, die Unzufriedenheit der Jemeniten zu seinem Nutzen auszubeuten und sich an ihre Spitze zu stellen; er machte sie also glauben, der abbâsidische Khalif habe ihn zum Statthalter von Spanien ernannt. Darauf begann er, auf einem Terrain, welches er im Westen von Cordova besaß, eine Festung zu bauen; sobald diese fertig wäre, wollte er Jûsof angreifen, wobei ihm das Gelingen, meinte er, nicht fehlen werde, da dieser Statthalter nur fünfzig Reiter zu seiner Verfügung habe, und selbst wenn er in Schach gehalten werde, habe er noch den Ausweg, sich in seine Festung zurückzuziehen und die Ankunft der Jemeniten daselbst abzuwarten, mit welchen er schon heimlich in Einverständniß war. Jûsof, welchem die feindlichen Absichten des Koraischiten nicht unbekannt waren, suchte ihn zurückzuhalten; aber da er sah, daß Amir sehr vorsichtig war, und da er nicht zu äußersten Mitteln greifen wollte, ohne den Rath Çomail's erholt zu haben (denn diesen befragte er in allen Dingen trotz seiner Entfernung von der Hauptstadt), schrieb er an ihn mit der Frage, was er thun solle. In seiner Antwort drängte Çomail ihn, Amir so bald als möglich ermorden zu lassen. Zu seinem Glück wurde letzterer von der Gefahr, die ihm drohte, durch einen Spion, den er im Palast des Statthalters hatte, benachrichtigt; ohne einen Augenblick zu verlieren, stieg er zu Pferde, und da er dafür hielt, daß

die Jemeniten Syriens durch die Schlacht von Secunda zu sehr geschwächt seien, schlug er die Straße nach Saragossa ein, in der Ueberzeugung, daß die Jemeniten des Nordwesten ihm eine sichere Stütze gewähren würden.

Als er im Districte von Saragossa angekommen war, hatte dort ein anderer Koraischite, Namens Chobâb,[1] schon die Fahne des Aufruhrs erhoben. Nachdem Amir ihm den Vorschlag gemacht, ihre Kräfte gegen Çomail zu vereinigen, hielten die beiden Häuptlinge eine Zusammenkunft und faßten den Entschluß, die Jemeniten und die Berbern gegen Jûsof und Çomail unter die Waffen zu rufen, welche sie als Usurpatoren bezeichneten. Sie gaben vor, der abbâsidische Khalif habe Amir zum Statthalter von Spanien ernannt. Als die Jemeniten und Berbern in großer Anzahl ihrem Aufruf gefolgt waren und die Truppen, welche Çomail gegen sie geschickt, geschlagen hatten, fingen sie an, sie in Saragossa zu belagern (753—4).

Nachdem Çomail Jûsof vergebens um Hilfe gebeten hatte — er war so machtlos geworden, daß es ihm unmöglich war, Truppen zu sammeln — wandte er sich an die Kaisiten, welche einen Theil der Abtheilung aus Kinnesrîn und der aus Damask ausmachten und sich in dem Gebiet von Jaën und Elvira niedergelassen hatten. Indem er ihnen die gefahrvolle Lage schilderte, in der er sich befand, fügte er hinzu, er würde sich mit einer nicht sehr zahlreichen Verstärkung begnügen. Seine Bitte stieß auf Schwierigkeiten. Wohl machte sein Freund, der Kilâbite Obaid, damals nach ihm der mächtigste Häuptling unter den Kaisiten, sich auf und durchwanderte den Bezirk, der von den beiden Heeresabtheilungen bewohnt war, um unterwegs Alle, auf die er zählen konnte, aufzufordern, daß sie sich bewaffneten und bereit hielten, gegen Saragossa zu marschiren; wohl versprachen die Kilâbiten, Mochâribiten, Solaimiten, Naçriten und Hawâziniten, sich an dem Unternehmen zu betheiligen; aber die Ghatafâniten, welche damals keinen Häuptling hatten, denn Abû-Atâ lebte nicht mehr und man hatte ihm noch keinen Nachfolger gegeben, waren unentschieden und verschoben von Tag zu Tag ihre endgiltige Antwort, und der Stamm Cab ibn-Amir mit seinen drei Nebenstämmen, den Koschairiten, den Okailiten und den Charîschiten, unzufrieden darüber, daß die Hegemonie, welche sie inne gehabt hatten, als Baldsch, der Koraischite über alle Syrer Spaniens gebot, jetzt den Kilâbiten (Çomail und Obaid waren beide von diesem Stamme) gehörte, wünschten in ihrer

[1]) Oder Chabchâb.

niedrigen Eifersucht nichts mehr als Çomail aus Mangel an Hilfe untergehen zu sehen. Von Obaid gedrängt, versprachen die Ghatafâniten ihm trotzdem zuletzt ihre Mithilfe, und dann meinten die Cab ibn-Amir, daß, wenn man Alles erwägen wolle, es wohl besser sein werde, mit den Anderen zu gehen. Sie thaten es, weil sie einsahen, daß wenn sie sich dagegen sträubten, sie sich allgemeinen Haß zuziehen würden, ohne ihren Zweck zu erreichen; denn Çomail werde jedenfalls Hilfe finden und könne ihrer sehr gut entbehren. Alle kaisitischen Stämme stellten also Krieger, jedoch in geringer Zahl; die des Fußvolks ist uns unbekannt, aber wir wissen, daß die der Reiterei nicht mehr als dreihundertundsechzig betrug. Als sie sich so schwach sahen, fingen die Kaisiten an, muthlos zu werden, aber einer unter ihnen vertrieb ihnen das Zaudern durch einige feurige Worte. Er sagte: „Es wäre völlig unerlaubt von uns, einen solchen Häuptling wie Çomail seinem Schicksal zu überlassen, selbst wenn wir über den Versuch zu seiner Befreiung zu Grunde gehen sollten!" Die noch eben so schwankenden Gemüther richteten sich nun wieder auf, und man machte sich auf den Marsch gegen Toledo, nachdem der Befehl der Expedition an Ibn-Schihâb, den Häuptling der Cab ibn-Amir gegeben worden, nach dem Rathe Obaid's, der selbst diese Würde hätte beanspruchen können, der aber als großmüthiger und aufopfernder Freund es vorzog, sie dem Häuptling des Stammes zu überlassen, der sich dem Unternehmen am meisten abgeneigt gezeigt hatte, weil er hoffte, ihn auf diese Weise für die Sache Çomail's günstig zu stimmen. Der Abmarsch fand statt im Beginn des Jahres 755.

Als die Kaisiten an den Ufern des Guadiana angekommen waren, fanden sie dort die Bekr ibn-Wâïl und die Beni-Alî, zwei Stämme, welche obwohl keine Kaisiten doch zur Race Ma'add gehörten. Die Kaisiten veranlaßten diese, sich mit ihnen zu vereinigen, und vermehrten dadurch ihre Armee um vierhundert Reiter. Mit dieser Verstärkung kamen sie zu Toledo an, wo sie erfuhren, daß die Belagerung mit solcher Macht vorrücke, daß Çomail bald genöthigt sein werde, sich zu ergeben. Da sie fürchteten, zu spät zu kommen, und die Belagerten von ihrem Herannahen benachrichtigen wollten, schickten die Kaisiten einen der Ihrigen eilig nach Saragossa; sie hatten ihm eingeschärft, sich unter die Belagerer zu schleichen und über den Wall ein um einen Kieselstein gewickeltes Papier zu werfen, auf welchem die zwei Verse standen:

„Freuet euch, ihr Belagerten, denn es wird Hilfe für euch anlangen, und bald wird man gezwungen sein, die Belagerung aufzuheben. Hochberühmte Krieger, Söhne

des Nizâr, kommen euch zu Hilfe, reitend auf schön gezäumten Pferden von der Race Awadsch."

Der Bote führte den erhaltenen Befehl geschickt aus. Das Billet wurde aufgefangen und an Çomail gebracht, der es sich vorlesen ließ und sich beeilte, den Muth seiner Soldaten wieder zu beleben, indem er ihnen die gute und wichtige Nachricht mittheilte, welche er soeben erhalten hatte. Alles wurde beendet ohne Schwertstreich; der Lärm, der durch das Herannahen der Maʿadditen entstanden, genügte, die Belagerung aufzuheben. Die Belagerer wollten sich der Gefahr nicht aussetzen, sich zwischen zwei Feuern zu befinden, und als die Kaisiten mit ihren Verbündeten in die Stadt eingedrungen waren, belohnte Çomail ihnen auf großmüthige Art den Dienst, den sie ihm geleistet hatten.

Bei den Hilfstruppen befanden sich dreißig Clienten von der Familie Omaija, welche zu der in der Provinz Elvira ansässigen Heeresabtheilung aus Damask gehörten. Die Omaijaden — der arabischen Gewohnheit zufolge gab man diesen Namen sowohl den Mitgliedern der Familie wie ihren Clienten — hatten sich schon seit lange durch ihre Hinneigung zu der Sache der Maʿadditen hervorgethan; in der Schlacht bei Secunda hatten sie tapfer in den Reihen Jûsof's und Çomail's gefochten, und diese beiden Häuptlinge hielten sehr viel auf sie; aber wenn in diesem Falle diese dreißig Reiter die Kaisiten begleitet hatten, um Çomail zu Hilfe zu kommen, so war dies weniger deshalb geschehen, weil sie sich als ihre Verbündeten betrachteten als weil sie Interessen von der höchsten Wichtigkeit zu vertreten hatten. Um das richtige Verständniß davon zu geben, um was es sich hier handelte, müssen wir uns um fünf Jahre zurück versetzen.

XIII.[1]

Als im Jahre 770 Merwân II., der letzte Khalif des Hauses Omaija, seinen Tod in Aegypten gefunden hatte, wohin er gegangen war, um dort Zuflucht zu suchen, fing eine grausame Verfolgung an gegen seine zahlreiche Familie, welche die Abbâsiden, die Usurpatoren des Thrones, ausrotten wollten. Einem Enkel des Khalifen Hischâm wurde ein Fuß und eine Hand abgehauen; auf diese Weise verstümmelt, wurde er auf einem Esel durch die Städte und Dörfer Syriens geführt, von einem Herolde begleitet, welcher ihn wie ein wildes Thier vorzeigte, indem er ausrief: „Dies ist Abân, der Sohn Moâwija's, welchen man den besten Ritter der Omaijaden nannte!" Diese Strafe dauerte so lange bis der Tod ihr ein Ende machte. Die Prinzessin Abda, die Tochter Hischâm's, wurde, da sie sich weigerte, auszusagen, wo sie ihre Schätze verborgen habe, auf der Stelle erstochen.

Aber die Verfolgung war so heftig, daß sie beinahe wirkungslos geworden wäre. Mehreren Omaijaden gelang es, sich den Verfolgungen zu entziehen und sich bei den Beduinen-Stämmen zu verbergen. Da sie sahen, daß ihre Opfer ihnen entgehen und sie ihr blutiges Werk nicht anders würden erfüllen können als durch List und Verrath, verbreiteten die Abbâsiden eine Proclamation ihres Khalifen Abû-'l-Abbâs, in welcher dieser mit dem Geständniß, daß er zu weit gegangen sei, allen Omaijaden, die noch am Leben waren, Amnestie versprach.

---

[1]) Der Akhbâr madschmûa (fol. 69 r. — 72 v., 77 r., 78 r. — 80 r.) ist meine Hauptquelle gewesen bei dieser Erzählung wie bei der unmittelbar folgenden. Einige Einzelheiten habe ich aus Makkari, Buch IV entnommen.

Mehr als siebenzig von ihnen fielen in die Falle und wurden zu Tode geprügelt.

Zwei Brüder, Jachjâ und Abderrachmân, Enkel des Khalifen Hischâm, entkamen diesem entsetzlichen Blutbad. Nach der Veröffentlichung der Proclamation des abbâsidischen Khalifen, sagte Jachjâ zu seinem Bruder: „Laß uns noch etwas warten; wenn Alles gut geht, so werden wir noch immer bei Zeiten die Armee der Abbâsiden erreichen können, weil sie sich in unserer Nähe befindet; aber in diesem Augenblick habe ich kein großes Zutrauen zu der Amnestie, welche man uns anbietet. Ich werde Jemanden ins Lager schicken, der uns berichten soll, wie man unsere Verwandten behandelt hat."

Nach dem Blutbade kam der Bote, welchen Jachjâ ins Lager geschickt hatte, in voller Eile zurück und brachte ihm die verhängnißvolle Nachricht. Aber diesem Manne folgten gleich Soldaten nach, die den Befehl erhalten hatten, Jachjâ und Abderrachmân zu tödten, und ehe noch Jachjâ, vor Bestürzung ganz außer sich, über Mittel zur Flucht hatte nachdenken können, nahm man ihn gefangen und tödtete ihn. Abderrachmân war eben auf der Jagd; das rettete ihn. Durch treue Diener von dem traurigen Schicksal seines Bruders benachrichtigt, benutzte er die Dunkelheit der Nacht zur Rückkehr in seine Wohnung, ließ seinen beiden Schwestern ankündigen, er wolle sich in ein Haus, das er in einem nicht weit vom Euphrat entfernt liegenden Dorfe besaß, der Sicherheit halber begeben, und legte ihnen ans Herz, dort so bald wie möglich mit seinem Bruder und seinem Sohne einzutreffen.

Der junge Prinz erreichte ohne Unfall das Dorf, das er seinen Schwestern bezeichnet hatte, und sah sich bald wieder von seiner Familie umgeben. Es war nicht seine Absicht, dort lange zu bleiben, vielmehr war er entschlossen, nach Afrika hinüber zu gehen; aber in dem Glauben, daß seine Feinde nicht leicht sein Versteck entdecken würden, wollte er den Augenblick abwarten, in welchem er, ohne sich zu großen Gefahren auszusetzen, seine lange Reise unternehmen könnte.

Eines Tages, als Abderrachmân, der damals an einer Augenkrankheit litt, in einem dunkeln Zimmer gebettet lag, kam sein Sohn Solaimân, der vier Jahre alt war und eben vor der Thür des Hauses sein Spiel getrieben hatte, ins Zimmer gelaufen, ganz außer sich vor Schrecken und in Thränen gebadet; so warf er sich an seine Brust. „O laß mich, lieber Kleiner," sagte der Vater u ihm; „du weißt, ich bin nicht wohl. Aber was fehlt dir denn? wie bist du so er=

schrocken?" Das Kind barg wieder seinen Kopf an der Brust seines Vaters, weinte und schluchzte. „Was ist denn geschehen?" rief der Prinz, stand auf und öffnete die Thür. Da sah er in der Ferne schwarze Fahnen. — Diese hatte das Kind auch gesehen und erinnerte sich dabei, daß am Tage, da solche Fahnen in der früheren Wohnung seines Vaters sich gezeigt hatten, man seinen Onkel niedergemetzelt habe. Kaum hatte Abderrachmân so viel Zeit, einige Goldstücke in seine Tasche zu stecken und seinen beiden Schwestern Lebewohl zu sagen „Ich gehe fort," sagte er zu ihnen; „sendet mir meinen Freigelassenen Badr nach." Er bezeichnete den Ort, wo er ihn finden würde. „Sagt ihm," fuhr er fort, „daß er mir Alles mitbringe, dessen ich bedarf, wenn es Gott gefallen sollte, mir Gelingen zu meiner Flucht zu schenken."

Die abbâsidischen Reiter umzingelten zuerst das Dorf und durchsuchten dann das Haus, welches der Omaijaden Familie zur Zufluchtsstätte diente; als sie dort nur zwei Frauen und ein Kind fanden, thaten sie diesen kein Leid. Unterdessen war Abderrachmân in Begleitung seines Bruders, eines dreizehnjährigen Knaben, schon in einer gewissen Entfernung vom Dorfe und wollte sich dort verstecken. Es hatte nicht viel Schwierigkeit, da die Gegend sehr waldig war. Sobald Badr zu ihnen gestoßen war, machten die beiden Brüder sich auf und erreichten die Ufer des Euphrat. Der Prinz wandte sich an einen Mann, den er kannte, gab ihm Geld und bat ihn, Vorräthe und Pferde zu kaufen. Dieser versprach, sich seines Auftrags zu entledigen und ging mit Badr fort.

Unglücklicher Weise hatte ein Sklave dieses Mannes Alles belauscht, was sie mit einander verabredet. In der Hoffnung auf eine ansehnliche Belohnung war dieser Verräther in vollem Lauf zum abbâsidischen Hauptmann gekommen, um ihm den Ort anzugeben, wo die beiden Flüchtlinge sich verborgen hielten. Plötzlich wurden sie durch Pferdegestampf aufgeschreckt. Kaum blieb ihnen Zeit, sich in einem Garten zu verstecken; aber die Reiter hatten sie bemerkt und begannen schon, den Garten zu umstellen; noch einen Augenblick, und die beiden Brüder wären niedergemacht worden. Es blieb ihnen nur Ein Entschluß übrig: sich in den Euphrat zu werfen und den Versuch zu wagen, ihn zu durchschwimmen. Der Strom war sehr breit und das Beginnen gefahrvoll; jedoch in ihrer Verzweiflung zauderten sie nicht, es zu wagen und warfen sich schleunigst in die Fluthen. „Kehrt zurück," riefen ihnen die Reiter zu, als sie einen Raub sich entgehen sahen, den sie schon zu fassen geglaubt hatten; „kehrt zurück, wir werden euch

nichts zu Leide thun!" Abderrachmân wußte, was er von diesem Versprechen zu halten habe, und schwamm nur um so schneller weiter. In der Mitte des Stromes angelangt, rief er seinem Bruder, der zurück geblieben war, zu, er möge sich beeilen. Leider war der Jüngling kein so guter Schwimmer wie Abderrachmân und fürchtete zu ertrinken; darum wollte er, den Worten der Soldaten Glauben schenkend, ans Ufer zurückkehren. „Komm zu mir, mein theurer Bruder; ich beschwöre dich, glaube den Versprechungen nicht, die man dir macht," rief Abderrachmân; es war vergebens. „Jener wird uns entkommen," sagten die Soldaten unter einander, und einer von ihnen, eifriger als die anderen, wollte schon seine Kleider abwerfen, um sich in den Euphrat zu stürzen; da erschreckte ihn die Breite des Stromes, und er besann sich anders. Also ließ man davon ab, Abderrâchman weiter zu verfolgen; aber kaum hatte er das andere Ufer erreicht, als er den Schmerz hatte, zu sehen, wie die barbarischen Soldaten seinem Bruder den Kopf abhieben.

In Palästina angekommen, gesellte sich sein treuer Sklave Badr und Sâlim, ein Freigelassener einer seiner Schwestern zu ihm; sie brachten ihm Geld und Edelsteine. Mit ihnen machte er sich auf nach Afrika, wo man die Autorität der Abbâsiden noch nicht anerkannte und wo schon mehrere Omaijaden ein Asyl gefunden hatten. Er gelangte ohne Unfall dorthin, und wenn er es gewollt hätte, würde er hier vielleicht Ruhe und Frieden gefunden haben. Allein er war nicht der Mann dazu, um sich mit einer bescheidenen und verborgenen Existenz zu begnügen. Ehrgeizige Pläne durchflogen diesen zwanzigjährigen Kopf. Groß, kräftig, tapfer, mit größter Sorgfalt erzogen und mit ungewöhnlichen Talenten ausgestattet, hatte er die Vorahnung, daß er zu einem glänzenden Loose berufen sei. Sein abenteuerlicher und unternehmender Geist fand reiche Nahrung in den Erinnerungen der Kindheit, welche während seines umherirrenden und armen Lebens besonders lebhaft erwachten. Bei den Arabern war es ein sehr verbreiteter Glaube, daß das Schicksal eines jeden Menschen in den Zügen seines Gesichts ausgedrückt sei. Dies glaubte Abderrachmân ebenso fest wie Alle, um so mehr als eine Prophezeiung seines Großoheims Maslama, der als höchst gewandter Physiognomiker bekannt war, seinen heißesten Wünschen entgegenkam. Im Alter von zehn Jahren, als er schon seinen Vater Moawija verloren, hatte man ihn eines Tages mit seinen Brüdern nach Roçâfa gebracht. Dies war eine prächtige Villa im Districte Kinnesrîn, die gewöhnliche Residenz des Khalifen Hischâm. Während die Kinder vor dem Thore des Palastes

spielten, kam Maslama dorthin; er ließ sein Pferd anhalten und erkundigte sich, wer die Kinder seien. „Es sind die Söhne Moawija's," erwiderte ihr Erzieher. „Die armen Waisen!" rief Maslama aus mit thränenden Augen, und so ließ er sich die Kinder zwei bei zwei vorstellen. Abderrachmân schien ihm mehr als die anderen zu gefallen. Er hatte ihn eben auf seinen Sattelknopf setzen lassen und überhäufte ihn mit Liebkosungen, als Hischâm aus seinem Palaste trat. „Was ist dies für ein Kind?" fragte sein Bruder ihn. „Es ist ein Sohn Moawija's," antwortete Maslama, und indem er sich zu seinem Bruder niederbeugte, flüsterte er ihm ins Ohr, jedoch laut genug, um von Abderrachmân gehört zu werden: „Das große Ereigniß nahet sich, und dieses Kind wird der Mann werden, von welchem du weißt." — „Bist du dessen ganz gewiß?" fragte Hischâm. — „Ja, ich schwöre es dir," erwiderte Maslama; „in seinem Gesichte und an seinem Halse habe ich die Zeichen erkannt."

Abderrachmân erinnerte sich, daß seit dieser Zeit sein Großvater für ihn eine große Vorliebe zeigte, daß er ihm oft Geschenke schickte, an denen seine Brüder keinen Antheil hatten, und daß er ihn jeden Monat in seinen Palast kommen ließ.

Was bedeuteten diese geheimnißvollen Worte wohl, welche Maslama ausgesprochen hatte? Abderrachmân wußte es nicht recht; aber zur Zeit, da sie gesprochen wurden, hatte man von mehreren Prophezeiungen der selben Art gehört. Damals war die Macht der Omaijaden heftig erschüttert, und in ihrer Unruhe bestürmten diese Prinzen, die so abergläubisch waren wie alle Orientalen es mehr oder weniger sind, die Wahrsager, die Astrologen, die Physiognomiker, kurz Alle, die auf eine oder die andere Art vorgaben, den Schleier heben zu können, der die Zukunft deckt, mit vielen Fragen. Da sie weder diesen leichtgläubigen Menschen, die sie mit Gaben überhäuften, alle Aussicht rauben wollten noch sie in Hoffnungen einwiegen, welche der Erfolg bald Lügen strafen könne, glaubten diese in die verborgenen Wissenschaften Eingeweihten dadurch einen vermittelnden Ausdruck gefunden zu haben, daß sie sagten, der Thron der Omaijaden werde einstürzen, aber ein Sprößling dieser berühmten Familie werde ihn irgendwo wieder aufrichten. Den selben Glauben scheint auch Maslama sich in den Kopf gesetzt zu haben.

So bildete nun Abderrachmân sich ein, er sei dazu bestimmt, einen Thron einzunehmen. Aber in welchem Lande sollte er regieren? Der Orient war verloren; von dieser Seite war nichts mehr zu hoffen.

Afrika und Spanien blieben zwar noch, aber in jedem dieser beiden Länder suchte eine fihritische Dynastie sich zu befestigen.

In Afrika oder vielmehr in dem Theile dieser Provinz, welcher noch unter arabischer Herrschaft war, denn der Westen hatte sie abgeschüttelt, regierte ein Mann, dem wir schon in Spanien begegnet sind, wo er, freilich erfolglos, versucht hatte, sich zum Emir zu erklären, der Fihrite Abderrachmân ibn-Chabîb, ein Verwandter Jûsof's, des Statthalters von Spanien. Da er die Abbâsiden nicht anerkannt hatte, hoffte Ibn-Chabîb, Afrika seinen Kindern als unabhängiges Fürstenthum zu übertragen, und befragte die Wahrsager über die Zukunft seines Geschlechtes mit unruhiger Neugier. Einige Zeit zuvor, ehe der junge Abderrachmân an seinen Hof kam, hatte ein Jude, der in die Geheimnisse der verborgenen Wissenschaften durch den Prinzen Maslama, an dessen Hof er gelebt, eingeweiht worden war, ihm prophezeit, ein Abkömmling einer königlichen Familie, der sich Abderrachmân nenne und an jeder Seite der Stirn eine Haarlocke trage, werde der Gründer einer in Afrika regierenden Dynastie werden.[1] Ibn-Chabîb hatte ihm darauf geantwortet, in diesem Falle habe er selbst, der sich Abderrachmân nenne und Herr Afrika's sei, nichts weiter zu thun, als sich eine Haarlocke an jeder Seite der Stirn wachsen zu lassen, um diese Prophezeiung auf sich selbst anwenden zu können. „Nein," erwiderte ihm der Jude; „du bist nicht der bezeichnete Mann, denn da du nicht der Abkömmling einer königlichen Familie bist, besitzest du nicht alle erforderlichen Eigenschaften." Als später Ibn-Chabîb den jungen Abderachmân sah, bemerkte er, daß dieser Prinz seine Locken auf die angegebene Weise trug. Er ließ den Juden vor sich kommen und sagte zu ihm: „Nun, dieser ist es also, den das Schicksal zum Herrn von Afrika ausersehen hat, da er alle erforderlichen Eigenschaften besitzt. Es schadet nichts; er wird mir meine Provinz nicht nehmen, denn ich werde ihn umbringen lassen." Der Jude, welcher den Omaijaden, seinen alten Herren, aufrichtig ergeben war, schauderte bei dem Gedanken, daß seine Weissagung der Beweggrund werden könne zu dem Morde eines jungen Mannes, für den er große Theilnahme empfand; er verlor indessen seine Geistesgegenwart nicht und entgegnete: „Ich gestehe, Herr, daß dieser junge Mann alle erforderlichen Bedin-

[1]) Die Urkunden nennen hier Spanien, aber das ist ohne Zweifel ein Irrthum, denn nicht an Spanien sondern an Afrika hatte Ibn-Chabîb ein Interesse. Wahrscheinlich hatte der Jude Afrika genannt, allein als der Erfolg seiner Vorhersagung widersprochen, wird man den Namen Spanien für Afrika gesetzt haben.

gungen erfüllt. Aber da du an Das glaubst, was ich dir prophezeit habe, muß von zwei Dingen eines statt haben: entweder ist dieser Abderrachmân nicht die bezeichnete Person, und in diesem Falle könntest du ihn tödten, aber du würdest ein unnützes Verbrechen begehen; oder aber er ist bestimmt, über Afrika zu regieren; dann kannst du ihm nicht das Leben nehmen, wie du es auch versuchen mögest, denn er muß seine Bestimmung erfüllen."

Da er die Richtigkeit dieser Erklärung einsah, wollte Ibn-Chabîb für den Augenblick Abderrachmân nicht nach dem Leben trachten. Demunerachtet, da er nicht ihm allein mißtraute, sondern auch allen anderen Omaijaden, welche seine Staaten als Asyl aufgesucht hatten und in denen er Prätendenten witterte, die ihm einst gefährlich werden könnten, beobachtete er ihre Schritte mit immer wachsender Angst. Unter diesen Prinzen befanden sich zwei Söhne des Khalifen Walîd II. Als würdige Söhne eines Vaters, der nur für das Vergnügen lebte, der seine Buhlerinnen an seiner Statt zum öffentlichen Gebete schickte und der, wenn er mit dem Bogen schoß, sich des Korans als Zielscheibe bediente, führten sie ein lustiges Leben in dem Lande der Verbannung, und in einer Nacht, als sie mit einander tranken und plauderten, rief einer von ihnen aus: „Welche Tollheit! Bildet sich dieser Ibn-Chabîb doch ein, daß er Emir dieses Landes bleiben wird und daß wir, die Söhne eines Khalifen, uns gefallen lassen werden, daß er ruhig weiter regiert!" Ibn-Chabîb, welcher an der Thür horchte, hatte diese Worte gehört. Entschlossen, sich dieser seiner gefährlichen Gäste, freilich insgeheim, zu entledigen, wollte er doch eine günstige Gelegenheit abwarten, sie umbringen zu lassen, so daß man ihren Tod dem Zufall oder einer Privatrache zuschreiben könne. Darum änderte er nichts in seinem Benehmen gegen sie, und wenn sie ihn besuchten, zeigte er ihnen das nämliche Wohlwollen wie früher. Seinen Vertrauten verbarg er es jedoch nicht, daß er die Söhne Walîd's beobachtet und sie jene unvorsichtigen Worte aussprechen gehört habe. Unter diesen Vertrauten befand sich ein heimlicher Anhänger der Omaijaden; dieser rieth den beiden Prinzen, sich durch die Flucht der Rachgier des Statthalters zu entziehen. Sie thaten es sogleich; aber als Ibn-Chabîb ihre eilige Abreise erfuhr, deren Ursache ihm unbekannt war, fürchtete er, daß sie irgend einen berberischen oder arabischen Stamm aufwiegeln wollten, und ließ sie deshalb von Reitern verfolgen; diese holten sie ein und führten sie zurück. Da er ihre Flucht und die Reden, welche er von ihnen gehört hatte, für genü-

gende Beweise verbrecherischer Absichten hielt, ließ er sie enthaupten.[1] Von nun an dachte er an nichts Anderes als wie er sich auf gleiche Art der anderen Omaijaden entledigen könne; diese, von ihren Anhängern unterrichtet, beeilten sich, Zuflucht bei den unabhängigen Berbernstämmen zu suchen.

Von Stamm zu Stamm und von Stadt zu Stadt irrend, durchwanderte Abderrachmân den Norden Afrika's von einem Ende zum andern. Eine Zeit lang hielt er sich zu Barca verborgen; dann suchte er am Hofe der Beni-Rostem, der Könige von Tahort, ein Asyl; darauf flehte er den Schutz des Berbernstammes Miknesa an. So vergingen fünf Jahre, und nichts deutet an, daß Abderrachmân während dieser langen Zeit daran gedacht habe, in Spanien sein Glück zu versuchen. Afrika war es, welches dieser ehrgeizige Prätendent im Auge hatte, er, der weder Geld noch Freunde besaß; da er unaufhörlich intriguirte und um jeden Preis Anhänger zu gewinnen suchte, wurde er von den Miknesa's verjagt und kam bei dem berberischen Stamme Nafza an, zu welchem seine Mutter gehörte, die in der Nachbarschaft von Ceuta wohnte.[2]

Endlich davon überzeugt, daß seine Pläne in Afrika ihm nicht gelingen würden, richtete er seine Blicke auf die gegenüberliegende Meeresküste. Er hatte über Spanien einige Nachrichten, welche er Sâlim verdankte, dem einem der beiden Freigelassenen, die mit ihm den Unbestand seines umherwandernden Lebens getheilt hatten. Sâlim war zur Zeit Mûsâ's oder vielleicht etwas später in Spanien gewesen und unter diesen Umständen hätte er dem Prinzen dort wesentliche Dienste leisten können; aber er war schon nach Syrien zurückgekehrt. Schon seit lange dem unsteten Leben, welches er an der Seite eines Abenteurers führte, abgeneigt, hatte er sich entschlossen, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um ihn zu verlassen; Abderrachmân verschaffte sie ihm. Eines Tages war er eingeschlafen und hatte seinen Herrn, der ihn rief, nicht gehört; da schüttete dieser ein Gefäß mit Wasser über sein Gesicht, und Sâlim sagte in seinem Zorn: „Da du mich als niedrigen Sklaven behandelst, will ich dich für immer verlassen. Ich bin dir nichts schuldig, denn du bist nicht mein Herr; nur deine Schwester hat Rechte auf mich; zu ihr will ich zurückkehren."

Jetzt blieb ihm noch der andere Freigelassene übrig, der treue Badr. Ihn beauftragte Abderrachmân, nach Spanien hinüber zu

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. I S. 49. 50.

[2]) Siehe Bekri in den Notices et extraits Bd. XII S 559.

gehen, um sich dort mit den omaijadischen Clienten zu besprechen; diese machten einen Theil der beiden Heeresabtheilungen von Damask und Kinnesrîn aus, welche in dem Gebiete von Elvira und Jaën ansässig waren. Badr sollte ihnen einen Brief seines Herrn überbringen, in welchem dieser erzählte, wie er seit fünf Jahren Afrika als Flüchtling durchwandert habe, um den Verfolgungen Ibn-Chabîb's zu entgehen, der allen Mitgliedern der Familie 'Omaija nach dem Leben trachte. „In eurer Mitte, ihr Clienten meiner Familie, da möchte ich sein und wohnen, denn ich bin überzeugt, daß ihr meine treuen Freunde sein wollt. Aber ach! ich kann es nicht wagen, nach Spanien zu kommen; der Emir dieses Landes wird mir Fallen legen, wie der von Afrika es gethan; er würde mich als Feind, als Prätendent betrachten. Und habe ich denn nicht auch wirklich ein Anrecht auf das Emirat, ich, der Enkel des Khalifen Hischâm? Darum also weil ich nicht als einfacher Privatmann nach Spanien gehen kann, werde ich nur in der Eigenschaft als Thronbewerber kommen; — auch werde ich nur dann hinkommen, wenn ich von euch die Versicherung erhalten habe, daß sich in jenem Lande irgend welche Aussicht auf Erfolg für mich findet, daß ihr mich aus allen Kräften unterstützen und meine Sache wie die eurige ansehen werdet." Er schloß damit, daß er seinen Clienten versprach, ihnen die bedeutendsten Anstellungen zu geben, im Fall sie ihm wirklich beistehen wollten.

In Spanien angekommen, übergab Badr diesen Brief an Obaidallâh und Ibn-Khâlid, die Häuptlinge der Clienten in der Heeresabtheilung aus Damask. Nachdem sie vom Inhalte dieses Schreibens Kenntniß genommen hatten, bestimmten diese beiden Häuptlinge den Tag, an dem sie über die Angelegenheit mit den andern Clienten berathen wollten, und ließen Jûsof ibn-Bokht, den Häuptling der omaijadischen Clienten in der Heeresabtheilung aus Kinnesrîn, ersuchen, bei dieser Versammlung zugegen zu sein. Am festgesetzten Tage fragten sie ihre Stammgenossen um Rath, welchen Entschluß sie fassen sollten. Wie schwer auch das Unternehmen schien, so war man doch bald darüber einig, es wagen zu müssen. Mit dieser Entscheidung erfüllten die Clienten nach arabischer Anschauung eine ernste Pflicht; denn die Eigenschaft als Client legt ein unauflösliches und heiliges Band auf, eine Art von vertragsmäßiger Verwandtschaft, und die Nachkommen eines Freigelassenen sind verbunden, bei jeder Gelegenheit den Erben Desjenigen, der dem Gründer ihrer Familie die Freiheit gegeben hat, beizustehen. Außerdem wurde ihnen freilich diese Entscheidung auch durch ihr eigenes Interesse eingegeben. Die Verwaltung der arabischen

Dynastieen war stets in den Händen einer Familie; die Verwandten und die Clienten des Fürsten besaßen, mit Ausschluß beinahe aller Anderen, die hohen Aemter und Würden im Staate. Indem sie für Abderrachmân's Glück bestrebt waren, sorgten sie also auch für ihre eigene Größe. Aber das Schwierige dabei war, wie sie sich über die Mittel zur Ausführung in Einverständniß setzen sollten, und man beschloß, Çomail (der damals in Saragossa belagert ward) um Rath zu fragen, ehe man etwas unternehme. Sie wußten, daß er auf Jûsof erzürnt sei, weil dieser ihm nicht zu Hilfe eilte, und sie vermutheten bei ihm einen Rest von Zuneigung für die Omaijaden, diese alten Wohlthäter seiner Familie; jedenfalls glaubten sie auf seine Verschwiegenheit rechnen zu können, denn sie kannten ihn als einen Mann von zu guten Sitten als daß er Etwas, das ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut war, verrathen würde. So hatten sich denn, vor allen Dingen um sich mit Çomail zu besprechen, etwa dreißig Omaijaden, von Badr begleitet, mit den Kaisiten vereinigt, welche Çomail zu Hilfe kamen.

Wir haben schon gesehen, daß das Unternehmen der Kaisiten von vollständigem Erfolge gekrönt war, und wir können hier den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen, den wir in dem Momente unterbrechen mußten, als die Häuptlinge der omaijadischen Clienten Çomail um eine geheime Unterredung baten.

Als der Kaisite ihre Bitte bewilligt hatte, ersuchten sie ihn gleich zuerst, die wichtigsten Nachrichten, die sie ihm mitzutheilen hätten, geheim zu halten, und als er das versprochen, benachrichtigte Obaidallâh ihn von der Ankunft Badr's und las ihm den Brief Abderrachmân's vor; darauf fügte er in demüthigem und ergebenem Tone hinzu: „Befiehl du, was wir thun sollen; wir werden uns deinem Willen beugen; was du billigen wirst, das werden wir thun; was du mißbilligen wirst, das werden wir nicht thun.“ Çomail antwortete ihnen sehr nachdenklich: „Die Sache ist ernst; verlangt also nicht eine augenblickliche Antwort von mir. Ich werde über Das, was ihr mir soeben gesagt, nachdenken und euch später meine Meinung kund thun.“

Als Badr zu ihm trat, ließ Çomail ihm, ohne Etwas zu versprechen, Geschenke geben, sowie er auch an die Anderen, welche ihm zu Hilfe gekommen waren, Geschenke hatte austheilen lassen. Dann reiste er nach Cordova ab. Dort angekommen, fand er Jûsof damit beschäftigt, Truppen zu sammeln, deren Bestimmung sein sollte, die Rebellen des Districtes von Saragossa zu züchtigen.

Im Mai des Jahres 755 am Tage vor seinem Ab=

marsche berief Jûsof die beiden Häuptlinge der omaijadischen Clienten zu sich, welche er wie seine eigenen Clienten betrachtete, seit ihre Herren den Thron verloren hatten,[1] und als sie gekommen waren, sagte er zu ihnen:

„Geht zu unseren Clienten und sagt ihnen, daß sie uns begleiten sollen."

„Das ist unmöglich, Herr," antwortete ihm Obaidallâh. „In Folge so vieler Jahre der Hungersnoth haben diese Unglücklichen nicht mehr die Kraft zu marschiren. Alle Diejenigen, die noch dazu im Stande waren, haben sich zu Çomail begeben, um ihm zu helfen, und dieser lange Marsch während des Winters hat sie in hohem Grade ermüdet."

„Hier ist Etwas, um ihren Kräften wieder aufzuhelfen," erwiderte Jûsof; „händige ihnen diese tausend Goldstücke ein, daß sie damit Getreide kaufen können."

„Tausend Goldstücke für fünfhundert Krieger, wie sie in dem Register eingeschrieben stehen, ist sehr wenig, besonders in so theurer Zeit wie die jetzige!"

„Thut, was ihr wollt; mehr werde ich euch nicht geben."

„Gut, dann behalte dein Geld; wir wollen dich nicht begleiten."

Indessen, nachdem sie den Emir verlassen hatten, bedachten Obaidallâh und sein Gefährte sich anders. „Vielleicht wäre es doch besser, wir nähmen dieses Geld an," sagten sie unter einander, „es könnte uns nützlich sein. Es versteht sich von selbst, daß unsere Stammgenossen Jûsof nicht begleiten werden; sie müssen in ihren Wohnungen bleiben, um auf jedes Ereigniß vorbereitet zu sein; doch werden wir schon irgend einen Vorwand finden, um ihr Wegbleiben von der Armee zu erklären; jedenfalls wollen wir das Geld, welches Jûsof uns anbietet, annehmen; einen Theil davon wollen wir unseren Stammgenossen geben, welche alsdann für dieses Geschenk Korn kaufen können; das übrige wollen wir zur Ausführung unserer Pläne verwenden." So kehrten sie zum Statthalter zurück und sagten, daß sie die tausend Goldstücke, die er ihnen angeboten, annehmen wollten. Sobald sie diese erhalten hatten, begaben sie sich in den District Elvira zu ihren Stammgenossen und gaben jedem von ihnen zehn Silberstücke von Seiten Jûsof's, indem sie hinzufügten, daß diese Summe bestimmt sei, Korn dafür zu kaufen. Daß Jûsof ihnen viel mehr gegeben und verlangt hatte, daß die Clienten ihn begleiten und die tausend Goldstücke als Sold nehmen sollten, das sagten sie nicht. Da ein Goldstück zwanzig Silber-

---

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 9 v.

stücken gleich war, blieben den beiden Häuptlingen ungefähr noch drei Viertel von der Summe, welche Jûsof ihnen übergeben hatte.

Inzwischen war Jûsof mit einigen Truppen abgegangen, und da er den Weg nach Toledo genommen, schlug er sein Lager in dem Districte von Jaën auf, bei dem Orte, der damals den Namen „Furth Fatch" trug, im Norden von Mengibar, wo man den Guadalquivir überschritt, wenn man durch den Engpaß der Sierra Morena gehen wollte, und wo sich jetzt eine Fähre befindet, welche durch die Begebenheiten, die der Schlacht von Baylen im Jahre 1808 vorausgingen, europäische Berühmtheit erlangt hat. Jûsof erwartete dort die Truppen, welche von allen Seiten zu ihm eilten, und theilte ihnen ihren Sold aus, als die beiden Häuptlinge der omaijadischen Clienten sich zu ihm begaben; denn sie wußten, daß er sich nicht lange an der Furth Fatch aufhalten würde, da er sich beeilen wollte, den Rebellen von Saragossa gegenüber zu stehen. „Nun," sagte Jûsof zu ihnen, „warum kommen unsere Clienten nicht?" — „Beruhige dich, Emir, und möge Gott dich segnen," gab Obaidallâh ihm zur Antwort; „deine Clienten sind nicht wie gewisse Menschen, die wir beide kennen. Um Alles in der Welt möchten sie nicht, daß du gegen deine Feinde ohne ihren Beistand kämpfest. Noch neulich sagten sie mir dies; aber zu gleicher Zeit trugen sie mir auf, dich zu bitten, ihnen einen Aufschub zu bewilligen. Da die Frühlingsernte verspricht, gut zu werden, wie du weißt, wollen sie zuvor ihre Feldfrüchte besorgen; aber sie beabsichtigen, dich in Toledo einzuholen." Da er keinen Grund hatte, zu argwöhnen, daß Obaidallâh ihn betrügen wolle, traute Jûsof seinen Worten und sagte zu ihm: „Nun denn, kehre zu deinen Stammgenossen zurück und richte es so ein, daß sie sich so bald wie möglich auf den Marsch machen."

Bald nachher setzte Jûsof seinen Marsch fort. Obaidallâh und sein Gefährte machten einen Theil des Weges gemeinsam mit ihm; dann sagten sie ihm Lebewohl, versprachen, ihn bald mit den anderen Clienten einzuholen, und kehrten an die Furth Fatch zurück.

Unterwegs begegnete ihnen Çomail und seine Garde. Der kaisitische Häuptling hatte die Nacht in einer jener Orgien verbracht, die ihm Gewohnheit waren, und schlief noch, als Jûsof sich auf den Weg machte, so daß er erst viel später aufbrach. Als er die beiden Clienten herannahen sah, rief er voll Verwunderung aus: „Wie, ihr kehrt zurück? Bringt ihr mir vielleicht irgend eine Nachricht?" — „Nein, Herr," antworteten sie; „Jûsof hat uns erlaubt, fort zu gehen, und wir haben uns anheischig gemacht, mit den anderen Clienten in Toledo zu ihm zu stoßen; aber wenn du erlaubst, werden wir dich ein Stück

Weges begleiten." — „Ich werde höchst erfreut über eure Gesellschaft sein," sagte Çomail. Nachdem sie eine Zeit lang von gleichgiltigen Dingen gesprochen hatten, näherte sich Obaidallâh dem Çomail und sagte ihm ins Ohr, er habe mit ihm insgeheim zu sprechen. Auf ein Zeichen des Häuptlings hielten seine Gefährten sich in einiger Entfernung, und Obaidallâh fuhr fort: „Es handelt sich um die Angelegenheit des Sohnes Moawija's, über welche wir mit dir berathschlagt haben. Sein Bote ist noch nicht fort." — „Ich habe diese Sache keineswegs vergessen," erwiderte Çomail; „im Gegentheil habe ich reiflich darüber nachgedacht, und, wie ich es versprochen, habe ich mit niemandem davon geredet, nicht einmal mit meinen vertrautesten Freunden. Dies ist jetzt meine Antwort: Ich glaube, daß der Mann verdient, zu regieren und von mir unterstützt zu werden. Das könnt ihr ihm schreiben und möge Allâh uns seinen Beistand verleihen! Was den alten Kahlkopf (so nannte er Jûsof) anbelangt, muß er mich machen lassen, wie ich es am besten verstehe. Ich werde ihm sagen, daß er seine Tochter Omm-Mûsâ, die jetzt Wittwe ist[1], mit Abderrachmân vermählen und sich darein ergeben müsse, dem Emirat von Spanien zu entsagen. Wenn er thut, was ich ihm sage, werden wir ihm danken; wo nicht, werden wir ihm seinen Kahlkopf mit unseren Säbeln spalten, und er wird nur nach Verdienst bestraft werden."

Hoch erfreut, eine so günstige Antwort erhalten zu haben, küßten die beiden Häuptlinge seine Hand voll Erkenntlichkeit und sprachen ihren Dank aus für die Hilfe, welche er ihrem Herrn versprach. Dann verließen sie ihn, um an die Furth Fatch zurückzukehren.

Augenscheinlich war Çomail, der nicht Zeit genug gehabt hatte, seinen Rausch auszuschlafen, diesen Morgen sehr schlecht gegen Jûsof gelaunt aufgestanden; aber Alles, was er den Clienten gesagt, war aus einem augenblicklichen Impuls hervorgegangen, bei dem die reifere Ueberlegung gefehlt hatte. Thatsache ist, daß er mit seiner gewohnten Trägheit nicht einmal ernstlich über Abderrachmân's Sache nachgedacht hatte, wenn er sie nicht vielleicht gänzlich vergessen. Erst nachdem er den beiden Clienten so viele Hoffnung gegeben hatte, fing er an, das Für und Wider in Betracht zu ziehen, und nun bemächtigte sich seiner ein einziger Gedanke. „Was soll aus der Freiheit der arabischen Stämme werden," sagte er zu sich selbst, „wenn ein omaijadischer Prinz in Spanien zur Regierung käme? Hat sich die monarchische

---

[1]) Sie war mit Katan, dem Sohne jenes Abdalmelik, des Fihriten, Statthalters von Spanien, verheirathet gewesen

Macht erst einmal festgesetzt, was bleibt da von unserer Macht, der Macht der Stammhäuptlinge noch übrig? Nein, was für Beschwerden ich auch gegen Jûsof habe, die Sachen müssen bleiben wie sie sind." Er ließ einen seiner Sklaven rufen und befahl ihm, mit verhängtem Zügel den beiden Clienten nachzureiten und ihnen zu sagen, sie möchten auf ihn warten.

Diese hatten schon eine Meile zurückgelegt, plaudernd von den schönen Versprechungen, die Çomail ihnen gemacht, und sich einredend, daß der Erfolg des Prätendenten sicher sei. Da hörte Obaidallâh seinen Namen hinter sich rufen. Er hielt an und erblickte einen Reiter. Es war der Sklave Çomail's, der zu ihnen sagte: „Wartet auf meinen Herrn; er wird hierher kommen; er hat mit euch zu reden." Verwundert über diese Botschaft und daß Çomail zu ihnen kommen wolle, anstatt ihnen zu befehlen, sich zu ihm zu begeben, fürchteten die Clienten einen Augenblick, er wolle sie vielleicht gefangen nehmen und an Jûsof ausliefern; dessenungeachtet kehrten sie auf der Stelle um und sahen bald Çomail erscheinen, der sein weißes Maulthier, „den Stern", ritt und im vollen Galopp herankam. Da sie ihn ohne Soldaten sahen, faßten die beiden Clienten wieder Muth, und als Çomail sie erreicht hatte, sagte er zu ihnen: „Seit ihr mir den Brief des Sohnes Moawija's gebracht habt und mich mit seinem Boten bekannt gemacht, habe ich oft an diese Sache gedacht." (Indem Çomail dieses sagte, sprach er nicht die Wahrheit, oder sein Gedächtniß betrog ihn vielleicht; aber er konnte nicht füglich eingestehen, daß er eine so wichtige Sache vergessen habe, und er war von Grund aus ein zu guter Araber, als daß eine Lüge ihn viel gekostet hätte.) „Ich billigte euer Vorhaben," fuhr er fort, „wie ich ich euch soeben gesagt habe; jedoch seit ihr mich verlassen, habe ich aufs neue darüber nachgedacht, und jetzt bin ich der Meinung, daß euer Abderrachmân zu einer dermaßen mächtigen Familie gehört, daß —" hier bediente Çomail sich jedenfalls einer sehr energischen Phrase, welche wir jedoch nicht wiedergeben können, ohne gegen den Anstand zu verstoßen. „Was den Anderen anbetrifft," fuhr er fort, „so ist er im Grunde gutmüthig und läßt sich von uns, seltene Fälle ausgenommen, mit ziemlicher Nachgiebigkeit leiten. Ueberdies haben wir große Verpflichtungen gegen ihn, und es würde uns schlecht anstehen, ihn zu verlassen. Denkt also wohl darüber nach, was ihr thun wollt, und wenn ihr, nach Hause zurückgekehrt, bei euren Plänen beharrt, bin ich der Meinung, daß ihr mich bald bei euch sehen werdet, aber nicht eben als Freund. Das laßt euch gesagt sein, denn ich kann es euch schwören, der erste Degen, der

aus der Scheide kommen wird, um euren Prätendenten zu bekämpfen, soll der meinige sein. Und nun geht in Frieden, und möge Allâh euch wie eurem Herrn weise Gedanken eingeben."

Durch diese Worte, die mit Einem Schlage all ihre Hoffnungen enttäuschten, völlig niedergeschmettert, gaben die Clienten, in der Angst, diesen heftigen Mann aufzubringen, demüthig zur Antwort: „Möge Gott dich segnen, Herr! niemals wird unsere Meinung von der deinigen abweichen." — „Das ist schön," sagte Çomail, besänftigt und gerührt von diesen respectvollen Worten; „doch möchte ich euch freundschaftlich rathen, nichts zur Umänderung der politischen Lage des Landes zu unternehmen. Alles was ihr thun könnt, ist, daß ihr versucht, eurem Herrn eine ehrenvolle Stellung in Spanien zu sichern, und vorausgesetzt, daß er verspricht, nicht nach dem Emirat zu trachten, glaube ich, euch die Versicherung geben zu können, daß Jûsof ihn wohlwollend aufnehmen, ihm seine Tochter zur Gemahlin und mit ihr ein anständiges Vermögen geben wird. Lebt wohl; glückliche Reise!" Kaum hatte er es gesagt, so warf er seinen „Stern" heftig herum, gab ihm die Sporen und veranlaßte ihn zu raschem Trabe.

Da sie also nichts mehr zu hoffen hatten, weder von Çomail noch von den Ma'abditen überhaupt, welche gewöhnlich nur nach den Rathschlägen dieses Häuptlings handelten, blieb den Clienten nichts Anderes übrig als sich in die Arme des anderen Volksstammes zu werfen, nämlich der Jemeniten, und sie zur Rache gegen die Ma'abditen aufzuregen. Um ihr Vorhaben, was es auch kosten möge, zum Ziele zu bringen, beschlossen sie, es sogleich zu thun, und während sie in ihre Wohnungen zurückkehrten, wandten sie sich an alle jemenitischen Häuptlinge, auf die sie rechnen zu können glaubten, und baten sie, die Waffen für Abderrachmân zu ergreifen. Sie erlangten einen Erfolg, der alle Erwartungen übertraf. Die Jemeniten, denen sich vor Zorn das Herz im Leibe umdrehte, da sie an ihre Niederlage bei Secunda dachten und einsahen, daß sie dazu verurtheilt waren, das Joch der Ma'abditen zu tragen, waren bereit, sich beim ersten Signal zu erheben und sich unter die Fahne jedwedes Prätendenten zu reihen, sobald sie nur die Gelegenheit hätten, sich an ihren Feinden zu rächen und diese zu massacriren.

Da sie der Unterstützung der Jemeniten versichert waren und wußten, daß Jûsof und Çomail im Norden in Anspruch genommen waren, hielten die omaijadischen Clienten den Moment für günstig für die Ankunft ihres Herrn. Sie kauften also ein Boot und übergaben dem Tammâm, welcher es mit eilf Anderen besteigen sollte, fünfhundert

Goldstücke, wovon er dem Prinzen einen Theil geben und den Rest zur Befriedigung der gierigen Berbern verwenden sollte. Die letzteren kannte man genugsam, um zu wissen, daß sie ihren Gast nicht ohne Lösegeld würden fahren lassen. Es war das Geld, welches Jûsof den Clienten gegeben, als sie ihn auf seinem Feldzuge gegen die Rebellen Saragossa's begleiteten; als er es ihnen damals einhändigte, war er weit davon entfernt, zu muthmaßen, daß es dazu dienen werde, einen Prinzen nach Spanien zu führen, welcher ihm das Emirat streitig machen wolle.

XIV.[1]

Seit Monaten führte Abderrachmân, der die Nafza's verlassen und sich ins Land der Maghila an den Ufern des Mittelländischen Meeres begeben hatte, ein trauriges und einförmiges Leben und erwartete mit stets wachsender Spannung die Rückkehr Badr's, von welchem er keine Nachricht erhalten hatte. Sein Schicksal mußte sich jetzt entscheiden: wenn seine großen Pläne scheitern sollten, mußten auch all seine Luftgebilde von Glück und Ruhm verschweben und er sich genöthigt sehen, sein Leben als Geächteter und Verbannter wieder aufzunehmen oder sich in einen unbekannten Winkel Afrika's zu verbergen; wenn aber statt dessen sein kühnes Unternehmen gelingen sollte, würde Spanien ihm ein sicheres Asyl darbieten, Reichthümer und alle möglichen Genüsse der Macht.

So zwischen Furcht und Hoffnung hin- und hergeworfen, war Abderrachmân, der freilich von Natur nicht sonderlich fromm, aber ein gewissenhafter Beobachter der religiösen Formen war, eines Abends damit beschäftigt, das vom Gesetz vorgeschriebene Gebet zu verrichten, als er ein Schiff sich der Küste nahen und einen von Denen, welche darauf waren, sich ins Meer werfen sah, um an das flache Ufer zu schwimmen. Er erkannte diesen Mann sogleich: es war Badr, welcher in der Ungeduld, seinen Herrn wieder zu sehen, nicht warten wollte, bis man das Anker ausgeworfen. „Gute Nachricht!" rief er dem Prinzen entgegen, sobald er ihn erblickt hatte; dann erzählte er ihm in aller Eile, was sich begeben, nannte die Häuptlinge, auf welche

---

[1]) Siehe Akhbâr madschmûa fol. 80 r. — 83 r.

Abderrachmân rechnen könne, und die Männer, welche sich in dem Schiff befanden, das ihn nach Spanien führen sollte. „Auch an Geld wird es dir nicht fehlen," fügte er hinzu; „wir bringen dir fünfhundert Goldstücke." Bewegt vor Freude ging Abderrachmân seinen Anhängern entgegen. Zuerst ging er auf Abû Ghâlib Tammâm zu. Abderrachmân fragte ihn nach seinem Namen und Vornamen, und als er sie vernommen, fand er eine glückliche Vorbedeutung darin. In der That konnte es keine Namen geben, die mehr geeignet gewesen wären, Jemandem, der an Prophezeiungen glaubte (und Abderrachmân glaubte sehr fest daran), großartige Hoffnungen einzuflößen; denn Tammâm bedeutet: erfüllend, und Ghâlib: siegreich. . „Wir werden unser Vorhaben erfüllen," rief der Prinz aus, „und werden den Sieg erringen!"

Kaum hatte man gegenseitig Bekanntschaft gemacht, als man auch schon beschloß, ohne Aufschub abzureisen. Der Prinz traf seine Vorkehrungen; da liefen die Berbern in Menge herbei und drohten, sich seiner Abreise zu widersetzen, wenn sie nicht Geschenke erhielten. Diesen Umstand hatte man vorhergesehen, und Tammâm gab jedem von ihnen Geld, je nach dem Range, welchen er in seinem Stamm einnahm. Nachdem dies geschehen, lichtete man den Anker, als ein Berber, welcher bei der Geldvertheilung vergessen worden, sich ins Meer warf, sich an ein Tau des Schiffes klammerte und schrie, er wolle auch Etwas haben. Der Unverschämtheit dieser Bettler überdrüssig, zog einer der Clienten seinen Säbel und hieb dem Berber die Hand ab; er fiel ins Wasser und ertrank.

Als sie von den Berbern befreit waren, behängten sie das Schiff dem Prinzen zu Ehren mit Schanzkleidern und bald landeten sie im Hafen von Almuñecar. Es war im September des Jahres 755.

Man wird sich leicht die Freude vorstellen können, welche Abderrachmân empfand, als er den ersten Fuß auf Spaniens Boden setzte, und auch die Freude Obaidallâh's und Ibn-Khâlid's, als sie ihren Herrn umarmen konnten, dessen Ankunft sie zu Almuñecar erwartet hatten. Nachdem der Prinz einige Tage in Al-Fontîn, der Villa Ibn-Khâlid's, in der Nähe von Loja zwischen Archidona und Elvira [1] zugebracht, begab er sich in das Schloß Torrox, welches Obaidallâh ge-

[1]) Die Lage der Villa Al-Fontîn, welche Ende des neunten Jahrhunderts noch den Nachkommen Ibn-Khâlid's gehörte, wird von Ibn-Chaijân angegeben, fol. 76 v., 81 v.

hörte und ein wenig mehr gegen Westen lag, zwischen Iznajar und Loja.[1]

Inzwischen fing Jûsof, welcher zu Toledo angekommen war, an, sich über das lange Ausbleiben der omaijadischen Clienten zu beunruhigen. Da er sie erwarten wollte, verschob er seine Abreise von Tag zu Tag. Çomail, welcher die wahre Ursache ihrer Abwesenheit errieth, jedoch seinem Versprechen treu das Geheimniß ihrer Absichten bewahrte, wurde über den langen Aufenthalt der Armee in Toledo ungeduldig. Er wünschte, so schnell wie möglich mit den Rebellen in Saragossa fertig zu werden, und als eines Tages Jûsof sich von neuem über das Zögern der Clienten beklagte, sagte Çomail wegwerfend zu ihm: „Ein solcher Häuptling wie du sollte sich nicht so lange aufhalten, um solche Nullen, wie sie es sind, zu erwarten. Ich fürchte, daß, wenn wir noch länger hier bleiben, die Gelegenheit, unsere Feinde an Zahl und Hilfsmitteln uns nachstehend zu finden, uns entschlüpfen wird." Für den schwachen Jûsof waren Worte der Art, wenn sie von Çomail kamen, ebenso viele Befehle. Die Truppen machten sich also auf den Marsch. Als sie dem Feinde gegenüber standen, hatten sie nicht einmal nöthig zu kämpfen, denn kaum sahen die Rebellen, daß sie es mit einer Armee zu thun hatten, die der ihrigen an Zahl bei weitem überlegen war, so ließen sie sich in Unterhandlungen ein. Jûsof versprach ihnen Amnestie unter der Bedingung, daß sie ihre drei koraischitischen Häuptlinge, Amir, seinen Sohn Wahb, und Chobâb, ihm auslieferten. Die Insurgenten, meistens Jemeniten, zögerten um so weniger, diese Bedingung anzunehmen, als sie voraussetzten, daß Jûsof gnädig gegen Männer verfahren werde, welche gewissermaßen seine Stammgenossen waren. Sie lieferten ihm also ihre Häuptlinge aus, und Jûsof berief die Hauptleute seiner Armee zusammen, damit sie über das Schicksal dieser Gefangenen, die er einstweilen hatte in Ketten schlagen lassen, bestimmen sollten.

Çomail, welcher gegen diese Koraischiten einen solchen Haß gefaßt hatte, wie er bei ihm nur mit dem Leben Desjenigen endete, der das Unglück gehabt, ihn zu erregen, drang lebhaft darauf, daß man sie köpfen solle. Keiner der anderen Kaisiten theilte seine Meinung; sie hielten alle dafür, daß sie nicht das Recht hätten, Männer zum Tode zu verurtheilen, die ebenso gut wie sie zur Race Ma'add gehörten;

---

[1]) Ich weiß sehr gut, daß es heutigen Tages ein Torrox westlich von Almuñecar am Ufer des Mittelländischen Meeres gibt; aber die Lage des Landbesitzes, von dem im Texte die Rede, ist deutlich durch Ibn-Chaijân angegeben worden, fol. 83 v.

sie fürchteten außerdem, sich den Haß des mächtigen Stammes Koraisch und seiner zahlreichen Verbündeten zuzuziehen. Die beiden Häuptlinge des Nebenstammes Cab ibn-Amir, Ibn-Schihâb und Choçain, unterstützten diese Ansicht mit noch mehr Wärme als die anderen Kaisiten. Voll Wuth im Innern und entschlossen, sich sehr bald an Denen zu rächen, welche es gewagt hatten, ihm zu widersprechen, gab Çomail nach. Also ließ Jûsof den drei Koraischiten das Leben, behielt sie aber in Gefangenschaft.

Çomail fand bald die Gelegenheit, die er suchte, sich der beiden Häuptlinge zu entledigen, welche bei dieser Gelegenheit über ihn triumphirt und schön vorher, als er in Saragossa belagert war, sich so lange geweigert hatten, ihm zu Hilfe zu eilen. Da die Basken von Pampelona das Beispiel nachgeahmt, das ihnen die Spanier von Galizien gegeben, und sich von der arabischen Herrschaft befreit hatten, schlug er Jûsof vor, einen Theil der Armee gegen sie zu schicken und den Befehl dieser Truppen Ibn-Schihâb und Choçain anzuvertrauen. Diesen Vorschlag machte er, um für den Augenblick jene lästigen Widerspruchsgeister zu entfernen, und mit dem geheimen Wunsch, daß sie von dieser Expedition mitten durch ein rauhes, von steilen Bergen durchzogenes Land nicht wieder zurückkehren möchten.

Jûsof, der wie gewöhnlich dem Einflusse, den sein Freund auf ihn ausübte, nachgab, that was dieser wünschte, und nachdem er seinen eigenen Sohn Abderrachmân zum Statthalter an der Grenze ernannt hatte, machte er sich wieder auf den Weg nach Cordova.

An den Ufern der Jarama[1] machte er Halt, als ein Eilbote ihm die Nachricht brachte, daß die Truppen, die man gegen die Basken geschickt, vollständig geschlagen seien, daß Ibn-Schihâb getödtet worden, und daß Choçain die kleine Anzahl Krieger, welche dem Tode entgangen seien, nach Saragossa zurückgeführt habe. Keine Nachricht konnte für Çomail angenehmer sein, und am folgenden Tage sagte er schon bei Anbruch des Morgens zu Jûsof: „Alles geht vortrefflich, Allâh hat uns von Ibn-Schihâb befreit. Jetzt wollen wir es mit den Koraischiten zu Ende bringen; laß sie kommen und befiehl, daß man ihnen die Köpfe abhaue!"

Fortwährend wiederholend, daß diese Hinrichtung durchaus noth-

[1]) Wâdi-Scharanba im Akhbâr madschmûa; Ibn al-Abbâr (S. 52) nennt hier das Wâdi-ar-ramal (den sandigen Fluß), das heißt den Guadarrama.

wendig sei, überzeugte Çomail endlich den Emir von seiner Meinung, und auch diesmal noch fügte er sich dem Willen des Kaisiten.

Die drei Koraischiten lebten nicht mehr. Zur gewohnten Stunde, das heißt um zehn Uhr Morgens,[1] brachte man das Frühstück, und Jûsof und Çomail setzten sich zu Tische. Der Emir war traurig und niedergeschlagen; der dreifache Mord, den er begangen hatte, fing an, ihm Gewissensbisse zu verursachen; er warf sich außerdem noch vor, Ibn-Schihâb und so viele tapfere Krieger einem gewissen Tode entgegengeschickt zu haben; er fühlte, daß so viel Blut nach Rache schreie, und eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, daß seine Macht ihrem Ende nahe. Von Kummer niedergedrückt, aß er fast gar nicht. Çomail dagegen war in der Stimmung brutaler Fröhlichkeit. Er entwickelte beim Essen einen vortrefflichen Appetit und that sein Möglichstes, um den schwachen Emir, dessen er sich zur Befriedigung seines persönlichen Hasses bediente und den er in einen Abgrund grausamer Gewaltthätigkeiten mit sich hinabzog, zu beruhigen. „Verjage deine finsteren Gedanken," sagte er zu ihm. „Wodurch solltest du dich denn so strafbar gemacht haben? Daß Ibn-Schihâb getödtet worden, ist nicht deine Schuld; er kam ja im Kampfe um, und im Kriege kann dies Schicksal Jeden treffen, wer es auch sei. Wenn jene drei Koraischiten hingerichtet worden sind, so haben sie es verdient; sie waren Rebellen, gefährliche Gegner, und das Exempel von Strenge, welches du an ihnen statuirt hast, wird Die zum Nachdenken bringen, welche Lust haben sollten, ihnen nachzuahmen. Von nun an ist Spanien dein und deiner Kinder Eigenthum; du hast eine Dynastie gegründet, die bis zur Erscheinung des Antichrist dauern wird; denn wer wäre so kühn, daß er dir die Macht streitig machte?"

Durch solche Reden versuchte Çomail vergebens den Trübsinn, welcher seinen Freund drückte, zu zerstreuen. Nach Beendigung des Frühstücks stand er auf und ging wieder in sein Zelt, um seine Siesta in dem für seine beiden Töchter bestimmten Raume zu halten.

Als Jûsof allein war, warf er sich auf sein Bett, mehr aus Gewohnheit als weil er das Bedürfniß zu schlafen gefühlt hätte, denn seine düsteren Gedanken ließen ihn nicht dazu kommen. Plötzlich hörte er die Soldaten rufen: „Ein Bote! ein Bote aus Cordova!" Sich halb aufrichtend, fragte er die Wachtposten vor seinem Zelte: „Was

[1]) Siehe Burckhardt, Bedouins S. 36.

ruft man da unten? ein Bote aus Cordova?" — „Ja," gab man ihm zur Antwort; „ein Sklave ist es, welcher auf dem Maulthier Omm-Othmân's reitet." — „Er soll augenblicklich herein kommen," sagte Jûsof, welcher gar nicht begriff, aus welchem Grunde ihm seine Gemahlin einen Eilboten senden könne, doch mußte er annehmen, daß es einer wichtigen und eiligen Sache wegen sei.

Der Bote trat ein und übergab ihm ein Billet, welches in folgenden Worten abgefaßt war: „Ein Enkel des Khalifen Hischâm ist in Spanien angekommen. Er hat seine Residenz in Torrox aufgeschlagen, im Schlosse des verruchten Obaidallâh ibn-Othmân. Die omaijadischen Clienten haben sich für ihn erklärt. Dein Hauptmann zu Elvira, welcher sich auf den Marsch begeben hatte, um ihn mit den Truppen, die zu seiner Verfügung standen, zurückzutreiben, ist in die Flucht geschlagen worden; seine Soldaten haben Stockhiebe bekommen, aber niemand ist getödtet worden. Thue ohne Verzug Das, was du für das Beste hältst."

Sobald Jûsof diesen Brief gelesen hatte, befahl er, Çomail kommen zu lassen. Als dieser in sein Zelt gegangen war, hatte er wohl den Eilboten kommen sehen, aber unbekümmert wie gewöhnlich, ihm nicht viele Aufmerksamkeit geschenkt; erst als der Emir ihn zu einer so ungewohnten Stunde rufen ließ, kam er auf die Vermuthung, der Bote könne aus irgend welcher wichtigen Veranlassung gekommen sein.

„Was ist geschehen, Emir," sagte er, als er in Jûsof's Zelt eintrat, „daß du mich zur Stunde der Siesta rufen lässest? Ich hoffe, es ist nichts Schlimmes?"

„Doch!" gab Jûsof ihm zur Antwort; „bei Gott! es ist ein höchst ernstes Ereigniß, und ich fürchte, Gott will uns bestrafen, weil wir jene Männer getödtet haben."

„Thorheit, was du da sagst," erwiderte Çomail mit verächtlicher Miene; „glaube mir doch, jene Männer waren zu niederträchtig als daß Gott sich um sie bekümmern könnte. Doch laß hören; was hat sich begeben?"

„Ich erhalte soeben einen Brief von Omm-Othmân, welchen Khâlid dir vorlesen wird."

Khâlid, Client und zugleich Schreiber des Emirs, las den Brief vor. Weniger erstaunt als Jûsof es gewesen, weil er hatte voraussehen können, was eingetreten war, verlor Çomail seine Kaltblütigkeit nicht, als er vernahm, daß Abderrachmân in Spanien angekommen sei. „Die Sache ist in der That ernst; aber meine Meinung ist: laß uns augenblicklich gegen diesen Prätendenten mit den Soldaten,

die wir haben, zu Felde ziehen. Wir liefern ihm eine Schlacht; vielleicht tödten wir ihn; jedenfalls sind seine Truppen noch so wenig zahlreich, daß wir sie leicht zersplittern können, und wenn er eine Niederlage erfahren hat, wird er wahrscheinlich den Muth verlieren, wieder anzufangen." — „Dein Rath gefällt mir," erwiderte Jûsof; „wir wollen uns also ohne Zögern auf den Weg machen!"

Bald wußte die ganze Armee schon, daß ein Enkel Hischâm's nach Spanien gekommen sei und daß man gegen ihn kämpfen wolle. Diese Nachricht verursachte unter den Soldaten außerordentliche Erregung. Schon empört über das niederträchtige Complott, das ihre Häuptlinge gegen Ibn-Schihâb angezettelt hatten und dem eine so große Anzahl ihrer Stammgenossen zum Opfer gefallen war, und ebenso aufgebracht über die Hinrichtung der Koraischiten, welche trotz des entgegengesetzten Rathes der kaisitischen Häuptlinge angeordnet worden, waren sie außerdem durchaus nicht zu einem Feldzuge aufgelegt, für welchen sie nicht einmal bezahlt wurden. „Man will uns zwingen, zwei Feldzüge statt eines zu unternehmen," schrieen sie; „wir werden es nicht thun!" Bei Einbruch der Nacht begann fast allgemeine Desertion; die Stammgenossen riefen einer den andern und verließen in Haufen das Lager, um in ihre Wohnungen zurückzukehren. Kaum blieben noch zehn Jemeniten im Lager zurück; es waren die Fahnenträger, welche ihren Posten nicht verlassen durften, ohne ihre Ehre zu verletzen; aber sie tadelten die Flüchtlinge durchaus nicht und thaten nichts, um sie zurückzuhalten. Einige Kaisiten, welche Çomail besonders anhingen, und einige Krieger von anderen ma'additischen Stämmen blieben zurück; aber man konnte auf diese nicht zu sehr rechnen, denn, ermüdet durch einen langen Marsch, brannten sie ebenfalls vor Begier, nach Hause zurückzukehren, und baten Jûsof und Çomail, sie nach Cordova zu führen, indem sie sagten, einen Winterfeldzug mit so geringen Kräften in der Sierra von Regio zu unternehmen, hieße, aus Furcht vor einer Gefahr sich in eine noch viel größere stürzen; der Aufstand werde sich ohne Zweifel auf einige Districte der Küste beschränken, und um Abderrachmân anzugreifen, müsse man die Wiederkehr der guten Jahreszeit abwarten. Aber wenn Çomail einmal einen Plan gefaßt hatte, blieb er mit Hartnäckigkeit dabei, und wenn auch in Dem, was man ihm gesagt, Wahrheit lag, beharrte er in seinem Vorhaben. Also marschirte man gegen die Sierra von Regio; aber bald war Jûsof bei dem Unmuth der Soldaten im Stande, sich zu überzeugen, daß der Plan Çomail's nicht auszuführen sei. Der Winter hatte begonnen;

der Regen und die aus ihren Ufern getretenen Ströme hatten die Wege unbrauchbar gemacht. Trotz des Widerspruchs Çomail's gab Jûsof den Befehl zum Rückzug nach Cordova. Sein Entschluß war durch den Umstand befördert worden, daß man ihm berichtete, Abderrachmân sei nicht nach Spanien gekommen, um Ansprüche auf das Emirat zu erheben, sondern nur um dort ein Asyl und Subsistenzmittel zu finden. „Wenn du," setzte man hinzu, „ihm eine deiner Töchter zur Ehe und Geld anbietest, wird er, du sollst es sehen, gar nichts weiter beanspruchen.

Demnach beschloß Jûsof, als er nach Cordova zurückgekehrt war, eine Unterhandlung einzuleiten und drei seiner Freunde nach Torrox zu schicken. Es waren: Obaid, nach Çomail der mächtigste Häuptling der Kaisiten und Çomail's Freund; Khâlid, der Schreiber Jûsof's, und Isâ, ein omaijadischer Client und Zahlmeister der Armee. Sie sollten dem Prinzen reiche Kleider, zwei Pferde, zwei Maulesel, zwei Sklaven und tausend Goldstücke überbringen.

Mit diesen Geschenken machten sie sich auf; aber als sie in Orch an der Grenze der Provinz Regio angekommen waren, sagte Isâ, welcher, obgleich ein Client der Familie Omaija, Jûsof treu ergeben war, zu seinen Gefährten: „Ich bin sehr erstaunt, daß Männer wie Jûsof, Çomail und ihr beiden, mit solchem Leichtsinn handeln können. Seid ihr denn thöricht genug, zu glauben, daß wenn wir mit diesen Geschenken zu Abderrachmân kommen und er die Vorschläge Jûsof's anzunehmen sich weigert, er diese Geschenke wieder mit uns nach Cordova zurückschicken wird?" Diese Bemerkung schien den beiden Anderen so durchaus richtig und verständig, daß sie beschlossen, Isâ mit den Geschenken in Orch zu lassen, bis Abderrachmân die Bedingungen des Vertrages angenommen hätte.

In Torrox angekommen, fanden sie Dorf und Schloß mit Soldaten angefüllt; denn Clienten der Familie Omaija und Jemeniten der Heeresabtheilungen aus Damask, aus dem Jordandistrict und aus Kinnesrîn waren dort in großer Menge zusammengekommen. Nachdem sie um eine Audienz gebeten und ihnen dieselbe bewilligt worden, empfing sie der Prinz, umgeben von seinem kleinen Hofe, in welchem Obaidallâh den ersten Platz einnahm. Sie trugen den Zweck ihrer Mission vor. Sie sagten, Jûsof voll Dankbarkeit für die Wohlthaten, welche sein berühmter Ahn Okba ibn-Nâfi von den Omaijaden erhalten habe, wünsche nichts mehr als, in gutem Einverständniß mit Abderrachmân zu leben, unter der Bedingung jedoch, daß Abderrachmân keine Ansprüche auf das Emirat mache, sondern nur auf die

Ländereien, welche Hischâm in Spanien besessen habe. Jûsof biete ihm seine Tochter mit einer beträchtlichen Mitgift an; sende ihm auch Geschenke, welche noch in Orch seien, aber sehr bald bei ihm ankommen würden, und wenn Abderrachmân sich nach Cordova begeben wolle, könne er gewiß sein, daselbst den wohlwollendsten Empfang zu finden.

Diese Vorschläge gefielen den Clienten ziemlich gut. Ihr erster Eifer war ein wenig abgekühlt worden, seitdem sie bemerken konnten, daß die Jemeniten, so sehr sie auch geneigt waren, ihre Nebenbuhler zu bekämpfen, in Bezug auf den Prinzen sich entsetzlich lau verhielten, und sie waren nach reiflicher Erwägung einem Uebereinkommen mit Jûsof sehr geneigt. Darum antworteten sie den Boten: „Was ihr uns da vorschlagt, ist vortrefflich. Jûsof hat vollkommen Recht, wenn er glaubt, daß unser Herr nicht nach Spanien gekommen sei, um Ansprüche auf das Emirat zu erheben, sondern nur um die Ländereien wieder zu erwerben, welche ihm durch Erbrecht gehören." Der Prinz theilte ohne Zweifel diese Ansicht nicht, und sein Ehrgeiz begnügte sich nicht mit der Stellung eines reichen Grundbesitzers, welche man ihm zuerkennen wollte; allein da er noch keinen recht sicheren Boden unter den Füßen fühlte und gänzlich von seinen Freunden abhing, zeigte er sich nicht nur bescheiden gegen sie, sondern sogar demüthig; da er Das, was sie billigten, nicht zu tadeln wagte, schwieg er klüglicher Weise gänzlich. Ein oberflächlicher Beobachter würde gesagt haben, daß sein Geist noch nicht gänzlich aus dem Zustande der Verpuppung befreit wäre, oder wenigstens, daß der alte Obaidallâh ihn bevormundete.

„Hier ist," nahm Khâlid das Wort, „der Brief, welchen Jûsof dir schickt; du wirst darin Alles bestätigt finden, was wir dir soeben gesagt haben." Der Prinz nahm den Brief, gab ihn an Obaidallâh und bat ihn, denselben laut vorzulesen. Dieser Brief, der von Khâlid, in seiner Eigenschaft als Schreiber Jûsof's, verfaßt worden, war in bewundernswerth reiner Sprache geschrieben, und die Blumen arabischer Redekunst waren in großer Fülle darin ausgestreut. Nachdem Obaidallâh mit dem Lesen desselben zu Ende war, überließ der junge, immer sehr vorsichtige Prinz seinem Freunde die Sorge für die Entscheidung. „Sei so gütig, die Beantwortung dieses Briefes zu übernehmen," sagte er, „denn du weißt, wie ich denke."

Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, in welchem Sinne diese Antwort abgefaßt sein müsse: Obaidallâh sollte im Namen seines Herrn klar und einfach die Vorschläge Jûsof's annehmen, und der Prinz hatte sich schon in das schmerzliche Opfer seiner ehrgeizigen

Träume ergeben, als ein unpassender Scherz Khâlid's die Sache verdarb und dem Prinzen wieder Hoffnung einflößte.

Khâlid war kein Araber; er gehörte der besiegten Race an, er war ein Spanier. Sein Vater und seine Mutter waren Sklaven und Christen; aber nach dem Beispiel einer Menge seiner Landsleute hatte sein Vater das Christenthum abgeschworen. Als er Moslim geworden, hatte man ihm den Namen Zaid gegeben, und um ihn für seine Bekehrung zu belohnen, hatte sein Herr, Jûsof, ihm die Freiheit geschenkt. Im Palaste seines Herrn erzogen, hatte der junge Khâlid, den die Natur mit ungewöhnlichem Verstande und mit großer Fähigkeit zu geistiger Arbeit begabt, die arabische Literatur eifrig studiert und zuletzt kannte er sie so gut und schrieb das Arabische mit solcher Eleganz, daß Jûsof ihn zu seinem Schreiber ernannte. Dies war eine große Ehre, denn die Emire hielten viel darauf, zu Schreibern die unterrichtetsten Männer zu haben und solche, die in der Kenntniß der Sprache und der alten Dichtungen sehr bewandert waren. Bald fing Khâlid an, durch seine Stellung einen großen Einfluß auf den schwachen Jûsof auszuüben, welcher, da er sich nie auf seine eigene Einsicht verließ, immer von Anderer Willen geleitet sein wollte, und wenn Çomail nicht da war, schrieb Khâlid ihm seine Ansichten vor. Von den Arabern wegen seines Einflusses und seiner Talente beneidet, wegen seines Ursprungs aber verachtet, gab Khâlid diesen rauhen Kriegern Verachtung zurück für Verachtung, und als er bemerkte, wie linkisch der alte Obaidallâh, der den Säbel besser handhaben konnte als die Feder, seine Vorkehrungen traf, um auf einen eleganten Brief aus seiner Feder zu antworten, wurde er, in seiner Gelehrteneitelkeit unwillig darüber, daß der Prinz eine so hohe Aufgabe einem so ungebildeten Menschen übertragen habe, der so wenig vertraut war mit den Feinheiten der Sprache. Ein spöttisches Lächeln umspielte seinen Mund, und in verächtlichem Tone sagte er: „Deine Stirne wird von Schweiß triefen, Abû-Othmân, ehe du auf einen solchen Brief wie diesen geantwortet hast."

Als Obaidallâh sich auf eine so unhöfliche Weise von einem Menschen niedriger Herkunft, einem gemeinen Spanier, bespöttelt sah, gerieth er in entsetzliche Wuth. „Schändlicher!" rief er aus, „mir wird die Stirne durchaus nicht schwitzen, denn ich werde deinen Brief nicht beantworten." Er sagte diese Worte mit brutalem Stolze, warf Khâlid seinen Brief ins Gesicht und versetzte ihm einen kräftigen Faustschlag an den Kopf. „Man soll sich dieses Elenden

bemächtigen und ihn in Ketten legen!" fuhr er fort, sich an seine Soldaten wendend, die sich beeilten, seinen Befehl zu erfüllen; darauf sagte er zu dem Prinzen: „Dies ist der Anfang des Sieges. Die ganze Weisheit Jûsof's beruht auf diesem Manne hier, und ohne ihn kann er nichts thun."

Der andere Bote, Obaid, der kaisitische Häuptling, wartete bis der Zorn Obaidallâh's sich ein wenig beruhigt hatte; dann sagte er: „Bedenke doch, Abû-Othmân, daß Khâlid ein Gesandter ist und als solcher unverletzbar." — „Nein, Herr," erwiderte Obaidallâh; „du bist der Abgesandte, auch werden wir dich in Frieden ziehen lassen. Was den Andern anbetrifft, so ist er der Angreifende gewesen und verdient, bestraft zu werden; er ist der Sohn eines niederen und unreinen Weibes, er ist ein Ildsch."[1]

So geschah es, daß in Folge der Eitelkeit Khâlid's und des jähzornigen Temperamentes Obaidallâh's die Unterhandlung abgebrochen wurde, und Abderrachmân, welcher die Gedanken, die er nicht einzugestehen wagte, vom Zufall begünstigt sah, war weit entfernt, sich darüber zu beklagen.

Als Obaid, in welchem Obaidallâh den Häuptling einer edlen und mächtigen arabischen Familie ehrte, fort war und man Khâlid in einen Kerker geworfen hatte, gedachten die Clienten der Geschenke, von denen die Gesandten gesagt hatten, sie seien in Orch, und beschlossen, sich dieselben zuzueignen; das wäre ein Angriff auf Jûsof gewesen, gegen den der Krieg dadurch erklärt war. Etwa dreißig Reiter ritten also mit verhängtem Zügel nach Orch; aber Isâ, zur rechten Zeit davon benachrichtigt, hatte sich schon in aller Eile auf und davon gemacht und alle Schätze, welche die Gesandten dem omaijadischen Prinzen anbieten sollten, mit fortgeschleppt, so daß die Reiter nach Torrox zurückkehren mußten, ohne den Zweck ihrer Sendung erreicht zu haben. In der Folge verzieh Abderrachmân seinem Clienten nie gänzlich, daß er sich bei diesem Umstand so benommen, wiewohl dieser nicht unterließ, ihm begreiflich zu machen, daß er als treuer Diener Jûsof's, der damals sein Herr war, nicht anders hätte handeln können, als er gethan.

Als Obaid bei seiner Rückkehr nach Cordova Jûsof und Çomail von

---

[1]) Das Wort ilg bezeichnet nicht bloß einen Christen, wie man in unseren Wörterbüchern findet, sondern auch einen Renegaten; siehe Marmol, Descripcion de Affrica Bd. II fol. 17 col. 1; Hoest, Nachrichten S. 147; Charant S. 48; Jackson S. 140.

Dem was sich in Torrox zugetragen, unterrichtet hatte, rief Çomail aus: „Ich hatte wohl erwartet, daß diese Unterhandlung scheitern werde, und hatte dir es auch gesagt, Emir, daß du diesen Prätendenten während des Winters hättest angreifen sollen.“ Dieser Plan, an und für sich zwar gut, aber unglücklicher Weise unausführbar, war bei Çomail eine Art fixer Idee geworden.

XV.[1]

Beide Parteien waren genöthigt, den Winter abzuwarten, um ihre Feindseligkeiten anzufangen. Er war in diesem Jahre strenger als er gewöhnlich in Andalusien ist. Abderrachmân oder vielmehr Obaidallâh, denn er war es, der Alles leitete, benutzte diese Zeit der ihm aufgedrungenen Unthätigkeit dazu, um an die arabischen und berberischen Häuptlinge zu schreiben und sie einzuladen, sich gegen Jûsof zu erklären. Die Jemeniten erwiderten alle, daß sie beim ersten Signal, welches der Prinz geben werde, die Waffen zur Unterstützung seiner Sache ergreifen wollten. Die Berbern waren getheilter Meinung; die einen erklärten sich für Jûsof, die anderen für den Prätendenten. Von den kaisitischen Häuptlingen versprachen nur sechs Abderrachmân ihre Unterstützung. Drei von ihnen hegten persönlichen Groll gegen Çomail; dies waren Dschâbir, der Sohn des Ibn-Schihâb, welchen Çomail ins Land der Basken geschickt hatte, um dort seinen Tod zu finden; Choçain, der Gefährte Ibn-Schihâb's, der beinahe dessen Schicksal getheilt hätte, und Abû-Bekr ibn-Hilâl, der Abdite, welcher deshalb gegen Çomail aufgebracht war, weil er einst seinen Vater geschlagen hatte. Die drei anderen gehörten dem Stamme Thakîf an, welcher seit der Zeit des berühmten Thakifiten Chabdschâdsch blindlings der Sache der Omaijaden ergeben war.

Die beiden rivalisirenden Nationen, jede von Berbern unter-

[1]) Siehe Akhbâr madschmûa fol. 83 r.; diesem Buch bin ich vor allen anderen gefolgt; Ibn-al-Kûtia, fol. 10 v. — 13 r.; Ibn-al-Abbâr S. 42, 50, 54, 55.

stützt, wollten also, aber jetzt in größerer Anzahl und in vergrößertem Maßstabe, den Kampf von Secunda wieder aufnehmen, der zehn Jahre zuvor ausgekämpft worden war. Die Kräfte beider Parteien waren weniger ungleich, als es zu Anfang schien. Die omaijadische Partei war an Zahl überlegen; allein der Prätendent konnte nicht zu fest auf die Ergebenheit der Jemeniten rechnen, welche sich im Grunde nicht für seine Sache interessirten und in diesem Kriege nur ein Mittel zur Rache gegen die Maʿadditen sahen. Die Partei Jûsof's dagegen bildete eine so gleichartige Masse, als dies bei den arabischen Stämmen, die immer unter einander eifersüchtig waren, möglich war. Alle Angehörigen dieser Partei wollten nur eine und die selbe Sache: nämlich die reine und einfache Aufrechthaltung des bestehenden Zustandes; der gutmüthige und schwache Greis, der ihrer Liebe zur Unabhängigkeit und Anarchie nichts in den Weg legte, war gerade der Emir, welcher den Maʿadditen paßte, und wenn mitunter seine Urtheilskraft die rechte Fährte verloren hatte, was ziemlich oft vorkam, war Çomail immer da, ihm zu rathen und ihn zu leiten, und wenn er auch Feinde unter den Kaisiten hatte, genoß er doch der Achtung des größten Theiles seiner Stammgenossen.

Im Anfang des Frühjahrs, als man in Torrox vernommen hatte, daß Jûsof seine Vorbereitungen treffe, um gegen seinen Rivalen zu marschiren, beschloß man, sich gegen Westen zu richten, um auf diesem Marsche die Jemeniten an sich zu ziehen, deren Land man passiren mußte, und um Jûsof mit Vortheil anzugreifen. Man mußte zuerst durch die Provinz Regio, die von der Heeresabtheilung aus dem Jordandistricte bewohnt war, ziehen; die Hauptstadt dieser Provinz war damals Archidona. Der dortige Statthalter war ein Kaisite, Namens Dschibâr. Obaidallâh ließ ihn fragen, ob er den Prinzen und seine Armee durchmarschiren lassen wolle, und Dschibâr, sei es, daß er irgend einen Beweggrund hatte, Çomail zu hassen, sei es, daß er die Nothwendigkeit fühlte, dem Wunsche der durchaus jemenitischen[1] Bevölkerung des Districtes, den er regierte, nachzugeben, ließ ihm antworten: „Führe den Prinzen am Tage der Aufhebung der Fasten in die Moçallâ von Archidona; dann wirst du sehen, was ich thun werde." Am Nachmittage des angegebenen Tages, welcher in diesem Jahre 756 auf den achten März fiel, kamen also die Clienten mit dem Prinzen in der Moçallâ an; so nannte man eine große Ebene außerhalb der Stadt, wo eine Predigt gehalten werden sollte, bei der alle

[1]) Vergl. Achmed ibn-abi Jakûb fol. 78 v.

Moslim's von Archidona zugegen sein mußten. Als der Prediger oder Khatib die gewöhnliche Formel beginnen wollte, welche darin bestand, die Segnungen des Himmels über den Statthalter Jûsof herabzuflehen, stand Dschibâr auf und sagte zu ihm: „Sprich nicht den Namen Jûsof aus, sondern setze den Abderrachmân's dafür, des Sohnes Moâwija's, des Sohnes Hischâm's, denn er ist unser Emir, Sohn unseres Emirs." Indem er sich darauf zur Menge wandte, fuhr er fort: „Volk von Regio, was denkst du über Das, was ich soeben gesagt habe?" — „Wir denken wie du!" rief man von allen Seiten. Also flehte der Prediger den Ewigen an, seinen Schutz dem Emir Abderrachmân zu verleihen, und als die religiöse Feier zu Ende war, leistete die Bevölkerung von Archidona dem neuen Herrscher den Eid der Treue und des Gehorsams.

Indessen trotzdem man sich so beeilte, ihn anzuerkennen, war die Zahl der Häuptlinge der Provinz, die sich mit ihren Truppen um den Prätendenten schaarten, nicht sehr beträchtlich. Dagegen hielten sich zu ihm vierhundert Reiter aus dem berberischen Stamme[1] der Beni-al-Khalî, Clienten des Khalifen Jezîd II., welche den District von Ronda, (damals Tâ-Corona genannt[2]) bewohnten und die, als sie gehört, was sich in Archidona begeben, sich eilig aufgemacht hatten, um sich zur Armee zu begeben.

Indem der Prinz durch die Provinz Regio sich in die Provinz Sidona, welche von der Heeresabtheilung aus Palästina bewohnt war, begab, durchzog er nicht ohne Mühe auf steilen Pfaden, welche sich an den zackigen Felswänden hinaufschlängelten, die wilde und malerische Serrania von Ronda. An dem Orte angekommen, wo der ma'additische Stamm Kinêna wohnte, der heutigen Tages noch den Namen Ximena,[3] der aus Kinêna entstanden ist, trägt, fand er nichts

[1]) Siehe Ibn-al-Kûtia fol. 13 v.

[2]) Der Name dieser Stadt ist das lateinische corona; tâ ist das berberische Präfix. Dieser charakteristische Name bezeichnet eine jener Festungen, die so häufig in der Serrania von Ronda auf dem Pik eines Felsen erbaut sind. Der Ort, welchen die Beni-al-Khalî bewohnten, bewahrt noch jetzt ihren Namen, der in Benadalid umgewandelt worden. Es ist eine kleine Stadt mit einem sehr malerischen Schloß, im Süden von Ronda, auf dem rechten Ufer des Genal. Siehe Marmol, Rebelion de los Moriscos, fol. 221 col. 1 und Rochfort Scott, Excursions in the mountains of Ronda and Granada Bd. I S. 89.

[3]) Siehe über Ximena, eine kleine Stadt mit einem Schlosse in römischer Bauart: Rochfort Scott Bd. II. S. 28 ff. Der Name des Stammes Kinêna hat sich ferner erhalten in Ximena zwischen Jaën und Jodar und in Torreximeno im Norden von Martos.

als Frauen und Kinder, da die Männer schon fortgegangen waren, um sich mit der Armee Jûsof's zu vereinigen. Da er dafür hielt, es sei besser, nicht sogleich mit Strafen zu beginnen, behelligte er sie auf keine Weise.

Durch die Jemeniten aus der Provinz Sidona verstärkt, die sich in großer Anzahl mit ihm vereinigten, marschirte der Prätendent auf die Provinz Sevilla zu, welche von der Heeresabtheilung aus Emesa bewohnt wurde. Die beiden mächtigsten jemenitischen Häuptlinge dieser Provinz, Abû-Çabbâch, vom Stamme Jachcib, und Chajât ibn-Molâmis vom Stamme Chadhramaut kamen ihm entgegen, und gegen Mitte März hielt hielt er seinen Einzug in Sevilla, woselbst man ihm den Eid leistete. Bald nachher, als er gehört hatte, daß Jûsof sich auf den Marsch begeben und am rechten Ufer des Guadalquivir entlang gezogen sei, um ihn in Sevilla anzugreifen, verließ er diese Stadt mit seiner Armee und wandte sich nach Cordova, indem er sich auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses hielt, denn er hoffte, die Hauptstadt zu überrumpeln, in der Erwartung, daß er sie von Truppen entblößt finden und daß die omaijadischen Clienten und die Jemeniten dieser Stadt ihm bewaffneten Beistand leihen würden.

Als er in dem District von Tocina, nach Einigen bei der Villa Colombera,[1] nach Anderen bei der Villa, welche Villanova der Bachriten hieß (jetzt Brenes)[2], angekommen war, bemerkte man, daß die drei Heeresabtheilungen jede ihre Fahne hatten, der Prinz aber keine. „Guter Gott!“ sagten die Führer zu einander, „nun wird der Streit unter uns ausbrechen.“ Der Befehlshaber aus Sevilla, Abû-Çabbâch, beeilte sich, einen Turban an eine Lanze zu befestigen und dem Prinzen diese Fahne darzubringen, welche das Palladium der Omaijaden wurde.

Während Aberrachmân seinen Marsch nach Cordova fortsetzte, setzte Jûsof, der einen kurzen Halt in Almodovar gemacht, den seinigen nach Sevilla fort, und bald befanden sich beide Armeen einander gegenüber und nur getrennt durch den Guadalquivir, der um diese Jahreszeit (es war im Mai) zu sehr angeschwollen waren, als daß man ihn hätte durchwaten können. Man beobachtete sich von beiden Seiten. Jûsof, der große Eile hatte, seinen Rivalen anzugreifen, ehe dieser neue Verstärkung erhalten, erwartete mit Ungeduld

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 84 r.

[2]) Ibn-al-Kûtîa fol. 11 v. Die Beni-Bachr, fügt er hinzu, waren ein Nebenstamm der Lakhmiten. Brenes ist eine Umänderung des arabischen Bachrîn.

den Augenblick, wo der Fluß fallen werde. Der Prätendent seinerseits wollte gegen Cordova marschiren, ohne vom Feinde bemerkt zu werden. Bei Einbruch der Nacht, ließ er Lager-Feuer anzünden, um Jûsof glauben zu machen, er habe seine Zelte aufgeschlagen; darauf benutzte er die Dunkelheit und machte sich in tiefster Stille auf den Marsch. Zu seinem Unglück hatte er fünfundvierzig arabische Meilen zurückzulegen, und kaum hatte er eine hinter sich, als Jûsof von seiner heimlichen Abreise benachrichtigt wurde. Ohne einen Augenblick zu verlieren, kehrte der Emir plötzlich um, damit er seine bedrohte Hauptstadt schützen könne. Darauf gab es einen förmlichen Wettlauf; aber Abderrachmân, welcher sah, daß Jûsof bei diesem Rennen den Preis gewinnen werde, versuchte von neuem, ihn zu täuschen, indem er stillhielt. Jûsof, der von der anderen Seite des Flusses alle Bewegungen des Feindes beobachtete, that das Selbe; als dann Abderrachmân sich wieder auf den Marsch begab, machte er es ihm wieder nach, bis er schließlich seinem Rivalen gegenüber, dessen Plan vollkommen gescheitert war, in Moçâra anhielt, ganz nahe bei Cordova, zum großen Mißvergnügen seiner Soldaten, welche bisher nichts als Garbanzos [1] zur Nahrung gehabt und die Hoffnung gehegt hatten, sich in der Hauptstadt für ihre Entbehrungen zu entschädigen.

Donnerstag den 13. Mai, am Tage des Arafa-Festes, fing der Guadalquivir an zu fallen, und Abderrachmân, der die Häuptlinge seiner Armee, welche durch die Ankunft mehrerer Cordovaner vermehrt worden waren, hatte zusammenrufen lassen, sprach zu ihnen die folgenden Worte: „Es ist Zeit, einen letzten und festen Entschluß zu fassen. Ihr kennt die Vorschläge Jûsof's. Wenn ihr meint, daß ich sie annehmen soll, so bin ich noch immer bereit, es zu thun; wenn ihr aber den Krieg wollt, so will ich ihn auch. Sagt mir also offenherzig eure Meinung; welche sie auch sei, sie soll die meine sein.“ Als alle jemenitischen Häuptlinge sich für den Krieg erklärt hatten, riß ihr Beispiel die omaijadischen Clienten mit fort, obgleich diese im Stillen noch nicht ganz den Gedanken einer Versöhnung aufgegeben hatten. Der Krieg war also beschlossen, und der Prinz nahm wieder das Wort und sagte: „Meine Freunde, laßt uns noch heute über den Fluß gehen und uns so einrichten, daß wir morgen eine Schlacht liefern können; denn der morgende Tag ist ein glücklicher für meine Familie: es ist Freitag und ein Festtag; es war gerade auch an einem Freitage

[1]) Eine Bohnenart.

und Festtage, als mein Ahn meiner Familie das Khalifat verschaffte, indem er auf der Wiese Râhit den Sieg erfocht über einen anderen Fihriten, welcher ebenso wie jener, den wir bekämpfen wollen, einen Kaisiten zum Vezier hatte. Damals war es ebenso wie jetzt: Die Kaisiten waren auf der einen Seite und die Jemeniten auf der anderen. Hoffen wir, meine Freunde, daß der morgende Tag für die Jemeniten und die Omaijaden ein ebenso glorreicher werde wie jener auf der Wiese Râhit!" Darnach gab der Prinz seine Befehle und ernannte die Führer, welche die verschiedenen Abtheilungen seiner Armee befehligen sollten. Zugleich leitete er eine scheinbare und hinterlistige Unterhandlung mit Jûsof ein. Da er den Fluß, ohne zu kämpfen, überschreiten und seinen ausgehungerten Soldaten Lebensmittel verschaffen wollte, ließ er ihm sagen, daß er bereit sei, die Bedingungen anzunehmen, welche er ihm in Torrox gemacht und welche nur in Folge einer Impertinenz Khâlid's verworfen worden; daß er folglich hoffe, Jûsof werde sich dem nicht widersetzen und ihm gestatten, mit seiner Armee ans andere Ufer hinüber zu gehen, wo sie in größerer Nähe leicht ihre Unterhandlungen abschließen könnten, und daß, da ihr gutes Einvernehmen nahe daran sei, sich zu gestalten, er Jûsof bitte, er möge ihm Fleisch für seine Truppen senden.

Da er an die Aufrichtigkeit seines Nebenbuhlers glaubte und hoffte, die Sachen könnten vielleicht ohne Blutvergießen geschlichtet werden, ging Jûsof in die Schlinge. Nicht allein widersetzte er sich dem Uebergange Abderrachmân's nicht, sondern er schickte ihm auch Ochsen und Hammel. Ein wunderlicher Zufall wollte, daß der alte Jûsof immer, ohne es zu ahnen, die Pläne seines jungen Nebenbuhlers unterstützte. Schon einmal hatte das Geld, welches er den omaijadischen Clienten gegeben, damit sie sich für seine Sache bewaffnen sollten, dazu gedient, Abderrachmân wieder nach Spanien zu führen; diesmal dienten die Lebensmittel, welche er ihnen schickte, dazu, die Kräfte seiner Feinde, die vor Hunger vergingen, herzustellen.

Erst am folgenden Tage, an einem Freitage, dem vierzehnten Mai, am Feste der Opfer, bemerkte Jûsof, daß er sich habe hintergehen lassen. Da sah er, daß die Armee Abderrachmân's, verstärkt durch die Jemeniten von Elvira und Jaën, die mit Tagesanbruch gekommen waren, sich in Schlachtordnung stellte. Gezwungen, die Schlacht anzunehmen, ordnete er seine Truppen zum Kampf, obgleich er die Verstärkungen noch nicht erhalten hatte, die sein Sohn Abû-Zaid ihm von Saragossa zuführen sollte, und obgleich unter den Kaisiten eine sehr lebhafte Unruhe entstanden war, da sie, ebenso wie Abderrachmân, die

auffallende Aehnlichkeit zwischen diesem Tage und dem Schlachttage auf der Wiese bemerkt hatten.

Der Kampf entspann sich. Der Prätendent, umgeben von seinen Clienten, unter denen Obaidallâh sein Banner trug, ritt einen prächtigen Andalusier, den er springen ließ wie ein Reh. Längst nicht alle Reiter hatten Pferde, nicht einmal die Anführer; selbst noch lange Zeit nachher waren Pferde so selten in Andalusien, daß die leichte Cavallerie gewöhnlich auf Mauleseln ritt.[1] Darum flößte auch das feurige Pferd Abderrachmân's den Jemeniten Argwohn und Furcht ein, und sie sagten zu einander: „Der da ist sehr jung, und wir wissen nicht, ob er tapfer ist. Wer steht uns dafür, daß er sich nicht, wenn Furcht ihn überwältigt, mittelst dieses Andalusiers flüchtet, seine Clienten mit in die Flucht reißt und so Verwirrung in unsere Reihen bringt?" Dieses mehr und mehr deutlich werdende Murren gelangte endlich bis zu den Ohren des Prinzen, welcher sogleich Abû-Çabbâch zu sich rief, einen von Denen, welche die größte Unruhe gezeigt hatten. Der sevillanische Häuptling kam, auf seinem alten Maulesel sitzend, an, und der Prinz sagte zu ihm: „Mein Pferd ist zu hitzig und verhindert mich durch seine Sprünge, gut zu zielen. Ich möchte einen Maulesel haben und in der ganzen Armee sehe ich keinen, der mir so gut gefällt wie der deinige; er ist folgsam und durchs Alter ist er grau und schon fast weiß geworden, während er früher braun von Farbe war. So paßt er mir vortrefflich, denn ich will, daß meine Freunde mich an meinem Reitthier erkennen; wenn die Sachen schlecht gehen, was Gott verhüte, so brauchen sie nur meinem weißen Maulthiere zu folgen: das wird jedem den Weg zur Ehre zeigen. Nimm du also mein Pferd und gib mir dein Maulthier." — „Aber wäre es nicht besser, wenn der Emir zu Pferde bliebe?" stotterte Abû-Çabbâch, vor Scham erröthend. — „Durchaus nicht," erwiderte der Prinz, der schon behende hinabgesprungen war. Gleich darauf schwang er sich aufs Maulthier. Kaum sahen ihn die Jemeniten auf diesem alten friedlichen Thiere reiten, als all ihre Furcht verging.

Der Ausgang des Kampfes blieb nicht lange zweifelhaft. Die Cavallerie des Prätendenten warf den rechten Flügel und das Centrum der feindlichen Armee über den Haufen, und Jûsof und Çomail suchten beide, nachdem jeder von ihnen Zeuge beim Tode eines Sohnes ge-

---

[1]) Im zehnten Jahrhundert sah Johann von Görz, der Gesandte Kaiser Otto I. an dem Hof Abderrachmân's III. in Cordova die leichte Cavallerie an einem großen Paradetage auf Mauleseln reiten. Vita Johannis Gorziensis, c. 132.

wesen, ihr Heil in der Flucht. Nur der linke Flügel, aus Kaisiten zusammengesetzt und von Obaid befehligt, hielt Stand, bis die Sonne schon sehr hoch stand, und gab nicht eher nach, bis beinahe alle Kaisiten von Auszeichnung und Obaid selbst getödtet worden.

Die siegreichen Jemeniten hatten nichts Eiligeres zu thun, als mit der Plünderung zu beginnen. Einige begaben sich aufs Schlachtfeld, das der Feind schon geräumt hatte, und fanden dort die Speisen, welche Jûsof für seine Soldaten hatte bereiten lassen, und außerdem eine beträchtliche Beute. Andere fingen an, den Palast Jûsof's in Cordova zu plündern, und zwei Männer dieser Bande aus dem jemenitischen Stamme Tai, überschritten die Brücke, um den Palast Çomail's in Secunda auszurauben. Hier fanden sie außer anderen Reichthümern einen Koffer, welcher zehntausend Goldstücke enthielt. Çomail konnte von einem Berge herab, an der Straße nach Jaën, die beiden Männer sehen und erkennen, welche seinen Koffer forttrugen, und da er, wiewohl geschlagen und eines geliebten Sohnes beraubt, seinen ganzen Stolz bewahrt hatte, ließ er seinen Zorn und seine Rachgier sogleich in einem Gedichte aus, von welchem die zwei folgenden Verse bis auf uns gekommen sind:

„Der Stamm Tai hat mein Geld in Verwahrung genommen; aber der Tag wird kommen, an dem dieses Gut wieder von mir wird eingezogen werden... Wenn ihr wissen wollt, was meine Lanze und mein Degen vermögen, so könnt ihr nur die Jemeniten fragen, und wenn sie düster und niedergeschlagen schweigen, so werden die zahllosen Schlachtfelder, welche Zeugen ihrer Niederlagen gewesen sind, für sie Rede und Antwort stehen und meinen Ruhm verkünden."

Im Palaste Jûsof's angelangt, hatte Abderrachmân viele Mühe, die Plünderer, welche er dort fand, zu verjagen; es gelang ihm dies erst, nachdem er ihnen Kleider gegeben hatte, über deren Mangel sie klagten. Der Harem Jûsof's war ebenfalls von der größten Gefahr bedroht, denn in ihrem Haß gegen den alten Emir, hatten die Jemeniten durchaus nicht die Absicht, ihn zu schonen. Da kam die Gattin Jûsof's, Omm-Othmân, in Begleitung ihrer beiden Töchter und flehte den Schutz des Prinzen an. „Vetter," sagte sie, „sei gut gegen uns, denn Gott war gut gegen dich." — „Ich werde es sein," antwortete er, gerührt über das Schicksal dieser Frauen, in denen er Mitglieder einer mit ihm verwandten Familie sah, und sogleich befahl er, den Çâchib-aç-çalât, den Vorbeter der Moschee, zu rufen. Als der Mann, welcher damals diese Würde versah und ein Client Jûsof's war, erschien, schärfte Abderrachmân ihm ein, diese Frauen in seine Wohnung,

eine Art Heiligthum, wo sie vor der Brutalität der Soldaten geschützt waren, zu führen, und gab ihnen sogar die Kostbarkeiten zurück, die er den Plünderern hatte entreißen können. Um ihm ihre Erkenntlichkeit zu beweisen, gab eine der beiden Töchter Jûsof's ihm eine junge Sklavin, Namens Cholal, zum Geschenk, welche später Hischâm, dem zweiten omaijadischen Emir von Spanien, das Leben gab.[1]

Das edle und großmüthige Verfahren Abderrachmân's machte die Jemeniten außerordentlich unzufrieden. Er verhinderte sie zu plündern, während sie sich eine reiche Beute versprochen; er nahm Frauen unter seinen Schutz, nach denen sie gelüstete: das waren lauter Eingriffe in Rechte, welche sie sich erworben zu haben glaubten. „Er ist parteiisch für seine Familie," sagten die Unzufriedenen, „und da er uns doch seinen Sieg verdankt, hätte er uns wohl ein wenig mehr Erkenntlichkeit zeigen können." Selbst die am meisten gemäßigten Jemeniten mißbilligten dieses Murren kaum; zwar sagten sie, der Prinz habe recht gehandelt, aber an ihren Mienen sah man, daß sie nur so sprachen, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, daß sie aber im Grunde des Herzens den Unzufriedenen Recht gaben. Da sie Abderrachmân nur Hilfe geleistet hatten, um sich an den Ma'additen zu rächen, und dieser Zweck nun erreicht war, erkühnte sich sogar einer unter ihnen zu sagen: „Wir sind jetzt fertig mit unseren ma'additischen Feinden. Dieser Mann und seine Clienten gehören zu der selben Race. Jetzt wollen wir unsere Waffen gegen sie wenden, wir wollen sie tödten und an einem Tage zwei Siege erringen für einen." Dieser ehrlose Vorschlag wurde mit solcher Kaltblütigkeit verhandelt, als ob es eine sehr natürliche Sache gegolten hätte; die Einen billigten, die Anderen mißbilligten ihn. Unter den letzteren befand sich der ganze Volksstamm Kodhâa, zu welchem die Kelbiten gehörten. Noch hatte man keine Entscheidung getroffen, als Thalaba, ein edler Dschodhâmite aus der Heeresabtheilung von Sidona, zum Prinzen ging und ihm die gegen ihn angezettelte Verschwörung verrieth. Es war ein persönlicher Beweggrund, der ihn dazu veranlaßte. Trotz seines edlen Ursprungs war er hinter seinen Mitbewerbern zurückgesetzt worden, als seine Stammgenossen sich Häuptlinge gewählt hatten, und da seine glücklichen Nebenbuhler jetzt zu Gunsten des Vorschlages gestimmt hatten, glaubte er, ein vortreffliches Mittel gefunden zu haben, sich an ihnen zu rächen. Also benachrichtigte er Abderrachmân davon und sagte ihm, daß er sich

[1]) Vergleiche Ibn-al-Kûtîa fol. 12 r. und Akhbâr madschmûa fol. 86 v. mit Khoschanî S. 219.

nur auf die Kodhâa's verlassen könne und daß Abû-Çabbâch mehr als irgend ein Anderer den Vorschlag unterstützt habe. Der Prinz dankte ihm mit überströmendem Herzen und versprach, ihn in der Folge zu belohnen (was er wirklich nicht unterließ), und traf, ohne einen Augenblick zu verlieren, seine Maßregeln. Er ernannte den Kelbiten Abderrachmân ibn-Noaim zum Präfecten von Cordova und umgab sich mit all seinen Clienten, welche er als Leibwache organisirte. Sobald die Jemeniten bemerkten, daß der Plan, welchen sie entworfen hatten, verrathen war, hielten sie es für gerathen, ihn aufzugeben, und hinderten Abderrachmân nicht, sich in die große Moschee zu begeben, wo er in seiner Eigenschaft als Imâm das Freitags-Gebet abhielt, wobei er das Volk anredete und ihm versprach, als guter Fürst zu regieren.

Wenn auch Herr der Hauptstadt, war Abderrachmân doch noch nicht Herr von Spanien. Obgleich Jûsof und Çomail eine große Niederlage erlitten hatten, verzweifelten sie nicht daran, ihre Sache wieder aufzurichten. Dem Plan zufolge, welchen sie in dem Augenblick, als sie nach der Flucht auseinandergingen, gefaßt hatten, ging Jûsof nach Toledo, um dort Hilfe zu suchen, während Çomail sich zu der Heeresabtheilung begab, zu welcher er gehörte, der von Jaën, wo er alle Ma'aditen zu den Waffen rief. Darnach stieß Jûsof mit den Truppen von Saragossa, denen er unterwegs begegnet war, und denen von Toledo zu ihm. Sie zwangen dann den Statthalter der Provinz Jaën, sich in die Festung Mentesa zurückzuziehen, und den Statthalter von Elvira, Zuflucht in den Bergen zu suchen. Zugleich befahl Jûsof, welcher gehört hatte, daß Abderrachmân sich vorbereite, gegen ihn zu marschiren, seinem Sohne Abû-Zaid, Cordova zu erreichen, und zwar auf einem anderen Wege als dem, welchen Abderrachmân verfolgte, um sich der Hauptstadt zu bemächtigen, was ihm nicht schwer fallen werde, da die Stadt nur eine schwache Besatzung habe. Wenn dieser Plan gelinge, werde Abderrachmân gezwungen sein, plötzlich wieder umzukehren, um Cordova zu nehmen, und Jûsof werde Zeit gewinnen, seine Armee zu vergrößern. Der Plan gelang wirklich. Abderrachmân befand sich schon auf dem Marsche, als Abû-Zaid die Hauptstadt unerwartet angriff, sich zum Herrn derselben machte, Obaidallâh einschloß, der sich mit einigen Kriegern in den Thurm der Moschee begeben hatte, und ihn zwang, sich zu ergeben. Aber kurz nachher, als er hörte, daß Abderrachmân plötzlich umgekehrt sei, um ihn anzugreifen, verließ er Cordova, indem er Obaidallâh und zwei junge Mädchen, Sklavinnen des Prinzen, welche

er im Palaste gefunden hatte, mit fortnahm. Das zog ihm den lauten Tadel der Häuptlinge, die in seiner Begleitung waren, zu. „Dein Verfahren ist nicht so edel wie das Abderrachmân's," sagten sie zu ihm; „denn als er deine eigenen Schwestern und die Frauen deines Vaters in seiner Gewalt hatte, schonte und beschützte er sie, während du Frauen, welche ihm gehören, dir aneignest." Abû-Zaid fühlte, daß sie die Wahrheit sagten, und als er eine Meile nördlich von Cordova angekommen war, befahl er, daß man ein Zelt für die beiden Sklavinnen aufschlage, und ließ sie, nachdem er ihnen ihr Eigenthum wieder erstattet, darin zurück. Dann traf er mit seinem Vater in Elvira zusammen.

Als Abderrachmân erfuhr, daß Abû-Zaid Cordova schon verlassen hatte, rückte er rasch gegen Jûsof; aber die Dinge nahmen eine ganz andere Wendung, als man gedacht. Da sie sich zu schwach fühlten, um dem Prinzen auf die Länge Widerstand zu leisten, ließen Jûsof und Çomail ihm Vorschläge machen und erklärten ihm, daß sie bereit seien, ihn als Emir anzuerkennen, wenn er ihnen für Alles, was sie besäßen, Bürgschaft leisten und eine allgemeine Amnestie bewilligen wolle. Abderrachmân nahm diese Vorschläge an, indem er seinerseits sich ausbedang, daß Jûsof ihm seine beiden Söhne Abû-Zaid und Abû-'l-Aswad als Geiseln gebe. Er verpflichtete sich, sie ehrenvoll zu behandeln, ohne ihnen andere Bedingungen aufzuerlegen, als daß sie den Palast nicht verließen, und er versprach, sie ihrem Vater zurückzugeben, sobald die Ruhe wieder hergestellt sei. Während dieser Unterhandlungen wurde auch der Spanier Khâlid, der Gefangene Abderrachmân's, gegen Obaidallâh, den Gefangenen Jûsof's, ausgewechselt. So wurde durch ein sonderbares Spiel des Zufalls der omaijadische Client gegen Den ausgetauscht, den er selbst gefangen genommen hatte.

Von Allen als Emir Spaniens anerkannt, machte Abderrachmân sich mit Jûsof zu seiner Rechten und Çomail zu seiner Linken wieder auf den Weg nach Cordova (Juli 756). Während der ganzen Reise bewies Çomail sich als den höflichsten und feinsten Mann, den man sich nur denken konnte, und später sagte Abderrachmân häufig: „Das ist gewiß: Gott verleiht die Herrschaft nach seinem Wohlgefallen, nicht nach Verdienst der Menschen! Von Elvira bis nach Cordova war Çomail stets an meiner Seite, und doch berührte sein Knie nie das meine; nie war der Kopf seines Maulthiers dem des meinigen voraus; niemals stellte er mir eine Frage, welche unbescheiden hätte scheinen können, und nicht Ein Mal fing er eine Unterhaltung an,

ohne daß ich zuerst das Wort an ihn gerichtet hätte."[1] Der Prinz hatte, so fügen die Chronisten hinzu, keinen Beweggrund, Jûsof ein ähnliches Lob zu ertheilen.

Alles ging eine Zeit lang gut. Die Hinterlist der Feinde Jûsof's, welche ihm einen Proceß anhängen wollten unter dem Vorwande, daß er sich Ländereien zugeeignet, auf die er kein Recht habe, blieb ohne Erfolg; er und Çomail genossen große Gunst bei Hofe, und Abderrachmân fragte sie oft, sogar in ernsten und schwierigen Verwickelungen, um Rath. Çomail war in das Schicksal, das ihm zu Theil geworden, ganz ergeben, und auch Jûsof, der für sich allein nie einen wichtigen Entschluß fassen konnte, würde sich vielleicht in jene untergeordnete Rolle gefügt haben, wäre er nicht von Unzufriedenen, von koraischitischen, fihritischen und häschimitischen Edlen umgeben gewesen, die unter seiner Regierung die höchsten und einträglichsten Würden eingenommen hatten und nun, da sie sich nicht an die unbedeutende Stellung gewöhnen konnten, auf die sie angewiesen waren, den geringsten Worten des Prinzen eine falsche Deutung gaben und dadurch den alten Emir gegen den neuen aufbrachten. Ihr Plan gelang ihnen nur zu gut. Entschlossen, noch Ein Mal das Waffenglück zu versuchen, hielt Jûsof vergeblich um den Beistand Çomail's und der Kaisi en an; aber besser gelang es ihm bei den Baladîs (so nannte man die vor den Syrern nach Spanien gekommenen Araber) besonders bei denen von Lacant,[2] von Merida und von Toledo, und eines Tages im Jahre 758 erhielt Abderrachmân die Nachricht, Jûsof habe die Flucht in der Richtung nach Merida ergriffen. Sogleich schickte er ihm einige Schwadronen nach, ihn zu verfolgen, aber vergebens. Dann ließ er Çomail vor sich führen und machte ihm harte Vorwürfe, daß er das Entweichen Jûsof's begünstigt habe. „Ich bin unschuldig", antwortete der Kaisite; „Beweis dafür ist, daß ich Jûsof nicht begleitet habe, wie ich es gethan hätte, wenn ich sein Mitschuldiger wäre." — „Unmöglich kann Jûsof Cordova verlassen haben, ohne sich mit dir besprochen zu haben," erwiderte der Prinz, „und deine Pflicht wäre es gewesen, uns zu benachrichtigen." Darauf ließ er ihn ins Gefängniß werfen, ebenso die beiden Söhne Jûsof's, welche sich als Geiseln im Palaste befanden.

---

[1]) Zijâd, der natürliche Bruder Moawija's I. und Statthalter des Irâk, sprach ein ähnlich klingendes Lob über Chârita aus. Siehe Ibn-Khallicân Bd. I. S. 325 ed. Slane.

[2]) Dieser Ort lag wahrscheinlich in der Nachbarschaft von Fuente de Cantos nordwestlich von Sevilla.

Nachdem Jûsof zu Merida seine arabischen und berberischen Anhänger vereinigt hatte, schlug er mit ihnen den Weg nach Lacant ein, dessen Einwohner sich ebenfalls mit ihm vereinigten; von dort zog er gegen Sevilla. Da fast alle Baladîs dieser Provinz und selbst eine große Anzahl Syrer unter seiner Fahne sich zusammengeschaart hatten, konnte er an der Spitze von tausend Mann die Belagerung von Sevilla beginnen, wo ein Verwandter Abderrachmân's, Namens Abdalmelik, welcher im vorhergehenden Jahre mit seinen beiden Söhnen in Spanien angekommen war, das Commando hatte. Allein da er vermuthete, daß dieser Statthalter, der nur eine sehr geringe Besatzung, aus syrischen Arabern bestehend, unter sich hatte, es nicht wagen werde, Etwas gegen ihn zu unternehmen, beschloß er, ohne Verzug einen großen Schlag auszuführen und geradeswegs vor die Hauptstadt zu rücken, ehe die syrischen Araber vom Süden Zeit hätten, dort einzutreffen. Dieser Plan scheiterte, denn während Jûsof noch auf dem Marsch begriffen war, kamen die Syrer schon in Cordova an, und Abderrachmân zog mit ihnen dem Feinde entgegen. Der Statthalter von Sevilla, Abdalmelik, erhielt seinerseits bald Verstärkung durch die Ankunft seines Sohnes Abdallâh, welcher, da er seinen Vater in Sevilla eingeschlossen glaubte, ihm mit den Truppen aus Moron, dem District, in welchem er Statthalter war, zu Hilfe gekommen war; Vater und Sohn beschlossen nun, Jûsof während seines Marsches anzugreifen. Von den Bewegungen des Feindes benachrichtigt und in der Furcht, zwischen zwei Feuer zu gerathen, beeilte Jûsof sich, wieder umzukehren, um zuerst die Truppen von Sevilla und Moron zu vernichten. Bei seiner Annäherung zog Abdalmelik, der Abderrachmân Zeit zum Herankommen lassen wollte, sich langsam zurück; aber Jûsof zwang ihn, Halt zu machen und den Kampf anzunehmen. Wie gewöhnlich begann die Schlacht mit einem Zweikampf. Ein Berber, der Client einer fihritischen Familie, trat aus den Reihen Jûsof's hervor und rief: „Ist dort Einer, der sich mit mir messen will?" Da dieser Mann von riesenhafter Gestalt und ungeheuerer Kraft war, wagte unter den Soldaten Abdalmelik's keiner, seine Herausforderung anzunehmen. Da sagte Abdalmelik: „Das ist ein Anfang, der zu sehr geeignet wäre, unsere Soldaten zu entmuthigen;" und indem er sich an seinen Sohn Abdallâh wandte, sprach er zu ihm: „Geh du, mein Sohn, geh und miß dich mit diesem Manne, und möge Gott dein Helfer sein." Schon wollte Abdallâh aus den Reihen treten, um dem Befehle seines Vaters zu gehorchen, als ein Abessinier, ein Client seiner Familie, zu ihm trat und fragte, was er wolle. „Ich will mit jenem Berber kämpfen,"

antwortete Abdallâh. „Diese Sorge überlaß mir, Herr," sagte der Abessinier darauf, und im selben Augenblicke ging er schon dem Streiter entgegen.

Die beiden Armeen harrten mit Spannung des Ausgangs dieses Kampfes. Die Gegner waren einander' gewachsen an Gestalt, an Kraft und Tapferkeit, und so setzte sich der Kampf eine Zeit lang fort, ohne daß der eine oder der andere einen Vortheil gewonnen hätte; da aber der Erdboden vom Regen feucht war, glitt der Berber aus und fiel zur Erde. Während der Abessinier sich auf ihn warf und ihm beide Beine abhieb, ließ die Armee Abdalmelik's, durch den Erfolg ihres Streiters kühn geworden, den Ruf erschallen: „Gott ist groß!" und stürzte auf Jûsof's Armee mit solchem Ungestüm, daß sie dieselbe sofort in die Flucht schlug. Ein einziger Angriff hatte also das Schicksal des Tages entschieden; indeß hatte Abdalmelik nicht Truppen genug, um die Früchte seines Sieges in dem Maße zu ernten, wie er es gewünscht hätte.

Während seine Soldaten nach allen Richtungen hin flohen, ging Jûsof, nur von einem Sklaven und dem Perser Sâbik, einem Clienten der Temîmiten, begleitet, durch den Campo de Calatravo und erreichte die Landstraße, welche nach Toledo führte. Mit verhängtem Zügel ritt er durch ein Dorf, zehn Meilen von Toledo gelegen. Hier wurde er erkannt, und ein Abkömmling der Mediner, Abdallâh ibn=Amr, sagte zu seinen Freunden: „Laßt uns schnell aufsitzen und diesen Mann tödten; nur sein Tod kann seiner Seele und der Welt Ruhe geben, denn so lange er lebt, wird er ein Feuerbrand sein und fortwährend Streit entzünden!" Seine Gefährten billigten den Vorschlag, saßen auf und erreichten, da sie ganz frische Pferde hatten, während die der Flüchtlinge von Müdigkeit völlig erschöpft waren, die Verfolgten vier Meilen vor Toledo; sie tödteten Jûsof und Sâbik. Nur der Sklave entrann ihren Säbeln und brachte die traurige Nachricht vom Tode des früheren Emirs von Spanien nach Toledo.

Als Abdallâh ibn=Amr Abderrachmân den Kopf seines unglücklichen Nebenbuhlers brachte, ließ der Fürst, der nun all seine Feinde mit Einem Schlage vernichten wollte, auch Abû-Zaid, einen der beiden Söhne Jûsof's, enthaupten; den andern, Abû='l=Aswad, verurtheilte er zu lebenslänglicher Gefangenschaft; nur in Anbetracht seiner großen Jugend beschloß er, sein Leben zu schonen. Nun war Çomail noch der Einzige, der ihm Mißtrauen erregen konnte. Eines Morgens verbreitete sich das Gerücht, er sei in trunkenem Zustande an einem Schlaganfall gestorben. Die ma'additi=

schen Häuptlinge, die in seinen Kerker eingedrungen waren, weil sie sich überzeugen wollten, ob er eines gewaltsamen Todes gestorben sei, fanden zur Seite des Leichnams Wein, Früchte und Zuckerwerk. Dessenunerachtet glaubten sie nicht an einen natürlichen Tod, und sie hatten Recht; nur täuschten sie sich in der Vermuthung, daß Abderrachmân Çomail vergiftet hätte; die Wahrheit ist, daß er ihn hatte erdrosseln lassen. [1]

[1]) Siehe Makkari Bd. II S. 24.

XVI.

Abderrachmân hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht. Der Verbannte, welcher fünf Jahre lang ein Spielball aller Zufälligkeiten eines abenteuernden Lebens gewesen und in den Wüsten Afrika's von Stamm zu Stamm gewandert war, hatte sich endlich zum Herrscher eines großen Landes emporgeschwungen, und seine entschiedensten Feinde hatten aufgehört zu leben.

Indessen konnte er doch nicht in Frieden genießen was er durch Verrath und Mord erworben hatte. Seine Herrschaft konnte nicht Wurzel fassen im Lande; er verdankte sie nur dem Beistande der Jemeniten, und von Anfang an hatte er sich leicht überzeugen können, daß diese Stütze sehr unsicher sei. Von dem Wunsche beseelt, sich für die Niederlage zu rächen, welche sie in der Schlacht von Secunda erfahren, und die Hegemonie, deren sie seit so langer Zeit beraubt waren, wieder zu erwerben, betrachteten sie die Sache Abderrachmân's nur als einen Vorwand; im Grunde hätten sie viel lieber einen der Ihrigen zum Emirat erheben wollen, wenn ihre gegenseitige Eifersucht ihnen dies erlaubt hätte, und es war vorauszusehen, daß sie ihre Waffen gegen den Fürsten wenden würden, sobald man den gemeinsamen Feind bezwungen hätte. Dies verfehlten sie denn auch nicht zu thun, und während einer Regierung von zweiunddreißig Jahren sah Abderachmân I. seine Autorität bald von den Jemeniten, bald von den Berbern bestritten, bald endlich von den Fihriten, welche, wenn auch oft geschlagen, sich nach jeder Niederlage wieder mit neuen Kräften erhoben, wie jener Riese in der Fabel, welchen Hercules immer vergebens zu Boden warf. Zu seinem Glück bestand unter den arabischen Häuptlingen keine Einig=

keit, sie griffen nach den Waffen, bald um persönliche Beleidigungen zu rächen, bald um eine bloße Laune zu befriedigen; sie fühlten es dunkel, daß um den Emir zu besiegen der ganze Adel ein Bündniß schließen müsse; aber sie waren nicht gewohnt, sich zu besprechen und im Einverständniß zu handeln. Dank diesem Mangel an Eintracht bei seinen Feinden und Dank seiner unermüdlichen Thätigkeit sowie seiner bald verrätherischen und arglistigen, bald heftigen und grausamen, aber beinahe immer geschickten, wohlberechneten und den Umständen angemessenen Politik, wußte Abderrachmân sich aufrecht zu erhalten, wiewohl er sich nur auf seine Clienten, auf einige Häuptlinge, die er sich verpflichtet hatte, und auf berberische Soldaten, die er aus Afrika hatte kommen lassen, stützen konnte.

Unter die furchtbarsten der zahlreichen Empörungen, welche die Jemeniten versuchten, ist die des Alâ ibn-Moghîth [1] zu rechnen, die im Jahre 763 ausbrach. Zwei Jahre vorher hatte die fihritische Partei, deren Häuptling damals Hischâm ibn-Ozra, der Sohn eines früheren Häuptlings der Halbinsel, war, sich zu Toledo empört, und dem Emir war es noch nicht gelungen, diese Stadt zu unterwerfen, als Alâ, durch Al-Mançûr, den abbâsidischen Khalifen, zum Statthalter von Spanien ernannt, in der Provinz Beja landete und die schwarze Fahne, welche der Khalif ihm gegeben, dort aufpflanzte. [2] Keine Standarte wäre mehr geeignet gewesen, die verschiedenen Parteien zu vereinigen, weil sie nicht eine oder die andere Partei, sondern die Gesammtheit der Moslim's repräsentirte. Die Fihriten dieses Theils von Spanien vereinigten sich nun auch mit den Jemeniten, und die Lage Abderrachmân's, der zwei Monate lang in Carmona eingeschlossen war, fing an, so gefährlich zu werden, daß er sich entschloß, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen. Als er vernahm, daß eine große Anzahl seiner Feinde, von der langen Dauer der Belagerung ermüdet, unter verschiedenen Vorwänden wieder in ihre Wohnunger zurückgekehrt waren, wählte er siebenhundert Mann, die besten der Besatzung, aus, ließ ein großes Feuer nahe bei dem Thore von Sevilla anzünden und sagte zu ihnen: „Lieben Freunde, wir müssen siegen oder sterben. Laßt uns die Scheiden unserer Säbel in dies Feuer werfen und schwören, als Tapfere zu sterben, wenn wir den Sieg nicht erringen können!"

---

[1]) Die arabischen Schriftsteller weichen hinsichtlich des Stammes, zu welchem Alâ gehörte, von einander ab. Die einen nennen den Stamm Jakûb, die andern Chadhramaut, noch andere Dschodhâm.

[2]) Man erinnert sich, daß die schwarze Farbe die der Abbâsiden war.

Alle warfen ihre Säbelscheiden in die Flammen, und beim Ausfall aus der Stadt stürzten sie sich mit solchem Ungestüm auf die Belagerer, daß diese, nachdem sie ihre Häuptlinge und siebentausend der Ihrigen verloren hatten, wie man versichert, in furchtbarer Unordnung die Flucht ergriffen. Der aufgebrachte Sieger ließ dem Leichnam Alâ's und denen seiner vornehmsten Begleiter den Kopf abhauen; und da er dem abbâsidischen Khalifen die Lust benehmen wollte, ihm Spanien streitig zu machen, ließ er diese Köpfe reinigen und befahl, sie mit Salz und Kampfer zu füllen, ans Ohr jedes Kopfes ein Billet zu heften, das Namen und Stand Dessen angab, dem er angehört hatte, und ließ sie dann in einen Sack thun, dem er die schwarze Fahne beifügte, ferner das Diplom, durch welches Al-Mançûr Alâ zum Statthalter Spaniens ernannt hatte, und einen Bericht über die Flucht der Insurgenten. Durch ein Geldgeschenk bewog er einen Kaufmann von Cordova, diesen Sack nach Kairawân, wohin ihn Handelsgeschäfte riefen, zu tragen und denselben Nachts auf den Markt der Stadt zu stellen. Dem Kaufmann gelang es, sich seines Auftrags zu entledigen, ohne bemerkt zu werden, und man sagt, Al-Mançûr habe, als er all diese Umstände erfahren, vor Entsetzen außer sich, gerufen: „Ich danke Gott, daß er zwischen mir und einem solchen Feinde ein Meer gesetzt hat!“ [1]

Dem Siege über die abbâsidische Partei folgte bald die Unterwerfung Toledo's (794). Durch den langen Krieg, den sie ausgehalten, verdrossen, ließen sich die Toletaner in Unterhandlungen mit Badr und Tammâm ein, welche die Armee des Prinzen befehligten, und erhielten Amnestie, nachdem sie ihre Häuptlinge ausgeliefert hatten. Als man diese Häuptlinge nach Cordova führen wollte, schickte der Emir ihnen einen Barbier, einen Schneider und einen Korbmacher entgegen. Nach den Befehlen, welche sie empfangen, rasirte der Barbier Kopf und Bart der Gefangenen, der Schneider machte ihnen Tunica's von Wolle, der Korbmacher Körbe, und die Bewohner Cordova's sahen eines Tages in ihre Stadt Esel einziehen, welche Körbe trugen, aus denen Kahlköpfe und in engen und elenden Tunica's von Wolle sonderbar vermummte Figuren herausschauten. Vom Hohngeschrei des

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 91 r. — 92 r.; Ibn-al-Kûtia fol. 14 r. u. v.; Ibn-Adhâri Bd. II S. 53—55. Einige Geschichtschreiber sagen, daß der Sack durch einen Pilger aus Cordova, nicht nach Kairawân, sondern nach Mekka gebracht worden sei, wo Al-Mançûr sich damals aufhielt.

Volkes verfolgt, wurden diese unglücklichen Toletaner durch die Stadt geführt und gekreuzigt.[1]

Die grausame Art, auf welche Abderrachmân Diejenigen züchtigte, welche es gewagt hatten, sich seiner Autorität zu widersetzen, zeigt zur Genüge, daß er eine Schreckensherrschaft führen wollte; aber, nach der Empörung Matarî's zu urtheilen, welche zwei Jahre nach der Bestrafung der Edlen von Toledo ausbrach, ließen die Araber sich nicht leicht einschüchtern. Dieser Matarî war ein jemenitischer Häuptling aus Niebla. Eines Abends, als man zu reichlich dem Weingotte gespendet hatte und das Gespräch auf das Blutbad der Jemeniten, welche unter der Fahne Alâ's gefochten hatten, gekommen war, nahm er seine Lanze, befestigte daran ein Stück Zeug und schwor, den Tod seiner Stammgenossen zu rächen. Als er am folgenden Morgen erwachte, hatte er vollständig vergessen, was er am Tage zuvor gethan, und als sein Blick auf die in eine Fahne umgewandelte Lanze fiel, fragte er mit verwunderter Miene, was das bedeute. Man erinnerte ihn sofort an Das, was er am Abend vorher gesagt und gethan habe. Da rief er vor Schrecken aus: „Löset geschwind dieses Tuch von meiner Lanze ab, damit mein Unsinn nicht laut werde!" Jedoch ehe man noch diesen Befehl ausrichten konnte, besann er sich wieder und sagte: „Nein, laßt diese Fahne! Ein Mann wie ich gibt einen einmal gefaßten Plan nicht auf, wie er auch sei." Darauf rief er seine Stammgenossen zu den Waffen. Er verstand es, sich lange Zeit zu behaupten, und als er endlich auf dem Schlachtfelde seinen Tod gefunden hatte, fuhren seine Gefährten fort, sich mit so großer Hartnäckigkeit zu vertheidigen, daß der Emir genöthigt war, mit ihnen zu unterhandeln und sie zu begnadigen.[2]

Nun kam die Reihe an Abû-Çabbâch. Obgleich Abderrachmân guten Grund hatte, diesem mächtigen Jemeniten zu mißtrauen, der ihn augenblicks nach der Schlacht von Moçâra ermorden lassen wollte, hatte er es doch bisher für klug gehalten, sich nicht mit ihm zu entzweien und ihm die Statthalterschaft von Sevilla anzuvertrauen; aber im Jahre 766, als es keine Aufrührer mehr zu bezwingen gab und er sich für mächtig genug hielt, um nichts mehr von Abû-Çabbâch befürchten zu müssen, entsetzte er ihn seines Amtes. Voll Wuth rief nun Abû-Çabbâch die Jemeniten unter die Waffen. Bald mußte Abderrachmân sich überzeugen, daß der Einfluß dieses Häuptlings

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 92 r. und v.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 55.

[2]) Akhbâr madschmûa fol. 92 v.

größer sei, als er gedacht hatte. Deshalb leitete er hinterlistige Unterhandlungen ein, schlug dem Sevillaner eine Zusammenkunft vor und ließ ihm durch Ibn-Khâlid einen Geleitsbrief, der von seiner Hand unterzeichnet war, einhändigen. Abû-Çabbâch begab sich nach Cordova, und während er die vierhundert Reiter, die ihn begleitet hatten, vor dem Thore des Palastes ließ, hatte er mit dem Emir eine geheime Unterhaltung. Er versetzte ihn, wie man erzählt, durch seine beschimpfenden Reden in die größte Wuth. Abderrachmân versuchte darauf, ihn mit eigener Hand zu erdolchen; aber der kräftige Widerstand des sevillanischen Häuptlings nöthigte ihn, seine Wachen zu rufen und ihn durch sie tödten zu lassen. Vielleicht war bei dieser Mordthat mehr Vorbedacht im Spiel, als die omaijadischen Clienten, welche die Geschichte ihrer Patrone geschrieben haben, es eingestehen wollen.

Als Abû-Çabbâch verschieden war, ließ Abderrachmân eine Decke über seinen Leichnam werfen und die Blutspuren sorgfältig verwischen, und als er darauf seine Veziere hatte rufen lassen, sagte er zu ihnen, daß Çabbâch im Palast als Gefangener sei, und fragte sie, ob er ihn tödten solle. Alle riethen ihm, es nicht zu thun. „Das würde gefährlich sein," sagten sie, „denn die Reiter Abû-Çabbâch's halten vor dem Thore des Palastes, und deine Truppen sind abwesend." Ein einziger theilte ihre Meinung nicht; es war ein Anverwandter des Emirs. Er sprach seine Meinung in folgenden Versen aus:

„Sohn der Khalifen, ich gebe dir einen guten Rath, wenn ich dich auffordere, diesen Mann zu tödten, der dich haßt und vor Begierde brennt, Rache an dir zu nehmen. Er darf dir nicht entschlüpfen, denn wenn er am Leben bleibt, wird er für uns die Ursache eines großen Unglücks werden. Mache ein Ende mit ihm, dann wirst du von einer schweren Krankheit befreit sein. Stoße ihm eine gute Damascenerklinge in die Brust; wenn es sich um einen solchen Mann handelt, ist ein gewaltsamer Tod noch Großmuth."

„So wisset denn," erwiderte Abderrachmân, „daß ich ihn schon habe tödten lassen," und ohne der Verwunderung seiner Veziere weitere Aufmerksamkeit zu schenken, hob er die über den Leichnam gebreitete Decke auf.

Die Veziere, welche den Mord des Abû-Çabbâch nur mißbilligt hatten aus Furcht vor der Wirkung, die eine solche Gewaltthat auf den Geist seiner Gefährten hervorbringen könne, bemerkten bald, daß diese Befürchtung ungegründet gewesen; denn als ein Palast-Beamter den Reitern angekündigt hatte, daß ihr Häuptling nicht mehr lebe und sie abziehen könnten, zogen sie sich ganz ruhig zurück; eine sonderbare

Thatsache, die Anlaß gibt zur Vermuthung, daß Abderrachmân mit gutem Vorbedacht gehandelt und diese Reiter schon vorher bestochen hatte.

Nur ein einziger omaijader Client war von so hohen Gefühlen durchdrungen, daß er diesen schändlichen Verrath, zu dem er selbst unbewußt mitgewirkt hatte, zu tadeln wagte; es war Ibn-Khâlid, welcher dem sevillanischen Häuptling den Geleitsbrief eingehändigt hatte. Er zog sich auf seine Güter zurück und weigerte sich später standhaft, irgend ein Amt anzunehmen.[1]

Kurze Zeit nach der Ermordung des Abû-Çabbâch brach ein großer Aufruhr unter den Berbern aus, welche sich bis dahin ruhig verhalten hatten. Er wurde von einem halb fanatischen, halb betrügerischen Schulmeister angestiftet, welcher im Osten Spaniens wohnte und Schakjâ hieß. Er gehörte dem berberischen Stamme Miknesa an; aber sei es, daß sein Gehirn durchs Studieren des Korans, der Traditionen über den Propheten und der Geschichte der ersten Zeiten des Islam verwirrt worden war, sei es, daß Ehrgeiz ihn dazu brachte, sich als Haupt einer Partei aufzuwerfen, er glaubte oder gab vor zu glauben, daß er von Alî und Fâtima, der Tochter des Propheten, abstamme. Die leichtgläubigen Berbern nahmen diesen Betrug um so leichter an, als durch einen glücklichen Zufall die Mutter des Schulmeisters auch Fâtima hieß, und als Schakjâ oder vielmehr Abdallâh, Sohn Mohammed's, wie er sich nannte, in das Land gekommen war, welches sich zwischen dem Guadiana und dem Tajo ausbreitet, strömten die Berbern, welche die Mehrzahl der moslimischen Bevölkerung ausmachten und immer bereit waren, die Waffen zu ergreifen, wenn ein Marabut es ihnen befahl, in Menge unter seine Fahnen herbei, so daß er sich nach einander der Orte Sontebria,[2] Merida, Coria und Medellin bemächtigen konnte. Er schlug die Truppen, welche der Statthalter von Toledo gegen ihn geschickt hatte, gewann für seine Sache die Berbern, welche in der Armee des omaijadischen Clienten, Obaidallâh, dienten, griff die übrigen Soldaten dieses Feldherrn an, schlug sie in die Flucht, bemächtigte sich ihres Lagers und wußte stets den Verfolgungen Abderrachmân's dadurch zu entschlüpfen, daß er sich in die Berge zurückzog. Endlich nach sechs

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 92 v.; vgl. Ibn-al-Abbâr S. 45.

[2]) Sontebria (heutigen Tages Castro de Santover am Guadiela) war zur Zeit der arabischen Herrschaft eine wichtige Stadt. De Gayangos, Anmerkungen zu Râzi S. 49.

Kriegsjahren bewarb Abderrachmân sich um die Unterstützung eines Berbers, der zu dieser Zeit der mächtigste Häuptling im Osten Spaniens war und mit eifersüchtigem Auge die Macht und die Erfolge des sogenannten Fatimiden betrachtete, und er erhielt diese Hilfe. Da fing nun der Zwist unter den Berbern an, und Schakjâ sah sich gezwungen, Sontebria zu verlassen und sich nach Norden zurückzuziehen;[1] aber während Abderrachmân gegen ihn marschirte und die Felder und Dörfer der Berbern, die auf seinem Wege lagen, verwüstete, brach ein anderer Aufstand im Westen aus, wo die Jemeniten nur eine günstige Gelegenheit erharrten, um den Mord des Abû-Çabbâch zu rächen. Die Gelegenheit verschaffte ihnen die Abwesenheit des Emirs, und sie zogen jetzt gegen die Hauptstadt in der Hoffnung, sich derselben durch einen Handstreich zu bemächtigen; sie wurden von den Verwandten des Abû-Çabbâch, welche Statthalter von Niebla und Beja waren, befehligt und von den Berbern des Westens unterstützt, die schon seit langer Zeit, wie es scheint, durch Sendlinge des Marabut bearbeitet worden.

Abderrachmân hatte kaum diese ärgerlichen Nachrichten erhalten, als er in aller Eile nach Cordova zurückkehrte. Er weigerte sich, auch nur Eine Nacht, wie man ihm vorschlug, in seinem Palaste sich aufzuhalten, und fand dennoch die Feinde schon an den Ufern des Bembezar verschanzt.[2] Nachdem die ersten Tage mit ziemlich unbedeutenden Scharmützeln vorübergegangen waren, benutzte Abderrachmân seine berberischen Clienten, unter denen sich die Beni-al-Khalî befanden, um die Berbern von dem Bündniß mit den Jemeniten los zu machen. Diese Clienten hatten sich mit Anbruch der Nacht ins feindliche Lager geschlichen und suchten den Berbern verständlich zu machen, daß wenn der Emir, der einzige, welcher sie gegen den Haß der Araber vertheidigen könne, seinen Thron verlöre, ihre Vertreibung die nothwendige Folge sein werde. „Ihr könnt," fügten sie hinzu, „auf die Erkenntlichkeit des Fürsten rechnen, wenn ihr eine Sache aufgeben wollt, die euren eigenen Interessen entgegen ist, und euch statt dessen der seinigen widmet." Ihre Rathschläge gewannen die Oberhand: die Berbern versprachen ihnen, die Jemeniten zu verrathen, sobald der Kampf, der auf den folgenden Tag angesetzt war, sich entsponnen habe.

---

[1] Akhbâr madschmûa fol. 93 v.; Ibn-Adhârî Bd II S. 56, 57; Nowairî S. 441.

[2] Ibn-al-Kûtîa nennt diesen Fluß, welcher auch den Namen Wâdî-Kais (Fluß der Kaisiten) getragen zu haben scheint, der sich bei Ibn-Adhârî findet.

Sie hielten ihr Versprechen. Vor der Schlacht sagten sie zu den Jemeniten: „Wir können nur zu Pferde kämpfen, während ihr es gut versteht, zu Fuß zu kämpfen; gebt uns also alle Pferde, welche ihr habt.“ Da sie durchaus keinen Grund hatten, ihnen zu mißtrauen, willigten die Jemeniten in ihre Bitte. Sie hatten bald Gelegenheit, dies zu bereuen, denn sobald der Kampf begonnen, gingen die Berbern, welche Pferde erhalten hatten, zu den omaijadischen Reitern über, und während sie einen heftigen Angriff auf die Jemeniten machten, entflohen die anderen Berbern. Die Reihen der Jemeniten wurden von allen Seiten durchbrochen. Darauf begann eine gräßliche Schlächterei; in ihrer blinden Wuth schlugen die Soldaten Abderrachmân's ohne Unterschied auf Alle ein, welche sie trafen, trotz des erhaltenen Befehls, der berberischen Flüchtlinge zu schonen. Dreißigtausend Leichen lagen auf dem Schlachtfelde zerstreut und wurden in eine Grube eingegraben, welche man noch im zehnten Jahrhundert zeigte.[1]

Der Aufstand der Berbern im Innern wurde erst nach zehnjährigem Kriege unterdrückt, als Schakjâ von zweien seiner Gefährten ermordet worden; er dauerte noch an, als ein gefährliches Bündniß einen fremden Eroberer nach Spanien rief. Die Mitglieder dieses Bundes waren der Kelbite al-Arâbî,[2] Statthalter von Barcelona, der Fihrite Abderrachmân ibn-Chabîb, der Schwiegersohn Jûsof's, genannt „der Slave“, weil sein feiner und schlanker Wuchs, sein blondes Haar und seine blauen Augen an den Typus jenes Volkes erinnerten, von dessen Angehörigen mehrere als Sklaven in Spanien lebten, und endlich Abû-'l-Aswad, der Sohn Jûsof's, welchen Abderrachmân zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt hatte, der aber die Wachsamkeit seiner Kerkermeister dadurch betrog, daß er sich blind stellte. Anfangs hatte man nicht an seine Blindheit glauben wollen. Man ließ ihn die härtesten Proben erdulden; aber die Liebe zur Freiheit verlieh ihm die nöthige Kraft, daß er sich nicht eine Minute verrieth und seine Rolle mit so vieler Beharrlichkeit und mit so großem Talent zum Betruge spielte, daß alle Welt ihn endlich für wirklich blind hielt. Als er nun bemerkte, daß seine Kerkermeister ihm keine große Aufmerksamkeit widmeten, berieth er mit einem seiner Clienten, welcher die Erlaubniß erhalten, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen, einen Plan zum Entweichen, und als man eines Morgens die Gefangenen durch einen unterirdischen

[1]) Achbâr madschmûa fol. 93 v. 94 r. Ibn-al-Kûtia fol. 13 r. und v. Ibn-Adhârî Bd. II S. 52, 53.

[2]) Solaimân ibn-Jakdhân al-Arâbî.

Weg zum Flusse führte, damit sie sich wüschen, hatte dieser Client sich mit einigen seiner Freunde und mit Pferden auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses aufgestellt. Abû-'l-Aswad benutzte einen Augenblick, wo niemand ihn beobachtete, warf sich in den Fluß, durchschwamm ihn, bestieg ein Pferd, schlug im Galopp den Weg nach Toledo ein und erreichte diese Stadt ohne Unfall.[1]

Der Haß, welchen diese drei Häuptlinge gegen Abderrachmân hegten, war so groß, daß sie sich entschlossen, die Hilfe Karls des Großen anzuflehen, obwohl dieser Eroberer, welcher schon die Welt mit dem Ruhme seiner Großthaten erfüllt hatte, der eingefleischteste Feind des Islam war. In Folge dessen begaben sie sich im Jahre 777 nach Paderborn, wo damals Karl der Große ein Maifeld hielt, und schlugen ihm ein Bündniß gegen den Emir von Spanien vor. Karl der Große stand nicht an, ihren Vorschlag anzunehmen. Er hatte damals freie Hand und konnte an neue Eroberungen denken. Die Sachsen hatten, wie er wenigstens glaubte, sich seiner Herrschaft und dem Christenthum unterworfen; tausende von ihnen kamen eben jetzt nach Paderborn, um sich taufen zu lassen; Wittekind, der gefährlichste ihrer Häuptlinge, war gezwungen worden, das Land zu verlassen und bei einem dänischen Fürsten Zuflucht zu suchen. Man kam also dahin überein, daß Karl der Große mit zahlreichen Truppen die Pyrenäen übersteigen, daß Al-Arâbî mit seinen Verbündeten im Norden des Ebro ihn unterstützen und als Herrscher anerkennen und daß „der Slave" berberische Truppen in Afrika anwerben und in die Provinz Todmir (Murcia) führen solle, wo er die Unruhen des Nordens zu fördern habe, indem er die Fahne des abbâsidischen Khalifen, des Verbündeten Karls des Großen, aufpflanze. Was Abû-'l-Aswad anbetrifft, wissen wir nicht, in welchem Theil Spaniens ihm eine Thätigkeit zugewiesen war.

Dieser furchtgebietende Bund, welcher seinen Angriffsplan mit sehr reiflicher Ueberlegung entworfen hatte, drohte ungleich gefährlicher für Abderrachmân zu werden als irgend einer der vorhergehenden. Glücklich war es für ihn, daß die Ausführung nicht mit den Vorbereitungen übereinstimmte. Zwar landete „der Slave" mit einer berberischen Armee in der Provinz Todmir; aber er kam zu früh an, ehe Karl der Große die Pyrenäen überschritten hatte, und als er Al-Arâbî um Hilfe bat, ließ dieser ihm antworten, daß nach dem in Paderborn entworfenen Plan seine Aufgabe sei, im Norden zu bleiben,

---

[1]) Ibn-al-Abbâr S. 56.

um daselbst der Armee Karls des Großen beizustehen.[1] Der Haß zwischen den Fihriten und Jemeniten war zu eingewurzelt, als daß man von beiden Seiten nicht Verrath gemuthmaßt hätte. Da „der Slave" sich also von Al-Arâbî verrathen glaubte, kehrte er seine Waffen gegen ihn, wurde geschlagen und bei seiner Rückkehr in die Provinz Todmir von einem Berber aus Oretum, welchem er unkluger Weise sein Vertrauen geschenkt hatte, ermordet; er hatte nicht geahnt, daß dieser einer von den Sendlingen des Emir Abderrachmân war.

Im selben Augenblicke als Karl der Große sich den Pyrenäen näherte, lebte der eine der drei arabischen Häuptlinge, auf deren Hilfe er rechnete, schon nicht mehr. Der zweite, Abû-'l-Aswad unterstützte ihn nur so schwach, daß keine Chronik, weder eine fränkische noch eine arabische, uns von Dem, was er that, Kunde gibt. Es blieb ihm also nur Al-Arâbî und seine Verbündeten des Nordens, wie Abû-Thaur, Statthalter von Huesca, und der Christ Galindo, Graf der Cerdagne. Al-Arâbî war indeß nicht unthätig gewesen. Unterstützt von Chosain ibn-Jachjâ, dem „Vertheidiger", einem Nachkommen jenes Sad ibn-Obâda, welcher nach des Propheten Tode nach dem Khalifat gestrebt, hatte er sich Saragossa's bemächtigt; als aber die Armee Karls des Großen vor die Thore dieser Stadt gekommen war, konnte er den Widerwillen, welchen all seine Religionsgenossen gegen den Einlaß des Frankenkönigs in ihre Mauern hatten, nicht überwinden; der „Vertheidiger" Chosain ibn-Jachjâ selbst hätte vor Allen nur mit Aufgeben seiner ihm so heiligen Familien-Erinnerungen darein willigen können. Als nun Al-Arâbî, welcher nicht wollte, daß Karl der Große argwöhne, er habe ihn betrogen, sah, daß er seine Mitbürger nicht überreden konnte, gab er sich freiwillig in seine Hände.

Karl der Große hätte also mit der Belagerung Saragossa's beginnen sollen, als er eine Nachricht erhielt, welche all seine Pläne umwarf: Wittekind war nach Sachsen zurückgekehrt; auf seinen Ruf hatten die Sachsen wieder zu den Waffen gegriffen; die Abwesenheit der fränkischen Armee benutzend und Alles mit Feuer und Schwert verheerend, waren sie schon bis an den Rhein vorgedrungen und hatten sich der Stadt Deutz, Köln gegenüber, bemächtigt.

---

[1]) So glaube ich diese Worte des Verfassers des Akhbâr madschmûa verstehen zu müssen: „Der Slave schrieb an Al-Arâbî, um ihn zu bitten, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Al-Arâbî antwortete ihm: Ich werde nicht verfehlen, dir zu helfen. Der Slave war um so unzufriedener mit dieser Antwort, als er sah, daß Al-Arâbî keine Truppen sammelte, um ihm damit zu Hilfe zu kommen" u. s. w.

Gezwungen, in aller Eile die Ufer des Ebro zu verlassen, um an den Rhein zurückzukehren, marschirte Karl der Große auf das Thal Ronceval zu. Zwischen den Felsen und in den Wäldern, welche den nördlichen Grund dieses Thales beherrschen, hatten die Basken, welche von eingefleischtem Hasse gegen die Franken beseelt und sehr beutegierig waren, sich in den Hinterhalt gelegt. Die fränkische Armee zog Mann für Mann in schmaler und langer Linie daher, wozu sie durch die Beschaffenheit des engen Thales genöthigt war. Die Basken ließen den Vortrab vorüber ziehen; als aber der Nachtrab, mit Gepäck beladen, ankam, stürzten sie sich über ihn, und die Leichtigkeit ihrer Waffen wie den Vortheil ihrer Stellung benützend, schlossen sie ihn im Thalgrunde ein und tödteten nach hartnäckigem Kampf alle Mannen bis auf den letzten, unter anderen auch Roland, den Befehlshaber der bretagnischen Mark; dann plünderten sie das Gepäck, und unter dem Schutz der nächtlichen Schatten, welche eben anfingen, sich zu verdichten, zerstoben sie nach verschiedenen Richtungen.[1]

Das war der unheilvolle Ausgang dieser Expedition Karls des Großen, welche unter so glückverheißenden Zeichen begonnen hatte. Die ganze Welt hatte dazu beigetragen, sie zum Scheitern zu bringen, mit einziger Ausnahme des Emirs von Cordova, gegen welchen sie gerichtet war; aber nun beeilte er sich wenigstens, die Vortheile zu benützen, welche er seinen rebellischen Unterthanen in Saragossa, den christlichen Basken und einem sächsischen Häuptlinge, dessen Namen selbst ihm vielleicht unbekannt war, verdankte. Er rückte gegen Saragossa, um diese Stadt zum Gehorsam zu zwingen. Ehe er ans Ziel seines Marsches gekommen war, war Al-Arâbî, welcher Karl den Großen auf seinem Rückwege begleitet, aber seitdem nach Saragossa gekommen war, schon gestorben. Der „Vertheidiger" Chosain, welcher ihn als einen Verräther an seiner Religion betrachtete, hatte ihn in der Moschee erdolchen lassen. Jetzt von Abderrachmân belagert, ergab er sich diesem. Später erhob er die Fahne des Aufruhrs von neuem; aber nun lieferten seine abermals belagerten Mitbürger ihn an Abderrachmân aus, welcher, nachdem er ihm Hände und Füße hatte abhauen lassen, ihn zu Tode prügeln ließ. Als der Emir Herr Saragossa's geworden, griff er die Basken an und machte sich den Grafen der Cerdagne tributpflichtig. Endlich versuchte Abû-'l-Aswad noch einen

---

[1]) Vergleiche über all diese Begebenheiten die fränkischen Annalen bei Pertz, Monum. Germ. Bd. I S. 16, 81, 156—9, 296, 349 mit Akhbâr madschmûa fol. 94 v., 95—96 v.

Aufruhr, aber in der Schlacht am Guadalimar wurde er von dem Befehlshaber seines rechten Flügels verrathen. Die Leichen von viertausend seiner Gefährten „dienten den Wölfen und Geiern zur Speise.“ [1]

So war Abderrachmân aus allen Kriegen, die er gegen seine Unterthanen zu führen hatte, als Sieger hervorgegangen. Sein Glück nöthigte selbst seine Feinde zur Bewunderung. Man erzählt zum Beispiel, daß der abbâsidische Khalif Al-Mançûr eines Tages zu seinen Hofleuten sagte: „Wer verdient nach eurer Meinung, der Geweihte der Koraischiten genannt zu werden?“ Da die Hofleute glaubten, daß der Khalif diesen Titel für sich erstrebe, antworteten sie ohne Zaudern: „Das bist du, Beherrscher der Gläubigen, der du mächtige Fürsten besiegt, manchen Aufruhr unterdrückt und den inneren Streitigkeiten ein Ende gemacht hast!“ — „Nein, ich bin es nicht, erwiderte der Khalif.“ Da nannten die Hofleute Moâwija I. und Abdalmelik. „Weder der eine noch der andere, sagte der Khalif; was Moâwija betrifft, so hatten Omar und Othmân ihm den Weg geebnet, und was Abdalmelik anbelangt, so wurde er von einer mächtigen Partei unterstützt. Der Geweihte der Koraischiten, das ist Abderrachmân, der Sohn Moâwija's, er, welcher, nachdem er ganz allein in den Wüsten Asiens und Afrika's umhergeirrt, die Kühnheit besaß, sich ohne Armee in ein fremdes Land, das am andern Ufern des Meeres lag, hineinzuwagen. Indem er als einzige Stütze seine Gewandtheit und seine Ausdauer besaß, wußte er seine stolzen Gegner zu demüthigen, die Rebellen niederzuwerfen, seine Grenzen gegen die Angriffe der Christen zu sichern, ein großes Reich zu gründen und ein Land unter seinem Scepter zu vereinen, welches schon unter verschiedenen Häuptlingen sich zu zerstückeln drohte. Das hat vor ihm noch niemand gethan.“ [2] Abderrachmân selbst sprach diese nämlichen Gedanken in seinen Versen mit berechtigtem Stolze aus. Aber theuer hatte dieser meineidige, grausame, rachsüchtige und unerbittliche Tyrann seine glücklichen Erfolge erkauft. Wenn auch kein arabischer oder berberischer Häuptling ihm noch offen zu trotzen wagte, so verwünschten sie ihn doch insgeheim. Kein Ehrenmann wollte mehr in seinen Dienst treten. Als er seine Veziere über die Wahl eines Kadi's von Cordova zu Rathe zog, stimmten seine beiden Söhne, Solaimân und Hischâm, darin überein

[1]) Siehe das Gedicht des Abû-'l-Makhschî über diese Schlacht bei Ibn-al-Khatîb, Man. P., fol. 214 r. und v.

[2]) Akhbâr madschmûa fol. 98 r. und v.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 61—2.

(was selten vorkam), ihm Moçab, einen frommen und tugendhaften Greis vorzuschlagen. Abderrachmân ließ ihn kommen und bot ihm die Würde eines Kadi an. Aber Moçab, überzeugt, daß er unter einem solchen Prinzen, welcher seine eigene Macht über die Gesetze stellte, nur ein Werkzeug der Tyrannei sein werde, weigerte sich, trotz der wiederholten inständigen Bitten des Emirs, dieses Amt anzunehmen. Zornig über diese Weigerung, fing Abderrachmân, der nicht den geringsten Widerspruch ertragen konnte, schon an, seinen Schnurrbart zu drehen, was bei ihm den Ausbruch eines nahen und furchtbaren Gewitters verkündete, und die Hofleute waren darauf gefaßt, ein Todesurtheil aus seinem Munde zu hören. „Allein Gott ließ ihn seinen strafbaren Gedanken aufgeben" sagt ein arabischer Chronist. Der ehrwürdige Greis flößte ihm unwillkürlich Achtung ein, und indem er seinen Zorn beherrschte oder ihn doch wenigstens so gut wie möglich verhehlte, begnügte er sich damit, zu ihm zu sagen: „Gehe von hinnen, und möge Gott Diejenigen verdammen, welche dich empfohlen haben!"[1]

Nach und nach sah er, wie selbst die Stütze sich ihm entzog, auf die er unter allen Umständen glaubte rechnen zu können: mehrere seiner Clienten verließen ihn. Einige unter ihnen, darunter Ibn-Khâlid, weigerten sich, ihm auf dem Wege des Verraths und der Grausamkeit, den er betreten hatte, zu folgen. Andere erregten seinen Argwohn; unter ihnen war Obaidallâh. Man sagte, daß, um sich dem Emir nothwendig zu machen, welcher, wie er glaubte, sich seiner zu entledigen suchte, er den Abfall seines Neffen, Wadschîh, begünstigt habe, der sich der Partei des fatimidischen Prätendenten in die Arme geworfen. Kaum hatte Abderrachmân Wadschîh in seine Gewalt bekommen, als er ihn mit äußerster Strenge behandelte: er ließ ihm trotz der Bitten Obaidallâh's den Kopf abschlagen.[2] Einige Zeit nachher wurde Obaidallâh, sei es nun mit Recht oder Unrecht, angeschuldigt, sich in ein Complott, welches durch zwei Verwandte des Emirs angezettelt worden, gemischt zu haben; aber Abderrachmân hatte keine genügende Beweise für seine Mitschuld in Händen, und so wenig gewissenhaft er im übrigen war, zauderte er doch, den Greis, welchem er den Thron verdankte, auf einen bloßen Argwohn hin zum Tode zu verdammen. Deshalb war er auf seine Art gnädig gegen ihn. „Ich werde Obaidallâh eine Strafe auferlegen, die ihm viel

---

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 18 r.; vgl. Khoschani S. 204—5.
[2]) Akhbâr madschmûa fol. 95 r.; Makkari Bd. II S. 30.

schmerzlicher sein soll als selbst der Tod," sagte er, und von nun an behandelte er ihn mit grausamer Gleichgiltigkeit. [1]

Alle, sogar der treue Badr, fielen in Ungnade. Abderrachmân zog Badr's Güter ein, verbot ihm, seine Wohnung zu verlassen, und verbannte ihn endlich in eine Stadt an der Grenze; freilich ist zuzugeben, daß Badr die Ehrfurcht, die er seinem Herrn schuldete, außer Acht gesetzt und ihn mit ungerechten und unverschämten Klagen behelligt hatte. [2]

Zerfallen mit seinen geachtetsten Clienten, sah Abderrachmân zuletzt noch seine eigene Familie gegen ihn conspiriren. Sobald er Herr Spaniens geworden war, hatte er die Omaijaden, welche in Asien und Afrika zerstreut waren, an seinen Hof kommen lassen; er hatte sie mit Reichthümern und Ehren überhäuft, und oft hörte man ihn sagen: „Die größte Wohlthat, welche ich von Gott nächst der Herrschaft empfangen habe, ist die, daß ich meinen Verwandten ein Asyl anbieten und ihnen wohl thun kann. Auch mein Stolz fühlt sich allerdings geschmeichelt, wenn sie die Größe anstaunen, zu der ich emporgestiegen und für welche ich nur Gott verpflichtet bin." [3] Aber diese Omaijaden, entweder durch Ehrgeiz gestachelt, oder weil sie den quälenden Despotismus des Oberhauptes der Familie nicht ertragen konnten, ließen sich in eine Verschwörung gegen ihn ein. Die erste Verschwörung wurde von zwei Prinzen von Geblüt und von drei Edlen geschmiedet. Sie wurden verrathen, gefänglich eingezogen und enthauptet. [4] Einige Jahre später wurde wieder eine Verschwörung angezettelt von Moghîra, dem Neffen Abderrachmân's, und Hodhail, welcher noch den Tod seines Vaters Çomail, der in seinem Gefängniß ermordet wurde, zu rächen hatte. Alle drei wurden ebenfalls verrathen und auf die selbe Art bestraft. Als sie hingerichtet worden waren, trat ein omaijadischer Client bei Abderrachmân ein. Er fand ihn allein, düster und niedergeschlagen, den Blick auf den Boden geheftet und wie in trauriges Nachdenken verloren. Da er wohl errathen konnte, was in der Seele seines Herrn vorging, der zum zweiten Mal in seinem Stolz als Haupt der Familie beleidigt und in seinen vertrautesten Herzensangelegenheiten verwundet war, näherte der Client sich ihm, ohne etwas zu sagen. „Was habe ich für Verwandte!" rief Abderrachmân endlich;

---

[1]) Makkari Bd. II S. 30.

[2]) Siehe Makkari Bd. II S. 27 f.

[3]) Makkari Bd. II S. 32.

[4]) Akhbâr madschmûa fol. 93 v.; Makkari Bd. II S. 31, 32.

„als ich es versuchte, mir mit Gefahr meines Lebens einen Thron zu verschaffen, dachte ich ebenso viel an sie als an mich selbst. Nachdem mir mein Plan gelungen, bat ich sie, hierher zu kommen, und ließ sie meinen Ueberfluß theilen. Und jetzt wollen sie mir Das entreißen, was Gott mir gegeben hat! Allmächtiger Herr! Du hast sie für ihren Undank bestraft und mich von ihren niederträchtigen Verschwörungen unterrichtet, und wenn ich ihnen ihr Leben genommen habe, geschah dies nur, um das meinige zu erhalten. Aber welch ein trauriges Schicksal habe ich! Mein Argwohn ruht auf allen Mitgliedern meiner Familie, und sie wiederum fürchten, daß ich ihnen nach dem Leben trachte! Es ist kein Vertrauen, kein herzlicher Austausch mehr unter uns! Welche Beziehung könnte noch zwischen mir und meinem Bruder, dem Vater dieses unglücklichen jungen Mannes bestehen? Wie könnte ich ruhig sein in seiner Nähe, ich, der ich die Bande, die uns vereinigten, zerstört habe, als ich seinen Sohn zum Tode verurtheilte? Wie könnten meine Augen den seinigen begegnen?" Und indem er sich darauf an seinen Clienten wandte, fuhr er fort: „Geh, geh und suche meinen Bruder sogleich auf, entschuldige mich bei ihm, so gut du irgend kannst; gib ihm diese fünftausend Goldstücke und sage ihm, er könne nach irgend einem Theile von Afrika gehen, welchen er immer wählen möge!"

Der Client gehorchte stillschweigend und fand den unglücklichen Walîd halb todt vor Schrecken. Er beruhigte ihn, händigte ihm die Summe ein, welche der Emir ihm anbot, und hinterbrachte ihm die Worte, die er von ihm gehört hatte. „Ach!" sagte Walîd mit einem tiefen Seufzer, „das Verbrechen, welches ein Anderer begangen hat, fällt auf mich zurück! Mein empörerischer Sohn, welcher dem Tode entgegenging, den er verdient hat, zieht mich in sein Verderben mit hinab, mich, der ich nur Ruhe suchte und mich mit einer kleinen Ecke im Zelte meines Bruders begnügt hätte! Aber ich werde seinem Befehl gehorchen; es ist Pflicht, sich mit Ergebung Dem zu unterwerfen, was Gott beschlossen hat!" Als der Client wieder zu seinem Herrn zurückgekehrt war, verkündete er ihm, daß Walîd schon seine Vorbereitungen treffe, Spanien zu verlassen, und wiederholte ihm die Worte, die jener gesprochen. „Mein Bruder sagt die Wahrheit," rief der Prinz schmerzlich lächelnd aus; aber er darf nur nicht hoffen, mich durch solche Reden zu täuschen und seinen geheimsten Gedanken vor mir zu verbergen. Ich kenne ihn und weiß, daß er keinen Augenblick zögern würde, wenn er seinen Rachedurst mit meinem Blute stillen könnte!" [1]

---

[1]) Makkari Bd. II S. 32, 33.

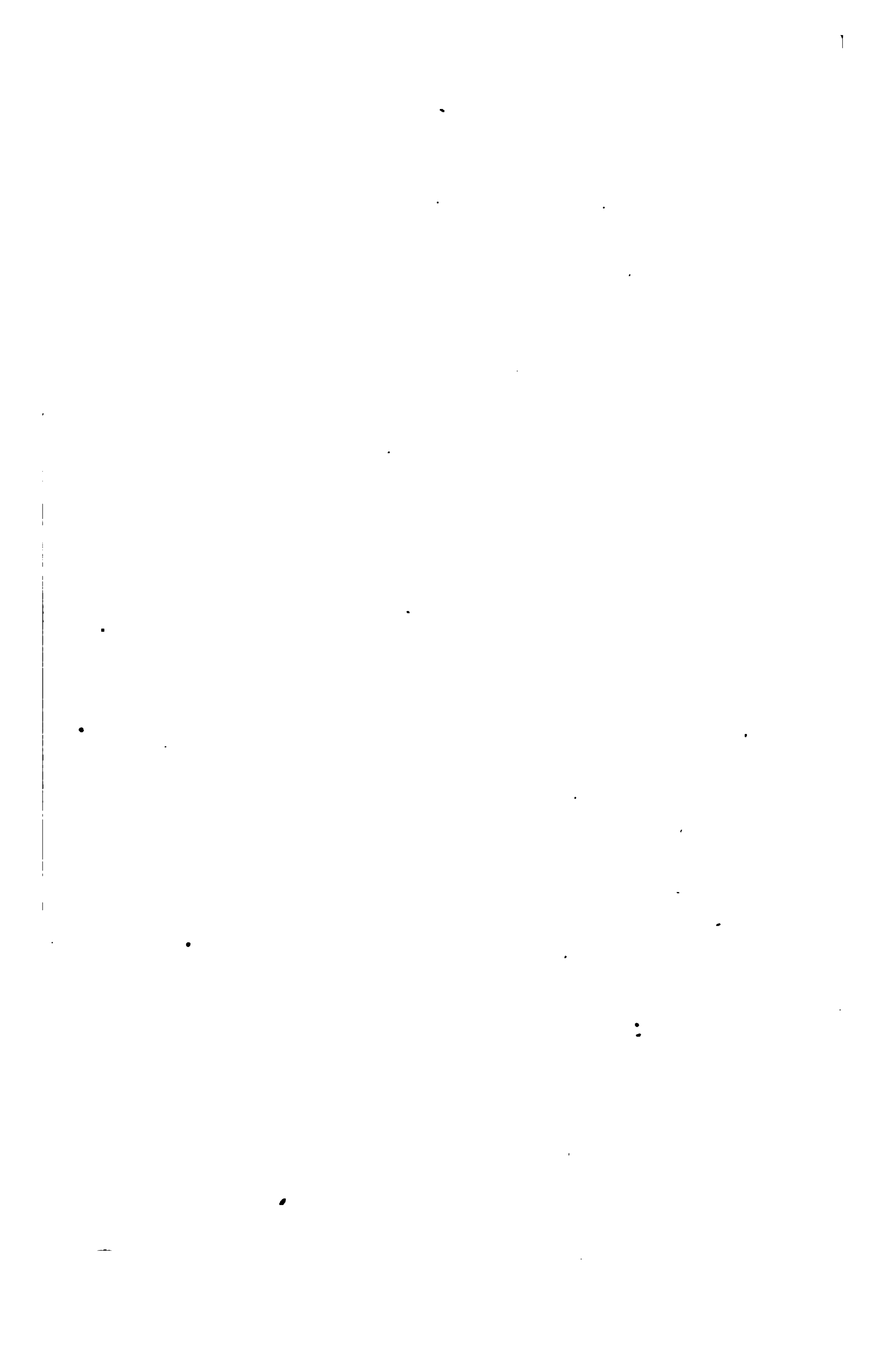
Verwünscht von den arabischen und berberischen Häuptlingen, zerfallen mit seinen Clienten, verrathen von seinen nächsten Anverwandten, fühlte Abderrachmân sich mehr und mehr vereinsamt. In den ersten Jahren seiner Regierung, als er noch einer gewissen Popularität sich erfreute, liebte er es sehr, die Straßen der Hauptstadt fast ohne Begleitung zu durchstreifen und sich unter das Volk zu mischen; jetzt, mißtrauisch und düster, wurde er ganz unzugänglich, verließ seinen Palast fast nie mehr, und wenn er es that, war er immer von einer zahlreichen Wache umgeben.[1] Seit der großen Empörung der Jemeniten und der Berbern des Westens, sah er in der Vermehrung der Söldner-Truppen das einzige Mittel, seine Unterthanen im Zaume zu halten. Er kaufte also den Edeln ihre Sklaven ab, machte sie zu Soldaten und ließ eine Menge Berbern aus Afrika kommen, so daß er seine stehende Armee bis auf vierzigtausend Mann brachte,[2] die alle seiner Person blind ergeben, aber den Interessen des Landes völlig fremd waren.

Die Araber und Berbern mit Gewalt zum Gehorsam zu gewöhnen und sie zur Ordnung und zum Frieden zu zwingen, das war der Gedanke, welcher Abderrachmân beständig beherrschte. Zur Verwirklichung dieses Planes, wendete er ganz die selben Mittel an, zu denen die Könige des fünfzehnten Jahrhunderts griffen, um das Lehenswesen zu besiegen. Aber es war ein trauriger Zustand, in welchen Spanien damals durch sein Mißgeschick gebracht war; es war eine traurige Mission, welche die Nachfolger Abderrachmân's zu erfüllen hatten: der Weg, welchen der Gründer der Dynastie ihnen vorgezeichnet hatte, war der des Despotismus und des Säbels. Wohl ist es wahr, daß die Araber und Berbern auf keine andere Art regiert werden konnten; wenn auf der einen Seite Gewaltthätigkeit und Tyrannei sich geltend machten, so auf der anderen Unordnung und Anarchie. Die verschiedenen Stämme hätten ebenso viele Republiken bilden können, die sich womöglich miteinander durch ein Bündniß gegen den gemeinsamen Feind, die Christen des Nordens, hätten vereinigen müssen; das wäre eine Regierungsform gewesen, die mit ihren natürlichen Neigungen und mit ihren Erinnerungen in Einklang gestanden hätte; aber für die Monarchie waren weder die Araber noch die Berbern geeignet.

---

[1]) Makkari Bd. II S. 25

[2]) Makkari a. a O.



Zweites Buch.

Die Christen und die Renegaten.

Zweites Buch.

Die Christen und die Renegaten.

I.

Bis hierher haben die Sieger ausschließlich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen; wir wenden uns jetzt zu den Besiegten. Die Umstände anzugeben, welche den Moslim's die Eroberung Spaniens erleichterten; in ihren Hauptzügen die Geschichte dieser Eroberung zusammenzufassen; die Lage, welche die Sieger der christlichen Bevölkerung bereiteten, und den Einfluß zu schildern, welchen ihre Herrschaft auf das Schicksal einer ebenso unglücklichen als zahlreichen Classe, die der Sklaven und Leibeigenen, ausübte; umständlich von dem langen und hartnäckigen Widerstande zu erzählen, den alle Classen der Gesellschaft, Christen und Renegaten, Bürger und Gebirgsbewohner, reiche Grundbesitzer und freigelassene Sklaven, fanatisch-fromme Mönche und selbst muthige und begeisterte Frauen, den Eroberern entgegensetzten, bis endlich eine kräftigere Generation dem entnervten Geschlecht des achten Jahrhunderts folgte — dies ist das Thema dieses Theiles unserer Arbeit.

In dem Augenblick, als die Halbinsel die lüsternen Blicke der Moslim's auf sich zog, war sie sehr leicht zu erobern, denn ihre Bevölkerung befand sich in einer bedauernswerthen Lage.

Das Uebel schrieb sich schon von langer Zeit her. Als römische Provinz bietet Spanien unter den letzten Cäsaren das selbe klägliche Schauspiel wie die anderen Theile des Reiches. „Von alle Dem, was es früher besaß, ist ihm nur der Name geblieben" sagt ein Schrift-

steller des fünften Jahrhunderts.[1] Einerseits sieht man eine kleine Anzahl Reicher, welche ausgedehnte Güter, latifundia, besitzen, andererseits eine Masse ruinirter Bürger, Leibeigener, Sklaven. Die Reichen, die Privilegirten, die Clarissimi, alle Die endlich, welche die Hauptämter im Staat einnahmen, oder auch nur vom Könige den Ehrentitel dieser Aemter erhalten hatten, waren von den Abgaben befreit, welche auf der Mittelclasse lasteten. In üppiger Weichlichkeit und zügellosem Luxus lebend bewohnten sie prachtvolle Villen an den Ufern irgend eines schönen Flusses oder am Fuße eines lachenden, mit Reben und Oliven bepflanzten Hügels. Dort verbrachten sie ihre Tage mit Spielen, Baden, Lesen, Reiten und Essen. Dort brachten in Sälen, deren Wände mit gemalten oder gestickten Teppichen aus Persien oder Assyrien behangen waren, Sklavinnen einen Ueberfluß der auserlesensten Gerichte und der köstlichsten Weine auf die Tafel, während die Tischgenossen, ausgestreckt auf purpurnen Polstern, Verse improvisirten, dem Chor der Musiker lauschten, oder den Tänzern zusahen.[2]

Der Anblick solchen Ueberflusses machte durch den taurigen Contrast das Elend der großen Masse nur noch drückender. Das gemeine Volk in den Städten, welches sich stets in Aufruhr befand, war allerdings nicht eigentlich zu beklagen; man fürchtete, man schonte es, ernährte es mittelst Austheilung freiwilliger Gaben auf Kosten der anderen Bürger, man erniedrigte es durch rohe und barbarische Schauspiele; aber die Mittelclasse, die der Curialen, der kleinen Eigenthümer, welche die Städte bewohnten und mit der Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten betraut waren, diese hatte das römische Fiscalwesen in das tiefste Elend gestürzt. Die Municipalordnung, die als Schutzwehr gegen Tyrannei dienen sollte, war zugleich das Werkzeug und das Opfer aller Unterdrückung geworden. Constantin hatte die Hauptquelle für die Einkünfte der Städte, der Municipien versiegen lassen, indem er sich ihrer Liegenschaften gerade in dem Augenblicke bemächtigte, als die Gemeinde-Ausgaben mit der Vermehrung des öffentlichen Elends zunahmen, und dennoch mußten die Mitglieder der

---

[1]) Salvianus, De Gubernatione Dei l. IV S. 60 (Bremenser Ausgabe 1688).

[2]) Siehe die Stellen des Sidonius Apollinaris bei Fauriel, Hist. de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants germains Bd. I S. 387 f. Wir besitzen keine Nachrichten über die Lebensart der reichen spanischen Großen jener Epoche; aber allem Anscheine nach glich sie derjenigen der vornehmen Herren der benachbarten Provinz.

Curie, das heißt alle Bürger einer Stadt, welche Grundeigenthum von mehr als fünfundzwanzig Acker besaßen, aus ihrem Vermögen die Zahlungsunfähigkeit der Steuerpflichtigen compensiren. Die Curialen konnten dieses wechselseitige Verhältniß nicht zerreißen, denn es war herkömmlich und erblich; sie waren sogar auf gewisse Weise an die Scholle gebunden, denn sie konnten ihre Güter nicht ohne die Genehmigung des Cäsars veräußern, welcher, da er sich als der eigentliche Besitzer des ganzen Bodens seines Reiches betrachtete, in seinen Unterthanen nur Nutznießer sah. Oftmals verließen die Curialen in ihrer Verzweiflung ihren Posten und ihre Stadt, um in den Militärdienst zu treten oder sich zur Leibeigenschaft zu verpflichten; aber die Regierung verfehlte selten, sie mit ihren Luchsaugen zu entdecken, mit ihrem eisernen Arm zu erreichen, und dann setzte sie sie mit Gewalt wieder in die Curie ein; wenn dies ihr nicht gelang, wurden sie durch berüchtigte Männer ersetzt, durch Bastarde, Ketzer, Juden oder Verbrecher; denn die Curialwürde, früher so ehrenvoll und privilegirt, war zur Schande und Strafe geworden.[1]

Der Rest der Bevölkerung bestand aus Colonisten oder Sklaven. Die Verwendung der Sklaven zum Ackerbau war noch nicht außer Uebung gekommen; aber seit dem Beginn der Kaiserzeit hatte sich der Colonistenstand gebildet, einerseits durch die Verarmung und die entsetzliche Noth der freien Bevölkerung auf dem Lande, andererseits durch die verbesserte Lage der ackerbautreibenden Sklaven. Es war eine Art von Mittelzustand zwischen Freiheit und Knechtschaft. Der Colonistenstand, der anfänglich keine andere Regel hatte als die Gewohnheit oder den Contract, war seit Diocletians Zeiten eine Sache des öffentlichen Interesses, eine wichtige Staatsangelegenheit, ein Gegenstand fortwährenden Nachdenkens für die Regierung geworden; denn sie war um jeden Preis genöthigt, den verödeten Ländereien Ackerbauer und der Armee Soldaten zu verschaffen. Der Colonistenstand erhielt nun seine Organisation, seine Beaufsichtigung, seine Gesetze. In gewisser Hinsicht hatten die Colonisten, welche dem Besitzer des Bodens, den sie bebauten, einen bestimmten Theil der Erträgnisse gaben, eine bessere Lage als die Sklaven: sie konnten eine rechtmäßige Ehe schließen, wozu die Sklaven unfähig waren; sie konnten einen Besitz als Eigenthum haben, und der Schirmherr konnte ihnen ihre Güter nicht entreißen; nur konnten sie ohne die Einwilligung des Patrons nichts veräußern. Ferner betrachtete das Gesetz sie unter einem anderen Gesichtspunkt als die Sklaven.

---

[1]) Siehe die Werke von Savigny, Giraud u. s. w.

Sie bezahlten dem Staat eine persönliche Abgabe, und die Aushebung für die Armee erstreckte sich auch auf sie. Trotzdem wurden ihnen körperliche Züchtigungen auferlegt wie den Sklaven, und Freilassung gab es für sie nicht. Nicht die Sklaven eines Menschen, sondern des Bodens, waren sie durch ein unauflösliches und erbliches Band an die Felder gefesselt, die sie bebauten; denn der Eigenthümer konnte nicht über den Boden ohne die Colonisten disponiren, noch über die Colonisten ohne den Boden.[1]

Eine noch unglücklichere Classe war die der Sklaven, welche man verkaufte oder weggab wie Ochsen oder Hausgeräth. Ihre Anzahl war sehr groß im Vergleich mit derjenigen der Freien. „Einmal", so erzählt Seneca, „hatte man im Senat vorgeschlagen, den Sklaven eine unterscheidende Kleidung zu geben; — dieser Vorschlag wurde aber nicht angenommen: man fürchtete, unsere Sklaven könnten uns das später entgelten lassen." Unter der Regierung des Augustus besaß ein Freigelassener, obgleich sein Vermögen große Verluste in den Bürgerkriegen erlitten hatte, mehr als viertausend Sklaven, und in der letzten Zeit des Kaiserreiches scheint ihre Anzahl eher zu- als abgenommen zu haben. Ein Christ in Gallien besaß ihrer fünftausend, ein anderer achttausend.[2] Man behandelte sie mit unerbittlicher Strenge: es kam vor, daß ein Herr seinen Diener, welcher ihn auf das warme Wasser hatte warten lassen, zu dreihundert Peitschenhieben verurtheilte.[3] Was diese Unglücklichen von ihren Herren zu leiden hatten, war jedoch noch nichts im Vergleich mit den Grausamkeiten, die sie auszustehen hatten von Seiten ihrer Gefährten, denen es oblag, sie zu überwachen.[4]

Um sich der Tyrannei der Herren, der Grundbesitzer, der Regierung zu entziehen, blieb den Curialen, den Colonisten und den Sklaven nur ein Mittel übrig, nämlich in die Wälder zu entfliehen, und Banditen zu werden, oder Bagauden, wie man damals sagte. Indem sie dann in den Gehölzen wie Urmenschen hausten, ließen sie ihre Unterdrücker für Das, was sie von ihnen erduldet hatten, büßen, indem sie ihre herrlichen Villen beraubten, und wenn ein Reicher das Unglück hatte in ihre Hände zu fallen, hielten sie ein rasches und furchtbares

¹) Siehe Giraud, Essai sur l'histoire du droit français au moyen âge Bd. I S. 147 f. sowie die deutschen und französischen Arbeiten, die er anführt.

²) Siehe Pignori, De Servis (in der Vorrede), in Polenus, Utriusque Thesauri antiquitatum nova supplementa Bd. III.

³) Ammianus Marcellinus XXVIII, 4, 16.

⁴) Salvianus l. IV S. 58.

Gericht über ihn.[1] Bisweilen vereinigten sich mehrere dieser Banden zu einer einzigen, die sich dann nicht mehr mit Straßenraub begnügte, sondern die Städte und selbst die bestehende Ordnung bedrohte. Unter der Regierung Diocletians hatten die Bagauden in Gallien eine so drohende Stellung angenommen, daß man eine beträchtliche Armee, von einem Cäsar geführt, gegen sie schicken mußte.[2]

Eine Gesellschaft, welche durch so viel Elend untergraben war, mußte beim ersten Anprall einer Invasion in sich zerfallen. Der Mehrzahl lag nicht viel daran, ob sie von den Römern oder von Anderen unterdrückt, gepreßt, gepeitscht wurden. Nur die Privilegirten, die reichen Besitzer der Scholle waren bei der Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse interessirt. Von Grund aus verderbt und durch ausschweifendes Leben verkommen, hatten die meisten alle Energie verloren. Indessen, als ganze Schwärme von Barbaren auf die römischen Provinzen stürzten, vollbrachten doch einige unter ihnen Thaten des Patriotismus oder wenn man will des Egoismus. Die Edelleute von Tarragona versuchten die Fortschritte der Westgothen aufzuhalten, doch erfolglos.[3] Als unter der Regierung des Honorius die Alanen, Vandalen und Sueven, nachdem sie den Rhein überschritten hatten, Gallien mit Feuer und Schwert verheerten und Spanien bedrohten, erwartete die große Menge der Einwohner dieses Landes ihr Schicksal mit kalter Gleichgiltigkeit und unverwüstbarer Ruhe, ohne das Geringste zur Abwendung der Gefahr zu versuchen; aber zwei reiche und vornehme Brüder, Didymus und Verinian ließen ihre Colonisten die Waffen ergreifen,[4] und nachdem sie sich mit ihnen in den Engpässen der Pyrenäen verschanzt hatten, verhinderten sie die Barbaren, in Spanien einzudringen; so leicht war dieses Land zu vertheidigen. Aber als diese beiden Brüder zu Gefangenen gemacht und vom Gegen-

---

[1]) Salvianus l. V. S. 91, 92; Querolus Akt. I Sc. 2 V. 194–208 S. 55 ed. Klinkhamer.

[2]) Siehe die bezüglichen Stellen im ersten Theile der Script. rer. francic. des D. Bouquet S 565, 572, 597, 609. Zwar haben wir über die Existenz der Bagauden in Spanien keine Zeugnisse, die älter sind als die Invasion der Barbaren; dessen ungeachtet bin ich geneigt, zu glauben, daß diese Banden dort schon vor dieser Epoche existirten, denn Idatius, welcher im fünften Jahrhundert schrieb und der erste ist, welcher von ihnen spricht, scheint ihr Vorhandensein in Spanien keineswegs als etwas Neues zu betrachten.

[3]) Isidorus, Hist. Goth. S. 493.

[4]) Servulos tantum suos ex proprius praediis colligentes ac vernaculis alentes sumtibus. Orosius VII, 40.

kaiser Constantin, den sie nicht hatten anerkennen wollen, enthauptet worden waren; als Constantin die Bewachung der Pyrenäen den Honorianern, jenen Barbaren-Truppen, welche Rom in seinen Dienst nahm, um sie den anderen Barbaren entgegenzusetzen, anvertraut hatte; als diese Honorianer anfingen, das Land, welches sie vor der Invasion bewahren sollten, zu plündern, und als sie, um der Strafe, die einer solchen Gewaltthat gebührte, zu entgehen, die Pässe den Barbaren, welche Gallien plünderten, geöffnet hatten (409)[1]: da dachte niemand mehr an Widerstand. Bei Annäherung der Barbaren, welche düster, unwiderstehlich, unaufhaltsam sich näherten, suchte man sich die Gefahr durch Orgien aus dem Sinn zu schlagen und durch das Delirium der Ausschweifung sich zu begeistern. Während der Feind schon in die Thore der Stadt hereindrang, schwelgten die Reichen trunken und lustberauscht bei Tanz und Gesang; mit bebenden Lippen bedeckten sie noch die nackten Schultern ihrer schönen Sklavinnen mit Küssen, und das Volk, als wolle es sich an den Anblick von Blut gewöhnen und sich durch den Dunst der Blutbäder betäuben, jauchzte den Fechtern zu, die sich im Amphitheater erwürgten.[2] Keine einzige Stadt in Spanien hatte den Muth, eine Belagerung auszuhalten; überall öffneten sich die Thore den Barbaren. Diese drangen in die Städte ohne Schwertstreich, plünderten sie, brandschatzten sie, aber sie brauchten nicht zu tödten, und wenn sie es thaten, so geschah es nur, um ihre Blutgier zu stillen.

Es war eine furchtbare Zeit. Diese Generation flößt uns einen unüberwindlichen Abscheu ein durch ihre Entkräftung, ihre Feigheit und Verderbtheit, und dennoch kann man nicht umhin, sie zu bedauern. So unerträglich auch der römische Despotismus war, so war er doch nichts in Vergleich mit der Brutalität der Barbaren. In der klugen Tyrannei der Cäsaren lag wenigstens eine gewisse Ordnung und selbst ein gewisses Maßhalten: die Germanen aber stießen Alles über den Haufen in ihrer blinden Wuth, sie zermalmten ohne Unterschied Alles, was ihnen auf ihrem Wege begegnete. Eine entsetzliche Verheerung kam über Städte und Landschaften. Als Folge dieser Zerrüttungen stellten sich Plagen ein, die vielleicht noch trauriger waren: Hungers-

---

[1]) Orosius VII, 40.

[2]) Siehe Salvianus l. VI S. 121—123. Man kann Das, was dieser Schriftsteller von den Galliern sagt, sehr gut auf die Spanier anwenden, denn er versichert, daß die Sittenverderbniß noch größer in Spanien gewesen sei als in Gallien. Siehe l. VII S. 137.

noth und Pest; man sah ausgehungerte Mütter ihre Kinder erwürgen und sich von ihrem Fleische nähren.[1] Die Balearen, Carthagena und Sevilla wurden von den Vandalen geplündert.[2] Zum Glück für Spanien gingen sie nach Afrika hinüber (429), nebst der kleinen Anzahl Alanen, welche dem Schwerte der Westgothen entronnen waren; aber die wilden Sueven, welche nur Mord und Zerstörung athmeten, blieben in Galizien und beherrschten eine Zeit lang Bätica und Carthagena. Fast alle Provinzen Spaniens wurden nach einander der Schauplatz ihrer Verwüstungen: Lusitanien, Carthagena und Bätica, Tarragonien und Vasconien. Eine entsetzliche Unordnung herrschte in den beiden letztgenannten Provinzen: die Bagauden, deren Zahl durch eine große Menge Colonisten und zu Grunde gerichteter Landeigenthümer vermehrt war, verbreiteten überall Schrecken. Geschworene Feinde Roms gaben sie sich abwechselnd zu Feinden und zu Verbündeten der Barbaren her. In Tarragonien, wo der unerschrockene und kühne Basilius an ihrer Spitze stand, überrumpelten sie im Dienste Roms einen Trupp Barbaren, in dem Augenblicke, als dieselben in der Kirche von Tirazone versammelt waren; sie ermordeten sie bis auf den letzten Mann und schonten selbst des Bischofs nicht. Darauf vereinigte Basilius sich mit den Sueven, plünderte mit ihnen die Umgegend von Saragossa und überraschte Lerida, dessen Einwohner zu Gefangenen gemacht wurden. Fünf Jahre später verbündeten sich die Sueven mit den Römern zur Ausrottung der Bagauden.

Mehr noch als die anderen Provinzen wurde Galizien von den Sueven verheert; dort war der Mittelpunkt ihrer Regierung, dort waren ihre Höhlen, dort raubten und mordeten sie mehr als sechszig Jahre lang. Zum Aeußersten getrieben, thaten die Galizier, was sie gleich zu Anfang hätten thun sollen: sie nahmen die Waffen zur Hand und verschanzten sich in befestigten Schlössern. Zuweilen waren sie so glücklich, auch ihrerseits Gefangene zu machen; dann versöhnte man sich, wechselte die Gefangenen gegenseitig aus und gab einander Geiseln; bald aber brachen die Sueven den Frieden und fingen von neuem an zu plündern. Umsonst flehten die Galizier den Beistand oder die Vermittelung der römischen Statthalter von Gallien oder von dem Theile Spaniens an, welcher römisch geblieben war. Endlich kamen andere Barbaren, die Westgothen, und bekämpften die Sueven; sie besiegten sie in einer blutigen Schlacht an den Ufern des Orvigo (456). Für

[1]) Idatii Chron., ad ann. 409 und 410.

[2]) Ebendas. ad ann. 425.

die Galizier war dies weniger eine Befreiung als eine neue Gefahr. Die Westgothen plünderten Braga; sie vergossen kein Blut, aber sie schleppten eine Masse Einwohner in die Gefangenschaft, sie entweihten die Kirchen und machten Pferdeställe daraus, sie raubten den Geistlichen Alles, selbst ihre letzten Kleider. Ebenso wie die Einwohner Tarragoniens zu Bagauden geworden waren, organisirten sich nun diejenigen von Braga in Banden von Freibeutern und Straßenräubern. In Astorga zeigten sich die Westgothen noch unerbittlicher. Als sie vor den Thoren der Stadt erschienen, war diese in der Macht einer Bande von Freibeutern, welche vorgaben, für Rom zu kämpfen. Nachdem sie darum gebeten, als Freunde eingelassen zu werden, und die Erlaubniß erhalten hatten, begannen sie ein furchtbares Blutbad und führten eine Menge Frauen, Kinder und Geistliche, darunter zwei Bischöfe, in die Gefangenschaft; sie zerstörten die Altäre, steckten die Häuser in Brand und verwüsteten die Gegend ringsumher. Palencia hatte dasselbe Schicksal. Dann fingen sie an, ein Schloß nicht weit von Astorga zu belagern; aber die Verzweiflung hatte den Galiziern Muth und Kräfte verliehen, und die Besatzung dieses Schlosses vertheidigte sich so gut, daß sie siegreich einer langen Belagerung trotzte.

Als die Westgothen nach Gallien zurückgekehrt waren, fingen die Sueven mit ihren Räubereien und Grausamkeiten von neuem an. Zu Lugo machte eine ihrer Banden einen plötzlichen Einbruch in den Saal, wo der Gemeinderath eben versammelt saß, der glaubte, man habe nichts zu befürchten, da es in der heiligen Osterwoche war; diese Unglücklichen wurden alle erwürgt. Zu Coïmbra übertrat eine andere Bande den Vertrag, den sie eben geschlossen hatte, und schleppte die Einwohner in die Sklaverei.[1] Endlich eroberten die Westgothen nach und nach ganz Spanien, und obgleich man ihnen zwei Drittel des Landes überlassen mußte, schien ihre Herrschaft eine milde zu sein, verglichen mit den Uebeln, welche man von den schrecklichen Sueven zu leiden gehabt hatte.

Inmitten dieser zahllosen Heimsuchungen, dieses allgemeinen Umsturzes gab es eine Gruppe von Männern, welche niemals den Muth verloren hatten, welche die alte Zeit ohne zu großes Bedauern dahinschwinden sahen und bis zu einem gewissen Grade für die Barbaren Partei gegen die Römer, ihre Landsleute, ergriffen hatten. Das war der Kern der katholischen Geistlichkeit, die Schule des heiligen Augustin. Gleich im Beginn all der Invasionen hatten diese Priester sich

[1]) Siehe Idatii Chronicon a. v. St.

alle mögliche Mühe gegeben, die Gewaltthätigkeiten der Eroberer zu beschönigen. Inmitten all des Unheils huldigten sie einem fast barbarisch zu nennenden Optimismus. Der spanische Priester Paulus Orosius, ein Schüler des Bischofs von Hippo, dem er sein historisches Werk dedicirte, lebte zur Zeit des Einfalls der Alanen, Sueven und Vandalen und behauptete, daß diese Barbaren, nachdem sie sich auf der Halbinsel niedergelassen und dieselbe unter sich getheilt hätten, die Spanier als Verbündete und Freunde behandelten und daß es zur Zeit, als er schrieb (um das Jahr 417), schon Spanier gegeben habe, welche lieber frei und arm unter der Herrschaft der Barbaren sein wollten als unterdrückt und mit Abgaben belastet unter der Herrschaft Roms.[1] Ein anderer Priester, welcher zwanzig oder dreißig Jahre später schrieb, Salvianus von Marseille, geht in kühnen Behauptungen noch viel weiter. Was bei Orosius nur der Wunsch einer schwachen Minorität ist, wird unter der Feder des Priesters von Marseille das einstimmige Verlangen der ganzen Nation.[2] Nichts wäre der Natur der Dinge mehr entgegen gewesen als eine solche Stimmung der Gemüther, und nichts ist deshalb irriger als jene Behauptung. Nein, zur Ehre der Menschheit muß man es sagen, daß das Gefühl der nationalen Würde nicht bis zu einem solchen Grade bei den Unterthanen Roms erstickt war, welche überdies die traurige und schmerzliche Erfahrung gemacht hatten, daß es eine noch furchtbarere Geisel gibt als den Despotismus. Zu schwach oder zu feige, um das Joch abzuschütteln, hatten sie wenigstens in ihrem Innern Stolz genug bewahrt, um die Barbaren zu hassen und zu verabscheuen. „Du gehst den Barbaren aus dem Wege, von denen es heißt, daß sie schlecht sind; ich aber vermeide selbst die, welche für gut gelten", schreibt Sidonius Apollinaris einem seiner Freunde,[3] und indem er so spricht, gibt er dem nationalen Gefühl einen viel richtigeren Ausdruck als die Priester, wenn sie sich zwingen, die Invasion als eine Wohlthat Gottes darzustellen. Aber jene Priester hatten sehr triftige Gründe, so zu schreiben, wie sie thaten. Was sie vor Allem daran hätte hindern sollen, das Gefühl der Vaterlandsliebe — es war ihnen unbekannt. Hatten sie doch kein Vaterland hienieden; der Himmel war für sie das Vaterland. Auch waren sie nicht mitleidsvoll. Plünderung, ja sogar Blutvergießen rührte sie nur mäßig. „Was macht es einem Christen

---

[1]) Orosius VII, 41.

[2]) Salvianus l. V S. 95.

[3]) Epist. VII, 14.

aus, welcher nach dem ewigen Leben trachtet, ob er dieser niedern Welt auf diese Art oder auf eine andere entrückt werde, in dieser Lebensperiode oder in jener?" fragt Orosius,[1] nachdem er, wahrscheinlich ziemlich ungern, eingestanden hat, daß den Sueven und ihren Verbündeten viele Mordthaten zur Last fielen. Die kirchlichen Angelegenheiten nahmen sie einzig und allein in Anspruch; bei jedem politischen Ereigniß kam für sie nur Das in Betracht, was jenen dienen oder schaden konnte. Als Streiter des Christenthums hatten sie es nicht nur mit den Heiden, sondern außerdem noch mit einer großen Anzahl zum Christenthum Uebergetretener zu thun, welche, noch nicht genügend in ihrem Glauben befestigt, die unerhörten Unglücksfälle, die das Reich trafen, dem Abfall vom alten Cultus zuschrieben und behaupteten, das Christenthum habe dem römischen Reich Unglück gebracht, die alten Götter hätten es weit besser behütet. Die Priester antworteten diesen Gottlosen in der selben Weise wie ihr Lehrer, der berühmte Verfasser des „Gottesstaates" es gethan, indem sie ihnen bewiesen, daß Rom stets unglücklich gewesen und daß die gegenwärtigen Uebel nicht so unleidlich seien, wie man behaupte.[2] Dann hatten sie jene Wahrheit sehr gut begriffen, daß man zu neuen Ideen, wie die christlichen es waren, auch ganz neue Menschen haben müsse. An den römischen Edelleuten hatten sie gar keine Handhabe. Nur der Form nach Christen, weil das Christenthum zur Staatsreligion geworden war, aber zu verderbt, um sich der strengen Moral desselben zu unterwerfen, und zu skeptisch, um seinen Lehrsätzen Glauben zu schenken, lebten diese Clarissimi nur für ihre Gastmahle, Vergnügungen und Schauspiele und leugneten dabei Alles, selbst die Unsterblichkeit der Seele.[3] „Man zieht hier das Theater der Kirche Gottes vor," ruft Salvianus in heiligem Unwillen aus;[4] „man entweiht die Altäre und ehrt die Schaubühne. Man liebt Alles, man achtet Alles; Gott allein scheint verächtlich und niedrig... Beinahe über Alles, was die Religion angeht, lacht man bei uns." Die Sitten der Barbaren waren nicht reiner: auch sind die Priester genöthigt, einzugestehen, daß sie ebenso ungerecht, ebenso geizig, ebenso betrügerisch, ebenso habsüchtig, mit Einem Worte ebenso verderbt wie die Römer waren;[5] denn man hat mit

---

[1]) VII, 41.
[2]) Siehe Orosius in der Widmung Salvianus l. VII S. 130 u. s. w.
[3]) Siehe Claudius Mamertius, De Statu animae II, 8.
[4]) L. VI, S. 115; l. VII S. 142.
[5]) Salvianus l. IV S. 74.

Recht behauptet, daß zwischen den Lastern eines im Verfall begriffenen Reiches und den Lastern der Barbaren eine merkwürdige Aehnlichkeit besteht. Aber in Ermangelung von Tugenden glaubten die Barbaren wenigstens Alles, was ihre Priester sie lehrten;[1] sie waren von Natur fromm. Bei Gefahren erwarteten sie die Rettung nur von Gott. Vor der Schlacht beteten ihre Könige im Büßerhemde, worüber ein römischer Feldherr gelacht hätte, und wenn sie den Sieg errangen, erkannten sie in ihrem Triumph die Hand des Ewigen. Endlich ehrten sie die Geistlichkeit, und zwar nicht nur ihre eigene, die arianische, sondern auch die katholische, welche die Römer mißachteten und verlachten, wiewohl sie sich als Katholiken bekannten.[2] Wie darf man sich nach alle Dem wundern, daß die Barbaren sich die Sympathie der Priester erwarben? Allerdings waren sie Ketzer; sie waren von „schlechten Lehrern" unterrichtet worden;[3] aber warum hätten die katholischen Priester daran verzweifeln sollen, sie zu bekehren? und welche glänzende Zukunft mußte sich der Kirche eröffnen, wenn diese Bekehrung einmal vollständig gelang!

In keiner Provinz wurden die Hoffnungen dieser außerordentlich hellsehenden Geister getäuscht; aber nirgends verwirklichten sie sich in dem Grade wie in Spanien, seitdem der König Rekkared und seine Westgothen die arianische Ketzerei abgeschworen hatten, um katholisch zu werden (587). Von da an wandte die Geistlichkeit alle Mittel an, um die Westgothen zu civilisiren und aufzuklären; zur Hälfte waren sie schon vor ihrer Ankunft in Spanien durch einen halbhundertjährigen Aufenthalt in den römischen Provinzen romanisirt, und sie waren durchaus nicht unempfänglich für die Vorzüge der Ordnung und Bildung. Es ist ein sehr merkwürdiges Schauspiel, wenn wir die Abkömmlinge der Barbaren, welche in den Wäldern Deutschlands gehaust hatten, vor uns sehen, wie sie über Büchern sitzen und sich unter der Leitung der Bischöfe blaß studieren; eines der auffallendsten Beispiele hierfür ist der Briefwechsel zwischen dem Könige Rekeswinth und Braulio, dem Bischof von Saragossa: der König dankt dem Bischof, daß er so freundlich gewesen sei, ein ihm übersandtes Manuscript zu corrigiren, und er spricht dabei von den Fehlern, Flüchtigkeiten und Dummheiten der Abschreiber, putredines ac vitia scribarum, librariorum ineptiae, mit dem Nachdruck eines Bentley oder eines Ruhn-

[1]) Salvianus l. V S. 86.
[2]) Salvianus l. VII S. 140, 142.
[3]) Salvianus l. VII S. 140.

ken.[1] Aber die Bischöfe beschränkten sich nicht darauf, Herz und Verstand der Könige zu bilden: sie übernahmen es auch, dem Staate Gesetze zu geben und ihn zu regieren. Sie seien durch den Herrn Jesus Christus zu Vorgesetzten der Völker ernannt worden, sagten sie in ihren Acten.[2] Umgeben von seinen Großen, warf sich der König demüthig vor ihnen nieder, wenn sie in Toledo zum Concil versammelt waren, und bat sie unter Seufzern und Thränen, seine Fürsprecher bei Gott zu sein und dem Staate weise Gesetze zu geben.[3] Die Bischöfe schärften es den Königen so gut ein, daß die Frömmigkeit die erste ihrer Tugenden sein müsse,[4] und die Könige ihrerseits begriffen so gut, daß Frömmigkeit so viel heiße wie Gehorsam gegen die Bischöfe, daß selbst die ausschweifendsten unter ihnen sich in den öffentlichen Angelegenheiten sehr folgsam der Leitung der Bischöfe unterstellten.[5]

So gab es denn eine neue Macht im Staate, eine Macht, welche alle anderen verschlang und dazu geschaffen schien, die Sitten und Institutionen von Grund aus zu erneuern. Von ihr erwarteten die Leibeigenen eine Milderung ihres Nothstandes. Die katholische Geistlichkeit hatte während der Zeit, als die arianische Ketzerei herrschend war, für sie eine liebevolle und väterliche Fürsorge an den Tag gelegt. Sie hatte ihnen ihre Hospitäler geöffnet, und Masonius, der fromme Bischof von Merida, hatte den Leibeigenen seiner Kirche so viel Geld gegeben, daß sie am Osterfest in seidenen Kleidern sein Gefolge bilden konnten; auf seinem Sterbebette hatte dieser heilige Mann seinen treuesten Sklaven die Freiheit geschenkt, nachdem er ihnen die Mittel zu einem sorgenlosen Leben gesichert hatte.[6] Die Geistlichkeit, deß war man versichert, wird die Leibeigenschaft abschaffen, die, wenn nicht dem Buchstaben, so doch dem Geiste nach dem Evangelium widerspricht. Da sie diese hochherzige Lehre laut verkündet hat, als sie noch schwach war,[7] wird sie dieselbe jetzt, da sie allmächtig ist, gewiß in Ausübung bringen.

---

1) Siehe Braulionis Epistolae 38—41 in Esp. sagr. Bd. XXX S. 374—377.

2) Achtes Concil von Toledo, im Forum Judicum S. IV Col. I.

3) Siehe Concil. Tolet. IV.

4) Siehe ebendaselbst.

5) Licet flagitiosus, tamen bene monitus, sagt Isidor von Beja (c. 15) von Rekeswinth.

6) Paulus Emeritensis, De Vita P. P. Emeritensium in Esp. sagr. Bd. XIII S. 359, 360, 382.

7) Siehe die Beweise bei Neander, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums Bd. II S. 236—240, und bei Ozanam, La civilisation au cinquième siècle Bd. II S. 50—57.

Welch ein Irrthum! Zur Macht gelangt, verleugnete die Geistlichkeit jene Grundsätze, welche sie bekannt hatte, als sie noch arm, verachtet, unterdrückt und verfolgt war. Jetzt im Besitz weiter, mit einer Masse von Leibeigenen bevölkerter Ländereien, prachtvoller Paläste voll Sklaven, sahen die Bischöfe ein, daß sie zu voreilig gewesen, daß die Zeit für die Emancipation der Leibeigenen noch nicht gekommen sei, daß man, um diese auszuführen, noch wer weiß wie viele Jahrhunderte warten müsse. Der heilige Isidor von Pelusium verwunderte sich in der Wüste der Thebaïs, daß ein Christ einen Sklaven haben könne; hingegen trägt Isidor, der berühmte Bischof von Sevilla, welcher lange die Seele der Concilien von Toledo und „die Glorie der katholischen Kirche" war, wie die Väter des achten dieser Concilien sagten, da, wo er von der Sklaverei spricht, nicht die Lehre jenes andern Isidor vor, sondern die der Weisen des Alterthums, des Aristoteles und Cicero. „Die Natur," so hatte der griechische Philosoph gesagt, „hat die Einen zum Befehlen, die Anderen zum Gehorchen geschaffen," und der römische Philosoph hatte gesagt: „Es liegt keine Ungerechtigkeit darin, daß Diejenigen dienen, die sich nicht zu beherrschen wissen." Isidor von Sevilla sagt das Selbe,[1] nur daß er dabei in Widerspruch mit sich selbst ist, denn er gesteht zugleich ein, daß vor Gott alle Menschen gleich seien und daß die Sünde des ersten Menschen, in der er den Ursprung der Knechtschaft sucht, durch die Versöhnung überwunden worden sei. Der Gedanke liegt uns sehr fern, der Geistlichkeit vorwerfen zu wollen, daß sie die Sklaven nicht befreit habe, oder die Meinung Derjenigen bekämpfen zu wollen, welche behaupten, der Sklave sei der Freiheit nicht fähig: wir wollen uns nicht auf Principienfragen einlassen; es genügt uns, ein Factum zu constatiren, welches sehr wichtige Folgen gehabt hat, daß nämlich die Geistlichkeit in ihrer Inconsequenz nicht die Erwartung der Leibeigenen erfüllte. Das Schicksal dieser Unglücklichen verschlimmerte sich, anstatt erträglicher zu werden. Die Westgothen machten es ebenso wie andere Völker germanischen Ursprungs in anderen römischen Provinzen: sie legten ihnen persönliche Dienste auf, nämlich Frohndienste. Ein der Beachtung würdiger und bei den Römern, wie es scheint, unbekannter Gebrauch ist, daß oft eine Sklavenfamilie dem Herrn einen bestimmten, erblichen Dienst zu leisten hatte; die eine Familie war von Vater

---

[1]) Sentent. l. III c. 47: Aequus Deus ideo discrevit hominibus vitam, alios servos constituens, alios dominos, ut licentia male agendi servorum potestate dominantium restringatur.

auf Sohn zur Bearbeitung des Bodens verpflichtet, eine andere zur Fischerei, eine dritte zum Hüten der Heerden, eine vierte zum Zimmermanns-Handwerk, eine fünfte zur Schmiedearbeit und so weiter.[1] Weder der Leibeigene noch der Sklave konnte sich ohne Einwilligung seines Herrn verheirathen; hatte er es dennoch gethan, so wurde seine Heirath als null und nichtig betrachtet, und man trennte ihn mit Gewalt von seiner Frau. Wenn ein Mann im Sklavendienst eine Frau geheirathet hatte, die einem andern Herrn angehörte, wurden die in dieser Ehe geborenen Kinder zwischen beiden Herren getheilt. Unter solchen Umständen war also das Gesetz der Westgothen weniger human als das des Kaiserreiches; denn der Kaiser Constantin hatte verboten, die Frauen von ihren Männern, die Söhne von ihren Vätern, die Brüder von den Schwestern zu trennen.[2] Im Allgemeinen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Lage der dienenden Classe unter der Herrschaft der Westgothen eine sehr drückende war, wenn man die zahlreichen und strengen Gesetze derselben gegen die Leibeigenen und flüchtigen Sklaven untersucht, wenn man sieht, daß im achten Jahrhundert die Leibeigenen in Asturien, wo ihre Lage ebenso geblieben war wie sie in ganz Spanien gewesen, sich in Massen gegen ihre Herren erhoben.

Ebenso wenig wie die Bischöfe Etwas thaten, um die Lage der Leibeigenen zu verbessern, kümmerten sie sich um das Wohl der mittleren Classen. Die Curialen blieben, was sie waren: das Eigenthum des Bodens, und was mehr ist, kein Bürger hatte noch das Recht, seine Güter zu verkaufen.[3] Der fiscalische Geist war mit den anderen römischen Traditionen von den Kaisern auf die gothischen Könige übergegangen; es scheint sogar, daß die Schüler bald ihre Lehrer übertrafen. So blieb die Bürgerclasse elend und zu Grunde gerichtet; die Concilien leugnen dies nicht.[4]

Alle Wunden der römischen Epoche: das in große Massen zusammengeschweißte Eigenthum, die Sklaverei, die allgemeine Leibeigenschaft, kraft welcher Ackerbauer mit der Scholle und Eigenthümer mit dem Eigenthum verwachsen waren — alles dies blieb nach wie vor.

Und wenn noch Diejenigen, welche sich die Leiter der Völker, durch

[1]) Siehe Muñoz, Fueros S. 123—125.

[2]) Siehe Muñoz, Del Estado de las personas en los reinos de Asturias y Leon.

[3]) For. Jud. V, 4, 19: De non alienandis privatorum et curialium rebus.

[4]) Siehe Concil. Tolet. VIII.

Jesus Christus eingesetzt, nannten, sich darauf beschränkt hätten, die Sachen im Großen und Ganzen so zu lassen, wie sie sie gefunden hatten! Aber statt dessen fingen sie in ihrem Fanatismus an, mit unerhörter Grausamkeit eine Menschenclasse zu verfolgen, die damals in Spanien sehr zahlreich war. Es lag in der Natur der Dinge. Ein Geschichtschreiber hat mit Recht gesagt: „Jedes Mal, wenn es im Mittelalter dem menschlichen Verstand einfiel, darnach zu fragen, warum das ideale Paradies einer der Kirche unterworfenen Welt hienieden immer nur in Gestalt einer Hölle verwirklicht worden sei, antwortete die Kirche, welche den Einwand, den sie vorausgesehen, sogleich ersticken wollte: ‚Das ist der Zorn Gottes! es ist das Verbrechen der Juden! Die Mörder unseres Heilandes sind noch unbestraft geblieben!' So warf man sich über die Juden her." (Michelet.)

Die Verfolgungen begannen im Jahre 616, unter der Regierung Sisebut's. Man hatte damals den Juden befohlen, binnen Jahresfrist überzutreten; wenn sie nach Ablauf dieses Termins noch bei ihrem Glauben beharrten, sollten sie verbannt werden, nachdem jeder hundert Peitschenhiebe erhalten und ihre Güter confiscirt worden. Man sagt, daß von Furcht getrieben damals mehr als neunzigtausend Juden die Taufe empfingen und daß dies nur ein kleiner Theil der gesammten jüdischen Bevölkerung war. Es ist wohl kaum nothwendig, zu sagen, daß diese Bekehrungen nur scheinbare waren; die Neubekehrten fuhren insgeheim fort, ihre Kinder zu beschneiden und alle anderen Gebräuche der mosaischen Religion auszuüben. Aber hieß es nicht das Unmögliche versuchen, wenn man mit Gewalt eine so zahlreiche Race bekehren wollte? Die Bischöfe des vierten toletanischen Concils scheinen so geurtheilt zu haben; aber während sie allerdings den Juden erlaubten, der Religion ihrer Vorfahren treu zu bleiben, befahlen sie doch, daß ihre Kinder ihnen genommen werden sollten, um im Christenthum erzogen zu werden. Als die Geistlichkeit später ihre Toleranz und Halbheit bereute, griff sie zu den äußersten Maßregeln, und das sechste Concil von Toledo ordnete an, daß in Zukunft kein erwählter König zur Ausübung seiner königlichen Würde schreiten dürfe, bevor er nicht geschworen, die gegen diese verabscheuungswürdige Race veröffentlichten Gesetze in Ausübung bringen zu wollen. Dennoch, trotz aller Gesetze und Verfolgungen verblieben die Juden in Spanien; sonderbarer Weise hatten sie dort sogar Landbesitz, [1] und Alles berechtigt uns, anzunehmen, daß die gegen

---

[1]) Siehe den achten Artikel des siebenzehnten Concils von Toledo.

sie erlassenen Gesetze selten mit voller Strenge ausgeübt wurden. Man wollte es wohl; aber man konnte es eben nicht.

Vierundzwanzig Jahre lang litten die Juden in der Stille; aber als dann ihre Geduld aufs äußerste getrieben war, entschlossen sie sich zur Rache an ihren Unterdrückern. Gegen das Jahr 694, siebenzehn Jahre vor der Eroberung Spaniens durch die Moslim's, planten sie eine allgemeine Erhebung in Gemeinschaft mit ihren Religionsgenossen jenseits der Meerenge, woselbst mehrere berberische Stämme sich zum Judenthum bekannten und wo aus Spanien verbannte Juden einen Zufluchtsort gefunden hatten. Dieser Aufstand sollte wahrscheinlich an mehreren Orten zugleich ausbrechen, sobald die Juden aus Afrika an den Küsten Spaniens gelandet wären; aber noch vor dem für die Ausführung angesetzten Zeitpunkt wurde die Regierung von der Verschwörung benachrichtigt. Der König Egika ergriff sogleich die Maßregeln, welche die Lage erheischte. Dann berief er ein Concil nach Toledo, eröffnete seinen geistlichen und weltlichen Rathgebern die ruchlosen Pläne der Juden und bat sie, dieses verfluchte Volk streng zu bestrafen. Nachdem man die Aussagen einiger Israeliten vernommen hatte, aus denen erhellte, daß diese Verschwörung nichts Geringeres bezweckte, als aus Spanien einen jüdischen Staat zu machen, da verurtheilten die Bischöfe, vor Zorn und Unwillen bebend, alle Juden zur Einbuße ihrer Güter und ihrer Freiheit. Der König sollte sie den Christen zu Sklaven zu geben, selbst denjenigen, welche bisher Sklaven der Juden gewesen und die sofort in Freiheit zu setzen seien. Die Herren mußten sich verpflichten, nicht zu dulden, daß ihre neuen Sklaven die Ceremonien des alten Gesetzes übten; sie mußten ihnen ihre Kinder, sobald sie das siebente Jahr erreicht, wegnehmen, um sie im Christenthum erziehen zu lassen, und durften eine Heirath zwischen Juden nicht erlauben; der jüdische Sklave sollte nur eine christliche Sklavin zum Manne haben dürfen.[1]

Man kann nicht daran zweifeln, daß diese Decrete mit äußerster Strenge ausgeführt wurden. Dieses Mal handelte es sich nicht bloß darum, Ungläubige, sondern wirklich gefährliche Verschwörer zu bestrafen. Zur Zeit also, als die Moslim's den Nordwesten von Afrika eroberten, seufzten die Juden Spaniens unter einem unleidlichen Joche; sie riefen mit allen möglichen Gelübden den Augenblick ihrer Befreiung herbei, und unschwer begreift es sich, daß sie eine Eroberung Spaniens,

[1]) Siehe die Acten des siebenzehnten Concils von Toledo bei Mansi Bd. XII, S. 94 f.

welche ihnen gegen Entrichtung einer leichten Steuer die Freiheit und die ungehinderte Uebung ihres Cultus wiedergeben würde, wie eine Errettung des Himmels herbeisehnten.

Die Juden, die Leibeigenen, die verarmten Bürger waren ebenso viele unerbittliche Feinde, welche diese rissige und nach allen Seiten hin brüchige Gesellschaft an ihrem Busen nährte. Und doch hatten die privilegirten Classen Denen, welche das Land an sich rissen, nur leibeigene Christen oder Juden entgegenzusetzen. Schon in den letzten Zeiten des römischen Reiches dienten die Colonisten, wie wir gesehen haben, in den Armeen. Die Westgothen hatten diesen Gebrauch aufrecht erhalten. So lange sie ihren kriegerischen Geist sich bewahrt hatten, war es nicht nöthig gewesen, die Anzahl der Leibeigenen zu bestimmen, welche jeder Eigenthümer als Contingent stellen mußte; aber als sie später darnach gelüstete, sich durch die Arbeit der Sklaven und Leibeigenen zu bereichern, ward es dringend nothwendig, daß das Gesetz für die Recrutirung der Armee Sorge trug. Das fühlte der König Wamba. In einem seiner Decrete beklagte er sich, daß die Gutsbesitzer, da sie vorzugsweise mit der Bebauung ihrer Felder beschäftigt seien, kaum den zwanzigsten Theil ihrer Leibeigenen aushöben, wenn zu den Waffen gerufen würde; darum befahl er, daß in Zukunft jeder Grundbesitzer, ob Gothe oder Römer, den zehnten Theil seiner Leibeigenen zur Armee stellen solle.[1] Später scheint man sogar den Eigenthümern befohlen zu haben, die Hälfte ihrer Leibeigenen auszuheben[2]. Die Anzahl der Leibeigenen in der Armee mußte also die der freien Männer weit übersteigen, was ungefähr so viel sagen will, als daß die Vertheidigung des Staates vorzüglich Denen anvertraut war, welche viel eher geneigt waren, gemeinsame Sache mit dem Feinde zu machen, als für ihre Unterdrücker zu kämpfen.[2]

[1]) Forum Judicum l. IX tit. II, 9.

[2]) So steht in zwei lateinischen Manuscripten des Forum Judicum und in der spanischen Uebersetzung dieses Gesetzbuches.

II.

Unter den Westgothen wurde, wie wir gesehen haben, Spanien noch viel schlechter regiert als unter den Römern. Der Staat trug seit langer Zeit den Keim der Auflösung in sich; seine Schwäche war so groß, daß mit Hilfe des Verraths eine Armee von zwölftausend Mann genügte, um ihn im Handumdrehen über den Haufen zu werfen.

Der Statthalter von Afrika, Mûsâ ibn-Noçair, hatte die Grenzen des arabischen Reiches bis an den Ocean ausgedehnt. Nur die Stadt Ceuta leistete ihm noch Widerstand. Sie gehörte zum byzantinischen Reich, welches früher alles Küstenland Afrika's besessen hatte; aber da der Kaiser zu weit entfernt war, um ihr wesentliche Hilfe leisten zu können, so sah sie sich fast ausschließlich auf die Verbindung mit Spanien gewiesen. Auch hatte Julian, der Statthalter der Stadt, seine Tochter an den Hof von Toledo geschickt, damit sie dort eine ihrer Geburt entsprechende Erziehung erhalte; aber sie hatte das Unglück, dem Könige Roderich zu gefallen, und er entehrte sie. Außer sich vor Zorn, öffnete Julian dem Mûsâ die Thore seiner Stadt, nachdem er einen vortheilhaften Vertrag mit ihm abgeschlossen hatte; dann sprach er mit ihm über Spanien, überredete ihn, die Eroberung dieses Landes zu versuchen, und stellte ihm seine Schiffe zur Verfügung. Mûsâ schrieb an den Khalifen Walîd und fragte nach seinen Befehlen. Der Khalif hielt diese Unternehmung für zu gefährlich. „Laß Spanien von leichten Truppen auskundschaften," gab er Mûsâ zur Antwort, „aber hüte dich, wenigstens für den Augenblick, eine große Armee den Gefahren einer überseeischen Expedition auszusetzen." Mûsâ schickte also einen

seiner Clienten, Namens Abû-Zora Tarîf, mit vierhundert Mann und hundert Pferden nach Spanien. Diese Truppen setzten in vier Fahrzeugen, welche Julian ihnen verschafft hatte, über die Meerenge, plünderten die Umgegend von Algeziras und kehrten nach Afrika zurück (Juli 710).

Im folgenden Jahr benützte Mûsâ die Abwesenheit Roderich's, der einen Aufruhr der Basken niederzuschlagen hatte, um einen andern seiner Clienten, Târik ibn-Zijâd, den Befehlshaber seines Vortrabes, mit siebentausend Moslim's nach Spanien zu schicken. Es waren beinahe lauter Berbern; Julian begleitete sie. Sie setzten nacheinander über die Meerenge in den vier Schiffen, deren Tarîf sich früher bedient hatte, da die Moslim's keine anderen hatten. Târik versammelte sie auf dem Berge, welcher noch heutigen Tages seinen Namen trägt (Gebal-Târik, Gibraltar). Am Fuße dieses Berges befand sich die Stadt Carteja.[1] Gegen diese schickte Târik eine Abtheilung, welche von einem der wenigen arabischen Officiere angeführt wurde, die sich in seiner Armee befanden, von Abdalmelik aus dem Stamme Moâfir.[2] Carteja fiel in die Gewalt der Moslim's,[3] und Târik war schon bis zu dem See vorgedrungen, welcher den Namen Lago de la Janda trägt, als er vernahm, daß der König Roderich an der Spitze einer zahlreichen Armee gegen ihn marschire. Da er nur vier Schiffe hatte, wäre es schwer für ihn gewesen, seine Truppen nach Afrika zurückzuführen, selbst wenn er es gewollt hätte; aber daran dachte er nicht einmal; Ehrgeiz, Habsucht und Despotismus trieben ihn vorwärts. Er ließ Mûsâ um Verstärkung bitten, und dieser bediente sich der Schiffe, welche er seit dem Abmarsch seines Feldherrn hatte bauen lassen, und schickte ihm noch fünftausend Berbern. Die Macht Târik's belief sich also auf zwölftausend Mann — sehr wenig im Vergleich mit der großen Armee Roderich's; aber der Verrath kam den Moslim's zu Hilfe.

Roderich hatte die Krone, welche er trug, erobert. Von mehreren Großen unterstützt, hatte er seinen Vorgänger Witiza entthront und, wie es scheint, sogar getödtet. Es gab deshalb eine sehr mächtige Partei, die gegen ihn war; an ihrer Spitze standen die Brüder und Söhne des letzten Königs. Er bemühte sich, die Führer dieser Partei zu gewinnen, und als er gegen Târik zog, lud er sie ein, sich mit ihm zu vereinigen. Durch das Gesetz dazu verpflichtet, kamen sie, aber

---

[1]) Siehe Anmerkung IV am Ende des Werkes.

[2]) Er war der siebente Vorfahr des berühmten Almanzor.

[3]) Ibn-al-Kûtia fol. 4 r.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 11, 273.

mit einem Herzen voll Rache, Haß und Mißtrauen. Roderich suchte sie zu besänftigen, sie zu beruhigen, sie sich geneigt zu machen, aber mit so wenig Erfolg, daß sie unter sich den Plan schmiedeten, ihn zu verrathen, sobald sie mit dem Feinde handgemein geworden wären. Nicht daß sie die Absicht gehabt hätten, ihr Land den Berbern auszuliefern; einen solchen Zweck können sie nicht verfolgt haben, denn sie strebten selbst nach der Macht, nach dem Throne, und das Land den Afrikanern ausliefern, wäre nicht das Mittel gewesen, dies Ziel zu erreichen. Die Wahrheit ist, daß nach ihrer Meinung (und im Grunde hatten sie Recht) die Berbern nicht in den Bereich des Königthums gekommen waren, um ihre Herrschaft dort zu begründen, sondern nur, um eine Razzia zu machen. „Alles was diese Fremden wollen", sagten sie sich selbst, „ist Beutemachen, und sobald sie dies erreicht, werden sie nach Afrika zurückkehren." Was sie beabsichtigten, war, daß Roderich durch eine Niederlage seinen Ruf als tapferer und glücklicher Führer verlieren solle, damit sie im Stande wären, mit mehr Glück als vorher ihre Ansprüche auf die Krone geltend zu machen. Roderich konnte im Kampf getödtet werden — dann waren ihre Aussichten noch besser. Mit Einem Worte, sie ließen sich von einem engherzigen Egoismus leiten, und es fehlte ihnen an Weitblick; aber wenn sie ihr Vaterland den Ungläubigen auslieferten, thaten sie es, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen.

An den Ufern des Wâdî-Bekka [1] kam es zur Schlacht (19. Juli 711). Die beiden Flügel der spanischen Armee wurden von zwei Söhnen Witiza's geführt und bestanden zum großen Theil aus den Leibeigenen dieser beiden Prinzen. Diese Leibeigenen gehorchten ihren Herren willig, als sie ihnen befahlen, dem Feinde den Rücken zu kehren. Das Centrum, welches unter Roderich's eigenem Befehle stand, hielt eine Zeit lang Stand; aber endlich ergriff es die Flucht, und nun richteten die Moslim's unter den Christen ein großes Blutbad an. Roderich wurde getödtet, wie es scheint; wenigstens ist er seit dieser Zeit vom Schauplatz verschwunden, und das Land befand sich ohne König in dem Augenblicke, als es eines solchen am meisten bedurfte. Târik benützte diesen Umstand. Statt nach Afrika zurückzukehren, wie man erwartete und wie Mûsâ ihm befohlen, zog er kühnen Muthes vorwärts. Das war genug, um das wurmstichige Reich

[1]) Dieser kleine Fluß trägt heutigen Tags den Namen Salado; er mündet ins Meer nicht weit vom Cap Trafalgar, zwischen Vejer de la Frontera und Conil. Siehe meine Recherches Bd. I S. 314—316.

jählings zum Einsturz zu bringen. Die große Zahl der Unzufriedenen und Unterdrückten erleichterte den Eroberern ihr Vorhaben. Die Leibeigenen wollten sich nicht rühren, aus Furcht, ihre Herren zugleich mit sich selbst zu retten. Die Juden standen überall auf und stellten sich den Moslim's zur Verfügung. Nachdem er einen abermaligen Sieg bei Ecija erfochten hatte, konnte Târik also mit dem Kern der Truppen vor Toledo rücken und einzelne Abtheilungen gegen Cordova, Archidona und Elvira schicken. Archidona ergab sich ohne Schwertstreich; die Einwohner suchten in den Bergen Zuflucht. Elvira wurde mit Gewalt genommen, und die Bewachung der Stadt einer aus Juden und Moslim's zusammengesetzten Garnison anvertraut. Cordova wurde den Afrikanern von einem Hirten, einem Leibeigenen, der ihnen eine Bresche zeigte, durch die sie in die Mauer eindringen konnten, in die Hände geliefert. In Toledo wurden die Christen von den Juden verrathen. Eine unsagbare Verwirrung herrschte überall. Die Patricier und die Prälaten schienen den Kopf verloren zu haben. „Gott hatte die Herzen der Ungläubigen mit Furcht erfüllt", sagt ein moslimischer Chronist, und in der That galt allgemein das: Rette sich, wer kann. In Cordova fand man keine Patricier, sie hatten sich nach Toledo begeben; auch in Toledo fand man keine: sie hatten sich nach Galicien geflüchtet. Der Metropolitan selbst hatte Spanien verlassen; zu größerer Sicherheit war er nach Rom gegangen. Diejenigen, welche ihr Heil nicht in der Flucht gesucht hatten, dachten eher daran zu unterhandeln als sich zu vertheidigen; so auch die Prinzen aus der Familie des Witiza. Indem sie ihren Verrath als Anspruch auf die Erkenntlichkeit der Moslim's geltend machten, verlangten und erhielten sie die Domainen der Krone, von denen die Könige nur die Nutznießung [1] gehabt hatten und die sich auf dreitausend Meierhöfe beliefen. Außerdem wurde Oppas, ein Bruder Witiza's, zum Statthalter von Toledo ernannt.

Durch einen großen, durchaus unverhofften Glücksfall war eine einfache Razzia zu einer Eroberung geworden. Mûsâ war sehr unzufrieden mit diesem Resultat. Er wollte zwar die Eroberung Spaniens, aber er wollte nicht, daß sie durch einen Andern als ihn selbst ausgeführt werde; er beneidete Târik um den Ruhm und die materiellen Vortheile der Eroberung. Glücklicher Weise gab es noch Etwas auf der Halbinsel zu thun: Târik hatte nicht alle Städte erobert, er hatte sich nicht alle Reichthümer des Landes zugeeignet. Mûsâ beschloß also, sich

[1]) Forum Judicum, lib. V t. I l. 2.

selbst nach Spanien zu begeben, und im Monat Juni 712 ging er über die Meerenge, von achtzehntausend Arabern begleitet. Er nahm Medina-Sidonia, und die Spanier, welche sich ihm angeschlossen hatten, nahmen es auf sich, ihm Carmona auszuliefern. Sie erschienen bewaffnet vor den Thoren der Stadt, und indem sie sich für Schutz suchende Flüchtlinge ausgaben, baten sie um die Erlaubniß, in die Stadt kommen zu dürfen, und erhielten sie; darnach benützten sie die Dunkelheit der Nacht, um den Arabern die Thore zu öffnen. Sevilla war schwieriger zu nehmen. Es war die größte Stadt des Landes; man mußte sie mehrere Monate lang belagern, ehe sie sich ergab. Auch Merida leistete langen und heftigen Widerstand, mußte aber endlich capituliren (1. Juni 713). Darauf machte Mûsâ sich auf nach Toledo. Târik ging ihm entgegen, um ihm seine Huldigung darzubringen. Sobald er ihn aus der Ferne erblickte, sprang er vom Pferde; aber Mûsâ war so aufgebracht gegen ihn, daß er ihm Peitschenhiebe gab. „Warum bist du ohne meine Erlaubniß vorgerückt?" sprach er zu ihm; „ich hatte dir befohlen, nur eine Razzia zu machen und dann nach Afrika zurückzukehren."

Das übrige Spanien wurde, mit Ausnahme einiger nördlichen Provinzen, ohne Schwierigkeit erobert. Der Widerstand führte zu nichts; aus Mangel eines Führers fehlte ihm Richtung und Plan. Außerdem nöthigte der eigene Vortheil die Spanier, sich aufs schnellste zu ergeben. Wenn sie dies thaten, erhielten sie ziemlich vortheilhafte Verträge, während sie, erst nach längerem Widerstande unterlegen, sicher sein konnten, ihrer Güter verlustig zu gehen.[1]

Im Allgemeinen brachte die Eroberung keine sehr große Calamität mit sich. Anfangs trat freilich eine Zeit der Anarchie ein, wie zur Zeit der Einfälle der Germanen. Die Moslim's plünderten an vielen Orten, verbrannten einige Städte, hängten solche Patricier, die sich nicht zur rechten Zeit hatten retten können, und erstachen die Kinder; aber die arabische Regierung unterdrückte bald diese Uebergriffe und Greuelthaten, und als die Ordnung wieder hergestellt war, ertrug die zu jener Zeit so entnervte Bevölkerung ihr Schicksal ohne vieles Murren. Und in der That war die arabische Herrschaft wenigstens ebenso erträglich wie die der Westgothen. Die Eroberer ließen den Besiegten ihre Gesetze und ihre Richter, sie gaben ihnen Grafen oder Statthalter aus ihrer eigenen Nation, deren Amt es war, die Steuern einzuziehen,

[1]) Siehe meine Etudes sur la conquête de l'Espagne par les Arabes in dem ersten Bande meiner Recherches.

welche sie zu bezahlen hatten, und die Streitigkeiten zu schlichten, welche sich unter ihnen erhoben. Die Ländereien der mit Gewalt eroberten Districte, sowie diejenigen, welche der Kirche oder den Patriciern, die sich nach dem Norden zurückgezogen, gehört hatten, wurden unter die Eroberer vertheilt; aber die Leibeigenen, welche darin wohnten, blieben darauf. Das lag in der Natur der Dinge, und die Araber verfuhren überall auf die selbe Weise. Die Eingeborenen allein kannten das Verfahren des Bodenbaues,[1] und zudem waren die Eroberer viel zu stolz, um sich damit zu beschäftigen. Den Leibeigenen legte man also die Verpflichtung auf, die Aecker zu bebauen wie seither und dem moslimischen Eigenthümer vier Fünftel der Ernten und sonstigen Erträgnisse des Landes zu geben. Diejenigen, welche auf den Staats-Domainen wohnten — und sie waren zahlreich, denn die Domainen nahmen den fünften Theil der eingezogenen Ländereien ein — hatten nur den dritten Theil der Ernten abzugeben. Im Anfang entrichteten sie ihn dem Schatze, später aber wurde ein anderes Verfahren eingeschlagen. Man bildete Lehensgüter aus einem Theile der Domainen, und diese Lehensgüter wurden den Arabern gegeben, welche sich später in Spanien niederließen, Denen, welche Samch begleiteten, und den Syrern, welche mit Baldsch nach Spanien kamen. Die christlichen Ackerbauer verloren indessen nichts durch diese Maßregel; der einzige Unterschied für sie war, daß sie, anstatt dem Staate den dritten Theil der Bodenproducte zu geben, dieselben dem Lehensherrn geben mußten. Was die anderen Christen betrifft, so hing ihre Lage von den Verträgen ab, die sie hatten erlangen können, und einige dieser Verträge waren sehr vortheilhaft. So blieben zum Beispiel die Einwohner von Merida, welche im Augenblick der Uebergabe sich in der Stadt befanden, im Besitz fast all ihrer Güter; nur das Eigenthum und die Ornamente der Kirche mußten sie herausgeben. In der Provinz, deren Statthalter Theodemir war und in welcher unter anderen Städten auch Lorca, Mula, Orihuela und Alicante lagen, traten die Christen gar nichts ab. Sie verpflichteten sich nur, einen Tribut, zur Hälfte in Geld, zur Hälfte in Naturalien, zu bezahlen.[2] Man kann im Allgemeinen sagen, daß die Christen den größten Theil ihrer Güter behielten. Es wurde ihnen außerdem noch das Recht zugestanden, sie zu veräußern, ein Recht, welches sie zur Zeit der Westgothen nicht gehabt hatten. Sie

---

[1]) Vergl. Makkari Bd. II S. 1.

[2]) Der Vertrag, welchen Theodemir mit Abdalaziz, dem Sohne Mûsâ's, abschloß, findet sich bei Dhabbî. Casiri (Bd. II S. 106) hat den Wortlaut desselben veröffentlicht.

waren jedoch verbunden, dem Staat eine Kopfsteuer zu entrichten, welche für die Reichen achtundvierzig Dirhem betrug, vierundzwanzig für die Mittelclasse und zwölf Dirhem für Diejenigen, welche von irgend welcher Handarbeit lebten.[1] Sie mußte am Ende jedes Monats bezahlt werden;[2] aber die Frauen, die Kinder, die Mönche, die Krüppel, die Blinden, die Kranken, die Bettler und Sklaven waren davon ausgenommen. Außerdem mußten die Eigenthümer den Kharâdsch bezahlen, das heißt eine Steuer, welche sich nach der Beschaffenheit des Bodens einer jeden Gegend richtete und gewöhnlich bis zu zwanzig Procent des Ertrages stieg. Die Kopfsteuer erlosch für Den, welcher den Islam annahm; der Kharâdsch dagegen wurde nach Bekehrung des Eigenthümers nicht erlassen.

Im Vergleich mit dem Früheren war die Lage, welche die Moslim's den Christen damals bereiteten, nicht gerade hart, und es ist hinzuzufügen, daß die Araber sehr tolerant waren. In Religionsangelegenheiten thaten sie niemandem Gewalt an. Zudem liebte die Regierung, wenn sie nicht sehr fromm war (und dies war eine Ausnahme), nicht, daß die Christen zum Islam übertraten; der Schatz verlor zu viel dabei.[3] Die Christen bewiesen sich dafür nicht undankbar. Sie wußten den Eroberern ihre Toleranz und ihre Billigkeit Dank; sie zogen ihre Herrschaft derjenigen der Germanen vor, der Franken zum Beispiel,[4] und während des ganzen achten Jahrhunderts waren Empörungen sehr selten; die Chronisten haben nur eine einzige verzeichnet, nämlich die der Christen von Beja, und diese waren, wie es scheint, nur Werkzeuge eines ehrgeizigen arabischen Häuptlings.[5] Selbst die Priester waren, wenigstens in der ersten Zeit, nicht sehr unzufrieden, obgleich sie wohl den meisten Grund dazu gehabt hätten. Man kann

---

[1]) Wenn man den Dirhem auf 12 Sous unseres Geldes schätzt, würde dieser Tarif sein: Fr. 28,80 — 14,40 — 7,20; aber da im achten Jahrhundert der Geldwerth zu dem unserer Zeit sich verhält wie 11 zu 1 (siehe Leber, Essai sur l'appréciation de la fortune privée au moyen âge), war der Tarif in Wirklichkeit: Fr. 316,80 — 158,40 — 79,20.

[2]) Leovigildus, De Habitu Clericorum (Esp. sagr. Bd. XI S. 523).

[3]) Vergl. oben Buch I Cap. X.

[4]) Urbs erat interea Francorum inhospita turmis
Maurorum votis adsociata magis,

sagt Ermoldus Nigellus (I, 67) von Barcelona. — Amari ist ebenfalls der Meinung, daß die Lage der Sicilianer unter den Moslim's besser war als der italischen Völker, welche unter der Herrschaft der Lombarden oder Franken lebten (Storia dei Musulmani di Sicilia Bd. I S. 483.).

[5]) Makkari Bd. II. S. 17.

sich eine Vorstellung von ihrer Art, die Sachen anzusehen, machen, wenn man die lateinische Chronik liest, welche zu Cordova im Jahre 754 verfaßt wurde und welche man mit Unrecht dem Isidor von Beja zuschreibt. Obgleich ein Cleriker, ist doch der Verfasser dieser Chronik den Moslim's viel mehr geneigt als irgend ein anderer spanischer Schriftsteller vor dem vierzehnten Jahrhundert. Nicht, daß es ihm an Patriotismus mangelte; im Gegentheil, er beklagt das Unglück Spaniens, und die arabische Herrschaft ist für ihn die Herrschaft von Barbaren, ein efferum imperium; aber wenn er die Eroberer haßt, so haßt er in ihnen viel mehr die Angehörigen einer anderen Race als einer anderen Religion. Thaten, welche die Geistlichen der späteren Zeit hätten vor Unwillen mit den Zähnen knirschen machen, entreißen ihm nur ein Wort des Tadels. Er erzählt zum Beispiel, daß die Wittwe des Königs Roderich den Sohn Mûsâ's, Abdalazîz, heirathete; aber er nimmt gar kein Aergerniß an dieser Heirath, er scheint sie vielmehr ganz natürlich zu finden.

In gewissen Beziehungen war die arabische Eroberung sogar eine Wohlthat für Spanien: sie brachte eine wichtige sociale Umgestaltung hervor, sie bewirkte, daß eine große Menge Uebel, unter denen das Land seit Jahrhunderten seufzte, verschwanden.

Die Macht der privilegirten Classen, der Geistlichkeit und des Adels, wurde vermindert, fast vernichtet, und da die confiscirten Güter unter eine sehr große Anzahl Einzelner vertheilt worden waren, hatte man, vergleichsweise wenigstens, den kleinen Grundbesitz. Dies war ein großes Glück und eine der Ursachen des blühenden Zustandes des Ackerbaus im arabischen Spanien. Andererseits hatte die Eroberung die Lage der dienenden Classen verbessert. Der Islam war der Emancipation der Sklaven bei weitem günstiger als das Christenthum, wie die Bischöfe des westgothischen Königreiches es auffaßten. Indem er im Namen des Ewigen sprach, befahl Mohammed, daß man den Sklaven erlaube, sich loszukaufen. Einen Sklaven befreien, war ein gutes Werk, und manche Uebelthaten konnten auf diese Weise abgebüßt werden. Auch war die Sklaverei bei den Arabern weder hart noch dauernd. Oft ward der Sklave schon nach einigen Dienstjahren frei, besonders wenn er den Islam annahm.[1] Das Schicksal der Leibeigenen, welche sich auf den Gütern der Moslim's befanden, verbesserte sich ebenfalls. Sie wurden gewissermaßen Pächter und ge-

[1]) S. Jackson, Account of Marocco S. 248; Ders., Account of Timbuctoo S. 219.

nossen einer Art Unabhängigkeit; denn da ihre Herren sich nicht um die ihrer unwürdigen Geschäfte des Ackerbaues bekümmern mochten, behielten sie volle Freiheit, den Boden zu bebauen nach ihrem Dafürhalten. Den Sklaven und Leibeigenen der Christen aber verschaffte die Eroberung ein sehr leichtes Mittel, die Freiheit zu erlangen. Zu diesem Ende brauchten sie sich nur auf die Besitzung eines Moslims zu flüchten und die Worte auszusprechen: „Es gibt nur Einen Gott, und Mohammed ist der Gesandte Gottes.“ Von da an waren sie Moslim's und „Freigelassene Allâh's“, wie Mohammed gesagt hatte. Eine Menge Leibeigener wurden auf diese Art frei, und man darf sich nicht verwundern über die Leichtigkeit, mit der sie das Christenthum aufgaben. Trotz der unbegrenzten Macht, deren die Geistlichkeit zur Zeit der Westgothen genossen, hatte diese Religion nicht sehr tiefe Wurzeln in Spanien geschlagen. Fast gänzlich heidnisch zu der Zeit, als Constantin das Christenthum zur Staatsreligion machte, war Spanien so lange dem alten Cultus treu geblieben, daß zur Zeit der arabischen Eroberung das Heidenthum und Christenthum einander noch das Terrain streitig machten und die Bischöfe sich gezwungen sahen, die Verehrer der falschen Götter mit Drohungen niederzuhalten und energische Maßregeln gegen sie zu ergreifen.[1] Bei Denjenigen, die sich für Christen ausgaben, war das Christenthum mehr auf den Lippen als in den Herzen. Die Nachkommen der Römer hatten Etwas von der Zweifelsucht ihrer Vorfahren behalten; die der Gothen interessirten sich so wenig für die religiösen Fragen, daß sie aus Arianern zu Katholiken wurden, sobald ihr König Rekkared ihnen das Beispiel gegeben hatte. Durch andere Pflichten in Anspruch genommen, hatten die reichen Prälaten des westgothischen Königthums, welche Irrgläubige widerlegen, Lehrsätze und Mysterien erörtern, den Staat regieren und Juden verfolgen mußten, keine Muße dazu finden können, „um klein mit den Kleinen zu werden, mit ihnen die ersten Worte der Wahrheit zu stammeln, wie ein Vater sich freut, mit seinem Kinde die ersten Worte zu buchstabiren,“ wie der heilige Augustin sagte, und wenn sie bewirkt hatten, daß das Christenthum angenommen wurde, hatten sie doch nicht bewirkt, daß es geliebt wurde. Es ist daher nicht befremdend, daß die Leibeigenen der Versuchung nicht widerstehen konnten, wenn ihnen die Eroberer die Freiheit unter der Bedingung anboten,

[1]) Siehe den zweiten Artikel der Acten des sechszehnten Concils von Toledo, gehalten im Jahre 693. — Gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts bekehrte Masonius, Bischof von Merida, viele Heiden. Paulus Emeritensis, De vita P. P. Emeritensium S. 358.

daß sie den Islam annähmen. Einige dieser Unglücklichen waren noch Heiden; die anderen kannten das Christenthum so wenig, die religiöse Erziehung, welche ihnen zu Theil geworden, war so elementarisch, so dürftig, daß das katholische und das moslimische Mysterium beide gleich undurchdringlich für sie blieben;[1] aber was sie nur zu gut wußten und begriffen, war, daß die Priester die Hoffnungen auf Befreiung, die sie ihnen einst eingeflößt, grausam getäuscht hatten, und was sie wollten, war, um jeden Preis das Joch abschütteln, unter welchem sie seufzten. Sie waren übrigens nicht die Einzigen, welche dem alten Cultus entsagten. Viele Patricier thaten das Selbe, sei es, um nicht genöthigt zu sein, die Kopfsteuer zu bezahlen, sei es, um ihre Güter auch dann zu behalten, wenn die Araber die Verträge übertreten sollten, sei es endlich, weil sie in aller Aufrichtigkeit an den göttlichen Ursprung des Islam glaubten.

Wir haben bisher nur von der Verbesserung gesprochen, welche die arabische Eroberung den bürgerlichen Verhältnissen des Landes brachte; aber um gerecht zu sein, müssen wir hinzufügen, daß, wenn diese Eroberung in vieler Hinsicht ein Glück, sie doch in anderer ein Uebel war. So war der Cultus frei, aber die Kirche war es nicht; sie war einer harten und schmachvollen Knechtschaft unterworfen. Das Recht, Concilien anzuberaumen sowie das, Bischöfe zu ernennen und abzusetzen, war von den westgothischen Königen[2] auf die arabischen Sultane[3] übergegangen, ebenso wie es im Norden auf die Könige von Asturien überging,[4] und dieses unselige Recht wurde, einem Feinde der christlichen Religion anvertraut, für die Kirche eine nie versiegende Quelle von Uebeln, Beschimpfungen und Aergernissen. Wenn Bischöfe einem Concil nicht beiwohnen wollten, so ließen die

[1]) Ein spanischer Schriftsteller, welcher im siebenzehnten Jahrhundert unter der Regierung Philipps IV. schrieb, äußert sich darüber folgendermaßen: „Es ist nicht zu verwundern, daß die Bewohner der Alpuxarres so leicht ihren alten Glauben verlassen haben. Diejenigen, welche jetzt in diesen Bergen wohnen, sind Christianos viejos (alte Christen), haben in ihren Adern keinen Tropfen unreinen Blutes, sind Unterthanen eines katholischen Königs und dennoch sind sie, in Ermangelung von Lehrern und in Folge von Unterdrückungen, denen sie Preis gegeben waren, so unwissend in Dem, was sie zu ihrem ewigen Heile wissen sollten, daß ihnen kaum die geringsten Spuren von der christlichen Religion anhaften. Man darf nicht glauben, daß, wenn heute, was Gott verhüte, die Ungläubigen sich wieder zu Herren ihres Landes machen sollten, diese Leute zögern würden, ihrem Glauben zu entsagen und die Glaubenslehren der Sieger anzunehmen.“ Pedraça, Historia eclesiastica de Granada, fol. 95 v.

[2]) Siehe den sechsten Artikel der Acten des zwölften Concils von Toledo.

[3]) Siehe Vita Johannis Gorziensis c. 129.

[4]) Marina, Ensayo Bd. II S. 5 f.

Sultane an ihrer Statt Juden und Moslim's die Sitzung halten.[1] Sie verkauften die bischöfliche Würde dem Meistbietenden, so daß die Christen ihre theuersten und heiligsten Interessen Ketzern anvertrauen mußten, ausschweifenden Menschen, welche selbst an den höchsten Festen der Kirche den Orgien der arabischen Höflinge beiwohnten, Ungläubigen, welche ganz öffentlich ein zukünftiges Leben leugneten, Elenden, welche nicht zufrieden damit, sich selbst zu verkaufen, auch ihre Heerde noch dazu verhandelten.[2] Einmal führten die Beamten des Fiscus darüber Klage, daß es mehreren Christen von Malaga gelungen sei, sich der Kopfsteuer zu entziehen, indem sie sich versteckt hielten. Da versprach Hostegesis, der Bischof dieser Diöcese, ihnen eine vollständige Liste der Steuerpflichtigen zu verschaffen. Er hielt Wort. Auf seiner jährlichen Rundreise bat er Die, welche zu seinem Kirchsprengel gehörten, ihm ihre Namen sowie die ihrer Eltern, Verwandten und Freunde zu nennen; er wolle sie auf einer Liste eintragen, um, wie er sagte, Gott für jedes seiner Schäflein bitten zu können. Die Christen, welche ihrem Hirten nicht mißtrauten, gingen in die Falle. Seitdem konnte niemand sich mehr der Kopfsteuer entziehen; Dank dem Register des Bischofs kannten die Steuereinnehmer jetzt alle Steuerpflichtigen.[3]

Andrerseits beobachteten die Araber, sobald sie ihre Herrschaft befestigt hatten, die Verträge nicht so gewissenhaft wie zur Zeit, wo ihre Macht noch schwankend gewesen war. Das empfand man zum Beispiel in Cordova. In dieser Stadt hatten die Christen nur die dem heiligen Vincenz geweihte Cathedrale behalten; alle anderen Kirchen waren zerstört; aber der Besitz der Cathedrale war ihnen durch Vertrag garantirt. Mehrere Jahre wurde dieser Vertrag beobachtet;[4] als aber Cordova durch die Ankunft der Araber von Syrien ein Uebermaß von Bevölkerung erhalten hatte und die Moscheen zu klein geworden waren, da meinten die Syrer, man solle in dieser Stadt das Selbe thun, was man zu Damask[5], zu Emesa[6] und in den anderen Städten ihres Vaterlandes gethan, wo man den Christen die Hälfte ihrer Cathedrale genommen hatte, um Moscheen daraus zu machen. Da die Regierung diese Ansicht billigte, wurden die Christen gezwungen,

[1]) Samson, Apolog. l. II c. 8.

[2]) Siehe Alvarus, Epist. XIII c. 3; Samson, Apolog. l. II c. 2, 4.

[3]) Samson l. II c. 2.

[4]) Im Jahre 747 besaßen die Christen die Cathedrale noch; der Verfasser des Akhbâr madschmûa bezeugt dies ausdrücklich fol. 74 v.

[5]) Siehe Ibn-Dschobair S. 263, 264; Ibn-Batûta Bd. I S. 198.

[6]) Siehe Içtakhri S. 33.

die Hälfte der Cathedrale abzutreten. Das war unwidersprechlich eine Beraubung, eine Uebertretung des Vertrags. Später im Jahre 784 wollte Abderrachmân, daß die Christen ihm die andere Hälfte verkaufen sollten. Sie weigerten sich standhaft, es zu thun, indem sie sagten, daß, wenn sie es thäten, sie kein einziges Gebäude mehr haben würden, worin sie ihren Gottesdienst halten könnten. Abderrachmân bestand indessen darauf, und man kam zu einem Vergleich: die Christen überließen die Cathedrale für die Summe von hunderttausend Dinaren,[1] nachdem sie die Erlaubniß erhalten, die Kirchen wieder aufzubauen, welche zerstört worden waren.[2] Dieses Mal war Abderrachmân also gerecht gewesen. Aber er war es nicht immer; denn er war es, der den Vertrag übertrat, den die Söhne Witiza's mit Târik geschlossen hatten und der vom Khalifen bestätigt worden war. Er zog die Güter des Arbabast, eines dieser Prinzen, nur deshalb ein, weil er sie zu ausgedehnt für einen Christen fand.[3] Andere Verträge wurden auf ganz willkürliche Art modificirt oder gänzlich umgestoßen, so daß im neunten Jahrhundert kaum noch einige Spuren davon übrig waren. Da überdies die Lehrer erklärten, daß die Regierung ihren Eifer für die Religion durch Erhöhung der von den Christen zu leistenden Abgaben[4] an den Tag legen müsse, so legte man ihnen so viele außerordentliche Steuern auf, daß schon im neunten Jahrhundert die christliche Bevölkerung mehrfach, z. B. in Cordova, arm oder dürftig geworden war.[5] Mit anderen Worten: es trug sich in Spanien zu, was in allen von den Arabern eroberten Ländern vorgekommen war: ihre Herrschaft, im Anfang mild und human, artete in einen unleidlichen Despotismus aus. Seit dem neunten Jahrhundert befolgten die Eroberer der Halbinsel ganz wörtlich den Rath des Khalifen Omar, der rund heraus gesagt hatte: „Wir müssen die Christen verschlingen und unsere Nachkommen müssen ihre Nachkommen verschlingen, so lang der Islam besteht.[6]"

Indessen in dem Jahrhundert nach der Eroberung waren es nicht die

---

[1]) Eine Million Franken; nach jetzigem Geldwerth eilf Millionen.

[2]) Râzi, bei Makkari Bd. I S. 368. Auch Ibn-Adhâri (Bd. II S. 244, 245) citirt diese Stelle, aber etwas abgekürzt. Vergl. Makkari Bd. I S. 359 Z. 2.

[3]) Ibn-al-Kûtîa fol. 15 v.

[4]) Journ. asiat. Series IV Bd. XVIII S. 515.

[5]) Einmal wurden die Christen von Cordova außerordentlicher Weise mit hunderttausend Dinaren, eilf Millionen Franken nach jetzigem Geldwerth, besteuert.

[6]) Abû-Ismaʿil al-Baçri, Futûch as-Schâm S. 124.

Christen, welche sich am meisten über die arabische Herrschaft beklagten; die Unzufriedensten waren die Renegaten, welche die Araber die mowallad, das heißt „die Adoptirten" nannten. Diese Renegaten dachten nicht alle gleich. Es gab unter ihnen solche, welche man „geheime Christen"[1] nannte, d. h. solche, welche sich ihren Abfall bitter vorwarfen. Diese waren sehr unglücklich, denn sie konnten nicht zum Christenthum zurückkehren. Das moslimische Gesetz ist in dieser Beziehung unerbittlich: war das Glaubensbekenntniß einmal abgelegt, vielleicht in einem Augenblicke des Unmuthes, der Schwäche, der Verzagtheit, der Verlegenheit, wenn man kein Geld hatte, um die Kopfsteuer zu bezahlen,[2] oder wenn man fürchtete durch den christlichen Richter zu einer beschimpfenden Strafe verurtheilt zu werden[3] — war das Glaubensbekenntniß einmal abgelegt, so war der Renegat auf immer zum Moslim geworden, wenn er auch von nagenden Gewissensbissen bis aufs äußerste gebracht ward, und wenn er wieder abtrünnig wurde, so verdammte das Gesetz ihn zum Tode. Die Nachkommen der Renegaten, welche in den Schoß der Kirche zurückkehren wollten, waren noch mehr zu beklagen: sie litten für die Schuld eines ihrer Vorfahren. Da das Gesetz sie als Moslim's ansah, weil sie von einem Moslim gezeugt waren, mußten sie ihr Leben verlieren, wenn sie Mohammed verleugneten. Die moslimische Religionsgemeinschaft nahm sie schon in der Wiege auf und geleitete sie bis zum Grabe.

Es war also ganz natürlich, daß die reuigen Renegaten murrten; aber sie waren in der Minderheit: die größte Anzahl war dem Islam aufrichtig ergeben. Indessen auch sie murrten. Im ersten Augenblick muß diese Erscheinung uns überraschen. Der größte Theil der Renegaten waren Freigelassene, also Solche, deren Lage durch die Eroberung verbessert worden war; wie kam es denn, daß sie mit der Herrschaft der Araber nicht zufrieden waren? Nichts ist einfacher. „Die Geschichte ist ähnlicher Erscheinungen voll. Nicht immer entwickeln sich Revolutionen daraus, daß die Lage sich fort und fort verschlimmert. Es begibt sich oftmals, daß ein Volk, welches die drückendsten Gesetze ertrug, ohne sich zu beklagen und fast als ob es dieselben nicht fühlte, sie plötzlich abwirft, sobald die Last derselben leichter wird."[4] Wir fügen hinzu, daß die sociale Stellung der Renegaten unleidlich

[1]) Christiani occulti. Eulogius, Memor. Sanct. l. II.
[2]) Samson, Apolog. l. II c. 5.
[3]) Derselbe a. a. O. l. II c. 3.
[4]) De Tocqueville.

war. Die Araber schlossen sie gewöhnlich von allen einträglichen Aemtern und von jedem Antheil an der Staatsregierung aus: sie gaben vor, nicht an die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung zu glauben; sie behandelten sie mit einer grenzenlosen Unverschämtheit; indem sie noch das Siegel der Knechtschaft auf den Stirnen vieler sahen, die kürzlich erst befreit waren, brandmarkten sie alle mit dem Namen Sklave oder Sohn eines Sklaven,[1] obgleich unter ihnen einige der vornehmsten und reichsten Eigenthümer des Landes waren. Die Renegaten wollten sich aber eine solche Behandlung nicht gefallen lassen. Sie hatten ein Bewußtsein eigener Würde und kannten die physische Macht, über die sie disponirten, denn sie bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung. Sie wollten nicht, daß die Macht ein ausschließliches Vorrecht einer in ihrer Eigenthümlichkeit eng verschanzten Kaste sei; sie wollten diesen Zustand des Zwanges und der socialen Unterordnung nicht länger dulden, ebensowenig jene unverschämte Geringschätzung und Herrschsucht einiger fremden Soldatenbanden, welche da und dort einquartiert waren. So ergriffen sie die Waffen und schritten kühn zum Kampf.

Die Empörung der Renegaten, an der die Christen nach Maßgabe ihrer Kräfte Theil nahmen, trat mit jener Mannigfaltigkeit auf, welche jede Empörung kennzeichnen mußte, die in jene Zeit fiel, wo Alles mannigfaltig und individuell war. Jede Provinz, jede große Stadt empörte sich auf eigene Hand und zu besonderer Zeit; aber der Kampf war nur um so länger und blutiger, wie man aus den folgenden Erzählungen ersehen wird.

[1]) Siehe die von Ibn-Abhâri Bd. II S. 114, sowie die von Ibn-Chaijân fol. 64 v. und die in meinen Notices sur quelques manuscrits arabes S. 258, 259 angeführten Verse. Es ist bemerkenswerth, daß die Araber diesen beschimpfenden Beinamen niemals auf die Christen anwandten.

III.

In der Hauptstadt des Sultans lebten zahlreiche Renegaten.[1] Sie waren meist Freigelassene, welche Felder bebauten, die sie gekauft hatten, oder welche auf den Besitzungen der Araber für Tagelohn arbeiteten.[2] Kräftig, arbeitsam und sparsam, scheinen sie eines gewissen Wohlstandes genossen zu haben, weil sie hauptsächlich in der südlichen Vorstadt,[3] einem der schönsten Stadtviertel, wohnten; aber sie wurden von revolutionären Leidenschaften beherrscht, und unter der Regierung Chacam's I. ließen sie sich von Fakih's zu einem Aufstand hinreißen, der mit einer furchtbaren Katastrophe endigte.

Abderrachmân I. war auf seine Macht zu eifersüchtig, als daß er den Fakih's, den rechtskundigen Theologen, erlaubt hätte, sich eine Autorität anzumaßen, welche ihn in seinen despotischen Maßregeln beschränkt haben würde; aber unter der Regierung Hischâm's, seines Sohnes und Nachfolgers, wuchs ihr Einfluß beträchtlich. Er war ein wahrhaft frommer Prinz, ein Muster von Tugend. In dem Augenblick, als er den Thron bestieg, konnten seine Unterthanen sich noch fragen, ob er, wenn er zwischen Gut und Böse zu wählen hätte, sich für dieses oder jenes entscheiden werde; denn bei gewissen Gelegenheiten hatte er sich gut und großmüthig gezeigt,[4] bei anderen rachsüchtig

---

[1]) Es sei gestattet, diesen Namen ebensowohl den wirklichen Renegaten zu geben als ihren Nachkommen.

[2]) Siehe den Kartâs S. 23 Z. 1.

[3]) Früher Secunda. Siehe Makkari Bd. I S. 899 letzte Zeile.

[4]) Siehe Akhbâr madschmûa fol. 99 v. — 100 v., Ibn-Adhâri Bd. II S. 68—70.

und grausam.[1] Bald aber hörte alle Ungewißheit in dieser Beziehung auf. Da ein Astrologe dem jungen Herrscher einen frühzeitigen Tod prophezeit hatte,[2] entsagte er allen weltlichen Freuden, um nur für sein Seelenheil durch Werke der Barmherzigkeit zu sorgen. Mit äußerster Einfachheit gekleidet, ging er allein in den Straßen seiner Hauptstadt umher, mischte sich unter das Volk, besuchte die Kranken, kam in die verfallenen Hütten der Armen und kümmerte sich mit liebevoller Sorgfalt um alle Einzelnheiten ihrer Leiden und Mängel. Oft verließ er mitten in der Nacht, selbst wenn es in Strömen regnete, seinen Palast, um irgend einem frommen Einsiedler, der erkrankt war, Erfrischungen zu bringen und an seinem Strohlager zu wachen.[3] Sehr pünktlich in all seinen Andachtsübungen, ermunterte er seine Unterthanen, seinem Beispiel zu folgen. In Gewitternächten ließ er Geld unter Diejenigen austheilen, welche sich nicht durch das schlechte Wetter abhalten ließen, sich in die Moschee zu begeben.[4]

Es war gerade zu dieser Zeit im Orient eine neue theologische Schule gegründet worden. Diese erkannte den großen medinischen Gelehrten Mâlik ibn-Anas als ihr Haupt an, den Gründer der einen unter den vier orthodoxen Secten des Islam. Hischâm hegte eine hohe Verehrung für diesen Lehrer.[5] Mâlik seinerseits, welcher gegen die Abbâsiden, seine Herren, einen tödtlichen Haß hegte, seit sie ihn beschuldigt, seinen berühmten und verehrten Namen einem alidischen Prätendenten zur Stütze geliehen zu haben, und ihm dafür Peitschenhiebe ertheilen und einen Arm hatten verrenken lassen,[6] war dem Sultan von Spanien, dem Gegner seiner Peiniger, günstig gestimmt, ehe er noch wußte, bis zu welchem Grade er seiner Achtung werth sei; als aber seine spanischen Schüler ihm die Frömmigkeit und die Tugenden Hischâm's priesen, da kannten seine Bewunderung und seine Begeisterung keine Grenzen: da er in ihm das Ideal eines moslimischen Fürsten erblickte, erklärte er ihn für den einzig des Thrones der Khalifen Würdigen.[7] Nach Spanien zurückgekehrt, verfehlten jene Schüler nicht,

[1]) Siehe Ibn-al-Khatib Man. P. fol. 213 v. — 214 v., Ibn-al-Kûtia fol. 15 r.

[2]) Ibn-al-Kûtia fol. 17 v.

[3]) Abd-al-wâchid S. 12; Ibn-al-Kûtia u. s. w.

[4]) Akhbâr madschmûa fol. 99 r.

[5]) Siehe Ibn-al-Kûtia fol. 18 v.

[6]) Siehe Ibn-Khallicân Bd. I S. 615, ed. Slane, und vgl. Weil. Bd. II S. 42, 43.

[7]) Siehe Ibn-al-Kûtia fol. 18 r., Makkari Bd. II. S. 154.

ihrem Herrscher von der hohen Verehrung in Kenntniß zu setzen, den ihr Lehrer für ihn bezeigt habe, und Hischâm, in seiner Eigenliebe geschmeichelt, that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Schule Mâlik's in Spanien auszubreiten. Er ermunterte die Theologen, den Wanderstab zu nehmen, um in Medina zu studieren, und aus den Jüngern Mâlik's wählte er mit Vorliebe seine Richter und seine Theologen.

Zur Zeit von Hischâm's Tode (796) genoß also die neue theologische Schule eines hohen Ansehens. Sie hatte in ihrer Mitte kluge, ehrgeizige und unternehmende junge Männer, wie zum Beispiel den Berber Jachjâ ibn Jachjâ.[1] Mâlik hatte keinen fleißigeren und aufmerksameren Schüler als ihn. Als er einmal seine Lehrstunde hielt, ging ein Elephant auf der Straße vorbei. Alle Zuhörer liefen sogleich aus dem Saal, um das Thier in der Nähe zu betrachten; Jachjâ allein blieb auf seinem Platze, zur großen Verwunderung des ehrwürdigen Lehrers, welcher, durchaus nicht beleidigt darüber, daß man ihn um des größten Vierfüßlers willen allein gelassen, mit Gutmüthigkeit zu ihm sagte: „Warum bist du nicht mit den Andern gegangen? In Spanien gibt es doch keine Elephanten." — „Ich habe mein Vaterland verlassen, um dich zu sehen und deinen Unterricht zu genießen, und nicht um einen Elephanten zu sehen," antwortete ihm Jachjâ, und diese Antwort gefiel Mâlik so sehr, daß er seitdem diesen Schüler den âkil (den Klugen) Spaniens nannte. In Cordova hatte Jachjâ einen großen Ruf; man behauptete, er sei der gelehrteste Theologe des Landes.[2] Aber noch größer als sein Wissen war sein Stolz: dieser ungewöhnliche Mann vereinigte mit dem Feuer eines modernen Demagogen die Herrschsucht eines mittelalterlichen Papstes.

Der Charakter des neuen Herrschers widerstand Jachjâ und andern mâlikitischen Lehrern. Jedoch war Chacam nicht irreligiös. Von einem frommen Clienten seines Großvaters erzogen, welcher die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte,[3] hatte er früh gelernt, die Religion und ihre Diener zu ehren. Er mochte sich gern mit den Theologen unterhalten und erwies ihren Oberhäuptern, den Kadi's, eine Ehrerbietung ohne Grenzen, selbst wenn sie Urtheile gegen seine Verwandten,

---

[1]) Jachjâ aus dem Berbernstamme Maçmûda war ein Client des arabischen Stammes der Beni-'l-Laith. Sein Großvater war einer der Begleiter Târik's (Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern Bd. I S. 297 des Textes).

[2]) Siehe Ibn-Khallicân Heft X S. 19—21 ed. Wüstenfeld.

[3]) Makkari Bd. I S. 491 n° 12.

gegen seine vertrautesten Freunde,[1] ja gegen ihn selbst aussprachen.[2] Aber er war fröhlicher und offenherziger Natur; reich begabt für den Genuß des Lebens, war er nicht dazu geschaffen, ein Einsiedlerleben zu führen, wie die Fakih's es verlangten. Trotz ihrer wiederholten Vorstellungen liebte er die Jagd leidenschaftlich, eine Erholung, die nicht nach ihrem Geschmack war, und überdies betrachtete er das Verbot des Weintrinkens als nicht bestehend. Alles das hätten sie ihm vielleicht noch verziehen; aber was sie ihm nicht verzeihen konnten, war, daß er, auf seine Macht sehr eifersüchtig, sich weigerte, ihnen einen so großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten einzuräumen, wie sie es beanspruchten. Konnte oder wollte er es denn nicht begreifen, daß die Fakih's, die jetzt durch ein neues Band, die Lehre Mâlik's, zu einer sehr engen Vereinigung zusammengeschlossen waren, von nun an eine Macht im Staate waren, so groß, daß selbst der Herrscher, mochte er wollen oder nicht, mit ihnen rechnen mußte.

In ihren Hoffnungen getäuscht und erfüllt von jenem geistlichen Hochmuth, der, wenn er sich auch unter dem Schleier der Demuth verbirgt, nur um so unbeugsamer ist, wandten die Fakih's sich zur Demagogie. Weder Wortgepränge noch Verleumdungen scheuend, sprachen sie von dem Sultan nur mit Abscheu und verordneten Gebete für seine Bekehrung, etwa in dieser Art: „Ausschweifender, der du in deiner Gottlosigkeit beharrst, der du in deinem Stolze dich widersetzest, der du die die Gebote deines Herrn verachtest, rüttle dich auf aus der Trunkenheit, in der du versunken bist; erwache und raffe dich auf aus deiner strafbaren Sorglosigkeit!“[3] Die Renegaten von Cordova ließen sich in ihrer Verstimmung zu Allem gebrauchen, was die Fakih's von ihnen forderten. Zuerst beteten sie für den verhärteten Sünder, dann warfen sie ihn eines Tages mit Kieselsteinen, als er durch die Straßen der Hauptstadt ging; aber der Sultan, beschützt von seiner Leibwache, machte sich mit dem Säbel Bahn durch die Menge, und der Aufruhr wurde unterdrückt (805).[4]

Nun verbündeten sich Jachjâ, Isâ ibn-Dînâr und andere Fakih's mit einem Theil der Aristokratie und boten Ibn-Schammâs, einem leiblichen Vetter Chacam's, den Thron an. Ibn-Schammâs gab

[1]) Siehe Akhbâr madschmûa fol. 102 v.

[2]) Siehe ebendas. fol. 101 r. und v., Ibn-Adhâri Bd. II S. 80.

[3]) Abd-al-wâchid S. 13.

[4]) Das Datum ist nach Ibn-Adhâri das J. 189 der Hedschira. Nowairi gibt irrthümlich 187 an.

ihnen den Bescheid, ehe er ihr Anerbieten genehmige, wolle er die Namen Derer wissen, auf die er zählen könne. Die Verschworenen versprachen, eine Liste derselben aufzusetzen, und bestimmten die Nacht, in welcher sie wieder kommen wollten, um ihm dieselbe mitzutheilen; als sie aber fortgegangen waren, begab Ibn-Schammâs sich heimlich in den Palast Chacam's und entdeckte ihm Alles. Nachdem der Herrscher ihn mit ungläubiger Miene angehört hatte, sprach er voll Unwillen: „Du willst meinen Haß gegen die angesehensten Männer meiner Hauptstadt erregen; aber bei Gott! du sollst mir beweisen, was du sagst, oder dein Kopf wird unter dem Beile des Henkers fallen!" — „Nun, ich willige darein," sagte Ibn-Schammâs; „aber schicke mir zur Nachtzeit einen dir ergebenen Mann." Chacam versprach es und zur festgesetzten Stunde schickte er in die Wohnung seines Vetters seinen Schreiber, Ibn-al-Khadâ und seinen Lieblingspagen, Hyacinth,[1] der ein Spanier und Christ war. Nachdem Ibn-Schammâs diese beiden hinter einen Vorhang hatte treten lassen, rief er die Verschworenen herein. Er sagte zu ihnen: „Laßt uns nun sehen, welches die Männer sind, auf die ihr rechnet." So wie sie die Namen ihrer Mitverschworenen aussprachen, schrieb der Schreiber sie auf seiner Liste nach. Diese Namen waren zum Theil die von Personen, welche anscheinend dem Herrscher besonders ergeben waren, und da der Schreiber fürchtete, auch selbst genannt zu werden, hielt er es für klug, seine Gegenwart dadurch zu verrathen, daß er mit seiner Feder auf dem Papier kratzte. Bei diesem Geräusch erhoben sich die Verschworenen in unsagbarer Bestürzung und schrieen Ibn-Schammâs an: „Du hast uns verrathen, Feind Gottes!" Mehreren gelang es, zu entfliehen, indem sie die Hauptstadt in größter Eile verließen, so unter andern Isâ ibn-Dînâr und Jachjâ; letzterer suchte Zuflucht in Toledo, welches die Herrschaft des Sultans abgeschüttelt hatte. Andere waren weniger glücklich, und zweiundsiebenzig Verschworene, unter denen sechs der vornehmsten Edlen von Cordova waren, fielen den Häschern in die Hände und starben den Kreuzestod.[2]

---

[1]) Bei Ibn-al-Kûtia steht Brnt ohne Vocale, im Akhbâr madschmûa Bznt; aber bei Ibn-al-Abbâr findet sich Jaznt. Wenn man alle Vocale hinzufügt, lautet es Jazinto, spanisch Jacinto. Es ist bekannt, daß die Araber wie die Römer ihren Sklaven gern den Namen irgend eines Edelsteins gaben (vgl. Fraehn, Ibn-Foßlan's Berichte über die Russen älterer Zeit S. XXXIX).

[2]) Ibn-al-Kûtia fol. 21 r.; vgl. Nowairi S. 450; siehe auch die Stellen über Jachjâ bei Ibn-Khallicân und Makkari.

Im folgenden Jahre (806), als Chacam die Hauptstadt verlassen hatte, um Merida zu unterwerfen, welches sich gegen ihn empört hatte, benützte das Volk von Cordova seine Abwesenheit zu einem neuen Aufruhr. Dieser hatte schon einen beunruhigenden Charakter angenommen, als der Sultan in aller Eile zurück kam, den Aufstand unterdrückte und die gefährlichsten Rädelsführer kreuzigen oder köpfen ließ.[1]

Wenn diese zahlreichen Hinrichtungen nicht genügten, um die Cordovaner einzuschüchtern, so mußte ihnen das schreckliche Schicksal, welches kurz nachher die Toletaner traf, zeigen, daß Chacam, dessen von Natur milder Charakter immer mehr durch den rebellischen Geist seiner Unterthanen verbittert worden war, jetzt weder vor Treubruch noch vor Mord mehr zurückschreckte, wenn es galt, Rebellen zu bezwingen.

Dank der geringen Anzahl Araber und Berbern, welche die Stadt zwischen ihren Wällen barg (denn sie hatten sich mehr in der umliegenden Landschaft niedergelassen, auf den Gütern der Ausgewanderten, als in der Stadt selbst), Dank auch ihrem alten Ruhme, dem Wissen ihrer Priester, dem Einfluß ihrer Metropoliten,[2] war die alte Hauptstadt des westgothischen Königreichs für die Besiegten „die Königsstadt" geblieben,[3] die wichtigste Stadt sowohl in politischer als religiöser Beziehung. Stolz und muthig, zeichneten ihre Einwohner sich durch ihre Liebe zur Unabhängigkeit in so hohem Grade aus, daß ein arabischer Chronist versichert, die Unterthanen keines Herrschers hätten jemals den Geist der Meuterei und der Rebellion in ähnlichem Maße besessen.[4] Der Dichter Gharbîb, welcher einer Renegaten-Familie angehörte und große Popularität besaß, schürte das Feuer durch seine Reden und Verse. Der Sultan selbst fürchtete diesen Mann. So lange Gharbîb lebte, wagte Chacam nicht, Etwas gegen Toledo zu unternehmen; aber nach seinem Tode vertraute der Sultan einem Renegaten von Huesca, Namens Amrûs, Alles an, was er gegen die unruhige Bevölkerung von Toledo auf dem Herzen hatte, und sagte zu ihm: „Du allein kannst mir helfen, diese Rebellen zu bestrafen, welche sich sträuben würden, einen Araber zu ihrem Statthalter anzunehmen, einen Mann deiner Race aber sich gefallen lassen werden."

---

1) Ibn-Adhârî Bd. II S. 74; Nowairî S. 452.
2) Siehe Isidor von Beja c. 49, 62, 69, 77.
3) Urbs regia, Isidor c. 49; medîna-al-mulûk, Cazwînî Bd. II S. 366.
4) Ibn-al-Kûtîa fol. 19 r.

Darauf setzte er ihm seinen Plan auseinander, einen schrecklichen Plan, den aber Amrûs durchaus billigte und den er auszuführen versprach. Von Ehrgeiz verzehrt, kannte dieser Mensch weder Treue noch Glauben. Da er jetzt noch der Stütze des Sultans bedurfte, war er bereit, ihm seine Landsleute zu opfern; später wollte er, verleitet von dem Plane, ein Fürstenthum unter dem Schutze Frankreichs zu gründen, den Sultan an den Sohn Karls des Großen verrathen. [1]

Chacam ernannte also Amrûs zum Statthalter von Toledo (807) und schrieb den Bürgern zugleich einen Brief, in welchem er sagte: „Durch besondere Herablassung, welche unsere außerordentliche Sorgfalt für eure Interessen bekundet, haben wir, anstatt euch einen unserer Clienten zu schicken, einen eurer Landsleute gewählt." Seinerseits vernachlässigte Amrûs nichts, um das Vertrauen und die Liebe des Volkes zu gewinnen. Indem er sich stellte, als ob er der nationalen Sache sehr ergeben sei, sagte er unaufhörlich, daß er dem Sultan, den Omaijaden, den Arabern überhaupt, unerbittlichen Haß geschworen habe, und als er die Volksgunst ganz an sich gezogen hatte, sprach er zu den vornehmsten Einwohnern der Stadt: „Ich kenne die Ursache der unheilvollen Streitigkeiten, welche ohne Aufhören zwischen euch und euren Statthaltern entstanden sind; ich weiß, daß die Soldaten, die in euren Häusern einquartiert sind, oft den Frieden eures Familienlebens gestört und dadurch fortwährende Reibungen veranlaßt haben. Diesen Reibungen könnt ihr vorbeugen, wenn ihr mir erlauben wollt, an einem der äußersten Enden der Stadt ein Schloß zu bauen, welches den Truppen als Caserne dienen soll. Auf diese Art werdet ihr vor ihren Belästigungen gesichert sein."

Die Toletaner, welche festes Vertrauen auf ihren Landsmann setzten, nahmen nicht nur seinen Vorschlag an, sondern sie verlangten sogar, das Schloß solle im Centrum der Stadt, nicht am Ende derselben gebaut werden.

Als die Bauten fertig waren, richtete Amrûs sich mit seinen Truppen darin ein und ließ den Sultan davon benachrichtigen; dieser schrieb unverzüglich einem seiner Befehlshaber, der an der Grenze stand, er solle unter dem Vorwande, daß der Feind sich zum Angriff rüste, Verstärkungstruppen von ihm verlangen. Nachdem der Befehlshaber dieser Aufforderung nachgekommen war, setzten sich die Truppen von Cordova und anderen Städten in Bewegung, befehligt von drei

---

[1]) Siehe Annal. Bertin., ad ann. 809 und 810.

Vezieren und dem Thronfolger Abderrachman, welcher damals erst vierzehn Jahr alt war. Einem der Unterbefehlshaber wurde ein Brief eingehändigt, welchen er den Vezieren erst dann überreichen sollte, wenn sie sich mit Amrûs schon in eine Unterredung eingelassen hätten.

In der Nachbarschaft Toledo's angelangt, erhielt die Armee die Nachricht, der Feind habe sich schon zurückgezogen; aber Amrûs machte den Edlen Toledo's sogleich begreiflich, daß, um die Gesetze der Höflichkeit nicht zu verletzen, sie mit ihm gehen und dem Prinzen einen Besuch machen müßten. Sie thaten dies; aber während der junge Prinz sich mit ihnen unterhielt und sich Mühe gab, ihre Freundschaft durch jede Art von Zuvorkommenheit zu gewinnen, hatte Amrûs eine geheime Zusammenkunft mit den Vezieren, welche unterdessen das Schreiben des Sultans empfangen hatten. Dieses Schreiben zeichnete jedem das Verfahren vor, welches er beobachten sollte, und die Folge der Erzählung wird zur Genüge zeigen, welchen Inhalts es war; denn Alles geschah, wie Chacam befohlen.

Zu den Edlen von Toledo zurückgekehrt, fand Amrûs sie entzückt von der freundlichen Aufnahme, welche Abderrâchman ihnen hatte zu Theil werden lassen. „Es scheint mir," sagte er darauf zu ihnen, „daß es für unsere Stadt eine große Ehre sein würde, wenn der Prinz uns seine Gegenwart auf einige Tage schenkte. Sein Aufenthalt in der Stadt würde ohne Zweifel dazu beitragen, die guten Beziehungen, welche schon zwischen ihm und euch bestehen, zu befestigen und enger zu knüpfen." Diesem Gedanken zollten die Toletaner ihren vollen Beifall. In der That, Alles ließ sich vortrefflich an: der Sultan hatte ihnen einen Spanier zum Statthalter gegeben; er ließ ihnen die Freiheit, welche sie immer gefordert hatten, und das wohlwollende Benehmen Abderachmân's gab ihnen die Hoffnung, daß auch dieser Prinz, wenn er den Thron bestiegen, ihnen gegenüber das Verfahren seines Vaters inne halten werde. So baten sie ihn, ihre Stadt gnädigst mit seiner Gegenwart beehren zu wollen; Abderrachmân machte anfangs einige Schwierigkeiten, da sein Vater ihm anempfohlen hatte, nicht zu großen Eifer zu zeigen; endlich aber stellte er sich, als ob er den dringenden Bitten der Edlen nachgeben müsse, und ließ sich von ihnen in die Mauern des Schlosses einführen; darauf befahl er, Vorbereitungen zu einem Festmahl für den folgenden Tag zu machen, und sandte Einladungen an alle Männer in der Stadt und der umliegenden Gegend, die durch Geburt oder Reichthum hervorragten.

Am folgenden Morgen drängten sich Gäste in Menge der Festung

zu. Es wurde ihnen nicht erlaubt, massenweise hineinzugehen, und während man sie einzeln durch eine Thür treten ließ, sollten ihre Reitthiere um den Palast geführt werden und ihre Herren an der Hinterthür erwarten. Aber im Hofe war eine Grube, aus der man den Lehm zum Bau des Schlosses genommen. Am Rande dieser Grube standen Henker, und sobald die Eingeladenen sich zeigten, wurde ihr Haupt vom Schwerte getroffen. Diese furchtbare Schlächterei dauerte mehrere Stunden. Es ist unmöglich, die Zahl der Unglücklichen zu bestimmen, welche ihr Leben an diesem unseligen Tage verloren, der unter dem Namen des „Tages der Grube" bekannt ist; einige Geschichtschreiber geben sie auf siebenhundert, [1] andere auf fünftausend [2] an.

Als die Sonne schon hoch gestiegen war, schöpfte ein Arzt, welcher niemanden, weder aus der Hinter- noch aus der Vorderthür, hatte herauskommen sehen, Verdacht und fragte das nahe beim Schloß versammelte Volk, was aus den Gästen geworden sein möge, welche schon längst angekommen seien. „Sie müssen zur anderen Thür hinausgegangen sein," antwortete man ihm. „Es ist sonderbar," sagte darauf der Arzt; „ich bin an der anderen Thür gewesen und habe dort längere Zeit gewartet, aber ich habe niemanden herauskommen sehen." Als er darauf den Dampf, welcher über die Mauern aufstieg, mit Aufmerksamkeit betrachtete, schrie er: „Unglückliche! dieser Dampf, den ihr sehet, ist nicht, ich schwöre es euch, der Rauch eines Festmahles, das man bereitet: es ist das Blut eurer erwürgten Brüder!"

Auf Ein Mal seiner reichsten und einflußreichsten Bürger beraubt, versank Toledo in düstere Betäubung, und niemand regte sich, um die Opfer des Tages zu rächen. [3]

---

[1]) Ibn-Adhâri.

[2]) Nowairi, Ibn-al-Kûtia.

[3]) Ibn-al-Kûtia fol. 19 r. — 20 v.; Nowairi S. 450—452; Ibn-Khaldûn fol. 6 v., 7 r.; Ibn-Adhâri Bd. II S. 72. Das Datum, welches dieser letzte Schriftsteller gibt, ist irrthümlich. — Im Jahre 611 hat ein König von Persien, um die Temimiten zu bestrafen, eine ähnliche List angewandt. Siehe Caussin Bd. II S. 576—578.

IV.

Das Blutbad des Tages der Grube hatte einen so tiefen Eindruck auf die Renegaten von Cordova gemacht, daß sie sich sieben Jahre lang ruhig hielten; aber nach Verlauf dieser Zeit war das Andenken jener Katastrophe verwischt, um so mehr, als die Toletaner unterdessen von neuem das Joch abgeschüttelt hatten. Die Renegaten und die Fakih's in der Hauptstadt, welche täglich ein engeres Bündniß schlossen und sich gegenseitig Muth zusprachen, sträubten und bäumten sich unter der Ruthe ihres Herrn. Der Sultan schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, sie zu überzeugen, daß ein Aufstand unmöglich geworden sei. Er hatte die Stadt mit gewaltigen Festungswerken umgürten lassen und vermehrte unausgesetzt die Zahl seiner berittenen Wachen, seiner Mameluken, welche man die „Stummen" nannte, weil sie Sklaven aus fremden Ländern, zum Theil Neger, waren und nicht Arabisch sprachen.[1] Allein diese Maßregeln waren eher geeignet, die Gemüther aufzureizen, als sie in den Schranken des Gehorsams zu halten. Der Haß der Unzufriedenen machte sich mehr und mehr in Wort und That Luft, besonders in der südlichen Vorstadt, wo man nicht weniger als viertausend Theologen und Theologenschüler zählte. Wehe den Soldaten, welche es wagten, sich allein oder in kleinen Truppen in den engen und krummen Straßen der Vorstadt zu zeigen. Man beschimpfte, schlug, mordete sie ohne

---

[1]) Siehe über diese „Stummen" Akhbâr madschmûa fol. 103 r. (vgl. 94 r.) Ibn-Adhârî Bd. II S. 81; Nowairî S. 456; Ibn-Khaldûn fol. 7 r.

Erbarmen. Man verhöhnte selbst den Herrscher. Wenn hoch vom Minaret herab der Muezzin die Stunde des Gebets ausgerufen hatte und Chacam, welcher in der Moschee erscheinen mußte, um dort das gebräuchliche Gebet zu halten, auf sich warten ließ, wurden in der Menge nicht selten Rufe laut wie: „Komm doch und bete, Trunkenbold, komm doch und bete!" Mit jedem Tage erneuerten sich diese Rufe, und die Obrigkeit mochte sich noch so eifrig nach Denen erkundigen, die sie ausgestoßen, sie waren stets unfindbar! Einmal trieb ein Mann aus dem Volke die Unverschämtheit in der Moschee so weit, daß er den Sultan ins Angesicht verhöhnte und bedrohete, und die Menge jauchzte ihm Beifall zu. Chacam, der sich darüber verwunderte und empört war, die königliche Majestät groben Beleidigungen ausgesetzt zu sehen, ließ zehn der Hauptagitatoren kreuzigen und führte den von allen Lebensmitteln zu entrichtenden Zehnten, den sein Vater abgeschafft hatte, wieder ein. Aber der Stolz und die Hartnäckigkeit der Cordovaner konnten durch nichts gebeugt werden. Ihre seitherigen Agitatoren entflammten aufs neue ihre Leidenschaften; zudem war Jachja in die Hauptstadt zurückgekommen; durch seine Predigten, durch den Glanz seines Ruhmes vermehrte er die Aufregung und leitete sie. Man näherte sich der Krisis; aber der Zufall wollte, daß der Aufstand noch früher ausbrach, als man erwartet hatte.

Es war im Mondt Ramadhân (Mai 814),[1] und die Prediger hatten die Fastenzeit eben benützt, um den Haß des Volkes gegen den Sultan zu schüren; da trat eines Tages ein Mameluk bei einem Schwertfeger der südlichen Vorstadt ein und brachte ihm seinen Säbel zum Reinigen.

„Warte doch noch ein wenig," sagte der Schwertfeger zu ihm; „ich habe in diesem Augenblick gerade etwas Anderes zu thun."

„Ich habe keine Zeit zu warten," erwiderte der Soldat, „und du sollst sofort thun, was ich dir befehle."

„Oho! sprichst du in diesem Ton?" entgegnete der Handwerker mit verächtlicher Miene; „schön! du mußt aber doch warten!"

„Das wollen wir sehen", antwortete jetzt der Kriegsmann, schlug mit seinem Säbel auf den Schwertfeger ein und tödtete ihn auf der Stelle.

Bei diesem Anblick fing das Volk an, voll Wuth zu rufen, es sei nun Zeit, mit diesen unverschämten Söldnern eine Ende zu machen und auch mit dem liederlichen Tyrannen, der sie bezahle.

---

[1]) Siehe Anml. V am Ende des Werkes.

Die revolutionäre Begeisterung theilte sich bald den anderen Vorstädten mit, und eine unabsehbare Volksmasse, die sich in der Eile mit allen möglichen Waffen, deren sie hatte habhaft werden können, versehen hatte, wälzte sich dem Palaste zu und verfolgte die Soldaten, die Clienten und Sklaven des Herrschers mit Hohngeschrei. Die Verfolgten, welche keinen Pardon zu hoffen hatten, wenn sie in die Hände der Aufrührer fielen, flohen vor ihnen her, um hinter den Mauern des Palastes Schutz zu suchen.

Als Chacam von der Höhe seines flachen Daches die wuthschnaubende Menge mit entsetzlichem Geheul den Meereswellen gleich heranwogen sah, glaubte er, daß ein heftiger Ausfall sie noch auseinandersprengen könne, und ohne Zeit zu verlieren, ließ er sie durch Reiterei angreifen; aber wie groß war seine Enttäuschung, als das Volk, weit entfernt, die Flucht zu ergreifen, wie er gehofft, den Angriff standhaft aushielt und die Reiter zum Rückzug zwang.[1]

Die Gefahr war sehr groß. Der Palast, wiewohl befestigt, war es nicht genügend, um auf die Länge den Angriffen der Insurgenten widerstehen zu können. Sogar seine tapfersten Vertheidiger, die wohl wußten, daß, wenn das Volk siegte, sie unbarmherzig würden erwürgt werden, wurden allmählich entmuthigt. Chacam allein, obwohl er ebenfalls an dem Gelingen des Widerstandes zweifelte, behielt seine unverwüstliche Kaltblütigkeit. Er rief seinen christlichen Edelknaben Hyacinth und befahl ihm, zu einer seiner Frauen zu gehen, um von ihr eine Flasche Haarsalbe zu verlangen. Der Page, welcher ihn falsch verstanden zu haben glaubte, zögerte mit erstaunter Miene, bis der Fürst ihm seinen Befehl wiederholte. „Geh geschwind, Sohn eines Unbeschnittenen!" sprach Chacam voll Ungeduld zu ihm, „geh und beeile dich auszurichten, was ich dir befohlen!" Hyacinth ging, und als er mit der Flasche zurückgekommen war, nahm der Sultan sie und goß sie über sein Haupthaar und seinen Bart mit so vollkommener Gemüthsruhe, daß man hätte denken können, er bereite sich dazu, einer jungen Schönen des Serails den Hof zu machen. Hyacinth, der dies nicht begriff, konnte sich eines Ausrufs der Verwunderung kaum enthalten. „Verzeih mir, Herr," sagte er, „aber du wählst einen sonderbaren Augenblick, um dich zu salben. Siehst du denn nicht, welche Gefahr uns droht?" — „Schweig, Elender!" herrschte Chacam ihn an, indem er von neuem ungeduldig wurde. Als er dann die Salbung beendet hatte, nahm er wieder das Wort und

[1] Nowairi S. 453, 454.

sagte: „Wie würde Derjenige, der mir vielleicht den Kopf abschlagen wird, ihn von allen anderen unterscheiden können, wenn nicht durch den Duft, den er ausströmt?“ [1] „Und jetzt,“ fuhr er fort, „kannst du gehen und Chobair sagen, daß er sich hierher zu mir begeben soll.“

Chobair war Anführer der Wache des Gefängnisses in der Rotunde, in welchem mehrere Fakih's eingesperrt waren, die Chacam bei früheren Aufständen gefangen nehmen lassen, aber bis jetzt verschont hatte. Dieses Mal, da er sah, daß das Volk und die Fakih's ihm Thron und Leben nehmen wollten, war er fest entschlossen, nicht zu dulden, daß diese Gefangenen ihn überlebten, und als Chobair auf dem Dache bei ihm angekommen war, sagte er zu ihm: „Sobald es Nacht wird, sollst du jene bösen Scheich's aus der Rotunde herausführen und anordnen, daß man sie köpfe und an Pfähle nagele.“ Da er wußte, daß, wenn der Palast im Sturm genommen werde, er unfehlbar umkommen und vor Gott von seinen Handlungen Rechenschaft ablegen müsse, zitterte Chobair vor Schrecken bei dem Gedanken an die Gottlosigkeit, welche sein Herr ihm befahl. „Herr,“ sagte er deshalb zu ihm, „ich möchte nicht, daß morgen wir beide, du und ich, in eine Zelle der Hölle eingesperrt würden; dann könntest du noch so furchtbares Geheul ausstoßen und ich desgleichen; keiner von uns beiden könnte dem anderen helfen!“ Erzürnt über solche Reden, wiederholte Chacam seine Befehle nur um so nachdrücklicher und in gebieterischem Ton; da er aber sah, daß er sich vergebens bemühte, die Gewissensbisse dieses Mannes zu beschwichtigen, verabschiedete er ihn und ließ Ibn-Nâdir, den Amtsgenossen Chobair's, rufen. Weniger gewissenhaft oder vielleicht unterwürfiger, versprach Ibn-Nâdir, die Befehle seines Gebieters pünktlich auszuführen. [2] Darauf stieg Chacam vom Dach hinab, bewaffnete sich vom Kopf bis zum Fuß, musterte mit großer Fassung die Reihen seiner Soldaten, richtete ihren gesunkenen Muth durch begeisternde Worte wieder auf, und nachdem er seinen leiblichen Vetter Obaidallâh, einen der tapfersten Krieger jener Zeit, gerufen, befahl er ihm, sich an der Spitze einiger auserlesenen Truppen einen Weg durch die Rebellen zu bahnen und die südliche Vorstadt anzuzünden. Er rechnete darauf, daß wenn die Bewohner dieses Stadttheils ihre Häuser brennen sähen, sie ihren Posten verlassen würden, um das Feuer zu löschen. In dem selben Augenblicke sollte Obaidallâh sie von vorn angreifen, während Chacam mit den Truppen, die

[1]) Ibn-al-Abbâr S. 40; Akhbâr madschmûa fol. 103 v.

[2]) Ibn-al-Kûtia fol. 23 r. und v.

ihm geblieben, aus seinem Palaste hervorbrechen und ihnen in den Rücken fallen wollte. Dieser Plan, dessen glücklicher Ausgang beinahe sicher war, glich dem, durch welchen Moslim die Schlacht von Charra gewann, eine Aehnlichkeit, die den arabischen Geschichtsschreibern nicht entgangen ist.

Unvermuthet aus dem Thor des Palastes herausrückend, drängte Obaidallâh das Volk gegen die Brücke, zog im Sturmschritt durch die große Straße und die Ramla, durchschritt den Fluß, und nachdem er die Soldaten der Campiña an sich gezogen, welche die Signale gesehen hatten, die Chacam seit dem Beginn des Aufruhrs gegeben, ließ er Feuer an die Häuser der südlichen Vorstadt legen. Wie Chacam es erwartet, verließen die Bewohner dieser Vorstadt, als sie die Flammen aufsteigen sahen, ihren Posten vor dem Palast, um ihren Frauen und Kindern zu Hilfe zu eilen und sie zu retten; als sie aber sich plötzlich von vorn und hinten zugleich angegriffen sahen, verbreitete sich Schrecken unter diesen Unglücklichen, und ihr Aufstand endete in einer furchtbar blutigen Niederlage. Vergebens flehten die Cordovaner die Mamluken um Gnade an, indem sie ihre Waffen wegwarfen: grausam, unerbittlich erwürgten die „Stummen", diese Fremdlinge, welche nicht einmal das Flehen ihrer Opfer verstanden, die Unglücklichen hundertweise und schenkten nur dreihundert Personen von Ansehen das Leben, um sie dem Herrscher zu Füßen zu legen. Dieser ließ sie, den Kopf zu unterst, an Pfählen längs des Flusses aufhängen.[1]

Darauf berieth sich Chacam mit seinen Vezieren über die weiteren Maßregeln, ob er die dem Blutbad entronnenen Insurgenten begnadigen oder verfolgen und bis auf den Letzten vertilgen solle. Die Meinungen waren getheilt; aber Chacam hielt zu der Ansicht der Gemäßigten, welche ihn überredeten, seine Rache nicht weiter zu treiben. Dennoch beschloß er, daß die südliche Vorstadt gänzlich zerstört werden und die Bewohner dieses Stadttheils Spanien bei Strafe der Kreuzigung binnen drei Tagen verlassen sollten.

Das Wenige, was sie von ihrem Besitz hatten retten können, mit sich nehmend, verließen diese Unglücklichen mit ihren Frauen und Kindern die Stätte, wo sie geboren waren und die sie vielleicht nie wiedersehen sollten. Da sie in Abtheilungen zogen (denn der Sultan hatte ihnen nicht erlaubt, in Masse auszuziehen), wurden mehrere von ihnen unterwegs von Soldatenbanden und Räubern, die sich in

[1]) Ibn-Adhari Bd. II S. 78; Nowairi S. 454.

Schluchten oder hinter Felsen in den Hinterhalt gelegt, ausgeraubt. An der Küste des Mittelländischen Meeres angelangt, schifften sie sich ein, die einen nach dem westlichen Afrika, die anderen nach Aegypten. Die letzteren, fünfzehntausend an der Zahl, die Frauen und Kinder nicht mitgerechnet, landeten in der Nähe von Alexandrien, ohne daß die Regierung sich dem widersetzen konnte; denn Aegypten, welches immer gegen die Abbâsiden rebellirte, war damals einer vollständigen Anarchie zum Raube gefallen. Die Verbannten konnten nichts Besseres thun, als sich mit dem mächtigsten arabischen Stamm der Gegend verständigen. Sie thaten es; aber bald nachher, als sie sich stark genug fühlten, um des Schutzes dieser Beduinen entbehren zu können, brachen sie mit ihnen, und als es zum Krieg kam, schlugen sie sie auf freiem Felde. Darauf bemächtigten sie sich Alexandriens. Zu verschiedenen Malen angegriffen, wußten sie sich dennoch in dieser Stadt bis zum Jahre 826 zu behaupten, wo ein Befehlshaber des Khalifen Mamûn sie zwang, zu capituliren. Nun verpflichteten sie sich, nach der Insel Kreta überzusiedeln, von der ein Theil noch zum byzantinischen Reich gehörte. Es gelang ihnen, die Insel zu erobern, und ihr Häuptling Abû-Chafç Omar al Ballûtî, ein Spanier aus Fachç al-ballût, dem heutigen Campo de Calatrava, wurde der Gründer einer Dynastie, welche bis zum Jahre 961 regierte, als die Griechen Kreta wieder eroberten.[1]

Die andere Truppe, welche aus achttausend Familien bestand, hatte weniger Schwierigkeit, ein neues Vaterland zu finden. Es war gerade zu dieser Zeit, daß der Fürst Idrîs eine neue Hauptstadt bauen ließ, welche den Namen Fez erhielt, und da seine Unterthanen, meistens Nomaden, einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen zeigten, sich zu Städtern umzuwandeln, bemühte er sich, Fremde dafür zu gewinnen. Die andalusischen Verbannten erhielten deshalb leicht die Erlaubniß, sich dort niederzulassen; aber es war damit der Frieden für alle Zeit gestört. Eine arabische Colonie aus Kairawân hatte sich schon in Fez angesiedelt. Diese Araber und die Nachkommen der Celto-Romanen hegten gegen einander eine Art instinctmäßigen Hasses, und wiewohl der selbe Boden sie vereinigte, hielten sich die beiden Nationen doch hartnäckig von einander getrennt, so daß man noch im vierzehnten Jahrhundert an den Gesichtszügen die Verschiedenheit der Race sogleich erkennen konnte. Ihre Neigungen, Beschäftigungen und Sitten zeigten

[1]) Quatremère, Mémoires sur l'Egypte Bd. I; Ibn-Khaldûn Bd. III fol. 44 r. und v.; Bd. IV fol. 6 v.; Ibn-al-Abbâr S. 40.

sich so diametral entgegengesetzt, daß die Antipathie beider Racen gegen einander gleichsam zu einer unwiderruflichen gestempelt war. Die Araber waren Handwerker oder Kaufleute; die Andalusier beschäftigten sich mit Ackerbau. Diese ernteten ihren Unterhalt mühevoll, jene besaßen Wohlstand und mitunter Ueberfluß. In den Augen der Araber, welche Wohlleben, Schmuck und Eleganz in allen Dingen liebten, waren die Andalusier rohe, grobe und ehrgeizige Bauern, während die Andalusier — sei es, daß sie aus Gewohnheit wirklich zufrieden waren mit ihrer bescheidenen, ländlichen Existenz, sei es, daß sie unter angenommener Geringschätzung den Neid verbergen wollten, welchen der Reichthum ihrer Nachbarn ihnen einflößte — die Araber als Weichlinge betrachteten, welche ihr Gut in thörichten Ausgaben verschwendeten. Da der Fürst Idris mit Recht fürchtete, daß Hader und Streit zwischen den beiden Colonien entstehen werde, hatte er sie getrennt, indem er jeder einen Stadttheil anwies, welcher seine eigene Moschee, seinen Bazar, seine Münzstätte und sogar seine eigenen Mauern hatte; aber trotz dieser Vorsicht lebten die Araber und Andalusier mehrere Jahrhunderte lang in einem Zustande von zeitweise heimlicher, öfter aber offener Feindseligkeit, und sehr häufig war ein neutraler Bezirk am Ufer des Flusses, welcher die beiden Stadtviertel trennte, der Schauplatz ihrer Kämpfe.[1]

Während die Cordovaner, nachdem sie gesehen, wie man ihre Frauen und Kinder erwürgt hatte, ihren Aufruhr mit dem Exil büßen mußten, wurden die Fakih's, die doch jedenfalls schuldiger waren als sie, begnadigt. Kaum war der Aufstand unterdrückt, so gab Hacam ihnen schon wieder Beweise seiner Gnade. Als der Befehl erlassen worden, Diejenigen zu verhaften und zum Tode zu führen, welche man in Verdacht hatte, den Aufstand erregt zu haben, obgleich sie keinen auffallenden Antheil daran genommen, entdeckten die Häscher den Zufluchtsort eines Fakih's, welcher sich im Serail des Kadi's, seines Verwandten, verborgen hielt. Im Augenblick als man ihn tödten wollte, wurde der Kadi durch das Geschrei seiner Frauen darauf aufmerksam und kam eilig herbeigelaufen; allein vergeblich bemühte er sich, seinen Verwandten zu befreien, indem er betheuerte, man nehme ihn unrechtmäßiger Weise gefangen: ihm wurde in trotzigem Tone die Antwort, man habe sehr bestimmte Befehle erhalten und werde sie ausführen. Darauf begab der Kadi sich in den Palast; erbat sich eine Audienz und

[1]) Kartâs S. 21—23, 25, 70, 71; Bekri in den Notices et Extraits Bd. XII S. 574—577.

erhielt sie. „Herr,“ sagte er, „der Prophet ist damals gnädig gewesen, als er den Koraischiten, welche gegen ihn gekämpft hatten, Verzeihung gewährte und sie mit Wohlthaten überhäufte. Mehr als irgend ein Anderer müßtest du, der du aus der selben Familie stammst, dich nach seinem Beispiel richten. Dann erzählte er das soeben Geschehene, und sobald er geendet hatte, ließ der Sultan voll Rührung nicht nur den betreffenden Gefangenen frei, sondern ertheilte auch den übrigen Fakih's, welche zum größten Theil nach Toledo geflüchtet waren, volle Amnestie;[1] sie erhielten ihre Güter zurück und die Erlaubniß, sich in irgend einer Provinz Spaniens niederzulassen, die sie wählen konnten, mit Ausnahme Cordova's und seiner Umgebung.[2] Sogar Jachjâ, der zu einem berberischen Stamm geflohen war, wurde begnadigt; überdies erhielt er die Erlaubniß, an den Hof zurückzukommen, und der Sultan ließ ihm von neuem seine Gnade zu Theil werden.[3] Einige indessen wurden von der Amnestie ausgeschlossen, darunter Tâlût, aus dem arabischen Stamme Moâfir. Dieser Schüler Mâlik's, welcher sich als einen der verwegensten Demagogen gezeigt hatte, hielt sich bei einem Juden versteckt; aber als er nach Verlauf eines Jahres seiner freiwilligen Gefangenschaft müde war, obgleich der Jude nichts vernachlässigt hatte, ihm seinen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, sprach er folgendermaßen zu seinem Wirthe: „Ich habe die Absicht, morgen deine Wohnung zu verlassen, wo mir eine Gastfreundschaft zu Theil geworden ist, an die ich ewig denken werde; ich werde mich zum Vezier Abû-'l-Bassâm begeben, welcher, wie ich gehört habe, viel Einfluß bei Hofe hat und der mir Dankbarkeit schuldet, da er mein Schüler gewesen ist. Vielleicht wird er bei ‚jenem Menschen‘ ein Wort für mich einlegen.“ — „Herr,“ antwortete der Jude, „traue keinem Höfling; er könnte im Stande sein, dich zu verrathen. Wenn du, aus Furcht, mir zur Last zu sein, mich verlassen willst, so schwöre ich dir, daß wenn du auch dein ganzes Leben lang bei mir bleibst, deine Gegenwart nicht die geringste Störung in meinem Hause verursachen wird.“ Trotz der Bitten des Juden beharrte Tâlût bei seinem Vorhaben, und am folgenden Tage benutzte er die Dunkelheit der Nacht, um sich unbemerkt in den Palast des Veziers zu begeben.

Abû-'l-Bassâm war sehr erstaunt, als er diesen Verbannten,

---

[1] Khoschani S. 250.
[2] Ibn-Adhârî Bd. II S. 79.
[3] Nowairi S. 454.

welchen er hundert Meilen von Cordova entfernt vermuthete, bei sich eintreten sah. „Sei mir willkommen," sagte er zu ihm und bat ihn, sich an seine Seite zu setzen; „aber woher kommst du und wo bist du die ganze Zeit über gewesen?" Der Fakih erzählte ihm darauf, mit welch aufopfernder Liebe der Jude ihn verborgen gehalten, und fügte dann hinzu: „Ich bin zu dir gekommen, damit du mein Vermittler sein mögest bei ‚jenem Menschen'."[1] — „Halte dich überzeugt," antwortete der Vezier, „daß ich mein Bestes thun werde, Verzeihung für dich zu erwirken. Es wird dir übrigens nicht schwer sein, denn der Sultan bereut es schon, so streng gewesen zu sein. Bleibe diese Nacht in meinem Hause; morgen werde ich zu dem Fürsten gehen."

Vollkommen durch diese Worte beruhigt, schlief Tâlût diese Nacht den Schlaf des Gerechten. Er war weit davon entfernt, zu argwöhnen, daß sein Wirth, der ihn mit so vielem Wohlwollen aufgenommen und ihm Versprechungen gemacht hatte, die sehr geeignet waren, ihn über die Zukunft zu beruhigen, mit dem Gedanken umgehen könne, ihn dem Fürsten auszuliefern. Dies war aber doch die Absicht jenes heimtückischen und treulosen Mannes, als er sich folgenden Tages in den Palast begab, nachdem er vorher alle nöthigen Maßregeln getroffen hatte, um das Entweichen des Fakih's unmöglich zu machen. „Was dünkt dich," sagte er mit schadenfrohem Lächeln zum Sultan, von einem fetten Widder, der seine Krippe seit einem Jahre nicht verlassen hat?" Da er nichts Arges in den Worten des Veziers suchte, antwortete Chacam ihm ernsthaft: „Das Fleisch von Stallvieh ist schwer; ich finde das eines Thieres, welches man im Freien hat weiden lassen, leichter und saftiger." — „Das ist es nicht, was ich sagen wollte," fuhr der Vezier fort; „ich halte Tâlût in meinem Hause gefangen," — „Wirklich! und wie ist er in deine Hände gefallen?" — „Durch einige wohlwollende Worte."

Darauf gab Chacam den Befehl, daß man Tâlût vor ihn führen solle. Als dieser in den Saal trat, wo sich der Herrscher befand, fing er an, vor Furcht zu zittern. Doch hatte Chacam kein zorniges Aussehen, als er zu ihm im Tone milden Vorwurfs sprach: „Sei ganz zuversichtlich, Tâlût; gesetzt dein Vater oder dein Sohn säße auf dem Thron, den ich einnehme, glaubst du, daß sie dir so viel Gunst bezeigt und so viele Ehrenämter ertheilt hätten, als ich gethan? Jedes Mal, wenn du meinen Beistand für dich selbst oder für Andere angefleht hast, habe ich da nicht den denkbarsten Eifer gezeigt, dir Freude

[1]) Abd-al-wâchid S. 14; vgl. Ibn-al-Kûtîa fol. 22 r.

zu machen? Wie oft habe ich dich nicht während deiner Krankheit in eigener Person besucht? War ich es nicht, der dich beim Tode deiner Frau von der Thüre deines Hauses abholte? Bin ich nicht ihrem Leichenzuge von der Vorstadt an gefolgt? Habe ich dich nicht nach der Feierlichkeit zu Fuß in dein Haus zurück geleitet?... Und ist das nun der Dank?... Du hast meine Ehre beflecken, meine Majestät beleidigen wollen! Du hast mein Blut vergießen wollen!"...

Während der Sultan so sprach, hatte Tâlût sich allmählich beruhigt, und da er endlich zur Ueberzeugung gekommen, daß sein Leben nicht in Gefahr sei, war seine gewohnte Sicherheit und Kühnheit zurückgekehrt. Chacam hatte gehofft, ihn zu erweichen; aber Tâlût, nicht im geringsten gerührt und viel zu stolz, um seine Undankbarkeit und seine Schuld einzugestehen, gab ihm hochmüthig und trocken zur Antwort: „Ich kann nichts Besseres thun, als dir die Wahrheit sagen: in meinem Haß gegen dich habe ich Gott gehorcht; seitdem haben alle Wohlthaten dir in meinen Augen nichts genützt."

Bei diesen Worten, welche wie eine Herausforderung klangen, konnte Chacam eine Regung des Zornes nicht unterdrücken; jedoch beherrschte er sich alsbald und entgegnete ruhig: „Als ich den Befehl gab, dich hierher zu führen, überdachte ich in meinem Innern alle Arten von Strafen, um die grausamste darunter für dich zu wählen; jetzt aber sage ich dir: Derjenige, welcher, wie du behauptest, dir befohlen hat, mich zu hassen, er befiehlt mir, dir zu verzeihen. Lebe und sei frei unter dem Schutze Gottes! So lange mein Leben währt, ich schwöre es dir bei dem Allmächtigen, sollst du wie früher von meiner Huld und meinen Gunstbezeigungen umgeben sein... Möchte es doch Gott gefallen haben," fügte er seufzend hinzu, „daß was sich begeben, nicht statt gefunden hätte!"

Hätte er mit mehr Zartheit und Sanftmuth dem Theologen zu verstehen geben können, daß Gott uns niemals befiehlt zu hassen? Dennoch stellte Tâlût sich, als ob er die Lehre, welche er eben erhalten, nicht verstehe; vielleicht war auch der Stolz in seinem steinernen Herzen zu sehr festgewurzellt, als daß er sie hätte fassen können. Ohne ein Wort des Dankes hervorzubringen, antwortete er nur auf die letzten Worte des Fürsten. „Wenn Das, was sich ereignet hat, nicht statt gefunden hätte, wäre es allerdings besser für dich."... Es sollte dem Herrscher wie die Drohung einer furchtbaren Strafe im andern Leben klingen; aber obgleich Chacam überzeugt war, daß das Recht auf seiner Seite, nicht auf der des Fakih's sei, behielt er doch den Vorsatz im Auge, seine Kaltblütigkeit bis zuletzt zu bewahren, und indem er sich stellte,

als habe er nicht gehört, was Tâlût soeben gesagt, erwiderte er: „Wo hat Abû-'l-Bassâm sich denn deiner Person bemächtigt?" — „Er hat mich nicht gefangen genommen," antwortete Tâlût; „sondern ich selbst habe mich in seine Hände gegeben. Ich habe ihn im Namen der Freundschaft, die uns verband, aufgesucht." — „An welchem Orte hast du während dieses Jahres gelebt?" — „Bei einem Juden in der Stadt." Darauf wandte Chacam sich an Abû-'l-Bassâm, den stummen Zeugen jener Unterhaltung, und sagte unwillig zu ihm: „Was! ein Jude hat an einem Manne, welcher eine andere Religion als die seine bekennt, Frömmigkeit und Wissen zu schätzen gewußt; er hat, als er ihm ein Asyl gab, nicht gefürchtet, seine Person, seine Frau, seine Kinder, sein Vermögen, Alles meiner Rache auszusetzen; und du hast mich von neuem zu jenen harten Maßregeln bringen wollen, die ich bereue. Gehe von hinnen, und nie mehr soll deine Gegenwart mein Auge beleidigen!"

Der treulose Vezier fiel in Ungnade. Tâlût dagegen durfte bis zu seinem Tode der Gunst Chacam's genießen, und dieser ließ sich sogar dazu herab, sein Leichenbegängniß mit seiner Gegenwart zu ehren.[1]

So war Chacam, obgleich unerbittlich gegen die arbeitende Classe der Vorstadt, wie er es vorher gegen die Bürger Toledo's gewesen, den Fakih's gegenüber versöhnlich. Das kam daher, weil die Einen Araber oder Berbern waren, die Anderen nicht. Chacam hatte als ächter Araber zweierlei Gewicht und Maß: gegen die alten Einwohner des Landes, die er im höchsten Grade verachtete, glaubte er, sich Alles erlauben zu können, wenn sie die Kühnheit hatten, seine Autorität nicht anzuerkennen; aber sobald es sich um Rebellen seiner eigenen Kaste handelte, verzieh er ihnen gern. Die arabischen Schriftsteller haben die Huld, mit welcher Chacam die Fakih's behandelte, anders auslegen wollen: sie schrieben sie Gewissensbissen zu.[2] Wir wollen nicht leugnen, daß Chacam, welcher von Zeit zu Zeit grausam und wild war, aber immer wieder zu humaner Gesinnung zurückkam, sich nicht Befehle, die er in einem Augenblicke der Wuth gegeben, als Verbrechen vorgeworfen hat, wie zum Beispiel die Hinrichtung der in dem Gefängniß der Rotunde eingesperrten Fakih's; es scheint uns aber

---

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 22 r. – 23 r. In einer Ueberlieferung, die Makkari erzählt (Bd. I S. 900) wird der Charakter Tâlût's in günstigerem Lichte dargestellt; allein ich habe geglaubt, die viel umständlichere Erzählung Ibn-al-Kûtîa's wiedergeben zu sollen.

[2]) Siehe Ibn-al-Kûtîa fol. 23 r., Ibn-Adhâri Bd. II S. 82.

doch, als hätten die omaijadischen Clienten seine Reue übertrieben, als sie die Geschichte ihrer Herren schrieben und dabei sich über die Maßen anstrengten, das Andenken eines Fürsten, den die Theologen in den Abgrund der Hölle verwiesen hatten, rein zu waschen.[1] Denn nach Chacam's eigenem Zeugniß zu urtheilen, nämlich nach den Versen, welche er, kurz bevor er starb, an seinen Sohn richtete, war er fest davon überzeugt, daß er das Recht gehabt, so zu handeln. Mit jenen Versen wollen wir diese Erzählung schließen; sie lauten:

„Wie ein Schneider sich seiner Nadel bedient, um Zeug zusammenzunähen, habe ich meinen Säbel gebraucht, um meine auseinandergefallenen Provinzen wieder zu vereinigen; denn seit den Jahren, da ich angefangen habe nachzudenken, hat mir nichts so sehr widerstrebt als die Zerstückelung des Reiches. Frage jetzt rings an meinen Grenzen, ob dort ein Ort sich in den Händen des Feindes befindet; man wird dir mit Nein antworten; sollte man aber dennoch Ja sagen, so würde ich mit dem Panzer bekleidet und den Degen in der Faust dorthin eilen. Frage ferner die Schädel meiner rebellischen Unterthanen, welche wie Coloquintenfrüchte mittendurch gespalten auf der Ebene zerstreut liegen und in den Strahlen der Sonne glänzen: sie werden dir sagen, daß ich auf sie eingehauen habe, ohne ihnen Rast zu lassen. Von Schrecken ergriffen, flohen die Insurgenten, um dem Tode zu entrinnen; aber ich blieb auf meinem Posten, ich verachtete den Tod. Wenn ich weder ihrer Frauen noch ihrer Kinder geschont, so habe ich es gethan, weil sie meiner Familie, weil sie mir selbst gedroht hatten; wer die Beschimpfungen, die man seiner Familie angethan, nicht rächt, hat kein Ehrgefühl und zieht sich die Verachtung Aller zu. Als wir zuletzt aufhörten, Säbelhiebe mit einander zu wechseln, zwang ich sie, tödtliches Gift zu trinken; aber habe ich etwas Anderes gethan, als die Schuld zu bezahlen, welche sie mich zwangen, bei ihnen aufzunehmen? Gewiß, wenn sie den Tod fanden, so hat ihr Geschick es nicht anders gewollt.

„Also hinterlasse ich dir meine Provinzen im Frieden, mein Sohn! Sie gleichen einem Bette, auf welchem du ruhig schlafen kannst, denn ich habe Sorge getragen, daß kein Rebelle deinen Schlummer störe."[2]

---

[1]) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 41, Akhbâr madschmûa fol. 104 v., Ibn-al-Kûtia fol. 23 v., 24 r.

[2]) Bei Ibn-Adhârî Bd. II S. 73, 74. Im ersten Verse ist zu lesen: ra'abto (statt ra'aito) und râkiʿâ (statt râkiman); diese beiden einzig richtigen Lesarten finden sich bei Makkarî Bd. I S. 220.

V.

Niemals war der Hof der spanischen Sultane so glänzend gewesen wie unter der Regierung Abderrachmân's II., des Sohnes und Nachfolgers Chacam's. Eingenommen für die Pracht und Verschwendung der Khalifen von Bagdad in ihrem üppigen Leben und all ihrem Pomp, umgab sich dieser Herrscher mit einer zahlreichen Dienerschaft, verschönerte seine Hauptstadt, ließ mit großem Aufwande Brücken, Moscheen, Paläste bauen und schuf große und wundervolle Gärten, durch welche Canäle Wasser aus den Bergströmen leiteten.[1] Auch liebte er die Poesie, und wenn auch die Verse, welche er für eigene ausgab, nicht immer von ihm selbst waren, so belohnte er doch wenigstens die Dichter, welche ihm aushalfen, immer in großmüthiger Weise. Uebrigens war er sanft, umgänglich und gutmüthig bis zur Schwäche. Selbst wenn er mit eigenen Augen gesehen hatte, daß seine Diener ihn bestahlen, bestrafte er sie doch nicht.[2] Durch sein ganzes Leben ließ er sich von vier Personen, einem Fakih, einem Musiker, einem Weibe und einem Eunuchen beherrschen.

Der Fakih war der Berber Jachjâ, den wir schon als den Hauptanstifter des Aufruhrs in der Vorstadt haben kennen lernen. Der Mißerfolg dieses Versuchs hatte ihn überzeugt, daß er auf falsche Fährte gerathen sei; jetzt wußte er, daß die Theologen, um mächtig zu werden, anstatt feindlich gegen den Fürsten aufzutreten, sich geschickt

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 93; Makkarî Bd. I S. 223; Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 1.

[2]) Siehe Ibn-Adhârî Bd. II S. 94.

in seine Gunst einschmeicheln und sich auf ihn stützen müßten. Obgleich seine stolze und ungestüme Natur sich schwer in die Rolle finden mochte, welche er zu spielen für nöthig hielt, schadete doch seine derbe Offenheit, sein ungebundenes und barsches Wesen ihm nicht sehr in der Meinung des gutmüthigen Herrschers, welcher, wiewohl er sich mit Philosophie beschäftigt hatte,[1] doch von tiefer Frömmigkeit durchdrungen war und den heftigen Zorn des stolzen Lehrers für Ausbruch frommen Unwillers hielt. So ertrug er seine kecken Reden, sein auffahrendes Wesen, unterwarf sich folgsam den harten Büßungen, welche der strenge Beichtvater ihm auferlegte,[2] beugte seinen Nacken unter das Joch dieses Glaubens-Tribunen und überließ ihm das Regiment der religiösen Angelegenheiten wie die Leitung der Rechtspflege. Verehrt vom Herrscher, unterstützt von dem größten Theil der Fakih's wie von der Bürgerschaft, die ihn fürchtete,[3] von dem niederen Volke, welches seit dem Aufstande gemeinsame Sache mit ihm machte, und selbst von gewissen Dichtern,[4] einer Classe der Gesellschaft, deren Beistand keineswegs zu verachten war, besaß Jachjâ fast unbeschränkte Macht. Und doch hatte er kein Amt, keine öffentliche Stellung; wenn er Alles in seiner Umgebung regierte, so geschah es nur durch den Glanz seines Ruhmes.[5] Im Grunde des Herzens ein Despot, übte er den Despotismus, den er früher verspottet hatte, jetzt, da die Umstände ihn darauf hinwiesen, ohne Scrupel. Wollten die Richter ihre Stellen behalten, so mußten sie sich zu blinden Werkzeugen seines Willens machen. Der Sultan, welcher bisweilen den Wunsch empfand, sich von dem Einfluß Jachjâ's loszumachen, versprach mehr als er halten konnte, wenn er ihnen die Zusage seines Beistandes gab.[6] Alle, die es wagten, ihm zu widerstehen, wurden von Jachjâ unschädlich gemacht; meist aber brauchte er, wenn er sich eines Kadi entledigen wollte, der ihm mißfiel, nur zu sagen: „Fordere deine Entlassung!"[7]

Der Einfluß Zirjâb's, des Musikers, war nicht weniger groß, wiewohl er sich auf eine andere Sphäre erstreckte. Er war aus Bagdad. Ursprünglich ein Perser, wie es scheint, und Client der abbâsidischen Khalifen, hatte er die Musik unter dem berühmten Sänger Ischâk

---

[1]) Makkari Bd. I S. 223.
[2]) Siehe Ibn-Khallicân Heft X S. 20 ed. Wüstenfeld.
[3]) Siehe Khoschani S. 257
[4]) Siehe Khoschani S. 265 6.
[5]) Vgl. Ibn-Khallicân Heft X. S. 20.
[6]) Siehe Khoschani S. 265—6.
[7]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 83.

Maucilî gelernt. Eines Tages fragte Hârûn ar-Raschîd diesen, ob er ihm nicht einen neuen Sänger vorstellen könne. „Ich habe einen Schüler, welcher, nachdem ich ihm Unterricht gegeben, sehr gut singt," antwortete Ischâk, und ich habe Grund anzunehmen, daß er mir einst Ehre machen wird." — „Sage ihm also, daß er zu mir komme," antwortete der Khalif. Nachdem er bei dem Herrscher eingeführt worden, gewann Zirjâb von vornherein dessen Achtung durch seine anständigen Manieren und durch seine geistreiche Unterhaltung; als er darauf von Hârûn über seine musikalischen Kenntnisse befragt wurde, antwortete er: „Ich kann singen, wie Andere es auch können; aber außerdem verstehe ich noch Etwas, was Andere nicht verstehen. Meine besondere Manier ist nur für einen Kenner geeignet, der so geübt ist wie deine Hoheit. Wenn du es mir erlaubst, werde ich dir Etwas vorsingen, was noch niemand gehört hat." Als der Khalif ihm dies bewilligt hatte, brachte man dem Sänger die Laute seines Lehrers. Er weigerte sich, sie zu nehmen, und verlangte die, welche er selbst gemacht hatte. „Warum weisest du die Laute Ischâk's zurück?" fragte ihn der Khalif. — „Wenn deine Hoheit will, daß ich dir etwas vorsinge nach der Weise meines Lehrers," gab Zirjâb ihm zur Antwort, „so werde ich mich auf seiner Laute begleiten; aber wenn du die Weise kennen lernen willst, die ich erfunden habe, muß ich durchaus die meinige haben." Darauf erklärte er ihm, auf welche Weise er diese Laute gefertigt habe, und fing an ein Lied zu singen, das er selbst componirt hatte. Es war eine Ode zum Preise Hârûn's, und der Herrscher war dermaßen entzückt, daß er Ischâk lebhafte Vorwürfe machte, ihm diesen vortrefflichen Sänger nicht eher vorgestellt zu haben. Ischâk entschuldigte sich der Wahrheit gemäß damit, daß Zirjâb sein Genie sorgfältig vor ihm verborgen habe. Sobald er aber allein mit seinem Schüler war, sagte er zu ihm: „Du hast mich abscheulich betrogen, daß du mir aus dem Umfang deines Talents ein Geheimniß gemacht hast. Um es dir offen zu sagen: ich bin eifersüchtig auf dich, wie die Künstler, welche sich mit ein und derselben Kunst beschäftigen und gleiches Verdienst haben, es immer auf einander sind. Uebrigens hast du dem Khalifen gefallen, und ich weiß schon, daß du mich in kurzer Zeit ausstechen wirst. Das würde ich niemandem verzeihen, nicht einmal meinem Sohne. Hätte ich nicht für dich noch einen Rest von Zuneigung, weil du mein Schüler bist, so würde ich mir kein Gewissen daraus machen, dich zu tödten, was auch daraus entstehen möchte... Du hast jetzt die Wahl zwischen zwei Wegen: entweder du gehst, läßt dich fern von hier nieder und schwörst mir, daß ich nie wieder von dir werde sprechen

hören; dann will ich dir zur Bestreitung deiner Bedürfnisse so viel Geld geben, als du wünschest; oder du bleibst trotz Allem hier; dann aber sage ich dir im voraus, daß du Gefahr läufst, Gut und Leben zu verlieren. Wähle also!" Zirjâb zauderte nicht über die zu treffende Wahl: er verließ Bagdad, nachdem er das Geld angenommen, was Jschâk ihm angeboten. Nach einiger Zeit befahl der Khalif Jschâk abermals, ihm seinen Schüler zu bringen. „Jch bedauere, daß ich deinen Wunsch nicht erfüllen kann," antwortete ihm der Musiker; „der junge Mann ist besessen; er gibt vor, daß Geister mit ihm sprechen und ihm die Melodien eingeben, welche er componirt; er ist so stolz auf sein Talent, daß er glaubt, nicht seines Gleichen auf der Welt zu haben. Da du ihn weder belohnt noch wieder vor dich gelassen hast, glaubt er, daß du seine Anlagen nicht genügend schätzest und ist im Zorn darüber entwichen. Jch weiß nicht, wo er sich jetzt aufhält; aber danke dem Ewigen dafür, daß dieser Mensch fort ist, o Herr! denn er hatte Anfälle von Wahnsinn, und in solchen Augenblicken war es schrecklich, ihn zu sehen." Obgleich der Khalif das Verschwinden des jungen Musikers sehr bedauerte, gab er sich doch mit den Gründen zufrieden, welche Jschâk ihm angegeben. Es war einige Wahrheit in den Worten des alten Meisters: Zirjâb glaubte im Schlaf öfters wirklich Geister singen zu hören. Dann fuhr er in die Höhe, erwachte und sprang aus seinem Bette, rief Ghazlân und Honaida, zwei junge Mädchen seines Serails, ließ sie ihre Lauten nehmen, lehrte sie die Arie, welche er eben während seines Schlafes gehört, und schrieb selbst die Worte dazu. Tollheit war dies indeß durchaus nicht, das wußte Jschâk sehr wohl, und welcher wahre Künstler, möge er an Geister glauben oder nicht, hat nicht solche Augenblicke erlebt, in denen er sich unter dem Einfluß einer unerklärbaren Macht befand, die ihm wie übernatürlich erschien?

Zirjâb ging, sein Heil im Westen zu versuchen. Jn Afrika angekommen, schrieb er an Chacam, den Sultan von Spanien, und bat ihn um die Erlaubniß, sich an seinem Hofe niederzulassen. Der Fürst war so entzückt über diesen Brief, daß er den Musiker in seiner Antwort dringend bat, sofort nach Cordova zu kommen, und ihm einen beträchtlichen Gehalt versprach. Zirjâb fuhr also mit seinen Frauen und Kindern über die Meerenge von Gibraltar; aber kaum hatte er sich in Algeziras eingeschifft, da erfuhr er, Chacam sei soeben gestorben. Höchst niedergeschlagen und enttäuscht durch diese Nachricht, war er schon im Begriff, nach Afrika zurückzukehren, als der jüdische Musiker Mançûr, welchen Chacam ihm entgegengeschickt hatte, ihn von diesem

Vorsatz wieder abbrachte und ihm sagte, daß Abderrachmân II. nicht weniger die Musik liebe als sein Vater und daß er gewiß die Künstler mit nicht weniger Großmuth belohnen werde als jener. Der Erfolg bewies, daß er sich nicht geirrt hatte. Abderrachmân, von der Ankunft Zirjâb's unterrichtet, schrieb an ihn und lud ihn ein, an seinen Hof zu kommen; zugleich befahl er den Statthaltern, ihn mit der größten Rücksicht zu behandeln und ließ ihm durch einen seiner vornehmsten Eunuchen Maulesel und andere Geschenke überbringen. In Cordova angekommen, wurde Zirjâb ein prachtvolles Wohnhaus angewiesen. Der Sultan gewährte ihm drei Tage, um sich von der Ermüdung der Reise zu erholen; nach Ablauf dieser Zeit lud er ihn ein, sich in den Palast zu begeben. Er begann die Unterhaltung damit, daß er ihn mit den Bedingungen bekannt machte, unter welchen er ihn in Cordova behalten wolle. Diese waren glänzend: Zirjâb sollte einen regelmäßigen Gehalt von zweihundert Goldstücken monatlich beziehen und vier Gnadengeschenke jährlich, nämlich tausend Goldstücke bei Gelegenheit der zwei großen moslimischen Feste, fünfhundert zu Johannis und fünfhundert am Neujahrstage; außerdem sollte er jährlich zweihundert Sester Gerste und hundert Sester Weizen erhalten; endlich noch die Nutznießung einer gewissen Anzahl Häuser, Felder und Gärten, welche zusammen ein Capital von viertausend Goldstücken repräsentirten. Erst nachdem er dem Musiker ein so schönes Einkommen zugesichert, bat Abderrachmân ihn zu singen, und als Zirjâb diesen Wunsch befriedigt, war der Herrscher dermaßen von seinem Talent entzückt, daß er keinen anderen Sänger mehr hören wollte. Er lebte in der größten Vertrautheit mit ihm, er unterhielt sich gern mit ihm über Geschichte, Poesie und alle Arten von Wissenschaften und Künsten; denn dieser außerordentliche Musiker hatte höchst ausgedehnte und vielseitige Kenntnisse. Abgesehen davon, daß er ein ausgezeichneter Dichter war und die Worte und Melodien von zehntausend Liedern auswendig wußte, war er auch in Astronomie und Geographie bewandert, und nichts war unterrichtender, als ihn über die verschiedenen Länder und über die Sitten ihrer Einwohner erzählen zu hören. Aber was bei ihm noch mehr als sein umfassendes Wissen in die Augen fiel, das war sein Geist, sein Geschmack und die Feinheit seiner Manieren. Niemand war wie er geübt in witziger Unterhaltung, niemand besaß in so hohem Grade Gefühl für das Schöne und Kunstsinn, niemand kleidete sich mit so viel Anmuth und Eleganz, niemand verstand es so gut wie er, ein Fest oder ein Gastmahl anzuordnen. Man betrachtete ihn als einen außergewöhnlichen Menschen, als ein Ideal in Allem, was guten Ton betrifft, und in dieser Beziehung wurde er der Gesetz-

geber des arabischen Spanien. Die Neuerungen, welche er schuf, waren kühn und zahllos; er bewirkte einen völligen Umschwung in Sitten und Gebräuchen. Früher hatte man das Haar lang und an der Stirn gescheitelt getragen; man hatte sich bei Tisch goldener oder silberner Gefäße und Tischtücher von Leinen bedient. Jetzt trug man das Haar rund um den Kopf abgeschnitten; die Gefäße waren von Glas, die Tischtücher von Leder: so wollte es Zirjâb. Er schrieb die verschiedene Art der Kleidung vor, welche man zu jeder Jahreszeit tragen solle; er lehrte die spanischen Araber, daß Spargel ein vortreffliches Gemüse seien, wovon sie bis dahin noch nichts wußten; mehrere von ihm erfundenen Gerichte haben seinen Namen behalten; man fing an, sich nach ihm bis in die kleinsten Kleinigkeiten des eleganten Lebens zu richten, und es ist ein in den Annalen der Culturgeschichte beinahe einzig dastehender Glücksfall, daß der Name dieses liebenswürdigen Epicuräers bis auf die letzte Zeit der moslimischen Herrschaft in Spanien ebenso berühmt geblieben ist wie die der ausgezeichneten Gelehrten, großen Dichter, großen Feldherrn, Minister und Fürsten.[1]

Obwohl übrigens Zirjâb einen so großen Einfluß auf Abderrachmân gewonnen hatte und das Volk sich vorzugsweise an ihn wandte, um dem Herrscher seine Wünsche kund zu machen,[2] scheint es doch nicht, daß er sich viel mit Politik befaßt hat. Er verstand das Leben zu gut, um nicht einzusehen, daß vieles Reden über Staatsangelegenheiten, Anzetteln von Verschwörungen, Anknüpfen von Unterhandlungen inmitten fröhlicher Feste nicht zum guten Tone gehören. Darum überließ er all diese Angelegenheiten der Sultanin Tarûb und dem Eunuchen Naçr.[3] Tarûb war ein egoistisches und hartes Weib, ganz für die Intrigue geschaffen und von Goldgier verzehrt. Sie verkaufte nicht ihre Liebe (denn solche Weiber empfinden keine Liebe) sondern ihren Besitz, bald für ein Halsband von fabelhaftem Werthe, bald für Säcke mit Geld, welche ihr Gemahl vor ihre Thüre setzen ließ, wenn sie sich weigerte, ihm zu öffnen.[4] Hart, habsüchtig, schlau, stand sie in vertrautem Umgange mit einem ganz ähnlichgearteten Menschen, dem treulosen und grausamen Naçr. Als Sohn eines Spaniers, der nicht einmal der arabischen Sprache mächtig war,[5]

---

[1]) Siehe die Biographie Zirjâb's bei Makkarî Bd. II S. 83 f

[2]) Siehe Khoschanî S. 207.

[3]) Siehe Makkarî Bd. I S. 225.

[4]) Siehe Makkarî Bd. I S. 224—5; Ibn-Adhârî Bd. II S. 94—5.

[5]) Siehe Khoschanî S. 277.

haßte dieser Eunuch die wahrhaft frommen Christen mit dem ganzen Hasse eines Apostaten.

So sah es am Hofe aus zu dieser Zeit. Das Land aber war weit davon entfernt, ruhig zu sein. In der Provinz Murcia wüthete ein Krieg zwischen den Jemeniten und Ma'additen, der schon sieben Jahre gedauert hatte. Merida war fast immer in Aufruhr; die Christen dieser Stadt hatten sich mit Ludwig dem Frommen in Einverständniß gesetzt,[1] Toledo hatte sich auch empört, und in der Umgegend dieser Stadt tobte ein förmlicher Bauernkrieg.

Wenige Jahre nach dem „Tage der Grube" hatten die Toletaner ihre Unabhängigkeit wieder erlangt und das Schloß des Amrûs zerstört. Um seine Beute wieder an sich zu reißen, hatte Chacam eine neue List angewandt. Indem er Cordova unter dem Vorwande verließ, eine Razzia in Catalonien zu machen, schlug er sein Lager im Districte von Murcia auf; als darauf seine Spione ihm hinterbracht hatten, die Toletaner hielten sich für so wenig bedroht, daß sie sogar während der Nacht die Thore ihrer Stadt nicht schlössen, stand er plötzlich vor einem der Thore und machte sich, da er dasselbe offen fand, ohne Schwertstreich zum Herrn der Stadt. Darauf ließ er alle Häuser in dem hochgelegenen Stadttheile verbrennen,[2] darunter das Haus eines jungen Renegaten Namens Hâschim. Dieser kam von Allem entblößt nach Cordova. Um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, ergriff er das Schmiedehandwerk. Brennend vor Verlangen, die eigene Beschimpfung und die seiner Mitbürger zu rächen, machte er mit den Arbeitern von Toledo ein Complott und verließ Cordova, um sich von neuem an seinen Geburtsort zu begeben, wo er sich an die Spitze der Bevölkerung stellte und mit ihr die Soldaten und Anhänger Abderrachmân's II. verjagte (829). Darauf begann Hâschim das Land mit seiner Bande zu durchziehen, die Dörfer, welche von Arabern und Berbern bewohnt waren, plündernd und brandschatzend. Mit jedem Tage wurde diese Bande furchtbarer; Arbeiter, Bauern, Sklaven, Abenteurer aller Art liefen in Menge von allen Seiten herbei, um sich ihr anzuschließen. Auf Abderrachmân's Befehl ließ der Statthalter der Grenzprovinz, Mohammed Ibn-Wasîm, Truppen gegen diese Räuber marschiren; allein sie wurden zur Rückkehr gezwungen, und der „Schmied" konnte ein ganzes Jahr lang unbestraft seine Verwüstungen fortsetzen. End-

[1]) Siehe den Brief Ludwigs des Frommen an die Christen von Merida in Esp. sagr. Bd. XIII S. 416.

[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 76, 85; Nowairi S. 459.

lich ergriff der Statthalter, welcher Verstärkung erhalten und den der Sultan wegen seiner Unthätigkeit mit harten Vorwürfen überhäuft hatte, die Offensive, und dieses Mal mit besserem Glück. Nach einem Kampfe, welcher mehrere Tage dauerte, ward die Bande, die ihren Häuptling verloren hatte, zersprengt.[1]

Toledo war indessen nicht unterworfen. Im Jahre 834 ließ der Sultan die Stadt durch den Prinzen Omaija belagern; aber die Toletaner wiesen den Angriff desselben siegreich zurück, so daß Omaija, nachdem er die umliegende Landschaft verheert hatte, die Belagerung aufheben und nach Cordova zurückkehren mußte. Als die Toletaner die Armee abziehen sahen, beschlossen sie, sie auf dem Rückzuge zu beunruhigen; aber Omaija hatte in Calatrava eine Truppenabtheilung gelassen, von dem Renegaten Maisara geführt. Als dieser Befehlshaber die Absichten der Toletaner erfuhr, legte er sich in einen Hinterhalt. Unerwartet angegriffen, erlitten die Toletaner eine entsetzliche Niederlage. Ihrer Gewohnheit zufolge, brachten die Soldaten Maisara's ihrem Führer die Köpfe der in dem Handgemenge getödteten Feinde; aber die Liebe zu seiner Nation war noch nicht im Herzen des Renegaten erstickt. Beim Anblick dieser verstümmelten Köpfe erwachten seine patriotischen Gefühle von neuem mit Macht; er warf sich bitter vor, sich den Unterdrückern seines Vaterlandes ergeben zu haben, und starb wenige Tage darauf vor Scham und Schmerz.

Dennoch, wiewohl der Sultan der Stadt Toledo von Zeit zu Zeit Schaden zufügen konnte, vermochte er nicht, sie zu unterwerfen, so lange Eintracht in ihr herrschte. Wir wissen nicht, was in der Stadt vorgefallen war, aber was sich später ereignete, läßt uns muthmaßen, daß ein Zwist unter den Renegaten und den Christen ausbrach. Ein toletanischer Führer, Ibn-Mohâdschir, wie es scheint ein Renegat, verließ Toledo mit seinen Anhängern und kam zum Befehlshaber von Calatrava, um ihm seine Dienste anzubieten (836); dieser nahm seinen Vorschlag bereitwillig an. Nach den Rathschlägen des Emigranten faßte man den Entschluß, die Stadt einzuschließen und auszuhungern, und der Prinz Walîd, ein Bruder des Sultans, wurde mit der Leitung der Belagerung beauftragt. Diese Belagerung hatte schon ein Jahr lang gedauert, und die Hungersnoth große Verwüstungen in der Stadt angerichtet, als ein Parlamentär, von dem arabischen Befehlshaber abgesandt, erschien, um den Toletanern zu rathen,

[1]) Nowairî S. 458; Ibn-Adhârî Bd. II S. 85, 86; Ibn-Khaldûn fol 7 v.

daß sie sich ergäben, da sie jedenfalls bald gezwungen sein würden, es zu thun, und es besser sei, den Augenblick zu benutzen, wo sie noch hoffen könnten, günstigere Bedingungen zu erhalten. Die Toletaner weigerten sich. Zu ihrem Unglück war der Parlamentär nicht nur Zeuge ihres Muthes sondern auch ihrer traurigen Lage und ihrer Schwäche. Er überredete, als er wieder zurückgekehrt war, seinen Feldherrn, einen heftigen Sturmangriff zu unternehmen. Walîd that es, und Toledo wurde im Sturm genommen, nachdem es während etwa acht Jahren vollständige Unabhängigkeit genossen hatte (16. Juni 837). Die Chronisten berichten uns nicht, wie der Sultan die Einwohner der Stadt behandelte; sie sagen nur, daß Abderrachmân sich Geiseln geben und das Schloß des Amrûs wieder aufbauen ließ.[1]

In den letzten Jahren der Regierung Abderrachmân's versuchten die Christen von Cordova eine Revolte von beispielloser Art. Auf diese lenken wir jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser. Die lateinischen Schriftsteller des neunten Jahrhunderts geben uns viele Andeutungen nicht nur über diese Revolution, sondern auch über die Lebensweise, die Empfindungen und Vorstellungen der Christen von Cordova, und wir werden uns befleißigen, die höchst interessanten Einzelnheiten, welche sie uns berichten, getreu wiederzuerzählen.

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 86, 87; Nowairi S. 458—9; Ibn-Khaldûn fol. 7 v., 8 r.

VI.

Ein großer Theil der Christen in Cordova, und zwar der aufgeklärteste, beklagte sich über sein Schicksal nicht; man verfolgte sie nicht, man erlaubte ihnen freie Uebung ihrer Religion, und das genügte ihnen.[1] Mehrere unter ihnen dienten in der Armee; andere hatten einträgliche Aemter bei Hofe oder in den Palästen der reichen arabischen Großen.[2] Sie ahmten ihren Herren in allen Dingen nach: der eine hielt einen Harem,[3] ein anderer ergab sich jenem verabscheuenswerthen Laster, welches leider in orientalischen Ländern sehr häufig ist.[4] Bezaubert vom Glanze der arabischen Literatur, hatten die Männer von Geschmack angefangen, die lateinische Literatur zu verachten, und schrieben in der Sprache der Sieger. Ein Schriftsteller dieser Zeit, der ein besserer Patriot war als die meisten seiner Mitbürger, beklagt sich bitter darüber. „Meine Religionsgenossen", sagt er, „lesen gern die Geschichte und Romane der Araber;[5] sie studieren

---

[1]) Eulogius, Memoriale Sanctorum S. 248; Alvarus, Indic. lumin. S. 225.

[2]) Eulogius, Mem. Sanct. l. II c. 2, 3; l. III c. 1; Alvarus, Indic. lumin. S. 225, 273.

[3]) Samson, Apolog. l. II c. 6.

[4]) Derselbe a. a. O. l. II c. 2, 6.

[5]) Das Manuscript Alvars (S. 273 in der Ausgabe von Florez) hat: „Et dum eorum versibus et fabellis mile suis delectamus." Statt mile liest Florez mille, ohne zu bemerken, daß Alvar in diesem Falle eorum geschrieben haben würde, nicht suis. Es ist Milesiis zu lesen.

die Schriften der moslimischen Theologen und Philosophen, nicht um sie zu widerlegen, sondern um sich eine correcte und elegante arabische Schreibart anzugewöhnen. Wo kann man heutigen Tages einen Laien finden, welcher die lateinischen Commentare über die heiligen Schriften noch liest? Wer ist wohl unter ihnen, der die Evangelien, die Propheten, die Apostel studiert? Wehe, all die jungen Christen, welche sich durch Talent auszeichnen, kennen nur die arabische Sprache und Literatur; sie lesen und studieren mit dem größten Eifer die arabischen Bücher; sie sammeln sich mit großen Kosten umfangreiche Bibliotheken und verkünden überall, daß diese Literatur bewundernswerth sei. Sprecht ihr ihnen aber von christlichen Büchern: so werden sie euch mit Verachtung sagen, daß diese Bücher ihrer Aufmerksamkeit ganz unwerth seien. O, der Trauer! die Christen haben ihre eigene Sprache vergessen, und unter tausenden findet man bei ihnen keinen einzigen, der correct einen lateinischen Brief an einen Freund schreiben könnte. Aber wenn sichs darum handelt, arabisch zu schreiben, da werdet ihr eine Menge Personen finden, welche sich in dieser Sprache mit großer Eleganz ausdrücken, und werdet sehen, daß sie Gedichte machen, welche vom künstlerischen Gesichtspunkte aus selbst denen der Araber vorzuziehen sind."[1] Uebrigens liegt in dieser Vorliebe für die arabische Literatur und in dieser beinahe allgemeinen Vernachlässigung der lateinischen nichts, was uns sehr überraschen könnte. Man besaß zu Cordova nicht mehr die Werke der großen Dichter des Alterthums;[2] die theologischen Bücher hatten wenig Anziehendes für Weltmenschen, und die gleichzeitige Literatur trug entschiedene Merkmale von außerordentlich großem Verfall an sich. Man dichtete noch lateinische Verse, aber da man die Regeln der Quantität vergessen hatte,[3] waren es gereimte Verse, „rhythmische" Verse genannt,[4] in welchen man nur auf den Accent achtete, und die außerdem in einem anspruchsvollen und zugleich nachlässigen Stil geschrieben waren.

Mehr als halb arabisirt, fanden sich also die Christen von Cordova sehr leicht in die fremde Herrschaft. Aber es gab Ausnahmen von dieser Regel. Das Gefühl für nationale Würde und die Selbst-

---

[1]) Alvarus, Indic. lumin. S. 274, 275.

[2]) Für die Cordovaner waren Virgils Aeneide, die Satiren des Horaz und Juvenals, welche Eulogius ihnen im Jahre 848 von Navarra brachte, Neuigkeiten. Siehe Alvarus, Vita Eulogii c. 9.

[3]) Alvarus, Vita Eulogii c. 4.

[4]) Alvarus, Vita Eulogii c. 2. Vergl. Sharon Turner, History of the Anglo-Saxons Bd. III S. 655.

achtung war noch nicht in allen Herzen erloschen. Einige edelmüthige Geister, welche es verachteten, sich mittelst Unverschämtheit oder Gewandtheit in die Paläste der Großen zu drängen und dort heimisch zu machen, bebten vor Unwillen bei dem Gedanken, daß ihre Geburtsstadt, welche noch mit Stolz ihren alten Beinamen Patricia trug, jetzt die Residenz eines Sultans geworden war;[1] sie beneideten das Glück der kleinen Staaten im Norden Spaniens, welche zwar einen fortwährenden Krieg zu ertragen hatten, aber, frei vom arabischen Joch, wenigstens von christlichen Fürsten regiert wurden.[2] Diesem patriotischen Kummer gesellten sich noch sehr handgreifliche Leiden bei. Die Sultane gaben von Zeit zu Zeit Befehle, welche den Stolz und die religiöse Ueberzeugung der Christen aufs tiefste verwunden mußten. So hatten sie die Beschneidung für sie obligatorisch erklärt wie für die Moslim's.[3] Besonders unzufrieden aber waren die Priester. Sie hegten gegen die Moslim's einen instinctiven Haß, und dieser war um so stärker, als sie völlig falsche Vorstellungen über Mohammed und die Lehrsätze, welche er gepredigt hatte, hegten. Da sie mitten unter den Arabern lebten, wäre ihnen nichts leichter gewesen, als sich über diesen Gegenstand zu unterrichten; aber sie weigerten sich hartnäckig, an den Quellen zu schöpfen, die ihnen zugänglich waren, und wiederholten lieber gläubig all jene unsinnigen Fabeln, die man anderwärts über den Propheten von Mekka verbreitete. Nicht in den arabischen Schriften schöpft zum Beispiel Eulogius, einer der unterrichtetsten Priester dieser Zeit, der ohne Zweifel mit dem Arabischen vertraut genug war, um ein in dieser Sprache verfaßtes historisches Werk lesen zu können, Nachrichten über das Leben Mohammed's; nein, er nimmt dazu einen lateinischen Codex, welchen der Zufall ihm in einem Kloster von Pampelona in die Hände gespielt hat. Darin las man unter Anderem, daß, als Mohammed sein Ende herannahen fühlte, er prophezeit habe, Engel würden am dritten Tage nach seinem Tode kommen, ihn aufzuerwecken. Darum wachten, als Mohammed's Seele „zur Hölle hinabgefahren war", seine Schüler aufmerksam bei dem Leichnam in Erwartung des Wunders; aber als sie am Ende des dritten Tages die Engel nicht kommen sahen und sich einbildeten, ihre Gegenwart beim Leichnam, welcher schon Verwesung ausströmte, möchte sie ver-

---

[1]) Isidor von Beja c. 36; Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 1; Apolog. martyrum S. 314.

[2]) Eulogius, Epistola ad Wiliesindum S. 330.

[3]) Alvarus, Indic. lumin. S. 273; Samson, Apolog. l. II c. 4.

hindern, gingen sie fort. Da kamen anstatt der Engel Hunde[1] und fraßen einen Theil des Leichnams. Was noch zurückblieb, wurde von den Moslim's beerdigt, und um sich an den Hunden zu rächen, beschlossen sie, jedes Jahr, eine große Anzahl dieser Thiere zu tödten... „Da haben wir", ruft Eulogius aus, „da haben wir die Wunder des Propheten der Moslim's!"[2] Die Lehrsätze Mohammed's kannte man nicht besser. Daß Priester, die mit ascetischen Ideen genährt waren, und denen es nicht erlaubt war, Liebe für ein Weib zu empfinden, über die Vielweiberei, die er autorisirte, sich entsetzten, und besonders über seine Vorstellungen vom himmlischen Paradies mit seinen schönen Jungfrauen,[3] war nur zu natürlich; aber auffallend ist, daß sie sich einbildeten, Mohammed habe gerade das Entgegengesetzte von dem gepredigt, was Christus gelehrt. „Dieser Gegner unsers Heilandes", sagt Alvar, „hat den sechsten Tag der Woche (welcher wegen des Leidens unsers Herrn ein Tag der Trauer und des Fastens sein soll) dem Wohlleben und der Ausschweifung geweiht. Christus hat seinen Jüngern die Keuschheit gepredigt; jener hat den seinigen rohe Vergnügungen, unreine Wollust, Blutschande gepredigt. Christus hat die Ehe gepredigt; jener Ehebruch. Christus hat Nüchternheit und Fasten anempfohlen; jener Feste und Tafelfreuden."[4] „Christus," sagt ferner Alvar — und es möchte schwer sein im Neuen Testament die Worte zu finden, welche er dem Herrn hier unterlegt — „Christus gebietet, daß man während der Fasttage sich von seiner rechtmäßigen Gattin fern halte; er im Gegentheil widmet all diese Tage den fleischlichen Vergnügungen."[5] Wäre Alvar von Dem, was sich damals bei Hofe begab, unterrichtet gewesen, so würde er gewußt haben, daß Jachjâ dem Sultan Abderrachmân II. eine harte Buße auferlegt hatte, als dieser Herrscher die Anordnung Mohammed's über die Enthaltung der Frauen während des Fastenmonats übertreten hatte.[6]

So machten die Priester sich eine vollkommen falsche Vorstellung von der moslimischen Religion. Diejenigen ihrer Religionsgenossen, welche sie besser kannten, konnten ihnen noch so oft sagen, daß Mohammed eine reine Religion gepredigt habe,[7] es war verlorene Mühe,

---

[1]) Vice angelicâ canes ingressi.
[2]) Apolog. martyrum S. 312, 313.
[3]) Alvarus, Indic. lumin. S. 252, 253.
[4]) Indic. lumin. S. 270.
[5]) S. 271.
[6]) Siehe Ibn-Khallicân Heft X S. 20 ed. Wüstenfeld.
[7]) Eulogius, Apolog. martyrum S. 311.

und die Männer der Kirche fuhren fort, den Islam mit dem römischen Heidenthum in Eine Linie zu stellen, ihn als einen vom Teufel erfundenen Götzendienst zu betrachten.[1] Aber nicht in der moslimischen Religion muß man das Hauptmotiv ihrer Abneigung suchen, sondern im Charakter der Araber. Dieses Volk, welches mit Offenherzigkeit und Fröhlichkeit raffinirte Sinnlichkeit verband, mußte den Priestern, welche dauernde und gänzliche Zurückgezogenheit, vollständige Entsagung und schwere Büßungen liebten, einen tiefen und unüberwindlichen Widerwillen einflößen. Namentlich hatten die Priester unter immerwährenden Widerwärtigkeiten zu leiden. Wenn die Moslim's der höheren Classen zu aufgeklärt waren und zu gute Politiker, um die Christen wegen ihrer Religion zu kränken, so war doch das Volk, wie überall, unduldsam. Wenn es einen Priester auf der Straße sah, schrie es: „Seht den Narren!" und sang ein Lied, dessen Inhalt ein höhnendes Lob des Kreuzes war, während die Knaben Steine und Scherben dem Priester an den Kopf warfen. Bei Beerdigungen hörten die Priester ausrufen: „Allâh habe kein Erbarmen für sie!" und zu gleicher Zeit regnete es Koth und Kieselsteine auf den Leichenzug. Wenn die Glocken der Kirchen zu den vorgeschriebenen Stunden läuteten, sagten die Moslim's mit Kopfschütteln: „Welch ein einfältiges und unglückliches Volk, das sich von seinen Priestern täuschen läßt! Welche Thorheit, an die Lügen zu glauben, welche sie verbreiten! Möge Allâh diese Betrüger verdammen!" Für viele Moslim's waren die Christen oder wenigstens ihre Priester ein Gegenstand des Abscheus; wenn sie mit ihnen zu reden hatten, hielten sie sich in gewisser Entfernung von ihnen, um nicht an ihre Kleider zu streifen.[2] Und dabei erinnerten sich diese Unglücklichen, die Anderen Schauder einflößten, die man als unrein betrachtete, deren Berührung man wie die eines Pestkranken fürchtete und die Jesu Worte an seine Jünger erfüllt sahen, als er ihnen sagte: „Man wird euch hassen um meines Namens willen" — sie erinnerten sich sehr gut der Zeit, da die christliche Religion im Lande geherrscht hatte, da prächtige Dome sich aller Orten erhoben und ihr Stand der mächtigste Stand im Staate war.[3]

In ihrem Stolz gekränkt, verbittert durch die erlittenen Beschimpfungen und von einem fieberhaften Thätigkeits-Drange getrieben,

[1]) Eulogius und Alvar a. v. St.
[2]) Eulogius, Memor. Sanct. S. 247; Alvarus, Indic. lumin. S. 229, 230.
[3]) Eulogius, Memor. Sanct. S. 250 Ende.

begnügten sich die Priester, die Mönche und die kleine Anzahl Laien, die so dachten wie sie, nicht damit, im Stillen zu leiden, fruchtlose Gelübde zu machen, sich im Zorne zu verzehren. Hätten diese eifrigen und leidenschaftlichen Männer in Städten gelebt, welche entfernt genug vom Mittelpunkt der moslimischen Herrschaft lagen, um die Fahne des Aufruhrs mit Erfolg aufpflanzen zu können, so würden sie Soldaten geworden sein; in den Gebirgen hätten sie das unabhängige Leben von Freibeutern und Banditen geführt, und als Soldaten in Toledo oder als Guerillas in der Sierra von Malaga, hätten sie gegen die Moslim's einen Krieg auf Leben und Tod geführt: in der Residenz aber des Sultans, wo ein bewaffneter Aufstand unmöglich war, wurden sie zu Märtyrern.

Um sich der Beleidigungen des Pöbels zu entledigen, verließen die Priester ihre Wohnungen nur im äußersten Nothfall.[1] Oft auch stellten sie sich krank und blieben den ganzen Tag im Bett, um von der Kopfsteuer befreit zu sein, die am Ende jedes Monats eingefordert wurde.[2] Und da sie sich auf diese Weise auf lange Zeit zurückgezogen hielten, sich überhaupt zu einem einsiedlerischen Leben der Beschaulichkeit und der geistigen Sammlung verurtheilten, häuften sie in der Stille und mit einer Art Wollust Haß auf Haß; es machte sie glücklich, von Tag zu Tag bitterer hassen zu können und ihr Gedächtniß mit neuen Anlässen zum Kummer zu beschweren. Nach Sonnenuntergang standen sie auf. Dann fingen sie an zu lesen, in der feierlichen und geheimnißvollen Stille der Nacht beim dämmrigen Schein der flackernden Lampe;[3] sie lasen gewisse Stellen der Bibel, besonders das zehnte Capitel St. Matthäi, die Kirchenväter und das „Leben der Heiligen", dies waren ungefähr die einzigen Bücher, die sie kannten. Sie lasen, daß Christus gesagt habe: „Gehet hin und lehret alle Völker. Was ich euch im Finstern sage, saget bei Tageslicht; was ich euch ins Ohr sage, predigt auf den Dächern der Häuser. Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Ihr werdet vor Gewalthaber geführt werden und vor Könige, um meinetwillen, um vor ihnen Zeugniß über mich abzulegen. Fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten; fürchtet euch vielmehr vor Dem, welcher Leib und Seele verderben kann in die Gehenna![4]" Sie

---

[1]) Eulogius, Memor. Sanct S. 247.
[2]) Leovigildus, De Habitu Clericorum (Esp. sagr. Bd. XI S. 523).
[3]) Leovigild a. a. O.
[4]) Eulogius, Memor. Sanct. S. 240.

lasen ferner in den Schriften der Kirchenväter, daß Diejenigen vor Allen in die Seligkeit der Auserwählten eingehen würden, welche auch da, wo es keine Sünde wäre, sich zu verbergen, sich freiwillig dem Märtyrerthum darböten.[1] Aber was hauptsächlich die krankhafte Einbildungskraft der Priester entflammte, war das Beispiel jener heiligen Männer, welche von der Verfolgung der Heiden betroffen, weit davon entfernt gewesen waren, das Martyrium zu vermeiden, sondern vielmehr nach diesem heiligen Tode eifrig gestrebt hatten.[2] Da sie in unablässiger Bewunderung dieser Glaubenshelden lebten, fühlten sie ihre Seele zittern im stürmischen Drange, ihnen nachzueifern. Es that ihnen leid, wenn sie nicht verfolgt waren, sie riefen mit tausend Gelübden die Gelegenheit herbei zur Ausübung einer großen Glaubensthat, wie viele andere treue Diener Gottes sie in den ersten Zeiten der Kirche verrichtet hatten.

Diese begeisterte und fanatische Partei gehorchte der Leitung zweier merkwürdigen Männer. Es waren der Priester Eulogius und der Laie Alvar.

Eulogius gehörte einer alten Familie von Cordova an, welche sich durch ihre Treue gegen das Christenthum ebenso sehr auszeichnete wie durch ihren Haß gegen die Moslim's. Sein Großvater, welcher ebenfalls Eulogius hieß, hatte die Gewohnheit, wenn er die Muezzin's von den Minarets herab die Stunde des Gebetes ausrufen hörte, das Zeichen des Kreuzes zu schlagen und die Worte des Psalmisten zu sprechen: „O Gott! bleibe nicht still und schweige nicht! denn siehe deine Feinde stehen auf, und die dich hassen heben ihr Haupt empor!“[3] Indessen wie groß auch die Abneigung dieser Familie gegen die Moslim's war, so trat doch Joseph, der jüngste von den drei Brüdern Eulogs als Beamter in den Dienst des Sultans. Seine beiden anderen Brüder waren Kaufleute;[4] eine seiner Schwestern, Anulo, nahm den Schleier, und Eulogius selbst wurde schon früh für die Kirche bestimmt. Von den Priestern der Kirche St. Zoyli erzogen, lernte er Tag und Nacht mit solchem Fleiß, daß er bald nicht nur seine Mitschüler sondern auch seine Lehrer überflügelte. Nun brannte er vor Verlangen, auch noch zu lernen, was jene ihn nicht lehren konnten; allein da er fürchtete, sie möchten sich beleidigt fühlen, wenn er ihnen

---

1) Eulogius S. 249.
2) Eulogius a. a. O.
3) Eulogius, Apolog. martyr. S. 313.
4) Siehe Eulogius, Epist. ad Wiliesindum.

sein geheimes Streben kund thäte, so sagte er ihnen nichts davon; verstohlen ging er aus, und ohne daß sie es wußten, wohnte er den Lehrstunden der berühmtesten Lehrer in Cordova bei, besonders denen des beredten Abtes Spera-in-deo,[1] der eine Widerlegung der moslimischen Lehre[2] und das Martyrium zweier Männer, die im Anfang der Regierung Abderrachmân's II. enthauptet wurden, beschrieben hat.[3] Dieser eifrige Gelehrte hatte den größten Einfluß auf das Gemüth des jungen Eulogius; er war es, der ihm jenen düsteren und wilden Haß gegen die Moslim's eingab, durch den er sich sein ganzes Leben lang auszeichnete. Im Hörsaal Speraindeo's war es auch, wo Eulogius die Bekanntschaft Alvars machte, eines edlen und reichen jungen Mannes von Cordova, der, obwohl er nicht für die Kirche bestimmt war, fleißig die Vorlesungen des berühmten Abtes, dessen Ansichten er theilte, besuchte. Eulogius und Alvar waren dazu geschaffen, einander zu lieben; bald war eine enge Freundschaft zwischen ihnen entstanden, und in der Biographie seines Freundes, die Alvar in vorgerücktem Alter schrieb, hält er sich mit Wohlgefallen bei dem Zeitraum auf, als er und sein Mitschüler sich ewige Freundschaft gelobten, als sie an den Lippen des großen Lehrers hingen, auf den ganz Bätica stolz war, und als es ihre liebste Beschäftigung war, ganze Bände von Briefen und Versen zu schreiben; Bände, welche sie später trotz der theuren Erinnerung, die daran hing, vernichteten, aus Furcht, die Nachwelt möchte sie nach diesen schwachen Erzeugnissen ihrer begeisterten Jugend beurtheilen.[4]

Zuerst Diacon, dann Priester an der Kirche St. Zoyli, erwarb Eulogius sich durch seine Tugenden das Wohlwollen Aller, die ihn kannten. Er besuchte mit besonderer Vorliebe die Klöster und übte auf sie bald einen großen Einfluß aus; er steigerte seine Frömmigkeit bis zu einer so hohen Begeisterung, daß er seinen Körper durch Fasten und Nachtwachen kasteite und von Gott es sich als eine besondere Gnade erflehte, ihn von einem Leben zu befreien, welches ihm zur Last war, und ihn in die Seligkeit der Auserwählten eingehen zu lassen.[5]

Doch ward dieses so strenge Leben von einem Strahl der Liebe

---

[1]) Alvarus, Vita Eulogii c. 2.

[2]) Eulogius citirt ein Bruchstück dieses Buches in seinem Memor. Sanct. S. 241, 242.

[3]) Eulogius, Memor. Sanct. S. 267.

[4]) Alvarus, Vita Eulogii c. 2.

[5]) Alvarus, Vita Eulogii c. 3.

erleuchtet; aber diese Liebe war so keusch, so rein in ihrer heiligen Unschuld, daß Eulogius selbst sich keine Rechenschaft davon gab, und ohne sich ihrer bewußt zu sein, bekennt er sie mit liebenswürdiger Offenheit.

Damals lebte in Cordova ein sehr schönes junges Mädchen, Namens Flora, deren Gemüthsart mit der Eulogs wunderbare Verwandtschaft hatte. Aus gemischter Ehe geboren, galt sie für eine Moslimin; da sie aber ihren Vater in zartester Kindheit verloren hatte, erzog ihre Mutter sie im Christenthum. Diese fromme Frau hatte ein lebendiges Gefühl für alles Heilige in ihr geweckt; aber Flora's Bruder, ein eifriger Moslim, belauerte alle Schritte der Schwester, so daß sie nur selten zur Messe gehen konnte. Dieser Zwang war ihr drückend; sie überlegte bei sich selbst, ob sie nicht darin sündige, daß sie sich als Moslimin gelten ließ; hatte sie denn nicht in ihrer theuren Bibel gelesen: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater"? Da sie stark und muthig, stolz und unerschrocken war, eignete sich ihr Wesen wohl zu einem unbeugsamen Widerstande; sie hatte einen energischen, unternehmenden Charakter, der zu den höchsten Entschlüssen befähigt war. Sie traf also bald ihre Entscheidung. Ohne Wissen ihres Bruders verließ sie das elterliche Haus, begleitet von ihrer Schwester Baldegoto, welche ihre Gesinnung theilte. Die beiden jungen Mädchen wollten sich unter den Christen verbergen. Vergebens suchte ihr Bruder sie in allen Klöstern; vergebens ließ er Priester, die er im Verdacht hatte, daß sie Flora versteckt hielten, ins Gefängniß werfen; endlich kehrte Flora, weil sie nicht wollte, daß um ihretwillen Christen verfolgt würden, freiwillig nach Hause zurück und trat vor ihren Bruder: „Du suchst mich, sagte sie zu ihm, du verfolgst um meinetwillen das Volk Gottes; sieh mich hier! Ich komme zu dir, damit ich dir laut verkünde (und ich bin stolz darauf): ja, deine Vermuthungen sind gegründet; ja, ich bin eine Christin. Versuche, wenn du es wagst, mich durch Strafen von Christus zu trennen: ich werde sie alle zu ertragen wissen!" — „Unglückliche!" schrie ihr Bruder, „weißt du denn nicht, daß unser Gesetz über die Abtrünnigen die Todesstrafe verhängt?" — „Ich weiß es," erwiderte Flora; „aber auf dem Richtplatz werde ich mit nicht weniger Festigkeit sagen: Jesus, mein Herr, mein Gott, von Liebe gegen dich erfüllt, sterbe ich glücklich!" Wüthend über diese Hartnäckigkeit, hatte der Moslim die Grausamkeit, seine Schwester zu schlagen; aber Flora war ein so seltenes, so vollkommenes Wesen, daß selbst der körperliche Schmerz ihr nichts anhaben konnte; daher wollte

der Bruder, als er sah, daß seine Rohheit zu nichts führte, versuchen, sie durch Sanftmuth zu gewinnen. Als auch dies ihm nicht gelang, führte er sie vor den Kadi und sprach zu ihm: „Richter, hier ist meine Schwester, welche früher unsere heilige Religion mit mir geehrt und ausgeübt hatte, bis die Christen sie verführt, ihr Verachtung gegen unseren Propheten eingeflößt und sie zu dem Glauben gebracht haben, Christus sei Gott!" — „Ist Das, was dein Bruder gesagt hat, wahr?" fragte der Kadi, zu Flora gewendet. „Was!" entgegnete sie, „du nennst diesen gottlosen Menschen meinen Bruder? Er ist es nicht, ich verleugne ihn! Was er eben gesagt hat, ist nicht wahr. Nein, niemals habe ich mich zum Islam bekannt. Der, den ich von meiner zartesten Kindheit an gekannt und angebetet habe, ist Christus. Er ist mein Gott, und niemals will ich mich einem Anderen verloben als nur ihm!"

Der Kadi hätte Flora zum Tode verdammen können, aber vielleicht von ihrer Jugend und Schönheit gerührt und in der Ueberzeugung, daß eine körperliche Strafe genügen werde, um dieses verirrte Schaf wieder in seine Heerde zurück zu führen, befahl er zwei Häschern, die Arme des jungen Mädchens auszustrecken, und zerfleischte ihren Nacken mit Peitschenhieben. Als er sie darauf halb todt den Händen ihres Bruders übergeben, sprach er zu ihm: „Unterweise sie in unserem Glauben, und wenn sie sich nicht bekehren lassen will, so führe sie wieder zu mir."

Nach Hause zurückgekehrt, ließ der Moslim seine Schwester von den Frauen seines Harems pflegen und verbinden. Aus Furcht, sie möchte ihm ein zweites Mal entfliehen, trug er große Sorgfalt, die Thüren fest verschlossen zu halten; aber da eine sehr hohe Mauer alle Gebäude, aus denen seine Wohnung bestand, umgab, hielt er es für unnöthig, andere Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Er vergaß, daß ein so muthiges Mädchen wie Flora sich durch kein Hinderniß aufhalten läßt. Als nach wenigen Tagen ihre Wunden kaum geheilt waren, fühlte sie sich stark genug, um einen Fluchtversuch zu wagen. Unter dem Schutze der Nacht klomm sie auf das Dach eines Gebäudes, das sich im Hofe befand; von dort aus überstieg sie mit Leichtigkeit die Mauer, und indem sie sich an derselben hinabgleiten ließ, gelangte sie ohne Unfall auf die Straße. In der Dunkelheit irrte sie aufs Gerathewohl weiter, bis sie das Glück hatte, das Haus eines Christen ihrer Bekanntschaft zu finden. Dort blieb sie einige Zeit verborgen, und da war es, wo Eulogius sie zum ersten Male sah.[1] Die Schön-

---

[1]) Eulogius, Memor Sanct. S. 265, 266.

heit Flora's, der unwiderstehliche Reiz ihrer Worte und ihres Wesens,[1] ihre romantischen Erlebnisse, ihre unerschütterliche Festigkeit mitten unter Leiden, ihre rührende Frömmigkeit und ihre mystische Begeisterung, alles das übte eine wahrhaft bezaubernde Gewalt auf die Einbildungskraft des jungen Priesters, die so gewöhnt war, sich ängstlich in Schranken zu halten. Er faßte für Flora eine begeisterte Freundschaft, eine Art geistlicher Liebe, eine Liebe wie man sie im Reich der Engel kennt, da, wo die Seelen allein im Feuer heiligen Verlangens glühen. Sechs Jahre später erinnerte er sich noch der kleinsten Umstände dieser ersten Begegnung, und diese Erinnerung wurde, anstatt sich abzuschwächen, mit den Jahren immer stärker und lebhafter, wie jene leidenschaftlichen Worte, welche er damals an Flora schrieb, bezeugen: „Du hast, o heilige Schwester, schon vor langer Zeit dich herabgelassen, mir deinen von Ruthenschlägen zerrissenen und seines früheren schönen und reichen Haarschmucks beraubten Nacken zu zeigen. Denn du betrachtetest mich als deinen geistlichen Vater und hieltest mich für ebenso keusch und rein wie du selbst es bist. Leise legte ich meine Hand auf deine Wunden; wie gern hätte ich meine Lippen darauf gedrückt, um sie so zu heilen, aber das wagte ich nicht... Nachdem ich dich verlassen hatte, war ich wie ein Träumender und mußte unaufhörlich seufzen..."[2]

Da sie fürchtete, in Cordova entdeckt zu werden, verließ Flora, von ihrer Schwester Baldegoto begleitet, ihre Vaterstadt. Später werden wir berichten, wo und wie Eulogius sie wiederfand.

[1]) Specie decoris et venustate corporis nimium florens. Derselbe a. a. O.
[2]) Docum. mart. S. 325.

VII.

Während die eifrigen Christen Cordova's sich peinlichen Träumen eines Ehrgeizes hingaben, der im Dunkel genährt und durch Unthätigkeit gereizt worden war, trat ein Ereigniß ein, welches, wo möglich, ihren Haß und ihren Fanatismus noch verdoppelte.

Ein Priester von der Kirche St. Acisclí, Perfectus, war eines Tages in Geschäften seines Haushaltes ausgegangen, als einige Moslim's ihn anredeten; denn er sprach ziemlich gut Arabisch. Bald kam das Gespräch auf die Religion, und die Moslim's befragten Perfectus um seine Ansicht über Mohammed und über Jesus Christus. „Was Christus anbetrifft," gab er zur Antwort, „ist er mein Gott, aber was euren Propheten anbelangt, wage ich nicht zu sagen, was wir Christen von ihm halten; denn wenn ich es thäte, würde ich euch beleidigen und ihr würdet mich dem Kadi ausliefern, der mich dann zum Tode verurtheilen müßte. Indessen wenn ihr mich versichern wollt, daß ich nichts zu fürchten habe, so will ich euch im Vertrauen sagen, was im Evangelium über ihn steht und welches Rufes er bei den Christen genießt." — „Du kannst dich auf uns verlassen," antworteten die Moslim's; „fürchte nichts und sage uns, was deine Religionsgenossen von unserem Propheten denken; wir schwören, dich nicht zu verrathen." — „Nun denn," sprach darauf Perfectus, „im Evangelium liest man: ‚Es werden sich falsche Propheten erheben, welche selbst die Auserwählten in Erstaunen setzen würden, wenn es möglich wäre'. Der größte dieser falschen Propheten ist Mohammed." Da es einmal zum Aussprechen gekommen war, ging Perfectus noch weiter, er brach in Beleidigungen gegen Mohammed aus und nannte ihn einen Knecht des Satans.

Die Moslim's ließen ihn in Frieden fortgehen; aber im Herzen bewahrten sie Groll gegen ihn, und als sie einige Zeit nachher Perfectus kommen sahen und sich nicht mehr durch ihren Schwur gebunden glaubten, riefen sie dem Pöbel zu: „Dieser Unverschämte hier hat in unserer Gegenwart so furchtbare Lästerungen gegen unseren Propheten ausgestoßen, daß selbst der geduldigste von euch seine Kaltblütigkeit verloren haben würde, wenn er sie gehört hätte.“ Alsbald sah Perfectus sich, als ob er in ein Wespennest gegriffen hätte, von einer wüthenden Menge umgeben, welche sich auf ihn stürzte und ihn mit solcher Schnelligkeit vor den Richterstuhl des Kadi schleppte, daß seine Füße kaum den Boden berührten; so erzählt Eulogius. „Dieser Priester hier,“ sagten die Moslim's zum Richter, „hat unsern Propheten gelästert. Du weißt viel besser als wir, was für eine Strafe ein solches Verbrechen verdient.“

Nachdem er die Zeugen angehört hatte, fragte der Kadi Perfectus, was er zu antworten habe. Der arme Priester, welcher durchaus nicht zu Jenen gehörte, die sich auf die Rolle eines Märtyrers vorbereitet hatten, und welcher an allen Gliedern bebte, glaubte, es sei am besten, wenn er die ihm zur Last gelegte Aeußerung leugnen würde. Das nützte ihm indeß zu nichts; sein Verbrechen war genugsam bewiesen, und der Kadi verurtheilte ihn nach dem Wortlaut des moslimischen Gesetzes als Gotteslästerer zum Tode. Mit Ketten beladen wurde der Priester ins Gefängniß geworfen, wo er bis zu dem Tage bleiben sollte, auf welchen Naçr, der Kämmerer, die Vollstreckung des Urtheils ansetzen würde.

Also war keine Hoffnung mehr für den armen Priester, dieses Opfer einiger verrätherischer Moslim's, deren Schwüren er unvorsichtiger Weise getraut hatte. Aber die Gewißheit seines Todes gab ihm den Muth ein, welcher ihm vor dem Kadi gefehlt hatte. Erbittert durch seine Schwäche in dem Glauben, welcher ihm das Leben kosten sollte, überzeugt, daß ihm nichts das Leben retten, noch seine Strafe verschlimmern könne, gestand er es laut, daß er Mohammed beschimpft habe; er rühmte sich dessen, verfluchte unaufhörlich den falschen Propheten, dessen Lehre und Secte, und bereitete sich vor, als Märtyrer zu sterben. Er betete, fastete, und selten kam der Schlaf in seine Augen. So vergingen Monate. Es schien, als ob Naçr den Priester vergessen habe oder als ob er sich vorgenommen, seine langsame Agonie noch auszudehnen. Die Wahrheit ist, daß Naçr in seiner raffinirten Grausamkeit den Beschluß faßte, die Todesstrafe des Perfectus solle während des Festes vollzogen werden, welches die Moslim's nach

den Fasten des Monats Ramadhân feiern, am ersten Tage des Monats Schauwâl.

In dem Jahre 850 fiel der erste Schauwâl auf einen Frühlingstag (18. April). Von frühester Dämmerung an boten die Straßen Cordova's, welche während der dreißig Fastentage so still und verlassen gewesen waren, ein belebtes und sogar etwas seltsames Schauspiel dar. Kaum waren sie breit genug für die ungeheure Menge, welche sich gegen die Moscheen wälzte. Die Reichen waren mit prachtvollen neuen Gewändern angethan; desgleichen hatten die Sklaven neue Kleider angelegt, welche ihre Herren ihnen gegeben; die Knaben stolzierten in den langen Kleidern ihrer Väter einher. Alle Reitthiere waren in Beschlag genommen, und jedes trug auf seinem Rücken so viele Personen wie nur möglich. Freude malte sich auf allen Gesichtern; Freunde, die einander begegneten, beglückwünschten und umarmten sich. Als die religiöse Feierlichkeit zu Ende war, fingen die Besuche an. Die auserlesensten Gerichte und die besten Weine erwarteten die Besucher überall, und die Thore der Reichen waren von Armen umlagert, welche sich wie eine Schaar gieriger Raben über die Abfälle von den Festmählern her warfen. Selbst für die Frauen, welche während des übrigen Jahres unter dreifachem Verschluß gehalten wurden, war dieser Tag ein Tag der Freude und der Freiheit. Während ihre Väter und Männer tranken und sich betranken, gingen sie durch die Straßen mit Palmenzweigen in der Hand, theilten den Armen Kuchen aus und begaben sich auf die Begräbnißplätze, wo sie unter dem Vorwande, ihre Verstorbenen zu beweinen, viele Intriguen anknüpften. [1]

Am Nachmittage, als unzählige Fahrzeuge mit halbtrunkenen Moslim's angefüllt, den Guadalquivir bedeckten und die Cordovaner sich auf einer großen Ebene jenseits des Flusses versammelt hatten, um, wie sie vorgaben, eine Predigt zu hören, in Wirklichkeit aber, um sich neuen Vergnügungen zu ergeben, wurde es Perfectus angekündigt, daß, nach dem Befehle Naçr's, seine Hinrichtung sogleich statt haben werde. Perfectus wußte, daß die Hinrichtungen auf der selben Ebene statt fanden, auf welcher die lustige Menge in diesem Augenblick versammelt war. Er war bereit sich auf den Richtplatz führen zu lassen; aber der Gedanke, ihn inmitten der Freude und des allgemeinen

[1]) Siehe Lane, Modern Egyptians Bd. II S. 266—269; Mission historial de Marruecos S. 46; Lyon, Travels in northern Africa S. 108, 109; Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 1.

Jubels, zu betreten, der Gedanke, daß der Anblick seiner Todesqual für die Volksmenge eine Unterhaltung, eine Art von Zeitvertreib sein solle, erfüllte ihn mit Schmerz und Wuth. „Ich prophezeie es euch," schrie er, von gerechtem Zorne erfüllt, „dieser Naçr, dieser stolze Mensch, vor dem sich die Häupter der edelsten und ältesten Familien beugen, dieser Mensch, welcher in Spanien eine unumschränkte Macht ausübt, dieser Mensch wird nicht den nächsten Jahrestag dieses Festes erleben, auf das er grausamer Weise meine Hinrichtung verlegte."

Perfectus gab kein Zeichen von Schwäche. Während man ihn zum Richtplatz führte, rief er aus: „Ja, ich habe euren Propheten verwünscht und ich verwünsche ihn noch einmal! Ich verwünsche ihn, diesen Betrüger, diesen Ehebrecher, diesen teuflischen Menschen! Eure Religion ist die des Satans! Die Strafen der Hölle erwarten euch alle!" Während er unaufhörlich diese Worte wiederholte, bestieg er mit festem Tritt die Richtstätte, um welche sich der Pöbel drängte, dieser ebenso fanatische als neugierige Pöbel, der entzückt darüber war, einen Christen hinrichten zu sehen, welcher Mohammed gelästert hatte.

Für die Christen wurde Perfectus zum Heiligen. Den Bischof von Cordova an ihrer Spitze, bestatteten sie seinen Sarg mit vielem Pomp in der Gruft, in welcher die Gebeine des heiligen Acisclus ruhten. Ueberdies machten sie überall bekannt, daß Gott selbst es übernommen habe, den heiligen Mann zu rächen. Den Abend nach seiner Hinrichtung war ein Boot umgeschlagen; von acht Moslim's, welche darin waren, ertranken zwei. Da sagte Eulogius: „Gott hat den Tod seines „Streiters" gerächt. Da unsere grausamen Verfolger Perfectus in den Himmel gesandt haben, hat der Fluß zwei von ihnen verschlungen, um sie der Hölle auszuliefern!" Die Christen hatten noch eine andere Freude: die Prophezeiung des Perfectus wurde erfüllt: noch ehe ein Jahr verflossen war, starb Naçr auf eine ebenso plötzliche wie schreckliche Art.[1]

Der mächtige Eunuch fiel als Opfer seiner eigenen Falschheit. Die Sultanin Tarûb wollte das Erbrecht der Krone ihrem eigenen Sohne Abdallâh sichern zum Nachtheil Mohammed's, des ältesten unter Abderrachmân's II. fünfundvierzig Söhnen, welchen ihm eine andere seiner Frauen, Bochair, geboren hatte; aber so groß auch ihr Einfluß auf ihren Gemahl war, es gelang ihr nicht, ihren Plan durchzusetzen.

[1]) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 1; Alvarus, Indic. lumin. S. 225—227.

Da nahm sie ihre Zuflucht zu Naçr, dessen Haß gegen Mohammed sie kannte, und bat ihn, sie sowohl ihres Gatten als des Sohnes der Bochair zu entledigen. Der Eunuch versprach ihr, es zu ihrer Zufriedenheit zu machen, und da er mit dem Vater anfangen wollte, wandte er sich an den Arzt Charrânî, welcher aus dem Orient gekommen, in kurzer Zeit zu Cordova einen großen Ruf und ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, namentlich in Folge des Absatzes eines sehr wirksamen Mittels gegen Leibschmerzen, dessen Geheimniß er allein besaß und wovon er die Flasche zu dem übertriebenen Preise von fünfzig Goldstücken verkaufte.[1] Naçr fragte ihn, ob ihm an seiner Gunst gelegen sei, und als der Arzt ihm geantwortet, daß seine Wünsche kein höheres Ziel kennten, gab er ihm tausend Goldstücke und trug ihm auf, ein sehr gefährliches Gift zu bereiten, welches unter dem Namen Bassûn al-molûk bekannt war.

Charrânî hatte den Plan des Eunuchen errathen. Zwischen der Furcht, den Sultan zu vergiften, und der Besorgniß, sich den Zorn des mächtigen Kämmerers zuzuziehen, getheilt, bereitete er das Gift und schickte es Naçr; aber zugleich ließ er heimlich einer der Frauen des Harems sagen, sie solle dem Sultan rathen, nicht von dem Trank zu nehmen, den Naçr ihm darbieten werde.

Als der Eunuch bei seinem Herrn eingetreten war und ihn über sein Unwohlsein klagen hörte, empfahl er ihm, ein vortreffliches Mittel, welches ein berühmter Arzt ihm gegeben habe. „Ich werde es dir morgen bringen," fügte er hinzu, „denn man muß es nüchtern einnehmen."

Als der Eunuch das Gift am folgenden Tage brachte, sagte der Sultan, nachdem er die Phiole aufmerksam betrachtet: „Das Mittel könnte schädlich sein; nimm du es erst selbst ein." Völlig betroffen, wagte Naçr nicht, es abzulehnen, weil er dadurch seine verbrecherische Absicht verrathen hätte; auch hoffte er, daß Charrânî leicht das Gift werde unwirksam machen können; also schluckte er es hinunter. So schnell er, ohne Argwohn zu erregen, es thun konnte, eilte er in seinen Palast, ließ Charrânî holen, erzählte ihm in zwei Worten, was geschehen, und bat ihn um ein Gegengift. Der Arzt verordnete ihm Ziegenmilch. Allein es war zu spät.[2] Das Gift hatte schon seine Eingeweide verzehrt, und Naçr starb eines qualvollen Todes.[3]

---

[1]) Siehe den Artikel über Charrânî bei Ibn-abi-Oçaibia.

[2]) Ibn-al-Kûtia fol. 31 v., 32 r.

[3]) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 1.

Den christlichen Priestern war was sich bei Hofe begeben, unbekannt. Sie wußten wohl, daß Naçr plötzlich gestorben sei, auch hatte sich unter ihnen das Gerücht verbreitet, er sei vergiftet worden; aber mehr wußten sie nicht. Es scheint, daß der Hof dieses fehlgeschlagene Complott verbergen wollte, da viele hochgestellte Personen ihre Hand dazu geliehen hatten; es ist uns nur durch die interessanten Enthüllungen eines omaijadischen Clienten bekannt geworden, welcher zu einer Zeit schrieb, wo man frei reden durfte, weil all jene Verschworenen nicht mehr lebten. Aber schon was den Priestern zu Ohren gekommen war, genügte ihnen; für sie war ja das Wesentlichste, daß die Prophezeiung des Perfectus, die einer großen Anzahl von Christen und Moslim's, welche zugleich mit ihm im Gefängniß gewesen, bekannt war, sich auf die auffallendste Art erfüllt hatte.

Einige Zeit darnach wurde die exaltirte Partei noch mehr erbittert durch die übertriebene und ungerechte Härte, mit der die Moslim's einen christlichen Kaufmann behandelten.

Johannes — so hieß der Kaufmann — war ein völlig harmloser Mann, und es war ihm niemals in den Sinn gekommen, daß sein Schicksal ihn berufen werde, für die Sache Christi zu leiden. Er dachte an nichts als an seinen Handel, er machte gute Geschäfte, und da er wußte, daß der Name eines Christen bei den Moslim's, welche auf dem Markte einkauften, keine gute Empfehlung war, hatte er sich zur Gewohnheit gemacht, bei Mohammed zu schwören. „Bei Mohammed, das ist vortrefflich! Beim Propheten (möge Gott ihm gnädig sein!) ihr werdet bei niemandem, wer es auch sei, bessere Waare finden als diese da!" diese und ähnliche Phrasen waren ihm geläufig, und es ging eine lange Zeit hin, ohne daß er sie zu bereuen hatte. Aber seine weniger von den Käufern begünstigten Concurrenten wurden von Neid erfüllt durch seinen stets wachsenden Wohlstand; sie wollten ihm Händel bereiten, und als sie ihn eines Tages wieder bei Mohammed's Namen schwören hörten, sagten sie zu ihm: „Du hast immer den Namen unseres Propheten im Munde, damit Diejenigen, welche dich nicht kennen, dich für einen Moslim halten. Und ganz unerträglich ist es uns, dich gerade dann bei Mohammed schwören zu hören, wenn du eine Lüge vorbringst." Johannes protestirte anfangs dagegen, daß er mit dem Aussprechen des Namens Mohammed's die Moslim's absichtlich beleidigen wolle; als aber darauf der Streit hitziger ward, rief er aus: „Nun gut, ich werde schon den Namen eures Propheten nicht mehr nennen, und verflucht sei Der, welcher ihn ausspricht!" Kaum hatte er dies gesagt, als man ihn packte und mit

dem Ruf, er habe eine Gotteslästerung ausgestoßen, vor den Kadi schleppte. Von letzterem ausgefragt, behauptete Johannes ganz fest, er habe nicht die Absicht gehabt, irgend Jemanden zu beleidigen, und man klage ihn nur aus Brotneid an. Der Kadi, welcher ihn entweder lossprechen mußte, wenn er seine Schuldlosigkeit anerkannte, oder ihn zum Tode verdammen, wenn er ihn für schuldig hielt, that weder das eine noch das andere. Er schlug einen Mittelweg ein: er verurtheilte ihn zu vierhundert Peischenhieben zur großen Enttäuschung des Pöbels, welcher schrie, daß Johannes den Tod verdient habe. Der arme Mann erlitt seine Strafe; man setzte ihn dann, mit dem Gesicht nach rückwärts gekehrt, auf einen Esel, während ein Herold vor ihm herging und ausrief: „So züchtigt man Den, welcher es gewagt hat, über den Propheten zu spotten!" Darauf warf man ihn in Ketten und schloß ihn in einen Kerker ein. Als Eulogius ihn einige Monate später darin fand, waren die Striemen von den Peitschenhieben in seinem Fleisch noch deutlich erkennbar.[1]

Wenige Tage nachher traten die Exaltirten, welche sich schon seit lange ihre Unthätigkeit vorwarfen, wieder in die Schranken. Das Ziel und der Zweck all ihrer Wünsche war, unter den Händen der Ungläubigen zu sterben. Um dieses zu erreichen, brauchten sie nur Mohammed zu beschimpfen. Das thaten sie. Der Mönch Isaak gab ihnen das Beispiel dazu.

Von seinen angesehenen und reichen Eltern war Isaak zu Cordova eine sorgfältige Erziehung zu Theil geworden. Er verstand das Arabische gründlich, und schon als er noch ganz jung war, hatte Abderrachmân II. ihn zum Câtib (Verwaltungsbeamten) ernannt. Aber als mit vierundzwanzig Jahren ihn plötzlich Gewissensbisse überkamen, verließ er den Hof und die glänzende Laufbahn, welche sich ihm eröffnete, um sich ins Kloster Tabanos zurückzuziehen; sein Oheim Jeremias hatte dasselbe auf eigene Kosten nördlich von Cordova erbauen lassen. Im Hochgebirge gelegen, von dichtem Wald umgeben, galt dies Kloster, in welchem eine viel strengere Disciplin herrschte als in anderen, mit Recht für den Heerd des Fanatismus. Hier fand Isaak seinen Oheim, dessen Gattin Elisabeth und mehrere andere seiner Verwandten vor, welche alle die düstere Strenggläubigkeit bis zu den äußersten Grenzen trieben. Ihr Beispiel, die Einsamkeit, der Anblick einer ernsten und wilden Natur, die Fasten, die Nachtwachen, das

---

[1]) Alvarus, Indic. lumin. S. 227, 228; Eulogius, Memor. Sanct. S. 242, 243, 269.

Beten und Kasteien, das Forschen in den Lebensgeschichten der Heiligen, alles das hatte in der Seele des jungen Mönchs einen Fanatismus entfacht, welcher an Wahnsinn grenzte, so daß er sich endlich dazu berufen hielt, um Christi willen zu sterben. Darum ging er nach Cordova, stellte sich dem Kadi vor und sprach: „Ich möchte mich zu deinem Glauben bekehren, wenn du die Güte haben wolltest, mich darin zu unterrichten.“ — „Sehr gern,“ antwortete der Kadi ihm, ganz glücklich darüber, einen Proselyten machen zu können, und fing an, ihm die Lehren des Islam zu erklären; aber mitten in seiner Rede unterbrach Isaak ihn, indem er ausrief: „Euer Prophet hat gelogen, ja, er hat euch alle betrogen; verflucht sei er, der Elende, mit allen Lastern Befleckte, er, der so viele Unglückliche mit sich in den Abgrund der Hölle hinabgezogen hat! Warum schwörst du, der du doch ein vernünftiger Mann bist, diese verpesteten Lehrsätze nicht ab? Warum glaubst du den Betrügereien Mohammed's? Wirf dich dem Christenthum in die Arme; da ist das Heil!“ Ganz außer sich über die unerhörte Kühnheit des jungen Mönches, bewegte der Kadi die Lippen, ohne ein Wort hervorbringen zu können, vergoß dann Thränen der Wuth und versetzte Isaak einen Backenstreich.

„Was!“ rief jetzt der Mönch aus; „du wagst es, ein Angesicht zu schlagen, das Gott nach seinem Bilde gemacht hat? Eines Tages wirst du Rechenschaft darüber ablegen müssen!“

„Beruhige dich, o Kadi,“ sprachen jetzt die anwesenden Räthe; „erinnere dich deiner Würde und bedenke, daß unser Gesetz uns nicht erlaubt, irgend Jemanden zu beschimpfen, wer es auch sei, nicht einmal einen schon zum Tode Verurtheilten.“

„Unglücklicher!“ sagte der Kadi darauf und wandte sich an den Mönch, „du bist vielleicht trunken, oder du hast den Verstand verloren und weißt nicht, was du sagst. Ist es dir etwa unbekannt, daß das unwiderrufliche Gesetz Desjenigen, den du so unbedachtsam beschimpft hast, Die zum Tode verurtheilt, welche es wagen, von ihm mit solchen Ausdrücken zu sprechen, wie du es gethan?“

„Kadi,“ erwiderte der Mönch ruhig und fest, „ich bin völlig bei Sinnen und habe keinen Wein getrunken. Ich werde verzehrt von Liebe zur Wahrheit und habe sie dir und Denen, die dich umgeben, sagen wollen. Verdamme mich zum Tode; weit entfernt davon, ihn zu fürchten, verlangt [illegible] vielmehr danach; weiß ich doch, daß der Herr gesagt hat: [illegible] die um der Wahrheit willen verfolgt werden, denn das [illegible]) ist ihrer!“

[illegible] barmte sich der Kadi des fanatischen Mönches. Nachdem er

ihn hatte ins Gefängniß werfen lassen, ging er zum Sultan und bat ihn um die Erlaubniß, auf diesen augenscheinlich des Verstandes beraubten Menschen eine gemilderte Strafe anwenden zu dürfen. Aber Abderrachmân, erbittert gegen die Christen wegen der Ehrenbezeugungen, welche sie dem Leichnam des Perfectus erwiesen hatten, befahl ihm, die ganze Strenge des Gesetzes in Kraft treten zu lassen, und da er die Christen verhindern wollte, den Leichnam Isaaks ehrenvoll zu begraben, schärfte er ihm außerdem noch ein, Sorge zu tragen, daß der Leichnam, nachdem er einige Tage am Galgen mit dem Kopf zu unterst gehangen, verbrannt und die Asche in den Fluß geworfen werde. Diese Befehle wurden ausgeführt (3. Juni 851); für die Entziehung dieser kostbaren Reliquien entschädigten die Mönche sich dadurch, daß sie Isaak in die Reihe der Heiligen versetzten und Wunder an den Tag brachten, die er nicht allein schon während seiner Kindheit, sondern selbst ehe er noch zur Welt gekommen war, gewirkt haben sollte.[1]

Jetzt war die Bahn eröffnet. Zwei Tage nach der Hinrichtung Isaaks lästerte der Franke Sancho, welcher in der Garde des Sultans diente und den Lehrstunden Eulog's beigewohnt hatte, Mohammed und wurde enthauptet.[2] Den folgenden Sonntag (7. Juni) traten sechs Mönche, unter ihnen Jeremias (der Oheim Isaak's) und ein gewisser Habentius, welcher immer in seiner Zelle eingeschlossen lebte, vor den Kadi und riefen: „Wir behaupten gleichfalls, was unsere heiligen Brüder, Isaak und Sancho, gesagt haben!" Und nachdem sie Mohammed gelästert hatten, fügten sie hinzu: „Räche jetzt deinen Propheten! Behandle uns mit so viel Grausamkeit wie du willst!" Sie wurden enthauptet.[3] Darauf meinte Sisenand, ein Priester der Kirche St. Aciscli, der ein Freund von zweien dieser Mönche gewesen war, er sähe sie vom Himmel herabsteigen, um ihn aufzufordern, gleichfalls das Märtyrerthum zu erleiden: er machte es wie sie und wurde enthauptet. Ehe er auf die Richtstätte trat, ermahnte er den Diacon Paulus, seinem Beispiel zu folgen; auch dieser wurde vier Tage darauf enthauptet (20. Juli). Darnach erlitt ein junger Mönch aus Carmona, Namens Theodemir, dasselbe Schicksal.[4]

Eilf Märtyrer in weniger als zwei Monaten, das war für die

---

1) Eulogius, Memor. Sanct. S. 237, 238; ebendas. l. II c. 2; Alvarus, Indic. lumin. S. 237, 238; Martyrologium des Usuard (Esp. sagr. Bd. X S. 379).

2) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 3.

3) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 4.

4) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 5, 6.

begeisterte Partei ein Triumph, auf den sie nicht wenig stolz war; aber die anderen Christen, welche nichts wollten, als nur in Ruhe leben, wurden mit Recht unruhig über diesen seltsamen Fanatismus, welcher zuletzt bewirken konnte, daß die Moslim's allen Christen mißtrauten und sie verfolgten. „Der Sultan," so sprachen sie zu den Begeisterten, „erlaubt uns die Ausübung unseres Gottesdienstes, er unterdrückt uns nicht: wozu soll denn dieser fanatische Eifer dienen? Diejenigen, welche ihr Märtyrer nennt, sind es keineswegs; sie sind Selbstmörder, und was sie gethan haben, ist ihnen vom Hochmuth, aller Sünden Quelle, eingegeben worden. Hätten sie das Evangelium gekannt, so würden sie darin gelesen haben: „Liebet eure Feinde, thut wohl Denen, die euch hassen." Statt Beleidigungen gegen Mohammed auszustoßen, hätten sie nach den Worten des Apostels wissen sollen, daß die Lästerer nicht das Reich Gottes ererben werden. Die Moslim's sagen zu uns: „Wenn Gott, um zu beweisen, daß Mohammed kein Prophet sei, diesen Fanatischen den Entschluß eingeflößt hätte, den sie gefaßt, so würde er Wunder gewirkt haben, welche uns zu eurem Glauben bekehrt hätten. Aber weit davon entfernt, hat Gott geduldet, daß die Leichname dieser sogenannten Märtyrer verbrannt und ihre Asche in den Fluß geworfen werde. Eure Secte zieht keinen Vortheil aus diesen Hinrichtungen und unsere Religion leidet darunter durchaus nicht: ist es denn nicht Thorheit, sich auf diese Weise selbst zu morden?" Was sollen wir auf diese Einwürfe antworten, die uns nur zu sehr begründet scheinen? [1]

Dies war die Sprache, welche nicht allein die Laien, sondern auch der größte Theil der Priester führten. [2] Eulogius übernahm es, ihnen zu antworten; er fing an, sein Memoriale Sanctorum zu schreiben, dessen erstes Buch eine bittere und heftige Polemik gegen Diejenigen ist, „deren gottloser Mund es wagte, die Märtyrer zu beschimpfen und zu lästern." [3] Um Jene zu widerlegen, welche die Duldsamkeit der Ungläubigen rühmten, malte Eulogius mit den dunkelsten Farben die Bedrückungen, von denen die Christen und besonders die Priester betroffen worden seien. „Ach," ruft er aus, „wenn die Kirche in Spanien dasteht wie eine Lilie unter den Dornen, wenn sie wie eine Fackel mitten in einem verderbten und lasterhaften Volke leuchtet, so

¹) Eulogius, Memor. Sanct. S. 243, 245, 247, 248, 249.

²) Plerique fidelium et (heu proh dolor!) etiam sacerdotum. Eulogius, Memor. Sanct. S. 245.

³) S. 239.

dürfen wir diese Wohlthat nicht dem gottlosen Volke zuschreiben, dem wir zur Züchtigung unserer Sünden Gehorsam leisten müssen, sondern nur allein Gott, ihm, der zu seinen Jüngern gesagt hat: Ich bin immer bei euch bis ans Ende der Welt!" Dann häuft er eine Menge Citate, aus der Bibel und den Legenden entnommen, um zu beweisen, daß es nicht allein erlaubt sei, sich freiwillig dem Märtyrertode darzubieten, sondern daß es ein frommes, verdienstliches und von Gott empfohlenes Werk sei. „Wisset," sagt er zu seinen Widersachern, „ihr Unreinen, die ihr nicht fürchtet, den Ruhm der Heiligen zu verkleinern, wisset, daß ihr im letzten Gericht ihnen gegenüber gestellt und vor Gott eure Lästerungen zu verantworten haben werdet."

Die arabische Regierung ihrerseits wurde mit Recht durch diese neue Art von Aufruhr beunruhigt; denn der Fanatismus war bei den Begeisterten nur eine Seite ihres Wesens; es kam dazu noch ein kriegerischer Eifer, ein fast grausames Verlangen nach Rache.[1] Aber wie sollte man diese Unsinnigen hindern, ihren Kopf selbst dem Henker darzubieten? Wenn sie Mohammed lästerten, mußte man sie zum Tode verdammen; in diesem Punkte war das Gesetz unerbittlich. Es gab nur ein einziges Mittel, von dem man Abhilfe hoffen konnte: und das war, ein Concil zu berufen und dieses zu einem Beschluß zu veranlassen, durch welchen den Christen verboten wurde, nach dem sogenannten Martyrium zu trachten. Dies that Abderrachmân II.; er versammelte die Bischöfe und da er ihren Sitzungen nicht in Person beiwohnen konnte, ließ er sich von einem Christen, einem Verwaltungsbeamten, vertreten.

Eulogius und Alvar sprechen nur mit Abscheu von diesem Câtib, diesem „Exceptor", diesem unbilligen, stolzen, grausamen, an Lastern wie an Silber reichen Mann, welcher nur dem Namen nach ein Christ und von Anfang an der Verleumder und erbittertste Feind der Märtyrer gewesen sei.[2] Sie hassen und verwünschen ihn in einem solchen Grade, daß sie sorgfältig vermeiden, seinen Namen auszusprechen. Nur von arabischen Schriftstellern[3] erfahren wir, daß er Gomez, Sohn Antonian's, des Sohnes Julian's hieß. Von geschmeidiger Natur und scharfem Verstande, hatte Gomez, der nach einstimmigem Zeugniß der

---

[1]) Eulogius und Alvar geben den Märtyrern fortwährend die Benennung „Krieger Gottes, welche gegen den gottlosen Feind kämpfen."

[2]) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 15; Alvarus, Indic. lumin. S. 243, 244.

[3]) Ibn-al-Kûtia fol. 34 r. und v.; Khoschani S. 291.

Christen und Moslim's [1] das Arabische mit außerordentlicher Eleganz und Reinheit sowohl sprach als schrieb, gleich anfangs die Gunst seines Vorgesetzten, Abdallâh ibn-Omaija [2], gewonnen, nachher auch die des Herrschers selbst, und zu der Zeit, von der wir handeln, war sein Einfluß bei Hofe sehr groß. Da ihm die Religion vollkommen gleichgiltig war, verachtete er den Fanatismus im höchsten Grade; indessen würde er sich allem Anscheine nach darauf beschränkt haben, die armen Thoren, welche sich ohne Anlaß und ohne Zweck köpfen ließen, mit Epigrammen und Spötteleien zu überschütten, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß ihre Thorheit für ihn selbst unangenehme Folgen haben könne. Schon glaubte er, zu bemerken, daß die Moslim's anfingen, die Christen mit einer gewissen an Mißtrauen grenzenden Kälte zu behandeln; er erwog mit Unruhe, ob sie nicht etwa noch die vernünftigen Christen mit den fanatischen verwechseln und ob dann er und die anderen christlichen Beamten nicht ihre einträglichen Posten, vielleicht sogar die Reichthümer, die sie zusammengebracht, verlieren würden. Daher saß Gomez im Concil nicht allein als Ausleger des Willens seines Herrn; auch sein eigenes Interesse war im Spiel und zwang ihn, sich mit Macht dem Strom entgegen zu stemmen, welcher ihn selbst zu verschlingen drohte.

---

[1]) Eulogius, Memor. Sanct. l. III c. 2; Ibn-al-Kûtîa fol. 34 r.; Khoschani S. 292.

[2]) Siehe über ihn Ibn-al-Abbâr S. 94.

VIII.

Die Sitzungen des Concils wurden unter der Leitung Reccafred's, des Erzbischofs von Sevilla, eröffnet. Gomez begann damit, daß er ein Bild der Zeitverhältnisse entwarf und die traurigen Folgen schilderte, welche der unzeitige Eifer Derer haben könne, die Mohammed beschimpften und die, wie er sagte, weit davon entfernt, Heilige zu sein, verdienten, mit dem Kirchenbann belegt zu werden, weil sie ihre Religionsgenossen furchtbarer Verfolgung Preis gäben. Er bat die Bischöfe, um deswillen ein Decret zu erlassen, welches das Benehmen der sogenannten Märtyrer mißbillige und den Gläubigen verbiete, ihrem Beispiel zu folgen; aber da, aller Voraussicht nach, diese Maßregel nicht genügen werde, da die Häupter der begeisterten Partei (unter denen Gomez den Priester Eulogius nannte) vielleicht die Kühnheit haben könnten, die Verhandlungen des Concils zu tadeln und, trotz jenes Decretes, unverständige und leichtgläubige Christen antreiben möchten, aufs neue vor den Kadi zu treten, um Mohammed zu schmähen — was um jeden Preis vermieden werden müsse — so bat er außerdem noch die Bischöfe, sie möchten ihre Einwilligung geben, daß man die Personen, welche sie für gefährlich hielten, ins Gefängniß setze.[1]

Da unternahm Saul, Bischof von Cordova, die Vertheidigung der Märtyrer. Er hatte sich auf die Seite der Begeisterten gestellt, weniger aus Ueberzeugung, als um seinen früheren Lebenswandel, welcher durchaus nicht tadellos gewesen war, in Vergessenheit zu bringen.

---

[1]) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 15; vgl. c. 14.

heit Flora's, der unwiderstehliche Reiz ihrer Worte und ihres Wesens,[1] ihre romantischen Erlebnisse, ihre unerschütterliche Festigkeit mitten unter Leiden, ihre rührende Frömmigkeit und ihre mystische Begeisterung, alles das übte eine wahrhaft bezaubernde Gewalt auf die Einbildungskraft des jungen Priesters, die so gewöhnt war, sich ängstlich in Schranken zu halten. Er faßte für Flora eine begeisterte Freundschaft, eine Art geistlicher Liebe, eine Liebe wie man sie im Reich der Engel kennt, da, wo die Seelen allein im Feuer heiligen Verlangens glühen. Sechs Jahre später erinnerte er sich noch der kleinsten Umstände dieser ersten Begegnung, und diese Erinnerung wurde, anstatt sich abzuschwächen, mit den Jahren immer stärker und lebhafter, wie jene leidenschaftlichen Worte, welche er damals an Flora schrieb, bezeugen: „Du hast, o heilige Schwester, schon vor langer Zeit dich herabgelassen, mir deinen von Ruthenschlägen zerrissenen und seines früheren schönen und reichen Haarschmucks beraubten Nacken zu zeigen. Denn du betrachtetest mich als deinen geistlichen Vater und hieltest mich für ebenso keusch und rein wie du selbst es bist. Leise legte ich meine Hand auf deine Wunden; wie gern hätte ich meine Lippen darauf gedrückt, um sie so zu heilen, aber das wagte ich nicht... Nachdem ich dich verlassen hatte, war ich wie ein Träumender und mußte unaufhörlich seufzen..."[2]

Da sie fürchtete, in Cordova entdeckt zu werden, verließ Flora, von ihrer Schwester Baldegoto begleitet, ihre Vaterstadt. Später werden wir berichten, wo und wie Eulogius sie wiederfand.

[1]) Specie decoris et venustate corporis nimium florens. Derselbe a. a. O.
[2]) Docum. mart. S. 325.

VII.

Während die eifrigen Christen Cordova's sich peinlichen Träumen eines Ehrgeizes hingaben, der im Dunkel genährt und durch Unthätigkeit gereizt worden war, trat ein Ereigniß ein, welches, wo möglich, ihren Haß und ihren Fanatismus noch verdoppelte.

Ein Priester von der Kirche St. Aciscli, Perfectus, war eines Tages in Geschäften seines Haushaltes ausgegangen, als einige Moslim's ihn anredeten; denn er sprach ziemlich gut Arabisch. Bald kam das Gespräch auf die Religion, und die Moslim's befragten Perfectus um seine Ansicht über Mohammed und über Jesus Christus. „Was Christus anbetrifft," gab er zur Antwort, „ist er mein Gott, aber was euren Propheten anbelangt, wage ich nicht zu sagen, was wir Christen von ihm halten; denn wenn ich es thäte, würde ich euch beleidigen und ihr würdet mich dem Kadi ausliefern, der mich dann zum Tode verurtheilen müßte. Indessen wenn ihr mich versichern wollt, daß ich nichts zu fürchten habe, so will ich euch im Vertrauen sagen, was im Evangelium über ihn steht und welches Rufes er bei den Christen genießt." — „Du kannst dich auf uns verlassen," antworteten die Moslim's; „fürchte nichts und sage uns, was deine Religionsgenossen von unserem Propheten denken; wir schwören, dich nicht zu verrathen." — „Nun denn," sprach darauf Perfectus, „im Evangelium liest man: ‚Es werden sich falsche Propheten erheben, welche selbst die Auserwählten in Erstaunen setzen würden, wenn es möglich wäre'. Der größte dieser falschen Propheten ist Mohammed." Da es einmal zum Aussprechen gekommen war, ging Perfectus noch weiter, er brach in Beleidigungen gegen Mohammed aus und nannte ihn einen Knecht des Satans.

Schwester Maria, sie solle aufhören, über meinen Verlust zu weinen, denn bald wird sie mit mir im Himmel sein." Von diesem Augenblick an weinte Maria nicht mehr; ihr Entschluß stand fest: sie wollte sterben, wie ihr Bruder gestorben war. Auf dem Wege nach Cordova trat sie in die Kirche St. Aciscli, welche am Wege lag, um zu beten, und kniete nieder an der Seite eines jungen Mädchens, welches inbrünstige Gebete zu den Heiligen emporsandte. Es war Flora, welche in ihrer Ueberspanntheit ihr Asyl verlassen hatte und sich gleichfalls vorbereitete, als Märtyrerin zu sterben. Maria, glücklich, eine Gefährtin gefunden zu haben, that ihr ihre Absicht kund. Die beiden jungen Mädchen umarmten einander und schworen, sich nie mehr zu verlassen und mit einander zu sterben. „Ich werde meinen Bruder dort finden!" rief die eine. „Und ich," sagte die andere, „werde glücklich sein bei Jesus!" Voll Begeisterung machten sie sich wieder auf den Weg und stellten sich dem Kadi. „Von einem heidnischen Vater gezeugt," sprach Flora zu ihm, „wurde ich lange Zeit von euch auf die grausamste Weise gemißhandelt, weil ich mich sträubte, Christus zu verleugnen. Seitdem habe ich die Schwachheit gehabt, mich zu verbergen, aber voll Vertrauen zu meinem Gott, fürchte ich mich heute nicht, mich vor dir zu zeigen. Ich erkläre mit derselben Entschiedenheit wie früher, daß Christus Gott ist; ich erkläre auch, daß euer sogenannter Prophet ein Ehebrecher, ein Betrüger und ein Bösewicht ist." — „Und ich, Richter," sagte darauf Maria ebenfalls, „ich, deren Bruder einer jener erhabenen sechs Männer war, welche hingerichtet wurden, weil sie euren falschen Propheten gespottet hatten, ich sage mit derselben Kühnheit, daß Christus Gott ist und daß eure Religion vom Satan erfunden worden ist!"

Obgleich alle beide den Tod verdient hätten, hatte der Kadi, vielleicht durch ihre Jugend und Schönheit gerührt, Mitleid mit ihnen. Er versuchte, sie zum Widerruf Dessen, was sie soeben gesagt hatten, zu bewegen, und noch als er sah, daß seine Bemühung nutzlos war, begnügte er sich, sie einkerkern zu lassen.

Im Gefängniß hatten sie sich anfangs muthig und fest gezeigt; sie beteten, fasteten, sangen Kirchenlieder und versenkten sich in ascetisches Nachsinnen; indessen nach und nach ließen sie sich durch die Leiden einer langen Gefangenschaft und durch die Bitten Derer, die sie zu retten wünschten, wankend machen, vor Allem aber durch die Drohungen des Richters, der in der Ueberzeugung, daß der Tod sie weniger erschrecken würde als die Schande, ihnen ankündigen ließ, daß er sie der Ent-

ehrung Preis geben werde, wenn sie nicht widerriefen.[1] Eulogius kam zur rechten Zeit, um ihnen als Stütze zu dienen. Seine Lage war äußerst peinlich; er hatte eine harte Probe zu bestehen. Diejenigen, welche er, ohne es sich zu gestehen, liebte, zu ermuthigen, den Richtplatz zu betreten, das war genug, um die größte Selbstlosigkeit zu erschüttern. Und dennoch, weit davon entfernt, Flora davon zurückzuhalten, sie in ihrem Zuge zu hindern, von ihrem Plane abzubringen, wandte er all seine Beredtsamkeit an, den schwankenden Muth des jungen Mädchens zu befestigen. Mag man seinen blinden Fanatismus tadeln oder beklagen, man darf ihn doch nicht vorschnell der Herzlosigkeit beschuldigen. Trotz der anscheinenden Ruhe, unter der er die heftigen Gemüthsbewegungen verbarg, welche er empfand, schwoll sein Herz von Traurigkeit und Gram.[2] An der Seite Flora's fühlte er in sich das ganze ungestüme Sehnen einer feurigen und empfänglichen Seele; dann kämpfte bei ihm die Liebe — wenn man dem rein geistigen Band, welches ihn an Flora fesselte, diesen Namen geben darf — die Liebe kämpfte in seinem Innern mit der Furcht, sein Gewissen zu verletzen; aber da er die Kraft besaß, der Sache, zu deren Kämpen er sich bestimmt, Alles zu opfern, gebot er seinem pochenden Herzen Schweigen, und da er sich nicht eingestehen wollte, wie er sich selbst über den Umfang seiner Kräfte getäuscht hatte, suchte er seinen Schmerz dadurch zu betäuben, daß er sich einer rastlosen Thätigkeit hingab. Tag und Nacht las und schrieb er. Er verfaßte einen Aufsatz, dessen Inhalt Flora und ihre Freundin überzeugen sollte, daß nichts verdienstvoller sei, als den Märtyrertod zu erleiden.[3] Er vollendete seine Memoriale der Heiligen,[4] schickte es an Alvar und bat ihn, es durchzusehen und zu corrigiren. Er schrieb einen langen Brief an seinen Freund Wiliesind, den Bischof von Pampelona, und gewann sogar allmählich wieder so viel Gemüthsruhe und Klarheit des Geistes, daß er eine metrische Abhandlung verfassen konnte. Er that es in der Absicht, den bei seinen Mitbürgern eingeschlafenen Patriotismus wieder zu erwecken und sie für die alte Literatur zu begeistern, die für die Stadt, welche die Wiege der beiden Seneca's und Lucan's gewesen, die Nationalliteratur war. Während zur Zeit der West-

---

[1]) Siehe Eulogius, Docum. martyr. S. 321.
[2]) Luctum non amitto quotidianum, schreibt er an Alvar, Epist. I.
[3]) Dieser Aufsatz trägt den Titel: Documentum martyriale
[4]) Das heißt, das erste Buch und die sechs ersten Capitel des zweiten.

gothen die Priester von dem Wahne befangen gewesen waren, es sei ihnen nicht erlaubt, solche Blumen zu pflücken, welche das Wasser der Taufe nicht benetzt, noch ihren Duft einzuathmen,[1] glaubte Eulogius in der römischen Literatur ein mächtiges Gegengewicht gegen die der Araber, von der die Cordovaner so übermäßig eingenommen waren, gefunden zu haben. Schon früher war er überglücklich darüber gewesen, ihnen lateinische Manuscripte bringen zu können, die er in Navarra sich zu verschaffen gewußt hatte, nämlich Schriften des Virgil, Horaz, Juvenal[2], und jetzt, erstaunt über die Verachtung, welche Männer von Geschmack für rhythmische Dichtungen an den Tag legten, wollte er seine Mitbürger in den gelehrten Regeln der lateinischen Prosodie unterrichten, damit sie anfingen, Verse zu machen, die vollkommen denen des augusteischen Zeitalters nachgedichtet wären.

Indessen trug auch seine Beredsamkeit ihre Früchte. Flora und Maria zeigten von nun an eine Festigkeit und Begeisterung, welche Eulogius selbst, wie sehr er auch an mystische Ueberspanntheit gewöhnt war, in Verwunderung setzte. Stets geneigt, seine Bewunderung zu einer Art von Vergötterung zu steigern, sah er in Flora jetzt nur noch eine von leuchtendem Nimbus umstrahlte Heilige. Der Kadi hatte auf die Bitte des Bruders die junge Begeisterte nochmals vor sich laden lassen; er hatte zu ihrer Rettung noch eine letzte Anstrengung gemacht, die jedoch ebenso fruchtlos wie alle anderen geblieben war. Als sie wieder in ihr Gefängniß zurückgekehrt war, besuchte Eulogius sie dort. „Ich glaubte, einen Engel vor mir zu sehen," erzählt er; „himmlische Klarheit umgab sie; ihr Antlitz strahlte von Freude; schon schien sie göttlicher Seligkeit theilhaftig zu sein, und mit Lächeln auf den Lippen erzählte sie mir, was der Kadi von ihr verlangt und was sie ihm geantwortet habe. Als ich diese Erzählung aus ihrem honigsüßen Munde vernommen, suchte ich sie in ihrem Entschlusse zu bestärken, indem ich ihr die Krone vorhielt, welche ihrer warte. Sie erschien mir anbetungswürdig, und ich warf mich vor diesem Engel nieder, empfahl mich ihrer Fürbitte, und von ihren Reden begeistert, kehrte ich weniger traurig in meinen düsteren Kerker zurück." Der Tag, an dem Flora und ihre Gefährtin mit einander auf dem Richtplatz starben (24. November 851) war ein Tag des Triumphes für Eulogius. „Mein Bruder," schreibt er an Alvar, „der Herr hat uns eine große Gnade zu Theil werden lassen, und wir haben große Freu-

---

[1]) Siehe Isidor von Sevilla, Sentent. l. III c. 13.
[2]) Alvarus, Vita Eulogii c. 9.

digkeit gewonnen. Unsere Jungfrauen, die wir unter vielen Thränen im Worte des Lebens unterrichtet haben, sind soeben der Märtyrerkrone theilhaftig geworden. Nachdem sie den Fürsten der Finsterniß überwunden und alle irdischen Neigungen unter die Füße getreten haben, sind sie dem Bräutigam entgegen gegangen, der im Himmelreiche herrscht. Von dem Herrn Christus zum Hochzeitmahle geladen, sind sie in die Versammlung der Seligen aufgenommen worden, wo sie ein neues Lied anstimmen und sprechen: ‚Dir, Herr, unserm Gott, sei Ehre und Ruhm, denn du hast uns aus der Hölle Macht befreit; du hast uns gewürdigt der Glückseligkeit, deren deine Heiligen genießen; du hast uns zu deinem ewigen Reich berufen.‘ Die ganze Kirche freuet sich des Sieges, den sie errungen haben; aber mehr als irgend Jemand habe ich das Recht, darüber freudig gestimmt zu sein, ich, der ich sie in ihrem Vorhaben in dem Augenblick bestärkte, als sie schon davon ablassen wollten.“ [1]

Fünf Tage darauf wurden Eulogius, Saul und die anderen Priester wieder in Freiheit gesetzt. Eulogius verfehlte nicht, seine Befreiung der Fürsprache der beiden Heiligen zuzuschreiben, welche, ehe sie das Gefängniß verlassen, um auf den Richtplatz zu treten, versprochen hatten, sie wollten Christus, sobald sie zu ihm gekommen, um die Freilassung der Priester bitten. [2] Saul zeigte sich von nun an den Befehlen Nekkafred's gehorsam; Eulogius dagegen verdoppelte seine Thätigkeit zur Vermehrung der Märtyrer, und es gelang ihm nur zu gut. Von ihm angespornt, lästerten Priester, Mönche, „verborgene Christen,“ ja Frauen Mohammed und starben auf dem Richtplatz. [3] Die Exaltirten trieben die Kühnheit so weit, daß zwei von ihnen, ein alter Mönch und ein junger Mann in die große Moschee drangen und schrieen: „Das Himmelreich ist nahe für Die, welche getreu erfunden werden, und euch, ihr Ungläubigen, wird die Hölle verschlingen!“ Bald wären sie vom wutherfüllten Pöbel zerrissen worden; aber der Kadi gebrauchte seine Autorität, warf sie ins Gefängniß und ließ ihnen zuerst Hände und Füße abhauen, dann den Kopf (16. September 852). [4]

Sechs Tage darauf starb Abderrachmân II. eines plötzlichen Todes. [5]

---

[1]) Siehe Eulogius, Memor. Sanct. S. 266—271; Epist. I, III; Alvarus, Vita Eulogii c. 4.

[2]) Memor. Sanct. S. 268; Alvarus, Vita Eulogii c. 4.

[3]) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 9, 10, 11, 12.

[4]) Memor. Sanct. l. II c. 13.

[5]) Ibn-al-Kûtia fol. 32 r.

Der Erzählung Eulog's zufolge war der bejahrte Sultan auf die Terrasse des Palastes gestiegen; da fielen seine Blicke auf die Galgen, an welchen die verstümmelten Leichname der letzten Märtyrer hingen. Er gab Befehl, sie zu verbrennen; aber kaum hatte er dies ausgesprochen, als ihn ein Schlagfluß traf, und in der selben Nacht gab er den Geist auf.[1]

Da Abderrachmân keine Bestimmung getroffen hatte, welcher von seinen beiden Söhnen, Mohammed und Abdallâh, die beide nach der Erbfolge trachteten, den Thron besteigen solle, und da die beiden Prinzen noch nichts von dem Tode ihres Vaters wußten, hing Alles von der Wahl ab, welche die Eunuchen des Palastes treffen würden. Diejenigen von ihnen, welche bei den letzten Augenblicken Abderrachmân's zugegen gewesen waren, ließen sorgfältig die Thüren des Schlosses verschließen, um zu verhindern, daß das Gerücht vom Tode des Sultans kund werde; als dann all ihre Genossen versammelt waren, nahm einer der angesehensten Eunuchen das Wort und sagte: „Kameraden, es hat sich ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit für uns Alle begeben: unser Herrscher lebt nicht mehr..." Als alle anfingen zu schluchzen und zu weinen, fuhr er fort: „Weinet jetzt nicht; später habt ihr Zeit dazu. Die Augenblicke sind kostbar. Richtet eure Aufmerksamkeit zuerst auf eure eigenen Interessen und auf die der Moslim's insgesammt. Wem bestimmt ihr den Thron?" — „Unserm Herrn, dem Sohne unsrer Sultanin, unserer Wohlthäterin," riefen sie alle.

So sollten denn die Ränke der Tarûb ihre Früchte tragen. Mittelst Geld und Versprechungen hatte sie die Eunuchen gewonnen, für ihren Sohn Abdallâh einzutreten. Allein, würde diese Wahl der Eunuchen von dem Volk bestätigt werden? Daran konnte man zweifeln; denn Abdallâh hatte sich nur durch seine lockeren Sitten ausgezeichnet; seine Rechtgläubigkeit war mehr als zweifelhaft, und das Volk haßte ihn. Das wußte der Eunuch Abû-'l-Mofrich, ein frommer Moslim, der die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte. „Stimmt ihr mit der Ansicht, welche eben geäußert worden, alle überein?" fragte er. — „Ja, ja," rief man von allen Seiten. „Nun," fuhr er fort, „sie ist auch die meinige. Ich habe sogar mehr Grund als ihr alle, mich gegen die Sultanin dankbar zu beweisen, denn mir hat sie mehr Wohlthaten erwiesen als irgend einem von euch. Indessen ist es eine Sache, über die man reiflich nachdenken sollte, denn wenn wir Abdallâh wählen, ist es mit unserer Macht in Spanien aus. Sobald einer von uns

[1] Memor. Sanct. l. II c. 16.

sich auf der Straße zeigte, würde Jeder sagen: ‚Gott verdamme diese Eunuchen; denn als sie den Thron zu vergeben hatten und ihn dem besten Prinzen verleihen konnten, den sie kannten, gaben sie ihn dem unwürdigsten!‘ Das würde man sagen, Kameraden! Ihr kennt Abd-allâh; ihr kennt Die, welche ihn umgeben; auf welche gefährlichen Neuerungen müssen die Moslim's sich gefaßt machen, wenn er den Thron besteigt! Was würde aus der Religion werden? Und wißt außerdem, daß nicht allein die Menschen, sondern Gott selbst Rechenschaft von euch fordern wird wegen dieser Wahl!"

Diese Worte, deren Wahrheit niemand bestreiten konnte, machten tiefen Eindruck auf die Eunuchen. Schon halb überzeugt, fragten sie Abû-'l-Mofrich, wen er denn zur Wahl vorschlage. „Ich schlage Mohammed vor," gab er zur Antwort; „er ist ein frommer Mann und von tadellosen Sitten." — „Zugegeben," sagten die Eunuchen; „aber er ist geizig und streng." — „Ihr nennt ihn geizig; aber wie könnte er sich freigebig zeigen, da er nichts zu vergeben hat? Wenn er zur Regierung gekommen und Herr des öffentlichen Schatzes ist, dann wird er nicht verfehlen, euch zu belohnen, daran dürft ihr nicht zweifeln!"

Die Ansicht Abû-'lMofrich's gewann die Oberhand; alle schworen beim Koran, daß sie Mohammed anerkennen würden, und die beiden Eunuchen, Sabûn und Kâsim, welche Tarûb zu Gefallen bis dahin die eifrigsten Vertheidiger der Candidatur Abdallâh's gewesen waren, dachten von jetzt an nur noch darauf, wie sie mit seinem Nebenbuhler Frieden machen könnten. Kâsim bat seine Kameraden, für ihn Verzeihung zu erwirken, und sie versprachen es ihm; Sabûn bat um die Vergünstigung, Mohammed seine Thronerhebung ankündigen zu dürfen; er erhielt sie.

Da es noch Nacht war und die Thore der Stadt geschlossen, nahm Sabûn die Schlüssel zum Thor der Brücke mit, da der Palast Mohammed's an der anderen Seite des Flusses lag. Um auf die Brücke zu gelangen, mußte man durch den Palast Abdallâh's gehen, wo Alles noch wach war, denn dort war, wie gewöhnlich, ein Festgelage; aber da man nichts argwöhnte, machte es Sabûn keine Schwierigkeit, sich die Thore dieses Palastes öffnen zu lassen, worauf er die Brücke überschritt und in den Palast Mohammed's gelangte. Der Prinz war schon aufgestanden und befand sich im Bade, als man kam, ihm anzukündigen, Sabûn wünsche ihn zu sprechen. Er stieg aus dem Bade, kleidete sich an und gab Befehl, den Eunuchen einzulassen. „Was führt dich zu so früher Stunde hierher, Sabûn?" fragte er ihn. —

„Ich komme," antwortete Sadûn, „um dir anzukündigen, daß wir, die Eunuchen des Palastes, dich zum Nachfolger deines Vaters gewählt haben. Soeben ist er gestorben! möge Gott seiner Seele gnädig sein! Hier hast du seinen Ring!"

Mohammed wollte nicht glauben, daß Sadûn die Wahrheit gesagt habe. Er dachte sich, sein Bruder habe schon den Thron bestiegen und Sadûn zu ihm geschickt, um ihn zu tödten. Da er also nichts Anderes im Sinne hatte, als sein Leben zu retten, rief er: „Sadûn, fürchte Gott und schone meiner! Ich weiß, daß du mein Feind bist, aber warum willst du mein Blut vergießen? Ich bin bereit, Spanien zu verlassen, wenn es sein muß; die Erde ist groß genug, daß ich fern von hier leben kann, ohne meinem Bruder im Wege zu sein." Sadûn mußte sich viele Mühe geben, ihn zu beruhigen und ihn zu überzeugen, daß Alles, was er gesagt, die reine Wahrheit sei. Endlich gelang es ihm durch Betheuerungen und Schwüre; dann fügte er hinzu: „Du verwunderst dich, daß gerade ich dir die Nachricht bringe: es kommt daher, weil ich meine Genossen gebeten habe, mich zu dir zu schicken, in der Hoffnung, du würdest mir mein früheres Benehmen verzeihen." — „Möge Gott dir vergeben, wie ich dir vergebe!" rief Mohammed aus; „aber laß uns einen Augenblick warten, ich will meinen Hofmeister, Mohammed-ibn-Mûsâ, kommen lassen, um mit ihm über die zu ergreifenden Maßregeln zu sprechen."

Unter den gegebenen Umständen kam es für Mohammed darauf an, Besitz von dem Palast zu ergreifen; war dies erst geschehen, so konnte sein Bruder kaum mehr wagen, ihm seine Rechte auf den Thron streitig zu machen, und alle Welt mußte ihn anerkennen; aber wie sollte man es anfangen, den Palast Abdallâh's zu durchschreiten, ohne Argwohn zu erregen? Darin lag eine große Schwierigkeit. Wenn die Wachen des Palastes Mohammed zu so früher Stunde würden kommen sehen, konnten sie vielleicht den Sachverhalt errathen und ihm den Durchgang verweigern. Der Haushofmeister wurde deshalb von seinem Herrn zu Rathe gezogen. Er schlug vor, den Beistand Jûsof-ibn-Basîl's, des Präfecten, welchem dreihundert Beamte zu Befehl standen, zu verlangen. Sein Rath wurde genehmigt; aber als man Jûsof von der Sache, um die es sich handelte, unterrichtet hatte, hielt er es für klug, sich neutral zu verhalten, und weigerte sich, seine Beamten Mohammed zur Disposition zu stellen. „Man streitet sich über den Thron — da mische ich mich nicht darein," sagte er. „Wir Clienten gehorchen dem, welcher Herr des Palastes ist."

Der Haushofmeister kam mit jener Antwort Jûsof's zum Prinzen

zurück und fügte hinzu: „Wer nicht wagt, gewinnt nicht; darum mache ich folgenden Vorschlag: du weißt, Herr, daß dein Vater oft nach deiner Tochter gesandt hat, sie holen zu lassen, und daß ich sie dann zum Palaste führte. Verkleide dich jetzt als Frau; so werden wir dich für deine Tochter ausgeben und dann, so Gott will, unsern Zweck erreichen." Dieser Rath wurde angenommen; man stieg zu Pferde, Sabûn ritt voran, der Haushofmeister und Mohammed, als Weib gekleidet, den Kopf in einen weiten Schleier gehüllt, folgte ihm. So kamen sie bis an Abdallâh's Palast; von drinnen hörten sie Gesang und Spiel, und Mohammed sprach mit leiser Stimme die Worte eines Dichters: „Seiet glücklich in Dem, was ihr erstrebt; möchten auch wir es in unsern Wünschen sein!"

Die Wachen, welche sich in dem Zimmer über dem Thore befanden, tranken und plauderten, als sie die Cavalcade ankommen hörten. Einer von ihnen öffnete die Thür. „Was gibt's?" fragte er Sabûn. „Schweig, Unverschämter," antwortete der Eunuch, „und achte die Frauen!" Der Wächter argwöhnte nichts. Als die Cavalcade vorüber war, schloß er die Thür wieder, und zu seinen Kameraden zurückgekommen, sagte er: „Die Tochter Mohammed's ist soeben mit dem Haushofmeister ihres Vaters und mit Sabûn vorübergeritten."

Da Mohammed die Hauptschwierigkeit überwunden glaubte, sagte er zu seinem Haushofmeister: „Bleib du hier; bald werde ich dir Hilfe senden. Du mußt Sorge tragen, daß niemand aus diesem Palast entkomme." Darauf setzte er seinen Weg mit Sabûn fort. Der Eunuch klopfte an dem Thore des Palastes an, wo eben der greise Herrscher verschieden war. Der Thürhüter kam und öffnete. „Ist dieses Weib die Tochter Mohammed's?" fragte er mit ungläubiger Miene. — „Ja," gab Sabûn zur Antwort, „es ist die Tochter Mohammed's." — „Es ist sonderbar," nahm der Thürhüter wieder das Wort, „ich habe sie oft gesehen, wenn sie in den Palast kam, aber damals schien sie mir kleiner als diese da. Du willst mich betrügen, Sabûn; aber ich schwöre es dir, es soll mir niemand durch diese Pforte eingehen, den ich nicht kenne. Dieses Weib soll entweder seinen Schleier zurückschlagen oder sich entfernen!" — „Wie!" rief Sabûn aus, „du hast vor Prinzessinnen keine Achtung?" — „Ich weiß nicht, ob es eine ist, und wiederhole dir's: nur unter der Bedingung, daß ich sie sehe, kann sie eintreten."

Als Mohammed sah, daß der Thürhüter unerschütterlich war, lüftete er den Schleier, welcher sein Gesicht bedeckte. „Ich bin es," sagte er zum Thürhüter; „ich bin gekommen, denn mein Vater ist

todt." — „Dann ist die Sache viel ernster als ich dachte," erwiderte der Thürhüter. „Du, Herr, darfst nicht durch diese Thür gehen, bis ich mich überzeugt habe, ob dein Vater todt ist oder lebt." — „Dann komme mit mir," sagte Sabûn; „du wirst dich bald davon überzeugen." Der Thürhüter schloß die Thüre wieder, und indem er Mohammed draußen ließ, begleitete er Sabûn, der ihn an die Leiche Abderrachmân's II führte. Beim Anblick derselben zerfloß der Thürhüter in Thränen, und sich an Sabûn wendend sagte er: „Du hast die Wahrheit gesagt; ich werde dir gehorchen." Dann öffnete er sogleich das Thor, und nachdem er Mohammed die Hand geküßt hatte, rief er: „Tritt ein, mein Fürst! Möge Gott dich glücklich machen und mögen alle Moslim's es durch dich werden!"

Mohammed ließ nun alle hohen Staatsbeamten den Eid der Treue schwören, traf die nöthigen Maßregeln, um jeden Widerstand von Seiten seines Bruders zu entwaffnen, und als die ersten Strahlen der Morgenröthe die Spitzen der Sierra-Morena erhellten, vernahm die Hauptstadt, daß ihr ein neuer Herrscher zu Theil geworden. [1]

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 32 r. — 33 v.

IX.

Der neue Sultan war ein beschränkter, kalter und egoistischer Mann. Wir haben gesehen, daß er bei der Nachricht vom Tode seines Vaters keinen Schmerz äußerte, und es ist Thatsache, daß er, weit entfernt, sich darüber zu betrüben, eher erfreut war. Kaum daß er sich die Mühe gab, seine Empfindungen in dieser Hinsicht zu verbergen. Eines Abends, als er einen vergnügten Tag in Roçâfa, einem reizenden Landhause, welches er in der Nähe von Cordova besaß, zugebracht hatte, kehrte er in die Hauptstadt zurück, von seinem Günstling Hâschim begleitet. „Nachkomme der Khalifen," rief dieser aus, „wie schön würde diese Erde sein, wenn der Tod nicht wäre!" — „Welch verrückter Gedanke!" antwortete Mohammed ihm; „wenn der Tod nicht wäre, würde ich dann regieren? Der Tod ist etwas sehr Gutes; mein Vorgänger ist todt, und deshalb herrsche ich!" [1]

Anfangs hatten die Eunuchen den Vorschlag, ihn regieren zu lassen, verworfen, weil sie ihn für geizig hielten. Sie hatten ihn richtig beurtheilt. Mohammed verringerte sofort den Gehalt der Beamten und den Sold der Truppen. [2] Später entließ er die alten Räthe seines Vaters und gab ihre Stellen an junge Leute ohne Erfahrung, unter der Bedingung, daß sie ihre Einkünfte mit ihm theilten. [3] Alles was die Finanzen betraf, behandelte er mit kleinlicher Genauigkeit und in eigener Person. Einmal, als eine Rechnung untersucht

---

[1]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 114.

[2]) Eulogius, Memor. Sanct. l III c. 5.

[3]) Ibn-al-Kûtia fol. 29 r.

wurde, deren Totalsumme sich auf hunderttausend Goldstücke belief, quälte er die Beamten wegen fünf Pfennigen.[1] Alle Welt verachtete und haßte ihn wegen seines Geizes.[2] Die Fakih's allein, die im höchsten Grade durch die Vermessenheit der letzten Märtyrer erbittert waren, welche gewagt hatten, den Propheten sogar in der großen Moschee zu lästern, liehen ihm ihre Stütze, weil sie ihn fromm und von Haß gegen die Christen erfüllt glaubten. Und in der That, Mohammed entsprach im vollsten Maße ihrer Meinung von ihm: Am selben Tage, an dem er den Thron bestiegen, verabschiedete er alle christlichen Beamten und Soldaten, mit Ausnahme des Gomez, dessen Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen ihm bekannt war und dessen Talente er schätzte.[3] Während seine duldsamen Vorgänger gelitten hatten, daß die Christen ihre alten Kirchen vergrößerten oder neue bauten, ließ Mohammed alle zerstören, die seit der Eroberung gebaut worden waren, denn er wollte in dieser Hinsicht das moslimische Gesetz in vollster Strenge angewendet wissen. Um ihrem Herrn zu gefallen und sich in seine Gunst einzuschmeicheln, ließen seine Diener, die im Uebermaß ihres Eifers die Befehle des Herrschers überboten, selbst die Kirchen zerstören, welche schon seit drei Jahrhunderten standen, und begannen eine grausame Verfolgung gegen die Christen. Da schworen viele von diesen das Christenthum ab, wenn wir Eulogius und Alvar Glauben schenken dürfen.[4] Gomez hatte ihnen das Beispiel gegeben. Wegen der langen Krankheit des Kanzlers Abdallâh ibn-Omaija hatte er seit mehreren Jahren der Kanzelei vorgestanden. Als er nach dem Tode dieses Beamten hörte, der Sultan habe gesagt: „Wenn Gomez von unserer Religion wäre, würde ich ihn gern zum Kanzler erheben," bekannte er sich zum Islam[5] und erhielt die Würde nach der er strebte. So lange er Christ war, hatte er fast niemals dem Gottesdienste beigewohnt; jetzt war er so genau in all seinen Andachtsübungen, daß die Fakih's ihn als ein Muster von Frömmigkeit darstellten; sie nannten ihn „die Taube der Moschee."[6]

---

1) Ibn-Adhârî Bd. II S. 109.

2) Eulogius, Memor. Sanct l. III c. 5.

3) Eulogius, Memor. Sanct, l. III c. 1, 2.

4) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 16; l. III c. 1, 3; Alvarus, Vita Eulogii c. 12.

5) Nach Eulogius (Memor. Sanct. l. III c. 2) wäre Gomez von seiner Religion abgefallen, um wieder in Besitz seines Amtes zu kommen, welches der Sultan ihm genommen; aber ich glaubte, Ibn-al-Kûtîa folgen zu sollen (fol. 34 r.).

6) Eulogius a. a. O. Khoschanî S. 293. — Gomez scheint seinen christlichen

In Toledo brachte die Intoleranz des Sultans ein ganz anderes Resultat hervor. Drei oder vier Jahre früher hatte Eulogius auf der Rückreise von Navarra mehrere Tage in dieser Stadt verweilt, wo der fromme Erzbischof Wistremir ihn gastfreundlich aufnahm.[1] Alles deutet darauf hin, daß er die Gelegenheit wahrnahm, um den Haß der Toletaner gegen das arabische Regiment aufzuregen, indem er ihnen ein düsteres Bild von der unglücklichen Lage der Christen in Cordova malte; so viel ist wenigstens gewiß, daß die Toletaner für Eulogius hohe Achtung hegten und daß die Märtyrer der Hauptstadt ihnen ein lebhaftes Interesse einflößten. Sobald sie vernommen, daß Mohammed angefangen hatte, ihre Religionsgenossen zu verfolgen, ergriffen sie die Waffen, gaben einem der Ihrigen, Namens Sindola[2] die Oberleitung, und da sie für das Leben ihrer Geiseln in Cordova fürchteten, versicherten sie sich der Person ihres arabischen Statthalters und theilten Mohammed mit, daß, wenn ihm an dem Leben dieses Statthalters gelegen sei, er ihnen unverzüglich ihre Mitbürger zurückschicken solle. Der Sultan that es, und die Toletaner ihrerseits gaben dem Statthalter die Freiheit; aber der Krieg war erklärt, und der Schrecken, welchen die Toletaner verbreiteten, war so groß, daß die Besatzung von Calatrava in Eile die Festung räumte, weil sie sich dort nicht mehr sicher glaubte. Die Toletaner rissen die Ringmauern dieses Platzes nieder; aber bald nachher schickte der Sultan Truppen dorthin und ließ sie wieder aufbauen (853). Dann befahl er zweien seiner Feldherrn, gegen Toledo zu rücken; aber die Toletaner hatten schon die Engpässe der Sierra-Morena durchschritten, um dem Feinde entgegen zu gehen, und griffen ihn unerwartet bei Andujar an, schlugen ihn in die Flucht und bemächtigten sich seines Lagers. Da die Toletaner es wagten, bis Andujar vorzudringen, war die Hauptstadt selbst bedroht. Mohammed, welcher einsah, daß

Namen behalten zu haben, aber sein Sohn, welcher auch in der Kanzelei angestellt war und im Jahre 911 starb, trug den Namen Omar. Arib Bd. II S. 153 (Omar ibn-Gomez al-câtib).

[1]) Eulogius, Epist. S. 330.

[2]) So glaube ich, den Namen aussprechen zu müssen, welchen Ibn-Adhâri (Bd. II S. 97) Schndlh (Schindolah) schreibt, ohne Vocale hinzuzufügen. Das sch der Araber entspricht dem s der Lateiner, und der Eigenname Sindola findet sich zum Beispiel in einem lateinischen Document des Jahres 908 (bei Villanueva, Viage literario á las iglesias de España Bd. XIII S. 238). Es ist wahrscheinlich das selbe Wort wie Suintila (der Name, welchen ein westgothischer König trug, oder Chintila, wie er sich auf einer Urkunde vom Jahre 912 findet (Esp. sagr. Bd. XXXVII S. 316).

er energische Maßregeln ergreifen müsse, um außer Gefahr zu kommen, sammelte alle Truppen, über welche er verfügte, und führte sie selbst auf Toledo zu (Juni 854). Sindola seinerseits sah sich nach Verbündeten um, da er sich nicht auf seine eigenen Kräfte verlassen wollte. Er wandte sich an den König von Leon, Ordoño I., welcher ihm sogleich eine zahlreiche Armee, von Gaton, dem Grafen von Bierzo, befehligt,[1] entgegensandte.

Die große Anzahl der in der Stadt versammelten Streiter scheint Mohammed die Hoffnung benommen zu haben, sie zu unterwerfen; dennoch gelang es ihm, seinen Feinden eine entscheidende Niederlage beizubringen. Nachdem er seine Haupttruppen in einen Hinterhalt in den Felsen gelegt hatte, zwischen welchen der Guadacelete fließt, rückte er an der Spitze einer nicht sehr zahlreichen Truppe auf die Stadt zu und ließ sein Kriegsgeräth gegen die Mauern richten. Die Toletaner waren nicht wenig erstaunt über die Kühnheit des Feindes, als sie ein so kleines Heer sich zum Sturm bereiten sahen, und veranlaßten den Grafen Gaton einen Ausfall zu machen. Gaton ergriff mit Eifer die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, welche sich hier darbot. An der Spitze seiner eigenen Mannschaft und der Toletaner griff er die Soldaten Mohammed's an, aber diese ergriffen sogleich die Flucht und rissen dabei die Feinde mit sich in den Hinterhalt. Die Toletaner und Leoner, welche sie lebhaft verfolgten, sahen sich eingeschlossen und von einem großen Schwarm feindlicher Soldaten angegriffen: sie wurden fast alle niedergemetzelt. „Der Sohn des Julius,“[2] sagt ein Dichter des Hofes, „sprach zu Mûsâ, welcher vor ihm marschirte: ‚Ich sehe den Tod ringsumher, vor mir, hinter mir, unter mir... Die Felsen des Guadacelete weinen und stoßen tiefe Seufzer aus über diese Menge von Sklaven (Renegaten) und Unbeschnittenen.‘ Die barbarischen Sieger schnitten achttausend Feinden die Köpfe ab und schichteten sie zu einem Haufen auf, bestiegen ihn und erfüllten von dort aus die Luft ringsum mit ihrem Geheul. Später ließ Mohammed diese Köpfe

[1]) Nach Ibn-Adhârî wäre dieser Gaton ein Bruder Ordoño's I. gewesen. Kein lateinisches Document unterstützt indessen diese Behauptung; aber es ist gewiß, daß Derjenige, welcher damals Graf von Bierzo war, sich Gaton nannte; siehe Florez, Reynas Bd. I S. 79 und Esp. sagr. Bd. XVI S. 31, 119. — Nach Ibn-Khaldûn hätte auch der König von Navarra Truppen geschickt, um Toledo zu Hilfe zu eilen.

[2]) Dies war ohne Zweifel der Name eines christlichen Anführers, während Mûsâ der eines Oberhauptes der Renegaten war.

auf die Mauern Cordova's und anderer Städte pflanzen; er schickte sogar einige an afrikanische Fürsten.[1]

Zufrieden mit dem Erfolg, welchen er errungen, und überzeugt, daß die Toletaner, welche nach ihrer eigenen Berechnung zwanzigtausend Mann verloren hatten, Cordova nicht angreifen würden, kehrte Mohammed in die Hauptstadt zurück; aber er gab sich Mühe, die Toletaner bald durch die Statthalter von Calatrava und Talavera, bald durch seinen Sohn Mondhir zu beunruhigen. Zugleich fuhr er fort, die Christen Cordova's zu unterdrücken. Er ließ das Kloster Tabanos, welches er mit Recht als den Heerd des Fanatismus[2] betrachtete, abbrechen. Da er die Erhebung der Abgaben, welchen den Christen auferlegt waren, verpachtet hatte, mußten diese viel mehr bezahlen als früher.[3] Indessen wurde die Begeisterung der Exaltirten nicht abgeschwächt, und während es an sogenannten Märtyrern, welche freiwillig ihren Kopf dem Henker darboten, auch jetzt nicht fehlte,[4] fuhren Alvar und Eulogius fort, sie gegen die Gemäßigten zu vertheidigen. Jener schrieb zu diesem Zweck seinen Indiculus luminosus, dieser seine Apologie der Märtyrer. In Cordova waren solche Vertheidigungsreden nöthig; gedüldig und ergeben, wie die Christen dieser Stadt waren, schrieben sie ihre Leiden viel mehr dem unsinnigen Treiben der Exaltirten zu als der Intoleranz des Sultans. In Toledo dagegen und in den umliegenden Städten hatten die Christen so viel Sympathie für die Exaltirten und besonders für Eulogius, daß die Bischöfe dieser Provinz, als sie nach Wistremir's Tode einen Erzbischof zu ernennen hatten, einstimmig Eulogius erwählten, und als der Sultan ihm die Erlaubniß, sich nach Toledo zu begeben, verweigerte, beharrten sie trotzdem bei ihrem Entschluß, in der Hoffnung, daß die Hindernisse, die sich dem Amtsantritt Eulog's entgegensetzten, gehoben werden könnten, und verboten, bei Lebzeiten Eulog's einen anderen Erzbischof zu wählen.[5]

Den verleumderischen Reden ihrer Mitbürger konnten die Exaltirten also die Beweise des Wohlwollens und der Achtung, welche ihnen von den Toletanern gezollt wurden, entgegenhalten. Bald darauf konnten sie sich auch die Autorität zweier französischer Mönche zu Nutze

---

[1]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 96, 98, 114, 115; Nowairi S. 463; Ibn-Khaldûn fol. 9 r.

[2]) Eulogius, Memor. Sanct. l. III c. 10.

[3]) Eulogius, Memor. Sanct. l. III c. 5.

[4]) Siehe das dritte Buch des Memor. Sanct. und die Apologia Martyrum.

[5]) Alvarus, Vita Eulogii c. 10.

machen, welche in unzweideutiger Weise zeigten, daß sie die Märtyrer dieser Zeit in Eine Reihe mit denen aus den ersten Zeiten der Kirche stellten.

Diese beiden Mönche hießen Usuard und Odilard; sie gehörten der Abtei Saint-Germain-des-Prés an und kamen im Jahre 858 nach Cordova. Ihr Abt Hilduin hatte sie nach Valencia geschickt, um von dort den Leichnam des heiligen Vincenz zu holen; da sie aber unterwegs erfuhren, daß der Körper dieses Märtyrers nach Benevent gebracht worden sei, fürchteten sie schon, ohne Reliquien nach Hause zurückkehren zu müssen, als sie in Barcelona erfuhren, daß zu Cordova neuerdings Märtyrer gestorben sein. „Es wird für euch viele Schwierigkeiten haben, bis dahin zu gelangen," sagte man zu ihnen; „aber wenn es euch gelingen sollte, so könnt ihr überzeugt sein, daß man euch einige Reliquien überlassen wird."

Das Reisen in Spanien war zu jener Zeit ein Unternehmen, bei dem man allen möglichen Arten von Unfällen und Gefahren ausgesetzt war. Oft war es ganz unmöglich. Da die Landstraßen durch Räuberbanden unsicher gemacht wurden, mußten Die, welche sich von einem Ort an einen andern begeben wollten, in Gesellschaft gehen und eine Caravane bilden; aber da es sehr schwierig war, sich in Verbindung zu setzen, war die Gelegenheit zur Reise höchst selten. Als die beiden Mönche, welche entschlossen waren, allen Gefahren zu trotzen, wenn sie nur zu Reliquien gelangen könnten, in Saragossa ankamen, waren schon acht Jahre verflossen, ohne daß von dieser Stadt aus eine Caravane nach Cordova gezogen wäre. Zu ihrem Glück wollte der Zufall, daß gerade zu dieser Zeit eine Caravane sich zum Abgang vorbereitete. Sie schlossen sich derselben an. Die Christen der Stadt, in der Ueberzeugung, daß die ganze Caravane beim Durchgang durch irgend einen engen Gebirgspaß würde niedergemetzelt werden, weinten, als sie ihnen Lebewohl sagten; aber der Ausgang rechtfertigte ihre Furcht nicht; die beiden Mönche kamen, die Mühseligkeiten der Reise abgerechnet, wohlbehalten davon und erreichten die Hauptstadt des moslimischen Reiches. Ein Diacon der Kirche St. Cyprian nahm sie daselbst gastfreundlich auf. Aber all ihre Bemühungen, Reliquien zu erhalten, blieben lange Zeit fruchtlos. Eine einflußreiche Person, die sich sehr für sie verwendete, ein gewisser Leovigild, mit dem Zunamen Abadsolomes, hatte für sie um die Reliquien des Aurelius und Georg, welche sich im Kloster Pinna-Mellaria [1] befanden, gebeten; aber die Mönche

[1]) Dieses Kloster war auf einem Berge gebaut, wo viele Bienen hausten Daher

dieses Klosters hielten so viel auf ihre Reliquien, daß sie, ohne auf die ausdrücklichen Befehle des Bischofs Saul zu achten, sich weigerten, diese den Franzosen zu überlassen; der Bischof war genöthigt, in eigener Person zu kommen, um sie zu zwingen, und selbst da noch behaupteten sie, er habe nicht das Recht, sie dieser Reliquien zu berauben.

Nachdem sie beinahe zwei Monate in Cordova zugebracht hatten, machten Usuard und Odilard sich wieder auf den Rückweg in ihre Heimat; sie nahmen ein großes Packet mit sich, welches mit dem Siegel des Bischofs versehen und an Karl den Kahlen adressirt war; denn man wollte die Moslim's glauben machen, daß dieses Packet mit den Leichnamen des heiligen Aurelius und Georg nichts als Geschenke für den König von Frankreich enthalte. Dieses Mal war ihre Reise weniger schwierig und gefahrvoll. Der Sultan wollte eben eine Armee gegen Toledo führen, und da alle Truppen, mit Ausnahme derer, welche die Stadt besetzt halten mußten, Befehl erhalten hatten, sich auf den Marsch zu machen, konnten die Franzosen sich leicht an eine der Heeresabtheilungen anschließen. Im Lager fanden sie Leovigild wieder, der sie bis nach Toledo geleitete. Von da bis nach Alcala de Henares war die Landstraße sicher, denn bei Annäherung der Armee hatten all jene Ritter, die halb Straßenräuber, halb Guerillas waren und gewöhnlich die Reisenden ausplünderten, ihre Schlösser verlassen, um Zuflucht hinter den Mauern Toledo's zu suchen. Nach Frankreich zurückgekehrt, legten die beiden Mönche die Reliquien, welche schon unterwegs auf der Reise eine Menge Wunder gewirkt hatten, in die Kirche von Esmant nieder, einem Dorfe, welches zur Abtei Saint-Germain gehörte und damals den meisten Mönchen derselben als Aufenthalt diente, da ihr Kloster von den Normannen in Brand gesteckt worden. Später wurden diese Reliquien nach Saint-Germain versetzt und zur Verehrung durch die Gläubigen von Paris ausgestellt; sie flößten Karl dem Kahlen so viel Interesse ein, daß er einen gewissen Mancio beauftragte, nach Cordova zu reisen, um dort genaue Forschungen über den heiligen Aurelius und Georg anzustellen.[1]

Die Unternehmung gegen Toledo, welche den beiden französischen Mönchen die Gelegenheit verschafft hatte, in ihr Vaterland zurückzukehren, hatte ein den Wünschen des Sultans entsprechendes Resultat.

---

der Name, welcher „Honigfelsen" bedeutet. Siehe **Eulogius**, Memor. Sanct. l. III c. 11.

[1]) **Aimoinus**, De translatione SS. Martyrum (in Esp. sagr. Bd. X S. 534—565).

Er nahm von neuem seine Zuflucht zu einer Kriegslist. Nachdem er die Brücke durch seine Truppen hatte besetzen lassen, ließ er die Pfeiler derselben unterminiren, ohne daß die Toletaner es merkten; dann, als die Arbeit beinahe fertig war, ließ er seine Truppen sich zurückziehen und lockte so den Feind auf die Brücke. Plötzlich stürzte die Brücke zusammen, und die toletanischen Soldaten fanden in den Wellen des Tajo ihren Tod.[1]

Wenn Etwas dem Schmerz gleichen konnte, welchen dieses Unglück den Toletanern verursachte, so war es die Freude, welche man darüber bei Hofe empfand, wo man die Gewohnheit hatte, solche Siege, welche eigentlich nichts Entscheidendes hatten, zu übertreiben. „Der Ewige", sagte ein Dichter, „konnte eine Brücke nicht stehen lassen, welche dazu gebaut war, um Haufen von Ungläubigen zu tragen. Toledo, seiner Bürger beraubt, ist düster und verlassen wie das Grab."[2]

Kurze Zeit darauf fand Mohammed die Gelegenheit, sich seines Todfeindes in Cordova zu entledigen.

Es lebte damals in der Stadt ein junges Mädchen, Namens Leocritia. Ihre Eltern waren Moslim's; sie war jedoch insgeheim von einer Nonne aus ihrer Familie in den Mysterien der christlichen Religion unterwiesen worden und hatte endlich ihren Eltern gestanden, daß sie sich habe taufen lassen. Nachdem die empörten Eltern vergebens versucht hatten, sie mit Milde wieder in den Schoß des Islam zurückzuführen, fingen sie an, sie zu mißhandeln. Tag und Nacht geschlagen und in der Furcht öffentlich der Abtrünnigkeit angeschuldigt zu werden, ließ Leocritia Eulogius und seine Schwester Anulo um ein Asyl bitten. Eulogius, in dessen Herzen vielleicht die Erinnerung an Flora neu erwachte (denn Leocritia glich ihr in vieler Hinsicht), ließ ihr antworten, daß er sie verbergen werde, sobald es ihr gelinge zu entfliehen. Das war nicht leicht; doch Leocritia nahm ihre Zuflucht zu einer List. Sie stellte sich, als ob sie die christliche Religion abgeschworen und ihren Widerwillen gegen weltliche Vergnügungen überwunden habe, und als sie nun ihre Eltern ganz sicher und ruhig sah, ging sie eines Tages, nachdem sie sich schön geschmückt hatte aus, angeblich auf eine Hochzeit; aber statt dessen begab sie sich zu Eulogius und Anulo, welche ihr die Wohnung eines ihrer Freunde als Zufluchtsort anwiesen.

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 98, 99. Vgl. Nowairî 463; Ibn-Khaldûn fol. 9 r.

[2]) Ein Vers von Abbâs ibn-Firnâs, bei Makkarî Bd. I S. 101.

Obgleich ihre Eltern sie durch Häscher überall suchen ließen, gelang es Leocritia anfangs, sich ihren Nachforschungen zu entziehen; aber als sie einmal den Tag über bei Anulo, welche sie sehr liebte, zugebracht hatte, wollte der Zufall, daß der Diener, der bestellt war, sie während der Nacht zurückzugeleiten, erst ankam, als der Tag schon zu dämmern begann, so daß sie, aus Furcht erkannt zu werden, sich entschloß, bis zur folgenden Nacht bei Anulo zu bleiben. Das war ihr Verderben. An diesem Tage war der Kadi durch einen Spion oder einen Verräther benachrichtigt worden, daß das junge Mädchen, welches er suche, sich in der Wohnung der Schwester Eulog's befinde. Auf seinen Befehl umzingelten die Soldaten die Wohnung, nahmen Leocritia wie auch Eulogius, welcher sich bei ihr befand, gefangen, und führten sie vor den Kadi. Von diesem befragt, warum er das junge Mädchen versteckt gehalten habe, antwortete Eulogius ihm: „Es ist uns befohlen worden, Denen, welche sich an uns wenden, unsere Religion zu predigen und zu erklären. Dieses junge Mädchen wollte in unserer Religion von mir unterrichtet werden; ich bin ihrem Wunsche nach bestem Vermögen entgegengekommen und würde dir gegenüber ebenso handeln, Kadi, wenn du an mich die selbe Bitte richtetest."

Da das Proselytenmachen, dessen Eulogius sich schuldig bekannte, kein Verbrechen war, auf dem die Todesstrafe stand, begnügte sich der Kadi, ihn zu Peitschenhieben zu verurtheilen. Von diesem Augenblicke an war der Entschluß Eulog's gefaßt. Vielleicht lag mehr Stolz als Muth in seinem Entschluß; aber er hielt dafür, daß es für einen Mann wie er hundertmal besser sei, mit seinem Blut die Grundsätze, die er durch sein ganzes Leben bekannt, zu besiegeln, als eine entehrende Züchtigung zu ertragen. „Bereite dein Schwert und schärfe es!" rief er dem Kadi zu; „laß mich meine Seele meinem Schöpfer zurückgeben; aber glaube nicht, daß ich meinen Körper mit Ruthenstreichen mir zerreißen lassen werde!" Darauf ließ er einen Strom von Verwünschungen gegen Mohammed aus. Er glaubte, nun werde er sogleich zum Tode verurtheilt werden; aber der Kadi, welcher in ihm den erwählten Primas Spaniens respectirte, wagte nicht, eine so große Verantwortung auf sich zu nehmen, und ließ ihn in den Palast führen, damit die Veziere sein Schicksal entschieden.

Als Eulogius in den Rathssaal geführt wurde, richtete einer der höchsten Würdenträger des Staates, der ihn gut kannte und ihn zu retten wünschte, folgende Worte an ihn: „Darüber wundere ich mich nicht, daß Wahnsinnige und Thoren kommen, um ohne Grund ihren Kopf dem Henker darzubieten; aber du, der du ein vernünftiger Mann

bist, welcher allgemeine Achtung genießt, wie kannst du ihr Beispiel nachahmen? Welcher Wahnsinn hat dich erfaßt, und was treibt dich, das Leben bis zu diesem Grade zu hassen? Höre mich, ich beschwöre dich: gehorche jetzt der Nothwendigkeit; sprich nur ein einziges Wort; widerrufe was du vor dem Kadi gesagt hast; wenn du das thust, so stehen meine Amtsgenossen und ich dafür ein, daß du nichts zu fürchten hast."

Die in diesen Worten ausgesprochene Empfindung war die aller aufgeklärten Moslim's; sie hatten viel eher Mitleid mit den Fanatikern, als daß sie dieselben haßten, und es that ihnen leid, daß sie, um dem Gesetze zu gehorchen, so viele Unglückliche, welche sie als Verrückte betrachteten, zum Tode führen mußten. Und Eulogius, welcher bis dahin für seine eigene Person noch nicht den Durst des Martyriums empfunden, wiewohl er so viele Andere zur Erringung desselben angeregt hatte, und welcher im letzten Grunde eher ein ehrgeiziger Parteiführer als ein Fanatiker war — fühlte er vielleicht in diesem Augenblicke, daß die Moslim's nicht so grausam seien, wie er gedacht? Dennoch glaubte er, daß er nicht widerrufen könne, ohne sich der gerechten Verachtung seiner Partei Preis zu geben. Darum antwortete er wie die anderen Märtyrer, seine Jünger, in ähnlichen Lagen geantwortet hatten; und so leid es ihnen auch that, die Veziere waren gezwungen, ihn zum Tode zu verurtheilen. Man führte ihn sofort auf den Richtplatz. Eulogius zeigte große Ergebung. Als ein Eunuch ihm einen Backenstreich gab, bot er, die wohlbekannte Vorschrift des Evangeliums wörtlich nehmend, ihm die andere Wange dar und sagte: „Gib auch dieser einen Schlag," was der Eunuch sich nicht zwei Mal sagen ließ. Darauf trat er auf die Richtstätte mit großer Festigkeit und voll Muth, beugte die Kniee, hob seine Hände gen Himmel, schlug das Zeichen des Kreuzes, sprach mit leiser Stimme ein kurzes Gebet, legte seinen Kopf auf den Block und empfing den Todesstreich (11. März 859). Vier Tage darauf starb auch Leocritia, da sie des Abfalls überwiesen worden, auf dem Richtplatz.[1]

Die Hinrichtung des erwählten Primas verursachte eine lebhafte Aufregung, nicht nur in Cordova, wo man sich bald eine Menge Wunder erzählte, welche die irdischen Ueberreste des Heiligen gewirkt haben sollten, sondern in ganz Spanien. Mehrere Chroniken des Nordens der Halbinsel, welche im Uebrigen fast nichts von Dem berichten, was sich in Cordova zutrug, geben mit der größten Genauig-

[1]) **Alvarus**, Vita Eulogii c. 13—16.

keit Jahr und Tag der Hinrichtung Eulog's an, und als vierundzwanzig Jahre darauf Alphons, der König von Leon, einen Waffenstillstand mit dem Sultan Mohammed schloß, stellte er unter anderen Bedingungen auch die, daß die Ueberreste des heiligen Eulogius und der Leocritia ihm ausgeliefert würden.

Ihres Führers beraubt, fuhren die Exaltirten dennoch eine Zeit lang fort, Mohammed zu lästern, um auf dem Richtplatz sterben zu können;[1] allein wie nach und nach sich Alles abschwächt, so erlag auch diese merkwürdige Begeisterung, welche durch mehrere Jahre in Cordova geherrscht hatte, dem allgemeinen Gesetz, und nach einiger Zeit blieb nur die Erinnerung davon übrig.

Es brach jetzt eine neue Periode an. Die Renegaten und die Christen der Gebirge von Regio empörten sich. Dieser schon an und für sich furchtbare Aufstand hatte in seinem Gefolge die Empörung der ganzen Halbinsel, und den Christen von Cordova bot sich dadurch die Gelegenheit, ihren Haß gegen den Namen Mohammed's auf eine andere Weise zu zeigen.

[1]) Siehe Samson l. II c. 9.

X.

Der Reisende, welcher sich von Cordova nach Malaga begeben will und lieber die Mühen und Entbehrungen einer poetischen Streiferei in einem schönen aber wilden Lande erträgt, als sich in einem Wagen über monotone und langweilige Landstraßen rütteln läßt, kommt zuerst durch ein welliges und schön bebautes Land, welches sich bis an den Genil erstreckt, dann bis Campillos in eine vollkommen flache und ebene Gegend. Da fängt die Serrania von Ronda und Malaga an, der schönste Theil Andalusiens. Bald wild und großartig, flößt diese Bergkette eine Art poetischen Grauens ein mit ihren majestätischen Eichen- und Kastanienwäldern, mit ihren tiefen und düsteren Schluchten, ihren Strömen, welche einen rauschenden Wasserfall nach dem andern bilden, mit den halb zu Ruinen gewordenen alten Schlössern und den an fast senkrechten Felsen hängenden Dörfern — Felsen, deren Gipfel aller Vegetation baar sind und deren Seitenwände vom himmlischen Feuer geschwärzt und verbrannt zu sein scheinen; bald wiederum lachend und lieblich, bietet dieser selbe Gebirgszug einen festlich-freundlichen Anblick durch seine Weingärten, seine Wiesen, seine Gehölze aus Mandel-, Kirsch-, Citronen-, Apfelsinen-, Feigen- und Granat-Bäumen, durch seine Oleanderhaine, in denen man mehr Blumen als Blätter zählt, durch seine kleinen Bäche, die man durchwaten kann und die liebliche und anmuthig-neckische Windungen machen, durch seine Obstgärten, die beinahe den ganzen Süden der Halbinsel mit Birnen und Aepfeln versehen, durch seine Flachs- und Hanf- und besonders durch seine Kornfelder, deren

Aehren ein Brod geben, das als das weißeste und auserlesenste der ganzen Welt gilt.

Das Volk, welches diese Serrania bewohnt, ist fröhlich, gesprächig, schön, leichtlebig und witzig; es lacht und singt gern, es tanzt zum Schall der Castagnetten, es spielt die Guitarre oder Mandoline; aber zugleich ist es eitel, zänkisch, ebenso tapfer als prahlerisch und von so heftiger Gemüthsart, daß der Todtschlag fast immer dem finsteren Zornesblick folgt; kein Fest ereignet sich, ohne daß zwei oder drei Menschen erdolcht werden. Die Frauen, obgleich von auffallender Schönheit, haben etwas Männliches; groß und stark, scheuen sie nicht die mühevollsten Arbeiten und tragen die schwersten Lasten mit Leichtigkeit; ja, man hat sie auch wohl mit einander kämpfen sehen.

In Friedenszeiten beschäftigen diese Gebirgsbewohner sich hauptsächlich mit Schleichhandel, indem sie englische Waare von Gibraltar ins Innere des Landes schmuggeln, und sie wissen mit staunenswerther Gewandtheit die Wachsamkeit der zahlreichen Zollbeamten zu täuschen. Bisweilen, wenn sie in ziemlich großer Anzahl um einen berühmten Häuptling geschaart in die Ebene steigen, um ihre Waare zu verkaufen, leisten sie den Truppen, welche man ausschickt, um sie zu verfolgen, tapfern Widerstand. In Zeiten der Unruhe und innerer Streitigkeiten, üben manche von ihnen das Banditenhandwerk entweder als Ladrones oder als Rateros. Ohne Straßenräuber von Profession zu sein, recrutiren sie sich aus den Schafhirten, den arbeitslosen Dorfbewohnern, den trägen Handwerkern, den umherziehenden Schnittern, den Gastwirthen ohne Kunden, mitunter auch aus den Pächtern und plündern die Reisenden zum Vergnügen und bei Gelegenheit, aber nur wenn die Reisenden schlecht escortirt sind; wenn sie gut bewaffnet und unter starker Bedeckung sind, versteckt der Ratero seinen Carabiner, nimmt seine Geräthschaften und bearbeitet zum Schein den Boden. Ueberall zerstreut, sind diese Art untergeordneter Straßenräuber immer bereit, mit bewaffneter Hand zu Hilfe zu eilen, sei es den wirklichen Räubern, sei es den Landreitern, je nach den Umständen; denn als kluge Hilfstruppen halten sie es nur mit dem Sieger. Die wirklichen Straßenräuber, welche wie Soldaten angeworben werden, bewegen sich nur zu Pferde und in Schaaren, sie haben einen höheren Rang. Während die Rateros aus Furcht, bei der Obrigkeit angezeigt zu werden, oft Diejenigen, welche sie ausgeraubt, morden, tödten die Ladrones nur Solche, die sich ihnen widersetzen; höflich, ehrerbietig, besonders gegen Frauen, plündern sie die Reisenden mit

einer gewissen Schonung. Weit entfernt, verachtet zu werden, nehmen sie in der Meinung der Menge einen hohen Rang ein. Sie kämpfen gegen die Gesetze, den Staat, sie verbreiten Schrecken über die Gegenden, durch welche sie kommen; allein sie besitzen einen gewissen Nimbus, eine Art Größe; ihre Kühnheit, ihr abenteuerliches Wesen, ihre feine Lebensart gefallen den Frauen, selbst den ängstlichsten, und wenn sie in die Hände der Obrigkeit fallen und man sie hängt, flößt ihre Hinrichtung noch Interesse, Sympathie und Mitleid ein. In unsern Tagen hat Jose-Maria sich als Banditenhauptmann berühmt gemacht, und sein Name wird noch lange im Gedächtniß der Andalusier als Ideal eines Straßenräubers leben. Ein bloßer Zufall hatte ihn in diese Laufbahn gebracht. Als er in einem Augenblicke der Wuth einen Mord begangen hatte, entfloh er ins Gebirge, um sich dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen, und da es dort für ihn keinen anderen Ausweg gab, als von seinem Carabiner zu leben, warb er sich einen Anhang, verschaffte sich Pferde und fing an, die Reisenden zu plündern. Tapfer, thätig, umsichtig und im Lande völlig bekannt, wußte er es so einzurichten, daß all seine Unternehmungen ihm gelangen und er allen Verfolgungen der Obrigkeit entkam. Ueberall im Lande hatte er Verbündete, die durch Eidschwur an ihn gekettet waren, und wenn er einen Mann zur Vervollständigung seiner Truppe gebrauchte, konnte er immer unter wenigstens vierzig Personen wählen; so eifrig strebte man nach der Ehre, unter ihm zu dienen. Er pflog sogar vertraulichen Umgang mit Magistratspersonen: in einem Aufruf des Statthalters der Provinz wurden die angesehensten Leute von vier Orten als seine Mitschuldigen bezeichnet. Seine Macht war so groß, daß er Herr aller Landstraßen im Süden war und die Direction der Posten, um freie Passage zu behalten, ihm regelmäßig eine Abgabe von vierundzwanzig Franken für den Wagen bezahlte. Er beherrschte seine Banditen auf willkürlichere Art als irgend ein Monarch seine Unterthanen; aber ein strenger Geist der Gerechtigkeit waltete in seinen Entscheidungen ihnen gegenüber.[1]

In Kriegszeiten sind diese Schleichhändler und Banditen,

[1]) Siehe die verschiedenen Reisebeschreibungen, besonders Rochfort Scott, Excursions in the mountains of Ronda and Granada; de Custine, L'Espagne sous Ferdinand VII. Brief 50 und 51; Cook, Sketches of Spain Cap. 1 und 15; Ford, Gatherings from Spain Cap. 16; Mérimée, Lettres adressées d'Espagne etc. Nr. III und das Werk de Rocca's, welches ich später anführen werde.

gewöhnt, unaufhörlich gegen die Hindernisse einer wilden Natur zu kämpfen, gefährliche und furchtbare Gegner. Es ist wahr, daß sie bei solchen Angriffen, die einige Berechnung erfordern, den Kürzeren ziehen; es ist ebenfalls wahr, daß sie auf der Ebene den geschickten Manövern der regelmäßigen Truppen nicht lange Widerstand leisten können; aber auf den steilen, gewundenen und schmalen Fußpfaden ihrer Berge verleiht ihre Behendigkeit und ihre Kenntniß des Terrains ihnen große Vortheile vor den Soldaten. Die französischen Truppen mußten dies erfahren, als damals jenes Schattenbild eines Königs, von Napoleon auf den Thron Spaniens gesetzt, es versuchte, dieses unerschrockene Bergvolk seiner verhaßten Autorität zu unterwerfen. Wenn die französischen Husaren sie aufs freie Feld locken konnten, säbelten sie dieselben zu Hunderten nieder; aber auf den im Zickzack laufenden Pfaden, die oft an den Rändern schauerlicher Abgründe hingen, wo ihre Pferde, statt ihnen nützlich zu sein, sie hinderten, fielen die Husaren bei jedem Schritt in einen Hinterhalt. In einem Augenblick, wo sie sich dessen am wenigsten versahen, waren sie von einem Schwarm von Feinden umringt, welche ihnen in die Flanken fielen, unaufhörlich feuernd bald wieder die Felsspitzen erreichten, wohin man ihnen nicht nachfolgen konnte, und so gewandt waren, daß sie im Fiehen ganze Colonnen vernichteten, ohne daß die Franzosen sich zu rächen vermochten. Trotz der Schrecken des Krieges unterließen diese Gebirgsbewohner doch nicht, von Zeit zu Zeit ihre heitere und scherzliebende Seite herauszukehren. Zu Olbera, wo die französischen Husaren einen jungen Ochsen verlangten, brachten die Einwohner ihnen einen Esel in Viertel zerschnitten. Die Husaren fanden, daß dieses „Kalb" einen etwas faden Geschmack habe, und wenn später die Gebirgsleute mit ihnen Scharmützel hatten, riefen diese ihnen oftmals zu: „Ihr habt in Olbera Eselsfleisch gegessen!" Dies war ihrer Meinung nach die tödtlichste Kränkung, die man einem Christen anthun konnte.[1]

Im neunten Jahrhundert hatte diese Provinz, welche den Namen Reiya oder vielmehr Regio (Regio montana allem Anscheine nach) trug und deren Hauptstadt Archidona war[2] eine fast ausschließlich spanische Bevölkerung, welche in jeder Hinsicht derjenigen glich, die

---

[1]) De Rocca, Mémoires sur la guerre des Français en Espagne S. 174—259.

[2]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 320—323.

noch heutiges Tages daselbst wohnt; sie hatte den gleichen Charakter, die gleichen Neigungen, die gleichen Laster und Tugenden. Einige dieser Bergbewohner waren Christen, andere, und zwar die größere Anzahl, waren Moslim's; aber alle fühlten sich als Spanier, alle nährten einen unerbittlichen Haß gegen die Unterdrücker des Vaterlandes, und leidenschaftlich für ihre Unabhängigkeit eingenommen, wollten sie es nicht länger dulden, daß fremde Tyrannen sich von ihrem Eigenthum bereicherten; sie harrten nur des Augenblicks, wo sie das Joch abschütteln könnten. Dieser ungeduldig ersehnte Moment konnte nicht mehr sehr ferne sein. Die Siege, welche ihre Landsleute jeden Tag in anderen Provinzen errangen, zeigten den Bergbewohnern, daß mit Muth und Kühnheit es ihnen keineswegs unmöglich sein werde, ihre Wünsche erfüllt zu sehen. Schon war Toledo frei. Während zwanzig Jahren hatte der Sultan vergebens versucht, es wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Die Christen, welche das Uebergewicht in der Stadt behielten, hatten sich unter den Schutz des Königs von Leon [1] begeben, und obgleich durch die Renegaten verrathen, hatten sie den Sultan im Jahre 873 gezwungen, mit ihnen einen Vertrag zu schließen, wodurch ihnen die Aufrechthaltung der republicanischen Regierung, die sie sich selbst gegeben, und eine nahezu unabhängige politische Existenz zugesichert wurde; denn dieser Vertrag verpflichtete sie nur zu einer jährlichen Abgabe. [2] Noch ein anderer unabhängiger Staat war in Arragonien, unter den Arabern die obere Grenze genannt, von einer alten westgothischen Familie, die sich zum Islam bekannte, der Familie der Beni-Casî, gegründet worden. Gegen Mitte des neunten Jahrhunderts hatte dieses Haus, Dank der Talente Mûsâ's II., sich zu einer so großen Macht emporgehoben, daß es sich mit den souveränen Häusern in Eine Reihe stellen konnte. Zu der Zeit, als Mohammed den Thron bestieg, war Mûsâ II. Herr von Saragossa, Tubela, Huesca und der ganzen oberen Grenze. Toledo hatte ein Bündniß mit ihm geschlossen, und sein Sohn Lupus war Befehlshaber dieser Stadt. Ein unerschrockener und unermüdlicher Krieger, kehrte er seine Waffen bald gegen den Grafen von Barcelona oder den von Alava, bald gegen den Grafen von Castilien oder den König von Frankreich. Auf den Gipfel des Ruhms und der Macht gelangt, geachtet und geehrt von all seinen Nachbarn, sogar vom Könige von

---

[1]) Sebastian c. 26.

[2]) Nowairi unter dem Jahre 259; Ibn-Adhâri Bd. II S. 103, 104.

Frankreich, Karl dem Kahlen, welcher ihm prachtvolle Geschenke übersandte, spiele Mûsâ den Herrscher, ohne daß irgend Jemand wagte, sich ihm zu widersetzen, und da er endlich auch dem Namen nach sein wollte, was er in der That war, nahm er stolz den Titel eines „dritten Königs in Spanien" an. Nach dem Tode dieses außerordentlichen Mannes (862) nahm der Sultan freilich Tudela und Saragossa wieder in Besitz, aber nicht auf lange. Zehn Jahre später kamen die Söhne Mûsâ's und vertrieben mit Hilfe der Bevölkerung der Provinz, welche aus Gewohnheit keine anderen Herren als die Beni-Casî haben wollte, die Truppen des Sultans. Dann versuchte dieser wieder, sie zu bezwingen; allein die Beni-Casî wiesen seine Angriffe siegreich zurück und wurden dabei vom Könige von Leon, Alphons III., unterstützt, welcher ein so enges Bündniß mit ihnen geschlossen, daß er ihnen sogar die Erziehung seines Sohnes Ordoño anvertraut hatte. [1]

Nun war also der Norden frei und gegen den Sultan verbündet. Zur nämlichen Zeit gründete ein kühner Renegat aus Merida, Ibn-Merwân, [2] ein unabhängiges Fürstenthum im Westen. Nach der Unterwerfung Merida's, wo er einer der Führer der Insurrection gewesen war, wurde er dem Sultan ausgeliefert und war Hauptmann der Leibgarde geworden, als eines Tages (im Jahre 875) der erste Minister, Hâschim, welcher irgend einen Groll gegen ihn hegte, in Gegenwart der Veziere zu ihm sagte: „Ein Hund ist mehr werth als du." Um die Schmach auf die Spitze zu treiben, ließ er ihm einige Ohrfeigen verabreichen. Ibn-Merwân schwor in seiner Wuth, sich lieber allem Anderen aussetzen zu wollen, als eine Wiederholung solcher Behandlung zu dulden, versammelte seine Freunde, entfloh mit ihnen, bemächtigte sich des Schlosses Alanje (im Süden von Merida) und setzte es in Vertheidigungszustand. Hier wurde er von den Truppen des Sultans belagert; die Lebensmittel gingen ihm aus, so daß er und seine Gefährten genöthigt waren, sich vom Fleische ihrer Pferde zu nähren; nach drei Monaten, als sie anfingen, auch an Wasser Mangel zu leiden, capitulirte er; aber angesichts der verzweifelten Lage, in der er sich befand, konnten die Bedingungen, welche er erhielt, noch für vortheilhaft gelten: man erlaubte ihm, sich nach Badajoz zurückzuziehen, das zu dieser Zeit noch keine Mauern hatte, und sich dort nieder-

[1]) Siehe die Einzelheiten in meinen Recherches Bd. I S. 222—226.

[2]) Abderrachmân ibn-Merwân ibn-Jûnos.

zulassen. Als Ibn-Merwân sich auf diese Weise aus den Klauen des Sultans herausgerissen hatte, wurde er für diesen ein ebenso gefährlicher als unerbittlicher Feind. Er vereinigte seine Truppe mit einer anderen, welche ebenfalls aus Renegaten zusammengesetzt war und von einem gewissen Sadûn geführt wurde, rief die Renegaten von Merida und anderen Orten unter die Waffen, predigte seinen Landsleuten eine neue Religion, die zwischen Islam und Christenthum die Mitte hielt, schloß eine Allianz mit Alphons III., dem Könige von Leon,[1] dem natürlichen Verbündeten aller Derer, die sich gegen den Sultan empörten. Durch alle Gegenden verbreitete er Schrecken, aber nur von den Feinden des Landes, den Arabern und Berbern forderte er Lösegeld und mißhandelte sie. So rächte er auf blutige Weise seine eigenen Beschimpfungen und die seines Vaterlandes. Der Sultan wollte seinen Räubereien Einhalt thun und schickte deshalb eine Armee gegen ihn, deren Führung er seinem Minister Hâschim und seinem Sohne Mondhir anvertraute. Aber anstatt den Feind zu erwarten, ging Ibn-Merwân ihm entgegen, und während er Sadûn um Unterstützung zum Könige von Leon schickte, warf er sich auf Caracuel.[2] Hâschim schlug sein Lager in der Nähe dieser Festung auf, von der man noch jetzt bedeutende Trümmer sieht, und ließ die Festung Monte-Salud von einem seiner Hauptleute besetzen. Kurz darauf benachrichtigte ihn dieser Hauptmann, daß Sadûn sich Monte-Salud mit leonischen Hilfstruppen nähere, daß aber diese nicht sehr zahlreichen Truppen leicht zu überrumpeln seien. Der Hauptmann irrte sich; die Kräfte Sadûn's waren sehr beträchtlich, aber da er den Feind in eine Falle ziehen wollte, hatte er das Gerücht verbreiten lassen, seine Armee sei sehr schwach. Seine Absicht gelang ihm vollkommen. Durch den Bericht seines Hauptmanns getäuscht, zog Hâschim mit einigen Reiterhaufen Sadûn entgegen. Von Allem durch Spione unterrichtet, ließ dieser ihn in die Berge eindringen, lauerte ihm in einem Engpaß auf, versteckte seine Leute hinter den anstoßenden Felsen, warf sich auf die Feinde, als diese sich des Angriffs durchaus nicht versahen, und richtete

---

[1]) Dieses Bündniß trug Ibn-Merwân den Beinamen „der Galizier" ein, welchen die Araber ihm gewöhnlich geben. Ibn Khaldûn fol. 10 r.

[2]) Caracuel liegt zwischen Ciudad-Real und Almodovar del Campo. Nach dem Marâcid hätten die Araber den Namen Caraquei ausgesprochen, und so schreibt Pelagius von Oviedo (c. 11); siehe auch den Kartâs S. 107. Indessen findet sich auch Caraquer (Ibn-Adhârî Bd. II S. 105). Caraqueri bei Edrisi Bd. II S. 29 ist ein Fehler; es ist mit dem Man. B. Caraquei zu lesen.

unter ihnen ein großes Blutbad an. Hâschim selbst wurde mehrfach verwundet, dann gefangen genommen, nachdem er an seiner Seite fünfzig seiner besten Hauptleute hatte fallen sehen. Man führte ihn vor Ibn-Merwân. Sein Leben war nun in den Händen Desjenigen, den er so grausam beleidigt hatte; aber Ibn-Merwân besaß Großmuth genug, ihm keinen Vorwurf darüber zu machen; er behandelte ihn mit aller seinem Range schuldigen Achtung und schickte ihn zu seinem Verbündeten, dem Könige von Leon.

Als der Sultan hörte, was sich zugetragen, war er außer sich. Die Gefangennehmung seines Günstlings betrübte ihn natürlich, aber was ihn noch mehr bekümmerte, war, daß er ohne Verletzung seiner Ehre sich nicht weigern konnte, ihn aus den Händen des Königs von Leon zurückzukaufen. Alphons verlangte hunderttausend Ducaten. Das hieß die Freigebigkeit des geizigen Sultans auf eine zu harte Probe stellen. Er fand hundert Vorwände, um der Zahlung einer so großen Summe zu entgehen. „Wenn Hâschim gefangen ist," sagte er, „so ist es seine eigene Schuld. Warum ist er immer so verwegen? Er ist ein Leichtsinniger, der nicht weiß, was er thut, und der niemals weisen Rathschlägen sein Ohr leiht." Endlich, nachdem er ihn zwei Jahre in Ketten hatte schmachten lassen, willigte er ein, einen Theil des verlangten Lösegeldes zu bezahlen. Hâschim seinerseits versprach dem König von Leon, daß der Rest ihm später ausgezahlt werden solle, gab ihm seinen Sohn und seinen Neffen als Geiseln und kehrte nach Cordova zurück, vor Verlangen brennend, sich an Ibn-Merwân zu rächen. Dieser hatte inzwischen die Umgegend von Sevilla und Niebla verheert, und der Sultan, welcher nichts gegen ihn vermochte, hatte ihn bitten lassen, die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen er sich verpflichten wolle, die Verheerungen einzustellen, die das Land zu Grunde richteten. Die Antwort Ibn-Merwân's war stolz und drohend. „Ich werde meine Einfälle einstellen", war seine Antwort, „und werde sogar anordnen, daß man des Sultans in den öffentlichen Gebeten erwähnt, unter der Bedingung, daß er mir Badajoz überläßt, daß er mir erlaubt diesen Ort zu befestigen, und daß er mir erläßt, ihm irgendwelche Steuern zu bezahlen oder ihm irgendwie Gehorsam zu leisten; wo nicht, so sage ich nein." So demüthigend auch diese Bedingungen waren, der Sultan nahm sie doch an. Hâschim versuchte jetzt, seinen Herrn zu überzeugen, daß es ihm unter den obwaltenden Umständen durchaus nicht unmöglich sein werde, sich diesen stolzen Rebellen zu unterwerfen. „Früher", sagte er, „war dieser Ibn-Merwân unangreifbar; da er

und seine Reiter keinen festen Aufenthaltsort hatten, wußten sie sich immer unsern Verfolgungen zu entziehen; jetzt aber, da er in einer Stadt eingeschlossen ist, wollen wir ihn festhalten. Wir können ihn belagern und werden ihn zu bezwingen wissen." Es gelang ihm, den Sultan zur Billigung seines Planes zu bewegen, und kaum war er von ihm ermächtigt worden, sich mit der Armee auf den Marsch zu begeben, so war er auch schon bis Niebla vorgerückt. Da ließ Ibn-Merwân dem Sultan eine Botschaft zukommen, die folgendermaßen lautete: „Ich habe vernommen, daß Hâschim sich auf den Marsch nach dem Westen begeben hat. Ich begreife sehr wohl, daß er, da er glaubt, mich in einer Stadt einschließen zu können, hofft, Gelegenheit zur Rache an mir zu finden; aber ich schwöre dir, daß wenn er weiter als bis Niebla vorrückt, ich Badajoz verbrennen und das selbe Leben, welches ich früher geführt habe, wieder anfangen werde." Der Sultan war über diese Drohung so erschrocken, daß er Hâschim sogleich den Befehl zuschickte, mit der Armee nach Cordova zurückzukommen, und daß er von nun an kein Verlangen mehr fühlte, diesen allzu gefährlichen Feind sich zu unterwerfen.[1]

Während also die Aufrührer sich stark und muthig zeigten, bewies die Regierung sich schwach und feige. Bei jeder Bewilligung, die sie den Rebellen machte, bei jedem Vertrag, den sie mit ihnen abschloß, verlor sie von der Achtung, deren sie so sehr bedurfte, um eine Bevölkerung im Zaume zu halten, welche nicht an Gehorsam gewöhnt, leicht gereizt und viel zahlreicher als ihre Herren war. Die Gebirgsbewohner von Regio, durch die aus Norden und Westen ihnen zugekommenen Nachrichten ermuthigt, geriethen jetzt ebenfalls in Aufregung. Im Jahre 879 entstanden an mehreren Orten der Provinz Meutereien und Aufstände. Die Regierung, welche über die sie von dorther bedrohenden Gefahren nicht verblendet war, wurde sehr beunruhigt durch die Nachrichten, die ihr zukamen. Man legte Hand an den Führer einer sehr gefürchteten Bande und schickte ihn nach Cordova. Festungen wurden eilig auf den Höhen gebaut, auf deren Besetzung am meisten ankam.[2] All diese Maßregeln reizten die Bergbewohnern, ohne sie zu erschrecken. Indessen war in diesen Bewegungen noch wenig Uebereinstimmung; was ihnen fehlte, war ein Führer von hervorragender

---

[1]) Ibn-al-Kûtia fol 37 r. und v.; Ibn-Adhâri Bd. II S. 102, 103, 104, 105; Ibn-Chaijân fol. 11 r. und v.; Chron. Albeld. c. 62.

[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 106.

Festigkeit, der im Stande gewesen wäre, ihre unbestimmten patriotischen Aufwallungen zu einem im Voraus berechneten Ziele zu lenken. Wenn ein solcher Mann sich zeigen sollte, so brauchte er nur ein Zeichen zu geben, um die ganze Bevölkerung der Berge in Bewegung zu setzen; sie war ohne Ausnahme bereit, sich einem solchen Führer anzuschließen.

XI.

Zur Zeit, als die andalusischen Bergbewohner anfingen, in Bewegung zu gerathen, lebte in einem Weiler bei Chiçn-Aute (jetzt Yznate) im Nordwesten von Malaga ein Landedelmann Namens Chafç. Er stammte aus einer berühmten Familie; sein fünfter Ahnherr, der Westgothe Alphons, hatte den Titel eines Grafen getragen;[1] aber der Großvater des Chafç, der sich, sei es aus Stoicismus, sei es aus Apathie, über die politischen und religiösen Angelegenheiten hinwegsetzte, war Moslim geworden, als er unter der Regierung Chacam's I. Ronda verlassen hatte, um sich in der Nähe von Chiçn-Aute niederzulassen; auch seine Nachkommen wurden als Moslim's angesehen, wiewohl sie im Grunde des Herzens der Religion ihrer Väter ein frommes Andenken bewahrt hatten.

Dank seiner Thätigkeit und Sparsamkeit hatte Chafç ein schönes Vermögen zusammengebracht. Seine Nachbarn achteten und ehrten ihn so sehr, daß sie ihn nicht Chafç sondern Chafçûn nannten; diese Endung galt einem Adelstitel gleich,[2] und nichts würde allem

---

[1]) Ibn-Khaldûn (fol. 10 v.), Ibn-Adhârî (Bd. II S. 108) und Ibn-al-Khatîb (Artikel Omar ibn-Chafçûn) geben den vollständigen Stammbaum des Chafç bis auf Alphons, welchem Ibn-Khaldûn nach Ibn-Chaijân den Titel eines Grafen gibt. Die Namen des Sohnes, Enkels und Urenkels von Alphons sind gothisch oder lateinisch; aber unglücklicher Weise scheinen sie in den Manuscripten mehr oder weniger verändert zu sein. Der Vater des Chafç hieß Omar, sein Großvater Dschafar al-islâmî (der Renegat).

[2]) Siehe meine Ausgabe des Ibn-Adhârî Bd. II S. 48 der Anmerkungen, und die Anmerkung von de Slane, Histoire des Berbers Bd. I S. XXXVII.

Anschein nach sein friedliches Leben gestört haben, wenn nicht das Benehmen seines Sohnes Omar, der sich nicht unter die väterliche Autorität beugen wollte, ihm fortwährende Unruhe und tiefen Kummer verursacht hätte. Eitel, stolz, eingebildet, von ungestümem Wesen und streitsüchtig, zeigte sich dieser Jüngling als ein ächter andalusischer Charakter im schlechten Sinn. Die geringste Beleidigung entflammte seinen Zorn: ein Wort, eine Miene, ein Blick, schon die Absicht genügte ihm, und zu verschiedenen Malen hatte man ihn, zerschlagen, mit blutigem Gesicht, voll Quetschungen und Wunden auf das Gehöfte getragen. Bei einem solchen Temperament war es fast unausbleiblich, daß er einmal Jemanden todtschlug oder selbst todtgeschlagen wurde. Als er eines Tages mit einem seiner Nachbarn ohne vernünftigen Grund einen Streit angefangen, streckte er ihn todt darnieder. Um ihm den Galgen zu ersparen, verließ sein Vater voll Verzweiflung mit ihm das Gehöfte, welches seine Familie fast hundert Jahre lang bewohnt hatte, und begab sich in die Serrania von Ronda, um sich dort am Fuße des Berges Bobastro niederzulassen.[1] Dort inmitten einer wilden Natur, brachte der junge Omar, welcher sich gern in das Dickicht der Wälder oder in die noch weniger besuchten Schluchten verlor, es endlich so weit, das Banditen-Handwerk zu treiben, oder wie man jetzt sagen würde, ein Ratero zu werden. Er fiel der Obrigkeit in die Hände, und der Statthalter der Provinz ließ ihm die Peitsche geben. Als er wieder in das Haus seines Vaters eintreten wollte, jagte dieser ihn als unverbesserlichen Taugenichts fort. Nun wußte er nicht mehr, wie er sein Brot in Spanien gewinnen solle, und lenkte seine Schritte an die Küste, schiffte sich auf einem Fahrzeuge, das nach Afrika absegeln sollte, ein, führte eine Zeit lang ein Vagabundenleben und kam zuletzt in Tahort an, wo er als Lehrling sich bei einem Schneider verdingte, der im Districte von Regio zu Hause war und den er etwas kannte.

Als er eines Tages mit seinem Herrn bei der Arbeit war, trat ein Greis, den er nie vorher gesehen, der aber ebenfalls ein geborener Andalusier war, in den Laden und gab dem Schneider ein Stück Zeug, woraus er ihm ein Kleid anfertigen solle. Der Schneider stand auf, bot ihm einen Sitz an und ließ sich mit ihm in eine Unterhaltung ein, in welche sich der Lehrling mischte. Der Greis fragte den Schneider, wer dieser junge Mann sei.

„Er ist einer meiner frühern Nachbarn von Regio," gab der

[1]) Ibn-al-Khatib, Man. E., Artikel Omar ibn-Chafçûn.

Schneider ihm zur Antwort; „er ist hierher gekommen, um mein Handwerk zu erlernen."

„Wann hast du Regio verlassen?" fragte der Greis, indem er sich an Omar wandte.

„Vor vierzig Tagen."

„Kennst du den Berg Bobastro in jenem District?"

„Gerade am Fuße dieses Berges habe ich gewohnt."

„Wirklich!... Dort ist ein Aufruhr ausgebrochen."

„Ich versichere dich, dem ist nicht so!"

„Nun, dann wird es in kurzer Zeit der Fall sein."

Der Greis schwieg eine Weile; dann fuhr er fort:

„Kennst du in der Nähe dieses Berges einen gewissen Omar, den Sohn Chafçûn's?"

Als Omar seinen Namen aussprechen hörte, erblaßte er, schlug die Augen nieder und beobachtete tiefes Stillschweigen. Der Greis betrachtete ihn aufmerksam und bemerkte, daß einer seiner Augenzähne abgebrochen war. Er war einer von jenen Spaniern, welche fest an das Emporkommen ihrer Nation glaubten. Da er oft von Omar hatte reden hören, glaubte er in ihm eine jener überlegenen Naturen zu erkennen, welche entweder viel Gutes oder viel Böses ausrichten können, je nach der Richtung, die ihnen gegeben wird, und er hatte eine Ahnung, daß in diesem unbeugsamen Sohne, diesem Hauptstreiter, diesem Gebirgs-Banditen das Zeug zu einem Parteiführer stecke. Das Schweigen Omar's, seine verlegene Miene, seine Blässe, der fehlende Augenzahn (der Greis hatte gehört, daß Omar in einem blutigen Kampf einen solchen Zahn verloren habe), alles das gab ihm die Ueberzeugung, daß es Omar selbst sei, mit dem er sich unterhielt, und da er dem Thätigkeitstriebe, welcher diesen ungestümen jungen Mann verzehrte, ein edles Ziel geben wollte, rief er aus: „Wie, Unglücklicher, und hier führst du die Nadel, um dem Elende zn entgehen? Kehre in dein Vaterland zurück und nimm den Säbel! Du wirst den Omaijaden ein schrecklicher Gegner werden und über eine große Nation herrschen."

Später dienten zwar diese prophetischen Worte dazu, den Ehrgeiz Omar's zu stacheln, aber in diesem Augenblick brachten sie eine ganz andere Wirkung hervor. In der Furcht, von weniger wohlwollenden Menschen erkannt und von dem Fürsten von Tahort, der in Allem, was er that, sich vom Sultan zu Cordova leiten ließ,[1] der spanischen Regierung ausgeliefert zu werden, verließ er in größter Eile die Stadt,

---

[1]) Vgl. Ibn-Adhârî Bd. II S. 111 Z. 5.

indem er kein anderes Gepäck mit sich nahm als nur zwei Brote, die er in seinen Aermeln versteckte.

Nach Spanien zurückgekehrt, begab er sich zu seinem Oheim, da er nicht wagen mochte, wieder vor seinem Vater zu erscheinen, und diesem erzählte er, was der Greis in Tahort ihm gesagt hatte. Der Oheim, welcher bei unternehmendem Geist große Leichtgläubigkeit besaß, hatte Glauben an die Vorhersagung des Greises. Er rieth seinem Neffen, seiner Bestimmung zu folgen und einen Aufstand zu versuchen, und versprach ihm, sich dabei mit aller Macht für ihn zu verwenden. Es kostete ihn keine Mühe, ihn zu überreden, und nachdem der Onkel etwa vierzig seiner jungen Landleute auf dem Hofe versammelt hatte, schlug er ihnen vor, sich unter die Führung seines Neffen zu stellen. Alle gingen darauf ein. Omar organisirte sie und ließ sich mit ihnen auf dem Berge Bobastro nieder (880 oder 881),[1] wo sich die Ruinen einer römischen Festung, des Municipiums Singiliense Barbastrense, welche man heutiges Tages el Castillon nennt,[2] befanden. Diese Ruinen waren leicht wieder herzustellen. Kein Ort konnte für eine Zufluchtsstätte einer Bande von Räubern besser gelegen sein. Der Felsen, welcher die Festung trägt, ist sehr hoch, sehr steil und von der West- und Südseite unzugänglich, so daß das Schloß beinahe uneinnehmbar war. Dazu muß man noch nehmen, daß ganz in der Nähe die große Ebene war, die sich von Campillos bis nach Cordova erstreckt. Auf dieser Ebene konnte die Bande Omar's leicht Streifereien unternehmen, Vieh wegtreiben und den einsam gelegenen Meiereien willkürliche Schatzungen auferlegen. Darauf beschränkten sich die ersten Großthaten Omar's; aber bald war er der Meinung, daß dieses Handwerk eines Straßenräubers seiner nicht würdig sei, und sobald seine Truppe sich durch viele solche Leute, denen daran gelegen war, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen und hinter festen Mauern auf dem Kamm eines Felsen in Sicherheit zu sitzen, vergrößert hatte und beträchtlich genug geworden war, um die schwache Besatzung der Umgegend in Schach zu halten, fing er an, seine kühnen Unternehmungen bis an die Thore der Städte auszudehnen und sich durch ebenso kühne als erfolgreiche Ueberfälle hervorzuthun. Darüber begreiflicher Weise beunruhigt, entschloß der Statthalter von Regio sich endlich dazu, das Banditencorps mit allen Truppen der Provinz an-

---

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 37 v. — 38 v.

[2]) Siehe über Bobastro, welches eine Viertelmeile vom Guadaljorce und eine Meile westlich von Antequera lag, meine Recherches, Bd. I S. 323—327.

zugreifen; aber er wurde geschlagen und in seiner eiligen Flucht ließ er Alles, sogar sein großes Zelt, den Aufrührern. Der Sultan, welcher dieses Unglück der Unfähigkeit des Statthalters zuschrieb, entsetzte ihn seiner Stelle und ernannte statt seiner einen anderen. Dem neuen Statthalter gelang es nicht besser: der Widerstand der Besatzung erschreckte ihn dermaßen, daß er einen Waffenstillstand mit Omar schloß. Dieser Waffenstillstand war nicht von langer Dauer, und Omar, wiewohl zu wiederholten Malen angegriffen, wußte sich zwei bis drei Jahre lang auf seinem Berge zu behaupten;[1] jedoch am Ende dieser Zeit zwang ihn Hâschim, der erste Minister, sich zu ergeben, und ließ ihn mit seiner ganzen Bande nach Cordova führen. Der Sultan, welcher in Omar einen vortrefflichen Führer und in seinen Leuten gute Soldaten erkannte, empfing sie sehr gnädig und schlug ihnen vor, in seine Armee einzutreten. Ueberzeugt, daß ihnen für den Augenblick nichts Anderes übrig bleibe, nahmen sie diesen Vorschlag an.[2]

Kurze Zeit darauf, im Sommer des Jahres 883, als Hâschim gegen Mohammed, den Sohn des Lupus, damals Haupt des Hauses der Beni-Casî, und gegen Alphons, den König von Leon, kämpfte, fand Omar, der Hâschim begleitete, Gelegenheit, sich in mehreren Treffen auszuzeichnen, besonders in dem Gefecht von Pancorvo. Ruhig und kalt, wenn er es sein mußte, feurig, wenn er zu handeln hatte, erwarb er sich leicht die Achtung und Zuneigung des Oberanführers; als er aber wieder nach Cordova zurückgekehrt war, hatte er sich bald über Ibn-Ghânim,[3] den Präfecten der Stadt, zu beklagen, der in seinem Haß gegen Hâschim ein Vergnügen daran fand, die Führer, welche, wie Omar, der Gunst dieses Ministers theilhaftig waren, zu quälen und zu ärgern. Jeden Augenblick zwang er ihn, sein Quartier zu wechseln, und das Korn, welches er ihm lieferte, war von der schlechtesten Art. Omar, der nicht eben von verträglicher Natur war, konnte seinen Unwillen darüber nicht verbergen, und indem er eines Tages dem Präfecten ein Stück schwarzes und hartes Brot vorhielt, sagte er zu ihm: „Möge Gott dir gnädig sein! kann man das essen?“ — „Wer bist du, böser Teufel,“ antwortete ihm der Präfect, „daß du es wagst, an mich eine

[1]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 106, 107; Nowairî S. 464; Ibn-Khaldûn fol. 9 v.

[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 106—108; Nowairî S. 464; Ibn-Khaldûn fol. 91 v.

[3]) Mohammed ibn-Walîd ibn Ghânim.

so freche Frage zu stellen?" Als Omar, tief empört, in seine Wohnung zurückkehrte, begegnete ihm Hâschim, welcher sich in den Palast begab. Ihm erzählte er Alles. „Man weiß hier nicht, was du werth bist," sagte der Minister zu ihm. „Du mußt es sie lehren." Damit ging er weiter.

Auf diese Weise des Dienstes beim Sultan überdrüssig, schlug Omar seinen Soldaten vor, mit ihm das abenteuernde und freie Leben in den Wäldern, welches sie so lange mit einander geführt, wieder aufzunehmen. Nichts wünschten sie mehr, und vor Sonnenuntergang hatten sie schon die Hauptstadt verlassen, um nach Bobastro zurückzukehren (884).

Die erste Sorge Omar's war, sich wieder in den Besitz dieses Schlosses zu setzen. Das war schwer; denn Hâschim, welcher die Wichtigkeit dieser Festung sehr gut kannte, hatte die Bewachung derselben einer ziemlich zahlreichen Besatzung anvertraut und sie obendrein mit so vielen Basteien und Thürmen decken lassen, daß sie für uneinnehmbar gelten konnte. Aber Omar, voll Vertrauen in seinen guten Stern, ließ sich nicht entmuthigen. Von seinem Oheim unterstützt, fügte er zuerst einige entschlossene Männer zu seiner Schaar, da er sie für zu schwach hielt; dann, ohne den im Schlosse eingenisteten Soldaten Zeit zu lassen, sich zum Widerstande zu bereiten, griff er sie kühn an und zwang sie, in solcher Hast zu fliehen, daß sie nicht einmal die junge Geliebte ihres Hauptmanns mit sich nehmen konnten. Sie gefiel Omar so gut, daß er sie zu seiner Frau oder Geliebten machte.[1]

Von diesem Augenblicke an war Omar nicht mehr ein Räuberhauptmann, sondern das Haupt aller Spanier im Süden; er war der Jose-Maria des neunten Jahrhunderts, doch von den Umständen mehr begünstigt als dieser unglückliche Held. Er wandte sich an all seine Landsleute, gleichviel ob sie sich zum Islam bekehrt hatten oder Christen geblieben waren. „Zu lange schon," sprach er zu ihnen, „habt ihr das Joch dieses Sultans ertragen, der euch eure Güter entreißt und euch mit Erpressungen drückt. Wollt ihr euch von den Arabern mit Füßen treten lassen, die euch als ihre Sklaven ansehen?... Glaubt nicht, daß es Ehrgeiz ist, der aus mir spricht; nein, ich habe keinen anderen Wunsch, als euch zu rächen und euch von der Knechtschaft zu befreien. „Jedes Mal," sagt ein arabischer Schriftsteller, „wenn Ibn-Chafçûn so sprach, dankten ihm Die, welche ihn anhörten, und erklärten sich bereit, ihm zu gehorchen." Seine Feinde, die einzigen, welche seine Geschichte geschrieben haben,

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 38 v., 39 r.

rühmen nicht minder an ihm, daß, sobald er das Oberhaupt seiner Partei geworden, seine alten Fehler gänzlich verschwanden. Anstatt übermüthig und zänkisch zu sein, wie er vorher gewesen, wurde er leutselig und höflich gegen den geringsten seiner Soldaten; daher faßten Diejenigen, welche unter seinem Befehl standen, eine Liebe zu ihm, die fast bis zur Vergötterung stieg, und gehorchten ihm mit einer Unterwürfigkeit und Pünktlichkeit, die beinahe fanatisch war; wie groß auch die Gefahr war, alle setzten sich beim ersten Signal in Bewegung; für ihn wären sie ins Feuer gegangen. Immer an ihrer Spitze und immer im dicksten Handgemenge, schlug er sich wie ein einfacher Soldat, handhabte die Lanze und den Säbel wie der geschickteste unter ihnen, ließ sich mit den tapfersten Streitern ein und gab seine Stellung nicht auf, bis Alles gewonnen war. Man konnte seine ganze Person nicht besser einsetzen, noch ein leuchtenderes Beispiel geben. Er belohnte die ihm geleisteten Dienste auf großmüthige Weise; er gab Dem seiner Leute, der sich besonders hervorgethan, immer einen beträchtlichen Antheil; er ehrte die Tapferkeit selbst bei seinen Feinden; oft schenkte er denjenigen die Freiheit, welche erst nachdem sie sich gut geschlagen, in seine Hände fielen. Andererseits bestrafte er die Uebelthäter aufs strengste. Seine Entscheidungen in Rechtsangelegenheiten waren an keine Formen gebunden; er verlangte weder Beweise noch Zeugen; es genügte ihm schon die bloße Ueberzeugung, daß eine Beschuldigung begründet sei. So kam es, daß obgleich der Straßenraub im Blute dieses Volkes steckt, die Bergbewohner bald infolge der guten und raschen Gerechtigkeitspflege Omar's völlige Sicherheit genossen. Die Araber versichern, daß zu dieser Zeit ein Weib, mit Geld beladen, ganz allein durch diese Gegenden gehen konnte, ohne das Geringste zu fürchten zu haben.[1]

Beinahe zwei Jahre vergingen, ohne daß der Sultan irgend Etwas von Bedeutung gegen diesen furchtbaren Verfechter eines so lange unterdrückten Volkes unternahm; aber im Anfang Juni des Jahres 886 wollte Mondhir, der vermuthliche Thronerbe, den Herrn von Alchama, einen Verbündeten Omar's, einen Renegaten, wie er, angreifen. Da eilte Omar zur Hilfe seines Freundes herbei und besetzte Alchama. Nachdem die Renegaten zwei Monate lang die Belagerung ausgehalten und erst als die Lebensmittel ihnen ausgingen, entschlossen sie sich, sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen; aber ihr

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 117, 118.

Ausfall war nicht glücklich; Omar erhielt mehrere Wunden, die eine Hand wurde ihm verstümmelt, und nachdem er viele Soldaten verloren hatte, wurde er gezwungen, sich wieder in die Festung zurückzuziehen. Zum Glück für die Renegaten erhielt Mondhir kurze Zeit darauf eine Nachricht, die ihn zwang, die Belagerung aufzuheben und nach Cordova zurückzukehren: es war die Nachricht vom Tode seines Vaters (4. August 886).[1] Omar benützte dieses Ereigniß, um seine Herrschaft weiter auszudehnen. Er wandte sich an die Herren einer großen Zahl von Schlössern und lud sie ein, gemeinsame Sache mit ihm zu machen. Alle erkannten ihn als ihren Herrn an.[2] Von diesem Augenblicke an war er in Wahrheit König des Südens.

Allein er hatte in dem Sultan, welcher jetzt den Thron bestiegen, einen Gegner gefunden, der ihm gewachsen war. Mondhir war ein thätiger, kluger und tapferer Fürst; die omaijadischen Clienten sind der Meinung, daß er, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, nur ein Jahr länger zu regieren, alle Rebellen des Südens gezwungen haben würde, die Waffen zu strecken.[3] Er setzte den Rebellen energischen Widerstand entgegen. Die Districte von Cabra, Elvira und Jaën wurden der Schauplatz eines erbitterten Kampfes, in welchem Glücks- und Unglücksfälle für jede der beiden Parteien wechselten.[4] Im Frühling des Jahres 888 rückte Mondhir in eigener Person gegen die Insurgenten zu Feld, bemächtigte sich unterwegs einiger Festungen, verheerte die Umgegend von Bobastro und zog vor Archidona, um es zu belagern. Der Renegat Aischûn, welcher dort den Befehl hatte, war nicht frei von jener Prahlerei, die man den Andalusiern noch heutiges Tages vorwirft. Indem er auf seine Tapferkeit rechnete, welche niemand bestritt, wiederholte er bei jeder Gelegenheit: „Wenn ich mich vom Sultan fangen lasse, gebe ich ihm volle Freiheit, mich zu kreuzigen zwischen einem Schwein zu meiner Rechten und einem Hund zu meiner Linken." Er vergaß, daß der Sultan, um ihn zu fangen, ein viel besseres Mittel zur Hand habe als die Macht der Waffen. Einige Einwohner der Stadt ließen sich bestechen; sie versprachen Mondhir, ihm ihren Häuptling lebend auszuliefern, und eines Tages, als Aischûn ohne Waffen in die Wohnung eines dieser Ver-

[1]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 109.
[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 117.
[3]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 123; vgl. S. 117 Z. 3.
[4]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 118.

räther eingetreten war, wurde er, ehe er sichs versah, gefangen genommen, in Ketten dem Sultan ausgeliefert und auf die Art gekreuzigt, die er selbst angegeben. Archidona ergab sich bald nachher. Darauf machte der Sultan die drei Beni-Matrûch, welche Schlösser in der Sierra von Priego besaßen, zu Gefangenen, und nachdem er sie mit neunzehn ihrer ersten Führer hatte kreuzigen lassen, schritt er zur Belagerung von Bobastro. [1]

Gewiß, daß sein Felsen uneinnehmbar sei, beunruhigte Ibn-Chafçûn sich so wenig wegen dieser Belagerung, daß er nur darauf sann, dem Sultan einen Streich zu spielen. Heiterkeit und Scherz lagen in seinem Charakter. Er ließ Mondhir Vorschläge zum Frieden machen. „Ich werde mit meiner Familie nach Corbova kommen, um dort zu wohnen," ließ er ihm sagen; ich werde ein Commando in deinem Heere übernehmen, und meine Söhne sollen deine Clienten werden." Mondhir ging in die Falle. Nachdem er den Kadi und die ersten Theologen aus Cordova hatte kommen lassen, befahl er ihnen, nach den Bedingungen, die Ibn-Chafçûn vorgeschlagen, einen Friedensvertrag aufzusetzen. Ibn-Chafçûn begab sich alsbald zum Sultan der sein Hauptquartier in einem Schlosse der Nachbarschaft aufgeschlagen hatte, und sagte: „Ich bitte dich, mir nach Bobastro etwa hundert Maulesel zu schicken, welche mir zur Wegschaffung meines Hausgeräthes dienen sollen." Der Sultan versprach, es zu thun, und bald nachdem die Armee die Umgegend Bobastro's verlassen hatte, wurden die verlangten Maulesel unter Bedeckung von zehn Hauptleuten und hundertundfünfzig Reitern auf die Festung geschickt. Ibn-Chafçûn war nur schwach bewacht, da man glaubte, sich auf ihn verlassen zu können, und benützte die Nacht, um zu entfliehen, kehrte so schnell er konnte nach Bobastro zurück, befahl einigen Soldaten, ihm zu folgen, überfiel die Bedeckung, entriß ihr die Maulesel und brachte sie hinter den festen Mauern seines Schlosses in Sicherheit. [2]

Wüthend darüber, daß er sich hatte betrügen lassen, schwor Mondhir in seinem Zorn, er wolle die Belagerung von Bobastro von neuem beginnen und sie nicht eher aufheben, als bis der treulose Renegat sich ergeben habe. Der Tod überhob ihn der Ausführung dieses Schwures. Sein Bruder Abdallâh, welcher genau das selbe

---

[1]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 117—120.

[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 121; Nowairi S. 465. Der letztere Schriftsteller läßt sonderbarer Weise Ibn-Chafçûn in Toledo, in welche Stadt er nie einen Fuß gesetzt, belagert werden.

Alter hatte wie er und den nach dem Throne gelüstete, der aber alle Hoffnung auf Besteigung desselben verlieren mußte, wenn Mondhir erst dann starb, wenn seine Kinder schon das Alter erreicht hatten, ihm zu folgen, hatte den Arzt Mondhir's bestochen. Als dieser den Sultan zur Ader ließ, bediente er sich einer vergifteten Lanzette, und am 29. Juni 888 gab Mondhir nach einer Regierung von beinahe zwei Jahren seinen Geist auf.[1]

Von den Eunuchen benachrichtigt, begab Abdallâh sich eiligst in das Lager und theilte den Vezieren den Tod seines Bruders mit, von dem sie noch nichts wußten; er ließ sich zuerst von ihnen den Eid leisten, darnach von den Koraischiten, den omaijadischen Clienten, den Verwaltungsbeamten und den Befehlshabern der Armee. Da die Soldaten über den Entschluß, den der Sultan gefaßt hatte, sehr murrten, weil sie von der Uneinnehmbarkeit Bobastro's überzeugt waren, konnte man voraussehen, daß sie desertiren würden, sobald sie erfahren, daß Mondhir nicht mehr lebe. Ein Anführer lenkte die Aufmerksamkeit Abdallâh's auf diese Stimmung im Heere und rieth ihm, den Tod seines Bruders geheim zu halten und ihn in irgend einem benachbarten Orte beerdigen zu lassen. Aber Abdallâh verwarf diesen Rath mit scheinbarem Unwillen, den er sehr gut zu heucheln wußte. „Was!" rief er aus, „ich sollte meines Bruders Leichnam Menschen Preis geben, welche Glocken läuten nnd das Kreuz anbeten? Nein, niemals; und sollte ich bei seiner Vertheidigung den Tod finden, ich werde ihn nach Cordova führen!" Der Tod Mondhir's wurde also den Soldaten angezeigt; es war für sie die froheste Nachricht, die sie erhalten konnten. Ohne die Befehle des neuen Sultans zu erwarten, trafen sie ihre Vorbereitungen, um ohne Verzug in ihre heimatlichen Hütten zurückzukehren, und während Abdallâh seinen Rückweg nach Cordova nahm, verminderte sich die Zahl seiner Soldaten mit jedem Augenblicke.

Ibn-Chafçûn, welcher den Tod Mondhir's erst erfuhr, als die Armee schon unterwegs war, beeilte sich, aus der Unordnung, welche diesen eiligen Rückzug begleitete, Nutzen zu ziehen. Er hatte sich schon mehrerer Nachzügler und einer beträchtlichen Beute bemächtigt, als Abdallâh ihm seinen Edelknaben Fortunio zuschickte, durch den er ihn beschwören ließ, den Leichenzug nicht anzugreifen, und der ihm die Versicherung geben mußte, daß er nichts mehr wünsche, als mit ihm

[1]) Siehe meine Ausgabe des Ibn-Adhâri, Einleitung S. 44—46.

in Frieden zu leben. Sei es nun Großmuth oder Berechnung, der spanische Häuptling stellte sofort seine Verfolgungen ein.

In Cordova angekommen, zählte Abdallâh kaum vierzig Reiter in seiner Begleitung; alle anderen Soldaten hatten ihn verlassen.[1]

[1]) Ibn-Chaijân fol. 2 r. — 4 r.

XII.

Abdallâh nahm die Macht unter sehr ungünstigen Bedingungen in die Hand. Der Staat, welcher schon seit lange durch die gegenseitigen Antipathien der beiden Nationen untergraben war, schien mit raschen Schritten seinem Verfall und seiner Auflösung entgegen zu gehen. Hätte der Sultan nur Ibn-Chafçûn und seinen Bergbewohnern die Spitze zu bieten gehabt, so wäre das Uebel nur halb so groß gewesen; aber die arabische Aristokratie machte sich die allgemeine Unordnung zu Nutze und fing an, den Kopf wieder emporzurichten und nach Unabhängigkeit zu trachten. Sie war für die Monarchie noch bedrohlicher als die Spanier. So glaubte wenigstens Abdallâh. Und da er entweder mit den Spaniern oder mit der arabischen Aristokratie einen Vergleich abschließen mußte, um nicht ganz isolirt zu sein, wollte er sich noch lieber mit den ersteren vergleichen. Schon früher hatte er einigen von ihnen Zeichen des Wohlwollens gegeben; er hatte ein sehr vertrautes Verhältniß mit Ibn-Merwân, dem Galizier, gehabt, zu der Zeit, als dieser noch in der Garde des Sultans Mohammed diente.[1] Jetzt bot er Ibn-Chafçûn die Statthalterschaft von Regio an, unter der Bedingung, daß er ihn als seinen Herrn anerkenne. Anfänglich schien der Erfolg diese neue Politik zu rechtfertigen. Ibn-Chafçûn leistete den Huldigungseid und schickte seinen Sohn mit einigen seiner Hauptleute an den Hof. Der Sultan that seinerseits Alles, was er konnte, um das Bündniß zu befestigen; er behandelte seine Gäste auf die liebens-

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 37 v.

würdigste Weise und überhäufte sie mit Geschenken. Aber als nach Verlauf weniger Monate Chafç und seine Gefährten nach Bobastro zurückgekehrt waren, ließ Ibn-Chafçûn seine Soldaten thun, was sie wollten; sie plünderten die Flecken und Dörfer bis unmittelbar an die Thore von Ossuna, von Ecija und selbst von Cordova; als darauf die Truppen, welche die Regierung gegen sie geschickt hatte, geschlagen worden, brach Ibn-Chafçûn offen mit dem Sultan und verjagte dessen Beamte.[1]

So hatte Abdallâh dennoch die Spanier zuletzt nicht gewonnen; aber bei den Anläufen dazu hatte er sich gänzlich mit seinen eigenen Volksgenossen überworfen. Es war natürlich, daß in den Provinzen, in denen die Autorität des Sultans schon sehr geschwächt war, die Araber ihm nicht gehorchen wollten, als er sich mit ihren Feinden verbündete.

Wir betrachten zuerst, wie die Dinge sich in der Provinz Elvira gestalteten.

Wenn fromme Erinnerungen überhaupt irgendwelche Gewalt über die Gemüther üben, hätte keine Provinz der christlichen Religion so zugethan sein müssen wie Elvira. Sie war die Wiege des spanischen Christenthums gewesen; man hatte dort der Predigt der sieben Apostelschüler gelauscht, welche nach einer sehr alten Tradition von den Aposteln zu Rom unterrichtet worden waren, zu einer Zeit, als die ganze übrige Halbinsel noch von tiefer Finsterniß des Götzendienstes bedeckt war.[2] Später gegen das Jahr 300 war die Hauptstadt der Provinz[3] der Sitz eines berühmten Concils. Auch blieben die Spanier von Elvira lange der Religion ihrer Vorfahren treu. Wohl war kurze Zeit nach der Eroberung der Grund zu einer großen Moschee durch Chanasch-Çanânî, einen der frömmsten Gefährten Mûsâ's, gelegt worden, aber man zählte so wenige Moslim's in der Stadt, daß dieses Gebäude anderthalb Jahrhunderte lang ganz so stehen blieb wie Chanasch es gelassen hatte.[4] Die Kirchen dagegen waren zahlreich und glänzend. Selbst in Granada gab es deren wenigstens vier, wiewohl

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 37 v., 38 r.

[2]) Siehe das Officium der sieben Apostolici in Esp. sagr. Bd. III S. 361—377. Dieses Officium wurde in den ersten Zeiten der Kirche zu Acci (Guadix el Viejo) ausgearbeitet. Vergleiche auch das Lectionarium Complutense a. a. O. S. 380—384.

[3]) Die Stadt Elvira lag nordwestlich von Granada, ungefähr an der Stelle des jetzigen Pinos Puente.

[4]) Ibn-al-Khatib, Man. G. fol. 5 r.

ein großer Theil dieser Stadt den Juden gehörte, und eine unter diesen Kirchen, welche außerhalb der Stadt Elvira lag und zu Anfang des siebenten Jahrhunderts von einem gothischen Großen Namens Gudila erbaut worden, war von unübertrefflicher Pracht.[1]

Indessen unter der Regierung Abderrachmân's II. und unter der Mohammed's war der Abfall vom Glauben sehr häufig. In der Provinz Elvira konnte man ebenso wenig als in anderen Provinzen Dem, was Vortheil brachte, widerstehen, und überdies hatten die schamlosen Ausschweifungen und die offenkundige Gottlosigkeit des Bischofs von Elvira, Samuel, eines Oheims des Hostegesis, den Christen eine sehr natürliche Abneigung gegen eine Religion eingeflößt, die so unwürdige Diener hatte. Die Verfolgung hatte das Uebrige gethan. Sie war von Samuel geleitet worden. Nachdem er endlich wegen seines anstößigen Lebens abgesetzt worden, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich nach Cordova zu begeben und sich dort zum Islam zu bekennen. Von nun an verfuhr er aufs strengste und grausamste gegen die Angehörigen seiner früheren Diöcese, welche die Regierung seiner blinden Wuth auslieferte, und viele dieser Unglücklichen fanden im Uebertritt das einzige Mittel zur Rettung ihres Lebens und ihrer Besitzthümer.[2]

Auf diese Art waren die Renegaten so zahlreich in Elvira geworden, daß die Regierung die Nothwendigkeit einsah, ihnen eine große Moschee zu verschaffen. Sie wurde im Jahre 864 unter der Regierung Mohammed's vollendet.[3]

Die Araber dieser Provinz stammten zum größten Theil von den Soldaten aus Damask. Diese hatten sich nicht hinter den Mauern einer Stadt einschließen mögen, sondern sich auf dem Lande niedergelassen, und da wohnten ihre Nachkommen noch damals. Diese Araber bildeten im Vergleich mit den Spaniern eine überaus stolze und ausschließliche Aristokratie. Sie hatten wenige Beziehungen zu den Einwohnern der Hauptstadt; der Aufenthalt in Elvira, einer düstern Stadt, inmitten kahler und einförmiger vulkanischer Felsen, ohne Blumen im Sommer, ohne Schnee im Winter, hatte für sie keinen Reiz; aber am Freitag, wenn sie in die Stadt kamen, vorgeblich um dem Gottesdienste beizuwohnen, in Wirklichkeit aber, um mit ihren schönen,

---

[1]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 334—336.

[2]) Samson, Apolog. l. II c. 4.

[3]) Ibn-al-Khatib, Man. G. fol. 5 r.

glänzend aufgezäumten Pferden zu paradiren,[1] unterließen sie es niemals, die Spanier mit stolzer Verachtung und wohlberechnetem Hohne zu überhäufen. Selten hat sich wohl der aristokratische Hochmuth unbefangener und zugleich unerträglicher kund gethan als bei ihnen, die dagegen in den Beziehungen unter einander, sich durch vollendete Höflichkeit auszeichneten. Die Spanier, mochten sie nun Christen oder Moslim's sein, waren für sie nichts weiter als „das niedrige Gesindel;" dies war ihr stehender Ausdruck. Sie hatten sich gegen die Spanier unsühnbare Beleidigungen zu Schulden kommen lassen; daher waren Reibungen zwischen den beiden Nationen häufig genug. Etwa dreißig Jahre vor der Zeit, von der wir sprechen, hatten schon die Spanier die Araber in der Alhambra, wo sie Zuflucht gesucht, belagert.[2]

Im Anfang der Regierung Abdallâh's finden wir die Spanier in einen mörderischen Krieg gegen die arabischen Edlen verwickelt. Diese, welche mit dem Sultan gänzlich gebrochen, hatten einen tapferen Krieger vom Stamme Kais, Namens Jachjâ ibn-Çoçâla, zu ihrem Häuptling erwählt. Von ihren Gegnern aus ihren Flecken verjagt, hatten sie sich in einem Schlosse nordöstlich von Granada nahe bei Guadahortuna befestigt. Von diesem Schlosse aus, welches in alten Zeiten den spanischen Namen Montesacro (heiliger Berg) trug, der durch die arabische Aussprache zu Montexicar geworden ist, suchten sie die Umgegend heim. Die Renegaten aber und Christen, von Nâbil geführt, belagerten sie, tödteten eine große Anzahl von ihnen und nahmen die Festung. Jachjâ ibn-Çoçâla rettete sich durch die Flucht; aber seine Truppe war so geschwächt, daß er sich genöthigt sah, die Waffen zu strecken und einen Vertrag mit den Spaniern abzuschließen. Von dieser Zeit an brachte er oft ganze Tage in der Hauptstadt zu. Vielleicht suchte er dort Intriguen anzuknüpfen; jedoch ob er schuldig war oder nicht, gewiß ist, daß die Spanier ihn im Frühling 889 ganz unvorhergesehen angriffen und ihn sammt seinen Gefährten erwürgten; dann warfen sie die Leichen ihrer Opfer in einen Brunnen und fingen an, die Araber zu umzingeln und Jagd auf sie zu machen, als ob sie Wild wären.

Die Freude der Spanier war sehr groß. „Die Lanzen unserer

[1]) Siehe Denselben a. a. O.

[2]) Wir besitzen keine genauere Nachricht über diesen Krieg, von welchem der spanische Dichter Ablî in einem Verse spricht, den wir später anführen werden.

Feinde sind zerbrochen," sagt ihr Dichter Ablî.[1] „Wir haben ihren Stolz gedämpft! Die, welche sie ‚das gemeine Gesindel' genannt, haben die Grundvesten ihrer Macht unterminirt. Wie lange schon warten ihre Todten, die wir in diesen Brunnen geworfen, vergebens auf ihren Rächer!"

Die Lage der Araber war um so gefährlicher, als sie uneinig waren. Die Anarchie, in welche sie gerathen, hatte die unselige Rivalität zwischen Ma'additen und Jemeniten aufs neue gekräftigt; in mehreren Districten, wie in Sidona, bekämpften die beiden Racen sich aufs äußerste. Als es sich in der Provinz Elvira darum handelte, den Nachfolger Jachjâ's zu wählen, bestritten die Jemeniten, welche die zahlreichsten gewesen zu sein scheinen, den Ma'additen ihre Rechte auf die Hegemonie. Sich in einem so kritischen Augenblicke zanken, hieß sich vollkommenem Verfall aussetzen. Zu ihrem Glück begriffen die Jemeniten dies noch zur rechten Zeit; sie gaben nach und ertheilten im Einverständniß mit ihren Rivalen den Befehl dem Sauwâr.[2] Dieser unerschrockene Häuptling wurde der Retter seines Volkes, und später sagte man oft: „Hätte Allâh den Arabern nicht diesen Sauwâr gegeben, so wären sie bis auf den letzten ausgerottet worden!"

Sauwâr, der wie Jachjâ ein Kaisite war, mußte es sich natürlich sehr angelegen sein lassen, den Tod seines Stammgenossen zu rächen; aber er hatte noch außerdem Rache zu nehmen: zur Zeit der Einnahme von Montesacro hatte er sehen müssen, wie sein ältester Sohn von den Spaniern getödtet wurde. Von diesem Augenblicke an wurde er von Rachedurst verzehrt. Nach seiner eigenen Aussage war er schon alt; „den Weibern liegt nichts mehr an meiner Liebe, seit mein Haar gebleicht ist," sagt er in einem seiner Gedichte, und in der That nahm er die blutige Aufgabe, welche er sich gestellt, mit solcher Hartnäckigkeit und so großer Grausamkeit in die Hand, wie man es sich von einem jüngeren Manne nur schwer würde erklären können, wie es sich aber von einem Greise begreifen läßt, der von einer einzigen und letzten Leidenschaft beherrscht, sein Herz völlig dem Mitleiden und jeder menschlichen Regung verschlossen hat. Man könnte fast annehmen, daß er sich für den Würgengel hielt und daß er seine

[1]) Er hieß Abderrachmân-ibn-Achmed. Man nannte ihn Ablî, weil er aus Abla bei Guadix gebürtig war.

[2]) Honaida, der vierte Vorfahr Sauwâr's und Häuptling der Kaisiten, hatte sich in Maracena im Districte Albolote nördlich von Granada niedergelassen. Seine Nachkommen wohnten damals noch dort.

liebsten und zartesten Neigungen, wenn er überhaupt solche hatte, aus Gewissenhaftigkeit und um nicht seine Mission zu verfehlen, unterdrückte.

Nachdem er möglichst viele Araber unter seinem Banner versammelt hatte, war seine erste Sorge, sich wieder in Besitz von Montesacro zu setzen. Hiermit verband er einen doppelten Zweck: er wollte eine Festung haben, welche ihm zu seinen ferneren Unternehmungen als Stützpunkt dienen konnte; dann wollte er seine Rache im Blute Derjenigen sättigen, welche seinen Sohn getödtet hatten. Wiewohl Montesacro eine zahlreiche Besatzung hatte, nahmen die Araber diese Festung im Sturm. Die Rache Sauwâr's war furchtbar: er ließ alle Soldaten der Festung, sechstausend an der Zahl, über die Klinge springen. Darauf griff er noch andere Schlösser an und nahm sie. Jeder seiner Siege hatte eine furchtbare Schlächterei im Gefolge: niemals und unter keinen Umständen ließ dieser fürchterliche Mann den Spaniern Gnade widerfahren; ganze Familien wurden bis auf das letzte Glied ausgerottet, und es gab eine Masse Erbgüter, die keinen Erben hatten.

In ihrer großen Noth flehten die Spanier von Elvira Dschad, den Statthalter der Provinz, an, sie zu unterstützen, indem sie ihm das Versprechen gaben, ihm von nun an unterthänig zu sein. Dschad gab ihrer Bitte nach. An der Spitze seiner eigenen Truppen und der Spanier, machte er sich auf, um Sauwâr anzugreifen.

Der arabische Häuptling erwartete ihn. Der Kampf war von beiden Seiten lebhaft; aber die Araber errangen den Sieg, sie verfolgten ihre Feinde bis an die Thore Elvira's und tödteten mehr als siebentausend Mann. Dschad selbst fiel den Siegern in die Hände.

Der glückliche Ausgang dieser Schlacht, welche unter dem Namen „Schlacht des Dschad" bekannt ist, erfüllte die Araber mit großer Freude: während sie sich bis dahin auf den Angriff von Schlössern beschränkt hatten, war es ihnen nun zum ersten Male gelungen, ihre Feinde auf offenem Felde zu besiegen, und sie hatten den Manen Jachjâ's viele Opfer dargebracht. Einer ihrer tapfersten Häuptlinge Sa'îd ibn-Dschûdî, der zugleich einer ihrer besten Dichter war, spricht seine Gefühle in folgenden Worten aus:

„Ihr Apostaten und Ungläubigen, die ihr bis zu eurer letzten Stunde die wahre Religion für falsch erklärt,[1] wir haben euch getödtet, weil wir unseren Jachjâ zu rächen hatten. Wir haben euch getödtet: Gott wollte es! Ihr Sklavensöhne habt un-

[1]) Worte, welche Mohammed im Koran an die Christen und Juden richtet.

kluger Weise Tapfere erzürnt, welche niemals unterlassen haben, ihre Todten zu rächen; gewöhnt euch also daran, ihre Wuth zu ertragen und in euren Eingeweiden ihre flammenden Schwerter wühlen zu lassen.

„An der Spitze seiner Krieger, welche keine Beleidigung dulden und die von wahrem Löwenmuth erfüllt sind, zieht ein hochberühmter Häuptling euch entgegen. Ein glänzend berühmter Häuptling! Sein Ruf überstrahlt jeden andern; er hat die Großmuth seiner unvergleichlichen Vorfahren geerbt. Er ist ein Löwe; in ihm fließt das reinste Blut der Nizâr's; er ist die Stütze seines Stammes wie kein Anderer. Er wollte seine Stammgenossen rächen. Diese erhabenen Männer, welche glaubten, wiederholten Schwüren trauen zu dürfen. Und er hat sie gerächt! Er hat die Söhne der Weißen über die Klinge springen lassen, und die von ihnen, welche noch leben, schmachten in den Ketten, mit denen er sie beladen hat. Wir haben tausende von euch getödtet; aber der Tod einer noch so großen Menge wiegt den eines einzigen Edlen nicht auf.

„Wehe! sie haben unsern Jachjâ, als er ihr Gast war, getödtet! Ihn zu morden war keine kluge That... Sie haben ihn erwürgt, diese schlechten und verächtlichen Sklaven; Alles, was Sklaven thun, ist gemein. Als sie dieses Verbrechen begingen, haben sie keine verständige That vollbracht; nein, ihr Schicksal, das kein glückliches war, hat sie belehrt, wie falsch ihre Eingebung war. Als Verräther habt ihr ihn ermordet, ihr Ehrlosen, nach vielen Unterhandlungen, nach vielen Schwüren!"

Nach diesem glänzenden Siege begann Sauwâr, welcher Verträge mit den Arabern von Regio, von Jaën und sogar von Calatrava geschlossen hatte, seine Verheerungen und Metzeleien von neuem. Gänzlich entmuthigt, wußten die Spanier nun keine andere Rettung, als sich in die Arme des Sultans zu werfen. Sie flehten seinen Schutz an. Gern hätte der Sultan ihnen diesen bewilligt, wenn er in der Lage gewesen wäre, es zu thun. Alles, was ihm unter den gegebenen Umständen möglich war, bestand darin, seine freundschaftliche Vermittelung zu versprechen. Er ließ daher Sauwâr sagen, er sei bereit, ihm einen großen Antheil an der Regierung der Provinz zu geben, erwarte dagegen von ihm Gehorsam gegen seine Befehle und das Versprechen, daß er die Spanier in Ruhe lassen wolle. Sauwâr nahm diese Bedingungen an; er und die Spanier schworen feierlich, Frieden zu halten, und die äußerliche Ordnung wurde in der Provinz wieder hergestellt; aber leider war es eine trügerische Ruhe; denn alle Gemüther waren voll Aufregung und Leidenschaft. Da er in seiner Nähe keine Feinde mehr auszurotten fand, griff Sauwâr die Verbündeten und Vasallen Ibn-Chafçûn's an. Beim Gerücht seiner Heldenthaten und seiner Grausamkeiten, beim Angstgeschrei ihrer Landsleute erwachte plötzlich das Nationalgefühl in den Einwohnern von Elvira. Alle ergriffen

in gemeinsamer Begeisterung die Waffen, die ganze Provinz folgte ihrem Beispiele, in allen Häusern tönte das Kriegsgeschrei wider, und die Araber, welche überall angegriffen, überall geschlagen wurden, flüchteten eiligst in die Alhambra, um darin Zuflucht zu suchen.

Erst von den Spaniern, dann wieder von den Arabern genommen, war die Alhambra nur noch eine majestätische Ruine und fast ohne Vertheidigungsmittel. Dennoch war sie der einzige Zufluchtsort, der den Arabern geblieben war; wenn sie sich ihn nehmen ließen, konnten sie gewiß sein, daß sie alle bis auf den letzten ermordet würden. Sie waren aber fest entschlossen, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. So lange die Sonne über dem Horizonte stand, warfen sie tapfer die unaufhörlich erneuten Angriffe der Spanier zurück, welche mit Wuth im Herzen dieses Mal bald mit Denen fertig zu werden dachten, die so lange ihre unerbittlichen Feinde gewesen waren. Als die Nacht angebrochen, bauten sie bei Fackelschein die Mauern und Basteien der Festung wieder auf; aber die Ermüdung, die Nachtwachen, die Aussicht auf den gewissen Tod, wenn sie nur einen Augenblick ermatten würden, alles das brachte sie in einen Zustand fieberhafter Aufregung, so daß sie abergläubischen Aengsten Einlaß gaben, deren sie sich zu anderen Zeiten geschämt hätten. Da ereignete es sich, daß in einer Nacht, als sie an den Festungswerken arbeiteten, ein Stein durch die Mauern flog und zu ihren Füßen niederfiel. Ein Araber, der ihn aufnahm, fand ein Stück Papier daran gebunden, auf welchem folgende drei Verse geschrieben waren; er las sie laut mit vernehmlicher Stimme vor, während seine Kameraden ihm in lautloser Stille zuhörten:

„Ihre Flecken sind verlassen, ihre Felder liegen brach, und von den Stürmen wird dort der Sand hoch aufgewirbelt. In der Alhambra eingeschlossen, sinnen sie jetzt auf neue Verbrechen; aber auch dort werden sie fortwährende Niederlagen zu ertragen haben, ebenso wie ihre Väter stets unsern Lanzen und unsern Degen ausgesetzt waren."

Als sie diese Verse vernahmen beim matten und traurigen Schein der Fackeln, deren grelle und flackernde Lichteffekte mit den schwärzesten Schatten wechselten und eine schauerliche und seltsame Beleuchtung bewirkten, wurden die Araber, welche schon vorher am Siege ihre Sache verzweifelten, von düsteren Vorahnungen erfaßt. „Diese Verse," sagten später einige von ihnen, „schienen uns ein Zeichen vom Himmel zu sein; als wir sie hörten, wurden wir von so großem Schrecken ergriffen, daß alle Heere der Welt, wenn sie erschienen wären, um unsere Festung zu umzingeln, ihn nicht hätten vermehren können." Einige

von ihnen, die etwas weniger ängstlich waren als die anderen, suchten ihre erschreckten Kameraden zu beruhigen, indem sie ihnen sagten, daß der Kiesel und das Billet nicht vom Himmel gefallen seien, wie sie zu glauben schienen, sondern daß wahrscheinlich eine feindliche Hand sie ihnen zugeworfen habe und die Verse aus der Feder des spanischen Dichters Ablî stammten. Als diese Meinung nach und nach sich Geltung verschaffte, forderten Alle ihren Dichter Asadî auf, in dem selben Metrum und auf den nämlichen Reim die Herausforderung des feindlichen Dichters zu beantworten. Eine solche Aufgabe war für Asadî nichts Neues; oft war er mit Ablî in poetische Zweikämpfe dieser Art verwickelt gewesen; aber er war von reizbarem Temperament und sehr lebhafter Einbildungskraft; gerade jetzt mehr erschüttert und beunruhigt als alle Uebrigen, besann er sich lange Zeit, ehe er im Stande war, folgende zwei Verse hervorzubringen, welche genügend bewiesen, daß er nicht begeistert war:

„Unsere Flecken sind bewohnt, unsere Felder liegen nicht brach. Unser festes Schloß schützt uns gegen jeden Angriff; darin finden wir unsern Ruhm; uns stehen Siege bevor, euch Niederlagen."

Zur Vollständigkeit der Antwort bedurfte es eines dritten Verses; aber Asadî, von Rührung überwältigt, konnte ihn nicht finden. Vor Scham erröthend und mit niedergeschlagenen Augen, stand er stumm und betroffen da, als ob er in seinem Leben noch keinen Vers zusammengebracht hätte.

Dieser Umstand war nicht dazu gemacht, den gesunkenen Muth der Araber aufzurichten. Als sie schon beruhigt waren und geneigt, nicht mehr etwas Uebernatürliches in dem Vorgefallenen zu finden, erwachten bei der Bemerkung, daß gegen alle Erwartung ihrem Dichter die Inspiration ausgegangen war, ihre abergläubischen Befürchtungen aufs neue und in gesteigertem Grade.

Asadî war ganz beschämt in sein Gemach zurückgekehrt, als er plötzlich eine Stimme vernahm, welche folgende Verse sprach:

„Ja bald, wenn wir heraustreten werden,[1] sollt ihr eine so furchtbare Niederlage erleiden, daß im Augenblick das Haar eurer Frauen und eurer Kinder ergrauen wird."

Dies war der dritte Vers, welchen er vergebens gesucht hatte. Er sah sich um; er sah niemanden. Fest überzeugt, daß dieser Vers von

[1]) Nämlich aus der Alhambra.

einem unsichtbaren Geiste ausgesprochen worden, eilte er zu dem Häuptling Abdhâ, seinem vertrauten Freunde, erzählte ihm, was sich zugetragen und wiederholte ihm den Vers, den er vernommen hatte. „Freuen wir uns!“ rief Abdhâ aus. „Ja gewiß, ich bin vollkommen deiner Meinung; es muß ein Geist sein, welcher diesen Vers ausgesprochen hat, und wir können der Erfüllung seiner Prophezeiung gewiß sein. So muß es sein: diese unreine Nation muß zu Grunde gehen, denn Gott hat gesagt:[1] Derjenige, welcher, nachdem er das Wiedervergeltungsrecht nach Maßgabe der erhaltenen Beschimpfung ausgeübt, eine neue empfangen hat, wird von Gottes eigenem Beistande unterstützt werden.“

Von nun an überzeugt, daß der Ewige sie unter seinen Schutz genommen habe, wickelten die Araber das Papier, auf welchem der Vers ihres Dichters stand, um einen Kieselstein und warfen diesen den Feinden zu.

Sieben Tage darauf sahen sie, wie die spanische Armee, zwanzigtausend Mann stark, ihre Vorbereitungen traf, sie von der Ostseite anzugreifen, und ihre Kriegsmaschinen auf einem Hügel aufstellte. Anstatt seine tapferen Soldaten der Niedermetzelung in einer verfallenen Festung auszusetzen, zog Sauwâr es vor, sie dem Feinde entgegen zu führen. Als der Kampf begonnen, verließ er rasch das Schlachtfeld mit einer auserlesenen Schaar, ohne daß seine Abwesenheit von seinen Gegnern bemerkt wurde, und stürzte sich auf einem Umweg mit solchem Ungestüm über die auf dem Hügel aufgestellte Abtheilung, daß er sie in die Flucht schlug. Der Anblick Dessen, was sich auf der Höhe zutrug, flößte den auf der Ebene kämpfenden Spaniern einen panischen Schrecken ein; denn sie glaubten, daß die Araber Verstärkung erhalten hätten. Nun begann ein fürchterliches Blutbad: die Araber verfolgten ihre Feinde bis an die Thore von Elvira und tödteten nach Einigen zwölftausend von ihnen, nach Anderen siebenzehntausend.

Sa'îd ibn-Dschûdî besingt diese zweite Schlacht, die unter dem Namen „Schlacht der Stadt,“ bekannt ist, folgendermaßen:

„Sie hatten gesagt, diese Söhne der Weißen: ‚Wenn unsere Armee auf euch eindringt, wird sie wie ein Orkan herniederbrausen. Ihr werdet nicht Widerstand leisten können, ihr werdet vor Furcht zittern, und das stärkste Schloß wird euch keine Zuflucht bieten!‘

„Nun wohl! Wir haben diese Armee verjagt, als sie sich auf uns stürzte; wir haben sie mit solcher Leichtigkeit verjagt, wie man Fliegen von der Suppe wegscheucht

[1]) Siehe Koran, Sure 22 V. 59.

oder eine Heerde Kameele aus ihrem Stalle treibt. Ja, freilich war der Orkan furchtbar; der Regen fiel in großen Tropfen, der Donner grollte, und Blitze durchzuckten das Gewölk; aber nicht uns traf das Gewitter, nicht uns! Eure Schaaren fielen unter unsern trefflichen Klingen, wie die Aehren unter der Sichel des Schnitters fallen.

„Als sie uns im Galopp auf sich zukommen sahen, verursachten unsere Säbel ihnen so großen Schrecken, daß sie uns den Rücken wandten und anfingen zu laufen; aber wir stürzten auf sie ein und durchstachen sie mit unsern Lanzen. Einige wurden von uns zu Gefangenen gemacht und mit Ketten beladen, Andere von tödtlicher Angst getrieben, liefen so schnell sie konnten, und die Erde schien ihnen zu eng zu sein.

„Ihr habt in uns eine auserwählte Schaar gefunden, die es versteht, die Köpfe der Feinde in Brand zu stecken, wenn der Regen, von dem ihr gesprochen, in dicken Tropfen fällt. Sie besteht aus Söhnen Adnân's, welche sich auszeichnen durch ihre Geschicklichkeit in feindlichen Einfällen, und aus Söhnen Kachtân's, welche sich auf ihren Raub wie Geier stürzen. Ihr Häuptling, ein großer Krieger, ein wahrer Löwe, der aller Orten berühmt ist, gehört der besten Abtheilung der Kaisiten an; seit langen Jahren haben die großmüthigsten und tapfersten Männer erkannt, wie hervorragend an Muth und edler Gesinnung er ist. Er ist ein Ehrenmann. Aus einem Stamm von Tapferen entsprossen, deren Blut sich nie mit dem eines andern Stammes vermischt hat, greift er seine Feinde mit dem Ungestüm an, welches einem Araber und vor Allem einem Kaisiten geziemt, und verficht die wahre Religion gegen jeden Ungläubigen.

„Ja wohl! Sauwâr hat an jenem Tage einen schneidigen Degen geschwungen; mit ihm hat er die Köpfe abgeschnitten, wie man sie nur mit Klingen von ächtem Stahle abschneiden kann. Seines Armes bediente sich Allâh, um die Anhänger einer falschen Religion, welche sich gegen uns verbündet haben, zu tödten. Als der verhängnißvolle Augenblick für die Söhne der Weißen gekommen war, stand unser Häuptling an der Spitze seiner stolzen Krieger, deren Festigkeit so unerschütterlich wie ein Felsen und deren Zahl so groß war, daß die Erde zu klein schien, sie zu tragen. All diese Tapferen sprengten heran mit verhängtem Zügel, und ihre Renner wieherten!

„Ihr habt den Krieg gewollt; er ist verhängnißvoll für euch geworden, und Gott hat euch plötzlich umkommen lassen!"

Nach dieser unheilvollen Schlacht befanden sich die Spanier in einer so kritischen Lage, daß sie keine Wahl hatten; es blieb ihnen nur Eine Entscheidung übrig, nämlich die, Omar ibn-Chafçûn, das Haupt ihrer Nation, um Hilfe anzugehen und seine Autorität anzuerkennen. Das thaten sie, und Ibn-Chafçûn, der sich in der Nachbarschaft befand, kam mit seiner Armee nach Elvira, brachte wieder Ordnung in die Bürgerwehr dieser Stadt, sammelte einen Theil der Besatzung aus den benachbarten Schlössern unter sein Banner und machte sich auf den Weg, um Sauwâr anzugreifen.

Dieser Häuptling hatte die Zwischenzeit benützt, um die Araber von Jaën und Regio an sich zu ziehen, und seine Armee war jetzt zahlreich genug, daß er der Hoffnung Raum geben konnte, Ibn-Chafçûn mit Erfolg zu bekämpfen. Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Nachdem Ibn-Chafçûn mehrere seiner besten Soldaten verloren und

sein eigenes Blut nicht geschont hatte, sah er sich zum Rückzug genöthigt. Sonst nur an Sieg gewöhnt, wurde er durch diesen Schlag in großen Zorn versetzt. Er legte ihn den Bewohnern Elvira's zur Last, er warf ihnen vor, daß sie sich während des Handgemenges schlecht benommen hätten, und in seinem Zorn legte er ihnen eine große Steuerlast auf, indem er verlangte, daß sie selbst die Kosten dieses Krieges trügen, den er nur in ihrem Interesse unternommen habe. Dann kehrte er mit der Hauptarmee nach Bobastro zurück und vertraute die Vertheidigung Elvira's seinem Hauptmann Chafç ibn-el-Moro an.

Unter den Gefangenen, welche er fortführte, befand sich der tapfere Sa'îd ibn-Dschûdî. Während seiner Gefangenschaft schrieb er folgende Verse:

„Muth, Hoffnung, meine Freunde! Glaubt nur, daß Freude auf die Traurigkeit folgen wird und daß ihr von hier Glück statt des Unglücks mit euch nehmen werdet. Auch Andere haben Jahre lang diesen Kerker bewohnt und wandern jetzt fröhlich auf den Feldern und im Sonnenschein.

„Wenn wir jetzt gefangen sind, so haben wir uns doch nicht ergeben; man hat uns überrascht. Hätte ich nur die kleinste Ahnung von Dem gehabt, was uns geschehen würde, so hätte meine Lanze mich beschützen sollen; denn die Reiter kennen meine Tapferkeit und meine Kühnheit zur Stunde der Gefahr sehr wohl!

„Und du, Wanderer, bringe meinen Gruß an meinen edlen Vater und meine zärtliche Mutter; sie werden dich mit Entzücken anhören, sobald du ihnen sagst, du habest mich gesehen. Grüße auch meine theure Gattin und überbringe ihr diese Worte: ‚Immer gedenke ich dein, selbst am Tage des jüngsten Gerichtes; dann werde ich mich vor meinen Schöpfer stellen, dein Bildniß im Herzen tragend. Ich versichere dich, daß deine Traurigkeit mich viel mehr betrübt als meine Gefangenschaft, ja selbst als meine Aussicht auf den Tod.'

„Vielleicht wird man mich hier umkommen lassen und mich beerdigen... Ein Tapferer wie ich möchte weit lieber ruhmvoll auf dem Schlachtfelde fallen und den Geiern zur Speise dienen!"

Nach dem Rückzug Ibn-Chafçûn's wurde Sawwâr, der sich in einen Hinterhalt hatte locken lassen, von den Einwohnern getödtet. Als man seinen Leichnam in die Stadt brachte, ertönte die Luft von Freudengeschrei. Von Rachedurst außer sich, stürzten die Weiber sich gleich wilden Thieren auf den Leichnam Dessen, der sie ihrer Brüder, ihrer Männer und Kinder beraubt hatte, sie brüllten vor Wuth, zerschnitten ihn in Stücke und verschlangen sie.[1]

---

[1]) In unserm Jahrhundert haben diese Andalusierinnen würdige Töchter gefunden in jenen Frauen, die zur Zeit Napoleon's I. sich mit furchtbarem Geheul auf die verwundeten Franzosen stürzten und sich um sie stritten, um sie unter den grausamsten Qualen sterben zu lassen, nachdem sie ihnen mit Messern und Scheeren die Augen ausgestochen. Siehe de Rocca S. 209.

Die Araber verliehen den Befehl dem Sa'îd ibn=Dschûdî, welchem Ibn=Chafçûn soeben die Freiheit geschenkt hatte (890).

Obgleich Sa'îd der Freund Sauwâr's war und seine Heldenthaten besungen hatte, glich er ihm doch keineswegs. Von edler Abkunft — sein Großvater war unter der Regierung Chacam's Kadi von Elvira und später Präfect von Cordova gewesen [1] — war er überdies das Ideal eines arabischen Adeligen, und seine Zeitgenossen legten ihm die zehn Eigenschaften bei, die ein vollkommener Edelmann besitzen mußte. Sie waren: Großmuth, Tapferkeit, vollkommene Kenntniß aller Regeln der Reitkunst, Schönheit des Körpers, Gabe der Dichtkunst, Beredsamkeit, Körperkraft, die Kunst, die Lanze zu handhaben, die des Fechtens und Geschicklichkeit im Bogenschießen. Er war der einzige Araber, welchen Ibn=Chafçûn auf dem Schlachtfelde fürchtete. Eines Tages vor Beginn des Kampfes forderte Sa'îd den Ibn=Chafçûn zum Zweikampf heraus; allein der letztere wagte trotz seiner Tapferkeit nicht, sich mit ihm zu messen. Ein anderes Mal stand Sa'îd während des Handgemenges plötzlich Ibn=Chafçûn gegenüber. Wieder wollte dieser ihn vermeiden; aber Sa'îd packte ihn mit beiden Händen um den Leib und warf ihn zu Boden. Er würde ihn erdrückt haben, wenn die Soldaten Ibn=Chafçûn's sich nicht auf ihn geworfen und ihn gezwungen hätten, jenen loszulassen.

Dieser tapferste unter den Rittern war auch zugleich der galanteste. Keiner verliebte sich so schnell in den Klang einer Stimme oder in schöne Locken, keiner wußte besser als er, welche verführerische Macht eine schöne Hand ausübt. Als er eines Tages, zur Zeit da Mohammed noch regierte, nach Cordova gekommen war, ging er vor dem Palast des Prinzen Abdallâh vorbei; da fesselte der harmonische Gesang einer weiblichen Stimme sein Ohr. Der Gesang kam aus einem Gemache im ersten Stockwerk, dessen Fenster auf die Straße ging, und die Sängerin war die schöne Dschehâne. Sie war gerade bei dem Prinzen, ihrem Herrn, kredenzte ihm und sang ihm vor. Durch einen unwiderstehlichen Reiz angezogen, setzte Sa'îd sich in eine Nische, wo er, ohne den Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt zu sein, ruhig zuhören konnte. Seine Augen unbeweglich auf das Fenster gerichtet, horchte er, in Entzücken ganz verloren, und verging vor Lust, die schöne Sängerin zu sehen. Nachdem er lange Zeit gehorcht und gewartet hatte, bemerkte er endlich ihre kleine weiße Hand im Augenblick, als sie dem Prinzen die Schaale reichte. Weiter sah er nichts; aber diese

[1]) Siehe Ibn=al=Abbâr S. 83.

in Frieden zu leben. Sei es nun Großmuth oder Berechnung, der spanische Häuptling stellte sofort seine Verfolgungen ein.

In Cordova angekommen, zählte Abdallâh kaum vierzig Reiter in seiner Begleitung; alle anderen Soldaten hatten ihn verlassen. [1]

---

1) Ibn-Chaijân fol. 2 r. — 4 r.

XII.

Abdallâh nahm die Macht unter sehr ungünstigen Bedingungen in die Hand. Der Staat, welcher schon seit lange durch die gegenseitigen Antipathien der beiden Nationen untergraben war, schien mit raschen Schritten seinem Verfall und seiner Auflösung entgegen zu gehen. Hätte der Sultan nur Ibn-Chafçûn und seinen Bergbewohnern die Spitze zu bieten gehabt, so wäre das Uebel nur halb so groß gewesen; aber die arabische Aristokratie machte sich die allgemeine Unordnung zu Nutze und fing an, den Kopf wieder emporzurichten und nach Unabhängigkeit zu trachten. Sie war für die Monarchie noch bedrohlicher als die Spanier. So glaubte wenigstens Abdallâh. Und da er entweder mit den Spaniern oder mit der arabischen Aristokratie einen Vergleich abschließen mußte, um nicht ganz isolirt zu sein, wollte er sich noch lieber mit den ersteren vergleichen. Schon früher hatte er einigen von ihnen Zeichen des Wohlwollens gegeben; er hatte ein sehr vertrautes Verhältniß mit Ibn-Merwân, dem Galizier, gehabt, zu der Zeit, als dieser noch in der Garde des Sultans Mohammed diente. [1] Jetzt bot er Ibn-Chafçûn die Statthalterschaft von Regio an, unter der Bedingung, daß er ihn als seinen Herrn anerkenne. Anfänglich schien der Erfolg diese neue Politik zu rechtfertigen. Ibn-Chafçûn leistete den Huldigungseid und schickte seinen Sohn mit einigen seiner Hauptleute an den Hof. Der Sultan that seinerseits Alles, was er konnte, um das Bündniß zu befestigen; er behandelte seine Gäste auf die liebens-

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 37 v.

XIII.[1]

Während die Spanier von Elvira gegen den arabischen Adel kämpften, gingen auch in Sevilla sehr wichtige Dinge vor.

Nirgends war die Volkspartei so stark. Von den Zeiten der Westgothen her war Sevilla der Sitz der Wissenschaften und der römischen Civilisation und die Residenz der edelsten und begütertsten Familien gewesen.[2] Die arabische Eroberung hatte beinahe keine Veränderung der gesellschaftlichen Zustände hervorgebracht. Nur wenige Araber hatten sich in der Stadt niedergelassen; sie hatten dazu vorzugsweise das freie Land gewählt. Die Nachkommen der Römer und Gothen machten daher noch jetzt den größten Theil der Einwohner aus. Durch ihren Ackerbau und Handel waren sie sehr reich; zahllose überseeische Schiffe kamen nach Sevilla, welches für einen der besten Häfen Spaniens galt, um Baumwolle, Oliven und Feigen, die der Boden dort in Fülle hervorbrachte, in Ladungen abzuholen.[3] Die

[1]) Ibn-Chaijân fol. 49 v. — 56 v.; 63 r. — 65 r.

[2]) Akhbâr madschmûa fol. 56 v.; Makkari Bd. I S. 89. Unter den Römern war Sevilla die Hauptstadt Spaniens gewesen, wovon diese Verse des Ausonius zeugen:

> Jure mihi post has memorabere nomen Hiberum
> Hispalis, aequoreus quam praeterlabitur amnis,
> Submittit cui tota suos Hispania fasces.

Einige Ausgaben haben hier Emerita anstatt Hispalis; aber der Ausdruck aequoreus amnis, welcher sehr gut für den Guadalquivir bei Sevilla paßt, weil Ebbe und Fluth bis dort bemerkbar sind, paßt nicht auf den Guadiana bei Merida.

[3]) Spanische Uebersetzung des Razi S. 56.

meisten Sevillaner hatten das Christenthum abgeschworen, sie hatten es schon früh gethan, denn bereits unter der Regierung Abderrachmân's II. hatte man sich genöthigt gesehen, für sie eine große Moschee bauen zu lassen.[1] Aber ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, ihr Charakter, kurz Alles bis auf ihre Familiennamen, wie zum Beispiel Beni=Angelino, Beni=Sabarico[2] u. s. w., erinnerte noch deutlich an ihren spanischen Ursprung.

Im Allgemeinen waren diese Renegaten friedlich und keineswegs dem Sultan feindlich gesinnt; sie betrachteten ihn im Gegentheil als die natürliche Stütze der Ordnung; aber sie fürchteten die Araber, nicht zwar die aus der Stadt, denn diese, an die Vortheile der Civilisation gewöhnt, nahmen keinen Theil mehr an den Stammes= oder Racen=Streitigkeiten; wohl aber thaten dies die Araber auf dem Lande, welche ihre plumpen Sitten, ihre alten nationalen Vorurtheile, ihre Abneigung gegen jeden fremden Namen, ihren kriegerischen Geist und ihre Anhänglichkeit an ihre alten Familien, denen sie von Vater auf Sohn seit undenklichen Zeiten gehorsam waren, ganz unverändert beibehalten hatten. Voll eifersüchtigen Hasses gegen die reichen Spanier, waren sie immer bereit, sie zu plündern und zu tödten, sobald die Umstände es ihnen erlaubten oder ihre Adeligen sie dazu aufforderten. Sie waren sehr zu fürchten, besonders die aus der Axarafe; daher hatten die Spanier, welche eine alte Prophezeiung besaßen, nach welcher die Stadt durch Feuer aus der Axarafe zerstört werden sollte,[3] ihre Maßregeln getroffen, um nicht unversehens von den Söhnen der Räuber aus der Wüste überrascht zu werden. Sie hatten sich in zwölf Truppen getheilt, deren jede ihren Häuptling, ihre Fahne und ihr Arsenal hatte, und mit den ma'additischen Arabern aus der Provinz Sevilla wie mit den Botr=Berbern von Moron hatten sie Bündnisse abgeschlossen.

Unter den großen Familien der Provinz gab es zwei, welche vor allen anderen den Vorrang hatten; das waren die Beni=Chaddschâdsch und die Beni=Khaldûn. Die erste, wiewohl sehr arabisch in ihrem Denken, stammte trotzdem von weiblicher Seite von Witiza, dem vorletzten gothischen Könige, ab. Eine Enkelin dieses Königs, Sara, hatte in zweiter Ehe einen gewissen Omair geheirathet, aus dem jeme=

---

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 26 r.

[2]) Man findet diesen Namen oft in den Urkunden des nördlichen Spaniens. Siehe z. B. Esp. sagr. Bd. XXXIV S. 469.

[3]) Spanische Uebersetzung des Râzi S. 56.

nitischen Stamme der Lakhmiten. Aus dieser Ehe waren vier Kinder hervorgegangen, welche die Stammväter von ebenso vielen großen Familien wurden, unter denen die der Beni-Chabdschâdsch die reichste war. Den großen Grundbesitz, welchen sie in Seneb inne hatten, verdankten sie der Sara; denn ein arabischer Geschichtschreiber, welcher selbst ebenfalls durch Sara von Witiza abstammte, bemerkt, daß Omair Kinder von anderen Frauen gehabt habe, daß aber die Nachkommen von diesen Frauen durchaus nicht mit denen von der Sara sich messen konnten.[1] Die andere Familie, die der Beni-Khaldûn, war ebenfalls jemenitischen Ursprungs; sie gehörte zum Stamme Chadhramaut, und ihre Güter befanden sich in der Axarafe. Die Mitglieder dieser beiden großen Häuser waren Ackerbauer und Soldaten, daneben Kaufleute und Rheder. Sie lebten gewöhnlich auf ihren Schlössern, ihren Bordsch;[2] aber von Zeit zu Zeit hielten sie sich auch in der Stadt auf, wo sie Paläste besaßen.

Im Anfang der Regierung Abdallâh's war Koraib Häuptling der Khaldûn's. Er war ein versteckter und treuloser Mann, der aber alle Talente eines Parteiführers besaß. Getreu den Ueberlieferungen seiner Race, verabscheute er die Monarchie. Er wollte, daß die Kaste, zu der er gehörte, das Herrscheramt, welches man ihr entrissen hatte, wieder einnehme. Anfangs versuchte er einen Aufstand in der Stadt selbst zu veranlassen. Er wandte sich deshalb an die Araber, welche darin wohnten, und gab sich Mühe, bei ihnen die Liebe zur Unabhängigkeit wieder zu wecken. Es gelang ihm nicht. Diese Araber, meist Koraischiten oder Clienten der regierenden Familie, waren Anhänger des Sultans oder gehörten, um es richtiger zu sagen, zu gar keiner Partei, wenn nicht vielleicht zu derjenigen, welche man heutiges Tages die Partei der Ordnung nennt. Mit aller Welt in Frieden zu leben und in ihren Geschäften oder ihren Vergnügungen nicht gestört zu werden, das war Alles, was sie verlangten. Sie hatten also keine Sympathie für Koraib; sein abenteuerlicher Hang und sein ungezügelter Ehrgeiz flößten ihnen nichts weiter als tiefe Abneigung ein, die mit Schrecken vermischt war. Wenn er von Unab-

---

[1]) Siehe Ibn-al-Kûtia fol. 3 r.

[2]) Die Schlösser der Beni-Khaldûn trugen noch im dreizehnten Jahrhundert den Namen ihrer alten Herren, denn in den Urkunden Alphon's X. ist oft die Rede von dem Borg Aben-Haldon oder von der Torre Aben-Haldon. Siehe Espinosa, Historia de Sevilla Bd. II fol. 4 col. 1; fol. 16 col. 2; fol. 17 col 1; die letztgenannte Urkunde befindet sich auch in dem Memorial historico español Bd. I S. 14.

hängigkeit sprach, bekam er zur Antwort, daß man die Unordnung und Anarchie hasse, daß man nicht das Werkzeug sein wolle für den Ehrgeiz eines Andern und daß man mit seinen schlechten Rathschlägen und seinem bösen Geiste nichts zu thun haben wolle.

Als er sah, daß er in der Stadt seine Zeit nur verschwende, ging Koraib wieder nach der Axarafe zurück, wo es ihn keine Mühe kostete, die Herzen seiner Stammgenossen zu entflammen; sie versprachen ihm fast alle, daß sie die Waffen bei seinem ersten Zeichen ergreifen würden. Darauf organisirte er ein Bündniß, in welches die Chaddschâd's eintraten, zwei jemenitische Häuptlinge (der eine aus Niebla, der andere aus Sidona) und der Häuptling der Bornos-Berbern aus Carmona. Der Zweck, den diese Verbündeten im Auge hatten, war, Sevilla dem Sultan zu entreißen und die Spanier auszuplündern.

Die sevillanischen Patricier, welche wegen ihrer Entfernung Koraib nicht mehr beobachten konnten, wie zur Zeit als er noch unter ihnen war, wußten nichts von dem Complott, welches er angezettelt; wohl drangen von Zeit zu Zeit unbestimmte Gerüchte davon bis zu ihren Ohren, allein sie wußten nichts Bestimmtes und setzten noch nicht Mißtrauen genug in den gefährlichen Verschwörer.

Da er sich zuerst an Denjenigen rächen wollte, die ihm kein Gehör geschenkt, und ihnen zugleich zeigen wollte, daß der Herrscher unfähig sei, sie zu vertheidigen, ließ Koraib den Berbern von Merida und Medellin heimlich sagen, daß die Provinz Sevilla von Truppen entblößt sei und daß sie, wenn sie wollten, mit Leichtigkeit reiche Beute machen könnten. Immer zum Raube bereit, machten die halbwilden Berbern sich sogleich auf, bemächtigten sich des Dorfes Taljâta[1], plünderten es, tödteten die Männer, die sie dort fanden, und führten die Frauen und Kinder in die Knechtschaft. Der Statthalter von Sevilla sammelte alle Waffenfähigen um sich und zog den Berbern entgegen. Da er unterwegs vernahm, daß sie sich schon Taljâta's bemächtigt hätten, schlug er seine Zelte auf einer Anhöhe auf, welche der Oelberg hieß. Eine Entfernung von nur drei Meilen trennte sie vom Feinde, und von beiden Seiten hielt man sich bereit zum Kampfe auf den folgenden Tag, als Koraib, welcher wie die anderen Edelleute sein Contingent gestellt hatte, die Nacht benützte, um den Berbern sagen zu lassen, daß er, sobald man handgemein ge-

[1]) Eine halbe Meile westlich von Sevilla; siehe meine Recherches Bd I Seite 317 f.

worden, mit seiner Truppe die Flucht ergreifen wolle. Er hielt sein Versprechen und riß, indem er floh, das ganze Heer mit sich fort. Von den Berbern verfolgt, ließ der Statthalter erst im Dorfe Huebar (fünf Meilen von Sevilla) Halt machen und verschanzte sich dort. Ohne daß sie sich die geringste Mühe gaben, ihn in dieser Stellung zu überwältigen, kehrten die Berbern wieder nach Taljâta zurück, wo sie drei Tage blieben, während welcher Zeit sie alle Orte der Nachbarschaft mit Feuer und Schwert verheerten. Darauf kehrten sie mit ihren großen Säcken bis oben an voll Beute wieder in ihre Wohnorte zurück.

Diese schreckliche Razzia hatte schon eine große Zahl von Eigenthümern zu Grunde gerichtet, als eine neue Plage die Sevillaner heimsuchte. Dieses Mal hatte der treulose Koraib sich nichts vorzuwerfen: ein Häuptling der feindlichen Nation, ein Renegat, unterstützte aus eigenem Antriebe seine Pläne. Es war Ibn-Merwân, der Herr von Badajoz. Da er seine Nachbarn von Merida mit so reicher Beute hatte zurückkommen sehen, schloß er daraus, daß er sich nur zu zeigen habe, um auch seinen Antheil von dem Raube in Empfang zu nehmen. Er irrte sich nicht. Nachdem es sich bis auf drei Parasangen Sevilla genähert hatte, plünderte er während mehrerer Tage Alles ringsumher, und als er nach Badajoz zurückkehrte, hatte er den Berbern von Merida nichts mehr zu beneiden.

Das Verhalten ihres Statthalters, welcher, während wilde Horden Schlag auf Schlag ihre Ländereien verheerten, gänzlich unthätig geblieben war, hatte die Sevillaner gegen ihn und den Herrscher erbittert. Der Sultan gab freilich ihren Klagen nach und setzte den ungeschickten Statthalter ab; aber er gab ihm einen Nachfolger, welcher, obgleich sein Ruf unantastbar war, nicht die nöthige Energie besaß, um Ordnung in der Provinz wieder herzustellen und die Frechheit der Räuber, welche sich in erschreckender Weise vermehrten, niederzuhalten.

Der furchtbarste unter diesen Banditen war ein Bornos-Berber aus Carmona, Namens Tamâschekka, welcher die Reisenden auf der Landstraße zwischen Sevilla und Cordova anfiel. Der Statthalter von Sevilla konnte oder mochte nichts gegen ihn unternehmen, als ein tapferer Renegat von Ecija, Namens Mohammed Ibn-Ghâlib, dem Sultan versprach, diesen Räubereien ein Ende zu machen, wenn er ihm erlauben wolle, eine Festung nahe bei dem Dorfe Siete Torres an der Grenze der Provinzen Sevilla und Ecija zu bauen. Der Sultan nahm sein Anerbieten an; die Festung wurde erbaut, Ibn-Ghâlib

besetzte sie mit einer großen Anzahl von Renegaten, omaijadischen Clienten und Botr=Berbern, und die Räuber merkten sehr bald, daß sie es jetzt mit einem ganz anders furchtbaren Feinde zu thun hatten, als der Statthalter von Sevilla gewesen war.

Schon fing Sicherheit wieder an zu herrschen, als sich eines Morgens, da kaum die Sonne aufgegangen war, in Sevilla die Nachricht verbreitete, daß während der Nacht ein Treffen stattgefunden habe zwischen der Besatzung des Schlosses Ibn=Ghâlib's einerseits und den Khaldûn's und Chaddschâdsch's andererseits; einer der Chaddschâdsch's sei getödtet worden; seine Freunde seien mit seinem Leichnam in der Stadt erschienen, hätten sich geradeswegs zum Statthalter begeben, um seinen Richterspruch zu verlangen, und er habe ihnen geantwortet, er könne nicht wagen, die Verantwortlichkeit in solch einer Sache auf sich zu nehmen; demzufolge hätten sie sich an den Herrscher gewandt.

In dem Augenblick, als man sich zu Sevilla noch mit diesen Begebenheiten beschäftigte, waren die Kläger schon auf dem Wege nach Cordova; es folgten ihnen einige sevillanische Renegaten auf dem Fuße nach, welche, durch Ibn=Ghâlib von Dem, was vorgefallen, unterrichtet, seine Sache vertreten wollten. An ihrer Spitze stand einer der angesehensten Männer der Stadt; es war Mohammed [1], dessen Großvater der erste in seiner Familie gewesen war, der sich zum Islam bekannt hatte; sein Urgroßvater hieß Angelino, und der Name Beni=Angelino war dieser Familie verblieben.

Als die Kläger beim Sultan Zutritt erhalten, nahm einer unter ihnen das Wort und brachte die Klage vor. „Folgendes hat sich zugetragen, Emir. Wir gingen ruhig auf der Landstraße, als Ibn=Ghâlib uns plötzlich angriff. Wir suchten uns zu vertheidigen, und während dieses Gefechtes sank einer der Unsrigen tödtlich getroffen nieder. Wir sind bereit zu schwören, daß die Sachen sich so zugetragen, und wir fordern deshalb, daß du diesen Verräther Ibn=Ghâlib bestrafest. Erlaube uns noch, hinzuzufügen, Emir, daß Diejenigen, welche dich dazu vermocht haben, diesem Renegaten dein Vertrauen zu schenken, dir schlecht gerathen haben. Ziehe über die Männer, welche unter ihm dienen, Erkundigungen ein; dann wirst du erfahren, daß sie Landstreicher und Verbrecher sind. Dieser Mann wird dich verrathen, sei davon überzeugt; augenblicklich stellt er sich noch, als ob er dir treu sei; wir aber haben die feste Ueberzeugung, daß er ein geheimes

---

[1]) Mohammed ibn=Omar ibn=Khatiâb ibn=Angelino.

Einverständniß mit Ibn-Chafçûn unterhält und ihm eines Tages die ganze Provinz ausliefern wird."

Als sie aufgehört hatten zu reden, wurden Mohammed ibn-Angelino und seine Gefährten ihrerseits vorgelassen. „Höre, auf welche Weise die Sache sich zugetragen hat, Emir," sagte der Patricier. „Die Khaldûn's und die Chaddschâdsch's hatten den Plan entworfen, das Schloß in der Nacht zu überrumpeln; allein gegen ihre Erwartung war Ibn-Ghâlib auf seiner Hut, und als er sein Schloß angegriffen sah, setzte er der Gewalt sogleich Gewalt entgegen. Es ist also nicht seine Schuld, wenn einer der Angreifer getödtet worden ist; er that nichts Anderes, als daß er sich vertheidigte, und war in seinem Rechte. Wir bitten dich also, nicht an die Lügen dieser ungestümen Araber zu glauben. Ueberdies verdient Ibn-Ghâlib wohl, daß du gerecht gegen ihn seiest; er ist einer deiner treuesten und ergebensten Diener und erweist dir einen großen Dienst dadurch, daß er diese Gegend von Banditen reinigt."

Sei es, daß der Sultan die Sache wirklich zweifelhaft fand, sei es, daß er fürchtete, die eine Partei unzufrieden zu machen, indem er der anderen Recht gab; er erklärte, daß er umfassendere Erkundigungen einziehen und seinen Sohn Mohammed nach Sevilla schicken wolle, um die Sache dort zu untersuchen.

Bald nachher kam der junge Prinz, der muthmaßliche Thronerbe, in Sevilla an. Er beschied Ibn-Ghâlib dorthin und befragte ihn, wie auch die Chaddschâdsch's; da aber beide Parteien fortfuhren, sich gegenseitig anzuschuldigen, wußte der Prinz nicht, welcher er Recht geben solle. Während er noch zauderte, erhitzten sich die Leidenschaften mehr und mehr, und die Gährung, welche unter den Patriciern herrschte, theilte sich dem Volke mit. Zuletzt erklärte er, daß er die Sache noch nicht für genügend aufgeklärt erachte und daher später seine Meinung sagen werde, daß er aber für den Augenblick Ibn-Ghâlib erlaube, in sein Schloß zurückzukehren.

Die Renegaten triumphirten. Sie sagten, der Prinz habe ihrem Freunde Recht gegeben, und wenn er sich nicht offen ausgesprochen, habe er dies nur unterlassen, weil er sich mit den Arabern nicht erzürnen wolle. Die Khaldûn's und die Chaddschâdsch's deuteten das Verfahren des Prinzen ebenso und waren darüber aufs höchste gekränkt. Fest entschlossen, sich zu rächen und das Banner des Aufruhrs zu entfalten, verließen sie die Stadt, und während Koraib seine Chadhramiten aus der Axarafe bewaffnete, sammelte Abdallâh, der

Häuptling der Chaddschâdsch's, die Lakhmiten des Seneb [1] unter seine Fahne. Darauf entwarfen die beiden Häuptlinge einen Feldzugsplan. Sie kamen dahin überein, daß jeder für sich allein einen Ueberfall machen solle. Abdallâh sollte sich Carmona's bemächtigen und Koraib am nämlichen Tage die Festung Coria (an der östlichen Grenze der Axarafe) überrumpeln, nachdem er die Heerde, welche auf einer der beiden Inseln, die der Guadalquivir an seiner Mündung bildet, weidete, weggenommen hätte. Sie gehörte einem Oheim des Sultans.

Koraib, der ein zu vornehmer Herr war, als daß er ein Unternehmen dieser Art hätte ausführen mögen, vertraute es seinem Vetter Mahdî an, einem zuchtlosen Menschen, dessen Ausschweifungen ganz Sevilla ärgerten. [2] Mahdî begab sich nach der Festung Lebrija, der Insel gegenüber. Solaimân, der Herr dieser Festung und Verbündeter Koraib's, erwartete ihn dort. Darnach landete man auf der Insel. Zweihundert Kühe und etwa hundert Pferde grasten dort, nur von einem einzigen Manne gehütet. Die Araber tödteten diesen Unglücklichen, und nachdem sie sich der Thiere bemächtigt hatten, machten sie sich gegen Coria auf, überrumpelten diese Festung und brachten ihre Beute dort in Sicherheit.

Abdallâh ibn-Chaddschâdsch, unterstützt von dem Bornos-Berber Dschonaid, griff seinerseits Carmona unversehens an und machte sich zum Herrn der Stadt, nachdem er den Statthalter daraus verjagt hatte, der jetzt in Sevilla Zuflucht suchte.

Die Kühnheit der Araber und die Schnelligkeit, mit der sie ihre Absichten ausführten, versetzte die ganze Stadt in große Unruhe. Der Prinz Mohammed beeilte sich daher, seinem Vater zu schreiben und ihn um weitere Befehle und vor Allem um Verstärkung zu bitten.

Als der Sultan den Brief seines Sohnes erhalten hatte, versammelte er seinen Rath. Die Meinungen über den Entschluß, den man fassen solle, waren getheilt. Da bat ein Vezier den Sultan, ihm eine geheime Unterredung zu bewilligen. Er gab dem Sultan den Rath, sich mit den Arabern dadurch zu versöhnen, daß er Ibn-Ghâlib zum Tode verurtheile. „Sobald dieser Renegat," sagte er, „nicht mehr am Leben ist, werden die Araber sich zufrieden geben; sie werden dir Carmona und Coria zurückgeben, deinem Oheim ersetzen, was sie ihm genommen haben, und sich wieder unterwürfig zeigen."

Den Arabern einen treuen Diener opfern und sich mit den Rene-

[1]) So nannte man die Gegend zwischen Sevilla und Niebla.

[2]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 59 v.

gaten veruneinigen, ohne die Gewißheit, ihre Gegner zu gewinnen, das war sicherlich eine nicht nur zweideutige, sondern auch unkluge Politik. Dennoch glaubte der Sultan, sich nach dem Rathe richten zu müssen, den man ihm gegeben, und nachdem er seinem Clienten Dschad (dem Sauwâr eben die Freiheit geschenkt hatte) befohlen, mit seinen Truppen gegen Carmona vorzurücken, sagte er zu ihm: „Du sollst den Anklägern Ibn=Ghâlib's Recht geben und ihn tödten lassen; darnach sollst du Alles thun, was du vermagst, um die Araber durch Güte zum Gehorsam zurückzuführen, und nicht eher sollst du gegen sie zu Felde ziehen, als bis du alle Mittel der Ueberredungskunst bei ihnen versucht hast."

Dschad machte sich also auf den Marsch; aber obgleich der Zweck seines Unternehmens geheim gehalten wurde, lief dennoch bald das Gerücht um, daß man es nicht auf die Khaldûn's, sondern auf Ibn=Ghâlib abgesehen habe. Deshalb war der Renegat auf seiner Hut; er hatte sich schon unter den Schutz Ibn=Chafçûn's begeben, als er einen Brief von Dschad erhielt. „Beruhige dich", so schrieb ihm dieser, „der Zweck meines Marsches ist durchaus nicht der, welchen du anzunehmen scheinst. Ich habe die Absicht, die Araber zu bestrafen, welche es so weit getrieben haben, und da du sie hassest, glaube ich auf deine Mitwirkung rechnen zu können." Ibn=Ghâlib ließ sich durch diesen trügerischen Brief irre leiten, und als Dschad beim Schlosse angekommen war, stieß er mit einem Theile seiner Soldaten ihm zu. Dschad stellte sich nun, als ob er Carmona belagern wolle; aber sobald er vor der Stadt stand, ließ er heimlich dem Häuptling der Chaddschâdsch's ebenfalls einen Brief zustellen, des Inhalts, daß er bereit sei, Ibn=Ghâlib ums Leben bringen zu lassen, sobald Ibn=Chaddschâdsch sich dazu verstehen wolle, zum Gehorsam zurückzukehren. Der Handel wurde schnell abgeschlossen, Dschad ließ Ibn=Ghâlib enthaupten, Ibn=Chaddschâdsch räumte Carmona.

Als die Renegaten von Sevilla diesen heimtückischen Verrath, dem ihr Verbündeter zum Opfer gefallen war, in Erfahrung gebracht, wandte sich ihre ganze Wuth gegen den Sultan. Sie hielten Rath, was nun zu thun sei. Einige schlugen vor, den Mord Ibn Ghâlib's an Omaija, dem Bruder Dschad's, zu rächen; er war einer der tapfersten Krieger jener Zeit und damals Statthalter von Sevilla. Der Vorschlag wurde angenommen; allein da man nichts ausrichten konnte, ohne im Besitz der Stadt zu sein, übernahm es Ibn=Angelino, mit dem Prinzen zu reden und es so zu lenken, daß dieser die

Vertheidigung derselben den Renegaten anvertraue. Die Patricier entschlossen sich alsdann, Boten an ihre Verbündeten, die ma'additischen Araber der Provinz Sevilla und die Botr=Berbern von Moron, abzuschicken, um sie zu bitten, ihnen mit bewaffneter Hand beizustehen.

Als diese Boten schon unterwegs waren, suchte Ibn=Angelino, in Begleitung einiger seiner Freunde, den Prinzen Mohammed auf. „Herr", sprach er zu ihm, „es ist möglich, daß man uns bei Hofe verleumdet und eines Verbrechens angeklagt hat, an dem wir völlig unschuldig sind; vielleicht hat man im Rathe des Sultans einen verhängnißvollen Anschlag gegen uns geschmiedet; vielleicht wird Dschad, der niederträchtige Verräther, uns unversehens mit so zahlreichen Kräften angreifen, daß es uns unmöglich sein wird, ihm zu widerstehen. Wenn du uns also aus der Gefahr, die uns bedroht, retten und durch Bande der Dankbarkeit an dich fesseln willst, mußt du uns die Schlüssel der Stadt und die Sorge für ihre Vertheidigung bis zu dem Augenblicke, da die Sachen sich aufgeklärt haben, anvertrauen. Nicht daß wir dir mißtrauen; aber du selbst weißt, daß du nicht im Stande bist, uns zu beschützen, sobald die Truppen in der Stadt sind.

Mohammed mochte wollen oder nicht, da er schon mit den Arabern zerfallen war und nur noch über eine schwache Besatzung disponiren konnte, war er gezwungen, den Renegaten zuzugestehen, was sie sich erbeten hatten.

Sobald sie Herren der Stadt waren, erwarteten die Renegaten die Ankunft der Ma'additen und der Botr=Berbern. Sie kamen früh Morgens, Dienstag den neunten September des Jahres 889.[1] Eine dichte Menge wälzte sich dem Palaste Omaija's zu. Der Aufstand war so plötzlich, daß der Statthalter nicht einmal Zeit hatte, seine Stiefeln anzuziehen. Er warf sich auf ein Pferd und ritt in gestrecktem Galopp auf den Palast des Prinzen zu. Enttäuscht, plünderten die Insurgenten den Palast des Statthalters, begaben sich dann nach dem des Prinzen und umzingelten ihn unter wildem Geschrei. Von Minute zu Minute wuchs der Haufen, der aus Krämern, Handwerkern und Arbeitern bestand. Da der Prinz nicht wußte, was zu thun sei, schickte er in höchster Eile Boten an Ibn=Angelino, an

[1]) Siehe Ibn=Chaijân fol. 63 r. Das Datum, welches sich fol. 55 v. findet, ist ungenau.

Ibn-Sabarico und andere Patricier ab und ließ sie beschwören, zu ihm zu kommen, um über die nöthigen Vorkehrungen zu berathen, wie man den Tumult unterdrücken könne.

Die Patricier, die sich bis jetzt neutral gehalten hatten, besprachen sich unter einander, was sie beginnen sollten. Ihre Verlegenheit war groß. Sie fürchteten, in eine Falle zu gehen, wenn sie der Aufforderung des Prinzen folgten; aber sie wußten ebenso gut, daß wenn sie sich weigerten zu kommen, man sie beschuldigen werde, mit den Meuterern im Einverständniß zu sein; das wollten sie ebenso wenig. Nachdem sie Alles wohl überlegt hatten, entschlossen sie sich, zum Prinzen zu gehen; aber sie trafen ihre Vorsichtsmaßregeln; sie legten unter ihren Kleidern Panzerhemden an, und ehe sie in den Palast eintraten, stellten sie wohlbewaffnete Sevillaner und Soldaten aus Moron vor dem Thore auf. „Wenn wir nicht wieder zurück sind in dem Augenblicke, in welchem der Muezzin das Mittagsgebet ausruft," sagten sie zu ihnen, „so müßt ihr den Palast angreifen und zu unserer Befreiung kommen." Dies gesagt, suchten sie den Prinzen auf, der sie sehr freundlich empfing. Aber während er sich noch mit ihnen unterhielt, verloren die am Thore Wache haltenden Leute die Geduld, schöpften Verdacht und sprengten das Thor. Sie warfen sich zuerst auf die Ställe und bemächtigten sich der Pferde und Maulesel; dann eilten sie gegen das Thor des Facil (der Vormauer), das sich am andern Ende des Hofes befand, dem Eingangsthor gegenüber; hier aber fanden sie einen Widerstand, den sie nicht erwartet hatten. Omaija stand dort.

Sobald dieser muthige Krieger das Geschrei der Insurgenten in den Ställen vernommen, ließ er Ibn-Angelino sammt seinen Genossen festnehmen; darauf mußten seine eigenen Diener und die des Prinzen auf der Platform des Thores am Facil Stellung nehmen; dahin ließ er eine Masse von Wurfmaschinen bringen, und als die Renegaten und ihre Verbündeten sich diesem Thore näherten, wurden sie von einem Hagel von Pfeilen, Steinen und Hausgeräth bestürmt. Obgleich der Vortheil der größeren Anzahl auf ihrer Seite war, hatten ihre Gegner den der Stellung. Von Omaija angefeuert, der an Kopf und Brust aus zahlreichen Wunden blutete und sie durch seine Miene, seinen Blick, sein Beispiel ermuthigte, waren die Vertheidiger des Palastes entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen, und die Verzweiflung schien ihnen übermenschliche Kräfte zu verleihen.

Der Kampf dauerte von Mittag bis Sonnenuntergang. Als die

Nacht hereingebrochen war, blieben die Angreifenden bei ihren Wachtfeuern im Hof, und am folgenden Morgen begannen sie den Angriff von neuem.

Was aber thaten während dieser Zeit die Anhänger des Sultans und all jene Freunde der Ordnung, welche, wie es scheint, dem Statthalter hätten zu Hilfe eilen müssen? Treu ihrem Wahlspruch: „Jeder für sich" und sich der unvermeidlichen Gewalt ergebend, welche eine starke Willenskraft über die Schwachheit ausübt, warteten sie und ließen den Statthalter sich aus der Klemme ziehen, so gut er konnte, während sie sich in ihren großen Häusern einschlossen. Sie wünschten ihm jedenfalls alles Gute, all ihre Wünsche betrafen sein Wohl; aber so weit ging ihre Opferbereitwilligkeit nicht, daß sie ihr Leben zu seiner Rettung eingesetzt hätten.

Indessen hatten sie doch Etwas gethan. Sobald der Tumult begonnen, hatten sie einen Eilboten an Dschab abgeschickt, um ihn von der Gefahr zu benachrichtigen, die seinem Bruder und dem Prinzen drohte. Das kostete sie freilich nicht viel, und es kam für sie darauf an, zu wissen, zunächst ob Dschab zur rechten Zeit ankommen, nachher, ob es ihm gelingen werde, die Insurrection zu dämpfen.

Kaum von Dem in Kenntniß gesetzt, was sich in Sevilla zutrug, hatte Dschab sich mit so vielen Edelleuten auf den Weg gemacht, als er in der Eile versammeln konnte. Als am Morgen des zehnten Septembers der Kampf im Hofe des Palastes begonnen hatte, kam er von der Mittagsseite an. Ein Wachtposten von Renegaten wollte ihm den Durchgang versperren; er drang mitten durch dieselben und gelangte in die Vorstadt, wo der Koraischite Abdallâh ibn-Aschath wohnte. Dieser Anhänger des Sultans unterrichtete ihn in wenigen Worten, wie die Sachen standen. „Fort in gestrecktem Galopp!" rief der Feldherr. Den Degen in der Faust, stürzte er auf die Menge. Die Sevillaner hielten seinen Angriff tapfer aus. Dschab's Pferd stürzte, tödtlich getroffen, unter ihm zusammen; seine Reiter wichen zurück. Er suchte sie wieder zum Angriff zu ermuthigen, rief jeden bei Namen und beschwor sie, Stand zu halten. Die tapfersten sammelten sich wieder, erneuerten den Angriff und ließen sich vorzugsweise mit den Führern ein. Der Feldherr selbst stürzte sich auf einen der tapfersten Sevillaner und tödtete ihn. Jetzt entstand Unordnung in der Menge. Sie wich zurück, stieß und drängte sich. Die Reiter verdoppelten ihre Kraft, und bald flohen die Sevillaner nach allen Seiten hin.

Im Uebermaß der Freude eilte Dschad in den Palast, drückte seinen Bruder an sein Herz und küßte ehrerbietig die Hand des Prinzen. „Gott sei gelobt", rief er aus, „ich habe euch noch retten können." — „Es war Zeit," antwortete ihm sein Bruder, „noch eine Stunde länger, und wir wären verloren gewesen." — „Ja," fügte der Prinz hinzu, „wir alle erwarteten den Tod. Aber jetzt laßt uns nur auf Rache denken." Diese Rebellen sollen mit Plünderung ihrer Häuser bestraft, Ibn-Angelino und seine Gefährten aus dem Gefängniß gezogen und enthauptet, ihre Güter aber confiscirt werden.

Während diese Unglücklichen auf den Richtplatz geführt wurden, bot Sevilla ein furchtbares Schauspiel dar. Voll Blutdurst und Beutegier, metzelten Dschad's Reiter die Flüchtlinge nieder und plünderten ihre Wohnungen. Glücklich war es für die Renegaten, daß zwischen ihnen und den omaijadischen Clienten von Sevilla ein sogenanntes Nachbar-Bündniß bestand. In Anbetracht dieses Bündnisses verlangten die Clienten Gnade für ihre Mitbürger, und sie wurde gewährt. Kurze Zeit darauf bewilligte der Sultan sogar eine allgemeine Amnestie. Doch es war nur ein Aufschub; die Renegaten näherten sich dem Augenblicke ihres völligen Untergangs.

Als der Prinz Mohammed mit Dschad und seinen Truppen nach Cordova zurückgekehrt, kamen Boten von Ibn-Chafçûn (welcher damals in Frieden mit dem Sultan lebte) und verlangten den Kopf Dschad's, weil er Ibn-Ghâlib, den Verbündeten ihres Herrn, habe tödten lassen.

Die Macht Ibn-Chafçûn's und die Furcht, welche er dem Sultan einflößte, war damals so groß, daß Dschad, obgleich er nichts gethan, als was sein Herr ihm befohlen, nicht ohne Grund fürchtete, dem Häuptling der Renegaten geopfert zu werden. Da er kein anderes Mittel wußte, sich der drohenden Gefahr zu entziehen, als eilige Flucht, verließ er nächtlicher Weile und insgeheim die Hauptstadt, um bei seinem Bruder, dem Statthalter von Sevilla, Zuflucht zu suchen. Er wurde von seinen beiden Brüdern, Hâschim und Abd-al-ghâfir, von einigen seiner Freunde, unter denen sich zwei Koraischiten befanden, seinen Edelknaben und Sklaven begleitet. Längs des Guadalquivir, den sie zur Linken hatten, reitend, erreichten sie mit Tagesanbruch das Schloß Siete Filla. Sie baten um die Erlaubniß, sich dort einige Augenblicke aufhalten zu dürfen, um sich auszuruhen und zu erfrischen; es wurde ihnen gewährt. Zu ihrem Unglück aber durchstreifte die Bande des Berbers Tamâschekka die Umgegend, und die

Brüder Ibn-Ghâlib's, welche in dieser Bande dienten, hatten die Ankunft der Edelleute beim Schlosse bemerkt. Sie hatten Dschad erkannt, und da sie vor Verlangen brannten, den Mord ihres Bruders an ihm zu rächen, benachrichtigten sie ihren Häuptling und sagten ihm, er könne sich leicht der Reitthiere dieser Herren bemächtigen, welche man außerhalb des Schlosses gelassen hatte. Sogleich machten Tamâschekka und seine Briganten sich auf und hatten schon die Pferde ergriffen, als Dschad und seine Freunde, durch das Geschrei ihrer Sklaven aufmerksam gemacht, mit gezogenen Säbeln auf sie einstürzten. Die Briganten, weit davon entfernt nachzugeben, vertheidigten sich aufs tapferste und waren an Zahl überlegen; sie tödteten Dschad, seine beiden Brüder und einen Koraischiten.

Dieses Ereigniß hatte sehr traurige Folgen für die Spanier Sevilla's. An ihnen wollte Omaija, da er nicht die Macht hatte, die wahren Schuldigen zu bestrafen, den Tod seiner drei Brüder rächen. Er lieferte sie also den Khaldûn's und den Chaddschâdsch's aus, welche er schon in die Stadt gerufen hatte, und gab ihnen Vollmacht, die Spanier, ob Moslim's oder Christen, überall wo er sie finden könne, in Sevilla, in Carmona, auf dem Lande, zu plündern und zu tödten. Da begann ein grauenhaftes Blutbad. In ihrer blinden Wuth erwürgten die Jemeniten die Spanier zu tausenden. Die Straßen flossen von Blut. Diejenigen, welche sich in den Guadalquivir stürzten, um dem Säbel zu entfliehen und sich durch Schwimmen zu retten, kamen fast alle in den Fluthen um. Sehr wenige Spanier überlebten diese furchtbare Katastrophe. Früher im Reichthum schwelgend, waren sie nun ins Elend gestürzt.

Die Jemeniten bewahrten lange Zeit das Andenken dieses blutigen Tages; der Groll überlebte bei ihnen den Untergang ihrer Gegner. In den Burgen der Großen wie in den Dörfern der Axarafe und des Seneb wählten die Improvisatoren oftmals bei den Abendversammlungen zum Gegenstand ihrer Gesänge das traurige Drama, welches wir soeben erzählt haben, und die Jemeniten wurden niemals müde, mit flammendem Blicke und einem Herzen voll wilden Hasses ihr Ohr Versen zu leihen, welche wie folgende lauteten:

„Mit dem Säbel in der Faust haben wir diese Sklavensöhne ausgerottet. Zwanzigtausend ihrer Leichen lagen auf dem Boden zerstreut umher; die hohen Wellen des Flusses haben die übrigen fortgerissen.

„Einst waren sie zahllos; — wir haben sie bis auf wenige vernichtet.

„Wir, Kachtân's Söhne, zählen unter unsern Ahnen Fürsten, welche einst-

mals in Jemen regierten: sie aber, diese Sklaven, haben auch nur Sklaven zu Vorfahren.

„Diese Elenden! diese Hunde! in ihrer tollen Kühnheit wagten sie, den Löwen zu trotzen in ihren Höhlen!...

„Wir haben uns von ihrer Beute bereichert und haben sie in die ewigen Flammen gestürzt; da werden sie mit den Themuditen[1] zusammenkommen."

---

[1]) Dies war ein gottloses Volk, welches einem gottgesandten Propheten nicht glauben wollte.

XIV.

Nicht der Sultan war es, welcher aus dem Untergang der Renegaten von Sevilla Nutzen zog, sondern die arabische Aristokratie. Von nun an waren die Khaldûn's und die Chaddschâdsch's Herren der Provinz; die Partei des Sultans war zu schwach und vor Allem zu feige, um ihnen die Macht streitig zu machen; sie versuchte es nicht einmal. Omaija allein wagte es, ihnen die Spitze zu bieten. Er that sein Möglichstes, um Uneinigkeit zwischen den Berber Dschonaid und Abdallâh ibn-Chaddschâdsch zu streuen, welche Carmona unter sich getheilt hatten; er suchte, Koraib mit seiner eigenen Partei zu veruneinigen und ihn durch glänzende Versprechungen zu gewinnen; er traf sogar Maßregeln, um sich mit einem einzigen Schlage von all diesen ungestümen Jemeniten zu befreien. Nichts gelang ihm. Zwar ließ er Abdallâh durch Dschonaid ermorden; aber anstatt dabei zu gewinnen, verlor er; denn nach dem Tode Abdallâh's wählten die Chaddschâdsch's seinen Bruder Ibrâhîm zu ihrem Häuptling, einen Mann von großen Talenten, welcher bald mehr zu fürchten war, als Abdallâh es gewesen. Koraib, der sich zwar stellte, als ob er den ihm gemachten Vorschlägen ein williges Ohr leihe, war zu schlau, als daß er sich hätte täuschen lassen, und der große Plan, den Omaija zur Ausrottung der Jemeniten gemacht hatte, scheiterte völlig. Er hatte zu dem Ende angeordnet, daß derjenige Theil der Stadt, welcher den Palast und die große Moschee in sich faßte, von einer Mauer umzogen werde, und hatte angekündigt, daß dieser Stadttheil ausschließlich der Besatzung bestimmt werde. Die Araber begriffen sehr wohl, daß sie eines Tages, beim Aus- oder Eingange in die Moschee, von

den Trabanten des Statthalters würden erwürgt werden. Sie machten Gegenvorstellungen. Omaija nahm keine Rücksicht darauf. Da nahmen sie ihre Zuflucht zur Gewalt und verhinderten die Maurer, ihre Arbeiten fortzusetzen. Omaija hielt die Aufrührerischen nieder und zwang sie, ihm Geiseln auszuliefern, welche mit ihrem Kopfe für die Unterwürfigkeit ihrer Verwandten haften mußten. Auch damit kam er nicht weiter. Die Jemeniten wußten wohl, daß die Furcht, auf sich und seine Familie eine entsetzliche Vendetta herabzuziehen, ihn verhindern werde, seine Geiseln zu tödten, und als eines Tages die meisten Soldaten sich aufgemacht hatten, um Lebensmittel einzukaufen, überfielen sie den Palast. Omaija stieg in aller Eile mit den wenigen Soldaten, die ihm geblieben, auf den Söller, ließ Wurfgeschosse auf die Stürmenden werfen und die Geiseln ihnen vor die Augen stellen, indem er drohte, sie köpfen zu lassen. Die Aufrührer spotteten seiner. Sie sagten ihm, da alle Provinzen das Joch des Sultans abgeschüttelt hätten, wäre es ganz natürlich, daß sie nicht dahinten bleiben wollten. „Uebrigens lassen wir gern mit uns unterhandeln," fügten sie mit bitterer Ironie hinzu; „wir verpflichten uns, musterhafte Unterthanen zu werden, sobald nur eine der aufrührerischen Provinzen wieder zur Unterwüfirgkeit zurückgekehrt ist." Omaija erklärten sie, ihm bleibe nur ein Entschluß übrig, nämlich der, sich zu entfernen; wenn er dies über sich gewinnen könne, würden sie ihm kein Leid zufügen.

Wie schwer es ihm auch wurde, beugte Omaija doch seinen stolzen und hartnäckigen Charakter unter die Macht der Umstände. Er versprach, die Stadt zu verlassen, unter der Bedingung, daß die Aufrührerischen schwüren, sein Leben nicht anzutasten. Darauf stiegen Koraib, Ibrâhîm und drei andere Häuptlinge auf den Söller des östlichen Thores der Moschee, und dort schwor jeder von ihnen fünfzig Mal, Omaija kein Leid zuzufügen und ihn an einen Ort zu führen, wo er in Sicherheit wäre. Omaija, der sie von seinem Söller hatte sehen und hören können, stellte ihnen ihre Geiseln zurück. Doch beeilte er sich keineswegs fortzukommen; über seine Schwäche beschämt und da er die Gefahr vorüber glaubte, versuchte er im Gegentheil, die Macht wieder an sich zu ziehen. Kaum hatten die Araber dies bemerkt, als sie ihre Feindseligkeiten von neuem begannen. Da Omaija zum zweiten Male nicht nachgeben wollte, faßte er einen verzweifelten Entschluß. Er ließ seine Frauen tödten, seinen Pferden die Kniekehlen abschneiden und Alles, was er an Kostbarkeiten besaß, verbrennen; dann verließ er den Palast, stürzte auf seine Feinde und kämpfte, ohne zu wanken, bis er unterlag.

Die Jemeniten, welche von nun an allmächtig geworden waren, aber den Augenblick noch nicht für günstig hielten, um die Autorität des Sultans abzuschütteln, schrieben ihm, daß sie Omaija getödtet hätten, weil er die Absicht offenbart habe, sich abermals zu empören. Da der Sultan sie nicht bestrafen konnte, genehmigte er ihre seltsame Auseinandersetzung und schickte ihnen einen andern Statthalter. Dieser arme Mann war nur eine Drahtpuppe, deren Fäden Koraib und Ibrâhîm in Händen hatten. Er ließ sich wie Wachs behandeln, und dessen ungeachtet quälten und ärgerten seine Tyrannen ihn auf alle mögliche Weise. Sie behandelten ihn mit der größten Knauserei und ließen diese in den geringsten Gegenständen seiner Haushaltung fühlbar werden; kaum daß er seinen nothwendigen Bedarf an Fleisch und Wein erhielt. Der Sultan, welcher sehr mit Unrecht glaubte, Etwas dabei zu gewinnen, ersetzte diesen Statthalter durch einen anderen, und schickte zugleich seinen Oheim Hischâm nach Sevilla. Aber er sandte keine Armee dorthin, und die Macht der Jemeniten blieb so unbegrenzt, wie sie bis dahin gewesen. Der Statthalter und Hischâm empfanden dies nur zu sehr. Der letztere hatte einen Sohn, Namens Motarrif. Dieser junge Wüstling hatte ein Verhältniß zu einer Geliebten Mahdî's. Als Mahdî dies gehört hatte, lauerte er seinem Nebenbuhler zur Nachtzeit auf und erdolchte ihn. Nachdem Hischâm diese traurige Nachricht erhalten, wartete er bis Sonnenaufgang, um sich an den Ort zu begeben, wo der Leichnam seines Sohnes lag; so sehr fürchtete er, selbst erstochen zu werden, wenn er während der Dunkelheit seinen Palast verließe. Von der Bestrafung des Mörders war keine Rede. Einige Zeit nachher griffen die Khaldûn's einen Brief auf, welchen der Statthalter dem Sultan geschickt hatte, um ihn aufzumuntern, den Mord Motarrif's zu rächen und der Anarchie ein Ende zu machen. Sie zeigten ihm diesen Brief, überhäuften ihn mit Vorwürfen und Drohungen, und um die Schande voll zu machen, setzten sie ihn auf einige Tage in Gefangenschaft. [1]

So war die Lage Sevilla's im Jahre 891, dem vierten Regierungsjahre Abdallâh's. Zu dieser Zeit hatte sich fast das ganze übrige moslimische Spanien von der Unterthänigkeit befreit; jeder arabische, berberische oder spanische Herr hatte sich seinen Theil von dem omaijadischen Erbe zugeeignet. Der der Araber war der kleinste. Sie waren nur in Sevilla mächtig; überall anderswo kostete es ihnen viele Mühe, sich gegen die beiden anderen Racen zu behaupten. Mehrere unter ihnen,

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 56 v. — 59 v.

wie zum Beispiel Ibn-Attâf, Herr von Mentesa, Ibn-Salîm, Herr von Medina-Beni-Salîm im Districte Sidona, Ibn-Waddhâch, Herr von Lorca, und al-Ancar, Statthalter von Saragossa, führten nur dann die Befehle des Sultans aus, wenn es ihnen gelegen war; aber sie hatten nicht öffentlich mit ihm gebrochen; da sie sich ihrer Schwäche bewußt waren, sparten sie sich die Möglichkeit einer Versöhnung auf.

Die Berbern, welche zu ihrer ursprünglichen Regierungsform zurückgekehrt waren, der der Stammhäuptlinge, waren am mächtigsten und unlenksamsten. Mallâchî, ein einfacher Soldat, hatte sich der Citadelle von Jaën bemächtigt. Im District Elvira besaßen die beiden Brüder Khalîl und Sa'îd, welche einer sehr alten Familie angehörten, zwei Schlösser. Die Provinzen, welche jetzt die Namen Estremadura und Alentejo tragen, waren beinahe ganz in der Macht der Berbern. Die Beni-Ferânik regierten über den Stamm Nafza, der sich in der Umgegend von Truxillo niedergelassen hatte.[1] Ein anderer Berber, Ibn-Tâkît, vom Stamme Maçmûda, welcher sich schon unter der Regierung Mohammed's in Estremadura aufgelehnt, hatte sich Merida's bemächtigt, von wo er die Araber und die Berbern des Stammes Ketâma verjagte. Er lag beinahe immer im Kampfe gegen Ibn-Merwân, den Herrn von Badajoz, dem er es nicht verzeihen konnte, daß er den Truppen des Sultans bei der Belagerung von Merida geholfen hatte.[2] Aber die mächtigste Familie unter den Berbern war die der Beni-Dhû-'n-nûn. Mûsâ war ihr Häuptling, ein grausamer Räuber und großer Bösewicht. Immer in Bewegung und immer beschäftigt, ließ er seinen Säbel und seine Brandfackel aller Orten wüthen. Seine drei Söhne glichen ihm an Körperkraft und an Rohheit. Sie waren: Jachjâ, der treuloseste und grausamste seiner Race, Fatch, Herr von Ucles, und Motarrif, Herr von Huete, welcher etwas weniger bösartig wie seine Brüder war. Jeder von ihnen hatte seine Bande, mit der er überall plünderte und massakrirte.

Wie die Renegaten noch mächtiger waren als die Berbern, so waren sie auch humaner; mehrere unter ihren Häuptlingen waren Freunde der Ordnung und der Civilisation; aber der Charakter dieser Civilisation war vollkommen arabisch, denn wiewohl sie gegen die Eroberer kämpften, erkannten sie doch ihre geistige Ueberlegenheit an. In der Provinz Ocsonoba (dem jetzigen Algarve, dem südlichsten Theil des

[1]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 17 r. und v., 99 r., 100 r.
[2]) Ibn-Khaldûn fol. 10 r. und v.

Königreichs Portugal) regierte Bekr, der Urenkel eines Christen Namens Zadulphus. Sein Vater hatte sich gegen Ende der Regierung Mohammed's unabhängig gemacht. Zuerst hatte er sich in den Besitz von Santa-Maria gesetzt, darauf der ganzen Provinz. Bekr, welcher zu Silves residirte, entfaltete einen königlichen Pomp. Er hatte einen Rath, eine Kanzelei, zahlreiche, gut bewaffnete und an Disciplin gewöhnte Truppen. Man bewunderte die umsichtig gebauten Festungswerke von Santa-Maria, seine prächtigen Eisenthore und seine herrliche Kirche [1], die an hohem Ruf nur der sogenannten Rabenkirche, einem berühmten Wallfahrtsort, nachstand. [2] Weit davon entfernt, die Reisenden und Kaufleute als seine Beute zu betrachten, hatte Bekr im Gegentheil seinen Unterthanen vorgeschrieben, sie zu beschützen und ihnen Gastfreundschaft zu spenden. Seine Befehle wurden pünktlich ausgeführt: in der Provinz Ocsonoba, so sagte man, findet der Reisende überall Freunde und Verwandte. Obgleich stark und mächtig durch die Bündnisse, welche er mit Ibn-Chafçûn, mit Ibn-Merwân von Badajoz und anderen Häuptlingen seiner Race geschlossen hatte, war Bekr dennoch sehr friedlich. Da der Sultan ihm angeboten hatte, ihn als Statthalter der Provinz anzuerkennen, hatte er dieses Anerbieten angenommen, welches ihn im Grunde zu nichts verpflichtete. Im Norden war sein Nachbar und Verbündeter Abdalmelik ibn-abî-'l-Dschawâd, welcher Beja und Mertola unter seinen Hauptstädten zählte. Mehr im Osten in den Bergen von Priego regierte der tapfere Ibn-Mastana, der thätigste Verbündete Ibn-Chafçûn's. Seine zahlreichen Schlösser, darunter Carcabulia (jetzt Carabuey), galten für uneinnehmbar. Die Herren der Provinz Jaën waren alle entweder Verbündete oder Vasallen Ibn-Chafçûn's. Sie waren: Khair ibn-Schâkir, Herr von Jodar, welcher kurz vor der Zeit, von der wir sprechen, Sauwâr, den Häuptling der Araber von Elvira, bekämpft und ihm eine große Anzahl Schlösser genommen hatte; Sa'îd ibn-Hodhail, Herr von Monteleon; die Beni-Châbil, vier Brüder, welche mehrere Festungen, wie zum Beispiel Marguerita und San Estevan, besaßen, und Ibn-Schâlia, welcher unter andern Schlössern das Ibn-Omar's und Cazlona besaß. Dieser letztere, welcher über große Reichthümer verfügte, belohnte die Dichter auf großmüthige Art und lebte mit Auf-

[1]) Siehe über diese Kirche Cazwînî Bd. II S. 364.

[2]) Die Rabenkirche stand auf dem Vorgebirge, welches heutiges Tages den Namen Cap St. Vincent trägt. Siehe Edrisi Bd. II S. 22, vergl. Esp. sagr. Bd. VIII S. 187 f.

wand. „Die Paläste unseres Fürsten", sagte der Dichter Obaidis, sein Schreiber, welcher den Hof des Sultans verlassen hatte, um sich bei diesem Herrn in Dienst zu begeben [1] — „die Paläste unseres Fürsten sind nach dem Vorbilde der Paläste des himmlischen Paradieses gebaut, und man genießt darin alle erdenkbaren Wonnen. Man sieht darin Säle, die auf keinen Pfeilern ruhen, aus Marmor, von Gold umrahmt." Ein anderer Häuptling, Daisam ibn-Ischâk, Herr von Murcia, Lorca und beinahe der ganzen Provinz Todmîr, liebte ebenfalls die Poesie und verfügte über ein Heer, welches fünftausend Reiter zählte. [2] Durch seine Großmuth und Milde hatte er die Liebe all seiner Unterthanen gewonnen. [3]

Der furchtbarste Gegner aber des Sultans blieb Ibn-Chafçûn. In den beiden letzten Jahren hatte er große Vortheile errungen. Freilich begab der Sultan sich im Frühling 889 ins Feld, um ihn in Bobastro anzugreifen. Unterwegs nahm er einige kleine Ortschaften und verheerte einige Kornfelder; aber dieser militärische Spaziergang, welcher vierzig Tage dauerte, war ohne wichtiges Resultat geblieben, und kaum war der Sultan wieder nach Cordova zurückgekommen, so nahm Ibn-Chafçûn Estepa und Ossuna, und nun beeilten sich die Bewohner Ecija's, ihn als ihren Herrn anzuerkennen, indem sie ihn baten, mit seinen Truppen in ihre Stadt zu kommen. „Ecija ist eine verdammte Stadt, wo Ungerechtigkeit und Schande herrscht," sagte man zu Cordova; „die Guten haben es verlassen, und allein die Bösen sind dort geblieben." [4] Ueber die schnellen Erfolge seines Gegners erschrocken, hatte der Sultan schon alle Truppen, welche ihm zu Gebote standen, gegen ihn rücken lassen, als Ibn-Chafçûn, mit den Vortheilen, welche er erreicht, zufrieden und in der Meinung, daß es besser sei, einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten, ihm einen Vergleich vorschlug. Er versprach, ihn in Frieden zu lassen unter der Bedingung, daß er ihm von neuem die Statthalterschaft des Landes, welches er besaß, übertrage. Froh, seiner so leichten Kaufes entledigt zu werden, willigte der Sultan in diese Bitte. [5]

Aber Ibn-Chafçûn verstand den Frieden auf seine eigene Weise. Kurze Zeit nachdem er ihn abgeschlossen hatte, griff er den Bornos-

[1]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 33 v.
[2]) Ibn-al-Kûtia fol. 45 r.
[3]) Ibn-Chaijân fol. 7 r. — 23 v.
[4]) Tarîkh Ibn-Chabîb S. 158.
[5]) Ibn-Chaijân fol. 39 v. — 40 v.

Berber Abû-Charb, einen der treuesten Diener des Sultans, welcher in einer Festung der Provinz Algeziras residirte, an. Als darauf Abû-Charb im Kampfe getödtet wurde, capitulirten seine Soldaten und lieferten ihre Festung dem Renegaten aus.

Der Sultan konnte sich also nicht zu sehr der friedlichen Gesinnungen erfreuen, welche Ibn-Chafçûn an den Tag gelegt hatte; aber andererseits beklagten sich die eifrigsten unter den Anhängern des letzteren über seine Schwäche und seine Unthätigkeit, wie sie es nannten. Sie fanden nämlich nicht ihre Rechnung dabei; um bestehen zu können, bedurften sie nothwendig der Razzias und des Beutemachens. Daher wollte einer unter ihnen, Ibn-Mastana, lieber ein Bündniß mit den Arabern seiner Nachbarschaft schließen, welche sich eben in Kala-Jachcib (Alcala la Real) befestigt hatten, und sich an den Ausfällen betheiligen, auf welchen sie rechtschaffene Leute, die sich nicht empört hatten, plünderten, als länger müssig bleiben. Die Verfolgten aber flehten den Beistand des Sultans an. Sehr verlegen — denn er konnte seine getreuen Unterthanen nicht ihrem Schicksal überlassen, konnte aber ebensowenig eine genügende Anzahl Soldaten ihnen zuschicken — entschloß Abdallâh sich, an Ibn-Chafçûn zu schreiben mit der Bitte, er möge sich mit seinen Truppen denjenigen anschließen, welche er gegen Ibn-Mastana und seine arabischen Verbündeten schicken werde. Ibn-Chafçûn, der seinen eigenen Plan entworfen hatte und etwas beunruhigt über das Bündniß war, welches Ibn-Mastana jetzt mit den Feinden seiner Race geschlossen hatte, stimmte der Bitte des Sultans mit viel mehr Bereitwilligkeit bei, als dieser zu hoffen gewagt hatte, aber nachdem er sich mit der Truppe des omaijadischen Befehlshabers Ibrâhîm ibn Khamîr vereinigt hatte, ließ er heimlich an Ibn-Mastana einen Brief gelangen, in welchem er ihm sein Bündniß mit den Arabern zum Vorwurf machte. „Dennoch", fügte er hinzu, „rechne ich auf dich als auf einen treuen Verfechter der nationalen Sache. Für den Augenblick hast du nichts Anderes zu thun, als bei der Rebellion zu beharren. Fürchte nichts; das Heer, in dem ich stehe, wird dir kein Leid zufügen." Wenn er sich unbeschränkte Macht über das Heer beilegte, übertrieb Ibn-Chafçûn durchaus nicht; er hatte den omaijadischen Befehlshaber so vollkommen in den Hintergrund gedrängt, daß er die Soldaten des Sultans behandeln durfte, wie es ihm paßte; er setzte sie unter verschiedenen Vorwänden gefangen, nahm ihre Pferde weg, um sie seinen eigenen Soldaten zu geben, und wenn Ibrâhîm ibn-Khamîr ihm Vorstellungen deswegen machte, wußte er sie immer auf bündige Art zu widerlegen. Sein Marsch quer durchs

Land war also nur ein militärischer Spaziergang, wie er es Ibn-Mastana versprochen hatte; aber er benützte die Gelegenheit, um in Einverständniß mit allen Spaniern, welche sich an seinem Wege befanden, zu treten, und den Einwohnern von Elvira, die soeben die sogenannte Schlacht „der Stadt" gegen Sauwâr verloren hatten, zu Hilfe zu eilen. Wie wir schon früher bemerkt haben, war er bei diesem Unternehmen weniger glücklich als gewöhnlich; aber die leichte Schlappe, die er erhielt, entmuthigte ihn keineswegs. Durch die Bündnisse, welche er kürzlich geschlossen, gestärkt, und vielleicht auch gewahr werdend, daß seine Anhänger über sein Zögern und sein zweideutiges Verfahren ungeduldig wurden, glaubte er, daß der Augenblick, seine Maske abzulegen, gekommen sei, und nachdem er Ibrâhîm ibn-Khamîr und mehrere andere Führer der omaijadischen Armee ins Gefängniß werfen lassen, erklärte er dem Sultan, er habe mit ihm gebrochen. [1]

Kaum hatte er diese Erklärung abgegeben, als er schon sehr nützliche Verbündete an den Christen von Cordova fand. Diese kannten nicht mehr wie früher als einziges Mittel zur Darlegung ihres Hasses gegen die Eroberer und ihres religiösen Eifers das Martyrium. Inmitten des allgemeinen Umsturzes glaubten sie zur Befreiung ihres Vaterlandes am besten mit den Waffen in der Hand beitragen zu können. Selbst Diejenigen, welche noch kurze Zeit zuvor sich als Werkzeuge der Omaijaden hatten gebrauchen lassen, wurden jetzt zu ihren erbittertsten Feinden. Unter dieser Zahl war der Graf Servandus. Er war der Sohn eines Leibeigenen der Kirche und wich früher vor keiner Gemeinheit zurück, um sich dem Herrscher angenehm zu machen. Da er wußte, daß es zu diesem Zweck kein besseres Mittel gebe, als die Staatskasse zu füllen, drückte er seine Religionsgenossen mit Steuerauflagen gänzlich darnieder und zwang sie dadurch, ihren Glauben abzuschwören. Nicht damit zufrieden, die Lebenden zu tödten, sagt ein Zeitgenosse, achtete er nicht einmal die Todten, denn um den Haß zu vermehren, den die Moslim's gegen die Christen hegten, ließ er die Körper der Märtyrer unter den Altären herausgraben und zeigte sie den Beamten des Sultans, indem er sich über die Frechheit der Exaltirten beklagte, welche es gewagt hatten, den Opfern der moslimischen Gerechtigkeit eine so ehrenvolle Grabstätte zu gewähren. In dieser Zeit haßten die Christen ihn mehr als irgend einen Anderen. Die Priester erschöpften ihren Wortreichthum, um Schmachwörter hervorzuholen, die sie auf ihn anwandten. Sie nannten ihn unsinnig, un-

---

[1]) Ibn-Chaijân fol 68 r. — 69 v.

verschämt, stolz, übermüthig geizig, raubgierig, grausam, hartnäckig, vermessen; sie sagten, er habe die Frechheit gehabt, sich dem Willen des Ewigen zu widersetzen, und sei ein Sohn des Satans. Sie hatten die triftigsten Gründe, ihn so zu hassen. Da Servandus alle Kirchen der Hauptstadt mit Abgaben belegt hatte, konnten diese selbst ihre Priester nicht mehr besolden; sie waren genöthigt, als solche die furchtsamen und kriechenden Männer anzunehmen, die Servandus nach seinem Gefallen ihnen gab und die vom Staate bezahlt wurden. Ueberdies war er der Todfeind der sogenannten Märtyrer und ihrer Beschützer, denen er mit wahrhaft diabolischer Geschicklichkeit und List Fallen legen. Einmal hatte er den Abt Samson und den Bischof von Corbova, Valentius, beschuldigt, einen ihrer Schüler zur Lästerung Mohammed's aufgereizt zu haben, und bei dieser Gelegenheit hatte er zum Sultan gesagt: „Möge deine Hoheit Valentius und Samson kommen lassen und ihnen die Frage vorlegen, ob sie meinen, daß dieser Lästerer die Wahrheit gesagt habe. Wenn sie Ja antworten, müssen sie selbst als Gotteslästerer bestraft werden; wenn sie dagegen aus Furcht erklären, er habe gelogen, so möge deine Hoheit ihnen Dolche in die Hand geben lassen und ihnen befehlen, jenen Menschen zu tödten. Wenn sie dies zu thun verweigern, hast du den Beweis, daß dieser Mann ihr Werkzeug gewesen ist. Dann soll man mir selbst einen Säbel geben, und ich werde sie alle drei tödten." [1]

Seit er so gesprochen hatte, waren etwa zwanzig Jahre verflossen. Die Zeiten hatten sich seitdem sehr geändert, und Menschen von Servandus' Schlage ändern sich mit den Zeiten. Mit feinem Ahnungsvermögen begabt, wurde er plötzlich von heftigem Haß gegen den Sultan, dessen Thron wankte, erfüllt, und eine lebhafte Sympathie erfaßte ihn für den Führer der Volkspartei, welcher dem Glauben lebte, er werde den Thron besteigen. Jetzt fing er an, seinen Religionsgenossen, welche er früher verfolgt hatte, zu schmeicheln; er verschwor sich mit ihnen und that sein Möglichstes, einen Aufruhr anzustiften. Der Sultan merkte diese Pläne und ließ seinen Bruder gefangen nehmen; aber da er selbst rechtzeitig benachrichtigt wurde, konnte er sich mit seinen andern Mitschuldigen retten. Sobald er außerhalb der Hauptstadt war, befand er sich in Sicherheit, denn die Macht des Sultans erstreckte sich nicht darüber hinaus. Weil er jetzt nichts mehr zu fürchten hatte, schmiedete er den Plan, die wichtige Festung Polei (heutiges

---

[1]) **Samson**, Apologet c. 5, 9.

Tages Aguilar) eine Tagereise südlich von Cordova, einzunehmen.[1] Da sie nicht besser besetzt war als die übrigen Festungen des Sultans, gelang ihm sein Unternehmen. Als er sich darauf in Polei festgesetzt hatte, ließ er Ibn-Chafçûn ein Bündniß antragen. Dieser nahm das Anerbieten freudig an, schickte ihm einige Schwadronen und empfahl ihm, unaufhörlich Razzias in der Landschaft von Cordova zu machen. Keiner hätte sie besser leiten können als Servandus, der die ganze Gegend vortrefflich kannte und nach übereinstimmender Aussage der arabischen Schriftsteller ein unerschrockener Ritter war. Mit einbrechender Nacht verließ er das Schloß und am frühen Morgen kehrte er wieder in dasselbe zurück; dann lagen die Ernten vernichtet, die Dörfer waren gebrandschatzt, Leichname bedeckten den Boden und bezeichneten die Straße, welche er gezogen. Er selbst wurde in einem Treffen getödtet; aber seine Genossen setzten das blutige Werk fort, welches er begonnen.[2]

Ibn-Chafçûn, welcher eben Baëna genommen hatte[3], war jetzt im Besitz der wichtigsten Festungen, welche sich im Süden des Guadalquivir befanden. Beinahe ganz Andalusien war ihm unterthänig; der Sultan sah dieß so völlig ein, daß er niemanden mehr mit dem leeren Titel eines Statthalters von Elvira oder Jaën beschenkte.[4] Stolz auf seine augenblickliche Macht, wollte der Häuptling der Renegaten sie dauernd behalten. Er war überzeugt, daß Cordova bald in seine Hände fallen werde; dann wäre er Herr von Spanien gewesen; aber er fühlte, daß, wenn er nichts weiter bliebe, als er bisher gewesen, er noch gegen die Araber zu kämpfen haben werde, welche sich sicher nicht seiner Autorität unterwerfen würden, wenn er sich ihnen nur unter dem Titel eines Häuptlings der Spanier vorstellen würde. Also war es sein Streben und sein Ziel, einen andern Titel vom Khalifen von Bagdad zu erhalten, von ihm zum Statthalter ganz Spaniens ernannt zu werden. Des Khalifen Macht wurde dadurch nicht verringert; er übte nur eine nominale Herrschaft aus über die Provinzen, welche entfernt vom Centrum seines Reiches lagen, und wenn der Khalif darein willigte, ihm die Anerkennung als Statthalter zu verleihen, konnte er hoffen, daß die Araber sich nicht mehr weigern wür-

---

[1]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 316.
[2]) Ibn-Chaijân fol. 70 r., 77 v.
[3]) Ibn-Chaijân fol. 69 v.
[4]) Ibn-Chaijân fol. 71 r.

den, ihm zu gehorchen; denn alsdann würde er für sie nicht mehr ein Spanier sein, sondern der Repräsentant einer Dynastie, welche sie als die erste unter allen achteten.

Als er seinen Plan entworfen hatte, leitete er eine Unterhandlung ein mit Ibn-Aghlab, dem Statthalter des Khalifen von Bagdad in Afrika. Um ihn zu gewinnen, bot er ihm prachtvolle Geschenke an. Ibn-Aghlab empfing seine Eröffnungen sehr freundlich, schickte ihm seinerseits Geschenke, ermuthigte ihn, bei seinem Plane zu beharren, und versprach ihm, daß der Khalif ihm das Ernennungsdiplom, um welches er anhalte, schicken werde.[1]

Während Ibn-Chafçûn also den Augenblick abwartete, in welchem ihm erlaubt sein werde, das abbâsidische Banner aufzupflanzen, näherte er sich Cordova und schlug sein Hauptquartier in Ecija auf.[2] Von dort begab er sich von Zeit zu Zeit nach Polei, um die Vollendung der Festungswerke, welche er zu bauen befohlen hatte und welche ihn unbezwinglich machen sollten, zu betreiben, der Besatzung Verstärkungen zuzuführen und ihren Muth, wenn es nöthig wäre, anzuspornen.[3] Noch einige Monate, vielleicht nur einige Tage, und er konnte als Sieger in die Hauptstadt einziehen.

In Cordova herrschte düstere Traurigkeit. Ohne belagert zu sein, litt sie an allen Uebeln einer Belagerung. „Cordova", sagen die arabischen Schriftsteller, „war in der Lage einer Grenzstadt, welche jeden Augenblick allen Angriffen des Feindes ausgesetzt ist." Zu wiederholten Malen wurden die Einwohner mitten in der Nacht aus dem Schlafe aufgeschreckt durch Angstrufe, welche die unglücklichen Bauern auf der andern Seite des Flusses ausstießen, wenn die Reiter von Polei ihnen den Säbel an die Kehle setzten.[4] Einmal trieb einer dieser Reiter die Frechheit so weit, daß er bis über die Brücke vordrang und seinen Wurfspieß gegen die Statue schleuderte, welche sich über dem Thore befand.[5] „Der Staat ist von gänzlicher Auflösung bedroht," schreibt ein Zeitgenosse; „die Unglücksfälle folgen einander unaufhörlich; man stiehlt und plündert; unsere Frauen und Kinder werden in

---

1) Ibn-Chaijân fol. 71 r.
2) Ibn-Chaijân fol. 78 r.
3) Ibn-Chaijân fol. 70 r. und v., 77 v.
4) Ibn-Chaijân fol. 70 r., 71 r., 77 v.
5) Akhbâr madschmûa fol. 111 v.

die Sklaverei geschleppt."[1] Alle Welt beklagte sich über die Unthätigkeit des Sultans, über seine Schwäche und Feigheit.[2] Die Soldaten murrten, weil man sie nicht bezahlte. Da die Provinzen aufgehört hatten, ihre Contributionen zu schicken, herrschte in der Staatskasse völlige Ebbe. Der Sultan hatte wohl Anleihen gemacht, aber er brauchte das wenige Geld, welches er auf diese Art gesammelt hatte, um die Araber, die es noch mit ihm hielten, zu bezahlen.[3] Die verlassenen Märkte bezeugten nur zu deutlich die Vernichtung des Handels. Das Brot war bis zu einem übermäßigen Preis gestiegen.[4] Niemand glaubte mehr an die Zukunft; Entmuthigung hatte sich in alle Herzen eingeschlichen. „Bald", so schrieb der Zeitgenosse, welchen wir schon angeführt haben, „bald wird der gemeine Mann mächtig geworden sein und der Edle im Staube kriechen!" Man dachte mit Schrecken daran, daß die Omaijaden ihr Palladium, die Fahne Abderrachmân's I. verloren hatten. Die Fakih's, welche alle öffentlichen Calamitäten als eine Züchtigung Gottes ansahen und Ibn-Chafçûn die Geißel des göttlichen Zornes nannten,[5] beunruhigten die Stadt mit ihren jammervollen Prophezeiungen. „Wehe dir, o Cordova," sagten sie, „wehe dir, du niedere Buhlerin, du Kloake von Unreinheit und Liederlichkeit, du Wohnstätte des Unglücks und der Angst, wehe dir, die du keine Freunde, keine Verbündeten hast! Sobald der Befehlshaber mit der großen Nase und dem düstern Antlitz, dessen Vortrab aus Moslim's und dessen Nachtrab aus Vielgötterern[6] besteht, vor deinen Thoren anlangen wird, wird dein trauriges Schicksal sich erfüllen. Deine Einwohner werden Zuflucht zu Carmona suchen, aber es wird ein verfluchter Zufluchtsort sein!"[7] Auf den Kanzeln donnerte man gegen das Haus der Gottlosigkeit, wie man den Palast nannte; man verkündete von dort aus mit großer Genauigkeit die Zeit, in welcher Cordova der Macht der Ungläubigen anheimfallen werde. „Du schändliches Cordova", sagte ein Prediger „Allâh hat seinen Abscheu auf dich gerichtet, seit du der Sammelplatz von Fremden, Uebelthätern und

---

[1] Tarikh Ibn-Chabib S. 157. Dieses Buch ist in jener Zeit geschrieben worden von einem Schüler Ibn-Chabib's, Namens Ibn-abi-r-rica. Siehe meine Recherches Bd. I S. 32, 33.

[2] Ibn-Chaijân fol. 77 v.

[3] Akhbâr madschmûa fol. 111 v.; vgl. Nowairi S. 466.

[4] Tarikh Ibn-Chabib.

[5] Siehe Ibn-Adhâri Bd. II S. 117.

[6] Es ist bekannt, daß die Christen von den Moslim's so genannt wurden.

[7] Tarikh Ibn-Chabib S. 158.

Buhldirnen geworden bist; er wird dich seinen schrecklichen Zorn fühlen lassen!... Ihr seht, meine Zuhörer, daß der Bürgerkrieg ganz Andalusien verwüstet. Denkt also an andere Dinge als an weltliche Eitelkeiten!... Der Todesstoß wird von der Seite kommen, wo ihr jene Berge seht, den braunen Berg und den schwarzen... Der Anfang wird in den nächsten Monat, den Ramadhân fallen; darauf wird noch ein anderer Monat kommen und abermals ein anderer, und dann wird eine große Katastrophe auf dem großen Platze vor dem Palast der Gottlosigkeit ausbrechen. Dann hütet eure Frauen und eure Kinder wohl, ihr Einwohner Cordova's! Richtet euch so ein, daß niemand von Denen, die euch theuer sind, sich in der Nähe des Platzes am Palaste der Gottlosigkeit befinde oder in der Nähe der großen Moschee, denn an diesem Tage wird man weder Frauen noch Kinder schonen. Diese Katastrophe wird an einem Freitag stattfinden zwischen zwölf und vier Uhr und bis Sonnenuntergang dauern. Alsdann wird der sicherste Ort der Hügel Abû-Abba's sein, dort wo früher die Kirche stand..." [1]

Der Sultan war vielleicht am meisten entmuthigt unter Allen. Sein Thron, dieser so feurig erstrebte Thron, den er nur einem Brudermord verdankte, war für ihn ein Dornenbett geworden. Er war am Ende seiner Mittel. Er hatte eine Politik versucht, welche er für verständig und klug hielt, und mit ihr war er gescheitert. Was sollte er jetzt anfangen? Sollte er zu der kräftigen Politik seines Bruders zurückkehren? Hätte er es selbst gewollt, er konnte es nicht mehr; er hatte kein Geld, hatte keine Armee mehr. Ueberdies widerstand ihm der Krieg. Der Prinz Abdallâh war ein Stubenhocker und ein Betbruder; er spielte eine armselige Figur im Lager oder auf dem Schlachtfelde. So war er gezwungen, in der Politik des Friedens zu beharren, auf die Gefahr hin, von dem listigen Renegaten, der ihn schon so oft betrogen hatte, aufs neue betrogen zu werden. Jedoch Ibn-Chafçûn, seines Sieges gewiß, wollte keine Zugeständnisse mehr. Vergebens flehte Abdallâh ihn an, ihm Frieden zu bewilligen; vergebens bot er ihm die vortheilhaftesten Bedingungen an: Ibn-Chafçûn wies all seine Vorschläge mit Verachtung zurück. [2] Jedes Mal, wenn der Sultan eine abschlägige Antwort erhalten hatte, wandte er

[1]) Tarikh Ibn-Chabib S. 159, 160. Die letzten Worte bedeuten augenscheinlich, daß die Christen Ibn-Chafçûn's den Ort, wo früher ihre Kirche stand, zu sehr achten würden, als daß sie es wagten, dort Mordthaten zu begehen.

[2]) Ibn-Chaijân fol. 70 r.

sich, da er von den Menschen nichts mehr zu hoffen hatte, an Gott,[1] schloß sich mit einem Eremiten in sein Kabinet ein,[2] oder dichtete traurige Verse, wie zum Beispiel folgende:

„Alle Dinge dieser Welt sind vergänglich; nichts ist dauerhaft hienieden. Darum beeile dich, o Sünder, sage allen weltlichen Eitelkeiten Lebewohl und bekehre dich. In Kurzem wirst du im Sarge sein, und über dein einst schönes Antlitz wird feuchte Erde geworfen werden. Befleißige dich einzig und allein deiner religiösen Pflichten, ergib dich der Andacht und suche die Gunst des Herrn des Himmels zu gewinnen!“[3]

Einmal indessen faßte er wieder Muth: es war gegen Ende des Jahres 890, als Ibn-Chafçûn ihm den Kopf des Khair ibn-Schâkir, des Herrn von Jodar, darbot. In dieser Handlung sah er einen Hoffnungsstrahl; er bildete sich ein, sein schrecklicher Gegner werde ihm endlich Frieden zugestehen, um den er seit so langer Zeit anhielt; der Kopf Khair's war für ihn das Unterpfand einer nahen Versöhnung; er dachte, Ibn-Chafçûn wolle ihm für den guten Rath, welchen er ihm gegeben, Erkenntlichkeit zeigen; denn er selbst hatte ihn benachrichtigt, daß Khair ein doppeltes Spiel spiele und daß er neben Ibn-Chafçûn noch einen andern Herrscher anerkenne, nämlich Daisam, den Fürsten von Todmîr. Ueber die Maßen eifersüchtig auf seine Macht, hatte Ibn-Chafçûn schnelle und furchtbare Gerechtigkeit geübt. Da Khair ihn um Verstärkung gebeten, hatte er sie ihm geschickt, aber zugleich seinem Hauptmann, welcher el Royol auf Spanisch und al-Ochaimir auf Arabisch (der kleine Rothback) hieß, insgeheim den Befehl gegeben, dem Verräther den Kopf abzuhauen.[4] Uebrigens benahm Ibn-Chafçûn dem Sultan bald seine Täuschung. Weit davon entfernt, mit ihm zu unterhandeln, fing er an, die Festungen der Provinz Cabra, welche es noch mit dem Sultan hielten, zu belagern.[5]

Die Lage konnte nicht schlimmer werden. Abdallâh begriff endlich, daß er ein für allemal Alles aufs Spiel setzen müsse. Er zeigte seinen Vezieren an, daß er entschlossen sei, den Feind anzugreifen. Die bestürzten Veziere stellten ihm die Gefahr vor, der er sich aussetzen werde. „Die Truppen Ibn-Chafçûn's,“ sagten sie zu ihm,

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 111 v.

[2]) Siehe über die Achtung, welche Abdallâh den Eremiten zollte, Khoschani S. 322.

[3]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 160.

[4]) Ibn-Chaijân fol. 18 v.; 70 v.

[5]) Ibn-Chaijân fol. 70 v. 71 r.

„sind viel zahlreicher als die unsrigen, und wir werden es mit Feinden zu thun haben, welche keinen Pardon geben." Dessenungeachtet beharrte er bei seinem Plan, und in der That, wenn er noch irgend ein Bewußtsein seiner Abkunft und Würde hatte, mußte er seiner gegenwärtigen Schande einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde vorziehen. [1]

[1]) Ibn-Chaijân fol. 71 v.

XV.[1]

Ibn-Chafçân vernahm mit Freude und Verwunderung den kühnen Entschluß, welchen der Sultan gefaßt hatte. „Jetzt haben wir sie gepackt, diese Ochsenheerde!" sagte er auf spanisch zu Ibn-Mastana. „Er möge kommen, dieser Sultan! Ich werde Dem, welcher mir ankündigt, daß er sich auf den Weg gemacht, fünfhundert Ducaten geben!" Kurze Zeit nachher erhielt er zu Ecija die Nachricht, daß das große Zelt des Sultans in die Ebene von Secunda gebracht und dort aufgepflanzt worden sei. Sogleich machte er den Plan, dorthin zu gehen und es in Brand zu stecken. Dieser Handstreich werde, so dachte er, im Fall des Gelingens den Sultan lächerlich machen. Von einigen Reitern begleitet, gelangte Ibn-Chafçân mit Beginn der Nacht auf die Ebene von Secunda. Plötzlich stürzte er auf die Sklaven und Bogenschützen ein, welche als Wache neben dem Pavillon standen; aber obwohl an Zahl nur gering, vertheidigten sie sich tapfer, und durch ihr Geschrei herbeigelockt, stürzten die Soldaten aus der Stadt heraus, um ihnen zu Hilfe zu kommen. Da es sich im Grunde nur darum handelte, dem Sultan einen Streich zu spielen, befahl Ibn-Chafçân, sobald er sah, daß das Unternehmen ein schlimmes Ende nehmen werde, seinen Reitern, sich im Galopp rückwärts nach Polei zu wenden. Die Reiter des Sultans verfolgten sie und tödteten einige von ihnen.

Dieses nächtliche Gefecht, so unbedeutend es war, nahm in den Augen der Cordovaner riesige Proportionen an. Als mit Tages-

[1]) Ibn-Chaijân fol. 71 v. — 80 r.

anbruch die ganze Bevölkerung der Stadt den Reitern des Sultans entgegen ging, welche von ihrer Verfolgung mit einigen aufgegriffenen Pferden und abgeschnittenen Köpfen zurückkamen, wurden sie nicht müde, diese Trophäen zu bewundern, und voll Stolz und Freude erzählte man einander, Ibn-Chafçûn habe sich bei seiner Flucht auf der großen Heerstraße verirrt, und in Polei angekommen, habe er nur noch einen einzigen Reiter bei sich gehabt.

Bald indessen sollte ein ernsterer Kampf ausgefochten werden, und da man wußte, daß dann einer gegen zwei sich schlagen werde, war man keineswegs über den Ausgang desselben ruhig. In der Armee des Sultans zählte man nicht mehr als vierzehntausend Mann, von denen nur viertausend regelmäßige Truppen waren; dagegen hatte Ibn-Chafçûn dreißigtausend Mann. Indessen gab der Sultan doch den Befehl, sich auf den Marsch zu begeben und die Straße nach Polei zu nehmen.

Am Donnerstag den fünfzehnten April des Jahres 891 kam die Armee bei dem kleinen Flusse an, welcher eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt fließt, und der Sitte gemäß kam man von beiden Seiten dahin überein, daß der Kampf am folgenden Tage stattfinden solle.

An diesem Tage, welcher für die Christen der Freitag der heiligen Woche[1] war, setzte die Armee des Sultans sich mit Anbruch des Morgens in Bewegung, während Ibn-Chafçûn seine Soldaten am Fuß des Hügels, auf welchem das Schloß lag, in Schlachtordnung stellte. Sie waren voll Begeisterung, und in ihrer kriegerischen Trunkenheit, hielten sie sich schon des Sieges gewiß. Anders war es auf Abdallâh's Seite. Seine Armee war sein letztes Hilfsmittel, sie führte mit sich das Geschick der Omaijaden; sollte sie jetzt eine große Niederlage erleiden, so war Alles verloren. Zum großen Unglück wurde sie schlecht geführt, und sehr wenig fehlte, daß der Oberbefehlshaber, Abdalmelik ibn-Omaija, sie durch ein ungeschicktes Manöver dem Feinde in die Hände geliefert hätte. Er hatte sie schon vorgeführt, als er, da ihm die Stellung, die er genommen, nicht richtig schien, ihr befahl, sich wieder bis an einen Berg im Norden der Festung, zurückzuziehen. Dieser Befehl sollte eben ausgeführt werden, als der Befehlshaber des Vortrabes — ein tapferer omaijadischer Client Namens Obaidallâh aus der Familie der Beni-Abî-Abda — zum Sultan eilte

---

[1]) Siehe Anmerkung VI am Ende des Werkes.

mit dem Ruf: „Mein Gott, mein Gott, habe doch Erbarmen mit uns! Wohin führt man dich, Emir? Wir waren schon dem Feinde gegenüber, sollen wir ihm jetzt den Rücken wenden? Dann wird er ja glauben, daß wir uns vor ihm fürchten, und wird uns in Stücke hauen!" Er sagte die Wahrheit; Ibn-Chafçûn hatte den Fehler seines Gegners bemerkt und machte sich eben bereit, Vortheil daraus zu ziehen. Der Sultan bestritt durchaus nicht die Richtigkeit der Bemerkung Obaid-allâh's, sondern fragte ihn, was nun zu thun sei. „Vorwärts rücken", antwortete der Feldherr, „den Feind mit Macht angreifen und dann das Uebrige dem Willen Gottes überlassen!" — „Thue was du willst," antwortete der Sultan.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte Obaidallâh sofort zu seiner Division zurück und befahl ihr, gegen den Feind zu marschiren. Die Truppen brachen auf; aber sie verzweifelten fast an dem Erfolg. „Was meinst du von dem Ausgang dieser Schlacht?" fragte ein Führer den Theologen Abû-Merwân, einen Sohn des berühmten Jachjâ ibn-Jachjâ, der auch selbst durch sein Wissen und seine Frömmigkeit so berühmt war, daß man ihn den „Scheich der Moslim's" nannte. — „Was soll ich dir sagen, mein Vetter?" erwiderte der Gelehrte; „ich kann dir nichts Anderes zur Antwort geben als diese Worte des Allmächtigen: „Wenn Gott euch zu Hilfe kommt, wer könnte euch dann besigen? Wenn er euch verläßt, wer könnte euch dann helfen?"[1] Der übrige Theil des Heeres war nicht zuversichtlicher als sein Vortrab. Die Soldaten hatten Befehl erhalten, ihr Gepäck niederzulegen, die Zelte aufzuschlagen und sich in Schlachtordnung zu stellen; aber als sie einen Thronhimmel für den Sultan aufrichten wollten, brach ein Pfahl, der ihn stützen sollte, so daß der Thronhimmel auf die Erde fiel. „Ein schlimmes Zeichen!" ging das Gemurmel auf allen Seiten. „Beruhigt euch," sprach darauf einer der höheren Befehlshaber; „dies kündet nichts Schlimmes an; das Selbe hat sich einst zugetragen, als eine andere Schlacht geliefert werden sollte, und dennoch hat man damals einen glänzenden Sieg erfochten". Indem er noch so sprach, richtete er den Thronhimmel auf einem anderen Pfahl wieder auf, den er unter dem Gepäck gefunden hatte.

Auch beim Vortrab, wo der Kampf schon begonnen hatte, war es nöthig, daß die Führer und die Gottesgelehrten den Eindruck wieder auszulöschen strebten, welchen mehrere unglückbedeutende Zeichen

---

[1]) Worte des Korans, Sure III V. 154.

hervorgebracht hatten. Mit glücklichem Gedächtniß und lebhafter Einbildungskraft begabt, wurden sie nicht müde, frühere Vorkommnisse anzuführen, so oft es ihnen nöthig schien. In der ersten Reihe focht Rahîcî, ein tapferer Krieger, der unter dem Helm und im Küraß altersgrau geworden und zugleich ein hervorragender Dichter war. Jedes Mal, wenn er mit der Lanze oder dem Säbel zuschlug, improvisirte er einen Vers. Plötzlich fiel er tödtlich verwundet nieder. „Ein böses Zeichen!" riefen die bestürzten Soldaten; „der erste Gefallene ist einer der Unsrigen!" — „Nein", erwiderten die Gottesgelehrten, „es ist im Gegentheil ein sehr glückliches Zeichen," denn in der Schlacht am Guadacelete, wo wir die Toletaner geschlagen haben, war der Erste, welcher fiel, auch einer der Unsrigen."

Bald wurde der Kampf allgemein auf der ganzen Linie. Es war ein entsetzlicher Lärm: in das Getöse der Fanfaren mischten sich die Stimmen der gelehrten Moslim's und der christlichen Priester, welche Gebete und Stellen aus dem Koran oder der Bibel hersagten. Gegen alle Erwartung gewann der linke Flügel der Truppen des Sultans mehr und mehr die Oberhand über den rechten Flügel Ibn-Chafçûn's. Nachdem die Soldaten des Sultans die Feinde zum Weichen gezwungen, schnitten sie ihnen, unter einander wetteifernd, die Köpfe ab und brachten sie dem Sultan, welcher jedem Soldaten, der ihm einen Kopf bringen würde, eine Belohnung versprochen hatte. Er selbst nahm keinen Theil am Kampf. Unter seinem Thronhimmel sitzend, sah er zu, wie Andere sich für ihn schlugen, und mit seiner gewöhnlichen Heuchlermiene declamirte er Verse wie folgende:

„Mögen Andere ihre Vertrauen auf die große Zahl ihrer Soldaten setzen, auf ihre Kriegsmaschinen und ihren Muth: ich setze mein Vertrauen auf Gott, den Einzigen, den Ewigen!"

Als der rechte Flügel der Andalusier in volle Flucht gejagt war, warf sich die ganze Armee des Sultans auf den linken Flügel. Dort befehligte Ibn-Chafçûn in eigener Person; allein trotz seiner Anstrengungen und obgleich er, seiner Gewohnheit gemäß, großen Muth entfaltete, gelang es ihm doch nicht, seine Soldaten auf ihren Posten zu halten. Mehr Eifer als Festigkeit besitzend, ebenso rasch entmuthigt, als entflammt, verzweifelten sie zu früh am Ausgang, räumten das Schlachtfeld und wandten dem Feinde den Rücken. Die einen wandten ihre Flucht nach der Richtung von Ecija, verfolgt von den Reitern des Sultans, die sie zu hunderten niedersäbelten; die anderen, unter denen sich Ibn-Chafçûn befand, wollten ihre Zuflucht im Schlosse

suchen; aber da das Thor von Flüchtlingen des rechten Flügels vollgepropft war, bemühten sich die Neuangekommenen vergebens, sich einen Weg zu bahnen, und um ihren Befehlshaber zu retten, mußten die auf den Wällen postirten Soldaten ihn mit ihren Armen um den Leib fassen und vom Pferde heben; so trugen sie ihn hinter die Mauern.

Während die Menge sich noch am Thor des Schlosses drängte, plünderten die Soldaten des Sultans das feindliche Lager. Mit einem Jubel erfüllt, der um so größer war, als er unerwartet ihnen zu Theil geworden, belustigten sie sich damit, sarkastische Redensarten gegen ihre Gegner zu schleudern, die in ihren Augen allesammt Christen waren und nun eine so wichtige Schlacht gerade am Vorabend des Osterfestes verloren hatten. „Es war ein unterhaltendes Spiel," sagte ein Soldat; „welch ein schönes Fest für sie! Die meisten werden den Ostertag nicht mehr erblicken, und das ist wahrlich schade!" — „Ja wahrhaftig, ein herrliches Fest," erwiderte ein anderer, „mit vielen Opfern; jedes religiöse Fest muß deren haben." — „Da sieht man, wozu ein guter Säbelhieb nütze ist," fügte ein dritter hinzu; „bei der heiligen Communion hatten sie sich vollgetrunken, so voll wie sie konnten, und wenn wir sie nicht nüchtern gemacht hätten, wären sie zur Stunde noch betrunken." — „Wißt ihr wohl," bemerkte ein vierter, welcher ein wenig Geschichtskenntniß hatte, „wißt ihr wohl, daß diese Schlacht ganz genau der Schlacht auf der Ebene von Râhit gleicht? Es war auch ein Freitag, auf den ein Festtag fiel, und unser Sieg ist nicht weniger glänzend als der, welchen die Omaijaden damals erfochten haben. Seht nur diese Schweine, wie sie da verstümmelt am Fuß des Hügels liegen! Wahrlich, mich dauert die Scholle, welche dazu verdammt ist, ihre Leichname zu tragen; wenn sie es vermöchte, würde sie gewiß nicht unterlassen, sich darüber zu beklagen." — Später trug der Hofpoet Ibn-Abd-rabbihi diese groben, brutalen Scherze, diese Soldaten-Ausdrücke, in einem langen Gedicht wieder vor, in welchem schlechter Geschmack und Wortspiele einen großen Raum einnehmen, das aber wenigstens das Verdienst hat, daß es dem Haß und der Verachtung, welche die Anhänger des Sultans gegen die Andalusier hegten, kräftigen Ausdruck gibt.

Den Soldaten des Sultans sollte noch mehr Freude zu Theil werden. Ibn-Chafçûn wollte im Schlosse bleiben und eine Belagerung aushalten; aber die Soldaten von Ecija erklärten ihm, ihre Pflicht rufe sie in ihre Stadt zurück, wo sie allem Anschein nach vom Sultan belagert werden würden. Ibn-Chafçûn widersetzte sich ihrem Abmarsch

energisch; er wollte sie sogar mit Gewalt im Schlosse zurückhalten; aber sie durchbrachen die Mauer an der Nordseite und entflohen in ihre Heimatstadt. Für sich allein behaupteten die anderen Soldaten nicht mehr zahlreich genug zu sein, um das Schloß zu vertheidigen; man müsse es räumen. Nach langem Widerstande gab endlich Ibn-Chafçûn ihrem Wunsche nach. Mitten in der Nacht zog er aus der Festung; aber es war kein Rückzug zu nennen, es war eine eilige Flucht. Inmitten der Unordnung und der Dunkelheit, suchte Ibn-Chafçûn lange Zeit umher, ehe er ein Reitthier finden konnte; endlich legte er seine Hand auf eine elende Mähre, die einem christlichen Soldaten gehörte, und nachdem er sich auf sie geschwungen, setzte er ihr beide Sporen in die Weichen und suchte das unglückliche Thier in Galopp zu setzen, das seit langen Jahren gewöhnt war, Schritt vor Schritt zu gehen. Er mußte in der That Eile anwenden. Sobald die Truppen des Sultans die Flucht der Feinde bemerkt hatten, machten sie sich auf, sie zu verfolgen. „Nun," sagte Ibn-Mastana, welcher an Ibn-Chafçûn's Seite ritt und trotz der ernsten Gefahr vollkommene Heiterkeit, wahre andalusische Sorglosigkeit bewahrt hatte; „nun, hattest du Dem, welcher dir die Nachricht bringen würde, daß der Sultan sich ins Feld begeben habe, nicht fünfhundert Ducaten versprochen? Es scheint mir, daß Gott dir diese Summe mit Wucher zurückgegeben hat. Am Ende ist es doch keine so leichte Sache, die Omaijaden zu besiegen; was meinst du?" — „Was ich meine?" antwortete Ibn-Chafçûn, welcher, im Herzen voll kochender Wuth, nicht in der Stimmung war zu scherzen; „ich meine, daß wir das Unglück, welches uns getroffen hat, deiner Feigheit und der Feigheit Jener, die dir gleichen, verdanken. Ihr seid allesammt keine Männer.

Mit Tagesanbruch kam Ibn-Chafçûn selbfünfte in der Stadt Archidona an; aber er hielt sich dort nur einen Augenblick auf, und nachdem er den Einwohnern befohlen hatte, sich so bald wie möglich nach Bobastro zu begeben, setzte er seinen Weg nach dieser Festung fort.

Nachdem der Sultan vom Schlosse Polei, wo er eine Masse Geld, Lebensmittel und Kriegsmaterial fand, Besitz ergriffen hatte, ließ er sich die Liste geben, auf der alle Namen seiner moslimischen Unterthanen eingeschrieben waren. Darauf ließ er die Gefangenen vor sich führen und kündigte ihnen an, daß allen Denjenigen, welche als Moslim's eingeschrieben seien, das Leben geschenkt werden solle, vorausgesetzt, daß sie schwören könnten, noch jetzt diesem Glauben anzugehören; die Christen aber sollten alle durchs Schwert des Henkers

umkommen, ausgenommen, wenn sie sich zum Islam bekehrten. Alle Christen, wenigstens tausend an der Zahl, wollten lieber sterben als ihren Glauben abschwören. Ein einziger unter ihnen wankte in dem Augenblick, als der Henker ihn fassen wollte, und rettete sein Leben dadurch, daß er das moslimische Glaubensbekenntniß aussprach. Alle übrigen erlitten den Tod mit wahrhaftem Heldenmuth, und vielleicht wird man der Meinung sein, daß diese Soldaten, deren Namen nicht auf die Nachwelt gekommen, sich ein viel größeres Recht auf den Ruhm des Martyriums erworben haben als die Fanatiker von Cordova, welche vierzig Jahre zuvor damit ausgezeichnet wurden.

Nachdem er eine genügende Besatzung im Schlosse Polei gelassen hatte, unternahm der Sultan die Belagerung von Ecija. Da diese Stadt durch die große Anzahl von Flüchtlingen, welche dorthin ihre Zuflucht genommen, eine beträchtliche Besatzung hatte, leistete sie hartnäckigen Widerstand. Unglücklicher Weise hatte sie nicht genug Vorrath, um alle Vertheidiger zu nähren. Nach Verlauf einiger Wochen trat Mangel ein, und da er von Tag zu Tag größer wurde, mußte man an die Uebergabe denken. Die Andalusier fingen also an zu unterhandeln; aber der Sultan verlangte, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergäben. Dies verweigerten sie, obgleich die Hungersnoth furchtbare Verheerungen in der Stadt anrichtete, so daß die Einwohner in ihrer Verzweiflung von den Wällen herab den Belagerern ihre ausgehungerten Frauen und Kinder zeigten, indem sie mit lautem Geschrei ihr Mitleid anflehten. Endlich ließ der Sultan sich erweichen. Er bewilligte den Belagerten allgemeine Amnestie; als er darauf Geiseln von ihnen erhalten und ihnen einen Statthalter gegeben, nahm er den Weg nach Bobastro und schlug sein Lager in der Nähe der Festung auf.

Aber Ibn-Chafçûn war in Bobastro, in einem Gebiet, wo er jeden Hügel, jedes Thal, jeden Hohlweg kannte, unüberwindlich. Die Soldaten aus Cordova wußten es nur zu gut. Sie fingen bald an zu murren und behaupteten, der Feldzug habe schon lange genug gedauert, sie wollten nicht die wenigen Kräfte, welche ihnen geblieben seien, in einem erfolglosen Unternehmen verbrauchen; ohnehin würden ihre Gegner aus einem Kampfe, in welchen sie sich nur defensiv zu verhalten hätten, eher neu gestärkt als geschwächt hervorgehen, da sie ihre Ueberlegenheit in dieser Hinsicht schon mehr als Ein Mal bewiesen hätten. Gezwungen, ihrem Willen nachzugeben, ertheilte der Sultan den Befehl, man solle sich zurückziehen und die Richtung nach Archidona nehmen. Ehe sie dorthin gelangten, hatten sie einen engen

Hohlweg zu passiren, wo sie von Ibn-Chafçûn angegriffen wurden; aber der Geschicklichkeit und Tapferkeit Obaidallâh's hatten sie es zu danken, daß sie sich mit Ehren aus diesem Gefechte zogen. Nachdem der Sultan darauf nach Elvira gegangen war, woselbst die Einwohner ihm Geiseln stellten, führte er seine Armee nach Cordova zurück.

XVI.

Der Sieg, den der Sultan bei Polei errungen, hatte ihn noch in dem Augenblick gerettet, als er verloren schien. Polei, Ecija und Archidona, diese Vorposten der nationalen Partei, waren genommen; Elvira hatte sich wieder unterworfen; Jaën, aus welchem Ibn-Chafçûn seine Truppen zurückgezogen hatte, war dem Beispiel Elvira's gefolgt.[1] Das waren jedenfalls herrliche Erfolge; sie brachten auf die öffentliche Meinung einen tiefen Eindruck hervor, umsomehr als dergleichen Resultate von niemandem erwartet waren. Ibn-Chafçûn hatte viel von seinem Nimbus verloren, und er selbst bemerkte es nur zu gut. Seine Gesandten bei Ibn-Aghlab, die sonst mit Freundlichkeiten überhäuft worden, empfing man jetzt nur noch sehr kalt. Man sagte ihnen, daß man im eigenen Lande Empörungen zu unterdrücken habe und folglich keine Muße finden könne, sich mit den Angelegenheiten Spaniens zu befassen.[2] Natürlich hatte man in Afrika kein Interesse, einen Prätendenten zu unterstützen, der geschlagen worden, und es war keine Rede mehr davon, daß ihn der Khalif von Bagdad zum Statthalter von Spanien ernennen werde. Der Sultan dagegen hatte sich in der Meinung vieler Leute wieder gehoben. Die friedlichen Bürger, welche, der Unordnung und der Anarchie müde, in der Wiederherstellung der königlichen Macht das einzige Heilmittel erblickten, nahmen eine festere und entschiedenere Stellung ein. Aber wenn man Unrecht hätte, die Vortheile, welche der Sultan errungen, zu verkennen, darf

[1]) Ibn-Chaijân fol. 77 v.
[2]) Nowairi S. 466; Ibn-Khaldûn fol. 11 r.

man sie auch nicht übertrieben hoch stellen. Die Macht Ibn-Chafçûn's hatte ohne Zweifel einen großen Stoß erlitten, aber sie war bei weitem noch nicht vernichtet. Er verzweifelte keineswegs an der Wiederaufrichtung derselben. Für den Augenblick bedurfte er des Friedens und verlangte ihn. Der Sultan erklärte sich bereit, ihn zu bewilligen, wenn er ihm einen seiner Söhne als Geisel lasse. Ibn Chafçûn versprach es; aber da er die Absicht hatte, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, sobald es ihm paßte, betrog er den Sultan dadurch, daß er ihm statt eines seiner eigenen Söhne den Sohn eines seiner Schatzmeister, den er adoptirt hatte, übergeben ließ. Sein Betrug wurde nicht sogleich entdeckt; aber später faßte man Argwohn, erkundigte sich, und als die Wahrheit aufgehellt wurde, warf der Sultan ihm seinen Mangel an Zutrauen vor und verlangte jetzt einen seiner leiblichen Söhne als Geisel; da aber Ibn-Chafçûn dennoch dieses Verlangen nicht befriedigen wollte, begann der Krieg von neuem. [1]

Der andalusische Häuptling gewann mit überraschender Geschwindigkeit das Terrain wieder, welches er verloren hatte. Da er wußte, daß er auf die Einwohner von Archidona rechnen könne, schickte er Vertrauensmänner in diese Stadt, welche ihre Sache so gut verstanden, daß die Bevölkerung einen Aufstand machte. Die beiden Beamten, denen der Sultan die Statthalterschaft der Stadt anvertraut hatte, wurden Nachts gefangen genommen und an Ibn Chafçûn ausgeliefert, als dieser mit seinen Truppen in die Stadt zog (892). Bald nachher kamen Abgesandte aus Elvira und kündigten ihm an, daß auch ihre Stadt das Joch abgeschüttelt habe und daß man dort auf seine Mithilfe rechne. Er begab sich dorthin und ließ eine Besatzung in der Citadelle. Aber die Partei des Sultans, welche zu Elvira sehr zahlreich war, hielt sich nicht für geschlagen. Von dem Statthalter von Ubeda unterstützt, griff sie zu den Waffen, vertrieb die Soldaten Ibn-Chafçûn's, wählte einen Gemeinderath und führte den vom Sultan eingesetzten Statthalter in die Stadt. Die Anhänger der Unabhängigkeit hingegen, durch die Nähe der Armee des Sultans, die damals Carabuey, eine der Festungen Ibn-Mastana's, belagerte, eingeschüchtert, hatten sich dieser Revolution nicht widersetzt; aber sobald die Armee nach Cordova zurückgekehrt war, richteten sie sich wieder auf, setzten sich ohne Wissen des Rathes mit Ibn-Chafçûn in Verbindung und benützten die Dunkelheit der Nacht, um einige ihrer Soldaten in die Citadelle zu bringen. Als Ibn-Chafçûn bald nachher durch Leucht-

[1]) Ibn-Chaijân fol 83 r. und v.

feuer, die seine Anhänger angezündet hatten, von dem Erfolg des Unternehmens benachrichtigt worden, drang er selbst mit seinen Haupttruppen hinein, und die Truppen des Sultans, plötzlich durch das Freudengeschrei ihrer Gegner geweckt, geriethen in solche Bestürzung, daß sie an keinen Widerstand mehr dachten. Sie wurden streng bestraft. Der vom Sultan ernannte Statthalter wurde geköpft.

Nachdem er Herr von Elvira geworden, wandte Ibn-Chafçûn seine Waffen gegen Ibn-Dschûdî und die Araber von Granada. Da Ibn-Dschûdî einsah, daß die Schlacht, welche bevorstand, eine entscheidende sein werde, hatte er all seine Verbündeten zu seiner Hilfe entboten. Nichtsdestoweniger erlitt er eine furchtbare Niederlage, und da er die Unvorsichtigkeit gehabt hatte, sich von Granada, seinem Stützpunkt, zu entfernen, hatten seine Soldaten die ganze Vega zu durchstreifen, ehe sie in ihre Festung zurückkommen konnten; sie wurden daher in großer Anzahl niedergesäbelt. In der Meinung der Einwohner von Elvira war dieser Sieg ein reichlicher Ersatz für alle Niederlagen, welche sie früher erlitten. In der That waren die Araber der Art geschlagen worden, daß sie sich niemals wieder aufrichten konnten.

Stolz auf seinen Sieg, zog Ibn-Chafçûn jetzt gegen Jaën. Dort war er ebenso glücklich wie in Elvira. Er bemächtigte sich der Stadt, gab ihr einen Statthhalter und legte Truppen hinein. Sobald er dieses vollbracht, kehrte er nach Bobastro zurück.[1]

Mit Ausnahme Polei's und Ecija's hatte das Jahr 892 ihm also Alles zurückerstattet, was das vorhergehende Jahr ihm genommen. Während fünf Jahren blieb seine Macht ungefähr die selbe, nur daß er Elvira verlor. Er hatte die Anhänger des Sultans in dieser Stadt überrascht, jedoch nicht überwunden, und sein Verfahren hatte sie erbittert. So ergriffen sie die erste Gelegenheit, um das Joch abzuschütteln, welches er ihnen aufgebürdet hatte. Sie bot sich im Jahre 893, als die Armee des Sultans, nachdem sie in der Umgegend von Bobastro eine Razzia gemacht hatte, vor den Thoren der Stadt erschien. Der Prinz Motarrif, der diese Razzia befehligte, bot damals den Einwohnern allgemeine Amnestie an, wenn sie ihm den Hauptmann und die Soldaten Ibn-Chafçûn's auslieferten. Der Einfluß der monarchischen Partei war so groß, daß sie darein willigten, und von diesem Augenblick an blieb Elvira in Unterwürfigkeit. Die Liebe zum Vaterland und zur Freiheit war dort erkaltet; außerdem hatte man mehr die Araber von Granada bekämpft als den Sultan; gegen

[1]) Ibn-Chaijân fol. 80 v. — 82 r.

die Araber hatten sie Ibn-Chafçûn herbeigerufen, und seitdem diese die Schlacht von Granada verloren, waren sie weniger zu fürchten. Durch ihre Niederlage sehr geschwächt, wurden sie es noch viel mehr durch die Uneinigkeit, die sich bei ihnen eingeschlichen hatte. Sie waren jetzt in zwei Parteien getheilt, deren eine sich an Ibn-Dschûdî, die andere an Mohammed Ibn-Adhchâ, den mächtigen Herrn von Alchama anschloß. Gegen letzteren hegte Sa'îd so heftigen Haß, daß er auf seinen Kopf einen Preis gesetzt hatte. Die Unvorsichtigkeit und der Leichtsinn Sa'îd's machte die Lage noch schlimmer. Durch seinen Stolz, sein geckenhaftes Benehmen und seine zahllosen Liebschaften hatte er sich den Haß mehrerer Häuptlinge zugezogen, und endlich faßte einer von ihnen, Abû-Omar Othmân, dessen häusliches Glück er zerstört hatte, den Entschluß, seine Schande im Blute des Verführers reinzuwaschen. Da man ihn benachrichtigt hatte, daß seine Frau dem Emir im Hause einer Jüdin eine Zusammenkunft versprochen, ging er dorthin und versteckte sich mit einem seiner Freunde, und als Sa'îd ankam, warf er sich auf ihn und tödtete ihn (December 897).

Dieser Mord brachte die Uneinigkeit auf den höchsten Gipfel. Der Mörder und seine Freunde fanden noch so viel Zeit, sich zur Sicherheit in die Festung Noalexo im Norden von Granada zu begeben, wo sie Ibn-Adhchâ zum Emir ausriefen. Da sie sich nicht mit dem Sultan veruneinigen wollten, baten sie ihn, ihre Wahl zu bestätigen, und suchten, ihn auch davon zu überzeugen, daß sie Sa'îd im Interesse des Staates getödtet hätten, indem sie sagten, er habe den Plan gehabt, sich zu empören, und habe folgende Verse gemacht: „Geh, mein Bote, geh und sage Abdallâh, daß nur eine eilige Flucht ihn retten könne, denn ein furchtbarer Krieger hat die Fahne des Aufruhrs an den Ufern des schilfreichen Flusses erhoben. Sohn Merwân's gib uns die Herrschaft zurück; denn uns, den Söhnen der Beduinen, gehört sie von Rechtswegen! Schnell führe man mir meinen Fuchs mit seiner goldgestickten Schabracke vor, denn mein Stern wird über den ihrigen siegen!" Vielleicht waren diese Verse in der That von Sa'îd; denn sie sind seiner wenigstens nicht unwürdig. Wie dem auch sei, der Sultan, welcher sich glücklich schätzte, daß diese Araber sich dazu herablassen wollten, ihm eine Rechtfertigung ihres Verfahrens vorzulegen, billigte Alles, was sie gethan hatten. Aber die alten Freunde Sa'îd's wollten Ibn-Adhchâ nicht anerkennen. Der Mord ihres Häuptlings hatte sie mit Unwillen und Zorn erfüllt. Untröstlich über seinen Verlust, vergaßen sie all seine Fehler und alle Beschwerden, welche sie gegen ihn gehabt, um sich nur seine Tugenden ins Gedächtniß zu rufen. Einer

von ihnen, Mikdam ibn-Moâfâ, machte, trotz dembaß Sa'îd ihn unverdienter Weise hatte peitschen lassen, folgendes Gedicht auf ihn:

„Wer wird nun die Armen speisen und kleiden, da er, der die Großmuth selbst war, im Grabe liegt? Ach, die Wiesen dürfen nicht mehr grünen, die Bäume sollen kein Laub mehr tragen, und die Sonne darf nicht mehr aufgehen, seit Ibn-Dschûdî todt ist, er, deß Gleichen nie mehr von Menschen oder Geistern erblickt werden wird!"

„Was, rief ein Araber aus, als er ihn diese Verse declamiren hörte, du sprichst das Lob Dessen aus, der dich hat peitschen lassen?" — „Bei Gott," entgegnete Mikdam, „er hat mir durch sein ungerechtes Urtheil wohl gethan, denn die Erinnerung an diese Züchtigung, die ich durch ihn erleiden mußte, hat mich von einer Menge Sünden, die ich vordem beging, geheilt. Bin ich ihm deshalb nicht Dankbarkeit schuldig? Außerdem bin ich, seitdem er mich hatte peitschen lassen, immer ungerecht gegen ihn gewesen, und glaubst du, daß ich jetzt, da er nicht mehr ist, fortfahren möchte, es zu sein?" [1]

Andere, welche die vertrauten Freunde Sa'îd's gewesen, waren voll Rachedurst. „Niemals", sagte Asadî in einem längeren Gedichte, „wird der Wein, den der Mundschenk mir kredenzt, für mich seine alte Würze haben, ehe der Augenblick kommt, da ich die Reiter mit verhängtem Zügel heransprengen sehe, welche Den rächen werden, der einst ihre Freude war und ihr Stolz!"

Sa'îd wurde in der That von seinen Freunden gerächt; allein die Araber fuhren fort, ohne Rast und Ruh sich zu bekämpfen. Der Sultan und die Andalusier hatten nichts Anderes zu thun, als sich unter einander zu erwürgen. [2]

Die Unterwerfung Elvira's war ein großer Vortheil für den Sultan. Es wurden ihm noch andere Erfolge zu Theil. Ueberzeugt, daß er nichts dabei gewinnen werde, wenn er gegen Ibn-Chafçûn kämpfe, wendete er seine Waffen lieber gegen weniger mächtige Rebellen. Seine Absicht war nicht, sie zu unterwerfen; er suchte nicht, ihnen ihre Städte und Schlösser zu entreißen, sondern er wollte sie zwingen, ihm Tribut zu bezahlen. [3] Zu diesem Ende ließ er seine Armee jährlich eine oder

---

[1]) Makkarî Bd. II S. 361.

[2]) Ibn-Chaijân fol. 83 r., 22 r. und v., 23 r., 47 v., 48 r., 92 v.; Ibn-al-Khatîb in meinen Notices S. 259.

[3]) Siehe die Verse Ibn-Colzom's (so ist nach Khoschanî S. 308 dieser Name auszusprechen) bei Ibn-Adhârî Bd. II S. 143.

zwei Unternehmungen machen. Dann verheerte man Kornfelder, steckte Dörfer in Brand, belagerte Festungen, und wenn einer der Rebellen sich zum Tribut verstanden und Geiseln ausgeliefert hatte, ließ man ihn in Ruhe, um wieder einen anderen anzugreifen. Der Schatz war auf dem Trockenen, und die Regierung begriff sehr gut, daß, um den Hauptkrieg zu beginnen, man sich mit der Quintessenz des Krieges, mit Geld, versehen müsse. Mit Hilfe jener Råzzias verschaffte man sich solches. Die von 895 war sehr glücklich. Sie wurde gegen Sevilla gerichtet. Diese Stadt war noch immer in der selben Lage: der Sultan hatte einen Statthalter daselbst; auch sein Oheim Hischâm residirte dort; aber in Wirklichkeit regierten die Khaldûn's und die Chaddschâdsch's. Diese Häuptlinge waren mit ihrer Stellung sehr zufrieden, denn sie gab ihnen alle Vortheile der Unabhängigkeit, ohne die Gefahren, welche gewöhnlich damit verbunden waren; sie thaten Alles, was sie wollten; sie bezahlten keinen Tribut und lagen doch deswegen nicht in Krieg mit dem Sultan. Sie meinten, ihren Interessen nicht besser dienen zu können, als wenn sie diesen Zustand der Dinge dauernd aufrecht erhielten, und als im Jahre 895 ein Beamter des Sultans die Lehensleute aufbieten ließ, beeilten sich Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch und Khâlid ibn-Khaldûn, der Bruder Koraib's, der Aufforderung Folge zu leisten und sich mit ihren Contingenten nach Cordova zu begeben. Ihr Verbündeter, Solaimân von Sidona, und sein Bruder Maslama folgten ihrem Beispiel. Alle Welt war der Meinung, daß man gegen die Renegaten von Todmîr eine Expedition unternehmen wolle. Man kann sich also die Verwunderung und den Schrecken Koraib's vorstellen, als er vernahm, daß anstatt die Armee gegen Osten marschiren zu lassen, man sie gegen Sevilla geschickt habe, daß Solaimân Mittel gefunden habe zu entweichen, daß aber alle anderen Führer und Soldaten von Sevilla und Sidona auf Befehl des Prinzen Motarrif verhaftet worden seien.

Nun galt es, schnelle und entscheidende Maßregeln zu treffen. Koraib that es. Nachdem er alle Thore des Palastes durch seine Leute hatte besetzen lassen, flog er in den Saal, wo er den Prinzen Hischâm fand. „Eine schlimme Neuigkeit,“ rief er mit zornflammenden Augen: „ich höre, daß Motarrif meinen Bruder und all meine anderen Verwandten, die sich in der Armee befinden, gefangen genommen hat. Ich schwöre aber bei Allem, was es Heiliges gibt, daß wenn der Prinz einem Einzigen unter ihnen ans Leben geht, ich dir den Kopf abschneiden werde. Wir werden sehen, wie weit seine Kühnheit geht. Einstweilen seid ihr, du und alle die Deinen, meine Gefangenen.

Keiner deiner Diener wird aus dem Palaste gehen, unter welchem Vorwande es auch sei, nicht einmal um Lebensmittel zu kaufen. Ich weiß wohl, daß es hier keine gibt, aber das geht mich nichts an. Entscheide nun selbst, ob du das Todesschwert über deinem Haupte willst hangen sehen, und ob die Aussicht, Hungers zu sterben, solcher Natur ist, dich zu beruhigen. Zur Rettung deines Lebens bleibt dir nur ein Mittel; schreibe dem Prinzen, sage ihm, daß dein Kopf mir für das Leben meiner Verwandten hafte, und mache es darnach, daß er sie mir zurückgebe!"

Da Hischâm wußte, daß Koraib nicht der Mann sei, es bei Drohungen bewenden zu lassen, beeilte er sich, ihm zu gehorchen; aber der Brief, den er an Motarrif schrieb, hatte nicht das Resultat, welches er sich davon versprochen: anstatt seinen Gefangenen die Freiheit zu geben, setzte er seinen Marsch gegen Sevilla fort und forderte Koraib auf, ihm die Thore der Stadt zu öffnen. Da er für das Leben seiner Verwandten fürchtete und nichts unternehmen wollte, ehe die Hilfstruppen von Niebla und Sidona, die er erwartete, angekommen wären, hielt Koraib es für geboten, sich gemäßigt und nachgiebig zu zeigen. So erlaubte er denn den Soldaten des Sultans, haufenweise in die Stadt zu kommen und Lebensmittel zu kaufen; überdies versprach er, den Tribut zu bezahlen, und gab dem Prinzen Hischâm wieder die Freiheit. Eilig verließ dieser die Stadt.

Motarrif kehrte jetzt seine Waffen gegen den Ma'addditen Tâlib ibn-Maulûd [1] und griff seine beiden Festungen, Montefique (am Guadayra) und Monteagudo an. [2] Nachdem Tâlib sich tapfer vertheidigt hatte, versprach er, den Tribut zu bezahlen und stellte Geiseln. Medina-ibn-as-Salîm und Bejer folgten seinem Beispiel. Lebrija wurde im Sturm genommen, und Motarrif legte eine Besatzung dorthin, aber Solaimân, dem diese Festung gehörte und der damals in Arcos war, griff die Armee des Sultans an, ehe sie in Mairena angekommen war, und brachte ihr eine große Niederlage bei. Wüthend über diese Schlappe, rächte Motarrif sich, indem er drei von Solaimân's Anverwandten, welche sich unter seinen Gefangenen befanden, enthaupten ließ.

Gegen Ende August stand die Armee von neuem vor Sevilla.

---

[1]) Wir haben weiter oben gesehen, daß dieser Ritter ein Verbündeter der Renegaten von Sevilla war.

[2]) Monteagudo lag nahe bei Xerez. Siehe Maldonado, Illustraciones de la Casa de Niebla (in dem Memorial historico Bd. IX) S. 96.

Motarrif glaubte, Koraib werde sich jetzt ebenso unterwürfig zeigen wie das erste Mal. Aber er irrte sich. Koraib hatte die Frist, welche man ihm gelassen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, gut benützt, und da seine Verbündeten in die Stadt gekommen, war er entschlossen, nicht nachzugeben. Motarrif fand daher die Thore verschlossen. Da ließ er Khâlid ibn-Khaldûn, Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch und andere Gefangene mit Ketten beladen. Es nützte ihm nichts. Weit entfernt, sich einschüchtern zu lassen, rückte Koraib aus der Stadt und griff den Vortrab unerwartet an. Einen Augenblick fürchtete man Unheil, aber es gelang den Führern, ihre Soldaten wieder zu sammeln, und die Sevillaner wurden geschlagen. Da ließ Motarrif Khâlid und Ibrâhîm foltern und griff Sevilla wiederholt an drei aufeinander folgenden Tagen an. Er errang keinen Vortheil; allein da er sich möglichst nachdrücklich an den Khaldûn's und den Chaddschâdsch's rächen wollte, bemächtigte er sich eines Schlosses, welches am Guadalquivir lag und Ibrâhîm gehörte; darauf verbrannte er die Schiffe, welche er im Hafen fand, befahl, die Befestigungen dem Erdboden gleich zu machen, und nachdem er Ibrâhîm eine Hacke in die Hand gegeben, zwang er ihn, an Händen und Füßen gefesselt, an der Zerstörung seiner eigenen Festung zu arbeiten. Als er darauf noch ein Schloß, welches Koraib gehörte, demolirt hatte, nahm er seinen Weg nach Cordova.[1]

Nachdem die Armee wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt und Tribut von Sevilla angekommen war, gab ein Vezier seinem Gebieter, welcher zwar versucht hatte, Ibn-Chafçûn zu gewinnen, aber bis dahin sich keine Mühe gegeben, die arabische Aristokratie zu versöhnen, den Rath, er möge den Gefangenen die Freiheit wiedergeben, nachdem sie sich zuvor eidlich verpflichtet, ihm in Zukunft Gehorsam zu leisten. „Wenn du diese Edlen im Gefängniß läßt," sagte er zu ihm, „förderst du damit die Interessen Ibn-Chafçûn's; dieser wird nicht verfehlen, sich ihrer Schlösser zu bemächtigen. Versuche lieber, sie dir durch Bande der Erkenntlichkeit zugethan zu machen; dann werden sie dir beistehen, den Häuptling der Renegaten zu bekämpfen." Der Sultan ließ sich überreden. Er verkündigte den Gefangenen, daß sie in Freiheit gesetzt werden würden, unter der Bedingung, daß sie ihm Geiseln ausliefern und fünfzig Mal in der großen Moschee schwören würden, ihm treu bleiben zu wollen. Sie leisteten die geforderten Eidschwüre und stellten Geiseln; aber kaum wieder in Sevilla angelangt,

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 59 v. — 62 r.; 84 r. — 87 r.

brachen sie ihre Schwüre, verweigerten den Tribut und erklärten offen den Aufruhr.[1] Ibrâhîm und Koraib theilten unter sich die Provinz, so daß jeder eine Hälfte bekam.[2]

Die Lage blieb so bis zum Jahre 899; allein unfehlbar mußte Unfrieden zwischen den beiden Häuptlingen ausbrechen, ihre Macht stand sich zu gleich, als daß sie lange Zeit hätten können Freunde bleiben. Auch zögerten sie nicht lange, bis sie anfingen, sich zu zanken, und der Sultan bemühte sich, das Feuer fleißig zu schüren. Er hinterbrachte Koraib alle schmähenden Ausdrücke, in denen Ibrâhîm von ihm spreche, und benachrichtigte Ibrâhîm von den schlechten Redensarten, welche Koraib über ihn im Munde führe. Eines Tages, als er von Khalid einen für Ibrâhîm sehr verletzenden Brief erhalten und seine Antwort darunter geschrieben hatte, gab er diesen unter anderen einem seiner Diener und trug ihm auf, ihn zu erhalten Der Diener hatte die Nachlässigkeit, ihn fallen zu lassen. Ein Eunuch nahm ihn auf, las ihn, und da er auf eine gute Belohnung rechnete, gab er ihn einem Boten Ibrâhîm's und schärfte ihm ein, ihn seinem Herrn einzuhändigen.

Als Ibrâhîm dieses Schreiben flüchtig durchlesen, zweifelte er nicht mehr daran, daß die Khaldûn's seine Macht, seine Freiheit, ja wohl auch sein Leben antasten wollten; aber weil er zugleich einsah, daß er, wenn er sich an ihnen rächen wolle, zur List seine Zuflucht nehmen müsse, zeigte er sich sehr liebenswürdig gegen sie und lud sie zur Tafel. Sie folgten seiner Einladung. Während des Mahles zeigte Ibrâhîm den Brief Khâlid's vor und überhäufte sie mit Vorwürfen. Khâlid erhob sich alsobald, zog einen Dolch aus seinem Aermel und stach nach Ibrâhîm's Kopf. Ibrâhîm's Turban wurde zerrissen und er erhielt eine Wunde im Gesicht; aber er rief sogleich seine Soldaten, welche sich auf die beiden Khaldûn's, warfen und sie niedermetzelten. Ibrâhîm ließ ihnen die Köpfe abhauen, und nachdem er diese in den Hof geworfen hatte, griff er ihre dort aufgestellten Wachen an, tödtete einige davon und verjagte die andern.

Von nun an war er alleiniger Herr der Provinz; aber da er fühlte, daß er sein Benehmen beim Sultan rechtfertigen müsse, der seinen Sohn noch in seiner Macht hatte, schrieb er ihm, daß er nicht habe anders handeln können, als er gethan; daß die Khaldûn's ihn fortwährend zur Rebellion gedrängt hätten; daß er im Grunde des Herzens

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 62 r. und v.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 128.

niemals deren Ansicht getheilt habe, und daß, wenn der Sultan ihn zum Statthalter ernennen wolle, er alle Ausgaben, welche der öffentliche Dienst erfordere, bestreiten und ihm außerdem noch siebentausend Ducaten jährlich geben werde. Der Sultan nahm sein Anerbieten an, aber er schickte zugleich einen gewissen Kâsim nach Sevilla, damit er die Provinz in Gemeinschaft mit Ibrâhîm regiere. Dem letzteren war nicht viel an einem Collegen gelegen; daher kündigte er Kâsim nach Verlauf einiger Monate an, daß er seine Dienste sehr gut entbehren könne.

Nachdem er sich so auf ziemlich leichte Art Kâsim's entledigt hatte, verlangte er ferner, daß der Sultan ihm seinen Sohn zurückgebe. Er forderte ihn zu verschiedenen Malen zurück, aber immer vergebens; der Sultan weigerte sich hartnäckig, diese Geisel sich wieder nehmen zu lassen. Endlich hoffte Ibrâhîm dennoch, den Herrscher dadurch einzuschüchtern, daß er ihm den Tribut verweigerte und Ibn-Chafçûn ein Bündniß vorschlagen ließ (900).[1]

Dieses Anerbieten gefiel dem andalusischen Häuptling außerordentlich; er hatte drei Jahre früher Ecija wieder in Besitz genommen.[2] Im vorhergehenden Jahre hatte er nach längerem Schwanken den großen Schritt gewagt: er hatte mit seiner ganzen Familie das Christenthum angenommen. Seiner Gesinnung nach war er schon seit langer Zeit Christ; nur die Furcht, seine moslimischen Verbündeten zu verlieren, hatte ihm eine Art von Zwang auferlegt und ihn abgehalten, dem Beispiel seines Vaters zu folgen, welcher schon mehrere Jahre früher in den Schoß der Kirche zurückgekehrt war.[3] Der Ausgang bewies, daß seine Befürchtungen nicht gänzlich unbegründet waren. Jachjâ, der Sohn Anatole's, eines seiner ausgezeichnetsten Hauptleute, verließ ihn; er hatte unter dem Moslim Omar ibn-Chafçûn sehr gern gedient, aber unter dem Christen Samuel (dies war der Name, welchen Omar sich in der Taufe hatte geben lassen[4]) zu dienen, verbot ihm sein Gewissen. Ibn-al-Khalî, der berberische Herr von Cañete, welcher bis dahin sein Verbündeter gewesen war, erklärte ihm den Krieg und suchte, sich dem Sultan zu nähern. Ueberall verursachte der Schritt, den er gethan hatte, lebhafte Aufregung. Die Moslim's erzählten einander mit Grauen, daß in den Besitzungen

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 128, 129; Ibn-Chaijân fol. 62 v.

[2]) Ibn-Chaijân fol. 90 v.

[3]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 82 v.

[4]) Vita Beatae Virginis Argenteae c 2.

des „Verfluchten" die höchsten Ehrenämter mit Christen besetzt seien; daß die wahren Gläubigen dort nichts mehr zu hoffen hätten und daß man sie mit sichtbarem Mißtrauen behandele. Von den Fakih's unterstützt, benützte der Hof sehr geschickt diese mehr oder weniger begründeten Gerüchte und suchte, die Gläubigen zu überzeugen, daß ihr ewiges Heil Gefahr laufe, wenn sie sich nicht wie Ein Mann erhöben, um den „Verfluchten" [1] zu zermalmen.

Unter diesen Umständen konnte für Ibn-Chafçûn nichts angenehmer sein als die Vorschläge, welche er seitens des Herrn von Sevilla erhielt. Er suchte überall nach Verbündeten, war mit Ibrâhîm ibn-Kâsim, dem Herrn von Acila (in Afrika) in Unterhandlung getreten,[2] ebenso auch mit den Beni-Casi[3] und dem Könige von Leon;[4] aber ein Bündniß mit Ibn-Chaddschâdsch war für ihn jedenfalls vorzuziehen, denn es würde ihn, wie er wenigstens hoffte, in der Meinung der Moslim's wieder herstellen. Er beeilte sich also, es abzuschließen, und da Ibrâhîm ihm Geld und Reiterei geschickt hatte, war seine Macht wieder ebenso furchtbar wie je zuvor.[5]

Der Sultan spielte jetzt unglücklich. Was er auch thun mochte, seine Politik kehrte sich immer gegen ihn selbst. Der Versuch, den er gemacht hatte, den mächtigsten arabischen Herrn für sich zu gewinnen, war ebenso gründlich gescheitert wie alle Anstrengungen, die er früher unternommen, um den Häuptling der spanischen Partei auf seine Seite zu bekommen. Seine Lage war jetzt verzweifelt. Um dem Bunde die Spitze zu bieten, welcher gegen ihn geschlossen, war es erforderlich, daß er all seine Truppen ihm entgegenstellte und die Expeditionen aufgab, die er jährlich zur Eintreibung des Tributes von den andern Rebellen unternahm; er lief also Gefahr, aus Geldmangel zu unterliegen. Augenscheinlich hatte er keine Wahl mehr unter verschiedenen Entschlüssen; nur Einer blieb ihm übrig: sich vor Ibn-Chafçûn zu demüthigen, ihm Friedensvorschläge zu machen, die vortheilhaft genug für ihn wären, daß er sie annehmen könnte. Es ist uns unbekannt geblieben, welcher Art seine Vorschläge waren; wir wissen nur, daß die Unterhandlungen sehr lange dauerten; daß der Frieden im Jahre

---

[1]) Den Khabith, wie die Araber sagten. Ibn-Chaijân fol. 95 r. und v.

[2]) Ibn-Adhâri Bd. I S. 241.

[3]) Ibn-Chaijân fol. 94 v., 95 r.

[4]) Ibn-Khaldûn fol. 11 v.

[5]) Ibn-al-Kûtia fol. 45 v.; Ibn-Chaijân fol. 62 v., 63 r.; Ibn-Adhâri Bd. II S. 129.

901 geschlossen wurde und daß Ibn-Chafçûn vier Geiseln nach Cordova schickte, unter denen sich einer seiner Schatzmeister, Namens Khalaf, und Ibn-Mastana befanden.[1]

Aber dieser Frieden war nur von kurzer Dauer. Sei es, daß Ibn-Chafçûn seine Rechnung nicht dabei fand, sei es, daß der Sultan die Bedingungen der Uebereinkunft nicht hielt; so viel ist gewiß, daß der Krieg im Jahre 902 wieder anfing. In diesem Jahre hatte Ibn-Chafçûn eine Zusammenkunft mit Ibn-Chaddschâdsch zu Carmona. „Schicke mir," sagte er ihm, „deine besten Reiter unter Führung des ‚edlen Arabers' (er wollte mit diesem Ausdruck Fadschîl ibn-abî-Moslim, den Führer der sevillanischen Reiter, bezeichnen); denn ich habe die Absicht, mich an meinen Grenzen mit Ibn-abî-Abda zu messen; ich hoffe, ihn zu schlagen, und den Tag darauf werden wir Cordova plündern." Fadschîl, welcher dieser Unterredung beiwohnte und als ächter Araber bei weitem mehr Sympathie für die Sache des Sultans hatte als für die der Spanier, fühlte sich durch den leichtfertigen und verächtlichen Ton, in welchem Ibn-Chafçûn diese Worte ausgesprochen, verletzt. „Abû-Chafç," sagte er zu ihm, „verachte nicht die Armee Ibn-abî-Abda's. Sie ist klein und doch groß, und selbst wenn ganz Spanien sich gegen sie gerichtet hätte, würde sie ihm nicht den Rücken kehren." — „Edler Herr," antwortete ihm Ibn-Chafçûn, „du würdest vergebens versuchen, mich von meinem Plane abzubringen. Was kann dieser Ibn-abî-Abda ausrichten? Wie viele Soldaten hat er? Was mich anbetrifft, so habe ich tausend sechshundert Reiter; rechne dazu die fünfhundert Ibn-Mastana's und die deinigen, welche vielleicht auch fünfhundert an der Zahl sein mögen. Wenn all diese Truppen vereinigt sind, werden wir die Armee Cordova's verschlingen." — „Wir können zurückgestoßen," nahm Fadschîl wieder das Wort, „können geschlagen werden... Uebrigens kannst du mir nicht zürnen, wenn ich dich nicht in deinem Plane bestärke, denn du kennst die Soldaten Ibn-abî-Abda's ebenso gut wie ich."

Trotz des Widerspruchs Fadschîl's billigte Ibn-Chaddschâdsch den Plan seines Verbündeten und befahl seinem Feldherrn, zu ihm zu stoßen.

Ibn-Chafçûn, durch seine Spione unterrichtet, daß der omaija-

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 98 v., 102 v. Dieser Chronist will glauben machen, daß die ersten Vorschläge von Ibn-Chafçûn gemacht worden; aber die Lage, in der sich die beiden Parteien befanden, beweist zur Genüge, daß die ersten Schritte vom Sultan gethan wurden.

dische Feldherr den Genil verlassen und sein Lager im Districte Estepa aufgeschlagen habe, schritt zum Angriff. Obgleich er nur seine Reiterei bei sich hatte, erfocht er doch gleich einen glänzenden Sieg und tödtete vom Feinde fünfhundert Mann. Gegen Abend erreichte sein Fußvolk, fünfzehntausend Mann an der Zahl, das Lager. Ohne ihnen Rast zu gönnen, gab er ihnen Befehl, sich zum Weitermarsch bereit zu halten; darauf trat er in das Zelt Fadschîl's und sprach zu ihm:

„Edler Herr, jetzt wollen wir uns auf den Feldzug begeben!"

„Gegen wen?" fragte Fadschîl.

„Gegen Ibn-abî-Abda."

„O Abû-Chafç, zwei Siege an Einem Tage erfechten wollen, das hieße den Ewigen versuchen, hieße Undank zeigen gegen ihn! Du hast den feindlichen Feldherrn mit Schande bedeckt, hast ihm eine so furchtbare Schlappe beigebracht, daß er für lange genug haben wird. Zehn Jahre müssen vorüber gehen, ehe er ihm Stande sein wird, dir Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Hüte dich jetzt wohl, ihn zu einem verzweifelten Entschluß zu zwingen."

„Wir werden ihn mit so überlegener Kraft erdrücken, daß er dem Himmel noch danken wird, wenn er so viel Zeit hat, sich auf sein Pferd zu werfen und sein Heil in der Flucht zu suchen."

Da erhob sich Fadschîl und ließ sich seine Waffen geben; aber während er seinen Küraß anschnallte, rief er: „Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen Theil an diesem verwegenen Plane habe!"

Während die Verbündeten, in der Hoffnung, den Feind zu überraschen, in tiefster Stille ausrückten, saß Ibn-abî-Abda, noch ganz beschämt über seine Niederlage, mit seinen Hauptleuten bei Tische. Plötzlich erhob sich in der Ferne eine Staubwolke und zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Einer seiner besten Hauptleute, Abd-al-wâchid Rûtî trat sofort aus dem Zelte, um zu sehen, was es gebe. „Meine Freunde, die Dunkelheit verhindert mich, die Gegenstände wohl zu unterscheiden, aber es scheint mir, als ob Ibn-Chafçûn mit seiner Reiterei und seinem Fußvolk gegen uns anrücke, um uns zu überrumpeln." In einem Augenblick griffen alle Hauptleute zu den Waffen, eilten zu ihren Pferden, stiegen auf und führten ihre Mannen dem Feinde entgegen. Als die beiden Armeen einander gegenüberstanden, fingen mehrere Hauptleute an zu rufen: „Werft die Lanzen von euch und kämpft mit blanker Waffe!" Dieser Befehl wurde sogleich ausgeführt, und die Truppen des Sultans griffen ihre Gegner mit solchem Ungestüm an, daß sie ihnen tausend fünfhundert Mann tödteten und sie zwangen, sich in ihr Feldlager zu flüchten.

Am folgenden Morgen erhielt der Sultan die Nachricht, daß seine Armee zu Anfang eine Schlappe erhalten und darauf einen Sieg erfochten habe. Sehr erzürnt über die Verbündeten, gab er den Befehl, ihre Geiseln zum Tode zu führen. Drei von den Geiseln Ibn-Chafçûn's wurden geköpft; der vierte, Ibn-Mastana, rettete sein Leben dadurch, daß er versprach, dem Sultan von nun an treu zu bleiben.[1] Es kam die Reihe an Abderrachmân, den Sohn Ibn-Chaddschâdsch's; sein Vater hatte weder Geld noch Versprechungen gespart, um sich Freunde bei Hof zu machen, und hatte unaufhörlich ausgesprochen, daß wenn der Sultan ihm seinen Sohn zurückgeben werde, er sich wieder unterwerfen wolle.[2] Unter seinen Freunden befand sich der Slave Badr, und dieser Badr war kühn genug in dem Augenblick, als man schon den Kopf Abderrachmân's abhauen wollte, das Wort zu ergreifen und zum Sultan zu sagen: „Herr, entschuldige meine Kühnheit und höre mich gnädig an: die Geiseln Ibn-Chafçûn's haben mit ihrem Leben gebüßt; aber wenn du jetzt auch den Sohn Ibn-Chaddschâdsch's zum Tode führen läßt, werden diese beiden Männer bis zu ihrem letzten Athemzuge gegen dich verbündet bleiben. Ibn-Chafçûn zu gewinnen, ist ganz unmöglich, er ist ein Spanier; aber Ibn-Chaddschâdsch zu gewinnen, ist nicht unmöglich, denn er ist ein Araber."

Der Sultan ließ nun seine Veziere kommen[3] und fragte sie um ihre Meinung. Alle billigten den Rath, welchen Badr gegeben. Als sie fort waren, redete Badr weiter dem Sultan zu und versicherte ihn, daß er auf die Treue des sevillanischen Häuptlings rechnen könne, sobald er dem Sohne Ibn-Chaddschâdsch's die Freiheit gebe. Als er aber sah, daß der Sultan dennoch zögerte, ging er zu einem seiner einflußreichsten Freunde, dem Schatzmeister Todschîbî, und bat ihn, ein Schreiben an den Sultan aufzusetzen, mit dem Ersuchen, Badr's Rath zu befolgen. Dieses Schreiben machte Abdallâh's Schwanken ein Ende, und er gab Todschîbî den Auftrag, Abderrachmân wieder in die Hände seines Vaters zurückzugeben.[4]

Wir versagen uns, die Freude zu beschreiben, welche Ibn-Chaddschâdsch empfand, als es ihm erlaubt war, seinen vielgeliebten

[1]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 102 v.

[2]) Siehe Ibn-Adhârî Bd. II S. 129.

[3]) Kein Sultan hatte so viele Veziere auf einmal gehabt. Bisweilen hatte er deren dreizehn. Ibn-Chaijân fol. 5 r.

[4]) Ibn-al-Kûtîa fol. 45 v. — 47 r. Ibn-Chaijân (fol. 96 f.) hat diese Erzählung abgeschrieben, aber nach einer etwas abweichenden Fassung, und statt sie ins Jahr 289 der Hedschira zu setzen, hat er sie irrthümlich ins Jahr 287 verlegt.

Sohn wieder an sein Herz zu drücken, den er sechs lange Jahre vergeblich zurückgefordert hatte. Dieses Mal war er so klug, sich erkenntlicher zu zeigen als in früherer Zeit. Wenn er in seinem Briefe, den er nach dem Tode der Khaldûn's an den Sultan gerichtet, gesagt hatte, daß diese ihn immer zur Rebellion gezwungen, so sagte er, wie es scheint, die Wahrheit. Koraib war sein böser Geist gewesen; jetzt da dieser falsche und ehrgeizige Mann nicht mehr lebte, benahm er sich ganz anders. Ohne mit Ibn-Chafçûn zu brechen — er schickte ihm fortwährend Geschenke [1] — hörte er auf, sein Verbündeter zu sein, und statt sich dem Sultan feindlich zu zeigen, ließ er ihm regelmäßig seinen Tribut und sein Contingent an Mannschaft zukommen. Seine Stellung zum Sultan war von jetzt an die eines tributpflichtigen Fürsten; aber innerhalb seiner Besitzungen übte er unbeschränkte Macht aus. Er hatte seine eigene Armee für sich, welche er bezahlte wie der Sultan die seinige, er war es, welcher alle Beamten in Sevilla ernannte, vom Kadi und dem Präfecten bis zum geringsten Thürsteher und unbedeutendsten Gerichtsboten. Nichts fehlte ihm an königlicher Prachtentfaltung, weder ein Reichsrath, noch eine Leibgarde von fünfhundert Reitern, noch ein Mantel von Brocat, auf welchem seine Namen und Titel mit Gold gestickt waren. Uebrigens gebrauchte er seine Macht in edler Weise. Gerecht aber streng, war er ohne Mitleid für die Uebelthäter und hielt mit großer Festigkeit die Ordnung aufrecht. Zugleich Fürst und Kaufmann, Gelehrter und Kunstfreund, empfing er mit dem selben Schiffe oft Geschenke von Fürsten jenseits des Meeres und Gewebe aus den Manufacturstädten Aegyptens, Gelehrte aus Arabien und Sängerinnen aus Bagdad. Die schöne Kamar, deren Talente man ihm gerühmt hatte und die er für eine große Summe gekauft, und der Beduine Abû-Mohammed Odhri, ein Sprachkundiger aus Chidschaz, waren die schönsten Zierden seines Hofes. Der letztere, welcher die Gewohnheit hatte, jedes Mal, wenn er eine incorrecte Phrase oder ein unpassendes Wort hörte, laut zu rufen: „O, ihr Städter, was habt ihr aus der Sprache gemacht!" galt als Orakel, wenn es sich um die Reinheit der Sprache und die Eleganz des Ausdrucks handelte. Die geistreiche Kamar verband mit ihrer Begabung für Musik natürliche Beredsamkeit, Dichtergabe und edlen Stolz. Als eines Tages Unwissende, die sich auf ihre eigene edle Abkunft Etwas einbildeten, Kamar's Ursprung und Vergangenheit herabsetzen wollten, richtete sie folgende Verse an sie:

---

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 47 r.

„Sie sagen: Als Kamar zu uns kam, war sie in Lumpen gekleidet; bis dahin hatte sie kein anderes Handwerk gehabt, als mit schmachtenden Blicken Herzen zu gewinnen; sie ging einher im Schmutz der Wege, irrte von Stadt zu Stadt; sie ist von niederer Herkunft; ihr Platz ist nicht bei den Edlen, und ihr einziges Verdienst ist, Briefe und Verse schreiben zu können. — Ach, wenn sie nicht Thoren wären, würden sie wohl anders von der Fremden sprechen! Was für Menschen, mein Gott, die so den wahren, einzigen Adel, welchen das Talent verleiht, verachten! Wer wird mich von diesen Unwissenden und Thoren befreien! Ach, die Unwissenheit ist die größte Schmach auf der Welt, und wenn ein Weib, um ins Paradies zu kommen, unwissend sein müßte, wollte ich lieber, daß der Schöpfer mich in die Hölle wiese."

Es scheint, daß sie im Allgemeinen die Araber Spaniens nicht sehr hoch stellte. An die auserlesene Höflichkeit gewöhnt, welche in Bagdad herrschte, fand sie sich nicht in ihrer Sphäre in einem Lande, wo noch viele Spuren von der Rohheit alter Zeit geblieben waren. Der Fürst allein hatte Gnade in ihren Augen gefunden, und zu seinem Lobe verfaßte sie folgende Verse:

„Im ganzen Westen ist kein einziger wahrhaft großmüthiger Mann außer Ibrâhîm! er ist der Edelmuth selbst. Nichts Angenehmeres gibt es, als bei ihm zu leben, und hat man dieses Glück gekannt, so wäre es eine Strafe, in einem anderen Lande leben zu müssen."[1]

Indem sie die Großmuth Ibrâhîm's so hoch stellte, übertrieb sie keineswegs. In dieser Hinsicht war alle Welt ihrer Meinung; daher versammelten sich auch die Dichter Cordova's, die der geizige Sultan Hungers sterben ließ, in großer Zahl an seinem Hofe, an ihrer Spitze der gekrönte Dichter, Ibn-Abd-rabbihi. Ibrâhîm belohnte sie stets mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit. Nur einmal gab er nichts: das war, als Kalfât, ein beißender Satiriker, ihm ein Gedicht recitirt hatte, voll bitteren Spottes über die Minister und Höflinge in Cordova. Obwohl er gegen einige dieser Männer vielleicht Beschwerde zu führen hatte, gab Ibn-Chaddschâdsch dennoch kein Zeichen des Beifalls, und als der Dichter geendet, sagte er kalt: „Du hast dich geirrt, wenn du glaubtest, daß ein Mann wie ich Freude daran finden könne, so gemeine Schimpfwörter zu hören." Kalfât kehrte mit leeren Händen nach Cordova zurück. Enttäuscht und voll Zorn, machte er sich sogleich daran, seine Galle auszuspeien und sagte:

„Tadle mich nicht, mein Weib, tadle mich nicht, wenn ich nach der Reise, die ich gemacht, nichts thue als Thränen vergießen. Diese Reise hat mir einen Schmerz ver-

[1]) Sâlimî (bei Makkarî Bd. II S. 97) führt ein Gedicht an, welches er der Kamar zuschreibt, und aus welchem man schließen könnte, daß sie Heimweh empfunden habe; aber diese Verse sind augenscheinlich von einem Manne, nicht von einer Frau.

ursacht, über den ich mich nie mehr werde trösten können. Ich hoffte, dort unten einen Mann voll Großmuth zu finden, und siehe, ich fand nur eine trübselige Eule!"

Ibn=Chaddschâdsch war nicht der Mann, der solche Grobheiten ertrug. Sobald er erfahren hatte, auf welche Art der Dichter sich zu rächen suchte, ließ er ihm folgende Worte sagen: „Wenn du nicht aufhörst, mich zu verlästern, so schwöre ich bei Allem, was heilig ist, daß ich dir den Kopf in deinem Bette zu Cordova abhauen lassen werde." Von nun machte Kalfât keine Satiren mehr auf den Herrn von Sevilla.[1]

[1]) Ibn-Chaijân fol. 8 v. — 11 r., 97 v. — 98; Ibn-Adhâri Bd. II S. 130—132; Makkari Bd. II S. 97.

XVII.

Die Versöhnung des Sultans mit Ibn-Chaddschâdsch war der Anfang einer neuen Aera der Wiederherstellung der königlichen Macht. Sevilla war der Stützpunkt für die Rebellion im ganzen Westen gewesen; da dieser Stützpunkt von nun an fehlte, waren alle übrigen Districte, von Algeziras an bis nach Niebla, gezwungen, sich zu unterwerfen.[1] In den letzten neun Jahren der Regierung Abdallâh's bezahlten sie ihren Tribut mit so vollkommener Pünktlichkeit, daß es nicht mehr nöthig war, nach dieser Seite hin Truppen zu schicken. So konnte nun der Sultan seine ganze Macht gegen den Süden wenden. Den weisen Rathschlägen Badr's allein verdankte er dieses glückliche Ergebniß; auch wußte er ihm Dank dafür und gab ihm die glänzendsten Beweise seiner Erkenntlichkeit. Er verlieh ihm den Titel eines Vezier, machte ihn zu seinem Vertrauten und hatte so großes Zutrauen zu ihm, daß Badr, obgleich er nicht den Titel des ersten Ministers trug, es doch in Wirklichkeit war.[2]

Im Süden waren die Waffen des Sultans beinahe beständig glücklich. Im Jahre 903 nahm seine Armee Jaën; 905 gewann sie die Schlacht am Guadalbollon über Ibn-Chafçûn und Ibn-Mastana; 906 nahm sie Cañete den Beni-al-Khalî; 907 zwang sie Archidona, Tribut zu bezahlen; 909 entriß sie Luque dem Ibn-Mastana; 910 nahm sie Baëza, und im folgenden Jahre empörten sich die Einwohner von Iznajar gegen ihren Herrn, Fadhl ibn-Salama, den Schwieger-

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 47 r

[2]) Ibn-al-Kûtîa fol. 47 r.; Ibn-Chaijân fol. 4 r., 9 v.

sohn Ibn-Mastana's, tödteten ihn und schickten seinen Kopf dem Sultan.[1] Selbst im Norden trat ein bedeutungsvoller Umschlag der Verhältnisse ein. Einen Augenblick — es war im Jahre 898 — hatte man gefürchtet, daß der mächtigste Spanier des Nordens und der mächtigste des Südens sich mit einander verbünden würden. Mohammed ibn-Lope aus der Familie der Beni-Casî hatte nämlich versprochen, sich in die Provinz Jaën zu begeben, um dort mit Ibn-Chafçûn zu unterhandeln. Der Krieg aber, den er gegen al-Ancar, den Statthalter von Saragossa, zu führen hatte, verhinderte ihn, in Person zu kommen, und er schickte seinen Sohn Lupus an seiner Statt. Dieser war schon in der Provinz Jaën angekommen und erwartete dort die Ankunft Ibn-Chafçûn's, als er die Nachricht erhielt, daß sein Vater bei der Belagerung Saragossa's getödtet worden sei (October 898), und so kehrte er wieder in seine Heimat zurück, ohne die Ankunft Ibn-Chafçûn's abzuwarten. In der Folge war von diesem geplanten Bündniß nicht mehr die Rede; es hatte am Hofe sehr ernstliche Besorgnisse erregt,[2] und Lupus, weit entfernt, sich dem Sultan feindlich zu zeigen, bemühte sich eifrig um seine Gunst; der Sultan ernannte ihn dafür zum Statthalter von Tudela und Tirazona. Lupus verbrauchte seine Streitkräfte in fortwährenden Kriegen gegen seine Nachbarn, so gegen den Herrn von Huesca, den König von Leon, den Grafen von Barcelona, den von Pallars und den König von Navarra, bis er in einem Kampfe, welchen er dem letzteren lieferte, i. J. 907, getödtet wurde.[3] Sein Bruder Abdallâh, welcher ihm folgte, wandte ebenfalls seine Waffen nicht gegen den Sultan, sondern gegen den König von Navarra.[4] Die Beni-Casî brauchten also von den Omaijaden nicht mehr gefürchtet zu werden.

Augenscheinlich fingen die Dinge an, überall einen mehr beruhigenden Anstrich zu bekommen. In Cordova sah man schon der Zukunft mit mehr Vertrauen entgegen. Die Dichter stimmten Siegeslieder an, welche man schon seit vielen Jahren nicht mehr gehört hatte.[5] Zwar hatte die königliche Macht erst sehr langsame Fortschritte gemacht, und es war noch keine entscheidende Wendung eingetreten, als Abdallâh

[1]) Ibn-Chaijân fol. 102 v., 104 r. und v., 105 r., 106 v., 107 v.

[2]) Ibn-Chaijân fol. 94 v., 95 r.; vgl. 12 v., 13 r.; Ibn-al-Kûtia fol. 47 v.; Ibn-Adhâri Bd. II S. 143; Manuscript von Meya.

[3]) Ibn-Chaijân fol. 13 r., 89 v., 94 v.; Arib Bd. II S. 145, 146, 147.

[4]) Arib Bd. II S. 147, 152, 153.

[5]) Siehe die Verse, welche sich bei Chaijân finden, fol. 105 r.

am fünfzehnten October 912, im Alter von achtundsechzig Jahren, in seinem vierunddwanzigsten Regierungsjahre starb.

Der vermuthliche Thronerbe war Abderrachmân. Er war der Sohn des ältesten Sohnes Abdallâh's, des unglücklichen Mohammed, welcher von seinem Bruder Motarrif auf Befehl seines Vaters ermordet worden war.[1] Seit seiner zartesten Kindheit eine Waise, wurde er von seinem Großvater erzogen, welcher, unaufhörlich von Gewissensbissen gequält, auf dieses Kind alle Liebe, deren er fähig war, ausgeschüttet zu haben schien und es schon seit lange zu seinem Nachfolger bestimmt hatte.[2] Aber Abderrachmân zählte kaum zweiundzwanzig Jahre,[3] und es war zu befürchten, daß seine Oheime oder Großoheime ihm die Krone streitig machen würden, denn es gab kein Erbfolgegesetz; wenn der Thron zu vergeben, war es gewöhnlich der Aelteste oder auch der Fähigste in der Familie, welcher ihn bestieg. Gegen alle Erwartung widersetzte sich niemand der Nachfolge Abderrachmân's; und was noch mehr ist: alle Prinzen und Hofleute begrüßten dieses Ereigniß mit Freude, alle sahen darin ein Unterpfand künftiger Wohlfahrt und bevorstehenden Ruhmes. Dies kam daher, weil der junge Prinz sich schon sehr beliebt gemacht und bei Allen, die ihn kannten, eine hohe Meinung von seinen Talenten erweckt hatte.[4]

Indem Abderrachmân III. das von seinem Großvater begonnene Werk fortsetzte, verfuhr er dabei auf völlig andere Art. Die ängstliche und krumme Politik Abdallâh's ersetzte er durch ein offenes, kühnes und gewagtes Verfahren. Da er die halben Maßregeln verachtete, kündete er den spanischen, arabischen und berberischen Insurgenten stolz an, daß was er von ihnen wolle nicht nur der Tribut sei, sondern ihre Schlösser, ihre Städte. Denen, die sich unterwerfen wollten, versprach er gänzliche Verzeihung, den andern drohte er mit exemplarischer Züchtigung.

Auf den ersten Blick scheint es, als ob solche Ansprüche ganz Spanien gegen ihn hätten vereinigen müssen. Aber so kam es nicht. Seine Festigkeit machte nicht unwillig, sie gewann ihm die Herrschaft, und er ließ sich in seinem Verfahren durchaus nicht eigensinnig von seinem Gutdünken leiten, sondern beachtete stets die Lage der Dinge und die öffentliche Meinung.

[1] Siehe meine Einleitung zur Chronik Ibn-Adhârî's S. 47–50.

[2] Ibn-Adhârî Bd. II S. 162.

[3] Er war am 14. Januar 891 geboren.

[4] Ibn-Adhârî Bd II S. 162; Arib Bd. II S. 163; vgl. die beiden Verse, welche Makkarî anführt, Bd. II S. 508.

Nach und nach hatte sich nämlich Alles verändert. Die arabische Aristokratie war nicht mehr was sie zu Anfang der Regierung Abdallâh's gewesen. Sie hatte ihre berühmtesten Häuptlinge verloren; Sa'îd ibn-Dschûdî und Koraib ibn-Khaldûn lebten nicht mehr, auch Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch war gestorben [1], und Keiner besaß Talent und Ansehen genug, um den Platz einzunehmen, den der Tod dieser hervorragenden Männer leer gelassen. Es blieb noch die spanische Partei. Sie besaß noch die meisten ihrer Führer, und schien nicht viel von ihrer Macht verloren zu haben. Allein ihre Führer waren allmählich alt geworden, und die Partei selbst war nicht mehr, was sie dreißig Jahre früher gewesen, damals als Alle voll Eifer in gemeinsamer Begeisterung dem Ruf Ibn-Chafçûn's folgten, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Jener allgemeine Feuereifer hatte sich abgekühlt und beruhigt. Der hitzigen und starken Generation von 884 war eine neue gefolgt, welcher weder die Gereiztheit, noch der Stolz, noch die Leidenschaft, noch die Energie der vorhergehenden eigen war. Da sie nicht von der königlichen Macht unterdrückt worden war, hatte sie keinen Grund, dieselbe zu hassen. Sie beklagte sich zwar, sie fühlte sich tief unglücklich, aber die Uebel, welche sie zu beklagen hatte, waren nicht die des Despotismus, sondern vielmehr der Anarchie und des Bürgerkrieges. Täglich sah sie, wie die Truppen des Sultans oder der Insurgenten die Felder verheerten, welche eine reiche Ernte versprachen, wie sie die blühenden Oelbäume und die mit Früchten behangenen Orangenhaine umhieben und verwüsteten, wie sie Flecken und Dörfer in Brand steckten; aber was sie nicht sah und immer vergebens erwartete, war der Triumph der nationalen Sache. Freilich wankte der Thron des Sultans mitunter, aber einen Augenblick darauf stand er von neuem felsenfest. Das war wenig ermuthigend. Vielleicht mochte man seinen innersten Gedanken nicht Ausdruck geben, aber man fühlte ohne Zweifel instinctartig, daß, wenn eine großartige Volkserhebung nicht mit dem ersten Anlauf gelingt, sie nie mehr zu Stande kommt. Dies war der allgemeine Eindruck gewesen schon zu der Zeit, da das Glück noch abwechselnd der einen oder der andern Partei zufiel; viel schlimmer noch war die Stimmung, als die Insurgenten nur Unglücksfälle erlitten und sich zurückgedrängt sahen, anstatt vorwärts zu kommen. Jetzt fing man an, sich einander zu fragen, wozu der Sturz oder der Tod so vieler Tapferen gedient

[1]) Im Jahre 910 oder im folgenden; siehe Arib Bd. II S. 153 (vgl. S. 150), Ibn-al-Abbâr S. 97. Das Datum, welches sich bei Ibn-Adhâri Bd. II S. 132 findet, ist irrthümlich.

habe und ob es wohl der Mühe werth sei, sich um einer Sache willen, die der Himmel nicht mehr zu begünstigen schien, plündern oder tödten zu lassen. Die Bevölkerungen der großen Städte, das heißt diejenigen unter den Spaniern, welche der Ruhe und dem Wohlstande am meisten hold waren, hatten sich diese Fragen zuerst vorgelegt, und da sie keine befriedigende Antwort darauf fanden, hatten sie nach reiflicher Ueberlegung sich selbst gesagt, daß der Frieden bei Fleiß und bei der Hoffnung, Reichthümer zu erwerben, auf jeden Fall wünschenswerther sei als ein patriotischer Krieg mit Unordnung und Anarchie im Gefolge. Elvira hatte sich deshalb aus freien Stücken unterworfen, Jaën sich einnehmen lassen und Archidona eingewilligt, Tribut zu bezahlen. In der Serrania, dieser Brutstätte aller Empörungen, erkaltete die Begeisterung nicht so schnell; aber auch hier hatten sich allmählich Symptome des Ueberdrusses und der Entmuthigung offenbart. Die Gebirgsbewohner beeilten sich nicht mehr, sich um das nationale Banner zu schaaren, so daß Ibn-Chafçûn sich gezwungen sah, dem Beispiel des Sultans zu folgen und Söldner aus Tanger in seine Dienste zu nehmen.[1] Von da an hatte der Krieg sehr viel von seinem ursprünglichen Charakter verloren. Er war noch verheerender geworden; denn das Ziel, welches man sich nun von beiden Seiten steckte, war, den Feind außer Stand zu setzen, seine afrikanischen Truppen zu bezahlen; aber er hatte nicht mehr die wilde Energie von früher, er war nicht mehr so blutig. Die Berbern aus Tanger, stets bereit, für die geringste Solderhöhung unter der entgegengesetzten Fahne zu dienen,[2] betrachteten den Krieg nur als ein einträgliches Spiel; sie schonten ihre Gegner, denn diese waren noch Tags zuvor ihre Kameraden gewesen und konnten es möglicher Weise morgen wieder sein. In manchem Gefechte gab es nicht mehr als zwei oder drei Todte; es kam sogar vor, daß man gar keinen Todten hatte. Wenn man einige Soldaten verwundet, einigen Pferden die Kniekehlen abgeschnitten hatte, glaubte man genug gethan zu haben.[3] Mit solchen Truppen die Unabhängigkeit wieder erobern zu wollen, selbst wenn die allgemeine Erhebung einer begeisterten und gereizten Bevölkerung dies nicht hatte erreichen können, das war ein Phantasiegebilde, und man fühlte es nur zu gut. Ibn-Chafçûn selbst scheint davon überzeugt gewesen zu sein, denn im Jahre 909 hatte er Obaidallâh, den Schiiten, welcher eben

[1]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 91 v.
[2]) Siehe Anmerkung VII am Ende des Werkes.
[3]) Ibn-Chaijân a. v. St.

den Aghlabiden den Norden Afrika's weggenommen, als seinen Herrn anerkannt.[1] Dieses sonderbare Bündniß trug zwar keine Früchte, aber es bewies, daß Ibn-Chafçûn nicht mehr auf seine Landsleute rechnen konnte.

Zu all diesen Ursachen allgemeiner Ermattung und Niedergeschlagenheit füge man noch die Entsittlichung der Burgherren hinzu, besonders in den Provinzen Jaën und Elvira. Diese Herren vergaßen gänzlich, daß sie die Waffen aus patriotischen Verweggründen ergriffen hatten. In ihren Schlössern, die hoch in die Wolken hineinragten, waren sie zu Straßenräubern geworden, ohne Treue und Glauben, welche von hoher Zinne herab den Reisenden auflauerten und mit der Schnelligkeit der Raubvögel auf sie losstürzten, ohne Freund und Feind zu unterscheiden. In allen Dörfern nnd Städten verwünschte man diese Tyrannen, und Der, welcher ihre riesigen Thürme ausgenommen und die Mauern ihrer verhaßten Burgen niedergerissen hätte, wäre der Erkenntlichkeit der ganzen umwohnenden Bevölkerung gewiß gewesen. Wer sollte dies thun, wenn nicht der Sultan, und war es nicht natürlich, daß das arme Volk all seine Hoffnung auf ihn setzte?

Außerdem ist noch zu beachten, daß der Kampf den nationalen und so zu sagen universellen Charakter, den er ursprünglich gehabt, verloren hatte, um eine gänzlich religiöse Richtung zu nehmen. Früher hatte Ibn-Chafçûn keinen Unterschied zwischen Moslim und Christ gemacht; er hatte nicht darnach gefragt, welcher Religion Einer sei; ihm hatte es genügt, wenn er ein Spanier war, für die gute Sache kämpfen wollte und den Säbel führen konnte. Aber seitdem er und Ibn-Mastana,[2] sein mächtiger Verbündeter, das Christenthum öffentlich angenommen, seit sie, um der Religion ihren alten Glanz wiederzugeben, überall prachtvolle Kirchen hatten erbauen lassen, war es nicht mehr wie früher. Jetzt schenkte Ibn-Chafçûn oder Samuel, wie er sich nennen ließ, sein Vertrauen nur noch Christen; die einträglichen Stellen und hohen Aemter waren nur für sie. Bobastro war nunmehr der Heerd geworden für einen ebenso strengen und ernsten Fanatismus, wie der war, welcher sechzig Jahre früher die Mönche von Corbova begeisterte. Die eigene Tochter Ibn-Chafçûn's, die enthusiastische und muthvolle Argentea, ist ein Beispiel dafür. Sie widerstrebte den Bitten ihres Vaters, der nach dem Tode seiner Frau, der Colomba, gewünscht

[1]) Ibn-Khaldûn fol. 11 r.

[2]) Siehe die Verse bei Ibn-Chaijân fol. 501 r und v.

hatte, daß sie die häuslichen Pflichten auf sich nehme, zog es vor, in seinem eigenen Palaste eine Art Kloster zu gründen, und da sie wie noch viele Andere an dem Siege der Andalusier verzweifelte, gab sie sich dem Verlangen nach dem Martyrium hin, um so mehr als ein Mönch ihr vorhergesagt hatte, sie sei bestimmt, für den Heiland zu sterben.[1] Indessen dieser Eifer für die christliche Religion und diese Verachtung gegen die Moslim's behagte einem großen Theil Derjenigen durchaus nicht, welche bis dahin für die Unabhängigkeit des Landes gekämpft hatten. Trotz des Hasses, den sie gegen die Araber hegten, gab es viele unter ihnen, welche aufrichtig und eifrig an der Religion hingen, in welcher sie von jenen unterrichtet worden; denn der Spanier ist, das wird man nicht verkennen, in Glaubenssachen stets exaltirt, welches auch die Religion sei, die er angenommen. Andere, die früheren Leibeigenen oder die Nachkommen der Leibeigenen, wollten um jeden Preis verhindern, daß das Christenthum von neuem die herrschende Religion werde; denn sobald dies der Fall, würde man nicht ermangeln, die alten Ansprüche, deren Opfer sie sein würden, wieder zu beleben. Die Religion war also zu einem Feuerbrande der Uneinigkeit geworden. Ueberall beobachteten die moslimischen und die christlichen Spanier einander mit eifersüchtigen und mißtrauischen Blicken; in einigen Districten entspann sich sogar ein mörderischer Krieg. In der Provinz Jaën, wo der Renegat Ibn-as-Schâlia die Festung Cazlona, welche ihm von den Christen weggenommen worden, wieder erobert hatte, ließ er die ganze Besatzung über die Klinge springen (898).[2]

Diese Partei war also viel weniger mächtig als es schien. Sie hegte nicht mehr das heilige Feuer, welches allein heroische und große Handlungen erzeugen kann; sie war uneinig und erhielt sich nur dadurch, daß sie afrikanische Söldlinge in ihren Dienst genommen; sie war der Unordnung müde und zählte Viele zu den Ihrigen, welche durchaus nicht vor dem Gedanken einer Versöhnung mit dem Sultan zurückschreckten, dem naturgemäßen Vertheidiger der Orthodoxie, vorausgesetzt freilich, daß nicht Abdallâh der Sultan war. Sich mit diesem menschenscheuen und heuchlerischen Sultan zu versöhnen, welcher zwei seiner Brüder vergiftet, einen dritten hatte hinrichten und zwei seiner Söhne auf bloßen Verdacht hin und ohne gerichtliche Unter-

[1]) Vita Beat. Virg. Argentae, c. 2, 3.

[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 143.

suchung tödten lassen [1] — sich mit einem solchen Ungeheuer zu versöhnen, das war unmöglich. Aber er hatte endlich zu leben aufgehört, und sein Nachfolger glich ihm in keinem Punkte. Dieser Fürst hatte alle erforderlichen Eigenschaften, um sich die Zuneigung und das Vertrauen des Volkes zu erwerben; er besaß Alles, was gefällt, blendet oder beherrscht. Er hatte das Aeußere, welches den Repräsentanten der Macht nicht umsonst gegeben wird; mit der Anmuth, welche verführerisch wirkt, verband er die Würde, welche imponirt. [2] Alle, die sich ihm nähern durften, rühmten seine Talente, seine Huld und Güte, von der er durch Verminderung der Steuern schon einen Beweis gegeben hatte. [3] Außerdem gewann er gefühlvolle Herzen durch das traurige Schicksal seines Vaters, welcher in der Blüthe seiner Jahre ermordet worden war, und man hatte nicht vergessen, daß dieser Vater einst seine Zuflucht nach Bobastro genommen und sich dort unter das nationale Banner gestellt hatte.

Der junge Herrscher bestieg also den Thron unter vielen glückverheißenden Zeichen. Die großen Städte wünschten nichts mehr, als ihm ihre Thore zu öffnen. Ecija gab ihnen das Beispiel. Zwei und einen halben Monat nach dem Tode Abdallâh's (31. December 912) ergab sich diese Stadt dem Badr, welcher sie belagerte und eben den Titel Châdschib (erster Minister) erhalten hatte. [4] Aber Abderrachmân wollte auch selbst auf dem Schlachtfelde Lorbeern pflücken. Mit Eintritt der guten Jahreszeit, im April 913, übernahm er das Commando seiner Armee, um die Burgherren von Jaën sich zu unterwerfen. Seit vielen Jahren hatten die Truppen keinen Sultan an ihrer Spitze gesehen; seit seinem Feldzuge gegen Carabuey, im Jahre 892, hatte Abdallâh sich nie mehr im Lager gezeigt, [5] und die Abwesenheit des Sultans hatte ohne Zweifel einen schlimmen Einfluß auf die Disciplin der Soldaten ausgeübt. Mit Begeisterung begrüßten sie deshalb den jungen und gewinnenden Herrscher, welcher nicht allein ihren Ruhm, sondern auch ihre Drangsale und Gefahren theilen wollte.

In der Provinz Jaën angekommen, hörte Abderrachmân, daß Ibn-Chafçûn sich mit der aufrührerischen Partei in Archidona [6] in Ein-

[1] Siehe Ibn-Adhârî, Einleitung S. 44, 62.

[2] Ibn-Adhârî Bd. II S. 161.

[3] Ibn-Khaldûn fol. 12 v.

[4] Siehe Arîb Bd. II S. 165 und 164.

[5] Ibn-Chaijân fol. 81 r.

[6] Arîb irrt, wenn er meint, daß Malaga schon zu jener Zeit die Hauptstadt der Provinz Regio war. Siehe meine Recherches Bd. I S. 322, 323.

vernehmen gesetzt habe und hoffe, sich dieser Stadt zu bemächtigen. Er schickte sofort eine Brigade ab und befahl ihrem Führer, sich mit größter Schnelligkeit auf Archidona zu werfen. Der Befehlshaber führte es so gut aus, daß Ibn-Chafçûn in seiner Hoffnung gänzlich getäuscht wurde.

Der Sultan seinerseits machte sich auf, um Monteleon zu belagern. Der Herr dieses Schlosses, Sa'îd ibn-Hodhail, einer der ältesten Verbündeten Ibn-Chafçûn's, zog es vor, zu unterhandeln, statt zu kämpfen. Am Sonntage hatte er seine Festung einschließen sehen, am folgenden Dienstag ergab er sich schon. Ibn-as-Schâlia, Ischâk ibn-Ibrâhîm, der Herr von Mentesa, und sieben andere Burgherren warteten kaum, bis der Sultan vor die Thore ihrer Schlösser gekommen, um sich zu ergeben und um Gnade zu bitten. Abderrachmân bewilligte sie ihnen, schickte sie unter guter Bedeckung mit ihren Frauen und Kindern nach Cordova und setzte seine Hauptleute in die Festungen, welche jene soeben verlassen. In der Provinz Elvira trug sich Alles auf dieselbe Weise zu, und der Sultan fand erst Widerstand, als er vor Fiñana ankam. Dort hatten die Anhänger Ibn-Chafçûn's die Oberhand, und die anderen Einwohner waren von ihnen überredet worden, die Stadt sei uneinnehmbar. Der Widerstand dauerte indessen nicht lange. Da sie die Häuser, welche sich am Abhange des Berges befanden, auf dessen Gipfel die Stadt stand, in Brand sahen, fingen die Lauen an zu unterhandeln und willigten darein, die Gegenpartei dem Sultan auszuliefern, wie er es verlangte. Darauf wagte Abderrachmân sich auf die fast unzugänglichen Pfade der Sierra Nevada. Auch dort ergaben sich die Burgherren ohne alle Ausnahme. Dann erfuhr man, daß Ibn-Chafçûn Elvira bedrohe. Ohne einen Augenblick zu verlieren, schickte der Sultan dieser Stadt Hilfstruppen. Sobald die Besatzung Elvira's diese Verstärkung erhalten, beeiferte sie sich, ihren guten Willen zu zeigen, und machte sich auf den Marsch, um den Feind zurückzudrängen. Nahe bei Granada stieß sie auf ihn, schlug ihn in die Flucht und machte einen Enkel Ibn Chafçûn's zum Gefangenen.

Mittlerweile wurde Juviles von Abderrachmân belagert; dort hatten die Christen der anderen Schlösser ihre Zuflucht genommen. Die Belagerung dauerte vierzehn Tage; nach Verlauf dieser Zeit flehten die moslimischen Andalusier die Gnade des Herrschers an und versprachen, ihm die Christen auszuliefern, welche sich unter ihnen befänden. Sie hielten ihr Versprechen, und alle Christen wurden enthauptet. Nachdem der Sultan an Salobreña vorüber die Straße nach

Elvira verfolgt hatte, griff er San Estevan und Peña Forata an und nahm diese beiden Raubnester ein, welche der Schrecken aller Einwohner von Elvira und Granada waren.

Von dieser Zeit an waren die Provinzen Elvira und Jaën von Räubern gereinigt und ihnen der Friede gegeben. Ein Feldzug von drei Monaten hatte zur Erlangung dieses wichtigen Resultats hingereicht.[1]

Jetzt kam die sevillanische Aristokratie an die Reihe.

Nach dem Tode des Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch war sein ältester Sohn, Abderrachmân, ihm in Sevilla gefolgt, sein zweiter Sohn, Mohammed, in Carmona; als aber Abderrachmân im Jahre 913 gestorben war, wollte Mohammed (der Abgott der Dichter, die er wie sein Vater mit Geschenken überhäufte) sich auch zum Herrn von Sevilla ausrufen lassen. Es gelang ihm nicht. Er hatte schon Schritte gethan, um sich dem Sultan zu nähern, und in Sevilla wollte man unabhängig bleiben; außerdem beschuldigte man ihn, daß er seinen Bruder vergiftet habe, was vielleicht nur Verleumdung war. Man umging ihn und wählte seinen leiblichen Vetter, Achmed ibn-Maslama, einen tapferen Kriegsmann. Mohammed wurde dadurch tief verletzt, und da der Sultan den neuen Herrn nicht anerkennen wollte und statt dessen eine Armee gegen Sevilla schickte, kam er an den Hof, um seine Dienste dort anzubieten. Der Sultan nahm sie an.

Die Belagerung wurde mit so großem Nachdruck verfolgt, daß Achmed ibn-Maslama bald genöthigt war, sich nach einem Verbündeten umzusehen. Er wandte sich an Ibn-Chafçûn. Dieser kam noch einmal der bedrängten arabischen Aristokratie zu Hilfe. Aber das Glück hatte ihm den Rücken gewendet. Als er mit seinen Verbündeten von Sevilla ausgerückt war, um die Truppen des Sultans anzugreifen, welche ihr Hauptquartier auf dem rechten Ufer des Guadalquivir's aufgeschlagen hatten, wurde er so furchtbar aufs Haupt geschlagen, daß er fliehen und es den Sevillanern überlassen mußte, sich selbst, so gut sie konnten, aus der Sache zu ziehen, während er in stürmischer Eile nach Bobastro zurückkehrte.

Achmed ibn-Maslama und die anderen Edlen von Sevilla sahen wohl ein, daß längerer Widerstand unnütz sein werde. Sie fingen nun an, mit Badr, welcher eben ins Lager gekommen war, zu unterhandeln, und sobald sie das Versprechen erhalten hatten, daß die Re-

[1]) Arib Bd. II S. 166—169.

gierung die Gewohnheiten und Gebräuche, wie sie unter Chaddschâdsch bestanden, aufrecht erhalten wolle, öffneten sie die Thore ihrer Stadt (20. December 913).[1]

Mohammed ibn-Chaddschâdsch, welcher darauf gerechnet hatte, daß, wenn man Sevilla einnehme, es zu seinem Nutzen ausfallen werde, und dem man sorgfältig die angeknüpfte Unterhandlung verheimlicht hatte, war höchst erstaunt, als er einen Brief von Badr's Hand erhielt, mit der Ankündigung, daß die Stadt sich ergeben habe und er sich zurückziehen könne. Er zog sich in der That zurück, aber mit wutherfüllten Herzen, und schwor, sich zu rächen. Auf seiner Rückkehr nach Carmona bemächtigte er sich einer Heerde, welcher er begegnete, die den Einwohnern von Cordova gehörte. Dann schloß er sich in sein Schloß ein und bot dem Sultan Trotz. Dieser wurde nicht aufgebracht gegen ihn. Er schickte ihm einen seiner Hofbeamten und gab ihm auf eine zugleich höfliche und feste Art zu verstehen, daß die Zeiten, wo die Edelleute sich des Eigenthums Anderer ungestraft bemächtigen konnten, vorüber seien und die gestohlene Heerde folglich zurückgegeben werden müsse. Mohammed ließ sich überreden und stellte die Heerde zurück; aber trotz seines seltenen Verstandes verkannte er die neue Umgestaltung der Dinge. Als er vernommen hatte, daß die Regierung die Mauern Sevilla's schleifen lasse, wollte er daraus Nutzen ziehen und sich der Stadt mit einem Handstreich bemächtigen; eines Tages griff er sie an. Sein kühnes Unternehmen scheiterte, und der Sultan übte noch einmal die Herablassung, ihm Jemanden zu schicken, der ihn auf die Höhe der neuen Ideen leiten könne. Es war der Präfect, Kâsim ibn-Walîd, der Kelbite, der mit diesem Auftrage betraut wurde. Eine bessere Wahl konnte der Sultan nicht treffen: Kâsim, welcher unter der Regierung Abdallâh's einige Monate lang auf der Seite des Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch gestanden hatte, war der vertraute Freund Mohammed's, und noch ganz kürzlich, zur Zeit der Belagerung von Sevilla, hatte man sie stets bei einander gesehen. Der Sultan hatte sich daher nicht in seiner Erwartung getäuscht: Kâsim führte seinen Auftrag mit so vielem Takt und solchem Verständniß aus, daß Mohammed endlich versprach, er wolle sich an den Hof begeben, vorausgesetzt, daß man ihm erlaube, seinen Befehlshaber in Carmona zu lassen, und da der Sultan darein gewilligt, begab er sich mit einem zahlreichen Gefolge nach Cordova (April 914). Der Herrscher em-

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S 133, 134; Arîb Bd. II S. 169.

pfing ihn mit großer Auszeichnung und machte sowohl ihm wie seinen Kriegsleuten kostbare Geschenke, er verlieh ihm den Titel eines Veziers und ersuchte ihn um seine Begleitung auf tem neuen Feldzuge, den er unternehmen wollte. [1]

Dieses Mal hatte der Sultan die Absicht, die Insurrection in ihrem Schwerpunkt, in der Serrania von Regio, anzugreifen. Man konnte freilich nicht erwarten, hierbei so schnelle und glänzende Vortheile zu erringen wie in den vorhergehenden Jahren in den Provinzen Jaën und Elvira. In der Serrania, wo der Islam beinahe gänzlich verschwunden war, hatte man es mit Christen zu thun, und Abderrachmân hatte es schon erfahren, daß die christlichen Spanier sich mit mehr Hartnäckigkeit vertheidigten als die moslimischen. Indessen glaubte er, daß selbst unter den Christen einige seien, welche, nicht nur von seiner Festigkeit, sondern auch von seiner Rechtschaffenheit überzeugt, sich freiwillig unterwerfen würden. Und in der That, man muß es zu ihrer Ehre sagen, benahm die Regierung sich mit der größten Geradheit gegen die Christen, welche sich ergaben. So hatte es sich kürzlich ereignet, daß die Geliebte eines christlichen Herrn, welcher sich im vorhergehenden Jahre ergeben hatte und jetzt in Cordova lebte, sich an den Kadi wandte und ihm ihren Wunsch vorlegte, aus der Abhängigkeit, in der sie war, befreit zu werden, weil sie Moslimin und freier Abkunft sei und es keinem Christen erlaubt sei, eine Moslimin zum Kebsweibe zu haben. Der erste Minister, Badr, hatte kaum die Schritte, welche sie gethan, erfahren, als er Jemanden zum Kadi schickte, damit er ihm in seinem Namen sage: „Der Christ, um den es sich handelt, hat sich nur durch Capitulation ergeben. Es ist nicht erlaubt, diese zu übertreten, und du weißt besser als sonst Jemand, daß jedes Uebereinkommen gewissenhaft gehalten werden muß. Du darfst also nicht versuchen, diese Sklavin ihrem Herrn zu entreißen!" Der Kadi war über diese Botschaft ein wenig verwundert; er fand, der Minister greife in sein Amt ein. „Hat dich wirklich der Châdschib zu mir geschickt?" fragte er den Boten, und als dieser ihm bejahend antwortete, sagte er: „Nun, so gehe und sage deinem Herrn, daß es meine Pflicht sei, alle Eidschwüre aufrecht zu erhalten, und daß ich keine Ausnahme machen könne mit dem, welchen ich selbst geleistet habe. Ich will mich, sobald meine Geschäfte es erlauben, mit der Bitte dieser Frau, welche eine Moslimin und eine Freie ist, beschäftigen, merke dir das wohl!" Als der Minister diese Antwort erhielt, konnte

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 134, 135.

er keine Zweifel mehr über die Gesinnung des Kadi hegen. Nichtsdestoweniger ließ er ihm noch Folgendes sagen: „Ich habe nicht die Absicht, den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen, und es ist mir nicht erlaubt, von dir ein ungerechtes Urtheil zu fordern. Alles, was ich verlange, ist, daß du die Rechte, welche dieser christlicher Herr erworben hat, indem er mit uns eine Uebereinkunft traf, wohl in Erwägung ziehest. Du weißt, daß es unsere Pflicht ist, die Christen mit Billigkeit und großer Schonung zu behandeln. Entscheide jetzt selbst, was du zu thun hast.“ [1]

Ließ sich der Kadi überzeugen, oder war er der Meinung, das Gesetz stehe über den Verträgen? Wir wissen es nicht; aber das Verfahren Badr's bei dieser Gelegenheit war jedenfalls ein Beweis von der Aufrichtigkeit der Regierung und von dem Geiste der Versöhnlichkeit, der sie beseelte. Es war dies eine edle und schöne Politik; wir fügen hinzu, daß sie im Charakter Abderrachmân's lag. Dieser Herrscher war so wenig parteiisch, daß er einst das höchste obrigkeitliche Amt, das des Kadi's von Cordova, einem Renegaten verleihen wollte, dessen Vater und Mutter noch Christen waren; nur mit Mühe nöthigten die Fakih's ihn, dieses Vorhaben aufzugeben. [2]

Die Erwartung, welche Abderrachmân in Betreff der christlichen Burgherren der Serrania nährte, wurde nicht getäuscht. Mehrere von ihnen verlangten Amnestie und erhielten sie; aber Tolox, dessen Besatzung Ibn-Chafçûn durch seine Gegenwart anfeuerte, vertheidigte sich mit solcher Hartnäckigkeit, daß der Sultan es nicht nehmen konnte. Einmal machte die Besatzung einen Ausfall, und es entstand ein sehr blutiger Kampf. [3] Noch ein anderes Schloß bot so harten Widerstand, daß Abderrachmân in seinem Zorne schwor, er wolle keinen Wein kosten und an keinem Freudenmahle Theil nehmen, bevor er dieses Schloß genommen habe. Er wurde bald seines Eides entbunden; denn nicht allein nahm er dieses Schloß, sondern noch ein anderes dazu. [4] Um die nämliche Zeit leistete seine Flotte ihm einen großen Dienst: sie bemächtigte sich mehrerer Schiffe, welche Lebensmittel für Ibn-Chafçûn brachten; dieser war nämlich schon so sehr in die Enge getrieben, daß er sich aus Afrika mit Vorräthen versehen mußte. [5]

1) Khoschani S. 333, 334.
2) Khoschani S. 336.
3) Arib Bd. II S. 171.
4) Akhbâr madschmûa fol. 116 r. und v.
5) Arib Bd. II S. 171.

Auf der Rückkehr in seine Hauptstadt zog der Sultan durch Algeziras, dann durch die Provinzen Sidona und Moron. Er wollte sich nach Carmona begeben und am 28. Juni 914 kam er vor den Thoren dieser Stadt an.

Chabîb, ein Hauptmann Mohammed's, hatte dort das Banner der Erhebung aufgepflanzt. Hatte er es aus eigenem Antriebe gethan? Man zweifelte daran und sagte, daß es nur auf Anregung seines Herrn geschehen sei, und Abderrachmân, welcher glaubte, daß diese Beschuldigung begründet sei, nahm Mohammed seine Würde als Vezier und ließ ihn ins Gefängniß werfen. Dann begann er die Belagerung von Carmona. Chabîb vertheidigte sich nur zwanzig Tage lang; nach Ablauf dieser Zeit verlangte er Begnadigung und erhielt sie. Mohammed ibn Chaddschâdsch wurde, da er von nun an nicht mehr im Stande war zu schaden, bald in Freiheit gesetzt, aber er genoß dieser Gunst nicht lange mehr, denn er starb im April 915.[1] Er war der letzte der Chaddschâdsch's, welcher eine Rolle in der Geschichte spielte.

Im Jahre 915 erlaubte eine furchtbare Hungersnoth, welche durch anhaltende Dürre entstanden war, nicht, einen Feldzug zu unternehmen. Die Einwohner von Cordova starben zu Tausenden, und es fehlte fast an Händen, die Todten zu beerdigen. Der Sultan und sein Minister thaten Alles, was sie konnten, um das Elend zu mildern; allein sie hatten viele Noth, sich gegen die Aufrührerischen zur Wehr zu setzen, welche, von Hunger getrieben, aus ihren Bergen kamen und die wenigen Lebensmittel, die sie noch auf den Ebenen fanden, raubten.[2] Im folgenden Jahre wurden Orihuela und Niebla erobert, und der Sultan hatte seine Macht schon so wohl befestigt, daß er Razzias gegen die Christen des Nordens unternehmen konnte,[3] als der Tod dazwischen trat und ihn von seinem gefürchtetsten Feinde befreite; im Jahre 917 gab Ibn-Chafçûn seinen Geist auf. Dieses Ereigniß verursachte in Cordova große Freude; nun zweifelte man nicht mehr daran, daß die Insurrection bald erstickt sein werde.[4]

Der spanische Held, welcher dreißig Jahre lang Denen getrotzt, die sich seines Vaterlandes mit Gewalt bemächtigt hatten, und der manches Mal die Omaijaden auf dem Throne mit Furcht und Zittern

---

1) Ibn-Adhâri Bd. II S. 135; Arîb Bd. II S. 171, 172.
2) Arîb Bd. II S. 173—175.
3) Arîb Bd. II S. 176, 177.
4) Arîb Bd. II S. 178.

erfüllt hatte, mußte der Vorsehung danken, daß sie ihn zu dieser Stunde sterben ließ und ihm so den traurigen Anblick des Untergangs seiner Partei ersparte. Er starb ununterworfen; mehr hatte er unter den gegebenen Umständen nicht hoffen dürfen. Es war ihm nicht vergönnt, sein Vaterland zu befreien und eine Dynastie zu gründen; dessen ungeachtet muß man in ihm einen ganz außerordentlichen Helden erkennen, wie ihn Spanien nicht mehr erzeugt hatte seit der Zeit, da Viriath schwor, sein Vaterland von der römischen Herrschaft zu befreien.

XVIII.

Der Krieg in der Serrania dauerte noch zehn Jahre. Omar ibn-Chafçûn hatte vier Söhne hinterlassen: Dschafar, Solaimân, Abderrachmân und Chafç, welche mit einer einzigen Ausnahme alle, wenn nicht die Talente, so doch die Tapferkeit ihres Vaters geerbt hatten. Solaimân wurde gezwungen, sich zu ergeben (im März 918), sich bei der Armee des Sultans anwerben zu lassen und Theil an den Feldzügen gegen den König von Leon und den von Navarra zu nehmen.[1] Abderrachmân, welcher in Tolox das Commando hatte und für den Bücher mehr Reiz hatten als Waffen, ergab sich ebenfalls, und nachdem er nach Cordova geführt worden, brachte er den Rest seines Lebens dort damit zu, Manuscripte abzuschreiben.[2] Aber die Macht Dschafar's war noch beträchtlich; der Sultan wenigstens beurtheilte sie so, denn als er Bobastro im Jahre 919 belagerte, weigerte er sich nicht, mit ihm in Unterhandlung zu treten, und als Dschafar ihm Geiseln und einen jährlichen Tribut angeboten hatte, nahm er diesen Vorschlag an.[3] Bald nachher indessen beging Dschafar einen sehr ernsten Fehler, welcher ihm Unheil brachte. Seiner Ansicht nach hatte sein Vater Unrecht gehabt, sich mit seiner ganzen Familie zum Christenthum zu bekehren, und in gewissem Sinne war diese Ansicht gerechtfertigt, denn es ist unbestreitbar, daß Ibn-Chafçûn sich die Herzen der moslimischen Andalusier durch seinen Uebertritt abwendig

---

[1]) Arib Bd. II S. 178; Ibn-Khaldûn fol. 13 v.

[2]) Arib Bd. II S. 182, 183.

[3]) Arib Bd. II S 181, 182.

gemacht hatte; da die Sache aber einmal geschehen, konnten weder Ibn-Chafçûn noch seine Söhne sie rückgängig machen; von da an mußten sie sich allein auf die Christen stützen und mit ihnen siegen oder fallen. Die Christen waren die Einzigen, welche sich noch Energie und Begeisterung bewahrt hatten, während die Moslim's überall Verrath übten. Was sich kurze Zeit vorher in der Festung Balda begeben hatte, war ein Beweis davon. Als diese Festung vom Sultan belagert wurde, ging der moslimische Theil der Besatzung ohne Ausnahme zum Feinde über, während die Christen sich bis auf den letzten Mann tödten ließen, um sich nicht zu ergeben.[1] Dennoch glaubte Dschafar, der sich von der Lage, in der er sich befand, keine Rechenschaft ablegte, an die Möglichkeit einer Versöhnung mit den moslimischen Andalusiern, und da er sie gewinnen wollte, offenbarte er deutlich seine Absicht, zum Islam zurückzukehren. Das war es, was ihn stürzte. Schaudernd vor dem bloßen Gedanken, einen Ungläubigen zum Oberhaupte zu haben, zettelten seine christlichen Soldaten eine Verschwörung gegen ihn an, und nachdem sie sich mit seinem Bruder Solaimân verständigt hatten, tödteten sie ihn (920), worauf sie Solaimân als Herrscher ausriefen. Er beeilte sich, zu ihnen zu stoßen.[2]

Die Regierung Solaimân's war nicht glücklich. Bobastro war ein Raub der wildesten Zwiste. Ein Aufruhr brach daselbst aus; Solaimân wurde verjagt, seine Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt, sein Palast der Plünderung Preis gegeben; aber kurze Zeit nachher wußten seine Anhänger sich wieder in die Stadt einzuschleichen, er selbst kam in Verkleidung herein, und nachdem er die Bevölkerung dadurch für sich gewonnen, daß er die Plünderung versprach, rief er sie zu den Waffen. Er blieb Sieger, und in seiner Rachgier unerbittlich, ließ er die meisten seiner Gegner köpfen. „Allâh", sagt ein Geschichtsschreiber von Cordova, „ließ es zu, daß die Ungläubigen sich unter einander erwürgten, weil er sie mit der Wurzel ausrotten wollte."[3]

Solaimân überlebte seine Wiedereinsetzung nicht lange. In einem Scharmützel, am sechsten Februar 927, vom Pferde geworfen, wurde er von den Soldaten des Sultans getödtet, und diese sättigten ihre Rachgier an seinem Leichnam, welchem sie Kopf, Hände und Füße abhieben.[4]

[1]) Arib Bd. II S. 181.
[2]) Ibn-Khaldûn fol. 13 v., 11 r.; Arib Bd. II S. 189.
[3]) Arib Bd II S. 194.
[4]) Arib Bd. II S. 104.

Sein Bruder Chafç folgte ihm; aber die verhängnißvolle Stunde sollte schlagen. Im Juni des Jahres 927 fing der Sultan an, Bobastro zu belagern, fest entschlossen, die Belagerung nicht eher aufzuheben, als bis die Stadt sich ergeben habe. Nachdem er befohlen, überall starke Werke zu errichten und eine halb verfallene römische Festung, welche sich in der Nähe befand, wieder aufzubauen, schloß er den Platz von allen Seiten ein und schnitt ihm die Zufuhr von Lebensmitteln ab. Sechs Monate lang widerstand Chafç den Anstrengungen des Feindes; endlich jedoch ergab er sich, und Freitag d. 21. Januar 928 nahmen die Truppen des Sultans die Stadt ein. Chafç wurde nebst allen Einwohnern der Stadt nach Cordova transportirt und diente später in der Armee seines Besiegers. Seine Schwester Argentea zog sich in ein Kloster zurück, und man hätte sie wahrscheinlich in Frieden gelassen, wenn sie sich begnügt hätte, in der Stille zu leben; aber begeistert, fanatisch und schon längst nach der Märtyrerkrone strebend, brachte sie die Staatsbehörde dadurch gegen sich auf, daß sie sich als Christin bekannte. In den Augen des Gesetzes war sie Moslimin, da ihr Vater noch Moslim war zur Zeit, da sie das Licht der Welt erblickte; sie wurde deshalb als des Abfalls vom Glauben schuldig zum Tode verurtheilt. Sie ertrug die Todesstrafe mit wahrem Heldenmuth und zeigte sich als würdige Tochter des unbezwingbaren Omar ibn-Chafçûn (931).[1]

Zwei Monate nach der Uebergabe Bobastro's verfügte sich der Sultan in Person in diese Stadt. Er wollte mit eigenen Augen diese stolze Festung schauen, welche ein halbes Jahrhundert lang den fortwährend erneuerten Angriffen von vier Sultanen widerstanden hatte. Als er dort angekommen war, als er von den Wällen herab seine Blicke auf die Zinnen der Basteien und die riesigen Thürme richtete, als er die Höhe des völlig senkrecht abfallenden Berges, auf welchem sie lag, und die Tiefe der Abgründe, die sie umgaben, mit dem Auge maß, da rief er laut aus, daß sie nicht ihres Gleichen auf Erden habe, und von Erkenntlichkeit erfüllt gegen den Schöpfer, der sie ihm in die Hände geliefert, warf er sich auf die Kniee und ergoß sich in Dankgebeten; während der ganzen Dauer seines Aufenthalts beobachtete er strenges Fasten. Zum Nachtheile seines Ruhmes ließ er sich jedoch aus Schwäche zur Gewährung einer Bitte verleiten, die er hätte verweigern sollen. Da auch die Fakih's die furchtbare Stadt

---

[1]) Arib Bd. II S. 206—208; Vita Beat. Virg. Argenteae c 4 bis Ende.

sehen wollten, welche das Bollwerk einer Religion gewesen war, die sie verabscheuten, hatten sie sich Abderrachmân's Gefolge angeschlossen und in Bobastro ließen sie ihm keine Ruhe bis er ihnen erlaubte, die Gräber Ibn-Chafçûn's und seines Sohnes Dschafar zu öffnen. Als sie sahen, daß sie auf christliche Weise bestattet waren, schämten sie sich nicht, die Ruhe Derer, welche den ewigen Schlaf schliefen, zu stören, und nachdem sie ihre Leichname aus der Gruft gezogen, schickten sie dieselben nach Cordova mit dem Befehl, sie an Galgen zu nageln. „Diese Leichname," ruft ein Chronist jener Zeit in seiner barbarischen Freude aus, „wurden eine heilsame Warnung für die Leute mit üblen Absichten und ein lieblicher Anblick für die Augen aller wahrhaft Gläubigen."

Es währte nicht lange, bis die Festungen, welche sich noch in der Macht der Christen befanden, sich ebenfalls ergaben. Der Sultan ließ sie alle schleifen, mit Ausnahme einiger, welche stehen blieben, weil er sie zur Aufrechterhaltung des Gehorsams im Lande für nöthig erachtete. Die einflußreichsten und gefährlichsten Männer ließ er nach Cordova kommen.[1]

Die Serrania war also in Friedenszustand; aber ehe sie dahin gekommen, hatte der Sultan schon an vielen anderen Orten die Rebellion gedämpft. In den Bergen von Priego hatten die Söhne Ibn-Mastana's ihm ihre Schlösser überlassen müssen; in der Provinz Elvira wurden die Berbern der Familie der Beni-Mohallab genöthigt, ihre Waffen niederzulegen.[2] Monte-Rubio an den Grenzen von Jaën und Elvira war genommen. Auf einem riesigen und sehr steilen Felsen erbaut, hatte diese Festung der Regierung lange Zeit ernste Bedenken eingeflößt. Eine große Anzahl Christen hatte sich dort eingenistet, und diese eilten sehr häufig aus hohem Horst herab, um in den benachbarten Dörfern zu plündern oder die Reisenden auszurauben und zu morden. Im Jahre 922 war diese Räuberhöhle einen Monat lang ohne Erfolg vom Sultan belagert worden. Sie wurde erst vier Jahre später genommen.[3] Im Jahre 924 wurden mehrere Rebellen des valencianischen Landes gezwungen, sich zu unterwerfen.[4] Im selben Jahre war der Sultan im Stande, die obere Grenze allen Beni-Casî[5]

---

[1]) Arib Bd. II S. 209, 210.
[2]) Arib Bd. II S. 191.
[3]) Arib Bd. II S. 192, 204.
[4]) Arib Bd. II S. 196.
[5]) Ibn-al-Kûtîa fol 47 v.

zu verbieten; sie hatten sich durch Kriege, welche sie unter einander und gegen den König von Navarra führten, geschwächt und wurden nun vom Sultan gezwungen, sich in seiner Armee anwerben zu lassen.[1] Zwei Jahre später machte der Feldherr Abd-al-chamîd ibn-Basîl einen glücklichen Feldzug gegen die Beni-Dhî-'n-nûn.[2]

Da er nichts mehr von der Südseite zu fürchten hatte, konnte der Sultan jetzt all seine Streitkräfte gegen die Rebellen der anderen Provinzen kehren. Die Siege, welche er errang, waren ebenso schnell als entscheidend. Im Jahre 928 schickte er Truppen gegen den Scheich Aslamî, den Herrn von Alicante und Callosa in der Provinz Todmîr. Dieser Araber, welcher ein Räuber und ein Wollüstling von der schlechtesten Art war, hatte immer eine große Frömmigkeit an den Tag gelegt. Als er alt wurde, hatte er zu Gunsten seines Sohnes Abderrachmân abgedankt, weil er jetzt nur, wie er sagte, an seine Seligkeit denken wollte; und in der That, er wohnte mit der größten Pünktlichkeit allen Predigten und öffentlichen Gebeten bei; aber diese äußerliche Frömmigkeit hinderte ihn nicht, von Zeit zu Zeit noch auf den Ländereien seiner Nachbarn zu rauben, und als sein Sohn im Kampf gegen die Truppen des Sultans getödet wurde, übernahm er wieder die Führung. Er behielt sie nicht lange; der Feldherr Achmed ibn-Ischâk nahm seine Festungen, eine nach der anderen, und nachdem er ihn gezwungen, sich zu unterwerfen, ließ er ihn mit seiner ganzen Familie nach Cordova bringen.[3] Zur selben Zeit ergaben sich Merida und Santarem, ohne daß die Truppen des Sultans, die er gegen sie geschickt hatte, genöthigt gewesen wären, den Säbel zu ziehen.[4] Im folgenden Jahre ergab sich auch Beja, nachdem es vierzehn Tage lang hartnäckigen Widerstand geleistet.[5] Darauf kehrte der Sultan seine Waffen gegen Khalaf ibn-Bekr, den Fürsten von Ocsonoba; aber dieser Renegat ließ ihm sagen, er sei bereit, den Tribut zu bezahlen, und wenn er es nicht schon früher gethan, müsse die weite Entlegenheit seiner Provinz als Entschuldigung dienen. Er wurde von seinen Unterthanen sehr geliebt; denn er und seine Vorgänger waren immer gute Fürsten für sie gewesen, und der Herrscher begriff wohl, daß wenn er in seinem Vorhaben, ihn zu unterwerfen, beharren würde,

---

[1]) Ibn-al-Kûtîa a. a. O.; Arîb Bd. II S. 175, 176, 187, 195.
[2]) Arîb Bd. II S. 204.
[3]) Ibn-Chaijân fol. 16 v, 17 r.; Arîb Bd. II S. 210, 211.
[4]) Arîb Bd. II S. 211.
[5]) Arîb Bd. II S. 214, 215.

die Einwohner von Algarve vielleicht zu einem verzweifelten Entschluß greifen könnten; gegen seine Gewohnheit beschloß er also einen Vergleich zu treffen: er willigte ein, daß Khalaf ibn-Bekr nicht sein Unterthan, sondern sein Vasall, sein Tributpflichtiger werde; der Fürst von Ocsonoba sollte nur versprechen, einen jährlichen Tribut zu bezahlen und den Insurgenten kein Asyl zu gewähren. [1]

Die Unterwerfung von Badajoz, wo noch ein Nachkomme Ibn-Merwân's des Galiziers herrschte, erforderte mehr Anstrengung. Diese Stadt ergab sich erst, nachdem sie eine Belagerung von einem ganzen Jahre ausgehalten (930). [2]

Um Herr des ganzen Erbes seiner Ahnen zu werden, hatte Abderrachmân nur noch Toledo sich zu unterwerfen.

Er fing damit an, eine Deputation von Fakih's dorthin zu schicken, welche beauftragt wurden, den Einwohnern vorzustellen, daß, da das ganze Königreich sich ergeben, es Thorheit von ihrer Seite wäre, sich noch länger ein republicanisches Ansehen zu geben. Dieser Versuch war unnütz. Voll Liebe für die Freiheit, welche sie vierundzwanzig Jahre lang genossen, bald unter dem Schutze der Beni-Casi, bald unter dem der Könige von Leon, gaben die Toletaner eine, wenn nicht hochmüthige, so doch ausweichende Antwort. Da er sich also genöthigt sah, zu den äußersten Mitteln zu greifen, traf der Sultan seine Maßregeln mit jener Festigkeit und Genauigkeit, welche ihn auszeichnete. Gleich im Mai des Jahres 930, ehe noch die große Armee, welche er den Rebellen entgegen stellen wollte, versammelt war, schickte er einen seiner Feldherrn, den Vezier Sa'îd-ibn-Mondhir, gegen Toledo und befahl ihm, die Belagerung anzufangen. Im Juni rückte er selbst mit seinen Kerntruppen gegen die Stadt, und nachdem er sein Lager an den Ufern des Algodor nahe bei dem Schlosse Mora, aufgeschlagen hatte, forderte er den toletanischen Renegaten, der dort den Befehl hatte, auf, es zu räumen. Die einfache Aufforderug genügte. Da er die Unmöglichkeit einsah, sich gegen die zahlreiche Armee des Sultans zu vertheidigen, beeilte der Renegat sich, die Festung zu verlassen. Abderrachmân legte eine Besatzung hinein; dann schlug er sein Lager bei Toledo auf einem Berge, welcher damals den Namen Dscharancas trug, auf. Als er seine Blicke über die Gärten und Weinberge schweifen ließ, sah er, daß der Gottesacker nahe beim Thor der Ort sei, welcher sich am besten zum Hauptquartier eigne. Nachdem er also

[1]) Arib Bd. II S. 215.
[2]) Arib Bd. II S. 214, 216, 217.

seine Truppen auf diesen Gottesacker hatte rücken lassen, ließ er das Korn ringsumher abschneiden und die Obstbäume umhauen, befahl, die Dörfer in Brand zu stecken, und griff die Toletaner mit voller Kraft an. Die Belagerung dauerte beinahe zwei Jahre. Der Sultan, welcher durch nichts entmuthigt wurde, ließ auf dem Berge Dscharancas eine Stadt erbauen, und die Stadt Al-Fatch (der Sieg), die in wenigen Tagen aufgerichtet stand, sagte den Toletanern, daß die Belagerung niemals aufgehoben werde. Sie zählten noch auf die Hilfe des Königs von Leon, aber dessen Armee wurde von den Truppen des Sultans zurückgeworfen.[1] Endlich, durch Hungersnoth gezwungen, öffneten sie ihre Thore. Die Freude, welche Abderrachmân empfand, als er diese Stadt in Besitz nahm, war beinahe so groß als diejenige, welche ihn beseelte im Augenblick, als er sich Bobastro's bemächtigt hatte; er legte sie in heißen Dankgebeten an den Tag, die er an den Allmächtigen richtete.[2]

Araber, Spanier und Berbern, alle waren besiegt worden, alle sahen sich gezwungen, ihre Kniee vor der königlichen Macht zu beugen, und das Princip der unumschränkten Monarchie wurde lauter denn je ausgerufen unter allgemeinem Schweigen. Aber die Verluste, welche die verschiedenen Parteien während dieses langwierigen Kampfes erlitten, waren nicht gleich vertheilt. Die Partei, die am meisten verloren hatte, war unbestreitbar die, welche die persönliche Unabhängigkeit in der selben Art wie in Frankreich und in Italien die Germanen, repräsentirte, die arabische Aristokratie. Sie sah sich genöthigt, eine unumschränktere und viel stärkere Regierung zu ertragen, als die, welche sie zu stürzen gesucht hatte, eine Regierung, welche in ihrer Natur feindselig gegen sie war und sich systematisch bemühte, ihr jeden Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu nehmen. So war die Aristokratie dazu verurtheilt, allmählich ihrem Verfall entgegenzugehen, indem sie mit jedem neuen Regenten von ihrem Glanz und ihrem Glück einbüßen mußte. Das war gerade, was für die Spanier ein Trost blieb und was sie als eine Art Sieg betrachteten. Da sie die Waffen viel weniger aus Haß gegen den Sultan als gegen den Adel ergriffen hatten, konnten sie sich sagen, daß es ihnen bis zu einem gewissen Grade gelungen sei, weil sie in Ermangelung einer anderen Genugthuung, wenigstens die hatten, von nun an vor der Verachtung, Beschimpfung und Unter-

[1]) Im folgenden Buche werden wir Einzelheiten über diese Expedition Ramiro's II. geben.

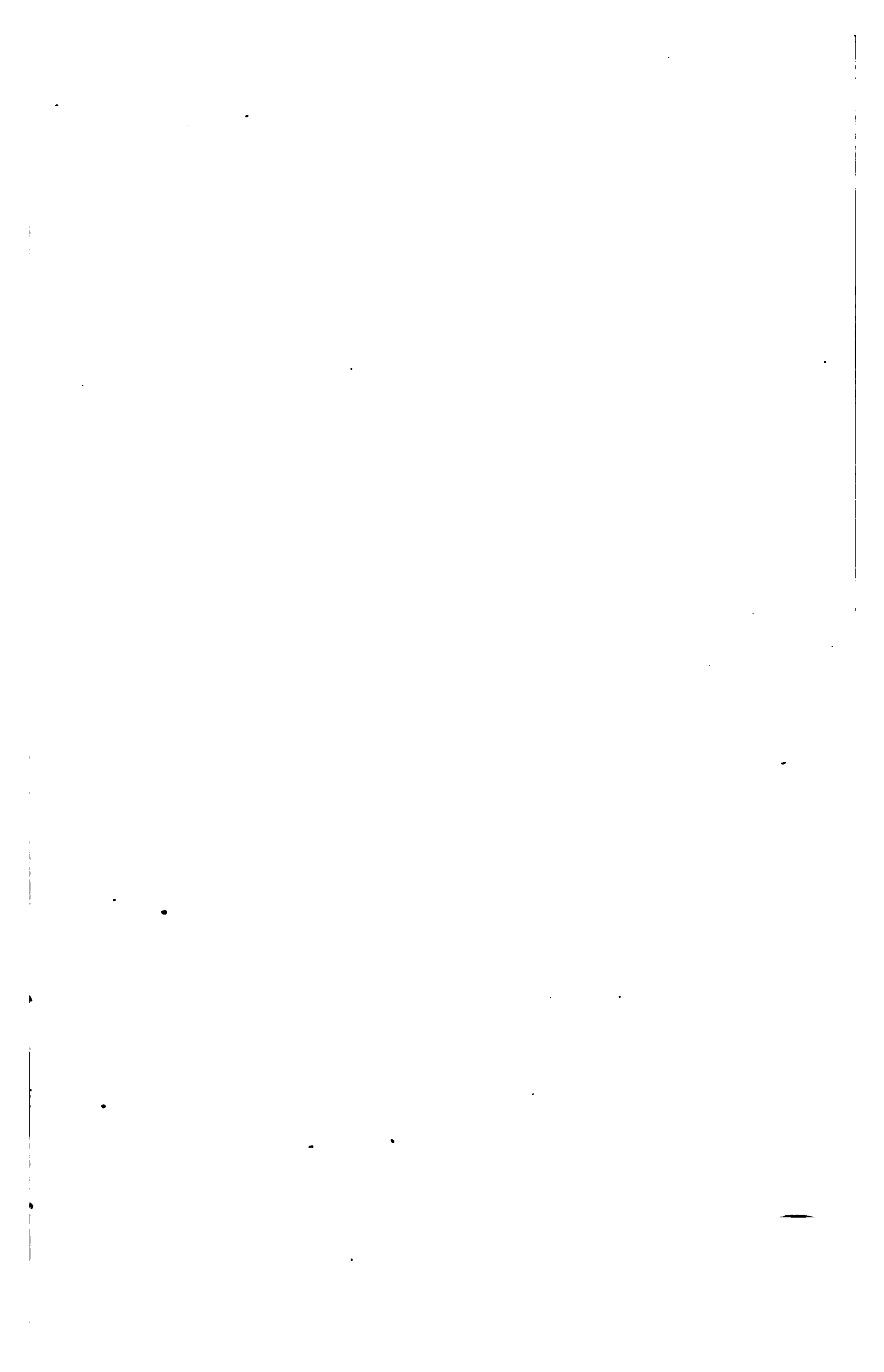
[2]) Arib Bd. II S. 217—224.

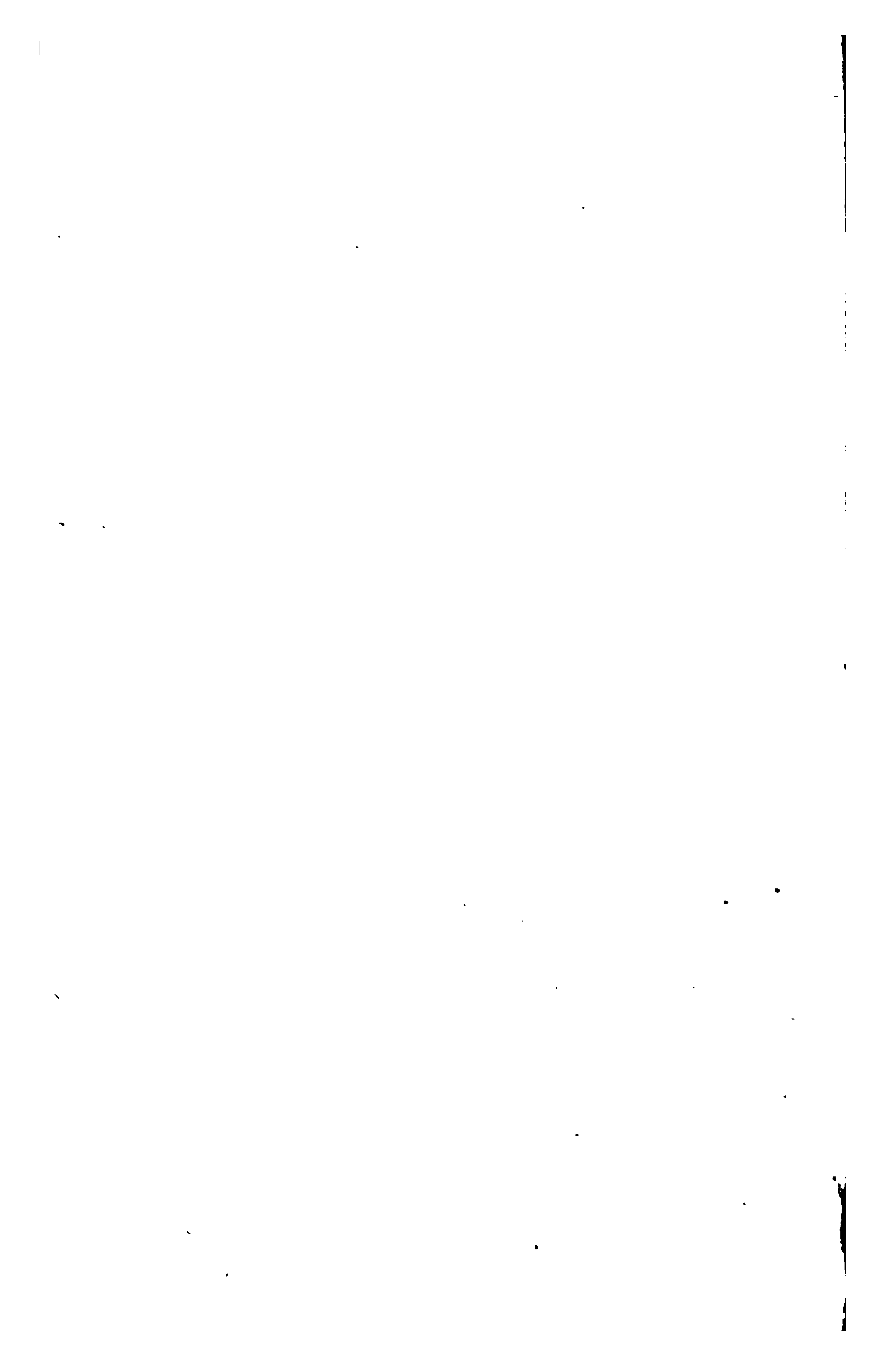
drückung des Adels geschützt zu sein. Sie bildeten nun nicht länger eine abgeschlossene Kaste von Parias, welche von der Gesellschaft in die Acht erklärt worden. Das Ziel, welches Abderrachmân III. sich gesteckt hatte und das er mit der Zeit wirklich erreichte, war die Verschmelzung aller Racen der Halbinsel in Eine vollständig unterschiedslose Nation.[1] Die alten Unterschiede hatten aufgehört, oder sie verschwanden wenigstens mehr und mehr, um den Abstufungen des Ranges, der Classen und der Stände Raum zu machen. Die Gleichheit war allerdings nur eine Gleichheit hinsichtlich der gemeinsamen Unterwerfung; aber in den Augen der Spanier war sie ein großes Gut, und für den Augenblick verlangten sie kaum mehr. Im Grunde waren ihre Freiheitsideen noch sehr unbestimmt; die absolute Monarchie und der Despotismus in der Verwaltung waren ihnen nicht antipathisch; im Gegentheil, diese Regierungsform war für sie althergebracht; sie hatten niemals eine andere gekannt, weder unter den westgothischen Königen noch unter den römischen Kaisern, und der Beweis, daß sie sich noch keine Vorstellung von einer besseren machen konnten, ist, daß selbst während des Kampfes für die Wiedererlangung der Unabhängigkeit sie sich im Allgemeinen nur wenig bemüht hatten, den Grund für ihre Freiheit zu legen.

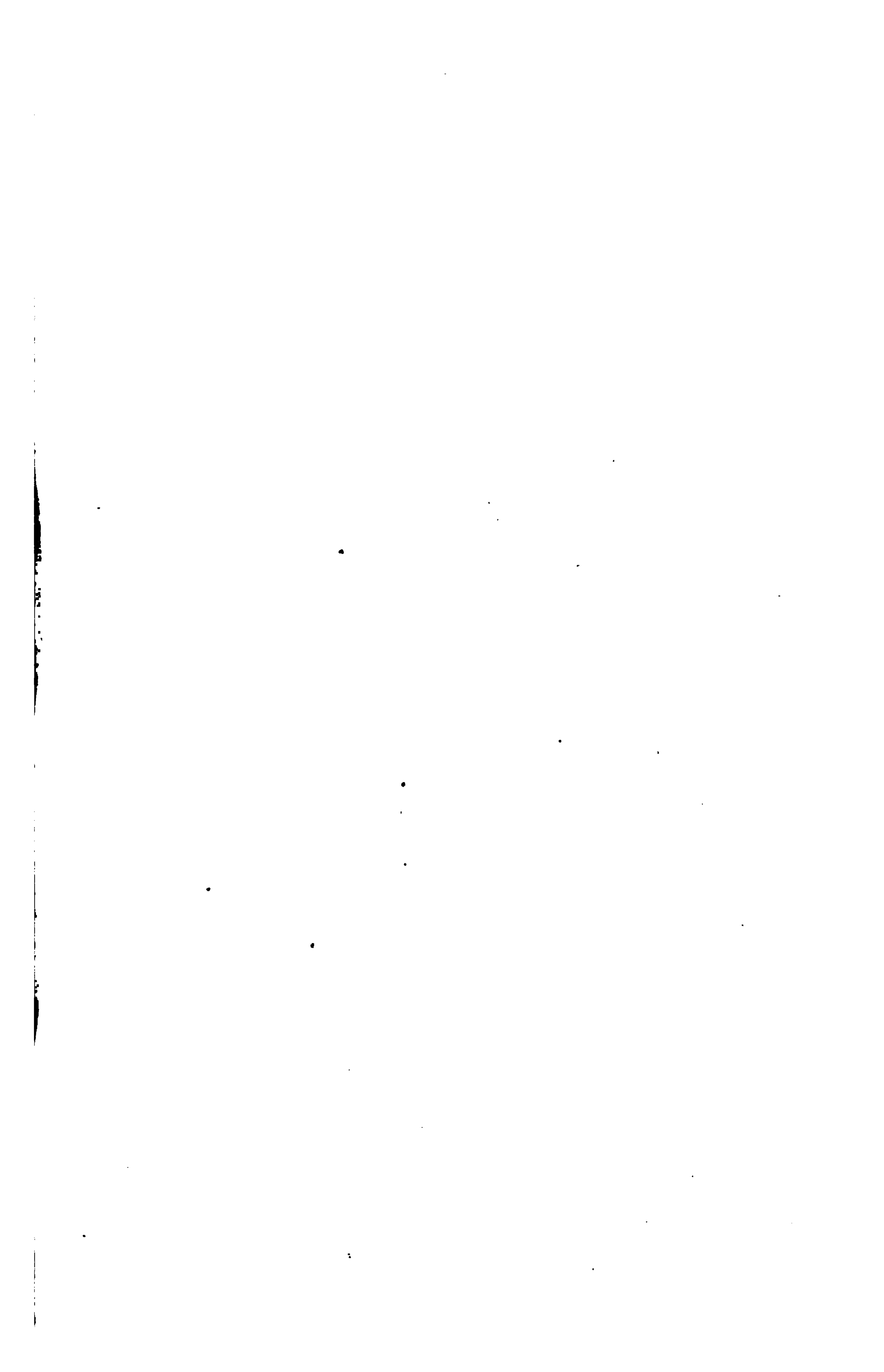
[1]) Arib Bd. II S. 210 Z. 13.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.







Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Geschichte

der

Mauren in Spanien

bis zur Eroberung Andalusiens

durch die Almoraviden

(711—1110).

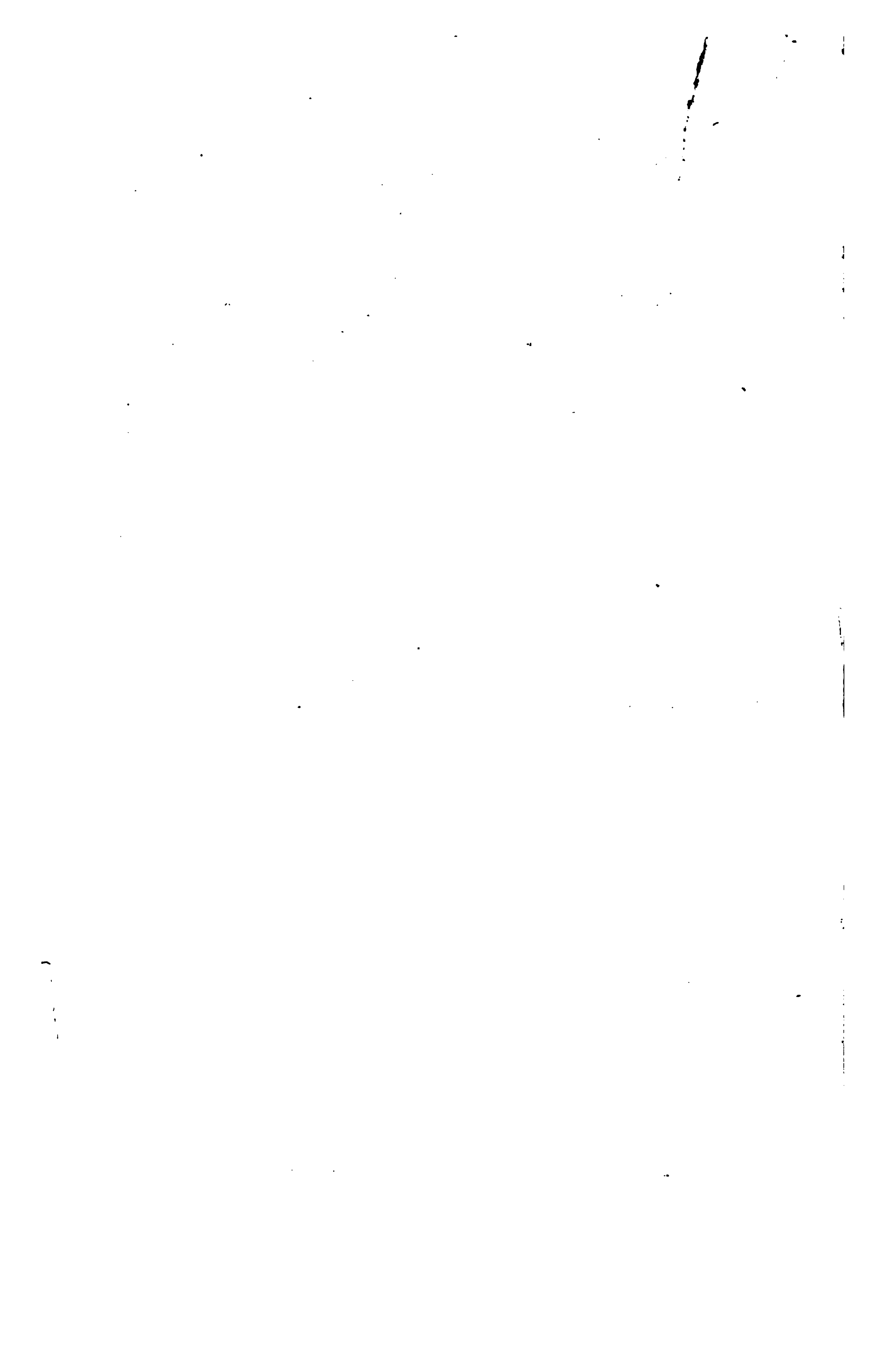
Von

R. Dozy,
Professor der Geschichte an der Universität Leyden, correspondirendem Mitglied der Akademie der Geschichte in Madrid, auswärtigem Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, Comthur des Ordens Karl's III. von Spanien u. s. w.

Deutsche Ausgabe
mit Originalbeiträgen des Verfassers.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1874.



Geschichte

der

Mauren in Spanien

bis zur Eroberung Andalusiens

durch die Almoraviden

(711—1110).

Von

P. A.
R. Dozy,
Professor der Geschichte an der Universität Leyden, correspondirendem Mitglied der Akademie der Geschichte in Madrid, auswärtigem Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, Comthur des Ordens Karl's III. von Spanien u. s. w.

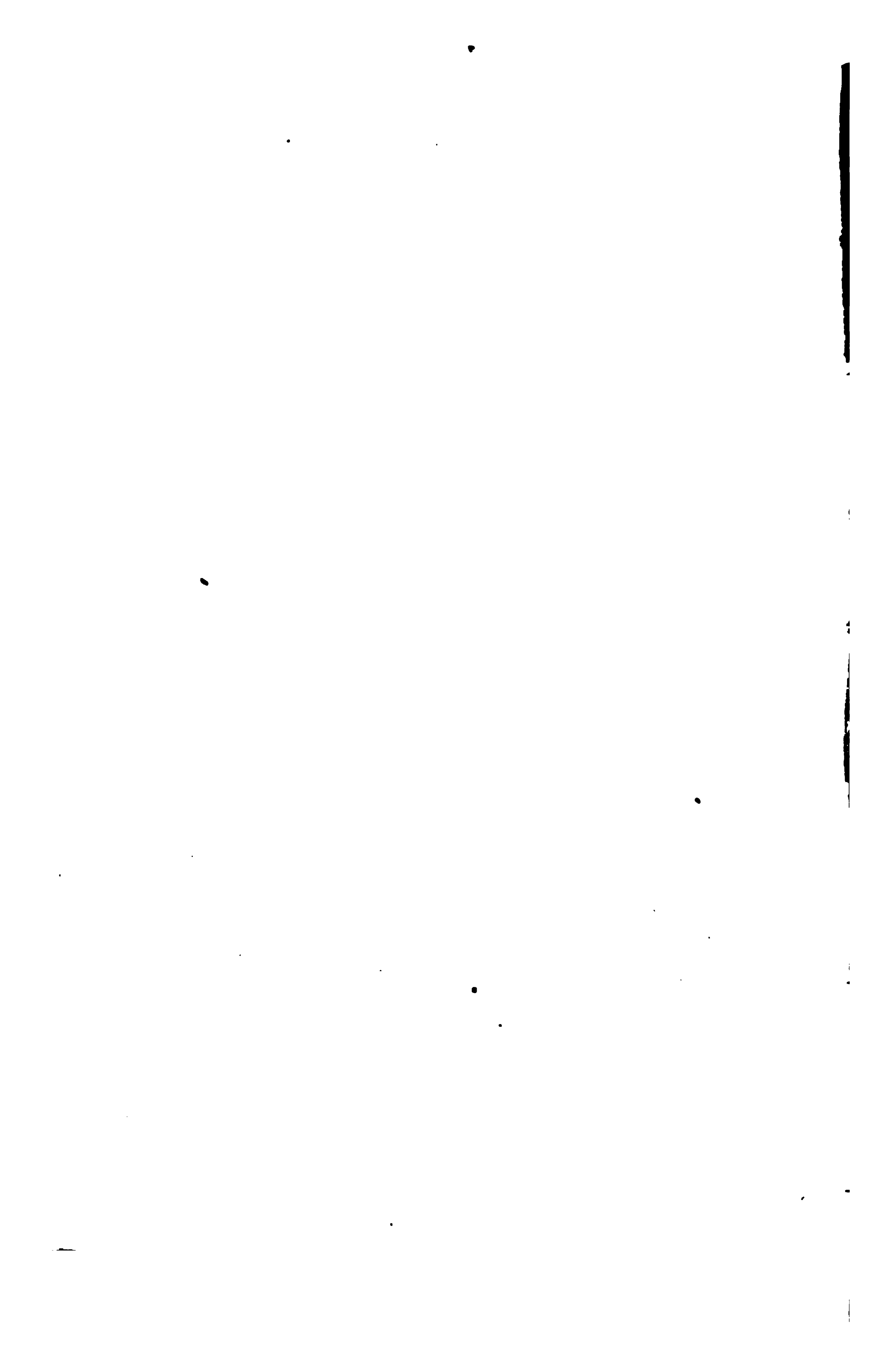
Deutsche Ausgabe
mit Originalbeiträgen des Verfassers.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1874.

Drittes Buch.

Das Khalifat.



Drittes Buch.

Das Khalifat.

I.

Um die Geschichte der Aufstände in Andalusien nicht zu unterbrechen, sind wir im vorhergehenden Buche schon bis zum Jahre 932 gekommen; da aber jetzt die auswärtigen Kriege uns beschäftigen sollen, ist es nothwendig, daß der Leser sich wieder an den Anfang der Regierung Abderrachmân's III. zurückversetze.

Der Aufruhr der Spanier und der arabischen Aristokratie war damals nicht die einzige Gefahr, welche die Existenz des Staates bedrohte: zwei benachbarte Mächte, die eine neu entstanden, die andere schon alt, brachten ihn in gleichem Grade in Gefahr: sie waren das Königreich Leon und das afrikanische Khalifat, welches von einer schiitischen Secte, den Ismaeliten, gegründet worden war.

Die Schiiten oder Anhänger des göttlichen Rechtes, obwohl in den wesentlichen Grundsätzen einig und auch darin völlig übereinstimmend, daß sie das Imâmat, d. h. die weltliche und geistliche Herrschaft über alle Moslim's, als den Nachkommen Alî's zukommend anerkannten, wie auch darin, daß sie den Imâm für sündlos hielten — bildeten dennoch mehrere Secten, und was sie besonders getrennt von einander hielt, war die Frage: wer unter den Nachkommen des sechsten Imâm, Dschafar's des Wahrhaftigen, das Recht zum Imâmat habe. Dschafar hatte mehrere Söhne, von denen der älteste Ismâ'îl hieß, der zweite Mûsâ, und da Ismâ'îl vor seinem Vater im Jahre 762 gestorben war, hatte der größte Theil der Schiiten nach dem Tode

1*

Dschafar's Mûsâ als Imâm anerkannt. Die Minorität dagegen wollte sich ihm nicht unterwerfen. Indem sie erklärten, Gott selbst habe durch den Mund Dschafar's als dessen Nachfolger Ismâ'îl bezeichnet und der Höchste könne einen einmal gefaßten Entschluß nicht zurücknehmen, wollten die sogenannten Ismaeliten als Imâm's nur Ismâ'îl und seine Nachkommen anerkennen. Aber Ismâ'îl's Nachkommen besaßen keinen Ehrgeiz. Da sie durch das Mißlingen aller Unternehmungen der Schiiten entmuthigt waren und das Schicksal ihrer Vorfahren, welche beinahe alle durchs Schwert oder durch Gift umgekommen waren, nicht theilen wollten, entzogen sie sich den gefährlichen Huldigungen ihrer Anhänger und verbargen sich im Innern von Khorâsân und Kandahar.[1]

Auf diese Weise ihrer natürlichen Führer beraubt, schien die Secte der Ismaeliten dazu bestimmt, im Verborgenen zu erlöschen, als ein kühner und gewandter Perser auftrat, um ihr eine neue Richtung und ein neues Leben zu geben.

In dem Vaterlande dieses Mannes hatte der Islam ungefähr die selben Fortschritte gemacht wie in Spanien. Er hatte eine ziemlich große Anzahl Proselyten in seinen Schooß aufgenommen, aber er hatte die anderen Religionen nicht erstickt, und der alte Cultus der Magier blühte neben ihm. Hätten die Moslim's das Gesetz Mohammed's streng ausgeübt, so würden sie den Gebern nur die Wahl zwischen dem Uebertritt zum Islam und dem Schwerte gelassen haben. Da sie kein heiliges Buch hatten, von einem Propheten offenbart, den die Moslim's als solchen anerkannten, konnten die Feueranbeter keinen Anspruch darauf machen, geduldet zu werden. Aber unter den gegebenen Umständen war das Gesetz Mohammed's unanwendbar. Die Gebern waren sehr zahlreich; sie waren mit Leib und Seele ihrer Religion ergeben; sie wiesen jeden andern Gottesdienst mit unbeugsamer Hartnäckigkeit zurück: sollte man nun all diese unschädlichen Menschen erwürgen, bloß weil sie ihr Seelenheil auf ihre eigene Weise beschaffen wollten? Das wäre sehr grausam gewesen, überdies sehr gefährlich; denn auf diese Art hätte man einen allgemeinen Aufstand hervorrufen können. Halb aus Humanität also und halb aus Politik setzten sich die Moslim's über den Buchstaben des Gesetzes hinweg, und als das Princip der Toleranz einmal zugelassen war, hatte jede Stadt, sogar jeder Flecken seinen Feueraltar. Zudem beschützte die

---

[1]) Dschowaini, übersetzt von Defrémery, im Journ. asiat. Series V Bd. VIII S. 363, 364.

Regierung die Gebern sogar gegen den moslimischen Clerus: sie ließ solche Imâm's und Muezzin's, welche versucht hatten, Feuertempel in Moscheen umzuwandeln, peitschen. [1]

Aber wenn die Regierung duldsam war für die entschiedenen Anhänger des alten Cultus, welche als friedliche Bürger die Ruhe des Staates nicht störten, so war sie es nicht und konnte es nicht sein gegen die falschen Moslim's, die sogenannten Bekehrten, welche im Herzensgrunde noch Heiden waren und heimlich den Islam zu unterminiren suchten, indem sie ihre eigenen Lehren darauf pfropften. In Persien wie in Spanien waren die Scheinbekehrungen sehr häufig gewesen, solche deren eigentliche Triebfeder das weltliche Interesse war, und die falschen Moslim's waren meistens die Unruhigsten und Ehrgeizigsten im Staate. Von der arabischen Aristokratie, die sich überall sehr exclusiv zeigte, zurückgestoßen, träumten sie von Neuerstehung der persischen Nationalität und des persisches Reiches. [2] Die Regierung verfuhr mit unerbittlicher Strenge gegen sie; um sie im Zaum zu halten und zu bestrafen, schuf der Khalif Mahdî sogar ein Inquisitionsgericht, welches bis zu Ende der Regierung Hârûn-ar Raschîd's bestand. [3] Wie gewöhnlich, hatte die Verfolgung Empörung zur Folge. Bâbek, das Haupt der Secte der Khorramîa oder „Freigeister", wie ihre Feinde sie nannten, empörte sich in Adherbaidschân. Zwanzig Jahre lang (817—837) hielt dieser Ibn-Chafçûn Persiens die zahlreichen Heere der Khalifen in Schach, und es gelang diesen erst, sich seiner Person zu bemächtigen, nachdem sie zweihundertundfünfzigtausend Soldaten geopfert. Aber noch viel schwerer, als die Empörungen mit bewaffneter Hand zu unterdrücken, war es, die geheimen Gesellschaften zu entdecken und auszurotten, welche die Verfolgungen hervorgerufen hatten und im Dunkeln theils die alten persischen, theils noch viel gefährlichere philosophische Ideen fortpflanzten, denn im Orient hatte der Zusammenstoß mehrerer Religionen das Resultat hervorgebracht, daß Viele alle Religion verwarfen und verachteten. „All diese vorgeblichen religiösen Pflichten", sagte man, „sind mehr oder weniger gut für das Volk, aber keineswegs nothwendig für gebildete Menschen. Alle Propheten waren nichts weiter als Betrüger, welche darnach strebten, ein Uebergewicht über die anderen Menschen zu erreichen." [4]

1) Chwolsohn, Die Ssabier und der Ssabismus Bd. I S. 283—291.
2) Vergl. die Stelle des Fihrist, welche Chwolsohn anführt Bd. I S. 289.
3) Weil Bd II S. 107.
4) Makrizi im Journ. asiat. Series III Bd. II S. 134.

Aus dem Schoße dieser geheimen Gesellschaften ging nun im Anfange des neunten Jahrhunderts der Reformator der Secte der Ismaeliten hervor. Er hieß Abdallâh ibn-Maimûn. Aus einer persischen Familie entsprossen, welche sich zu den Lehren der Anhänger des Bardesanes bekannte — sie nahmen zwei Götter an, deren einer das Licht, der andere die Dunkelheit erschaffen habe — und als Sohn eines Augenarztes und Freigeistes, welcher, um den Klauen der Inquisition zu entrinnen, der schon siebenzig seiner Freunde als Opfer gefallen waren, ein Asyl in Jerusalem gesucht hatte, wo er im Verborgenen die geheimen Wissenschaften lehrte, während er große Frömmigkeit und Eifer für die Ansprüche der Schiiten vorgab — wurde dieser Abdallâh ibn-Maimûn unter der Leitung seines Vaters nicht nur ein geschickter Zauberer und gewandter Augenarzt, sondern auch ein großer Kenner aller theologischen und philosophischen Systeme. Mit Hilfe seiner Gaukeleien versuchte er anfangs sich das Ansehn eines Propheten zu verschaffen; aber da dieser Versuch nicht gelang, faßte er einen weit großartigeren Plan.

Die Besiegten und die Eroberer in einem und dem selben Verbande zusammenzufassen; die Freidenker, welche in der Religion nur einen Zügel für das Volk sahen, und die Bigotten aller Secten in einer einzigen geheimen Gesellschaft, die für die Eingeweihten mehrere Grade zuließe, zu vereinigen; sich der Gläubigen für die Herrschaft der Ungläubigen zu bedienen, der Eroberer zum Umsturz des Reiches, welches sie gegründet hatten; endlich sich eine zahlreiche, compacte und blindgehorchende Partei zu bilden, die im rechten Augenblick den Thron, wenn auch nicht ihm selbst, so doch wenigstens seiner Nachkommenschaft verleihen werde — das war der herrschende Gedanke Abdallâh ibn-Maimûn's, ein ebenso wunderlicher als kühner Gedanke, den er indessen mit erstaunenswerthem Takt, mit unvergleichlicher Gewandtheit und tiefer Menschenkenntniß zur Ausführung brachte.

Die Mittel, deren er sich bediente, waren mit einer Art teuflischer Spitzbüberei erdacht. Dem Anscheine nach war er Ismaelite. Diese Secte schien aus Mangel an einem Oberhaupt zum Erlöschen verurtheilt zu sein: er flößte ihr neues Leben dadurch ein, daß er ihr ein Haupt versprach. „Niemals“, sagte er, „war die Welt ohne einen Imâm, noch wird sie es je sein. Wer immer Imâm ist, dessen Vater und Großvater sind es vor ihm gewesen und so weiter, bis auf Adam zurück; der Sohn des Imâm ist auch Imâm, so auch sein Enkel und so weiter bis ans Ende der Welt. Es ist nicht möglich, daß der Imâm sterbe, ehe ihm ein Sohn geboren ist, welcher nach ihm

Imâm wird. Aber der Imâm ist nicht immer sichtbar. Bisweilen offenbart er sich und zu anderen Malen ist er verborgen, wie Tag und Nacht einander folgen. Zu einer Zeit, da der Imâm sich offenbart, bleibt seine Lehre verborgen. Wenn er dagegen verborgen bleibt, wird seine Lehre offenbar und seine Sendboten zeigen sich unter den Sterblichen."[1] Um diese Lehre zu stützen, citirte er Stellen aus dem Koran. Sie dienten ihm dazu, die Hoffnungen der Ismaeliten wach zu erhalten, welche den Gedanken, daß der Imâm sich verberge, bald aber erscheinen werde, um Ordnung und Gerechtigkeit auf der Erde herrschen zu lassen, annahmen. Jedoch im Innersten seiner Seele verachtete Abdallâh diese Secte, und seine vorgebliche Zuneigung zur Familie Alî's diente ihm nur als Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne. Von Grund aus ein ächter Perser, waren ihm Alî, seine Nachkommen und die Araber überhaupt gleich verhaßt. Er fühlte sehr deutlich (und hierin irrte er sich nicht), daß wenn es einem Aliden gelungen wäre, ein solches Reich in Persien zu gründen, wie die Perser es wünschten, diese nichts dabei gewonnen hätten, und er empfahl seinen Ergebenen, ohne Mitleiden alle Nachkommen Alî's, welche in ihre Hände fielen, zu tödten.[2] Auch suchte er in Wirklichkeit nicht unter den Schiiten seine Stützen, sondern unter den Gebern, den Manichäern, den Heiden von Charrân und den Anhängern der griechischen Philosophie;[3] diesen allein könne man trauen, diesen nur könne man nach und nach das letzte Wort des Geheimnisses sagen, indem man ihnen offenbare, daß die Imâm's, die Religionen und die Moral nur ein Betrug, eine Posse seien. Die anderen Menschen, „die Esel", wie Abdallâh sagte, seien nicht im Stande, solche Lehren zu begreifen. Indessen um zu dem Ziel zu kommen, das er sich vorgesetzt, verachtete er keineswegs ihre Mitwirkung; er bewarb sich vielmehr darum, jedoch so, daß er die gläubigen und schüchternen Seelen absichtlich nur in die ersten Grade der Secte einweihte. Seine Missionare, denen er als erste Pflicht eingeprägt hatte, ihre wahren Gefühle zu verhehlen und sich den Ideen derjenigen anzubequemen, an die sie sich wandten, traten in tausend verschiedenen Gestalten auf und sprachen jeder so zu sagen eine verschiedene Sprache. Sie fingen die unwissende und ungebildete Menge durch Taschenspielerkünste, welche sie für Wunder ausgaben, oder durch räthselhafte Reden, welche die Neugier reizten. Den Andächtigen gegen-

[1]) Dschowainî im Journ. asiat. Series V Bd. VIII S. 364, 365.
[2]) De Sacy, Exposé de la religion des Druzes, Einleitung S. CLXIV.
[3]) Siehe De Sacy S. CXLIX — CLIII.

über schmückten *sie sich mit der Maske der* Tugend und Frömmigkeit. Mystisch mit den *Mystikern, erklärten* sie ihnen den inneren Sinn der äußeren Dinge, die *Allegorien und* den allegorischen Sinn der Allegorien selbst. *Indem* sie die *Uebelstände* der Zeit und die unbestimmten Hoffnungen einer *besseren* Zukunft, die von allen Secten genährt wurden, ausbeuteten, versprachen sie den Moslim's die baldige Ankunft des von Mohammed verheißenen Mahdi's, den Juden die des Messias, den Christen die des Parakleten. Sie wandten sich sogar an die orthodoxen Araber oder Sunniten, welche am schwersten zu gewinnen waren, weil ihre Religion die herrschende war, aber sie bedurften ihrer, um sich vor dem Argwohn und den Verfolgungen der gesetzlichen Macht zu schützen und weil sie sich ihrer Reichthümer bedienen wollten. Man fing damit an, dem Nationalstolz der Araber zu schmeicheln, indem man ihnen sagte, ihrer Nation kämen alle Güter der Erde zu, weil die Perser nur zur Knechtschaft geboren seien, und man suchte ihr Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß man mit gründlicher Verachtung des Geldes und mit großer Frömmigkeit prunkte; hatte man dann ihr Vertrauen gewonnen, so ermattete man sie durch Ueberladung mit Gebetsvorschriften, bis sie ganz betäubt wurden, und nun überzeugte man sie leicht, daß sie die Secte durch Geldgeschenke unterhalten und ihr testamentarisch Alles, was sie besäßen, vermachen müßten.[1]

So arbeiteten eine Masse Menschen von ganz verschiedenen Glaubensrichtungen an Einem Werk, dessen Zweck nur einer sehr kleinen Anzahl bekannt war. Das Werk schritt vorwärts, aber langsam. Abdallâh wußte, daß er selbst nicht die Vollendung desselben sehen werde;[2] aber er empfahl seinem Sohne Achmed, der ihm als Großmeister folgte, es fortzusetzen. Unter Achmed und seinen Nachfolgern verbreitete die Secte sich rasch, und was dazu besonders beitrug, war, daß eine große Zahl vom andern Zweige der Schiiten sich mit ihr vereinigte. Dieser Zweig erkannte, wie wir schon gesagt haben, die Nachkommen Mûsâ's, des zweiten Sohnes Dschafar's des Wahrhaftigen, als Imâm's an; aber als der zwölfte, Mohammed, im Alter von zwölf Jahren in einem Kellerraum, in welchen er mit seiner Mutter getreten, verschwunden war (879) und seine Anhänger, die Duodecimaner, wie man sie nannte, endlich des Wartens auf sein Wiedererscheinen müde geworden waren, ließen sie sich leicht von den Ismaeliten anwerben, welche vor

---

1) De Sacy S. CXII, CLIII — CLVI.
2) De Sacy S. CLXII.

ihnen den Vorzug eines lebenden Führers hatten, der, sobald die Umstände es erlaubten, bereit sein würde, sich zu zeigen.

Im Jahre 884 fing ein ismaelitischer Missionar, Ibn-Chauschab, welcher früher Duodecimaner gewesen war, an, öffentlich in Jemen zu predigen. Er machte sich zum Herrn von Çanâ und schickte Missionare in fast alle Provinzen des Reiches. Zwei von ihnen gingen, um das Land der Ketâmier in der jetzigen Provinz Constantine zu „beackern", wie die Schiiten sagen, und als sie gestorben, ersetzte Ibn-Chauschab sie durch einen seiner Jünger, Namens Abû-Abdallâh.

Thätig, kühn, beredt, voll Schlauheit und List, außerdem sich dem beschränkten Verstande der Berbern völlig anpassend, war Abû-Abdallâh völlig für die Aufgabe geeignet, die er erfüllen sollte, wiewohl Alles den Anschein hat, als wäre er nur mit den untersten Graden der Secte bekannt gewesen, denn selbst die Missionare ahnten bisweilen seine wahre Absicht nicht.[1] Er fing damit an, die Kinder der Ketâmier zu unterrichten, und bemühte sich, das Vertrauen seiner Wirthe zu gewinnen; dann, wenn er sich seiner Sache gewiß glaubte, warf er die Maske ab, gab sich als Schiite und Vorläufer des Mahdî's zu erkennen und versprach den Ketâmiern die Güter dieser Welt und der zukünftigen, wenn sie die Waffen für die heilige Sache in die Hand nehmen wollten. Durch die mystischen Reden der Missionare, vielleicht noch mehr durch die Lockspeise der Plünderung verführt, ließen sich die Ketâmier leicht überreden, und da ihr Stamm damals der zahlreichste und mächtigste unter allen war und überdies am besten seine alte Unabhängigkeit und seinen kriegerischen Geist bewahrt hatte, waren ihre Erfolge außerordentlich schnell. Nachdem sie dem letzten Fürsten aus der Dynastie der Aghlabiden, welche länger als ein Jahrhundert regiert hatte, all seine Städte geraubt, zwangen sie ihn, mit solcher Eile aus seiner Residenz zu entfliehen, daß er nicht einmal Zeit hatte, seine Geliebte mitzunehmen. Darauf setzte Abû-Abdallâh den Mahdî auf den Thron (909). Dies war der Großmeister der Secte, Sa'îd, ein Nachkomme Abdallâh's des Augenarztes, der sich aber für einen Nachkommen Alî's ausgab und sich Obaidallâh nennen ließ. Als er Khalif geworden war, verbarg dieser Gründer der Dynastie der Fatimiden sorgfältig seine wahren Principien. Vielleicht wäre er mit mehr Offenheit zu Werke gegangen, wenn ein anderes Land, etwa Persien, der Schauplatz seines Triumphes gewesen wäre; allein da er einer

---

[1]) Siehe de Sacy S. CXIX.

halbbarbarischen Horde, welche nichts von philosophischen Speculationen verstand, den Thron verdankte, war er gezwungen, nicht allein sich selbst zu verstellen, sondern auch die schon vorgerückten Mitglieder seiner Secte, welche sein Geschick durch unzeitige Kühnheit aufs Spiel setzten, in Schranken zu halten.[1] Auch zeigte der wahre Charakter der Secte sich erst zu Anfang des eilften Jahrhunderts im rechten Lichte, damals als die Macht der Fatimiden so fest begründet war, daß sie nichts mehr zu fürchten hatten und, Dank ihren zahlreichen Armeen und unermeßlichen Reichthümer, sogar ihre vorgeblichen Geburtsrechte nicht mehr so hoch anzuschlagen brauchten.[2] Im Anfang unterschieden sich dagegen die Ismaeliten von den anderen moslimischen Secten nur durch ihre Unduldsamkeit und Grausamkeit. Fromme und gelehrte Fakih's wurden oft gepeitscht, verstümmelt oder gekreuzigt, weil sie mit Hochachtung von den drei ersten Khalifen gesprochen,[3] eine schiitische Formel vergessen oder ein Fetwa nach dem Gesetz Mâlik's ausgesprochen hatten. Man verlangte von den Bekehrten eine völlig unbedingte Unterwerfung. Bei Strafe, als Ungläubiger erwürgt zu werden, mußte der Ehemann es leiden, daß man seine Frau in seiner Gegenwart entehrte, worauf er noch genöthigt war, sich ohrfeigen und ins Gesicht speien zu lassen. Zwar muß man zur Ehre Obaidallâh's sagen, daß er mitunter strebte, die brutale Wuth seiner Soldaten in Schranken zu halten, aber selten gelang es ihm. Seine Anhänger, welche, wie sie sagten, keinen unsichtbaren Gott verlangten, vergötterten ihn gern, den Ideen der Perser gemäß, welche die Menschwerdung der Gottheit in der Person des Monarchen lehrten; aber sie thaten es unter der Bedingung, daß er ihnen erlaube, Alles zu thun, was sie wollten. Nichts kommt den Greuelthaten gleich, welche diese Barbaren in den eroberten Städten ausübten. In Barka ließ ihr Befehlshaber einige Einwohner der Stadt in Stücke schneiden und braten; dann zwang er andere, von diesem Fleisch zu essen, und zuletzt ließ er noch diese letzteren ins Feuer werfen. In stumme Betäubung versunken

[1]) Siehe Arib Bd. I S. 190.

[2]) Als man den Khalifen Moïzz über die Beweise seiner Verwandtschaft mit dem Schwiegersohne des Propheten befragte, antwortete er stolz, indem er seinen Säbel zur Hälfte aus der Scheide zog: „Das ist mein Stammbaum!" Dann fügte er hinzu, indem er mit vollen Händen Gold unter die Anwesenden ausstreute: „Das sind meine Beweise!" Alle betheuerten, daß diese Kennzeichen unbestreitbar seien. Journ. asiat. Series III Bd III S. 167.

[3]) Obaidallâh ließ in den öffentlichen Gebeten alle Gefährten des Propheten, mit Ausnahme Ali's und vier anderer, verfluchen.

und nicht mehr des Glaubens an eine die menschlichen Schicksale leitende Gottheit fähig, setzten die unglücklichen Afrikaner ihre einzige Hoffnung auf das Jenseits des Grabes. „Da Gott dies Alles zuläßt," sagte ein Schriftsteller jener Zeit,[1] „so ist es klar, daß diese niedere Welt in seinen Augen zu verächtlich ist, als daß er sich herabließe, sich mit ihr zu beschäftigen! Aber der jüngste Tag wird kommen, und da wird Gott richten!"

Durch ihre Ansprüche an die allgemeine Monarchie waren die Fatimiden gefährlich für alle moslimischen Staaten, besonders aber für Spanien. Schon früh hatten sie ein Auge auf dieses reiche und schöne Land geworfen. Kaum in Besitz der Staaten der Aghlabiden, hatte Obaidallâh schon eine Unterhandlung mit Ibn-Chafçûn angeknüpft und der letztere ihn als seinen Herrscher anerkannt. Dieses sonderbare Bündniß hatte zu nichts geführt; aber die Fatimiden ließen sich nicht abschrecken. Ihre Spione durchreisten die Halbinsel nach allen Richtungen unter dem Vorwande, Handelsgeschäfte zu machen, und man kann sich ungefähr eine Vorstellung von Dem machen, was sie ihren Herren berichteten, wenn man liest, was einer von ihnen, Ibn-Chaukal, in seinen Reisebeschreibungen sagt. Kaum hat er angefangen, von Spanien zu sprechen, so erklärt er Folgendes:[2] „Was die Fremden, welche in diese Halbinsel kommen, am meisten in Verwunderung setzt, ist, daß sie noch dem Herrscher gehört, der dort regiert; denn die Einwohner des Landes sind Leute ohne Stolz und ohne Verstand; sie sind feige, sitzen schlecht zu Pferde, sind nicht im Stande, sich gegen gute Soldaten zu vertheidigen, und andererseits wissen unsere Herren (möge Gott sie segnen!) sehr gut, was dieses Land werth ist, wie viel es an Steuern einträgt und wie groß seine Schönheiten und Annehmlichkeiten sind."

Sobald es den Fatimiden gelänge, ihren Fuß auf den Boden Andalusiens zu setzen, war es gewiß, daß sie Anhänger finden würden. Der Glaube an die baldige Erscheinung des Mahdî's hatte sich in Spanien wie in der ganzen übrigen moslimischen Welt verbreitet. Schon im Jahre 901, wie wir später erzählen werden, hatte ein Prinz aus dem Hause Omaija sich die Rolle des Mahdî's, welchen man erwartete, zugeeignet, und in einem Buche, welches ungefähr zwanzig Jahre vor der Gründung des fatimidischen Khalifats,[3] geschrieben wurde, findet man eine Prophezeiung des berühmten Theologen Abdalmelik

[1] Bei Ibn-Abdhârî Bd. I S. 295.
[2] Leydener Manuscr. S. 39.
[3] Tarîkh Ibn-Chabîb S. 160.

ibn-Chabîb (gest. 853), nach welcher ein Nachkomme der Fâtime in Spanien regieren, Constantinopel (welche Stadt man noch als den Mittelpunkt des Christenthums betrachtete) erobern, alle männlichen Christen aus Cordova und den benachbarten Provinzen tödten und ihre Frauen und Kinder verkaufen würde, so daß man sich einen Knaben um eine Peitsche und ein junges Mädchen um einen Sporn anschaffen könnte. Wie gewöhnlich, waren es besonders die Leute aus den niederen Classen der Gesellschaft, welche an diese Arten von Prophezeiungen glaubten; aber selbst unter den höher Gestellten und vorzüglich unter den Freidenkern hätten die Fatimiden vielleicht Anhänger gefunden. Die Philosophie war unter der Regierung Mohammed's, des fünften omaijadischen Sultans, in Spanien eindrungen;[1] aber man sah dort die Philosophen nicht gern, denn man war viel intoleranter als in Asien, und die andalusischen Theologen, welche die Reise in den Orient gemacht hatten, sprachen nur mit einem heiligen Schauder von der Toleranz der Abbâsiden, besonders von jenen Versammlungen von Gelehrten aller Religionen und Secten, wo man sich über metaphysische Fragen streite und jegliche Offenbarung bei Seite setze, und wo die Moslim's selbst mitunter den Koran ins Lächerliche zögen.[2] Das Volk verabscheute die Philosophen, welche es als Gottlose behandelte, und verbrannte oder steinigte sie sehr gern.[3] Die Freidenker waren also gezwungen, ihre Gefühle zu verbergen, und dieser Zwang drückte sie natürlich. Sollten sie also nicht bereit gewesen sein, eine Dynastie zu unterstützen, deren Principien mit den ihrigen übereinstimmend waren? Das ist ziemlich glaublich, und es hat den Anschein, als ob die Fatimiden so geurtheilt hätten; sogar dünkt es uns, als ob sie eine Loge in Spanien gründen wollen und sich zu diesem Ende des Philosophen Ibn-Masarra bedient hätten. Dieser Ibn-Masarra war ein Pantheist aus Cordova, welcher vor Allem gewisse griechische Bücher studiert hatte, die von den Arabern dem Empedokles zugeschrieben wurden. Gezwungen, sein Vaterland zu verlassen, weil man ihn der Gottlosigkeit beschuldigt hatte, fing er an, den ganzen Orient zu durchstreifen, wo er sich mit den Lehren der verschiedenen Secten vertraut machte und sich,

---

[1]) Çâ'id von Toledo fol. 246 r.

[2]) Siehe Chomaidî fol. 47 r. und v. Ich habe im Journ. asiat. eine Uebersetzung dieser Stelle gegeben, Series V Bd. II S. 93. Vergl. auch über die Versammlungen, von denen im Text die Rede ist, Abû'l-machâsin Bd. I S. 420, 421, und Maçûdî bei Chwolsohn Bd. II S. 622.

[3]) Makkarî Bd. I S. 136.

wie es scheint, der geheimen Gesellschaft der Ismaeliten anschloß. Was uns zu dieser Vermuthung veranlaßt, ist die Art, wie er sich nach seiner Rückkunft in Spanien benahm; denn anstatt seine Ansichten offen darzulegen, wie er es in seiner Jugend gethan hatte, verbarg er sie nun und wollte durch große Frömmigkeit und übertriebene Strenge Aufsehen erregen; die Führer der geheimen Gesellschaft hatten ihn, wie wir wenigstens glauben, gelehrt, daß er die Leute durch den äußeren Schein der Orthodoxie und Frömmigkeit anziehen und verführen müsse. Dank der Maske, die er angenommen hatte, wie auch seiner hinreißenden Beredsamkeit, wußte er den gemeinen Mann zu betrügen und eine große Anzahl Schüler zu seinen Lehrstunden heranzuziehen, welche er langsam und Schritt vor Schritt vom Glauben zum Zweifel und vom Zweifel zum Unglauben führte; aber die Theologen zu überlisten, gelang ihm nicht; denn sehr natürlich beunruhigt, ließen sie zwar nicht den Philosophen selbst verbrennen (das hätte Abderrachmân III. nicht erlaubt), aber doch seine Bücher. [1]

Ob übrigens Ibn-Masarra ein geheimer Abgesandter der Ismaeliten war oder nicht (denn es liegt uns kein förmliches Zeugniß dafür vor), jedenfalls ist es gewiß, daß die Fatimiden kein Mittel vernachlässigten, um sich eine Partei in Spanien zu gründen, und daß dieses ihnen bis zu einem gewissen Grade gelang. [2] Ihre Herrschaft wäre für die Freidenker ohne Zweifel eine Wohlthat gewesen, aber für die Menge und besonders für die Christen eine furchtbare Geißel. Eine harte, barbarische Phrase des Reisenden Ibn-Chaukal zeigt, was die letzteren von Seiten der fanatischen Ketâmier zu erwarten hatten. Nachdem Ibn-Chaukal bemerkt hat, daß die Christen, welche sich in vielen Ortschaften zu Tausenden niedergelassen, der Regierung oftmals durch ihre Neigung zum Aufruhr viel Ungelegenheit machten, schlägt er ein schnellwirkendes Mittel vor, um sie in Zukunft unschädlich zu machen: nämlich sie bis auf den letzten Mann auszurotten. Eine solche Maßregel wäre in seinen Augen vortrefflich, und der einzige Einwurf, den er dagegen aufbringen kann, ist der,

---

[1]) Siehe über Ibn-Masarra (883—931) den Tarikh al-chocamâ (bei Amari, Biblioteca Arabo-Sicula S. 614, 615), Ibn-Khâkân, Matmach, l. II c. 11 (dieses Capitel findet sich auch bei Makkari Bd. II S. 376), Chomaidî fol. 27 r., und Ibn-Chazm, bei Makkari Bd. II S. 161). Der berühmte Zobaidî schrieb ein Buch, um die Ansichten dieses Philosophen zu widerlegen (Ibn-Khallicân Heft VII S. 61).

[2]) Abderrachmân III. ließ, wie wir später erzählen werden, einen Prinzen aus seiner Familie wegen seiner schiitischen Ansichten enthaupten.

daß die Ausführung sehr viel Zeit erfordern würde. Also war es nach Allem nur eine Frage der Zeit! Die Ketâmier hätten, wie man sieht, buchstäblich die Prophezeiung Abdalmelik ibn-Chabîb's erfüllt.

Das war also die Gefahr, welche das spanische Arabien von der Mittagsseite her bedrohete; diejenige aber, der es vom Norden her ausgesetzt war, wo das Königreich Leon von Tage zu Tage größer wurde, war noch viel ernster.

Nichts konnte bescheidener sein als der erste Anfang des Königreiches Leon. Als im achten Jahrhundert ihre Heimatprovinz sich schon den Moslim's unterworfen, hatten dreihundert Mann, die der tapfere Pelagius befehligte, ein Asyl in den hohen Bergen im östlichen Asturien gefunden. Eine große Höhle diente ihnen zur Wohnung. Es war die von Covadonga. Sie befindet sich sehr hoch über dem Boden (man steigt jetzt mittelst einer Art Leiter neunzig Stufen hinauf) in einem großen Felsen, in der Tiefe eines krummen, von einem wilden Strom vielfach zerklüfteten Thales, welches so eng zwischen zwei steilen Felsen eingeklemmt ist, daß ein Mann zu Pferde kaum durch dasselbe hindurchbringen kann.[1] Einige wenige Helden konnten sich also dort leicht vertheidigen, selbst gegen sehr überlegene Kräfte. Das thaten die Asturier; aber sie fristeten ihr Leben auf eine sehr elende Weise, und nachdem einige seiner Gefährten sich ergeben hatten, andere aus Mangel an Lebensmitteln gestorben waren, gab es einen Augenblick, wo Pelagius nur vierzig Personen um sich hatte, darunter zehn Frauen, die alle gar keine andere Nahrung zu sich zu nehmen hatten als den Honig, den die Bienen in die Felsenritzen bauten. Nun ließen die Moslim's sie in Ruhe, denn sie konnten sich sagen, daß etwa dreißig Mann kaum zu fürchten seien und daß es verlorene Mühe wäre, sich ihretwegen in dieses gefährliche Thal zu wagen, wo schon so viele Tapfere einen ruhmlosen Tod gefunden.[2] Dieser Waffenruhe hatte Pelagius es zu danken, daß er seine Truppe verstärken konnte, und nachdem mehrere Flüchtlinge sich mit ihm vereinigt hatten, ergriff er wieder die Offensive und fing an, Einfälle in die Ländereien der Moslim's zu machen. Der Berber Monûsa, der damalige Statthalter von Asturien, wollte jedoch diesen Verheerungen ein Ende machen

---

[1]) Morales, welcher seine Corónica general im zwölften Jahrhundert schrieb, gibt eine ausführliche und sehr malerische Beschreibung dieses Thales und der Höhle (Bd. III fol. 3 und 4).

[2]) Makkari Bd. II S. 9, 10, 671, 672.

und schickte einen seiner Hauptleute, Namens Alkama, gegen Pelagius. Allein das Unternehmen Alkama's war sehr unglücklich: seine Soldaten erlitten eine furchtbare Niederlage, und er selbst wurde getödtet. Dieser Sieg, den die Bande des Pelagius errungen, ermuthigte die anderen Asturier; sie lehnten sich auf, und da jetzt Monûsa nicht Truppen genug hatte, um diesen Aufruhr zu unterdrücken, und fürchtete, daß ihm der Rückzug abgeschnitten werden könne, verließ er seinen Aufenthaltsort, Gijon, und nahm die Richtung nach Leon; kaum aber hatte er sieben Meilen zurückgelegt, als er ganz unerwartet angegriffen wurde, so daß, als er nach beträchtlichem Verlust in Leon anlangte, seine entmuthigten Soldaten sich weigerten, in das rauhe Gebirge, welches Zeuge ihrer Unglücksfälle gewesen, zurückzukehren.[1]

Nachdem auf diese Weise die Asturier das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt hatten, sahen sie kurze Zeit darauf ihre Macht sich erweitern. An der Ostseite grenzte ihre Provinz an das Herzogthum Cantabrien, welches den Moslim's nicht unterworfen war, und als Alphons, der dort regierte und die Tochter des Pelagius geheirathet hatte, den Thron der Asturier bestieg, waren die Kräfte der Christen fast um das Doppelte größer geworden. Nun dachten sie natürlich daran, die Eroberer noch mehr gegen den Süden zurückzudrängen. Die Umstände kamen ihnen dabei zu Statten. Die Berbern, welche den Hauptheil der moslimischen Bevölkerung im größten Theil des Nordens ausmachten und sich zu den Lehren der Nonconformisten bekannten, fingen einen Aufruhr gegen die Araber an und verjagten sie; als aber darauf die Berbern sich nach dem Süden gewendet hatten, wurden sie ihrerseits geschlagen und auf sie eine Treibjagd angestellt wie auf Wild. Schon durch das Schwert decimirt, wurden sie noch mehr vernichtet durch die furchtbare Hungersnoth, welche vom Jahre 750 an fünf Jahre lang Spanien verwüstete. Die meisten entschlossen sich darauf, Spanien zu verlassen und sich mit ihren Stammgenossen zu vereinen, welche an der Küste Afrika's wohnten. Die Galizier benützten diese Auswanderung dazu, um sich massenhaft gegen ihre Unterdrücker, denen sie seit dem Jahre 751 gehorchten, zu empören und erkannten Alphons als ihren König an. Von ihm unterstützt, machten sie eine große

---

[1]) Die spanischen Chronisten, welche die Wichtigkeit der von Pelagius erfochtenen Siege sehr übertrieben haben, behaupten, daß Monûsa während seines Rückzuges getödtet worden sei. Es ist im Gegentheil gewiß, daß dieser Feldherr seine Flucht noch mehrere Jahre überlebte und in der Cerdagne starb. Siehe Isidor c. 58, vergl. Ibn-Adhari Bd. II S. 27 Z. 15.

Aus dem Schoße dieser geheimen Gesellschaften ging nun im Anfange des neunten Jahrhunderts der Reformator der Secte der Ismaeliten hervor. Er hieß Abdallâh ibn-Maimûn. Aus einer persischen Familie entsprossen, welche sich zu den Lehren der Anhänger des Bardesanes bekannte — sie nahmen zwei Götter an, deren einer das Licht, der andere die Dunkelheit erschaffen habe — und als Sohn eines Augenarztes und Freigeistes, welcher, um den Klauen der Inquisition zu entrinnen, der schon siebenzig seiner Freunde als Opfer gefallen waren, ein Asyl in Jerusalem gesucht hatte, wo er im Verborgenen die geheimen Wissenschaften lehrte, während er große Frömmigkeit und Eifer für die Ansprüche der Schiiten vorgab — wurde dieser Abdallâh ibn-Maimûn unter der Leitung seines Vaters nicht nur ein geschickter Zauberer und gewandter Augenarzt, sondern auch ein großer Kenner aller theologischen und philosophischen Systeme. Mit Hilfe seiner Gaukeleien versuchte er anfangs sich das Ansehn eines Propheten zu verschaffen; aber da dieser Versuch nicht gelang, faßte er einen weit großartigeren Plan.

Die Besiegten und die Eroberer in einem und dem selben Verbande zusammenzufassen; die Freidenker, welche in der Religion nur einen Zügel für das Volk sahen, und die Bigotten aller Secten in einer einzigen geheimen Gesellschaft, die für die Eingeweihten mehrere Grade zuließe, zu vereinigen; sich der Gläubigen für die Herrschaft der Ungläubigen zu bedienen, der Eroberer zum Umsturz des Reiches, welches sie gegründet hatten; endlich sich eine zahlreiche, compacte und blindgehorchende Partei zu bilden, die im rechten Augenblick den Thron, wenn auch nicht ihm selbst, so doch wenigstens seiner Nachkommenschaft verleihen werde — das war der herrschende Gedanke Abdallâh ibn-Maimûn's, ein ebenso wunderlicher als kühner Gedanke, den er indessen mit erstaunenswerthem Takt, mit unvergleichlicher Gewandtheit und tiefer Menschenkenntniß zur Ausführung brachte.

Die Mittel, deren er sich bediente, waren mit einer Art teuflischer Spitzbüberei erdacht. Dem Anscheine nach war er Ismaelite. Diese Secte schien aus Mangel an einem Oberhaupt zum Erlöschen verurtheilt zu sein: er flößte ihr neues Leben dadurch ein, daß er ihr ein Haupt versprach. „Niemals", sagte er, „war die Welt ohne einen Imâm, noch wird sie es je sein. Wer immer Imâm ist, dessen Vater und Großvater sind es vor ihm gewesen und so weiter, bis auf Adam zurück; der Sohn des Imâm ist auch Imâm, so auch sein Enkel und so weiter bis ans Ende der Welt. Es ist nicht möglich, daß der Imâm sterbe, ehe ihm ein Sohn geboren ist, welcher nach ihm

Imâm wird. Aber der Imâm ist nicht immer sichtbar. Bisweilen offenbart er sich und zu anderen Malen ist er verborgen, wie Tag und Nacht einander folgen. Zu einer Zeit, da der Imâm sich offenbart, bleibt seine Lehre verborgen. Wenn er dagegen verborgen bleibt, wird seine Lehre offenbar und seine Sendboten zeigen sich unter den Sterblichen."[1] Um diese Lehre zu stützen, citirte er Stellen aus dem Koran. Sie dienten ihm dazu, die Hoffnungen der Ismaeliten wach zu erhalten, welche den Gedanken, daß der Imâm sich verberge, bald aber erscheinen werde, um Ordnung und Gerechtigkeit auf der Erde herrschen zu lassen, annahmen. Jedoch im Innersten seiner Seele verachtete Abdallâh diese Secte, und seine vorgebliche Zuneigung zur Familie Alî's diente ihm nur als Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne. Von Grund aus ein ächter Perser, waren ihm Alî, seine Nachkommen und die Araber überhaupt gleich verhaßt. Er fühlte sehr deutlich (und hierin irrte er sich nicht), daß wenn es einem Aliden gelungen wäre, ein solches Reich in Persien zu gründen, wie die Perser es wünschten, diese nichts dabei gewonnen hätten, und er empfahl seinen Ergebenen, ohne Mitleiden alle Nachkommen Alî's, welche in ihre Hände fielen, zu tödten.[2] Auch suchte er in Wirklichkeit nicht unter den Schiiten seine Stützen, sondern unter den Gebern, den Manichäern, den Heiden von Charrân und den Anhängern der griechischen Philosophie;[3] diesen allein könne man trauen, diesen nur könne man nach und nach das letzte Wort des Geheimnisses sagen, indem man ihnen offenbare, daß die Imâm's, die Religionen und die Moral nur ein Betrug, eine Posse seien. Die anderen Menschen, „die Esel", wie Abdallâh sagte, seien nicht im Stande, solche Lehren zu begreifen. Indessen um zu dem Ziel zu kommen, das er sich vorgesetzt, verachtete er keineswegs ihre Mitwirkung; er bewarb sich vielmehr darum, jedoch so, daß er die gläubigen und schüchternen Seelen absichtlich nur in die ersten Grade der Secte einweihte. Seine Missionare, denen er als erste Pflicht eingeprägt hatte, ihre wahren Gefühle zu verhehlen und sich den Ideen derjenigen anzubequemen, an die sie sich wandten, traten in tausend verschiedenen Gestalten auf und sprachen jeder so zu sagen eine verschiedene Sprache. Sie fingen die unwissende und ungebildete Menge durch Taschenspielerkünste, welche sie für Wunder ausgaben, oder durch räthselhafte Reden, welche die Neugier reizten. Den Andächtigen gegen-

[1]) Dschowaini im Journ. asiat. Series V Bd. VIII S. 364, 365.
[2]) De Sacy, Exposé de la religion des Druzes, Einleitung S. CLXIV.
[3]) Siehe De Sacy S. CXLIX — CLIII.

Aus dem Schoße dieser geheimen Gesellschaften ging nun im Anfange des neunten Jahrhunderts der Reformator der Secte der Ismaeliten hervor. Er hieß Abdallâh ibn-Maimûn. Aus einer persischen Familie entsprossen, welche sich zu den Lehren der Anhänger des Bardesanes bekannte — sie nahmen zwei Götter an, deren einer das Licht, der andere die Dunkelheit erschaffen habe — und als Sohn eines Augenarztes und Freigeistes, welcher, um den Klauen der Inquisition zu entrinnen, der schon siebenzig seiner Freunde als Opfer gefallen waren, ein Asyl in Jerusalem gesucht hatte, wo er im Verborgenen die geheimen Wissenschaften lehrte, während er große Frömmigkeit und Eifer für die Ansprüche der Schiiten vorgab — wurde dieser Abdallâh ibn-Maimûn unter der Leitung seines Vaters nicht nur ein geschickter Zauberer und gewandter Augenarzt, sondern auch ein großer Kenner aller theologischen und philosophischen Systeme. Mit Hilfe seiner Gaukeleien versuchte er anfangs sich das Ansehn eines Propheten zu verschaffen; aber da dieser Versuch nicht gelang, faßte er einen weit großartigeren Plan.

Die Besiegten und die Eroberer in einem und dem selben Verbande zusammenzufassen; die Freidenker, welche in der Religion nur einen Zügel für das Volk sahen, und die Bigotten aller Secten in einer einzigen geheimen Gesellschaft, die für die Eingeweihten mehrere Grade zuließe, zu vereinigen; sich der Gläubigen für die Herrschaft der Ungläubigen zu bedienen, der Eroberer zum Umsturz des Reiches, welches sie gegründet hatten; endlich sich eine zahlreiche, compacte und blindgehorchende Partei zu bilden, die im rechten Augenblick den Thron, wenn auch nicht ihm selbst, so doch wenigstens seiner Nachkommenschaft verleihen werde — das war der herrschende Gedanke Abdallâh ibn-Maimûn's, ein ebenso wunderlicher als kühner Gedanke, den er indessen mit erstaunenswerthem Takt, mit unvergleichlicher Gewandtheit und tiefer Menschenkenntniß zur Ausführung brachte.

Die Mittel, deren er sich bediente, waren mit einer Art teuflischer Spitzbüberei erdacht. Dem Anscheine nach war er Ismaelite. Diese Secte schien aus Mangel an einem Oberhaupt zum Erlöschen verurtheilt zu sein: er flößte ihr neues Leben dadurch ein, daß er ihr ein Haupt versprach. „Niemals“, sagte er, „war die Welt ohne einen Imâm, noch wird sie es je sein. Wer immer Imâm ist, dessen Vater und Großvater sind es vor ihm gewesen und so weiter, bis auf Adam zurück; der Sohn des Imâm ist auch Imâm, so auch sein Enkel und so weiter bis ans Ende der Welt. Es ist nicht möglich, daß der Imâm sterbe, ehe ihm ein Sohn geboren ist, welcher nach ihm

Imâm wird. Aber der Imâm ist nicht immer sichtbar. Bisweilen offenbart er sich und zu anderen Malen ist er verborgen, wie Tag und Nacht einander folgen. Zu einer Zeit, da der Imâm sich offenbart, bleibt seine Lehre verborgen. Wenn er dagegen verborgen bleibt, wird seine Lehre offenbar und seine Sendboten zeigen sich unter den Sterblichen." [1] Um diese Lehre zu stützen, citirte er Stellen aus dem Koran. Sie dienten ihm dazu, die Hoffnungen der Ismaeliten wach zu erhalten, welche den Gedanken, daß der Imâm sich verberge, bald aber erscheinen werde, um Ordnung und Gerechtigkeit auf der Erde herrschen zu lassen, annahmen. Jedoch im Innersten seiner Seele verachtete Abdallâh diese Secte, und seine vorgebliche Zuneigung zur Familie Alî's diente ihm nur als Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne. Von Grund aus ein ächter Perser, waren ihm Alî, seine Nachkommen und die Araber überhaupt gleich verhaßt. Er fühlte sehr deutlich (und hierin irrte er sich nicht), daß wenn es einem Aliden gelungen wäre, ein solches Reich in Persien zu gründen, wie die Perser es wünschten, diese nichts dabei gewonnen hätten, und er empfahl seinen Ergebenen, ohne Mitleiden alle Nachkommen Alî's, welche in ihre Hände fielen, zu tödten. [2] Auch suchte er in Wirklichkeit nicht unter den Schiiten seine Stützen, sondern unter den Gebern, den Manichäern, den Heiden von Charrân und den Anhängern der griechischen Philosophie; [3] diesen allein könne man trauen, diesen nur könne man nach und nach das letzte Wort des Geheimnisses sagen, indem man ihnen offenbare, daß die Imâm's, die Religionen und die Moral nur ein Betrug, eine Posse seien. Die anderen Menschen, „die Esel", wie Abdallâh sagte, seien nicht im Stande, solche Lehren zu begreifen. Indessen um zu dem Ziel zu kommen, das er sich vorgesetzt, verachtete er keineswegs ihre Mitwirkung; er bewarb sich vielmehr darum, jedoch so, daß er die gläubigen und schüchternen Seelen absichtlich nur in die ersten Grade der Secte einweihte. Seine Missionare, denen er als erste Pflicht eingeprägt hatte, ihre wahren Gefühle zu verhehlen und sich den Ideen derjenigen anzubequemen, an die sie sich wandten, traten in tausend verschiedenen Gestalten auf und sprachen jeder so zu sagen eine verschiedene Sprache. Sie fingen die unwissende und ungebildete Menge durch Taschenspielerkünste, welche sie für Wunder ausgaben, oder durch räthselhafte Reden, welche die Neugier reizten. Den Andächtigen gegen-

[1]) Dschowaini im Journ. asiat. Series V Bd. VIII S. 364, 365.

[2]) De Sacy, Exposé de la religion des Druzes, Einleitung S. CLXIV.

[3]) Siehe De Sacy S. CXLIX — CLIII.

aus der glänzenden arabischen Civilisation, welche sich mehr und m
entfaltete, unter der Herrschaft dieser Barbaren werden, die nicht ei
mal lesen konnten, die zur Vermessung ihrer Ländereien Sarazenen g
brauchen mußten[1] und die, wenn sie von einer „Bibliothek" sprach
darunter die heilige Schrift verstanden?

Man sieht es: die Aufgabe, welche Abderrachmân III. zu Anfan
seiner Regierung erwartete, war schön und groß; sie bestand darin
sein Vaterland und mit ihm die Civilisation zu retten; aber sie wa
sehr schwer. Er hatte seine eigenen Unterthanen zu erobern und au
der einen Seite die Barbaren des Nordens zurückzudrängen, deren
Dreistigkeit in dem Maße gewachsen war, als das moslimische Rei
geschwächt worden, auf der andern Seite die Barbaren des Südens,
welche sich im Handumdrehen eines weiten Reiches bemächtigt hatten
und die Andalusier mit geringer Mühe zu besiegen gedachten. Abder-
rachmân verstand seine Aufgabe. Wir haben schon gesehen, auf welch
Art er sein eigenes Königreich eroberte und ihm Frieden schenkte; wir
werden jetzt sehen, wie er den auswärtigen Feinden die Stirne bot.

[1]) Urkunde bei Berganza Bd. I S. 197 col. 2 Z. 6.

II.

Selbst wenn Abderrachmân III. nicht die Absicht gehabt hätte, ne Waffen gegen die Leoner zu richten, würden diese ihn dazu ge- ungen haben, denn im Jahre 914 fing ihr König, der unerschrockene rdoño II., die Feindseligkeiten damit an, daß er die Umgegend von teriba durch Feuer und Schwert verheerte. Nachdem er sich der stung Alanje bemächtigt hatte, ließ er alle Vertheidiger dieses Platzes er die Klinge springen und führte die Frauen und Kinder in die nechtschaft. Da erschraken die Einwohner von Badajoz. Sie fürch- ten, das Schicksal ihrer Nachbarn theilen zu müssen; sie rafften da- r eine Masse von werthvollen Gegenständen zusammen und, ihren ürsten an der Spitze, gingen sie zum christlichen König und baten n, diese Kostbarkeiten huldvoll anzunehmen. Ordoño willigte darein; nn zog er siegreich und mit Beute beladen, wieder über den Tajo d Duero zurück und widmete bei seiner Ankunft in Leon der heiligen ngfrau ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit, indem er eine ihr geweihte rche gründete. [1]

Da die Einwohner der Districte, welche Ordoño geplündert hatte, ch nicht wieder zum Gehorsam zurückgekehrt waren, hätte Abder- chmân über Das, was vorgefallen, ein Auge zudrücken können. Aber s war nicht seine Art. Da er es vollkommen begriff, daß er die erzen seiner rebellischen Unterthanen dadurch erobern müsse, daß er nen zeige, wie gut er im Stande sei, sie zu vertheidigen, entschloß

[1]) Mon. Sil. c. 44, 45; Ibn-Khaldûn fol. 14 v. Ich bin in Hinsicht des atums dem letzteren Schriftsteller gefolgt.

er sich, den König von Leon zu bestrafen. Zu diesem Ende schickt
im Juli 916 eine Armee, von Ibn-abî-Abda, dem bejahrten Feldh
seines Großvaters geführt, gegen ihn. Der Feldzug Ibn-abî-Ab
der erste seit jenem, welchen der sogenannte Mahdî vor fünf
Jahren unternommen hatte, war in Wahrheit nur eine Razzia;
auf dieser Razzia machten die Moslim's beträchtliche Beute.[1] Als
folgenden Jahre Abderrachmân von den Einwohnern der Grenze
Klagen über die Leoner, welche alle Vorstädte Talavera's (am T
verbrannt hatten, angegangen wurde, gab er Ibn-abî-Abda den
fehl, noch einmal ins Feld zu rücken und die wichtige Festung S
Estevan (de Gormaz), welche man auch Castro-Moros nannte, zu
lagern.[2] Die Armee war zahlreich; sie bestand zum Theil aus a
kanischen Söldlingen, welche Abderrachmân aus Tanger hatte kom
lassen. So versprach dieser Feldzug ein glücklicher zu werden.
man die Besatzung von San Estevan sehr eng blokirte, wurde sie
in die äußerste Noth getrieben und war schon auf dem Punkte, sich
ergeben, als Ordoño ihr zu Hilfe kam. Er griff Ibn-abî-Abda
Zu seinem Unglück hatte dieser Feldherr in seiner Armee nicht al
Soldaten aus Tanger, sondern auch eine große Zahl Grenzbewoh
und man konnte weder auf die Treue, noch auf die Tapferkeit di
Leute rechnen, die halb Berbern, halb Spanier waren, die laut schri
wenn die Leoner sie plünderten, und dann verlangten, daß der Sul
sie beschütze, die aber weder sich selbst vertheidigen noch dem Su
gehorchen wollten. Auch diesmal ließen sie sich schlagen, und ihr ü
stürzter Rückzug brachte eine entsetzliche Unordnung in die Reihen
ganzen Armee. Da der tapfere Ibn-abî-Abda sah, daß die Sch
verloren sei, wollte er lieber auf seinem Posten sterben,
sein Heil in der Flucht suchen; mehrere seiner Soldaten, welche
dachten wie er, traten an seine Seite und alle unterlagen, ohne
weichen, den Hieben der Christen. Nach den Berichten der arabis
Geschichtschreiber gelang es dem übrigen Theil der Armee, sich wi
zu sammeln, und er kam in ziemlich guter Ordnung auf moslimis
Gebiet an; die christlichen Chronisten erzählen dagegen, die Verwirr
der Moslim's sei so vollständig gewesen, daß die Hügel, die Wä
und die Felder vom Duero an bis Atienza mit ihren Leichna
bedeckt gewesen seien.[3]

[1]) Arib Bd. II S. 176; Ibn-Khaldûn fol. 14 v.
[2]) Siehe Arib Bd. II S. 186 Z. 3 und 4.
[3]) Arib Bd. II S. 177, 178; Sampirus c. 17; Mon. Sil. c. 46, 47.

Ohne entmuthigt zu werden, griff Abderrachmân sogleich zu Mitteln, um diese Scharte auszuwetzen; aber während er seine Vorkehrungen zu einem neuen Feldzuge traf, der im folgenden Jahre statt haben sollte, nahmen die afrikanischen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Obwohl er gegen die Fatimiden noch nicht Krieg führte und diese, mit der Eroberung Mauretaniens beschäftigt, ihm keine Ursache zur Klage gegeben hatten, konnte er es doch vorhersehen, daß, sobald jener Krieg beendet sei, sie ihre Waffen sofort gegen Spanien kehren würden. Deshalb hielt er es für geboten, Mauretanien nach Vermögen zu unterstützen und es dahin zu bringen, daß dieses Land sozusagen das Bollwerk Spaniens gegen die Fatimiden werde. Andererseits mußte er es vermeiden, zu früh dieser Dynastie offen den Krieg zu erklären, denn so lange er nicht den Aufstand in seinem eigenen Reiche gedämpft und die Christen des Nordens gezwungen hatte, um Frieden zu bitten, würde er zu viel gewagt haben, wenn er sich einer Landung der Fatimiden an der andalusischen Küste ausgesetzt hätte. Alles, was er unter den obwaltenden Umständen thun konnte, war, die Fürsten, welche den Willen hatten, sich gegen die Räuber ihres Landes zu vertheidigen, heimlich zu ermuthigen und zu unterstützen.

Schon im Jahre 917 hatte er Gelegenheit dazu, als der Fürst von Nekur [1] von den marokkanischen Fatimiden angegriffen wurde. Die Familie dieses Fürsten, die arabischen Ursprungs war, hatte über Nekur und dessen Gebiet seit der Zeit der Eroberung geherrscht; sie hatte sich stets durch ihre Anhänglichkeit an die Religion ausgezeichnet, und seit zwei ihrer Prinzessinnen, von den normannischen Piraten zu Gefangenen gemacht und vom Sultan Mohammed wieder losgekauft worden waren, [2] hatte sie ohne Unterbrechung freundschaftliche Beziehungen mit Spanien unterhalten. Ein jüngerer Sohn dieses Hauses, welches als frommer Fakih viermal die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte, war sogar unter der Regierung Abdallâh's nach Spanien gekommen, um dort an dem heiligen Kriege Theil zu nehmen. Nach seiner Landung von Ibn-Chafçûn angegriffen, war er allein im Lager des Sultans angekommen, da sein ganzes Gefolge getödtet worden, und er selbst war dann im Kampfe gegen Daisam, das Oberhaupt der Provinz Todmîr, gefallen.

Der Fürst, welcher über Nekur herrschte, als die Fatimiden gegen

---

[1]) Nekur war eine Stadt des marokkanischen Rîf, fünf Meilen vom Meere.

[2]) Siehe meine Recherches Bd. II S. 285, 293, 294.

Mauretanien zogen, hieß Sa'îd II. Aufgefordert, sich zu ergeben, verweigerte er es; aber er, oder vielmehr sein Hofdichter, ein Spanier, hatte die Unvorsichtigkeit, der Weigerung noch eine Beleidigung hinzuzufügen. Der Khalif hatte nämlich ans Ende seiner Aufforderung einige Verse schreiben lassen, deren Sinn war, daß, wenn die Einwohner Nekur's sich nicht unterwerfen wollten, er sie ausrotten werde, daß aber, wenn sie sich unterwürfen, Gerechtigkeit in ihrem Lande herrschen solle. Nun gab der gekrönte Dichter, Achmas von Toledo, auf jene Verse folgende zu Antwort:

„Du hast gelogen, das schwöre ich beim Tempel von Mekka! Nein, du verstehst es nicht, Gerechtigkeit zu üben, und niemals hat der Ewige aus deinem Munde ein aufrichtiges oder frommes Wort vernommen. Du bist nichts als ein Heuchler, ein Ungläubiger; indem du Bauern predigst, verstümmelst du die Sunna, welche die Regel all unserer Handlungen sein muß. Wir setzten unseren Ehrgeiz in edle und große Dinge, unter welchen die Religion Mohammed's den ersten Rang behauptet; du setzest den deinigen im Gegentheil in niedrige und verächtliche Dinge!" [1]

Aufs tiefste verwundet, schickte der Khalif Obaidallâh sofort an Meççâla, den Statthalter von Tahort, den Befehl, Nekur anzugreifen. Da er keine Cidatelle hatte, welche ihm Zuflucht bieten konnte, ging der alte Sa'îd II. dem Feinde entgegen und hielt ihn drei Tage lang auf; aber von einem seiner Hauptleute verrathen, starb er endlich auf Schlachtfelde mit beinahe all den Seinigen (917). Darauf nahm Meççâla Nekur ein, ließ daselbst alle Männer über die Klinge springen und die Frauen und Kinder in die Knechtschaft führen.

Durch ihren Vater gewarnt, hatten drei Söhne Sa'îd's Zeit gehabt, sich einzuschiffen und nach Malaga zu segeln. Sobald sie in diesem Hafen angekommen waren, gab Abderrachmân die nöthigen Befehle, damit man ihnen den ehrenvollsten Empfang bereite. Zu gleicher Zeit ließ er ihnen sagen, daß, wenn sie nach Cordova kommen wollten, er sie daselbst mit Freuden empfangen werde, daß er ihnen indeß in nichts hinderlich sein wolle, und sie in Malaga bleiben könnten, wenn dies ihr Wunsch sei. Die Prinzen antworteten ihm, daß sie dem Schauplatz der Ereignisse lieber möglichst nahe bleiben wollten, weil sie hofften, bald in ihr Vaterland zurückzukehren. Es war keine

---

[1]) Siehe was ich über die Worte und den Sinn dieser Verse in den Göttingischen Gel. Anz. Jahrgang 1858 S. 1091, 1092 gesagt habe in einer Anzeige von de Slane's Ibn-Khaldûn.

trügerische Hoffnung. Als Meççâla, nachdem er sechs Monate in Nekur zugebracht, wieder gegen Tahort marschirte, hatte er den Oberbefehl über die erstere Stadt einem ketâmischen Anführer, Namens Dhalûl, anvertraut. Dieser wurde von den meisten seiner Soldaten verlassen, und die Prinzen, welche durch ihre Anhänger stets von Allem, was vorging, in Kenntniß gesetzt wurden, rüsteten Schiffe aus und fuhren nach Nekur, nachdem sie vorher unter sich ausgemacht hatten, daß die Krone Demjenigen gehören solle, der zuerst ankommen werde. Çâlich, der jüngste von den dreien, kam seinen Brüdern zuvor. Die Berbern an der Küste empfingen ihn mit Begeisterung, und nachdem sie ihn zum Emir ausgerufen, zogen sie gegen Nekur, woselbst sie Dhalûl und seine Soldaten niedermetzelten. Als Herr des Landes beeilte sich nun der Prinz Çâlich III., an Abderrachmân III. zu schreiben, um ihm für seine Aufnahme zu danken und seinen Sieg ihm anzukündigen. Zu gleicher Zeit ließ er in der ganzen Ausdehnung seiner Staaten die Oberherrschaft dieses Fürsten ausrufen, während Abderrachmân seinerseits ihm Zelte, Banner und Waffen schickte. [1]

Wenn die Angelegenheiten von Nekur der Art gewesen wären, daß Abderrachmân darüber hätte vergessen können, daß er noch die Niederlage seiner Armee und den Tod des unerschrockenen Ibn-abî-Abda (dessen Kopf Ordoño an die Mauer von San Estevan zur Seite eines Wildschwein-Kopfes hatte annageln lassen [2]), zu rächen hätte, würden doch die Christen es nicht unterlassen haben, ihn an seine Pflichten zu erinnern; denn im Frühling des Jahres 918 verheerten Ordoño II. und sein Verbündeter, Sancho von Navarra, die Umgegend von Najera und Tudela, worauf Sancho noch die Vorstadt von Valtierra einnahm und die große Moschee dieser Festung niederbrannte. [3] Abderrachmân vertraute jetzt die Führung seiner Armee dem Châdschib Bedr an und sandte an die Einwohner der Grenze den Befehl, sich den Fahnen anzuschließen, um die Schande, mit der sie sich im vorhergehenden Jahre bedeckt, abzuwaschen. Am siebenten Juli zog das Heer aus Cordova, und als es auf dem leonischen Gebiete angekommen war, griff es die feindliche Armee, welche sich in den Bergen verschanzt hatte, an. Zweimal, am dreizehnten und am fünfzehnten August,

[1]) Arib Bd. I S. 177, 178; Bekri S. 94—97 ed. Slane; Ibn-Adhâri Bd. I S. 178—183; Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern Bd. I S. 282—285 des Textes.

[2]) Mon. Sil. c. 47.

[3]) Arib Bd. II S. 179.

lieferte man sich eine Schlacht bei einem Orte, welcher Mutonia hieß,[1] und zweimal erfochten die Moslim's einen glänzenden Sieg. Die Leoner, wie ihre eigenen Chronisten bezeugen, mußten sich trösten, indem sie mit David sagten, daß das Waffenglück veränderlich sei.[2]

Auf diese Art hatte Abderrachmân die Schande seiner Niederlage beseitigt; aber da er die Leoner noch nicht für genügend gedemüthigt hielt und außerdem vor Verlangen brannte, seinen Theil an den Lorbeern zu haben, welche seine Feldherren im Kriege gegen die Ungläubigen geerntet hatten, übernahm er selbst im Anfang Juni 920 den Oberbefehl seiner Armee. Eine List machte ihn zum Herrn von Osma. Der Ritter, welcher diese Festung befehligte, hatte ihm die glänzendsten Versprechungen gemacht, wenn er ihn in Ruhe lassen und sein kriegerisches Unternehmen nach einer anderen Seite hin richten wolle. Abderrachmân benützte die Feigheit dieses Menschen. Indem er sich stellte, als ob er seinen Vorschlägen ein williges Ohr leihe, richtete er seinen Marsch gegen den Ebro zu auf der Straße nach Medinaceli; aber indem er sich plötzlich links wandte und die Richtung gegen den Duero verfolgte, schickte er einen Reiterhaufen voraus, mit dem Befehl, die Umgegend von Osma zu plündern und zu verheeren. Von der plötzlichen Erscheinung des Feindes überrascht, beeilte sich die Besatzung von Osma, in den Wäldern und Bergen Zuflucht zu suchen, so daß die Moslim's ohne Schwertstreich in die Festung eindrangen. Nachdem sie diese niedergebrannt, griffen sie San Estevan de Gormaz an. Auch dort fanden sie keinen Widerstand, da die Besatzung bei ihrer Annäherung die Flucht ergriffen hatte. Die Festung wurde zerstört, wie auch das Schloß Alcubilla, welches sich in ihrer Nähe befand. Nachdem dies geschehen, rückten die Moslim's gegen Clunia vor, eine sehr alte Stadt, von der heute nur noch Ruinen übrig sind, die aber damals sehr wichtig war. Es scheint, als ob die Leoner sich das Wort gegeben hätten, nirgends Widerstand zu leisten, denn die Moslim's fanden Clunia gänzlich verlassen. Sie zerstörten dort einen großen Theil der Häuser und Kirchen.

Um den inständigen Bitten der Moslim's von Tudela nachzugeben, beschloß Abderrachmân jetzt, seine Waffen gegen Sancho von Navarra zu kehren. Damit er seine Truppen nicht zu sehr ermüde, marschirte er langsam und gebrauchte fünf Tage, um von Clunia nach

[1]) Der Text Arib's zeigt, daß dies die rechte Lesart sei; die Lage des Ortes aber ist unbekannt.

[2]) Arib Bd. II S. 179—181; Sampirus c. 18.

Tudela zu kommen; als er darauf eine Reiterabtheilung unter den Befehl des Mohammed ibn-Lope, des Statthalters von Tudela, gestellt hatte, schärfte er diesem ein, die Festung Carcar anzugreifen, welche Sancho hatte bauen lassen, um die Einwohner von Tudela in Schranken zu halten und zu bedrücken. Die Moslim's fanden sie verlassen, ebenso Calahorra, von wo Sancho eilig entflohen war, um sich in die Festung Arnedo zu werfen; als sie aber den Ebro überschritten hatten, griff Sancho ihren Vortrab an. Als der Kampf begonnen, zeigten die Moslim's, daß sie auch noch Anderes auszurichten vermöchten, als Festungen ohne Vertheidiger einzunehmen, zu plündern und niederzubrennen: sie schlugen den Feind in volle Flucht und zwangen ihn, seine Zuflucht in den Bergen zu suchen. Der Vortrab allein hatte schon genügt, um diesen Sieg zu erringen; Abderrachmân, welcher bei den Kerntruppen stand, wußte nicht einmal, daß jener im Handgemenge mit dem Feinde gewesen; erst als man ihm die abgeschnittenen Köpfe zeigte, wurde er dessen gewahr.

Geschlagen und außer Stande, für sich allein den Moslim's Widerstand zu leisten, bat Sancho um den Beistand Ordoño's und erhielt ihn. Beide Könige beschlossen nun, die Feinde entweder beim Vor- oder beim Nachtrabe anzugreifen, je nachdem die Umstände es ihnen erlaubten. Unterdessen hatten die Christen die Berge nicht verlassen und hielten sich an die Seiten der moslimischen Colonnen, welche die Engpässe und Thäler durchzogen. Da sie ihre Gegner erschrecken wollten, stießen sie von Zeit zu Zeit ein großes Geschrei aus und benützten den Vortheil, welchen das Terrain ihnen gab, um mitunter einige von ihnen niederzumetzeln. Die moslimische Armee befand sich entschieden in einer gefährlichen Lage; sie hatten es mit behenden und unerschrockenen Gebirgsleuten zu thun, welche sich sehr gut noch des Unheils erinnerten, das ihre Vorfahren der großen Armee Karl's des Großen im Thale Ronceval verursacht hatten und welche nur auf eine Gelegenheit warteten, um der Armee Abderrachmân's ebenso zu begegnen. Der Sultan war nicht blind gegen die Gefahr, die ihn bedrohte, und als er in dem Thale angekommen war, welches man wegen der Binsen, die es bedeckten, Junquera nannte,[1] gab er Befehl, Halt zu machen und die Zelte aufzuschlagen. Da begingen die Christen einen großen Fehler: anstatt in den Bergen zu bleiben, stiegen sie in die Ebene hinab und nahmen kühn den Kampf an, welchen die Moslim's ihnen anboten.

---

[1]) Zwischen Estella und Pampelona, oder noch genauer zwischen Muez und Salinas de Oro.

Sie mußten ihre Kühnheit mit einer entsetzlichen Niederlage bezahlen. Die Moslim's verfolgten sie, bis die Dunkelheit der Nacht sie ihren Blicken entzog, und machten mehrere ihrer Anführer zu Gefangenen; unter diesen befanden sich zwei Bischöfe, Hermogius von Tuy und Dulcidius von Salamanca, welche nach der Sitte jener Zeit den Panzer angelegt hatten.

Indessen mehr als tausend Christen hatten ein Asyl in der Festung Muez gefunden. Abderrachmân umzingelte dieselbe, nahm sie ein und ließ alle Vertheidiger des Platzes köpfen.

Indem sie die Festungen zerstörten, ohne Widerstand zu finden, durchzogen die Moslim's Navarra als Sieger und durften sich rühmen, in einem Raume von zehntausend Quadratfuß Alles versengt zu haben. Die Beute, welche sie machten, besonders an Lebensmitteln, war sehr groß: das Korn wurde in ihrem Lager beinahe für nichts verkauft, und da sie nicht alle Vorräthe, deren sie sich bemächtigt, mitnehmen konnten, waren sie genöthigt, einen großen Theil davon zu verbrennen.

Siegreich und mit Ruhm bedeckt, fing Abderrachmân am achten September seinen Rückzug an. Zu Atienza angekommen, nahm er Abschied von den Soldaten der Grenzen, welche sich in der Schlacht von Val de Junquera sehr gut geschlagen hatten, und ließ Geschenke unter sie vertheilen. Dann nahm er seinen Weg nach Cordova, wo er am vierundzwanzigsten September nach einer Abwesenheit von drei Monaten ankam.[1]

Abderrachmân konnte sich mit Recht der Hoffnung hingeben, daß dieser ruhmvolle Feldzug den Christen für lange Zeit den Wunsch benehmen werde, Einfälle in moslimisches Gebiet zu machen; aber er hatte es mit Feinden zu thun, die sich nicht leicht entmuthigen ließen. Gleich im Jahre 921[2] machte Ordoño von neuem eine Razzia, und wenn man einem christlichen Chronisten, welcher indeß vielleicht die von seinen Landsleuten erfochtenen Siege übertreibt, Glauben beimessen will, wäre der König von Leon sogar bis auf eine Tagereise vor

---

[1]) Arib Bd. II S. 183—189; Ibn-Khaldûn fol. 13 v., 14 v.; Sampirus c. 18; Raguel, Vita vel passio Sancti Pelagii bei Schot Bd. IV S. 348.

[2]) In diesem Jahre muß die Unternehmung Ordoño's statt gefunden haben, denn Sampirus sagt, daß der König bei seiner Rückkunft nach Zamora seine Gemahlin todt fand, und andererseits ist es gewiß, daß die Königin im Sommer 921 starb; siehe Esp. sagr. Bd. XXXVII S. 269.

Cordova vorgedrungen.[1] Zwei Jahre später nahm Ordoño Najera,[2] während sein Verbündeter, Sancho von Navarra, sich zum Herrn von Viguera machte, worauf er so stolz war, daß er mit dem Propheten ausrief: „Ich habe sie zerstreut, ich habe sie gezwungen, ihre Zuflucht in fernen unbekannten Reichen zu suchen.“[3]

Die Wegnahme von Viguera verursachte große Bestürzung im moslimischen Spanien; denn man erzählte dort, daß alle Vertheidiger der Festung, unter denen solche waren, die zu den hervorragendsten Familien gehörten, niedergemetzelt worden seien,[4] und selbst wenn Abderrachmân es nicht gewünscht hätte, wäre er durch die öffentliche Meinung gezwungen worden, Rache wegen dieses Mißgeschicks zu nehmen. Aber er bedurfte eines solchen Antriebes nicht. Erbittert und wüthend, wollte er nicht einmal die Jahreszeit abwarten, in der gewöhnlich die Feldzüge begannen, und schon im April des Jahres 924 verließ er an der Spitze seiner Armee Cordova, „weil er Gott und die Religion an dieser unreinen Race der Ungläubigen rächen wollte“, wie ein arabischer Chronist sich ausdrückt. Am zehnten Juli kam er auf dem navarresischen Gebiete an; aber der Schrecken, den sein Name verbreitete, war so groß, daß die Feinde überall ihre Festungen bei seinem Herannahen verließen. So zog er durch Carcar, Peralta, Falces und Carcastillo, indem er Alles, was er auf seinem Wege fand, plünderte und niederbrannte; dann drang er in das Innere des Landes und nahm seine Richtung gegen die Hauptstadt. Wohl versuchte Sancho, ihn in den Engpässen aufzuhalten, aber jedes Mal, wenn er es unternahm, wurde er mit Verlust zurückgeschlagen, so daß Abderrachmân ohne Hinderniß in Pampelona ankam; die dortigen Einwohner hatten nicht gewagt, ihn anzugreifen. Er ließ eine große Anzahl von Häusern in der Stadt zerstören, auch die Cathedrale, welche jährlich eine Menge Pilger herbeizog. Dann befahl er, eine andere Kirche niederzureißen, welche Sancho mit großen Kosten auf einem Berge in der Nachbarschaft hatte bauen lassen und für welche er eine hohe Verehrung besaß. Er machte deshalb unerhörte Anstrengungen, sie zu retten, aber es gelang ihm nicht. Später war er nicht glücklicher. Nachdem

---

1) Sampirus c. 18.

2) Sampirus c. 19.

3) Sancho führt diesen Text an in einem Privilegium, das nach der Einnahme von Viguera ausgestellt ist, Esp. sagr. Bd. XXXIII S. 466.

4) Dieses Gerücht war nur theilweise wahr; einigen Edlen, aber nur in geringer Zahl, gelang es, sich zu retten. Vergl. Arib Bd. II S. 195 mit Ibn-Chaijân fol. 15 r.

er Verstärkung aus Castilien erhalten, griff er zweimal die moslimische Armee, welche wieder ihren Marsch begonnen hatte, an und wurde zweimal mit Verlust zurückgeschlagen. Die Moslim's dagegen verloren sehr wenige Soldaten in diesem ruhmvollen Feldzuge, welchen sie den von Pampelona nannten.[1]

Der König von Navarra, einst so stolz, war jetzt gedemüthigt und auf lange Zeit machtlos geworden. Auch von Leon hatte Abderrachmân für den Augenblick nichts mehr zu fürchten. Der tapfere Ordoño II. war schon vor dem Anfang des Feldzugs von Pampelona gestorben.[2] Sein Bruder Froïla II., welcher ihm folgte, regierte nur ein Jahr, während dessen er nichts gegen die Moslim's unternahm, außer nur, daß er Sancho von Navarra mit einigen Verstärkungen versah. Nach seinem Tode (925) stritten Sancho und Alphons, Söhne Ordoño's II., sich um die Krone. Durch Sancho von Navarra, dessen Tochter er geheirathet hatte, unterstützt, trug Alphons, der vierte dieses Namens, den Sieg davon. Aber Sancho ließ sich nicht entmuthigen. Nachdem er von neuem eine Armee zusammengebracht und sich in San Jago de Compostella hatte krönen lassen, zog er vor Leon und belagerte es, eroberte die Stadt und nahm seinem Bruder den Thron (926). Später im Jahre 928, eroberte Alphons die Hauptstadt mit Hilfe der Navarreser wieder; aber Sancho wußte sich im Besitz von Galizien zu behaupten.[3]

Abderrachmân mischte sich nicht in diesen langen Bürgerkrieg. Er ließ die Christen sich unter einander erwürgen, soviel es ihnen beliebte, und benützte die Frist, welche sie ihm ließen, dazu, um den Aufruhr in seinen eigenen Staaten beinahe überall zu unterdrücken. Jetzt, da er am Ziele seiner Wünsche stand, war er der Ansicht, es gebühre ihm, einen andern Titel anzunehmen. Die Omaijaden in Spanien hatten sich bis jetzt mit dem eines Sultans, Emirs oder Sohnes des Khalifen begnügt. Da sie der Meinung waren, der Name eines Khalifen komme nur dem Herrscher zu, welcher die beiden heiligen Städte Mekka und Medina in seiner Macht habe,[4] hatten sie ihn den Abbâsiden überlassen, wiewohl sie diese stets als ihre Feinde betrachteten. Aber jetzt, da die Abbâsiden unter Vormundschaft ihrer Haushofmeister, der Emire al-omera, standen, und ihre Macht sich nur noch

---

[1]) Arib Bd. II S. 196—201; Ibn-Khaldûn fol. 13 v.

[2]) Im J. 311 der Hedschira (Arib Bd. II S. 195), also d. 9. April 924.

[3]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 154—163.

[4]) Ibn-Khordâdbeh, Oxford. Manuscr. S. 90.

über Bagdad und sein Gebiet erstreckte, weil die Statthalter der Provinzen sich unabhängig gemacht hatten, war kein Grund mehr vorhanden, welcher die Omaijaden abhalten konnte, einen Titel anzunehmen, dessen sie bedurften, um ihren Unterthanen, besonders der afrikanischen Bevölkerung, Ehrfurcht einzuflößen. Abderrachmân befahl also im Jahre 929, daß vom Freitage, dem sechszehnten Januar, an man ihm in den Gebeten und öffentlichen Urkunden die Titel: Khalif, Beherrscher der Gläubigen und Vertheidiger des Glaubens (an-nâcir lidîni'llâh) beilege. [1]

Zu gleicher Zeit richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf Afrika. Er fing eine Unterhandlung mit Mohammed ibn-Khazer, dem Häuptling des berberischen Stammes Maghrâwa, an, welcher schon die Truppen der Fatimiden geschlagen und ihren Feldherrn Meççâla mit eigener Hand getödtet hatte. Nachdem dieses Bündniß geschlossen worden, vertrieb Mohammed ibn-Khazer die Fatimiden aus dem inneren Maghrib (den heutigen Provinzen Alger und Oran) und ließ in dieser Gegend die Oberherrschaft des spanischen Khalifen anerkennen. Diesem letzteren gelang es auch, den tapferen Häupling der Miknesa's, Ibn-abî-l-Afia, von der Partei der Fatimiden loszureißen, deren zuverlässigste Stütze er bis dahin gewesen war, und da er die Nothwendigkeit fühlte, eine Festung an der Küste Afrika's zu besitzen, ließ er sich Ceuta abtreten (931).

Die Christen des Nordens schienen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, dem Khalifen völlig die nöthige Muße zu lassen, um sich ganz den afrikanischen Angelegenheiten widmen zu können. Da ihr erster Bürgerkrieg mit dem Tode Sancho's, der im J. 929 erfolgte, beendet war, fingen sie einen anderen i. J. 931 an. In diesem Jahre legte Alphons IV., völlig in Betrübniß über den Tod seiner Gemahlin versunken, [2] die Krone zu Gunsten seines Bruders Ramiro, des zweiten dieses Namens, nieder und nahm die Mönchskutte im Kloster Sahagun; da er indessen bald nachher gewahr wurde, daß die Einförmigkeit des Mönchslebens ihm nicht zusage, verließ er sein Kloster und ließ sich zu Simancas zum König ausrufen. Das war in den Augen der Priester ein furchtbares Aergerniß, und sie bedrohten Alphons mit den Qualen der Hölle, wenn er nicht das Mönchskleid wieder nehmen würde. Endlich that er es; allein bei seinem schwachen und wankelmüthigen Charakter bereute er es bald und legte zum

---

[1]) Arib Bd. II S. 211, 212; Ibn-Adhâri Bd. II S. 162.

[2]) Siehe Esp. sagr. Bd. XXXIV S. 241.

zweiten Mal die Kutte ab. Er benützte die Abwesenheit Ramiro's II. — dieser war Toledo zu Hilfe ausgezogen,[1] welches damals von den Truppen des Khalifen belagert wurde — erschien vor Leon und machte sich zum Herrn dieser Stadt. Ramiro kam eilig zurück, belagerte Leon seinerseits und nahm es ein; da er jetzt seinen Bruder außer Stand setzen wollte, ihm die Krone jemals wieder streitig zu machen, ließ er ihm die Augen ausstechen, ebenso seinen drei leiblichen Vettern, den Söhnen Froila's II., welche an der Empörung Theil genommen hatten (932).[2]

Jetzt bekam Alles für Abderrachmân eine völlig andere Gestalt. Die Zeit, in der er sich nicht mit dem Königreiche Leon zu befassen hatte, war vorüber. Kriegerisch und tapfer, nährte Ramiro gegen die Moslim's wilden und unerbittlichen Haß. Seine erste Sorge war, Toledo, diese stolze Republik, zu unterstützen, die allein im ganzen moslimischen Spanien noch den Waffen des Khalifen trotzte und bis dahin die treue Verbündete und Schildträgerin des Königreichs Leon gewesen war. Er machte sich also auf den Feldzug, und da Madrid an seinem Wege lag, griff er diese Stadt an und nahm sie ein.[3] Indessen gelang es ihm nicht, Toledo zu retten. Da ein Theil der Armee, welche diese Stadt belagerte, ihm entgegen gezogen, war er genöthigt, schnell umzukehren und Toledo seinem Schicksal zu überlassen.[4] Nachdem er so, wie wir schon im vorhergehenden Buche gesehen, seine letzte Hoffnung verloren hatte, zögerte er nicht, sich zu ergeben. Im folgenden Jahre (933) war Ramiro glücklicher. Durch Ferdinand Gonzalez, den Grafen von Castilien, benachrichtigt, daß die moslimische Armee Osma bedrohe, zog er dem Feinde entgegen und schlug ihn.[5] Abderrachmân rächte sich dafür i. J. 934. Er hätte gewünscht, daß die Ebene um Osma, welche früher seine Niederlage gesehen, jetzt einem Siege zugeschaut hätte; allein vergebens versuchte er Ramiro aus der Festung zu locken; dem Könige von Navarra schien es gerathen, die Schlacht, welche die Moslim's ihm anboten, nicht anzunehmen. Abderrachmân setzte also seinen Marsch gegen Norden fort, nachdem er eine Abtheilung vor Osma gelassen, mit dem Auftrag, dieses zu bestürmen. Unterwegs wurde manche Grausamkeit begangen, besonders von den

---

1) Vergl. Arib Bd. II S. 220.
2) Siehe meine Recherches Bd. I S. 164—166.
3) Sampirus c. 22.
4) Arib Bd. II S. 222.
5) Sampirus c. 22.

afrikanischen Truppen, welche in Feindes Land nichts schonten. Bei Burgos metzelten sie alle Mönche von St. Peter von Cardeña, zweihundert an der Zahl, nieder.[1] Burgos, die Hauptstadt von Castilien, wurde zerstört. Eine große Anzahl Festungen hatten das selbe Schicksal.[2]

Indessen nahmen einige Zeit darauf die Dinge im Norden eine sehr drohende Gestalt an. Es bildete sich daselbst ein gefährliches Bündniß gegen den Khalifen, und der Statthalter von Saragossa, Mohammed ibn-Hâschim, der Todschîbide, war der eifrigste Beförderer desselben.

Die Beni-Hâschim, welche Arragonien seit der Zeit der Eroberung bewohnten, hatten zu der Zeit, als die Beni-Casî noch allmächtig in dieser Provinz waren, dem Sultan Mohammed nützliche Dienste erwiesen, und seit länger als vierzig Jahren war die Würde des Statthalters oder Vicekönigs der oberen Grenze in ihrer Familie erblich gewesen. Sie war ungefähr die einzige, welcher Abderrachmân III., der dem arabischen Adel seinen ganzen Einfluß genommen, noch ihren Glanz und ihre hohe Stellung gelassen hatte. Dennoch war Mohammed ibn-Hâschim nicht zufrieden mit dem Khalifen, und sei es, daß er es sich vorgenommen hatte, die Beleidigungen seiner Kaste zu rächen, sei es, daß er in dem Wohlwollen Abderrachmân's ihm gegenüber nur Berechnung sah, welche die Furcht ihm eingeflößt habe, sei es endlich, daß er für sich und seine Kinder von einem Throne träumte: er hatte angefangen, mit dem Könige von Leon zu unterhandeln, und ihm versprochen, daß er ihn als seinen Oberherrn anerkennen wolle, wenn er ihm gegen den Khalifen beistände. Ramiro hatte seinen Vorschlägen ein williges Ohr geliehen, und während des Feldzugs von 934 hatte Mohammed seine Empörung offen dadurch dargelegt, daß er die Oberlehensherrlichkeit Ramiro's anerkannte. Einige seiner Feldherrn weigerten sich, ihm auf dem Wege des Verrathes zu folgen, und brachen mit ihm; aber sogleich rückte Ramiro mit seinen Truppen in die Provinz, belagerte die Festungen, welche es noch mit dem Khalifen hielten, nahm sie ein und lieferte sie Mohammed aus. Nachdem dies geschehen, schlossen Ramiro und Mohammed ein Bündniß mit Navarra, wo damals Garcia unter der Vormundschaft seiner Mutter Tota, der Wittwe Sancho's des Großen, regierte.

So war der ganze Norden jetzt gegen den Khalifen verbündet.

---

[1]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 166—170.

[2]) Ibn-Khaldûn fol. 15 r.

Die Gefahr, welche eben unterdrückt zu sein schien, kehrte wieder. Der Khalif aber bot ihr mit seiner gewohnten Energie die Stirn.

Er stellte sich im Jahre 937 an die Spitze seiner Armee und rückte zuerst gegen Calatayud, wo Motarrif, ein Verwandter Mohammed's regierte; hier bestand die Garnison theilweise aus Christen von Alava, die von Ramiro dorthin geschickt waren. Motarrif wurde in dem ersten Scharmützel getödtet. Sein Bruder Chacam übernahm nach ihm den Befehl; aber nachdem er genöthigt worden, die Stadt zu räumen und sich in die Citadelle zurückzuziehen, fing er an zu unterhandeln, und nachdem er für sich und seine moslimischen Soldaten Amnestie ausbedungen hatte, überlieferte er die Citadelle dem Khalifen. Die Alavaner, welche nicht mit in die Capitulation einbegriffen waren, mußten über die Klinge springen.[1]

Nach diesem ersten Siege bemächtigte Abderrachmân sich vieler Schlösser, etwa dreißig an der Zahl; darauf wandte er seine Waffen bald gegen Navarra, bald gegen Saragossa. Er ließ diese Stadt durch einen Prinzen von Geblüt, den Oberbefehlshaber der Reiterei, Achmed ibn-Ischâk, dem er den Titel eines Statthalters der oberen Grenze verliehen hatte, belagern; aber dieser Feldherr gab ihm bald ernstliche Ursache zur Klage.

Wiewohl die Beni-Ischâk lange Zeit ein unbekanntes und ärmliches Leben in Sevilla geführt und Mißheirathen geschlossen hatten, auch nur eine sehr entfernte Verwandtschaft zwischen ihnen und Abderrachmân bestand, hatte dieser sich doch nicht gescheut, sie als Mitglieder seiner Familie anzuerkennen. Dennoch waren sie nicht mit ihrer Lage zufrieden. Ihr Ehrgeiz kannte keine Grenzen; Achmed, damals das Haupt seiner Familie, strebte nach nichts Geringerem, als zum Erben der Krone ernannt zu werden, und jetzt, da er die Belagerung von Saragossa so schlaff und langsam betrieb, daß der Khalif im höchsten Grade unwillig darüber wurde, hatte er die Kühnheit, ihm zu schreiben und seine Bitte ihm vorzutragen. Der Khalif fühlte sich durch diese Unverschämtheit bis zu einem solchen Grade verletzt, daß er in seinem Zorn ihm in folgenden Zeilen antwortete:

„Da wir nur Das thun wollten, was dir angenehm wäre, haben wir dich bis jetzt immer mit dem äußersten Wohlwollen behandelt; aber nun sind wir überzeugt, daß es unmöglich ist, deinen Charakter zu ändern. Was allein für dich paßt, ist Armuth; denn da du vorher den Reichthum nicht kanntest, hat er dich jetzt mit unerträglichem

---

[1]) Siehe die Citate in meinen Recherches Bd. I S. 232, 233.

Stolz erfüllt. War dein Vater nicht einer der geringsten Reiter Ibn-Chaddschâdsch's, und hast du vergessen, daß du selbst in Sevilla nichts weiter als ein Eselhändler warst? Wir haben deine Familie immer unter unsern Schutz genommen, wenn sie ihn erbat; wir haben ihr geholfen, haben sie reich und mächtig gemacht, wir haben deinem verstorbenen Vater die Würde eines Veziers verliehen, [1] dich selbst zum Befehlshaber unserer Reiterei und zum Statthalter der größten unserer Grenzprovinzen gemacht. Und dennoch hast du unsere Befehle verachtet, hast dir unsere Interessen nicht angelegen sein lassen, sie vielmehr vernachlässigt, und um das Maß voll zu machen, verlangst du jetzt von uns, daß wir dich zu unserem Erben ernennen! Welches Verdienst, welche Adelstitel kannst du geltend machen? Ja, auf dich und deine Familie sind jene bekannten Verse anzuwenden:

„Ihr seid Leute von niederer Herkunft. Wie kann der Hanf sich mit der Seide vergleichen! Wenn ihr Koraischiten seid, wie ihr versichert, so nehmt euch Frauen aus diesem berühmten Stamme; aber wenn ihr Kopten seid, so sind eure Ansprüche ganz lächerlich.

„War deine Mutter nicht die Zauberin Chambûna? War dein Vater nicht ein einfacher Soldat? War dein Großvater nicht Thürhüter im Hause des Haukhara ibn-Abbâs? Fertigte er nicht Taue und Matten in der Halle dieses Herrn?.... Möge Gott dich verdammen, dich und Diejenigen, welche uns eine Falle gestellt haben, als sie uns riethen, dich in unseren Dienst zu nehmen! Niederträchtiger, Aussätziger, Sohn eines Hundes und einer Hündin, komm und demüthige dich zu unsern Füßen!"

Da er so auf erniedrigende Weise abgesetzt worden, fing Achmed, von seinem Bruder Omaija unterstützt, an, eine Verschwörung zu veranstalten. Der Khalif entdeckte ihre Intriguen und verbannte sie. Darauf bemächtigte Omaija sich der Stadt Santarem, erhob dort die Fahne des Aufruhrs und setzte sich in Verbindung mit dem Könige von Leon, welchem er nützliche Dienste erwies, indem er ihm die Orte angab, wo das moslimische Reich mit Erfolg angegriffen werden könne; aber als er sich eines Tages aus der Stadt entfernt hatte, setzte einer seiner Hauptleute die Autorität des Khalifen dort wieder ein. Omaija begab sich darauf zu Ramiro. Sein Bruder fuhr mit unermüdlichem Eifer fort zu intriguiren und conspiriren. Er hatte den Plan gefaßt, Spanien den Fatimiden auszuliefern, und knüpfte mit

[1]) Im J. 915 oder im folgenden. Arib Bd. II S. 175.

diesem Hofe Beziehungen an. Abderrachmân vereitelte dies. Er ließ ihn gefangen nehmen, als Schiiten verurtheilen und hinrichten.[1]

Mittlerweile siegte der Khalif im Norden. In Saragossa belagert, capitulirte Mohammed, und da er nach dem Herrscher der mächtigste und angesehenste Mann im Staate war, hielt Abderrachmân es für geboten, ihm zu verzeihen und ihm seinen Posten zu lassen. Die Königin Tota ihrerseits erfuhr Unglück über Unglück; daher kam sie zum Khalifen, ihn um Verzeihung anzuflehen, und erkannte ihn als Oberlehensherrn von Navarra an,[2] so daß mit Ausnahme des Königreichs Leon und eines Theiles von Catalonien, ganz Spanien sich vor Abderrachmân beugte.

---

[1]) Ibn-Khaldûn fol. 13 r.; Akhbâr madschmûa fol. 114 r. und v.; Masûdi, in meinen Recherches Bd. I S. 182.

[2]) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I Anhang XI und Man. fol. 15 r., Z. 15 und 16.

III.

Die siebenundzwanzig ersten Regierungsjahre Abderrachmân's III. waren nur eine Reihenfolge von Siegen gewesen; aber das Glück ist launig, und die Zeit der Unglücksfälle war endlich gekommen.

Ein große Veränderung war im Königreiche vorgegangen. Der Adel, welcher noch kürzlich Alles gewesen, war jetzt nichts mehr: die königliche Macht hatte ihn erdrückt. Abderrachmân verabscheute ihn; er begriff nicht, wie ein König den Großen irgendwelchen Einfluß, irgendwelche Macht lassen könne. „Euer König ist ein weiser und gewandter Fürst, das will ich sehr gern eingestehen," sagte er eines Tages zu dem Gesandten, den Otto I. ihm geschickt hatte; „allein er beobachtet Etwas in seiner Politik, was mir nicht gefällt: nämlich dieses, daß er, anstatt die ganze Macht allein in seinen Händen zu behalten einen Theil davon seinen Vasallen überläßt. Er überläßt ihnen seine Provinzen, weil er glaubt, sie dadurch an sich zu ketten. Dies ist ein großer Fehler. Solche Herablassung gegen die Großen kann keine anderen Folgen haben, als ihren Stolz und ihre Neigung zum Aufruhr zu nähren." [1]

Der Khalif fiel in der That nicht in den Fehler, welchen er dem deutschen Könige vorwarf; aber er fiel in einen anderen, der nicht weniger gefährlich war; er schonte die Empfindlichkeit der Großen nicht genügend. Indem er allein regierte (seit 932 hatte er keinen Châdschib oder ersten Minister mehr [2]), verlieh er beinahe alle Aemter Männern

---

[1]) Vita Johannis Gorziensis, c. 136.

[2]) Ibn-al-Abbâr S. 124 Z. 8 und 9.

niedriger Herkunft, Freigelassenen, Fremden, Sklaven, kurz Männern, die gänzlich von ihm abhingen und in seinen Händen geschmeidige und folgsame Werkzeuge waren. Diejenigen, denen man den Namen Slaven gegeben hatte, genossen vor Allen seines Vertrauens; von seiner Regierung her datirt sich erst der Einfluß dieser Classe, welche berufen war, im arabischen Spanien eine so wichtige Rolle zu spielen und über welche wir uns hier in einige Einzelheiten einlassen müssen.

Ursprünglich wandte man den Namen Slaven auf die Gefangenen an, welche die germanischen Völker in ihren Kriegen gegen die slavischen Nationen machten und welche sie den spanischen Saracenen verkauften; [1] als man aber im Laufe der Zeit angefangen hatte, unter dem Namen Slaven eine Menge Völker zu begreifen, welche anderen Racen angehörten, [2] gab man diesen Namen allen Fremden, die im Harem oder in der Armee dienten, welches immer ihre Herkunft war. Nach dem ausdrücklichen Zeugniß eines arabischen Reisenden des zehnten Jahrhunderts waren die Slaven, welche der Khalif von Spanien in seinem Dienste hatte, Galizier, Franken (Franzosen und Deutsche), Lombarden, Calabreser und Eingeborene von der nördlichen Küste des Schwarzen Meeres. [3] Einige von ihnen waren von andalusischen Piraten zu Gefangenen gemacht worden, andere waren in den Häfen Italiens gekauft; denn die Juden, welche auf das Elend der Völker speculirten, kauften Kinder beiderlei Geschlechts auf und führten sie in die Seehäfen, wohin griechische und venetianische Schiffe kamen, um sie abzuholen und den Saracenen zu überliefern. Noch andere, die für den Dienst im Harem bestimmten Eunuchen, kamen aus Frankreich, wo es große Eunuchen-Anstalten gab, welche von Juden geleitet wurden. Die von Verdun war sehr berühmt, [4] und es gab noch andere im Süden. [5]

Da die meisten dieser Gefangenen noch in jungen Jahren waren, wenn sie in Spanien ankamen, nahmen sie leicht die Religion, die Sprache und die Sitten ihrer Herren an. Mehrere unter ihnen erhielten eine sorgfältige Erziehung, so daß sie später darauf hielten, sich

---

[1]) Makkari Bd. I S. 92.

[2]) Siehe Ibn-Chaukal, Leydener Man. S. 39. Die Chronisten von Cordova geben Otto I. den Titel: „König der Slaven"; siehe Ibn-Adhâri Bd. II S. 234; Makkari Bd. I S. 235.

[3]) Ibn-Chaukal S. 39.

[4]) Liudprand, Antapodosis, l. VI c. 6.

[5]) Ibn-Chaukal S. 39; Makkari Bd. I S. 92. Vergl. Reinaud, Invasions des Sarrasins en France S. 233 f.

Bibliotheken anzulegen und Verse zu dichten. Dieser gelehrten Slaven war eine so große Zahl, daß einer unter ihnen, ein gewisser Chabîb, ihren Dichtungen und ihren Abenteuern ein ganzes Buch widmen konnte.[1]

Die Slaven waren stets sehr zahlreich am Hofe und in der Armee der Emire von Cordova gewesen; aber niemals waren sie es in dem Grade wie unter Abderrachmân III. Ihre Anzahl stieg damals bis auf 3750 nach Einigen, bis auf 6087 nach Anderen; ja noch Andere bringen sie sogar bis auf 13,750.[2] Vielleicht beziehen sich diese Zahlen auf verschiedene Zeiten der Regierung Abderrachmân's; denn soviel ist gewiß, daß dieser Fürst unaufhörlich die Zahl seiner Slaven vermehrte. Obgleich sie sebst Sklaven waren, hatten sie dennoch ihrerseits Sklaven in ihrem Dienst und besaßen sehr ausgebreitete Ländereien. Abderrachmân belehnte sie mit den wichtigsten militärischen und bürgerlichen Aemtern, und in seinem Hasse gegen die Aristokratie zwang er Männer von hoher Abkunft, welche die Herren der Wüste unter ihren Vorfahren zählten, sich vor diesen Emporkömmlingen, welche sie aufs höchste verachteten, zu beugen.

Die Adeligen waren darum sehr unzufrieden mit dem Khalifen, als dieser den Plan entwarf, einen die früheren an Bedeutung übertreffenden Feldzug gegen den König von Leon zu unternehmen. Zu diesem Ende machte er große Anstalten, rief hunderttausend Mann unter die Fahnen, und da er es völlig sicher glaubte, daß er einen glänzenden und entscheidenden Sieg gewinnen werde, gab er dieser Expedition, die er erst unternehmen wollte, im Voraus den Namen „Feldzug der höchsten Gewalt.“ Zu seinem Unglück ernannte er einen Slaven, Nadschda, zum Oberbefehlshaber der Armee. Diese Wahl trieb den Zorn der arabischen Hauptleute aufs höchste. Sie schworen in ihrer Wuth, der Khalif solle mit einer schimpflichen Niederlage und Flucht seine Verachtung des alten Adels büßen.

Im Jahre 939 machte die Armee sich auf zum Feldzug und nahm den Weg nach Simancas. Ramiro II. und seine Verbündete, Tota, die Königin-Regentin von Navarra, rückten ihm entgegen, und am fünften August entwickelte sich der Kampf. Die arabischen Hauptleute ließen sich schlagen und zogen sich zurück; da aber geschah, was sie nicht vorhergesehen hatten. Die Leoner fingen an, die Moslim's zu verfolgen. Bei der Stadt Alhandega, südlich von Salamancas, an den Ufern des

[1]) Makkari Bd. II S. 57.
[2]) Makkari Bd. I S. 372, 373.

Tormes angekommen, sammelten sich die Moslim's und wandten sich gegen den Feind; aber sie wurden vollständig geschlagen, und der Khalif selbst entrann nur mit Mühe den Schwertern der Christen. Von Alhandega an war es kein Rückzug mehr, sondern vollständige Flucht. Keine Ordnung mehr, keine Disciplin; man trat aus den Reihen, man rief: Rette sich wer kann! Fußvolk und Reiterei zogen durch einander; Soldaten und Officiere blieben auf dem Wege liegen; ganze Regimenter verschwanden.

Der vollständige und glänzende Sieg, den Ramiro erfochten, fand überall ein lautes Echo. Man sprach davon im fernen Deutschland wie in den entlegensten Ländern des Orients, doch mit sehr verschiedenen Empfindungen. Hier freute man sich darüber, anderswo betrübte man sich; die Einen sahen darin eine sichere Bürgschaft für den Sieg ihres Glaubens, die Anderen eine Ursache zur ernsten Beunruhigung.

Der Khalif selbst war sehr niedergeschlagen. Sein Feldherr Nadschda war getödtet worden;[1] der Vicekönig von Saragossa, Mohammed ibn-Hâschim, welcher in der ersten Schlacht, der von Simancas, gefangen genommen war, schmachtete in einem Kerker zu Leon;[2] seine Armee war vernichtet, er selbst entkam endlich der Gefangenschaft oder dem Tode nur durch ein Wunder, und während seiner Flucht hatte er nur noch neunundvierzig Mann um sich. Alles das hatte auf sein Gemüth einen solchen Eindruck gemacht, daß er später seine Armee nie mehr begleitete, wenn es zu einem Feldzug ging.[3]

Zum Glück für den Khalifen brach unter den Christen ein Bürgerkrieg aus, welcher Ramiro verhinderte, aus dem Vortheile, den er errungen hatte, Nutzen zu ziehen.

Castilien strebte darnach, sich vom Königreiche Leon loszureißen. Schon unter der Regierung Ordoño's II., des Vaters Ramiro's, hatte es sich offen empört. Der König kündigte damals an, daß um diesen Streit auf gütliche Weise beizulegen, er Gericht[4] halten werde zu

---

[1]) In der Folge ist wenigstens keine Rede mehr von ihm.

[2]) Der Khalif that Alles, was er konnte, um ihn zu befreien; aber Mohammed erhielt seine Freiheit erst nach Verlauf von zwei Jahren wieder.

[3]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 171—186.

[4]) Bei Sampirus (c. 19) ist zu lesen placitum anstatt palatium, wie die Ausgabe von Florez hat. Die richtige Lesart findet man in dem Leydener Man. (Vossius Nr. 91). Lucas von Tuy (S. 92) gebraucht hier das Wort juncta (das jetzige spanische junta), was ungefähr das Selbe ist wie placitum. Vgl. Esp. Sagr. Bd. XIX S. 383 Mitte.

Tejiare oder Tellare, an den Ufern des Carrion, des Flusses, welcher Leon von Castilien trennt, und er lud die vier castilianischen Grafen ein, sich dort einzufinden. Sie kamen, aber der König ließ sie gefangen nehmen und enthaupten. Wiewohl die Leoner eingestanden, daß diese Art, Gerechtigkeit zu üben, ein wenig von der Regel abweiche, bewunderten sie doch die Weisheit des Königs;[1] aber die Castilianer waren anderer Meinung. Ihrer Anführer beraubt, waren sie für den Augenblick völlig ohnmächtig geworden; aber sie wünschten lebhaft die Stunde herbei, in der sie einen Mann an ihrer Spitze haben würden, welcher im Stande wäre, sie an den treulosen Leonern zu rächen.

Diese ungeduldig erharrte Stunde sollte endlich schlagen. Castilien sollte einen Rächer finden in seinem Grafen Ferdinand Gonzalez, welcher einer der Lieblingshelden des Mittelalters geworden ist und dessen Name noch heutiges Tages von den Castilianern nur mit hoher Achtung ausgesprochen wird.

So lange noch die furchtbaren Heere Abderrachmân's III. seine Klöster, Festungen und selbst seine Hauptstadt niederbrannten, hatte Ferdinand, „der ausgezeichnete Graf", wie man ihn nannte,[2] nicht daran denken können, sein Vaterland zu befreien; aber jetzt, da man nichts mehr von Seiten der Araber zu befürchten hatte, glaubte er, der Augenblick sei gekommen, wo er die Aufgabe erfüllen könne, welche er als die seinige erkannt hatte. Er erklärte dem Könige den Krieg.[3] Der Khalif benützte dies, um seine Armee wieder in Stand zu setzen, und schon im November des Jahres 940 gelang es ihm, die Grenzen von Leon durch den Statthalter von Badajoz,[4] Achmed ibn-Jila[5], verheeren zu lassen.

Zu der selben Zeit schien das Glück ihn in Afrika für das Mißgeschick, das ihn in Spanien getroffen, entschädigen zu wollen.

Auch schon bis dahin hatte Abderrachmân willkommene Erfolge in Afrika errungen; aber die Medaille hatte doch ihre Kehrseite gehabt. Von Zeit zu Zeit waren seine Vasallen geschlagen worden, so sehr sie auch versucht hatten, Uebereinstimmung in ihre Operationen zu bringen; oft sogar war er nicht im Stande gewesen, sie zu verhindern, sich untereinander zu bekämpfen; aber es war ihm wenigstens ge-

---

1) Siehe Sampirus c. 19.
2) Egregius comes. Siehe Berganza Bd. I S. 215.
3) Sampirus c. 23.
4) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 140.
5) Ibn-Adhârî Bd. II S. 226.

lungen, die Fatimiden in Afrika zu beschäftigen, er hatte sie außer Stand gesetzt, an den Küsten Spaniens zu landen, und dies war im Grunde Alles, was er wollte. Jetzt aber schien er auf dem Punkte zu sein, viel mehr zu erhalten.

Ein viel furchtbarerer Feind als alle anderen Widersacher zusammengenommen hatte gegen die Fatimiden die Fahne des Aufruhrs erhoben. Es war Abû-Jezîd vom berberischen Stamme Iforen. Als Sohn eines Kaufmannes war er in seiner Jugend viel mit den Lehrern der Nonconformisten-Secte umgegangen, welche in Afrika noch eine große Zahl von Anhängern hatte. Später, als der Tod seines Vaters ihn in dürftige Umstände versetzt, hatte er sein Brod dadurch erworben, daß er Kinder im Lesen unterrichtete. Erst Schulmeister, wurde er dann Missionar, ebenso wie der Gründer des Fatimidenreiches; als solcher wiegelte er die Berbern auf im Namen der wahren Religion und der Freiheit und versprach ihnen eine republicanische Regierung, sobald sie Kairawân, die Hauptstadt, genommen hätten. Sein Erfolg war ebenso wunderbar, wie der seiner Feinde vor einigen Jahren gewesen war. Die Armeen der Fatimiden schmolzen wie der Schnee im Frühling vor diesem kleinen, häßlichen Mann, der in grobe Wolle gekleidet war und auf einem grauen Esel ritt. Die Sunniten, welche von den Gotteslästerungen und der Unduldsamkeit der Fatimiden so viel zu leiden hatten, strömten in Menge unter seine Fahnen; ja sogar ihre Fakih's und ihre Eremiten nahmen die Waffen, um dem Führer der Nonconformisten zum Siege zu verhelfen. Dieser schien es sich zur Pflicht gemacht zu haben, die Hoffnung, welche sie in seine Toleranz setzten, zu rechtfertigen. Als er im Jahre 944 seinen Einzug in die Hauptstadt hielt, rief er die Segnungen des Himmels auf die beiden Khalifen herab, welche die Fatimiden hatten verfluchen lassen, und lud die Einwoher der Stadt ein, sich nach dem Ritus Mâlik's, welchen die Fatimiden verpönt hatten, zu richten. Die Sunniten athmeten endlich auf. Nun konnten sie wieder Processionen halten mit Fahnen und Trommeln, eine Freude, deren sie viele Jahre beraubt gewesen waren, und Abû-Jezîd, der bei diesen feierlichen Gelegenheiten, selbst als Anführer fungirte, gab ihnen noch einen anderen Beweis seiner Duldsamkeit: er schloß ein Bündniß mit dem Khalifen von Spanien, und indem er ihm Gesandte schickte, erkannte er ihn, wenn auch nicht als zeitliches, so doch als geistliches Oberhaupt der weiten Besitzungen an, welche er soeben erobert hatte.[1]

---

[1]) Mehrere Chronisten geben ganz falsche Nachrichten über den ersten Aufenthalt

Die Fatimiden schienen gestürzt. Während ihr Khalif Kâjim, Sohn und Nachfolger Obaidallâh's, in Mahdia eng von dem furchtbaren Abû-Jezîd blockirt war, nahm der Khalif von Spanien mit seinen afrikanischen Vasallen ihm beinahe den ganzen Nordwesten und regte ihm überall Feinde auf. Er schloß ein Bündniß mit dem Könige von Italien, Hugo von der Provence, welcher das Unglück Genua's zu rächen hatte, denn diese Stadt war von einem fatimidischen Admiral geplündert worden; ein anderes Bündniß schloß er mit dem Kaiser von Constantinopel, welcher vor Verlangen brannte, Kâjim die Insel Sicilien zu nehmen.[1]

Im Augenblick änderte sich jetzt die ganze Lage. Von seinen Siegen berauscht, hatte Abû-Jezîd eine Regung von Stolz; nicht zufrieden mit dem thatsächlichen Besitz der Macht und vergessend, welchen Mitteln er sie verdankte, wollte er auch ihren Schein und eitlen Pomp besitzen: also vertauschte er seinen groben Wollenmantel mit einem seidenen Talar, seinen grauen Esel mit einem herrlichen Pferde. Diese Thorheit stürzte ihn. In ihren Anschauungen von Gleichheit und Freiheit verletzt, verließen ihn die meisten seiner Anhänger, theils um in ihre Wohnungen zurückzukehren, theils um zum Feinde überzugehen. Jetzt gab Abû-Jezîd, durch Erfahrung klug geworden, die Gewohnheiten des Luxus, die er sich zugeeignet, wieder auf und nahm zugleich mit seinem Wollenmantel seine einfache und strenge Lebensweise von früher her, wieder an. Aber es war zu spät; der Nimbus, welcher ihn sonst umgeben, war verschwunden. Vielleicht hätte er noch auf die Sunniten rechnen können, wenn er sie nicht in einer Anwandlung von wildem Fanatismus über seine vorgebliche Toleranz aufgeklärt hätte. Am Abend vor einem Kampfe hatte er seinen Kriegern befohlen, die Soldaten von Kairawân, ihre Waffenbrüder, der Wuth der Fatimiden Preis zu geben. Dieser treulose Befehl wurde pünktlich vollstreckt. Von nun an bekamen die Sunniten einen Abscheu vor ihm; einen Tyrannen gegen den Tyrannen, ein Ketzerhaupt gegen das andere, zogen sie den fatimidischen Khalifen vor, umsomehr, als Al-Mançûr, welcher eben seinem Vater gefolgt war, ein wenig mehr werth war als

---

Abû-Jezîd's in Kairawân. Ich bin Ibn-Sabûn gefolgt (bei Ibn-Adhâri Bd. I S. 224—226), einem Schriftsteller, welcher beinahe ein Zeitgenosse Abû-Jezîd's war und dessen umständlicher Bericht einen Stempel der Wahrscheinlichkeit trägt, wie ihn die anderen nicht haben.

[1]) Vgl. Kairaouânî, Histoire de l'Afrique S. 104, übers. von Pellissier und Rémusat.

seine Vorgänger. Gezwungen, die Belagerung von Mahdia aufzuheben, kam Abû-Jezîd zu Kairawân an, wo er nur mit Mühe einer Verschwörung entkam, welche die Einwohner gegen ihn angesponnen hatten. Lange Zeit von den fatimidischen Soldaten verfolgt, fiel er endlich, von Wunden über und über bedeckt, in ihre Hände. Er wurde in einen eisernen Käfig gesetzt, und als er gestorben war (947), wurde seine Haut, mit Stroh ausgestopft, durch die Straßen von Kairawân getragen und an den Wällen von Mahdia aufgehängt, wo sie hängen blieb, bis die Winde die letzten Reste zerstreuten.[1]

Der Untergang der Nonconformisten war für Abderrachmân III. beinahe ein ebenso schwerer Schlag als die Niederlagen von Simancas und Alhandega gewesen. Im Westen gewannen die Fatimiden schnell das Terrain wieder, welches sie verloren hatten, und zwangen die Vasallen Abderrachmân's, Zuflucht am Hofe von Cordova zu suchen.

Im Norden dagegen ging Abderrachmân Alles nach Wunsch, was ebenso viel heißen will, als daß das Land fortwährend von heftiger Zwietracht heimgesucht war. Wie schon erwähnt, war zwischen Ramiro II. und Ferdinand Gonzalez ein Krieg ausgebrochen. Das Glück hatte den ersteren begünstigt. Nachdem er seinen Feind überfallen, hatte er ihn zu Leon in einen Kerker werfen lassen;[2] dann hatte er die Grafschaft Castilien, anfangs dem Leoner Assur Fernandez, Grafen von Monza,[3] nachher seinem eigenen Sohne Sancho,[4] gegeben und sich sogar die Allodialgüter Ferdinand's angeeignet. Freilich behielt er sie nicht alle für sich selbst. Da er sich beliebt machen wollte, gab er einige an die einflußreichsten Ritter und Cleriker der Provinz.[5] Indessen erreichte er seinen Zweck nicht. Wiewohl sie im Ganzen aus der Freigebigkeit des Königs Nutzen zogen, blieben die Castilianer doch ihrem alten Grafen mit Leib und Seele ergeben. Derjenige, welchen der König ihnen gegeben hatte, war in ihren Augen nur ein Eindringling. In den Actenstücken über den Verkauf, die Schenkung u. s. w., wo man nach dem Datum den Namen des Königs und den des Grafen zu setzen pflegte, nannten sie mitunter den Grafen, welchen der König ihnen aufgedrungen hatte; aber sie thaten es nur dann,

---

[1]) Siehe über Abû-Jezîd: Ibn-Adhârî, Ibn-Khaldûn, Kairawâni, Abûlfeda u. s. w.

[2]) Sampirus c. 23.

[3]) Siehe die von Berganza veröffentlichte Urkunde Bd. II Escr. 32, und Risco, Historia de Leon Bd. I S. 211.

[4]) Siehe die von Berganza veröffentlichten Urkunden, Bd. II.

[5]) Er gab z. B. die Obstgärten des Grafen an das Kloster Cardeña. Siehe die Urkunde vom 23. August 944, bei Berganza Bd. II Escr. 34.

wenn sie nicht anders konnten, das heißt, wenn die Behörde sie beobachtete; gewöhnlich nannten sie Ferdinand Gonzalez.[1] Sie bewiesen ihre Liebe zu ihm noch auf eine andere Art. Sie setzten ihm eine Statue und brachten diesem Steinbilde ihr Huldigung dar.[2] Als sie darauf anfingen über die lange Gefangenschaft[3] Ferdinand's ungeduldig zu werden, faßten sie einen kühnen Entschluß. Hier muß ich die Worte einer schönen alten Romanze anführen:[4]

„Alle haben einstimmig geschworen, nicht wieder nach Castilien zurückkehren zu wollen ohne den Grafen, ihren Herrn.

„Sie haben sein steinernes Bild auf einen Wagen gesetzt, fest entschlossen, nicht wieder zurückzukehren, wenn er nicht mit ihnen käme.

„Sie haben mit aufgehobener Hand geschworen, daß Jeder, der aus den Reihen trete, als Verräther behandelt werden solle.

„Sie brachten ihre Huldigung dar, sie stellten das Banner des Grafen an die Seite der Bildsäule, und Alle, von den Jünglingen bis zu den Greisen, küßten dem Bilde die Hand.

„Sie haben Burgos sammt den umliegenden Orten zur Wüste gemacht; es blieben dort nur Frauen und Kinder."

Durch die Annäherung der Castilianer eingeschüchtert, gab der König endlich nach. Er schenkte Ferdinand die Freiheit, aber erst nachdem er ihm sehr demüthigende und harte Bedingungen auferlegt hatte. Ferdinand wurde gezwungen, Treue und Gehorsam zu schwören, mußte all seinen Besitzthümern entsagen und sich verpflichten, seine Tochter Urraca dem ältesten Sohne des Königs, Ordoño, zur Ehe zu geben.[5] Um diesen Preis wurde er frei gelassen; aber es war natürlich, daß er in Zukunft nicht mehr seinen helfenden Arm einem Könige leihen wollte, welcher ihn gezwungen hatte, einen solchen Vertrag zu unterzeichnen. Die Castilianer, denen es nicht gelungen war, Denjenigen, welchen sie noch immer ihren Herrn nannten, wieder in den Besitz der Grafschaft einzusetzen, waren nicht besser gestimmt. Ramiro II. hatte also die Stütze seines besten Heerführers und die Mithilfe

---

1) Siehe die von Berganza veröffentlichten Urkunden.

2) Cronica rimada S. 2 (in den Wiener Jahrbüchern, Anzeigeblatt des Bandes CXVI).

3) Vgl. Sampirus c. 23.

4) Juramento llevan hecho.

5) Sampirus c. 23.

seiner tapfersten Unterthanen verloren. Daher sein Unvermögen. Er ließ die Moslim's i. J. 944 ungestört eine Razzia machen und dann noch zwei im J. 947;[1] er verhinderte sie nicht, die Stadt Medinaceli wieder aufzubauen und zu befestigen; sie wurde nun das Bollwerk des arabischen Reiches gegen Castilien.[2] Der Sieger von Simancas und Alhandega hielt sich kaum im Vertheidigungsstand. Erst im Jahre 950 bemächtigte er sich von neuem des moslimischen Gebietes und trug einen Sieg bei Talavera davon;[3] aber das war sein letzter Triumph: im Januar des folgenden Jahres[4] war er schon nicht mehr am Leben.

Nach seinem Tode brach ein Erbfolgekrieg aus. Zweimal vermählt, hatte Ramiro von seiner ersten Gattin, einer Galizierin, einen Sohn, Namens Ordoño, und von seiner zweiten Gemahlin, Urraca, der Schwester Garcia's von Navarra, noch einen Sohn, Namens Sancho.[5] Als Aeltester, machte Ordoño natürlich Ansprüche auf den Thron; aber Sancho, welcher mit Grund auf die Unterstützung der Navarreser rechnete, machte gleichfalls seine Ansprüche geltend und bemühte sich, Ferdinand Gonzalez und die Castilianer zu sich hinüber zu ziehen. Unter den gegebenen Umständen war die Wahl unter den beiden Bewerbern für Ferdinand nicht schwer. Ordoño war zwar sein Schwiegersohn; aber wie war er es geworden? Durch unerträglichen Zwang. Seine Sympathie für Ordoño konnte also nicht sehr groß sein. Alles zog ihn vielmehr zu Sancho hin, ebenso die Bande des Blutes wie sein Interesse. Sancho war sein Neffe;[6] er hatte Tota von Navarra, die Schwiegermutter Ferdinand's, für sich, und hätte der letztere noch zögern können, so würden die glänzenden Anerbietungen Sancho's seine Unentschlossenheit überwunden haben; denn dieser versprach, ihm seine eingezogenen Güter und die Grafschaft Castilien zurückzugeben. Ferdinand erklärte sich deshalb für ihn, rief seine Truppen zu den Waffen und rückte, von Sancho und einer navarresischen Armee begleitet, gegen die Stadt Leon, um Ordoño III. die Krone zu entreißen.[7]

---

1) Ibn-Adhârî Bd. II S. 226, 227, 230.
2) Ibn-Adhârî Bd. II S. 229, 230.
3) Sampirus c 24.
4) Siehe meine Recherches Bd I S. 186—189.
5) Manuscript von Meya.
6) Die Mutter Sancho's und die Gemahlin Ferdinand's waren Schwestern.
7) Siehe Sampirus c. 25.

„Der Ewige,“ so sagt ein arabischer Chronist,[1] „hatte diesen Bürgerkrieg entstehen lassen, um den Moslim's Gelegenheit zu geben, Siege zu erfechten.“ In der That, während die Christen sich unter den Mauern Leons erwürgten, siegten die Feldherrn Abderrachmân's an allen Punkten der Grenze. Jeder Bote, der von Norden kam, brachte nach Cordova die Nachricht einer glücklichen Razzia oder eines herrlichen Sieges. Der Khalif konnte dem Volke eine Masse von Glocken, Kreuzen, abgeschnittenen Köpfen zeigen; einmal, im Jahre 955, zählte man fünftausend Köpfe, und man sagte, daß ein anderes Mal ebenso viele Castilianer — denn sie waren die Geschlagenen — in der Schlacht umgekommen seien.[2] Es ist wahr, daß Ferdinand Gonzalez einen Sieg bei San Estevan de Gormaz[3] davon trug; es ist nicht minder wahr, daß Ordoño III., nachdem er endlich seinen Bruder geschlagen und die Galizier, welche sich ebenfalls empört hatten, gezwungen, ihn anzuerkennen, Wiedervergeltung übte, indem er Lissabon plünderte;[4] aber dies war ein schwacher Ersatz für das Uebel, welches die Moslim's den Christen zugefügt, und Ordoño, der neue Empörungen fürchtete, wünschte lebhaft den Frieden herbei. Im Jahre 955 schickte er einen Gesandten nach Cordova, um ihn zu fordern.[5] Abderrachmân, der ihn ebenfalls ersehnte, weil er die Absicht hatte, seine Waffen nach einer andern Richtung zu wenden, lieh den Vorschlägen Ordoño's ein williges Ohr und im folgenden Jahre schickte er Mohammed ibn-Chosain und den gelehrten Juden Chasdaj ibn-Schabrût, den Oberaufseher der Zölle, als Gesandte nach Leon. Die Unterhandlungen dauerten nicht lange. Nachdem Ordoño seine Bereitwilligkeit zu Concessionen erklärt hatte (er versprach wahrscheinlich, gewisse Festungen auszuliefern oder sie wenigsten schleifen zu lassen), setzte man die Bedingungen eines Vertrages auf, worauf die Gesandten nach Cordova zurückkehrten, um ihn durch den Khalifen bestätigen zu lassen; aber da er kaum noch auf den morgenden Tag rechnen konnte (er war beinahe siebenzigjährig), meinte Abderrachmân, die Sache gehe eher seinen Sohn an als ihn selbst. Darum zog er ihn zu Rathe und überließ es seiner Entscheidung. Chacam war sehr friedlich gesinnt und erklärte daher, daß nach seiner Meinung der Vertrag bestätigt wer-

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 233.
[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 233, 234, 235, 236.
[3]) Chronicon de Cardeña S. 378.
[4]) Sampirus c. 25.
[5]) Ibn-Khaldûn fol. 15 v.

den müsse, und darauf unterzeichnete der Khalif ihn.[1] Kurze Zeit *darauf schloß er einen anderen* Vertrag mit Ferdinand Gonzalez ab,[2] *so daß die Moslim's in Spanien* keine anderen Feinde mehr hatten als nur die *Navarresen.*

Wenn Abderrachmân dieses Mal nachgiebiger war als gewöhnlich, so kam es daher, weil er seine Waffen jetzt gegen die Fatimiden wenden wollte. Die Macht dieser Fürsten wuchs von Tage zu Tage. Vor Verlangen brennend, sich an den Herrschern Europa's zu rächen, welche sich schon auf ihren Sturz gefreut hatten, weil sie ihn für völlig ausgemacht hielten, hatten sie den Kaiser von Constantinopel die ganze Schwere ihrer Rache fühlen lassen, indem sie Calabrien verwüsteten.[3] Nun kam die Reihe an Abderrachmân. Im Jahre 955, als allem Anschein nach Mo'izz, der vierte fatimidische Khalif, schon eine Landung in Spanien beabsichtigte, ereignete es sich, daß ein großes Schiff, welches Abderrachmân mit Waaren nach Alexandrien geschickt hatte, auf dem Meere einem anderen Schiff begegnete, das von Sicilien kam und auf dem sich ein Bote befand, den der Statthalter dieser Insel an seinen Herrn Mo'izz abgeschickt hatte. Dieser letzte Umstand scheint dem Befehlshaber des andalusischen Schiffes nicht unbekannt gewesen zu sein. Es wäre sogar möglich, daß Abderrachmân vermuthet hatte, die Depeschen, deren Träger der Bote war, beträfen einen Angriffsplan auf Spanien, und daß er dem Befehlshaber aufgetragen hatte, sie aufzufangen. Wie dem auch sei, der andalusische Befehlshaber griff das sicilianische Schiff an, nahm es, plünderte es und bemächtigte sich der Depeschen.

Mo'izz gebrauchte sogleich das Wiedervergeltungsrecht. Auf seinen Befehl mußte der Statthalter von Sicilien sich mit einer Flotte nach Almeria begeben; er nahm oder verbrannte die Schiffe, die er in diesem Hafen fand. Er bemächtigte sich auch des Schiffes, welches den Anlaß zu dieser Expedition gegeben hatte und gerade von Alexandrien zurückkam, von wo es Sängerinnen und kostbare Waaren für den Khalifen brachte. Darauf schifften sich die Truppen des Statthalters ein, um die Umgegend Almeria's zu plündern, worauf sie wieder in See gingen.[4]

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 237 (statt Schabrût, wie das Manuscript hat, ist zu lesen: Chasdaj ibn-Schabrût); Ibn-Khaldûn fol. 15 v.

[2]) Ibn-Khaldûn fol. 15 v.

[3]) Siehe Amari, Storia dei musulmani di Sicilia Bd. II S. 242—248.

[4]) Siehe Amari a. a. O. S. 249, 250 und die Schriftsteller, welche er anführt.

Abderrachmân antwortete auf diesen Angriff in energischer Weise. Zuerst ordnete er an, daß man jeden Tag die Fatimiden in den öffentlichen Gebeten verfluchen solle;[1] dann beauftragte er seinen Admiral Ghâlib, die Küsten von Ifrikia zu plündern. Diese Expedition hatte indessen nicht den Erfolg, den sich der Khalif davon versprochen. Die Andalusier erfochten wohl einige Vortheile, aber zuletzt wurden sie von den Truppen, welche die Provinz besetzt hielten, zurückgetrieben und gezwungen, sich wieder einzuschiffen.

Soweit war Abderrachmân mit dem Kriege gegen die Fatimiden gekommen, als die Unterhandlungen mit dem Könige von Leon im Zuge waren. Da er alle Kräfte und Hilfsquellen des Reiches gegen Afrika wenden wollte, mußte er natürlich den Frieden mit den Christen des Nordens wünschen, und aus diesem Grunde zeigte er sich nicht sehr schwierig in den Bedingungen, unter denen der Frieden abgeschlossen wurde.

Jetzt aber da der Friedensschluß erfolgt war, richtete er all seine Gedanken auf Afrika. Ein großer Feldzug wurde vorbereitet. Die Arbeiter in den Schiffswerften hatten keinen Augenblick Ruhe; Truppen bewegten sich von allen Seiten nach den Seehäfen, und Matrosen wurden zu Tausenden angeworben: als auf einmal der Tod Ordoño's III., welcher im Frühling des Jahres 957[2] erfolgte, alle Pläne des Khalifen zerstörte.

Wir haben weiter oben gesehen, daß Ordoño den Frieden nur durch Zugeständnisse erhalten hatte, unter denen die Uebergabe oder das Niederreißen einiger Festungen den Hauptpunkt bildeten. Nun aber verweigerte Sancho, der frühere Rival seines Bruders, dem er jetzt ohne Hinderniß gefolgt war, diese Bedingung des Vertrages auszuführen. So sah Abderrachmân sich gezwungen, gegen das Königreich Leon die Kräfte zu gebrauchen, welche er nach Afrika hatte schicken wollen, und gab dem tapferen Achmed ibn-Jila, dem Statthalter von Toledo,[3] seine Befehle in diesem Sinne. Dieser Feldherr zog ins Feld, und im Juli errang er einen großen Sieg über den König von

---

¹) Ibn-Adhârî Bd. II S. 237.

²) Der Name Ordoño III. kommt auf den Urkunden bis in den März des Jahres 957 vor; siehe Esp. sagr. Bd. XXXIV S. 268. Auch die Vergleichung mit den arabischen Chroniken zeigt, daß das Datum, unter welchem die Handschriften des Sampirus den Tod dieses Königs ansetzen (955), falsch ist.

³) Abderrachmân hatte ihm i. J. 954 diesen Posten verliehen; siehe Ibn-al-Abbâr S. 140 und Ibn-Adhârî Bd. II S. 235.

Leon.[1] Dieser Triumph war für den Khalifen ein Trost; er hatte diesen neuen Krieg durchaus nicht gewünscht und würde ihn gern, hätte die Ehre es ihm erlaubt, vermieden haben. Bald, dachte er, würde er einen noch besseren Trost haben, nämlich den, seine Feinde zu seinen Füßen zu sehen.

---

[1]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 237, letzte Zeile, und S. 238.

IV.

„Der König Sancho," sagt ein arabischer Schriftsteller, [1] „war eitel und stolz." Diese Phrase ist jedenfalls einem leonischen Chronisten jener Zeit entnommen; [2] im Munde dieser Schriftsteller bedeutet es so viel, daß Sancho die Macht der Adeligen zu brechen suchte und darnach strebte, die unumschränkte Autorität wieder herzustellen, welche seine Vorfahren besessen hatten. Daher der Haß, den die Großen gegen ihn hegten. Zum Hasse gesellte sich die Verachtung. Sancho hatte die Eigenschaften verloren, die er früher besessen und welche seine Unterthanen an ihm am meisten schätzten. Der arme Fürst war zu einer lästigen Wohlbeleibtheit gekommen, so daß er nicht mehr zu Pferde steigen konnte und auch im Gehen sich auf Jemanden stützen mußten. [3] So war er ein Gegenstand des Gespöttes geworden, und nach und nach fing man an zu sagen, man müsse diesen lächerlichen, verfehlten König absetzen. Ferdinand Gonzalez, welcher nach dem Titel eines Erwählers von Königen zu streben schien und schon einmal, aber ohne Erfolg, versucht hatte, einen König zu creiren, schürte und leitetete die Unzufriedenheit der Leoner. [4] Es bildete sich eine Verschwörung in der Armee, und eines Tages, im Frühling des Jahres 958, [5] wurde Sancho aus dem Königreiche verjagt.

[1]) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 104.

[2]) Sampirus sagt ungefähr das Selbe von Ramiro III.

[3]) Siehe das Gedicht von Dunasch, Strophe 4, bei Luzzatto, Notice sur Abou-Jousouf Hasdaï ibn-Schaprout S. 24.

[4]) Siehe Ibn-Khaldûn fol. 15 v. und in meinen Recherches Bd. I S. 105.

[5]) Siehe Esp. sagr. Bd. XXXIV S. 269.

Während der entthronte König traurig seinen Weg auf Pampelona zu nahm, die Residenz seines Oheims Garcia, trat Ferdinand Gonzalez mit den anderen Großen zusammen, um einen andern König zu wählen. Ihre Wahl fiel auf Ordoño, den vierten des Namens. Es war ein Sohn Alphons' IV., also ein leiblicher Vetter Sancho's. Außer seiner Geburt konnte ihn nichts den Stimmen der Wähler empfehlen. Mit mißgestaltetem Wuchs (er war buckelig [1]) verband er einen kriechenden, niederen [2] und bösartigen Charakter, so daß man ihn später nicht anders nannte als Ordoño den Bösen; [3] aber weil es damals in der königlichen Familie keinen andern Erwachsenen gab, mußte man ihn wählen, und der Graf von Castilien gab ihm seine Tochter, die Wittwe Ordoño's III., zur Gemahlin, welche so zum zweiten Male Königin von Leon wurde. [5]

In dem selben Augenblicke, als man ihm auf diese Weise einen Nachfolger gab, erzählte Sancho in Pampelona das Mißgeschick, welches ihn betroffen. Seine Großmutter, die alte ehrgeizige Tota, welche noch Navarra im Namen ihres Sohnes regierte, wiewohl dieser Sohn seit langer Zeit in dem Alter war, allein regieren zu können, nahm sich seiner Sache mit großer Wärme an und schwor, ihn wieder einzusetzen, wie hoch auch der Preis sei. Indessen war die Sache doch nicht so leicht, denn einmal hatte Sancho in seinem alten Königreich keinen einzigen einflußreichen Freund, und ferner war er zu schwach, um allein Leon und Castilien anzugreifen. Tota mußte also einen Verbündeten und zwar einen sehr mächtigen suchen. Ferner war es durchaus nothwendig, daß Sancho, um sich auf seinem Throne, wenn er ihn einmal wieder erobert hatte, halten zu können, nicht länger durch seine unglückliche Corpulenz ein Gegenstand des Gespöttes bleibe. Diese Corpulenz war nicht natürlich; sie ging aus einer krankhaften Anlage hervor, und ein geschickter Arzt hätte sie leicht heben können; aber nur in Cordova, der Stadt, die damals der Mittelpunkt aller Aufklärung war,

[1]) Siehe Ibn-Adhâri Bd. II S. 201, Z. 2.

[2]) Siehe weiter unten über die Audienz Ordoño's IV. bei Chacam II.

[3]) El Malo auf Spanisch, al-khabîth auf Arabisch (siehe Makkari Bd. I S. 252 Z. 3).

[4]) Durch einen Interpolator des Sampirus getäuscht, welcher eine Masse Irrthümer in die Geschichte des Königreiches Leon gebracht, hat man oft gesagt, Ordoño III. habe Urraca verstoßen, als Ferdinand sich gegen ihn empörte. Risco (Esp. sagr. Bd. XXXIV S. 267, 268) hat aus Urkunden nachgewiesen, daß Urraca bis ans Ende der Regierung Ordoño's III. seine Gattin geblieben ist.

[5]) Sampirus c. 26.

konnte man hoffen, einen solchen Arzt zu finden. Daher wollte denn auch Tota den Verbündeten, dessen sie bedurfte, in Cordova suchen. Sie entschloß sich, vom Khalifen einen Arzt zu verlangen, der ihren Enkel heilen solle, und eine Armee, um ihn wieder auf seinen Thron zu setzen. Es kostete natürlich ihrem Stolze viel, einen solchen Schritt zu thun; es war ihr sehr peinlich, daß sie genöthigt war, den Beistand eines Ungläubigen anzuflehen, gegen den sie mehr als dreißig Jahre lang im Kriege gelegen hatte und der noch kaum vor einem Jahre ihre Thäler hatte verheeren und ihre Dörfer verbrennen lassen;[1] allein ihre Liebe zu ihrem Enkel, der glühende Wunsch, ihn wieder regieren zu sehen, die Verzweiflung über seine körperliche Entstellung, alles das war stärker als ihr sehr gerechtfertigter Widerwille, und sie schickte Gesandte nach Cordova.

Als diese Gesandten dem Khalifen den Beweggrund ihres Kommens erklärt hatten, gab er ihnen zur Antwort, er wolle sehr gern einen Arzt an Sancho schicken und würde auch unter gewissen Bedingungen dem entthronten König seinen bewaffneten Beistand leisten, Bedingungen, welche durch einen seiner Minister, den er nach Pampelona senden werde, auseinander gesetzt werden sollten.

Als die navarresischen Gesandten ihn verlassen hatten, ließ Abderrachmân den Juden Chasdaj kommen, gab ihm seine Verhaltungsregeln, und befahl ihm, sich an den navarresischen Hof zu begeben. Er hätte keine bessere Wahl treffen können. Chasdaj vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, die zu einer solchen Mission erforderlich waren; er sprach die Sprache der Christen sehr gut und war zugleich Mediciner und Staatsmann. Jedermann rühmte seinen Verstand, seine Talente, seine Kenntnisse, seine große Fähigkeit, und noch kürzlich hatte ein Gesandter, der aus dem Innern Deutschlands gekommen war, erklärt, er habe nie einen Mann gesehen, der mit so feinem Verstande begabt sei.[2]

In Pampelona angelangt, gewann der Jude sogleich das Vertrauen Sancho's, nahm ihn in Behandlung und versprach ihm baldige Genesung. Er sagte ihm, der Khalif verlange für den Dienst, den er gern bereit sei, ihm zu leisten, die Uebergabe von zehn Festungen. Sancho versprach, diese auszuliefern, sobald er wieder auf seinen Thron gesetzt sei. Aber das war noch nicht Alles: Chasdaj war auch beauftragt worden, zu veranlassen, daß Tota mit ihrem Sohne und Enkel

[1]) Siehe Ibn-Abdhâri Bd. II S. 237.
[2]) Vita Johannis Gorziensis, c. 121.

nach Cordova komme. Der Khalif hatte ganz besonderes Gewicht auf diesen Punkt gelegt; denn er wollte seine Eitelkeit befriedigen und seinem Volke ein bis dahin nicht gesehenes Schauspiel gewähren: eine christliche Königin und zwei christliche Könige, welche sich demüthig zu seinen Füßen niederwarfen, um den Beistand seiner Waffen anzuflehen. Doch man konnte voraussehen, daß die stolze Tota sich einer solchen Forderung lebhaft widersetzen werde. In der That, das Unternehmen einer Reise nach Cordova war für sie ein noch viel demüthigenderer Schritt als der, zu dem sie sich schon dadurch erniedrigt, daß sie in freundschaftliche Beziehungen zu ihrem alten Feinde getreten war. Dieser Theil der Sendung Chasdaj's war daher der zarteste und schwierigste; einen solchen Vorschlag zu machen, und besonders ihn annehmbar zu machen, dazu gehörte ganz ungewöhnlicher Takt, ganz besondere Geschicklichkeit. Aber Chasdaj hatte den Ruf des gewandtesten Mannes seiner Zeit, und er rechtfertigte ihn. Die stolze Navarreserin ließ sich, um mit einem jüdischen Dichter jener Zeit zu reden, besiegen „durch den Zauber seiner Worte, durch die Macht seiner Weisheit, durch die Allgewalt seiner List und seiner tausend Kunstgriffe", und da sie glaubte, daß die Genesung ihres Enkels nur um diesen Preis erreicht werden könne, bot sie all ihre Kräfte auf, sich selbst zu überwinden, und gab endlich ihre Einwilligung zu der Reise, welche der Jude ihr vorschlug.

Das moslimische Spanien erlebte nun ein eigenes Schauspiel. Mit einer beträchtlichen Menge von Großen und Priestern im Gefolge machte sich die Königin von Navarra langsam auf den Weg nach Cordova, zugleich mit Garcia und dem unglücklichen Sancho, dessen Gesundheit sich noch nicht sehr gebessert hatte und der auf Chasdaj gestützt ging. Wenn schon dieser Anblick befriedigend war für die Nationaleitelkeit der Moslim's, so war sie dies ebenso sehr und vielleicht noch mehr für die Eigenliebe der Juden; denn war nicht Derjenige, dem man es verdankte, ein Mann ihrer Religion? So feierten denn all ihre Dichter seine Rückkehr um die Wette. „Grüßet, ihr Berge, den Häuptling Juda's!" singt einer von ihnen. „Lachen wohne auf Aller Lippen! Die dürren Felder sollen singen sammt den Wäldern! Die Wüste freue sich, sie blühe und bringe Frucht hervor, denn er kommt, das Haupt der gelehrten Schule, er kommt mit Jauchzen und Gesang! So lange er nicht da war, lag die Stadt, die anmuthig gebaute, düster und traurig; ihre Armen, die sein Antlitz nicht mehr gleich den Sternen leuchten sahen, waren betrübt; die Stolzen herrschten über uns; sie kauften und verkauften uns, als ob wir Sklaven wären;

sie streckten ihre Zungen aus, um unsern Reichthum zu verschlingen; sie brüllten wie die jungen Löwen, und wir waren erschrocken; denn unser Vertheidiger war nicht da..... Gott hat ihn uns gesetzt zu unserem Oberhaupt; er hat ihm die Gunst des Königs verliehen, welcher ihn zum Fürsten ernannt und ihn über alle anderen Würdenträger gesetzt hat. Wenn er vorübergeht, wagt niemand den Mund zu öffnen. Ohne Pfeile und ohne Schwert, allein durch seine Beredsamkeit hat er den verächtlichen Schweinefleisch-Essern Festungen und Städte genommen!"

Sobald die Königin und die beiden Könige in Cordova angelangt waren, gab der Khalif ihnen in seinem Palaste zu Zahrâ eine jener prunkvollen Audienzen,[1] welche den Fremden immer so imponirten und geeignet waren, ihnen eine hohe Vorstellung von seiner Macht und seinem Reichthum beizubringen. In der That war es ein besonders befriedigender Augenblick für Abderrachmân, als er den Sohn seines furchtbarsten Feindes, Ramiro's II., den Sohn des berühmten Siegers von Simancas und Alhandega zu seinen Füßen sah, dazu die ebenso stolze als muthige Königin, welche in jenen denkwürdigen Schlachten selbst ihre siegreichen Truppen befehligt hatte. Allein welches immer seine geheimsten Gedanken waren, er ließ nichts davon ans Tageslicht treten und empfing seine Gäste mit auserlesener Höflichkeit. Sancho wiederholte ihm, was er schon dem Chasdaj erklärt hatte, daß er die zehn Festungen, welche der Khalif forderte, hergeben wolle, und man beschloß, daß während die arabische Armee das Königreich Leon angreife, die Navarreser einen Einfall in Castalien machen sollten, um die Kräfte des Ferdinand Gonzalez auf dieser Seite in Anspruch zu nehmen.[2]

Unterdessen hatte Abderrachmân Afrika nicht aus dem Gesichte verloren. Im Gegentheil hatte er seine Rüstungen mit großer Emsigkeit betrieben, und im nämlichen Jahre, als die Königin von Navarra nach Cordova kam, schiffte sich eine zahlreiche Armee, von Achmed ibn-Jila geführt, auf siebenzig Schiffen ein. Dieses Unternehmen fiel

---

[1]) Siehe Makkari Bd. I S. 253 Z. 3, 4, 8 und 9.

[2]) Vergl. Sampirus c. 26, das hebräische Gedicht von Dunasch ben Labrat, das von Menachem ben-Saruk (bei Luzatto, Notice u. s. w. S. 24, 25, 29—31), die Stelle des Ibn-Khaldûn, welche ich Herrn Luzzatto mitgetheilt habe, und welche dieser in seiner Notice (S. 46, 47) abgedruckt hat, und die, welche man in meinen Recherches findet, Bd. I S. 105.

sehr glücklich aus; denn die Andalusier brandschatzten Mersâ-al-Kharez und verwüsteten die Umgegend von Susa wie von Tabarka.[1]

Einige Zeit darauf rückte die moslimische Armee gegen das Königreich Leon. Sancho begleiten sie. Dank den Mitteln Chasdaj's war er von seiner allzu großen Wohlbeleibtheit befreit worden und war jetzt ebenso behende und leicht wie er es früher gewesen.[2] Zamora wurde zuerst genommen,[3] und schon im April des Jahres 959 wurde die Autorität Sancho's in dem größten Theile des Königreichs anerkannt.[4] Indessen die Hauptstadt behauptete sich noch für Ordoño VI.; als dieser sich aber geflüchtet hatte, um in Asturien Schutz zu suchen,[5] ergab sie sich an Sancho in der zweiten Hälfte des Jahres 960.[6] Da r also sein Königreich wieder gewonnen hatte, schickte Sancho eine Gesandtschaft an den Khalifen, um ihm für die Hilfe zu danken, welche er ihm geliehen, und schrieb zu gleicher Zeit an all seine Nachbarn, um ihnen anzuzeigen, daß er den Thron wieder eingenommen habe. In diesen Briefen tadelte er in sehr energischen Ausdrücken die Unredlichkeit des Grafen von Castilien.[7] Vielleicht flößte dieser ihm damals noch Furcht ein; aber wenn es so war, so verschwand sie doch bald. Der früheren Uebereinkunft zufolge hatten die Navarreser Castilien an sich gerissen, und in diesem selben Jahre, 960, lieferten sie dem Grafen eine Schlacht, in der sie das Glück hatten, ihn zum Gefangenen zu machen.[8] Von jetzt an war die Sache Ordoño's verloren. Gehaßt und verachtet von aller Welt, hatte er sich nur durch den Einfluß Ferdinand's halten können, dessen Werkzeug er war. Die Asturier vertrieben ihn aus ihrer Provinz und unterwarfen sich Sancho. Ordoño suchte ein Asyl in Burgos.[9] Wir werden später sehen, was aus ihm wurde.

Im selben Augenblick, als diese Dinge sich im Norden zutrugen, hatte der Khalif die Unvorsichtigkeit, sich den scharfen Winden des März

---

[1]) Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern Bd. II S. 542 der Uebersetzung; vgl. Ibn-Abhârî Bd. II S. 238.

[2]) Sampirus c. 26.

[3]) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 105.

[4]) Esp sagr. Bd. XXXIV S. 270.

[5]) Sampirus c. 26.

[6]) Esp. sagr. Bd. XXXIV S. 270, 271.

[7]) Ibn-Khaldûn fol. 15 v.

[8]) Annales Compostellani; Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 105.

[9]) Sampirus c. 26.

auszusetzen; er wurde krank, und man fürchtete für sein Leben Dieses Mal indessen gelang es den Aerzten noch, die Gefahr zu beseitigen, und im Juli hatte Abderrachmân seine Gesundheit wieder so weit erlangt, daß er seinen höchsten Beamten Audienz geben konnte. Aber seine Heilung war nur scheinbar. Es trat ein Rückfall ein, und am sechszehnten October des Jahres 961 [1] gab er im Alter von siebenzig Jahren, im neunundvierzigsten Jahre seiner Regierung seinen Geist auf.

Unter den omaijadischen Fürsten, welche in Spanien regiert haben, gebührt Abderrachmân III. unbestreitbar der erste Platz. Was er ausgerichtet hat, grenzt fast an das Wunderbare. Er hatte das Reich übernommen, als es in Anarchie und Bürgerkriege verwickelt, von Parteien zerrissen, unter sehr viele Herren verschiedener Race zerstückelt, fortwährenden Razzias der Christen vom Norden her ausgesetzt, und nahe daran war, entweder von den Leonern oder den Afrikanern verschlungen zu werden. Trotz zahlloser Hindernisse hatte er Andalusien sowohl aus seinen inneren Gefahren als aus den von außen drohenden gerettet. Er hatte es wieder größer und stärker erstehen lassen, als es je zuvor gewesen war. Er hatte ihm Ordnung verschafft und Gedeihen im Innern, Bedeutung und Achtung nach außen. Der öffentliche Schatz, den er in einem beklagenswerthen Zustande vorgefunden hatte, war jetzt in vortrefflicher Lage. Ein Drittel der Einkünfte des Reiches, welche sich jährlich bis auf sechs Millionen zweihundert fünfundvierzigtausend Goldstücke beliefen, genügte für die gewöhnlichen Ausgaben; ein anderes Drittel wurde zurückgelegt, und den Rest bestimmte Abderrachmân für seine Bauwerke. [2] Man berechnete, daß er im Jahre 951 die große Summe von zwanzig Millionen Goldstücken in seinen Kisten hatte, und ein Reisender, welcher sich auf Finanzen verstand, versichert, daß Abderrachmân und der Chamdânide, welcher damals über Mesopotamien regierte, die reichsten Fürsten jener Zeit gewesen seien. [3] Die Lage des Landes stand in Uebereinstimmung mit dem günstigen Stande des öffentlichen Schatzes. Ackerbau, Industrie, Handel, Künste, Wissenschaften, Alles blühte. Der Fremde konnte überall wohlcultivirte Felder und jenes wissenschaftlich durchgeführte System der Wasserleitungen bewundern, welches Felder, die dem Anscheine nach sehr wenig versprachen, in fruchtbaren Boden um-

---

[1]) Ibn-Abhârî Bd. II S. 239, 161.
[2]) Ibn-Abhârî Bd. II S. 247.
[3]) Ibn-Chaukal S. 40.

wandelte. Staunen mußte ihn erfüllen über die vollständige Ordnung, welche überall und, bei der genauen Wachsamkeit der Beamten, selbst in den entlegensten Districten herrschte.[1] Er mußte sich verwundern über den niedrigen Preis der Lebensmittel (die köstlichsten Früchte wurden fast für nichts verkauft), über die Reinlichkeit in der Kleidung und besonders über den allgemeinen Wohlstand, welcher beinahe Jedermann erlaubte, auf einem Maulesel zu reiten, statt zu Fuße zu gehen.[2] Mehrfache Arten der Industrie bereicherten Cordova, Almeria und andere Städte. Der Handel hatte sich so sehr entwickelt, daß nach dem Berichte des Oberaufsehers der Zölle die Ein- und Ausfuhrzölle den beträchtlichsten Theil der Einkünfte des Staates ausmachten.[3] Cordova, mit seiner halben Million Einwohner, seinen dreitausend Moscheen, seinen prachtvollen Palästen, seinen hundertunddreizehntausend Häusern, seinen dreihundert Bade-Anstalten und achtundzwanzig Vorstädten,[4] gab an Ausdehnuug und Glanz Bagdad nichts nach, jener Stadt, mit welcher die Einwohner es am liebsten verglichen. Cordova war berühmt bis tief in Deutschland hinein: die Nonne Hroswitha, welche sich in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts durch ihre Gedichte und lateinischen Dramen berühmt gemacht hat, nannte es die Zierde der Welt.[5] Die mit ihr rivalisirende Stadt, welche Abderrachmân gründete, war nicht minder bewundernswerth. Als eine seiner Frauen ihm ein großes Vermögen vermacht hatte, wollte der Herrscher sich dieses Geldes bedienen, um damit Kriegsgefangene zurückzukaufen; aber nachdem seine Beamten die Königreiche Leon und Navarra durchforscht hatten, ohne einen einzigen Gefangenen zu finden, sagte seine Favoritin Zahrâ zu ihm: „Wende dieses Geld an zum Bau einer Stadt und gib ihr meinen Namen.“ Dieser Gedanke gefiel dem Khalifen; denn wie alle großen Fürsten, war er ein Freund vom Bauen, und im November des Jahres 936 ließ er eine Meile nördlich von Cordova den Grundstein zu einer Stadt legen, welche den Namen Zahrâ tragen sollte. Nichts wurde gespart, um sie so prachtvoll wie möglich zu machen. Fünfundzwanzig Jahre lang waren zehntausend Arbeiter, welche über fünfzehnhundert Lastthiere zu verfügen hatten, mit dem Bau beschäftigt, und doch war sie noch nicht beendet

[1]) Siehe Ibn-Chaukal S. 38, 42.

[2]) Ibn-Chaukal S. 38, 42.

[3]) Siehe den Brief Chasdaj's an den König der Khozar's bei Carmoly, Des Khozars au Xe siècle S. 37.

[4]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 247, 248.

[5]) Hroswitha, Passio S. Pelagii.

zur Zeit des Todes ihres Gründers. Eine Prämie von vierhundert Dirhem, welche der Khalif Jedem versprochen, der sich darin niederlasse, zog eine Menge Einwohner dahin. Der Palast des Khalifen, welcher alle Wunder des Orients und Occidents in sich beschloß, war von riesiger Größe; Beweis davon ist, daß sich sechstausend Frauen in seinem Harem befanden. [1]

Die Macht Abderrachmân's war sehr groß. Eine glänzende Marine erlaubte ihm, den Fatimiden die Herrschaft über das Mittelländische Meer streitig zu machen, und sicherte ihm den Besitz Ceuta's, des Schlüssels von Mauretanien. Eine zahlreiche und wohldisciplinirte Armee, vielleicht die schönste der Welt, [2] gab ihm das Uebergewicht über die Christen des Nordens. Die stolzesten Herrscher bewarben sich um seine Freundschaft. Der Kaiser von Constantinopel, die Könige von Deutschland, Italien und Frankreich schickten ihm Gesandte.

Das waren jedenfalls schöne Resultate; was aber Staunen und Bewunderung erregt, wenn man sich mit dieser ruhmvollen Regierung beschäftigt, ist weniger das Werk als der Werkmeister, ist die Allgewalt dieses Universalgenies, dem nichts entging und das sich nicht weniger bewundernswerth in den geringfügigsten Dingen zeigte als in den erhabensten Plänen. Dieser scharfsinnige und umsichtige Mann, der die Einheit der Nation und der Regierung begründet, durch seine Bündnisse eine Art von politischem Gleichgewicht herstellt, in seiner Toleranz Männer einer anderen Religion in seinen Rath beruft, erscheint eher wie ein König der Jetztzeit als wie ein Khalif des Mittelalters.

---

[1]) Ibn-Chaukal S. 40; Ibn-Adhâri Bd. II S. 246, 247; Makkari Bd. I S. 344—346, 370 f.

[2]) Vergl. Vita Joh. Gorz., c 135.

V.

Trotz der wichtigen Dienste, welche Abderrachmân III. ihnen geleistet, waren der Hof von Leon und Pampelona doch nicht sehr über seinen Tod betrübt, vielmehr glaubten sie, jetzt die Verträge umgehen und sich der moslimischen Protection entziehen zu können, deren sie endlich müde waren und deren sie nicht mehr bedurften. In der That schien die Gelegenheit günstig, um die von der Noth abgedrungenen Versprechungen zu brechen. Der Nachfolger Abderrachmân's, Chacam II., galt für friedliebend; man glaubte vielleicht, daß er nicht so genau auf die Ausführung eines durch seinen Vater abgeschlossenen Vertrages halten werde, und jedenfalls war es noch abzuwarten, ob er im Kriege ebenso glücklich sein werde, wie jener es gewesen.

Chacam war bald im Stande, die Absichten seiner Nachbarn zu merken. Sancho, den er aufgefordert hatte, endlich die im Vertrage genannten Festungen zu übergeben, fand alle möglichen Vorwände, um die Sache zu verschieben.[1] Auch Garzia, den er hatte bitten lassen, ihm seinen Gefangenen Ferdinand Gonzalez auszuliefern, weigerte sich, dieser Aufforderung nachzukommen.[2] Ja, er gab sogar Ferdinand die Freiheit, nachdem er ihm das Versprechen abgenommen hatte, mit seinem Schwiegersohne, Ordoño IV., zu brechen. Ferdinand hielt sein Versprechen. Auf seinen Befehl wurde Ordoño, der sich noch zu Burgos befand, gewaltsam von seiner Frau und seinen beiden Töchtern

[1]) Siehe Makkari Bd. I S. 254 Z. 9 und 10.

[2]) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 105.

getrennt und unter sicherer Bedeckung auf moslimisches Gebiet gebracht.[1] Dann begann Ferdinand, welcher nicht, wie die Könige von Navarra und Leon, durch einen Vertrag gebunden war, die Feindseligkeiten gegen die Araber von neuem,[2] so daß Chacam schon im Februar 962 genöthigt war, seinen Feldherrn und Statthaltern zu schreiben, sie möchten sich zu einem Feldzug bereit halten.[3]

Unterdessen war Ordoño der Böse in Medinaceli angekommen, von zwanzig Burgherren, den einzigen, die ihm treu geblieben, begleitet. Er hatte in dieser Stadt die Vorkehrungen gesehen, die man zu einem Feldzuge traf, und dies belebte wieder seine Hoffnung für die Zukunft. Da sein Vetter den Thron durch die Unterstützung Abderrachmân's wieder erhalten hatte, rechnete er darauf, den seinigen mit Hilfe Chacam's wieder zu gewinnen. Auch gab er Ghâlib, dem Statthalter von Medinaceli, seinen Wunsch kund, sich nach Cordova zu begeben, um den Schutz des Khalifen anzuflehen. Ghâlib berieth sich mit Chacam über die Antwort, welche er zu geben habe. Der Khalif, der nicht ungern einen Prätendenten in seiner Hand gehabt hätte, sich aber noch nicht entscheidend aussprechen wollte, ließ ihm antworten, er könne Ordoño nach Cordova bringen, doch dürfe er ihm keine Versprechungen machen. Ghâlib ging demnach im Anfang April, von Ordoño und seinem Gefolge begleitet, nach Cordova ab. Unterwegs begegnete man einer Abtheilung Reiterei, welche Chacam seinen Gästen entgegengeschickt hatte, und in der Nähe der Hauptstadt traf man abermals eine andere Abtheilung, die noch viel stärker war. Ordoño sparte keine Mühe, um die Führer seiner Bedeckung für sich einzunehmen. Er überhäufte sie mit Schmeicheleien, und als er in Cordova eingezogen war, fragte er sie, wo das Grab Abderrachmân's III. sich befinde. Man zeigte es ihm; er nahm ehrfurchtsvoll seine Kopfbedeckung ab und kniete nieder, mit dem Kopf nach der bezeichneten Richtung hin gewendet; dann verrichtete er sein Gebet für die Seele Dessen, der ihn vor Kurzem vom Throne gestürzt hatte. Die Hoffnung, den Scepter wieder zu erlangen, bewirkte, daß er sich über alles Andere hinwegsetzte; um dieses Ziel zu errreichen, war er fest entschlossen, vor keiner Erniedrigung zurückzuschrecken.

Nachdem Ordoño zwei Tage in einem prachtvoll eingerichteten Palaste, den man ihm als Wohnung angewiesen, zugebracht hatte, er-

---

[1]) Sampirus c. 26.
[2]) Ibn-Khaldûn fol. 16 r.
[3]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 250.

Während der entthronte König traurig seinen Weg auf Pampelona zu nahm, die Residenz seines Oheims Garcia, trat Ferdinand Gonzalez mit den anderen Großen zusammen, um einen andern König zu wählen. Ihre Wahl fiel auf Ordoño, den vierten des Namens. Es war ein Sohn Alphons' IV., also ein leiblicher Vetter Sancho's. Außer seiner Geburt konnte ihn nichts den Stimmen der Wähler empfehlen. Mit mißgestaltetem Wuchs (er war buckelig [1]) verband er einen kriechenden, niederen [2] und bösartigen Charakter, so daß man ihn später nicht anders nannte als Ordoño den Bösen; [3] aber weil es damals in der königlichen Familie keinen andern Erwachsenen gab, mußte man ihn wählen, und der Graf von Castilien gab ihm seine Tochter, die Wittwe Ordoño's III., zur Gemahlin, welche so zum zweiten Male Königin von Leon wurde. [5]

In dem selben Augenblicke, als man ihm auf diese Weise einen Nachfolger gab, erzählte Sancho in Pampelona das Mißgeschick, welches ihn betroffen. Seine Großmutter, die alte ehrgeizige Tota, welche noch Navarra im Namen ihres Sohnes regierte, wiewohl dieser Sohn seit langer Zeit in dem Alter war, allein regieren zu können, nahm sich seiner Sache mit großer Wärme an und schwor, ihn wieder einzusetzen, wie hoch auch der Preis sei. Indessen war die Sache doch nicht so leicht, denn einmal hatte Sancho in seinem alten Königreich keinen einzigen einflußreichen Freund, und ferner war er zu schwach, um allein Leon und Castilien anzugreifen. Tota mußte also einen Verbündeten und zwar einen sehr mächtigen suchen. Ferner war es durchaus nothwendig, daß Sancho, um sich auf seinem Throne, wenn er ihn einmal wieder erobert hatte, halten zu können, nicht länger durch seine unglückliche Corpulenz ein Gegenstand des Gespöttes bleibe. Diese Corpulenz war nicht natürlich; sie ging aus einer krankhaften Anlage hervor, und ein geschickter Arzt hätte sie leicht heben können; aber nur in Cordova, der Stadt, die damals der Mittelpunkt aller Aufklärung war,

---

[1]) Siehe Ibn-Adhâri Bd. II S. 201, Z. 2.

[2]) Siehe weiter unten über die Audienz Ordoño's IV. bei Chacam II.

[3]) El Malo auf Spanisch, al-khabîth auf Arabisch (siehe Makkari Bd. I S. 252 Z. 3).

[4]) Durch einen Interpolator des Sampirus getäuscht, welcher eine Masse Irrthümer in die Geschichte des Königreiches Leon gebracht, hat man oft gesagt, Ordoño III. habe Urraca verstoßen, als Ferdinand sich gegen ihn empörte. Risco (Esp. sagr. Bd. XXXIV S. 267, 268) hat aus Urkunden nachgewiesen, daß Urraca bis ans Ende der Regierung Ordoño's III. seine Gattin geblieben ist.

[5]) Sampirus c. 26.

konnte man hoffen, einen solchen Arzt zu finden. Daher wollte denn auch Tota den Verbündeten, dessen sie bedurfte, in Cordova suchen. Sie entschloß sich, vom Khalifen einen Arzt zu verlangen, der ihren Enkel heilen solle, und eine Armee, um ihn wieder auf seinen Thron zu setzen. Es kostete natürlich ihrem Stolze viel, einen solchen Schritt zu thun; es war ihr sehr peinlich, daß sie genöthigt war, den Beistand eines Ungläubigen anzuflehen, gegen den sie mehr als dreißig Jahre lang im Kriege gelegen hatte und der noch kaum vor einem Jahre ihre Thäler hatte verheeren und ihre Dörfer verbrennen lassen;[1] allein ihre Liebe zu ihrem Enkel, der glühende Wunsch, ihn wieder regieren zu sehen, die Verzweiflung über seine körperliche Entstellung, alles das war stärker als ihr sehr gerechtfertigter Widerwille, und sie schickte Gesandte nach Cordova.

Als diese Gesandten dem Khalifen den Beweggrund ihres Kommens erklärt hatten, gab er ihnen zur Antwort, er wolle sehr gern einen Arzt an Sancho schicken und würde auch unter gewissen Bedingungen dem entthronten König seinen bewaffneten Beistand leisten, Bedingungen, welche durch einen seiner Minister, den er nach Pampelona senden werde, auseinander gesetzt werden sollten.

Als die navarresischen Gesandten ihn verlassen hatten, ließ Abderrachmân den Juden Chasdaj kommen, gab ihm seine Verhaltungsregeln, und befahl ihm, sich an den navarresischen Hof zu begeben. Er hätte keine bessere Wahl treffen können. Chasdaj vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, die zu einer solchen Mission erforderlich waren; er sprach die Sprache der Christen sehr gut und war zugleich Mediciner und Staatsmann. Jedermann rühmte seinen Verstand, seine Talente, seine Kenntnisse, seine große Fähigkeit, und noch kürzlich hatte ein Gesandter, der aus dem Innern Deutschlands gekommen war, erklärt, er habe nie einen Mann gesehen, der mit so feinem Verstande begabt sei.[2]

In Pampelona angelangt, gewann der Jude sogleich das Vertrauen Sancho's, nahm ihn in Behandlung und versprach ihm baldige Genesung. Er sagte ihm, der Khalif verlange für den Dienst, den er gern bereit sei, ihm zu leisten, die Uebergabe von zehn Festungen. Sancho versprach, diese auszuliefern, sobald er wieder auf seinen Thron gesetzt sei. Aber das war noch nicht Alles: Chasdaj war auch beauftragt worden, zu veranlassen, daß Tota mit ihrem Sohne und Enkel

[1]) Siehe Ibn-Abdhârî Bd. II S. 237.
[2]) Vita Johannis Gorziensis, c. 121.

wage zu behaupten, daß ich den Beweis von mehr Selbstvertrauen und Edelmuth geliefert habe." — „Wir haben deine Rede vernommen und deinen Gedanken verstanden," sagte darauf der Khalif. „Du wirst bald sehen, auf welche Art wir deine guten Absichten belohnen werden. Du wirst von uns ebenso viele Wohlthaten empfangen, als dein Rival von unserem Vater gegriesenen Andenkens erhalten hat, und obgleich dein Gegner das Verdienst für sich hat, unsern Schutz *zuerst* angefleht zu haben, ist dies kein Grund, daß wir dich deshalb weniger schätzen oder dir zu geben verweigern sollten, was wir ihm früher verliehen haben. Wir werden dich in dein Land zurückführen lassen, dich mit Freude erfüllen, die Grundlagen deiner königlichen Macht befestigen, dich herrschen lassen über Alle, welche dich als ihren König anerkennen wollen, und wir werden dir einen Vertrag ausfertigen lassen, den du einhalten kannst und in dem wir die Grenzen deines Königreichs und die des Reiches deines Vetters feststellen werden. Ueberdies werden wir diesen verhindern, das Gebiet, welches er dir abtreten soll, zu beunruhigen. Mit Einem Worte, die Wohlthaten, welche du von uns erhalten wirst, sollen all deine Erwartungen übertreffen. *Gott ist* unser Zeuge, daß wir, was wir sagen, auch denken!"

Als der Khalif ausgeredet hatte, kniete Ordoño noch einmal nieder, ergoß sich in Danksagungen, erhob sich dann und verließ rückwärts gehend den Saal. In einem andern Saale angekommen, versicherte er die Eunuchen, die ihm folgten, wie geblendet und betäubt er sei durch das majestätische Schauspiel, welches sich eben seinen Blicken dargeboten, und als er einen Sessel gewahrte, auf welchen der Khalif sich zu setzten pflegte, warf er sich vor diesem Stuhle auf die Kniee. Dann führte man ihn vor Dschafar, den Châdschib oder ersten Minister. Kaum wurde er dieses Würdenträgers aus der Ferne gewahr, so machte er eine tiefe Verbeugung; er wollte auch ihm die Hand küssen, doch der Châdschib hielt ihn davon ab, drückte ihn an seine Brust und ließ ihn sich an seiner Seite niedersetzen; dann versicherte er ihn, er könne überzeugt sein, daß der Khalif alle Versprechungen, die er ihm gemacht, auch halten werde. Hierauf ließ er ihm Ehrenkleider geben, die der Khalif ihm bestimmt hatte. Auch seine Begleiter erhielten solche, jeder nach seinem Rang, und nachdem sie sich dem Châdschib mit tiefster Ehrfurcht empfohlen, kehrten sie mit ihrem Könige wieder in die Halle zurück, wo Ordoño ein prächtiges, kostbar aufgezäumtes Pferd aus dem Marstall des Khalifen vorfand. Er schwang sich hinauf, und voll schöner Hoffnungen, kehrte er mit seinen Leonern und dem Feld=

herrn Ibn-Tomlos in den Palast zurück, der ihm als Wohnung diente.[1]

Kurze Zeit darauf gab man ihm einen Vertrag zu unterzeichnen, kraft dessen er sich verpflichtete, immer in Frieden mit dem Khalifen zu leben, ihm seinen Sohn Garcia als Geisel auszuliefern und kein Bündniß mit Ferdinand Gonzalez abzuschließen. Er unterschrieb diesen Vertrag, und nun stellte Chacam ein von Ghâlib befehligtes Armeecorps zu seiner Verfügung.[2] Außerdem gab er ihm als Rathgeber: Walîd,[3] den Richter der Christen von Cordova, Açbagh ibn-Abdallâh ibn-Nabîl, den Bischof[4] dieser Stadt, und Obaidallâh[5] ibn-Kâsim, den Erzbischof von Toledo, nachdem diesen Männern, denen Garcia übergeben werden sollte, befohlen worden, all ihre Kräfte aufzubieten, um die Leoner Ordoño wieder zu unterwerfen.[6]

Man hatte von all diesen Vorkehrungen viel Lärm gemacht, weil man hoffte, Sancho werde sich einschüchtern lassen. Auch war diese Berechnung nicht trügerisch. Sancho fühlte, daß seine Lage noch schwankend und unsicher sei. Galizien weigerte sich hartnäckig, ihn anzuerkennen,[7] und es war vorauszusehen, daß Ordoño, wenn er mit einer moslimischen Armee heranrücke, auf die Unterstützung dieser Provinz rechnen könne. Was die anderen Provinzen des Königreichs anbetrifft, welche Sancho duldeten, ohne ihm ergeben zu sein, so muß man nach Allem glauben, daß sie ihn lieber zum zweiten Male fortgejagt, als sich seinem feindlichen Angriffe ausgesetzt hätten. Daher faßte Sancho schnell seinen Entschluß. Schon im Mai schickte er Grafen und Bischöfe nach Cordova, welche dem Khalifen in seinem Namen sagen sollten, er sei bereit, alle Bedingungen des Vertrages auszuführen.[8] Von nun an fiel es Chacam, da er erreicht hatte, was

---

[1]) Makkarî Bd. I S. 252—256; Ibn-Adhârî Bd. II S. 251 (bei diesem Schriftsteller ist S. 250 Z. 11 statt: i. J. 352 zu setzen: i. J. 351; der Bericht der Ereignisse des Jahres 352 fängt erst S. 251 Z. 19 an); Ibn-Khaldûn fol. 16 v.

[2]) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 106.

[3]) Ibn-Khaldûn (fol. 16 v.) nennt ihn Walîd ibn-Moghîth, nicht ibn-Khaizorân wie Makkarî.

[4]) Der Catholico, sagt Ibn-Khaldûn, woraus hervorgeht, daß man zu Cordova dem Bischof diesen Titel gab, ebenso wie im Orient dem Bischof der Nestorianer (siehe Achmed ibn-abî-Jakûb, Kitâb al-buldân, fol. 3 v.).

[5]) Ibn-Khaldûn nennt ihn Abdallâh.

[6]) Ibn-Khaldûn fol. 16 v.

[7]) Siehe Sampirus c 27.

[8]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 251; Ibn-Khaldûn fol. 16 v.

er wollte, nicht mehr ein, die Versprechungen zu erfüllen, welche er Ordoño gegeben, so daß der unglückliche Prätendent sich ganz vergebens zu den schamlosesten Schmeicheleien erniedrigt hatte. Er scheint den Verlust all seiner Hoffnungen nicht lange überlebt zu haben; die Geschichte berichtet wenigstens nicht mehr von ihm; sie sagt nur, daß er in Cordova starb,[1] und es scheint nach Allem, daß er schon gegen Ende des Jahres 962 nicht mehr lebte.

Sein Tod verscheuchte alle Befürchtungen, welche Sancho noch gehegt. Auf den Beistand seiner Verbündeten, des Grafen von Castilien, des Königs von Navarra und der catalanischen Grafen Borrel und Miron rechnend, nahm er von neuem einen kühneren Ton an und erfüllte nicht besser als früher die Bedingungen des Vertrages.[2]

Chacam sah sich also genöthigt, den Christen den Krieg zu erklären. Zuerst richtete er seine Kriegsmacht gegen Castilien, nahm Estevan de Gormaz (963) und zwang Ferdinand Gonzalez, Frieden zu erbitten;[3] aber kaum war dieser geschlossen, so war er auch schon wieder gebrochen. Darauf gewann Ghâlib die Schlacht von Atienza. Jachjâ ibn-Mohammed Todschîbî, der Statthalter von Saragossa, schlug Garcia, und der König verlor außerdem noch die wichtige Stadt Calahorra, welche Chacam mit neuen Festungswerken umgeben ließ,[4] wie er zu gleicher Zeit in Castilien auch die zerstörte Festung Gormaz wieder aufbaute. Mit Einem Worte, obgleich er den Krieg nicht liebte und ihn gegen seinen Willen führte, führte er ihn doch so gut, daß er all seine Feinde zwang, ihn um Frieden zu bitten. Sancho von Leon hielt darum an i. J. 966.[5] Die Grafen Borrel und Miron, welche ebenfalls mehrere Schlappen erlitten, folgten seinem Beispiel und machten sich anheischig, diejenigen ihrer Festungen niederzureißen, welche den moslimischen Grenzen zunächst lagen. Garcia von Navarra schickte ebenfalls Grafen und Bischöfe nach Cordova, und ein mächtiger galizischer Graf, Rodrigo Velasquez, ließ durch seine Mutter um Frieden bitten. Chacam empfing die Gräfin mit großer Achtung und machte ihr prachtvolle Geschenke.[6]

Der Frieden, welchen der Khalif mit fast all seinen Nachbarn

---

[1]) Manuscript von Meya § 15; vgl. Sampirus c. 26.
[2]) Siehe Ibn-Adhârî Bd. II S. 251 Z. 18.
[3]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 251; Ibn-Khaldûn fol. 16 r.
[4]) Bergl. Ibn-Adhârî Bd. II S. 257.
[5]) Sampirus c. 27.
[6]) Ibn-Khaldûn fol. 16 v., 17 r.

geschlossen hatte, war dauerhaft. Chacam selbst war zu friedliebend, um ihn zu brechen, und die Christen waren bald in so große Anarchie versunken, daß sie nicht daran denken konnten, von neuem ihre Waffen gegen die Moslim's zu wenden. Während er noch mit dem Khalifen in Unterhandlung war, hatte Sancho schon Galizien, welches bis dahin immer rebellisch gewesen war, angegriffen, und es war ihm gelungen, das ganze Land nördlich vom Duero zu unterwerfen, als der Graf Gonzalvo, welcher gegen ihn eine große Armee im Süden dieses Flusses zusammengebracht hatte, ihn um eine Zusammenkunft bitten ließ. Sie fand statt; aber der treulose Gonzalvo ließ dem König eine vergiftete Frucht vorsetzen, und kaum hatte jener davon gekostet, als er seine Kräfte schwinden fühlte. Das Gift that schon seine Wirkung, ohne ihn doch auf der Stelle zu tödten. Halb durch Mienen, halb durch abgebrochene Worte gab Sancho noch den Wunsch zu erkennen, sogleich nach Leon zurückgebracht zu werden; aber er starb unterwegs am dritten Tage.[1]

Sein Sohn Ramiro, der dritte des Namens, welcher erst fünf Jahre zählte, folgte ihm unter der Vormundschaft seiner Tante Elvira, einer Nonne des Klosters San Salvador de Leon; aber die Großen des Königreichs, welche einer Frau und einem Kinde nicht Gehorsam leisten wollten, beeilten sich, ihre Unabhängkeit zu erklären.[2] Der Staat war demnach unter eine Menge kleiner Fürsten zerstückelt und vollständig machtlos geworden. Eine Armee von achttausend Dänen, welche anfangs unter Richard I. von der Normandie gedient hatte und von diesem Herzog nach Spanien geschickt worden war, als er ihrer nicht mehr bedurfte, verheerte Galizien ungeahndet drei Jahre lang.[3] Die Regentin Elvira konnte nicht daran denken, den Krieg gegen die Araber wieder aufzunehmen.[4]

Die Razzias gegen Castilien wurden noch eine Zeit lang fortgesetzt;[5] aber im Jahre 970 brachte der Tod des Ferdinand Gonzalez dem Khalifen den Frieden mit dieser Grafschaft. Von jetzt an konnte er gänzlich seinem Hange zur Wissenschaft nachgeben und das Gedeihen seines Landes fördern.

Niemals noch hatte ein so gelehrter Fürst in Spanien regiert,

---

[1]) Sampirus c. 27; Chronicon Iriense, c. 10. Sancho starb gegen Ende des Jahres 966; siehe Risco, Historia de Leon Bd. I S. 212.

[2]) Mon. Sil. c. 70.

[3]) Siehe über diesen Einfall meine Recherches Bd. II S. 300–315.

[4]) Siehe Sampirus c. 28.

[5]) Siehe Ibn-Adhârî Bd. II S. 255 Z. 14 und 23.

und obgleich all seine Vorgänger sehr gebildete und geistreiche Männer gewesen waren, welche ihre Bibliotheken zu bereichern suchten, hatte doch keiner unter ihnen mit solcher Leidenschaft nach seltenen und kostbaren Büchern gesucht. Zu Kairo, Bagdad, Damask, Alexandria hatte er seine Agenten, die beauftragt waren, für ihn, um welchen Preis es auch sei, alte und neue Bücher abzuschreiben oder zu kaufen. Sein Palast war ganz damit gefüllt; er war wie eine Werkstatt, wo man nur Abschreiber, Buchbinder, Maler fand. Der Katalog seiner Bibliothek allein bestand aus vierundvierzig Heften, deren jedes nach Einigen zwanzig Blätter, nach Anderen fünfzig umfaßte, und doch standen darin nur die Titel der Bücher, keine Beschreibungen derselben. Einige Schriftsteller erzählen, daß die Anzahl der Bände bis auf vierhunderttausend stieg. All diese Bände hatte Chacam gelesen, und was mehr ist, er selbst hatte die meisten mit Bemerkungen versehen. Er verzeichnete außerdem am Anfang und Ende jedes Buches Namen, Zunamen und Geschlechtsnamen des Verfassers, dessen Familie und Stamm, Geburts- und Todesjahr und die Anekdoten, welche über ihn in Umlauf waren. Diese Notizen waren werthvoll. Chacam kannte besser als irgend Jemand die Literaturgeschichte; auch sind seine Anmerkungen stets als Autorität bei den andalusischen Gelehrten anerkannt worden. Bücher, welche in Persien und Syrien geschrieben wurden, waren ihm oft schon bekannt, ehe sie noch irgend Jemand im Oriente gelesen hatte. Als er in Erfahrung gebracht hatte, daß ein Gelehrter aus dem Irâk, Abû-'l-Faradsch Isfâhâni, sich damit beschäftige, Nachrichten über die arabischen Dichter und Sänger zu sammeln, schickte er ihm tausend Goldstücke mit der Bitte, ihm ein Exemplar seines Werkes zukommen zu lassen, sowie er es beendet habe. Voll Dankbarkeit, beeilte Abû-'l-Faradsch sich, diesen Wunsch zu befriedigen. Ehe er seine prachtvolle Sammlung, die heutiges Tages noch die Bewunderung der Gelehrten erregt, herausgegeben hatte, sandte er dem Khalifen von Spanien ein sorgfältig geschriebenes Exemplar, begleitet von einem Gedichte zu seinem Preise und einem Werke über die Genealogie der Omaijaden. Ein neues Geschenk belohnte ihn dafür.[1] Ueberhaupt kannte die Freigebigkeit Chacam's gegen spanische wie gegen fremde Gelehrte keine Grenzen; daher strömten sie auch in Menge an seinen Hof. Der Khalif ermunterte und beschützte sie alle, sogar die Philosophen, welche sich

[1]) Ibn-al-Abbâr S. 101 — 103; Makkari Bd. 1 S. 256.

nun endlich ihren Studien widmen konnten, ohne daß sie zu fürchten hatten, von den Bigotten ermordet zu werden.[1]

Alle Zweige des Unterrichtes mußten unter einem so aufgeklärten Fürsten blühen. Die Elementarschulen waren schon vorher sehr gut und zahlreich. In Andalusien konnte beinahe Jedermann lesen und schreiben, während im christlichen Europa die höchstgestellten Männer, wenn sie nicht der Geistlichkeit angehörten, es nicht konnten. Grammatik und Rhetorik wurden in den Schulen gelehrt.[2] Dennoch war Chacam der Ansicht, daß der Unterricht noch nicht genügend verbreitet sei, und in seiner wohlwollenden Sorgfalt für die ärmeren Classen gründete er in der Hauptstadt siebenundzwanzig Schulen, in denen die Kinder unvermögender Eltern ihre Bildung umsonst erhielten, da er die Lehrer bezahlte.[3] Die Universität von Cordova war eine der berühmtesten der Welt. In der Hauptmoschee (denn dort wurden die Lehrstunden gegeben[4]) trug der Koraischite Abû-Bekr ibn-Moâwija die Traditionen über den Propheten vor.[5] Dort dictirte Abû-Alî Kâlî aus Bagdad eine große und schöne Sammlung, welche eine Menge merkwürdiger Nachrichten über die alten Araber, ihre Sprüchwörter, ihre Sprache und ihre Dichtungen enthielt. Diese Sammlung gab er später heraus unter dem Titel Amâlî oder „Dictate".[6] Grammatik wurde von Ibn-al-Kûtîa gelehrt, welcher nach dem Urtheil des Abû-Alî Kâlî der gelehrteste Grammatiker Spaniens war. Andere Wissenschaften hatten nicht weniger berühmte Repräsentanten. Daher zählte man die Studenten, welche die Lehrstunden besuchten, nach Tausenden. Die meisten von ihnen studierten was man den Fikh nannte, das heißt Theologie und Jurisprudenz; diese Wissenschaft führte damals zu den einträglichsten Stellen.[7]

Aus dem Schooße dieser Universitäts-Jugend ging ein Mann hervor, dessen Ruhm bald nicht nur Spanien, sondern die ganze Welt erfüllte und mit dem wir jetzt unsere Leser bekannt machen wollen.

---

[1]) Çâ'id von Toledo fol. 246 r.
[2]) Ibn-Khaldûn, Prolegomena.
[3]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 256.
[4]) Makkari Bd. I S. 136.
[5]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 274.
[6]) Siehe Ibn-Khallicân, Uebersetzung von Slane Bd. I S. 210—212.
[7]) Siehe Makkari Bd. II S. 396.

VI.

In einem der ersten Regierungsjahre Chacam's II. speisten fünf Studenten in einem Garten der Umgebung Cordova's zu Mittag. Beim Nachtisch herrschte große Heiterkeit unter den Gästen; ein einziger nur war still und träumerisch. Dieser junge Mann war groß und wohlgestaltet, der Ausdruck seines Gesichtes edel und stolz, beinahe hochmüthig, und seine Haltung kündete einen zum Herrschen geborenen Mann an.[1]

Als er endlich aus seiner Träumerei aufwachte, rief er plötzlich aus:

„Zweifelt nicht daran, einstmals werde ich Herr dieses Landes sein!"

Seine Freunde fingen über diesen Ausruf an zu lachen; aber ohne sich stören zu lassen, fuhr der junge Mann fort:

„Jeder von euch sage mir, welchen Posten er wünscht; ich werde ihm denselben geben, sobald ich zur Regierung komme."

„Gut!" sagte jetzt einer der Studenten; „ich finde diese Kuchen vortrefflich, und da es dir einerlei ist, möchte ich zum Aufseher des Marktes ernannt werden; dann hätte ich immer Kuchen im Ueberfluß, ohne daß es mich etwas kostete."

„Ich," sagte ein Anderer, „bin sehr lüstern nach diesen Feigen, welche aus Malaga, meinem Geburtslande, kommen. Ernenne mich also zum Kadi dieser Provinz."

„Der Anblick all dieser herrlichen Gärten gefällt mir außeror-

[1]) Siehe Ibn-Adhâri Bd. II S. 274 Z. 13.

dentlich," sagte der Dritte; „ich möchte deshalb zum Präfecten der Hauptstadt ernannt werden."

Der Vierte aber, unwillig über die vermessenen Gedanken seines Mitschülers, beobachtete tiefes Stillschweigen.

„Die Reihe ist an dir," sagte der letztere, „fordere, was du willst."

Der, an den er diese Worte richtete, stand nun auf, und indem er ihn an seinem Barte faßte, rief er:

„Wenn du Spanien regieren wirst, elender Prahlhans, dann kannst du den Befehl geben, daß man mich mit Honig einreibe, damit die Fliegen und Bienen kommen, mich zu stechen, und daß man mich rücklings auf einen Esel setze und so durch die Straßen Cordova's führe."

Der Andere schoß ihm einen wüthenden Blick zu; doch suchte er seinen Zorn zu beherrschen und sagte:

„Gut, jeder von euch wird nach seinen Wünschen behandelt werden. Einst werde ich mich alles Dessen erinnern, was ihr gesagt habt."[1]

Als das Mittagsmahl beendet war, trennte man sich, und der Student mit den wunderlichen und excentrischen Gedanken kehrte in das Haus eines seiner Verwandten mütterlicherseits zurück, wo er wohnte. Sein Hauswirth führte ihn in ein kleines Stübchen im obersten Stockwerk und suchte mit ihm eine Unterredung anzuknüpfen; aber ganz in Nachdenken verloren, gab der junge Mann ihm nur sehr einsilbige Antworten. Der Andere, welcher sah, daß nichts aus ihm herauszubringen sei, verließ ihn, indem er ihm Gutenacht wünschte. Als er ihn am folgenden Morgen nicht zum Frühstück kommen sah und glaubte, er schlafe noch, stieg er wieder in seine Kammer hinauf, um ihn zu wecken; allein zu seiner großen Verwunderung fand er das Bett unberührt und den Studenten auf dem Diwan sitzend, den Kopf auf die Brust gebeugt.

„Es scheint, daß du dich diese Nacht nicht zu Bett gelegt hast," sagte er zu ihm.

„Nein, es ist wahr," erwiderte ihm der Student.

„Und warum hast du gewacht?"

„Ich hatte einen sonderbaren Gedanken."

„Woran dachtest du?"

„An den Menschen, welchen ich zum Kadi ernennen will, wenn

---

[1]) Ibn-al-Khatib, Man. G., fol. 117 v.; Abd-al-wâchid S. 18, 19.

ich Spanien regieren werde und der jetzige Kadi gestorben ist. Ich bin in Gedanken durch ganz Spanien gewandert und habe nur einen einzigen Mann gefunden, der diese Stelle verdient."

„Ist es vielleicht Mohammed ibn-as-Salîm,[1] den du gesehen hast?"

„Ja, bei Gott, der ist's; höre, wie wir einander begegneten."[2]

Man sieht es deutlich, dieser Jüngling hatte eine fixe Idee, von welcher er bei Tage träumte und die ihn Nachts nicht schlafen ließ. Wer war er denn, der, verloren in der Menschenmenge, die sich in einer Hauptstadt zusammendrängt, so große Hoffnungen in sich gähren fühlte und, obgleich er keine Beziehungen zu dem Hofe hatte, sich in den Kopf gesetzt hatte, er werde einstmals erster Minister sein?

Er hieß Abû-Amir Mohammed. Seine Familie, die der Beni-Abî-Amir, welche zum jemenitischen Stamme Moâfir gehörte, war adelig aber nicht berühmt. Sein siebenter Ahn, Abdalmelik, einer von den wenigen Arabern, die sich in der berberischen Armee befanden, als Târik in Spanien landete, hatte sich durch Führung einer Abtheilung ausgezeichnet, welche Carteja nahm, die erste spanische Stadt, die in die Gewalt der Moslim's fiel.[3] Als Preis seiner Dienste hatte er das Schloß Torrox, am Guadiaro in der Provinz Algeziras mit den Ländereien, die zu demselben gehörten, erhalten. Seine Nachkommen bewohnten indessen dieses Schloß nur selten. Sie begaben sich in ihrer Jugend gewöhnlich nach Cordova, um dort eine Anstellung bei Hofe oder im Richteramt zu suchen. Das thaten zum Beispiel Abû-Amir Mohammed ibn-al-Walîd, der Urenkel Abdalmelik's, und sein Sohn Amir. Der letztere, welcher mehrere Posten versah, war in so hohem Grade der Günstling des Sultans Mohammed, daß dieser seinen Namen auf die Münzen und Fahnen setzen ließ. Mohammed, der Großvater unseres Studenten, war unter der Regierung des Sultans Abdallâh acht Jahre lang Kadi von Sevilla gewesen,[4] und Abdallâh, sein Vater, war ein hervorragender und sehr frommer, rechtsgelehrter Theologe und hatte die Wallfahrt nach Mekka gemacht.[5] Von jeher hatte außerdem diese Familie nach ehrenvollen Heirathsverbindungen gestrebt: der Großvater Mohammed's hatte die Tochter des Renegaten

[1]) Mohammed ibn-Ischâk ibn-as-Salîm.

[2]) Abd-al-wâchid S. 18.

[3]) Siehe oben Bd. I S. 267.

[4]) Ibn-Abdalmelik Marrekoschi, Paris. Manuscr. Nr. 682 suppl. ar., fol. 1017 v.

[5]) Makkari (Bd. I S. 904) hat ihm einen ganzen Artikel gewidmet.

Jachjâ, des Sohnes Isaak's des Christen, geheirathet, welcher, nachdem er der Arzt Abderrachmân's II. gewesen, zum Vezier und Statthalter von Badajoz ernannt wurde.[1] Mohammed's Mutter war Boraicha, die Tochter des Rathsherrn Ibn-Bartâl vom Stamme Temîm.[2] Indessen so alt und geachtet die Familie der Beni-Abî-Amir auch war, gehörte sie doch nicht zum hohen Adel; der ihrige war, wenn ich mich so ausdrücken darf, eher ein Patricier- als ein Soldaten-Adel. Kein Amiride, wenn man Abdalmelik, den Gefährten Târik's, ausnimmt, hatte sich dem Waffenhandwerk, das damals als der edelste Beruf unter allen galt, bestimmt;[3] alle waren Magistratspersonen oder Hofbeamte. Auch Mohammed war zum Richteramt bestimmt, und eines Tages sagte er den verfallenen Thürmen des alten Familienschlosses Lebewohl, um seine Studien in der Hauptstadt zu beginnen, woselbst er nun die Vorträge des Abû-Bekr ibn-Moâwija, des Koraischiten, die Abû-Alî Kâlî's und Ibn-al-Kûtîa's anhörte.[4] Was seinen Charakter anbelangt, so war er ein junger Mann voll Herz und Geist, aber von überspannter Natur, glühender Einbildungskraft, feurigem Temperament, beherrscht von auffallender Leidenschaftlichkeit und seltener Heftigkeit. Die Bücher, welche er vorzugsweise gern las, waren die alten Chroniken seines Volkes,[5] und was ihn vor allen Dingen auf diesen staubigen Blättern entzückte, waren die Abenteuer Solcher, welche, oft von noch niedrigerer Abkunft als er, sich allmählich zu den höchsten Würdenstellen des Staates emporgeschwungen hatten. Diese Männer nahm er sich zum Muster, und da er keineswegs seine ehrgeizigen Gedanken verbarg, sahen seine Gefährten ihn bisweilen für verrückt an. Indessen war er dies keineswegs. Es ist wahr, daß eine einzige Idee alle Fähigkeiten seines Verstandes zu verzehren schien; aber dies war durchaus keine geistige Verirrung, vielmehr eine Offenbarung des Genies. Mit großem Talent begabt, nie verlegen um einen Ausweg, fest und

---

[1]) Siehe Ibn-abî-Oçaibia.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 273, 274; Abd-al-wâchid S. 17, 18, 26; Ibn-al-Abbâr S. 148, 152. — Folgendes ist die vollständige Genealogie Mohammed's: Abû-Amir Mohammed, Sohn des Abû-Chafç Abdallâh (und der Boraicha), des Sohnes Mohammed's (und der Tochter des Veziers Jachjâ), des Sohnes Abdallâh's, des Sohnes Amir's (des Günstlings des Sultans Mohammed), des Sohnes des Abû-Amir Mohammed, des Sohnes al-Walîd's, des Sohnes Jezîd's, des Sohnes Abdalmelik's.

[3]) Vergl. den von Ibn-Adhârî Bd. II S. 273 letzte Zeile, angeführten Vers.

[4]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 274.

[5]) Ibn-al-Abbâr S. 152.

kühn, wenn es nöthig war, lenksam, klug und geschickt, sobald die Umstände es erforderten, zudem nicht übergewissenhaft hinsichtlich der Mittel, welche zu einem glänzenden Ziele führen konnten, durfte er wohl ohne Einbildung Großes hoffen. Niemand wandte an eine fixe Idee so viel Energie, so dauernd anhaltende Arbeit wie er; hatte er sein Ziel einmal ins Auge gefaßt, so richtete sein Wille sich geradeswegs darauf hin, er steifte sich darauf und trieb es bis zum äußersten.

Trotzdem fielen seine ersten Versuche nicht glänzend aus. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, war er, um sein Brod zu verdienen, genöthigt, neben dem Thore des Palastes eine Amtsstube zu eröffnen und dort Bittgesuche auszufertigen für Solche, welche vom Khalifen Etwas zu erbitten hatten.[1] In der Folge erhielt er ein untergeordnetes Amt bei dem Gericht zu Cordova; aber er verstand es nicht, sich die Gunst seines Vorgesetzten, des Kadi, zu erwerben. Damals bekleidete diese Stelle jener Ibn-as-Salîm,[2] welchen Mohammed nicht ohne Grund so hoch schätzte, denn er war ein höchst gelehrter und achtungswerther Mann, einer der besten Kadi's, die Cordova überhaupt gehabt;[3] aber er war zugleich ein kalter Verstandesmensch, der eine angeborene Antipathie gegen Alle hatte, deren Charakter dem seinigen nicht glich. Die bizarren Ideen, welche sein junger Beamter hegte, und sein zerstreutes Wesen waren ihm im höchsten Grade unangenehm; er wünschte nichts mehr, als seiner entledigt zu werden, aber durch einen sonderbaren Zufall verschaffte gerade die Abneigung, die der Kadi gegen Mohammed hegte, dem letzteren was er am meisten wünschte, eine Anstellung bei Hofe. Der Kadi hatte sich über ihn beim Vezier Moçhafî beklagt und ihn gebeten, diesem jungen Mann ein anderes Amt zu verschaffen. Moçhafî hatte ihm versprochen, daran zu denken, und kurze Zeit nachher, als Chacam II. einen Verwalter der Güter seines ältesten, damals fünfjährigen Sohnes Abderrachmân suchte,[4] empfahl er ihm Mohammed ibn-abi-Amir. Indessen die Wahl dieses Verwalters hing nicht vom Khalifen allein ab; vielmehr kam es dabei auf die Lieblingssultanin Aurora an,[5] eine Baskin von Geburt, welche

[1]) Makkari Bd. I S. 259.

[2]) Er war im December 966 zum Kadi von Cordova ernannt worden an Stelle des Mondhir ibn-Sa'îd Bollûtî, welcher damals starb. Khoschani S. 352.

[3]) Siehe Khoschani S. 352.

[4]) Vergl. Ibn-Adhârî Bd. II S. 251.

[5]) Auf Arabisch hieß sie Çobch; aber des Wohlklangs wegen glaubte ich diesen Namen übersetzen zu müssen.

großen Einfluß auf ihren Gemahl ausübte. Mehrere Personen wurden ihr vorgestellt; aber Ibn-abî-Amir gefiel ihr durch sein angenehmes Aeußere und die Feinheit seiner Manieren am meisten. Er ward all seinen Mitbewerbern vorgezogen, und Samstag den 23. Februar des Jahres 967 wurde er zum Verwalter über das Vermögen Abderrachmân's mit einem Gehalt von fünfzehn Goldstücken monatlich ernannt. Er war damals sechsundzwanzig Jahre alt.

Er vernachlässigte nichts, um sich noch mehr in die Gunst Aurora's einzuschmeicheln, und es gelang ihm so vollkommen, daß sie ihn auch zum Verwalter ihrer eigenen Güter ernannte und er sieben Monate nach seiner Einführung bei Hofe zum Aufseher der Münze gewählt wurde.[1] Dank dieser letzten Anstellung hatte er immer sehr beträchtliche Summen zu seiner Verfügung und benützte sie dazu, um sich Freunde unter den Großen zu machen. Jedes Mal wenn einer unter diesen mit seinen Mitteln zu Ende war (was bei der Lebensweise, die sie führten, sich leicht öfters zutragen konnte), fand er ihn bereit zur Hilfleistung. Man erzählt zum Beispiel, daß Mohammed ibn-Aflach, ein Client des Khalifen und Hofbeamter,[2] welcher durch die großen Ausgaben, die er bei Gelegenheit der Vermählung seiner Tochter gemacht, tief in Schulden gerathen war, ihm einen mit Edelsteinen besetzten Zaum ins Münzhaus gebracht und ihn gebeten habe, ihm etwas Geld auf diesen Gegenstand, den einzigen werthvollen, welcher, wie er sagte, ihm noch geblieben sei, zu leihen. Kaum hatte er ausgeredet, als Ibn-abî-Amir einem seiner Angestellten den Auftrag gab, den Zügel zu wägen und Ibn-Aflach das Gewicht dieses Gegenstandes in Silberstücken zu geben. Ueber diese Großmuth ganz erstaunt (denn Eisen und Leder des Zügels waren sehr schwer), wollte Ibn-Aflach seinen Ohren kaum trauen, als er den Aufseher diesen Befehl geben hörte; aber er wurde bald völlig von der Wahrheit überzeugt, als man ihn bat, sein Gewand aufzuheben, und ein wahrer Strom von Geld in dasselbe gegossen wurde, so daß er nicht allein im Stande war, seine Schulden zu bezahlen, sondern noch eine beträchtliche Summe erübrigte. Daher hatte er später die Gewohnheit zu sagen: „Ich liebe Ibn-abî-Amir von ganzem Herzen, und wenn er mir befehlen sollte, mich gegen meinen Herrn zu empören, ich würde nicht anstehen, ihm zu gehorchen."[3]

---

[1]) Ibn-Abbârî Bd. II S. 267, 268. Man findet den Namen Amir auf den Münzen dieser Zeit.

[2]) Vergl. Makkari Bd. I S. 252 Z. 2.

[3]) Makkari Bd. II S. 61.

Auf diese Weise schuf Ibn-abî-Amir sich eine seinen Interessen ergebene Partei; aber für seine erste Pflicht hielt er es, alle Launen der Sultanin zu erfüllen und sie dermaßen mit Geschenken zu überhäufen, wie es früher noch nie vorgekommen war. Seine Erfindungen waren oft höchst sinnreich. So ließ er zum Beispiel einst mit großen Kosten einen kleinen Palast von Silber anfertigen, und als dieses kostbare Spielwerk vollendet war, ließ er es von Sklaven nach dem Khalifenpalaste tragen, zur großen Verwunderung aller Einwohner der Hauptstadt, welche noch nie eine so prächtige Goldschmiedearbeit gesehen hatten. Es war ein Geschenk für Aurora. Sie wurde nicht müde, es zu bewundern, und von nun an versäumte sie keine Gelegenheit, das Verdienst ihres Günstlings zu rühmen und sein Glück zu befördern.[1] Die Vertraulichkeit, welche zwischen ihr und ihm herrschte, wurde sogar so groß, daß sie zu boshaftem Gerede Anlaß gab. Auch die anderen Frauen des Harems erhielten Geschenke von Ibn-abî-Amir. Sie alle waren begeistert für seine Freigebigkeit, seine angenehme Sprache und seine vornehmen Manieren. Der alte Khalif begriff dies Alles nicht. „Ich verstehe nicht," sagte er eines Tages zu einem seiner vertrauten Freunde, „welche Mittel dieser junge Mann anwenden mag, um über die Herzen der Frauen meines Harems zu herrschen. Ich gebe ihnen Alles, was sie nur wünschen; aber kein Geschenk gefällt ihnen, wenn es nicht von ihm kommt. Ich weiß nicht, soll ich in ihm nur einen Beamten von seltener Begabung sehen oder vielleicht einen großen Zauberer. So viel aber ist gewiß, daß ich nicht ohne Unruhe bin für die Gelder, welche sich in seinen Händen befinden."[2]

In der That, der junge Aufseher war von dieser Seite her in großer Gefahr. Er war freilich sehr freigebig gegen seine Freunde gewesen, aber auf Kosten des Schatzes, und da sein schnelles Glück ihm natürlich viele Neider zugezogen hatte, beschuldigten seine Feinde ihn eines Tages beim Khalifen des Unterschleifs. Er wurde aufgefordert, sich ohne Verzug in den Palast zu begeben, um seine Rechnungen und das ihm anvertraute Geld aufzuweisen. Er versprach zu kommen; aber er beeilte sich, vorher den Vezier Ibn-Chodair, seinen Freund, aufzusuchen, und ihm die gefährliche und schwierige Lage, in der er sich befand, offen auseinanderzusetzen; er bat ihn, ihm das Geld, welches er zur Deckung seines Deficits bedürfe, zu leihen. Ibn-Chodair gab ihm augenblicklich die verlangte Summe. Darauf begab

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 268; Makkarî Bd. II S. 61.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 268.

Ibn-abî-Amir sich zum Khalifen, und indem er ihm seine Abrechnungen sowie das Geld, welches sich in seinen Händen befinden mußte, vorzeigte, machte er seine Ankläger zu Schanden. Während sie geglaubt hatten, ihn in Ungnade zu stürzen, hatten sie ihm im Gegentheil einen Triumph bereitet. Der Khalif behandelte sie als Verleumder, verbreitete sich in Lobeserhebungen über die Fähigkeit und Rechtschaffenheit des Aufsehers der Münze [1] und überhäufte ihn mit neuen Ehrenbezeigungen. Zu Anfang December des Jahres 968 gab er ihm den Posten eines Curators der vacanten Nachlassenschaften und eilf Monate später das Amt des Kadi von Sevilla und Niebla; als darauf der junge Abderrachmân gestorben war, ernannte er ihn zum Verwalter der Güter Hischâm's, welcher jetzt der muthmaßliche Thronerbe war (Juli 970). Das war noch nicht Alles. Im Februar 972 wurde Ibn-abî-Amir zum Befehlshaber des zweiten Regiments der Leibwache ernannt, welches den Namen Schorta trug und als Polizei in der Hauptstadt zu fungiren hatte. [2] Im Alter von einunddreißig Jahren verwaltete er also fünf oder sechs wichtige und sehr einträgliche Stellen. [3] Er lebte dem entsprechend mit grandiosem und fast fürstlichem Aufwand. Der Palast, welchen er in Roçâfa hatte bauen lassen, war von unvergleichlicher Pracht. Eine Schaar von Secretären und anderen Angestellten, aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft gewählt, brachte Leben und Bewegung dorthin. Es wurde dort offene Tafel gehalten, und die Thür war unaufhörlich von Bittstellern umlagert. Uebrigens ergriff Ibn-abî-Amir jede Gelegenheit, die dazu dienen konnte, sich beliebt zu machen, und es gelang ihm vollkommen. Jedermann rühmte seine Gefälligkeit, Höflichkeit, Freigebigkeit und den Adel seines Charakters; es herrschte nur Eine Meinung darüber. [4]

Der Student von Torrox war also schon auf einer bedeutenden Höhe des Glückes angekommen, aber er wollte noch höher steigen, und was ihm zur Erreichung dieses Zweckes am nöthigsten schien, war, sich unter den Feldherrn Freunde zu machen. Die Angelegenheiten in Mauretanien verschafften ihm dazu die Gelegenheit.

In diesem Lande hatte der Krieg zwischen den Anhängern der Fatimiden und der Omaijaden keinen Augenblick aufgehört, aber er hatte einen andern Charakter angenommen. Abderrachmân III. hatte

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 269.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 267, 268.

[3]) Vergl. Ibn-Adhârî Bd. II S. 260 Z. 4; S. 270 Z. 14 und 15.

[4]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 275.

die Fatimiden bekämpft, um sein Vaterland vor einer Invasion zu bewahren. Zu der Zeit, von der wir sprechen, war diese Gefahr nicht mehr vorhanden. Die Fatimiden hatten ihre Waffen gegen Aegypten gewendet. Im Jahre 969 war dieses Land von ihnen erobert worden, und drei Jahre später hatte ihr Khalif Mo'izz die Hauptstadt seines Reiches, Mançûria, verlassen, um seine Residenz an den Ufern des Nil aufzuschlagen, nachdem er das Vicekönigthum über Ifrikia und Mauretanien dem cinhedschitischen Prinzen Abû-'l-Fotûch Jûsof ibn-Zîrî anvertraut hatte. Von der Zeit an hatte Spanien nichts von den angeblichen Nachkommen Alî's zu befürchten, und da die afrikanischen Besitzungen Chacam viel mehr kosteten, als sie ihm einbrachten, hätte er vielleicht weiser gehandelt, sie aufzugeben. Aber er glaubte, seiner Ehre zu nahe zu treten, wenn er nur daran dächte, und so suchte er vielmehr die Grenzen dort noch weiter zu ziehen. Deshalb unternahm er einen Eroberungszug gegen die Fürsten aus der Dynastie des Edris, welche es mit den Fatimiden hielten.

Einer von ihnen war Chasan ibn-Kennûn, welcher über Tanger, Arzilla und andere Orte des Festlandes herrschte. Er hatte sich bald für die Omaijaden, bald für die Fatimiden erklärt, je nachdem die einen oder die andern die mächtigsten waren; indessen neigte er mehr zu den letzteren hin, weil ihm schien, sie seien weniger zu fürchten als die Omaijaden, deren Besitzungen an die seinigen grenzten. Auch hatte er sich zuerst unter Allen für den Vicekönig Abû-'l-Fotûch erklärt, als dieser siegreich durch Mauretanien zog. Chacam grollte ihm wegen seiner Abtrünnigkeit, und nach dem Abzug Abû-'l-Fotûch's befahl er dem Feldherrn Ibn-Tomlos[1], Ibn-Kennûn zu bestrafen und zum Gehorsam zurückzubringen. Im Anfang August des Jahres 972 schiffte Ibn-Tomlos sich mit einer zahlreichen Armee ein, und nachdem er einen Theil der Besatzung Ceuta's an sich gezogen hatte, rückte er gegen Tanger. Ibn-Kennûn, der sich in dieser Stadt befand, ging ihm entgegen; allein er erlitt eine so vollständige Niederlage, daß er nicht einmal daran denken konnte, wieder in Tanger einzurücken. So sich selbst überlassen, sah diese Stadt sich bald genöthigt, mit dem omaijadischen Admiral, welcher ihren Hafen blockirte, eine Capitulation abzuschließen, und das Landheer bemächtigte sich seinerseits der Städte Delûl und Arzilla.

Bis dahin waren die omaijadischen Truppen siegreich gewesen; aber das Glück änderte sich. Nachdem Ibn-Kennûn neue Mann-

[1]) Mohammed ibn-Kâsim ibn-Tomlos.

schaften ausgehoben und unter seine Fahnen gestellt, ergriff er wieder die Offensive und zog gegen Tanger. Ibn-Tomlos, welcher ihm entgegenging, wurde geschlagen und fand seinen Tod auf dem Schlachtfelde. Da erhoben alle anderen edrisidischen Prinzen die Fahne des Aufruhrs, und die Befehlshaber Chacam's, welche sich nach Tanger zurückgezogen hatten, schrieben ihm, daß, wenn sie nicht ohne Verzug Verstärkung erhielten, es mit der omaijadischen Herrschaft in Mauretanien vorbei sei.

Chacam, welcher den Ernst der Lage wohl einsah, faßte sofort den Entschluß, seine besten Truppen und seinen besten Feldherrn, den tapferen Ghâlib, nach Afrika zu schicken. Er ließ ihn nach Cordova kommen und sagte zu ihm: „Geh, Ghâlib, und thue dein Möglichstes, um als Sieger zurückzukommen, und wisse, daß du eine etwaige Niederlage nur mit deinem Tode auf dem Schlachtfelde sühnen kannst. Spare kein Geld, sondern streue es mit vollen Händen unter die Anhänger der Rebellen aus. Entthrone alle Edrisiden und schicke sie nach Spanien".

Ghâlib setzte mit der Elite der spanischen Truppen über die Meerenge. Er schiffte sich zu Kaçr-Maçmûda, zwischen Ceuta und Tanger, aus, und marschirte sogleich weiter. Ibn-Kennûn versuchte es, ihn aufzuhalten; doch es kam nicht zu einer eigentlichen Schlacht, sondern nur zu verschiedenen Scharmützeln, welche mehrere Tage dauerten und während welcher Ghâlib versuchte, die Führer der feindlichen Armeen zu bestechen. Es gelang ihm. Verführt durch das Gold, das ihnen angeboten wurde, wie durch die prächtigen Kleider und die mit Edelsteinen besetzten Degen, welche man vor ihren Augen blitzen ließ, traten die Führer Ibn-Kennûn's fast alle zur omaijadischen Fahne über. Der Edriside hatte keine andere Wahl, als sich in eine Festung auf dem Rücken eines Berges nicht weit von Ceuta, welche den gut gewählten Namen „Adlerfelsen"[1] trug, zu werfen.

Der Khalif empfing mit vieler Freude die Nachricht dieses ersten Sieges; als er aber vernahm, wie viel Geld Ghâlib ausgegeben habe, um die berberischen Führer zu erkaufen, fand er, daß dieser den Auftrag, den er ihm eingeschärft hatte, ein wenig zu buchstäblich ausgeführt habe. Und in der That, sei es, daß man in Mauretanien den Staatsschatz verschleuderte, sei es, daß man ihn bestahl, die Ausgaben, welche man dem Khalifen in Rechnung brachte, überstiegen alles Maß. Da er diesen Vergeudungen oder Veruntreuungen ein Ziel setzen wollte,

[1]) Arabisch: chadschar an-nasr.

entschloß Chacam sich, einen Mann von erprobter Redlichkeit als Oberaufseher der Finanzen nach Mauretanien zu schicken. Seine Wahl fiel auf Ibn-abî-Amir. Er ernannte ihn zum obersten Kadi [1] von Mauretanien, indem er ihm einschärfte, alle Handlungen der Feldherrn und namentlich ihre finanziellen Unternehmungen genau zu beobachten. Zugleich ließ er seinen Militär- und Civilbeamten den Befehl zugehen, daß sie nichts unternehmen sollten, ohne vorher Ibn-abî-Amir um Rath gefragt und sich seiner Zustimmung zu ihren Plänen versichert zu haben.

Zum ersten Male in seinem Leben fand sich jetzt Ibn-abî-Amir in Beziehung zu der Armee und ihren Führern. Das war es gerade, was er gewünscht hatte; allein er hätte jedenfalls vorgezogen, die Sache hätte unter anderen Umständen und anderen Bedingungen stattgefunden. Die Aufgabe, welche er zu erfüllen hatte, war außerordentlich schwerer und zarter Natur. Sein eigenes Interesse gebot ihm, sich jenen Befehlshabern angenehm zu machen, während er jetzt ins Feldlager geschickt wurde, um über sie eine jedenfalls mehr oder weniger verdrießliche Aufsicht auszuüben. Mit jener seltenen Gewandtheit jedoch, die nur er verstand, wußte er sich aus dieser Schwierigkeit herauszuziehen und sein Interesse mit seiner Pflicht zu vereinbaren. Er entledigte sich seines Auftrages zur völligen Zufriedenheit des Khalifen; aber er that dies mit so vieler Schonung für die Befehlshaber, daß diese, anstatt ihn zu hassen, wie man es hätte fürchten können, seines Lobes voll waren. Zur nämlichen Zeit knüpfte er mit den afrikanischen Prinzen und den Häuptlingen der berberischen Stämme freundschaftliche Verbindungen an, welche ihm später höchst nützlich wurden. Auch gewöhnte er sich an das Lagerleben und gewann die Zuneigung der Soldaten, denen es vielleicht instinctmäßig offenbar wurde, daß in diesem Kadi das Zeug zu einem Soldaten stecke.

Ghâlib hatte unterdessen alle anderen Edrisiden unterworfen und wollte nun Ibn-Kennûn in seinem „Adlerfelsen" belagern. Da dieses Schloß, wenn nicht gänzlich uneinnehmbar, so doch sehr schwierig zu nehmen war, hatte der Khalif neue Treuppen aus den Garnisonsstädten, welche die nördlichen Grenzen des Reiches deckten, nach Mauretanien geschickt und dem Vezier Jachjâ ibn-Mohammed Todschîbî, dem Vicekönig der oberen Grenze, den Befehl über sie gegeben. Als diese Verstärkung im October 973 angelangt war, konnte die Belagerung mit solchem Nachdruck betrieben werden, daß Ibn-Kennûn genöthigt

[1]) Kâdhî al-kudhât.

wurde zu capituliren (gegen Ende Februar 974). Er bat für sein Leben, für das seiner Familie und seiner Soldaten, und daß man ihnen ihre Güter belassen möge; es wurde ihm gewährt; aber er mußte seine Festung übergeben und sich verpflichten, sich nach Cordova zu begeben.

Nachdem der Frieden in Mauretanien hergestellt war, ging Ghâlib wieder über die Meerenge zurück, von allen edrisidischen Prinzen begleitet. Der Khalif kam, begleitet von seinen Großen, dem Sieger entgegen, und der Triumpheinzug Ghâlib's war einer der schönsten, welche die Hauptstadt der Omaijaden jemals gesehen (21. September 974). Uebrigens zeigte sich der Khalif sehr großmüthig gegen die Besiegten, besonders gegen Ibn-Kennûn. Er überhäufte ihn mit Geschenken aller Art, und da seine Soldaten, siebenhundert an der Zahl, wegen ihrer Tapferkeit bekannt waren, nahm er sie in seinen Dienst und ließ ihre Namen in die Listen der Armee einschreiben.[1]

Der Einzug Ghâlib's in die Hauptstadt war der letzte schöne Tag im Leben des Khalifen. Kurze Zeit darauf, etwa im December, hatte er einen ernsten Schlaganfall.[2] Da er selbst sein Ende herannahen fühlte, ergab er sich von nun an nur der Ausübung guter Werke. Er gab etwa hundert seiner Sklaven frei, verminderte die dem Khalifen zu leistenden Abgaben in den spanischen Provinzen des Reiches um den sechsten Theil und befahl, daß die Miethe der Sattlerläden in Cordova, die ihm gehörten, regelmäßig und auf ewige Zeiten den Lehrern eingehändigt werde, welche mit dem Unterricht armer Kinder beauftragt waren.[3] Die Staatsgeschäfte, mit denen er sich nur selten beschäftigen konnte, überließ er der Leitung des Veziers Moçhafi,[4] und nur zu bald wurde man gewahr, daß eine andere Hand das Ruder führe. Sparsamer als sein Herr, fand Moçhafi, daß die Verwaltung der afrikanischen Provinzen und die Unterhaltung der edrisidischen Prinzen dem Staate zu viel Geld koste. Deshalb ließ er die letzteren, nachdem er ihnen das Versprechen abgenommen, nicht wieder nach Mauretanien zurückzukehren, nach Tunis reisen, von wo sie sich nach

---

[1]) Ibn-Abdhârî Bd. II S. 260—265, 268, 269; Kartâs S. 56—58; Ibn-Khaldûn, Geschichte der Berbern, Bd. II S. 149—151, Bd. III S. 215, 216 der Uebersetzung.

[2]) Ibn-Abdhârî Bd. II S. 265, 276 Z. 3.

[3]) Ibn-Abdhârî Bd. II S. 265.

[4]) Ibn-Abdhârî Bd. II S. 269, 276.

Alexandrien begaben [1]; ferner ließ er den Vezier Jachjâ ibn-Mohammed, den Todschîbiden, welcher seit Ghâlib's Abgang Vicekönig der afrikanischen Provinzen gewesen war, nach Spanien zurückrufen und vertraute jetzt die Regierung derselben den eingeborenen Prinzen Dschafar und Jachjâ, Söhnen des Alî ibn-Chamdûn, an. [2] Diese letzte Maßregel war ihm nicht allein durch seine weise Sparsamkeit eingegeben, sondern ebenso sehr von der Furcht, welche ihm die Christen des Nordens einflößten. Diese hatten, durch die Krankheit des Khalifen und die Abwesenheit seiner besten Truppen kühn gemacht, im Frühling des Jahres 975 von neuem ihre Feindseligkeiten aufgenommen, und unterstützt von Abû-'l-Achwaç Man, aus der Familie der Todschîbiden von Saragossa, belagerten sie mehrere moslimische Festungen. [3] Mit Recht glaubte Moçchafî, daß er unter diesen Umständen vor Allem auf die Vertheidigung des Landes bedacht sein müsse, und als der tapfere Jachjâ ibn-Mohammed wieder zurückgekommen war, ernannte er ihn von neuem zum Vicekönig der oberen Grenze. [4]

Den Khalifen aber beschäftigte während der letzten Monate seines Lebens nur Ein Gedanke, nämlich der, den Thron seinem noch im Kindesalter stehenden Sohne zu sichern. Er hatte vor seiner Thronbesteigung die Erfüllung seines liebsten Wunsches nicht gesehen, des Wunsches, Vater zu werden, und da er schon ziemlich vorgerückten Alters war, verzweifelte er fast daran, daß ihm dies noch zu Theil werde, als im Jahre 962 Aurora ihm einen Sohn schenkte, welcher den Namen Abderrachmân erhielt. Drei Jahre darauf schenkte sie ihm einen zweiten, Hischâm. Die Freude des Khalifen über die Geburt dieser beiden Kinder war sehr groß, und von dieser Zeit her schrieb sich der beinahe unbegrenzte Einfluß, den Aurora auf ihren Gemahl ausübte. [5] Aber seine Freude wurde bald getrübt. Sein ältester Sohn, die Hoffnung seines Alters, starb in früher Jugend. Es blieb ihm nun nur noch Hischâm, und die Frage war, ob seine Unterthanen, statt dieses Kind als Herrscher anzuerkennen, nicht vielleicht lieber die Krone einem seiner Oheime verleihen würden. Diese Unruhe war sehr natür-

---

[1]) Kartâs S. 58; Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern Bd. II S. 152 der Uebersetzung.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 265; Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern, Bd. II S. 151, 152 und besonders Bd. III S. 216.

[3]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 265; vgl. Ibn-Khaldûn, Gesch der Berbern Bd. III S. 216.

[4]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 266.

[5]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 251, 252, 253.

lich. Niemals noch hatte ein unmündiger König auf dem Throne von Cordova gesessen, und der Gedanke einer Regentschaft war den Arabern höchst zuwider. Allein Chacam wollte Alles daransetzen, daß nicht ein Anderer als sein Sohn ihm folge, und zudem hatte eine alte Prophezeiung gesagt, daß die omaijadische Dynastie zerfallen werde, sobald die directe Nachfolge unterbrochen sei.[1]

Um seinem Sohne den Thron zu sichern, sah der Khalif kein anderes Mittel, als ihm möglichst bald den Eid leisten zu lassen. Deshalb berief er die Großen des Reichs zu einer feierlichen Versammlung, welche am fünften Februar 976 stattfinden sollte. Am festgesetzten Tage kündigte er der Versammlung seine Absicht an, indem er alle Anwesenden aufforderte, ein Actenstück zu unterzeichnen, durch welches Hischâm zum Thronerben erklärt wurde. Keiner verweigerte seine Unterschrift, und der Khalif beauftragte darauf Ibn-abî-Amir und den Staatssecretär Maisûr, einen Freigelassenen Aurora's[2], mehrere Abschriften von diesem Actenstück anzufertigen, sie in die spanischen und afrikanischen Provinzen zu schicken und nicht allein die Großen, sondern auch Männer aus dem Volke zur Unterzeichnung aufzufordern.[3] Dieser Befehl wurde sofort ausgeführt, und da man den Khalifen zu sehr fürchtete, als daß man gewagt hätte, sich ihm zu widersetzen, blieben die Unterschriften nirgendwo aus. Außerdem wurde Hischâm von nun an in den öffentlichen Gebeten mit Namen genannt, und als Chacam starb (1. October 976[4]), nahm er die feste Ueberzeugung mit sich ins Grab, daß sein Sohn ihm nachfolgen werde und daß im Nothfall Moçchafî und Ibn-abî-Amir, welcher eben zum Haushofmeister ernannt worden war,[5] die Andalusier lehren würden, den geleisteten Eid zu halten.

---

[1]) Siehe Makkari Bd. II S. 59.

[2]) Ibn-Abhâri nennt ihn al-Dschafarî. Dschafar war ein Spitzname, den Chacam der Aurora beilegte (siehe Ibn-Abhâri Bd. II S. 269, letzte Zeile); deshalb trugen ihre Freigelassenen den Zunamen Dschafarî oder Dschoaifirî, (Dschoaifir ist das Diminutiv von Dschafar). Es ist bekannt, daß die Khalifen sowohl die von Bagdad als die anderen den Frauen ihrer Harems gern Männernamen gaben.

[3]) Ibn-Abhâri Bd. II S. 265, 266.

[4]) Ibn-Abhâri Bd. II S. 249. Seite 269 steht fehlerhaft Ramadhân statt Çafar.

[5]) Ibn-Abhâri Bd. II S. 268.

VII.

Chacam hatte in den Armen seiner beiden vornehmsten Eunuchen, Fâjik und Dschaudhar, den Geist aufgegeben. Außer ihnen war es der ganzen Welt noch unbekannt, daß er gestorben sei. Sie beschlossen seinen Tod geheim zu halten, und beriethen sich, was nun zu thun sei.

Obgleich Sklaven, waren diese beiden Eunuchen, deren einer den Titel eines Aufsehers der Garderobe, der andere eines Großfalkenmeisters trug, große und mächtige Herren. Sie hatten eine Menge bewaffneter Diener, welche sie bezahlten und die weder Eunuchen noch Sklaven waren. Außerdem hatten sie unter ihrem Befehl ein Corps von tausend Eunuchen-Slaven, alles Sklaven des Khalifen, aber zugleich sehr reich, denn sie besaßen große Ländereien und Paläste. Dieses Corps, welches für die schönste Zierde des Hofes galt, genoß großer Vorrechte. Seine Mitglieder drückten und mißhandelten die Cordovaner auf alle Art, und trotz seiner Gerechtigkeitsliebe hatte der Khalif über ihre Frevelthaten und sogar über ihre Verbrechen immer ein Auge zugedrückt. Denen, welche ihn aufmerksam machten auf die Gewaltthaten, deren sie sich schuldig machten, hatte er stets die Antwort gegeben: „Diese Männer sind die Hüter meines Harems; sie besitzen mein ganzes Vertrauen, und es ist mir nicht möglich, sie unaufhörlich zu ermahnen; zudem bin ich überzeugt, daß wenn meine Unterthanen ihnen mit Höflichkeit und Achtung begegnen würden, wie es ihre Pflicht ist, sie sich nicht über die Eunuchen zu beklagen hätten.“ Ein solches Uebermaß von Güte hatte die Slaven eitel und hochmüthig gemacht. Sie betrachteten sich als die mächtigste Körperschaft des

Staates, und ihre Obersten, Fâjik und Dschaudhar glaubten, daß die Wahl des neuen Khalifen lediglich von ihnen abhänge.

Nun wollte aber weder der eine noch der andere Hischâm. Sollte dies Kind den Thron besteigen, so würde der Minister Moçhafi, den sie nicht liebten, in Wirklichkeit regieren und ihr Einfluß beinahe aufhören. Die Nation hatte freilich Hischâm schon den Eid geleistet; aber die beiden Eunuchen schätzten einen politischen Eid nach seinem wahren Werthe und wußten, daß die Meisten, welche geschworen hatten, es gegen ihren Willen gethan. Es war ihnen außerdem nicht unbekannt, daß die öffentliche Meinung den Gedanken einer Regentschaft verwerfe und daß sehr wenige Leute ein zeitliches und geistliches Oberhaupt auf dem Throne sehen möchten, welches noch nicht das zwölfte Jahr erreicht hatte. Andererseits hofften sie, mit Leichtigkeit ihre sehr zweifelhafte Popularität wieder zu gewinnen, wenn sie dem allgemeinen Wunsche gemäß die Krone einem Prinzen reiferen Alters verleihen würden. Man füge hinzu, daß, wenn dieser Prinz ihnen seine Erhebung verdankte, er auch durch Bande der Erkenntlichkeit an sie gefesselt sein würde, und daß sie sich dann mit der Hoffnung schmeicheln konnten, den Staat in seinem Namen zu regieren.

Sie entschlossen sich also schnell, Hischâm zu beseitigen. Sie einigten sich ferner dahin, die Krone seinem Oheim Moghîra zu geben, welcher damals siebenundzwanzig Jahre alt war, doch unter der Bedingung, daß dieser seinen Neffen zu seinem Nachfolger ernenne; denn sie wollten sich nicht das Ansehn geben, als ob sie beabsichtigten, den letzten Willen ihres alten Gebieters gänzlich bei Seite zu setzen.

Nachdem diese Punkte festgestellt waren, sagte Dschaudhar: „Jetzt müssen wir Moçhafi kommen lassen und ihm den Hals abschneiden; dann können wir unsere Pläne ausführen.“ Aber der Gedanke eines Mordes machte Fâjik schaudern; er war weniger klug als sein Gefährte, dafür aber humaner. „Guter Gott!“ rief er aus; „wie, mein Bruder,[1] willst du den Geheimschreiber unseres Herrn tödten, da er doch nicht das Geringste gethan hat, das den Tod verdiente? Nein, wir wollen uns hüten, unschuldiges Blut zu vergießen! Meiner Meinung nach ist Moçhafi nicht gefährlich, und ich glaube nicht, daß er unsere Pläne hindern wird.“ Dschaudhar dachte nicht so; doch war er genöthigt, Fâjik nachzugeben, da dieser sein Vorgesetzter war. Sie beschlossen

---

[1]) Nichts berechtigt, anzunehmen, daß Fâjik und Dschaudhar wirklich Brüder waren; die Eunuchen gaben sich gewöhnlich diesen Namen. Siehe die Stelle aus Ibn-al-Khatîb in meinen Recherches Bd. I erste Ausgabe, S. 37 Anmerkung.

also, Moçchafi durch Sanftmuth zu gewinnen, und ließen ihn in den Palast bescheiden.

Als er dort angekommen war, theilten die beiden Eunuchen ihm den Tod des Khalifen mit, und nachdem sie ihm den von ihnen entworfenen Plan vorgelegt, baten sie ihn um seine Mithilfe.

Der Plan der Eunuchen widerstand dem Minister sehr; aber da er sie kannte und wußte, wessen sie fähig seien, billigte er ihn scheinbar. „Euer Plan," sagte er zu ihnen, „ist ohne Zweifel der beste, den man machen kann. Ihr müßt ihn ausführen; ich und meine Freunde werden euch nach Vermögen beistehen. Indessen würdet ihr wohl thun, euch der Zustimmung der Großen des Königreichs zu versichern; dies würde das beste Mittel sein, einen Aufstand zu verhindern. Was mich betrifft, so ist mein Verhalten mir deutlich vorgeschrieben: ich werde das Thor des Palastes bewachen und eure Befehle abwarten."

Da es ihm auf diese Art gelungen war, den Eunuchen eine falsche Sicherheit einzuflößen, berief Moçchafi seine Freunde, nämlich seinen Neffen Hischâm, Ibn-abî-Amir, Zijâd ibn-Aflach (einen Clienten Chacam's II.), Kasim ibn-Mohammed (den Sohn des Feldherrn Ibn-Tomlos, der in Afrika im Kampfe gegen Ibn-Kennûn umgekommen war) und einige andere einflußreiche Männer. Er ließ auch die Hauptleute der spanischen Truppen kommen und die des afrikanischen Regiments der Beni-Birzel, auf das er am meisten rechnete. Als all seine Anhänger versammelt waren, unterrichtete er sie vom Tode des Khalifen und dem Plane der Eunuchen; darauf fuhr er in folgenden Worten fort: „Wenn Hischâm den Thron besteigt, werden wir nichts zu befürchten haben und werden thun können, was wir wollen; aber wenn Moghîra siegt, werden wir unsere Stellen und vielleicht das Leben verlieren; denn dieser Prinz haßt uns."

Die ganze Versammlung stimmte ihm bei, und man rieth ihm, den Plan der Eunuchen zum Scheitern zu bringen und Moghîra tödten zu lassen, ehe er noch vom Tode seines Bruders unterrichtet sei. Moçchafi war mit diesem Vorhaben sehr zufrieden; aber als er fragte, wer die Ausführung desselben übernehmen wolle, erhielt er keine Antwort. Niemand wollte sich mit diesem Morde beflecken.

Ibn-abî-Amir nahm alsdann das Wort: „Ich fürchte," sagte er, „unsere Angelegenheiten werden eine schlimme Wendung nehmen. Wir sind die Freunde Moçchafi's; was er befiehlt, müssen wir thun, und weil niemand unter euch sich mit diesem Unternehmen befassen will, will ich selbst es thun, vorausgesetzt, daß unser Herr einwilligt. Fürchtet also nichts und setzt euer Vertrauen auf mich."

Diese Worte erregten allgemeine Verwunderung. Man hatte nicht erwartet, daß ein Staatsbeamter sich erbieten würde, einen Mord auszuführen, welchen Krieger, die an den Anblick von Blut und Tod gewöhnt waren, nicht zu begehen wagten. Dennoch nahm man sein Anerbieten eifrig an und sagte zu ihm: „Du hast im Grunde Recht, die Ausführung dieses Planes auf dich zu nehmen. Da du die Ehre hast, sehr vertraut mit dem Khalifen Hischâm zu sein und die Achtung mehrerer anderer Mitglieder der königlichen Familie zu genießen, könnte niemand so gut wie du eine so schwierige Aufgabe lösen."

Ibn=abî=Amir setzte sich also zu Pferde, und, begleitet vom Feldherrn Badr (einem Clienten Abderrachmân's III.), von hundert Gardisten und einigen Schwadronen Spaniern, begab er sich nach dem Palaste Moghira's. Dort angekommen, stellte er die Leibwachen an die Thür, ließ den Palast durch die anderen Truppen umzingeln, drang allein in den Saal, wo der Prinz sich aufhielt, und theilte ihm mit, daß der Khalif nicht mehr am Leben und Hischâm ihm gefolgt sei. „Indessen", fügte er hinzu, „die Veziere fürchten, du werdest nicht zufrieden mit dieser Einrichtung sein und haben mich deshalb zu dir geschickt, um dich zu fragen, was du davon denkest."

Der Prinz erblaßte bei diesen Worten. Er begriff nur zu gut ihren Sinn, und da er schon das Schwert über seinem Haupte schweben sah, sagte er mit zitternder Stimme: „Der Tod meines Bruders betrübt mich mehr, als ich dir sagen kann; aber es erfüllt mich mit Freude, daß mein Neffe ihm folgen wird. Möge seine Regierung lang und glücklich sein! Denjenigen aber, welche dich zu mir geschickt haben, sage, daß ich ihnen in allen Dingen gehorchen und den Eid halten werde, den ich Hischâm schon geleistet habe. Fordere von mir welche Gewährleistung du willst; aber solltest du vielleicht noch aus einer andern Ursache gekommen sein, so flehe ich dich an, habe Erbarmen mit mir! Ich beschwöre dich bei dem Ewigen, schone meines Lebens und bedenke, was du thust!"

Ibn=abî=Amir hatte Mitleiden mit der Jugend des Prinzen und ließ sich durch seinen offenherzigen Ausdruck einnehmen; er glaubte an die Aufrichtigkeit seiner Betheuerungen. Er war nicht vor dem Gedanken eines Mordes zurückgeschreckt, als er ihn für den Staat und für seine eigenen Interessen nothwendig glaubte; aber mit dem Blute eines Mannes, den er nicht zu fürchten hatte, wollte er seine Hände nicht beflecken. Er schrieb also an Moçchafi, daß er den Prinzen in der besten Stimmung gefunden, daß man nichts von seiner Seite zu be=

fürchten habe und daß er folglich um die Vollmacht bitte, ihm das Leben zu lassen. Er beauftragte einen Soldaten, dieses Billet dem Minister sofort zu überbringen. Bald nachher kam der Soldat mit der Antwort Moçchafî's zurück. Sie war in folgenden Worten abgefaßt: „Du verdirbst durch deine Aengstlichkeit Alles, und ich fange an, zu glauben, daß du uns betrogen hast. Thue deine Pflicht; wo nicht, so werden wir statt deiner einen Andern schicken."

Ibn-abî-Amir zeigte dem Prinzen dieses Billet, welches sein Todesurtheil enthielt; um nicht Zeuge der furchtbaren Handlung zu sein, welche vollbracht werden mußte, verließ er dann den Saal und befahl den Soldaten einzutreten. Diese wußten, was sie zu thun hatten; sie erwürgten den Prinzen, und nachdem sie seinen Leichnam in einem anstoßenden Gemach aufgehängt hatten, sagten sie den Dienern, der Prinz habe sich selbst erhängt, als sie ihn hätten zwingen wollen, seinem Neffen zu huldigen. Bald nachher empfingen sie von Ibn-abî-Amir den Befehl, den Leichnam im Saale zu beerdigen und die Thüren desselben zu vermauern.

Als Ibn-abî-Amir seine Aufgabe ausgeführt hatte, kehrte er zum Minister zurück und theilte ihm die Vollziehung seiner Befehle mit. Moçchafî ergoß sich in Danksagungen, und um ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen, ließ er ihn an seiner Seite Platz nehmen.

Fâjik und Dschaudhar erfuhren bald genug, wie Moçchafî sie betrogen und ihren Plan durchkreuzt hatte. Beide waren wüthend, am meisten Dschaudhar. „Du siehst jetzt," sagte er zu seinem Gefährten, „daß ich Recht hatte, wenn ich behauptete, man müsse sich vor allem Moçchafî's entledigen; doch du hast mir nicht glauben wollen." Indessen waren sie genöthigt, freundliche Miene zum bösen Spiel zu machen, und nachdem sie Moçchafî aufgesucht hatten, machten sie ihm viele Entschuldigungen und sagten, sie hätten sich geirrt und sein Plan sei viel besser als der ihrige. Der Minister, welcher sie ebenso sehr haßte, wie er von ihnen gehaßt wurde, der aber in diesem Augenblick noch nicht daran denken konnte, sie zu bestrafen, that, als ob er ihre Auseinandersetzung gelten ließe, so daß äußerlich wenigstens die Eintracht zwischen ihnen und ihm aufrecht erhalten wurde.[1]

Des folgenden Tages in der Frühe, Montag den zweiten October, erhielten die Einwohner Cordova's den Befehl, sich nach dem Palaste zu begeben. Sie fanden den jungen Khalifen im Thronsaal. Neben ihm stand Moçchafî, welcher Fâjik zur Rechten und Dschaudhar

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 276–279; Makkarî Bd. II S. 59, 60.

zur Linken hatte. Auch die anderen Würdenträger waren an ihren Plätzen. Der Kadi Ibn-as-Salîm ließ zuerst den Eid von den Oheimen und Vettern des Khalifen leisten, dann von den Vezieren, den Hofbeamten, den vornehmsten Koraischiten und den Patriciern der Hauptstadt. Darnach wurde Ibn-abî-Amir damit beauftragt, den Eid von dem übrigen Theil der Versammlung ablegen zu lassen. Die Sache war nicht leicht, denn es waren Widerspenstige darunter; Dank seiner Beredsamkeit aber und seiner Ueberredungsgabe gelang es Ibn-abî-Amir, die Sache zum erwünschten Ende zu bringen, so daß kaum zwei oder drei Personen bei ihrer Weigerung beharrten. Alle lobten einstimmig den Takt und die Geschicklichkeit, welche der Aufseher der Münze bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt habe.[1]

Bis dahin war Moçhafî und seinen Anhängern Alles gelungen, und die Zukunft schien wolkenlos. Das Volk hatte sich, nach seiner ruhigen und zufriedenen Haltung zu urtheilen, an den Gedanken einer Regentschaft, der ihm noch kürzlich so viel Abneigung und Schrecken einflößte, gewöhnt. Allein dieser äußere Anschein war trügerisch; das Feuer glomm unter der Asche. Man verwünschte insgeheim die großen Herren, welche aus Habgier und Ehrgeiz die Macht an sich gerissen und ihr Regiment mit dem Mord des unglücklichen Moghîra begonnen hatten. Die Eunuchen bemühten sich sehr, die Unzufriedenheit der Einwohner der Hauptstadt zu schüren, und in kurzer Zeit wurde sie so groß, daß sie von einem Augenblick zum andern in Revolution umschlagen konnte. Ibn-abî-Amir gab sich keinen Täuschungen über diese Stimmung der Gemüther hin, sondern ertheilte Moçhafî den Rath, das Volk durch Einschreiten der Truppen einzuschüchtern, bei ihm die Liebe, welche es von jeher für seine Herrscher gehabt, dadurch wieder zu wecken, daß er ihm den jungen Khalifen zeige, und es durch die Abschaffung einiger Steuern zufrieden zu stellen. Nachdem der Minister diese Vorschläge gebilligt, beschloß man, der Khalif solle sich dem Volke Samstag den siebenten October zeigen. Am Morgen dieses Tages wurde Moçhafî, welcher bis dahin nur den Titel eines Veziers getragen hatte, zum Châdschib oder ersten Minister ernannt, das heißt, er gab sich selbst diese Stellung, während Ibn-abî-Amir dem ausdrücklichen Willen Aurora's gemäß[2] zur Würde eines Veziers befördert wurde, unter der Bedingung, den Staat in Verein mit Moçhafî zu regieren. Darauf ritt Hischâm durch die Straßen der Stadt,

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 270, 280; Ibn-al-Abbâr S. 141.

[2]) Siehe Makkarî Bd. II S. 60.

umgeben von einer Menge Soldaten und begleitet von Ibn-abî-Amir. Zugleich veröffentlichte man ein Decret, kraft dessen die verhaßte und besonders auf den unteren Classen lastende Oelsteuer abgeschafft wurde. Diese Maßregeln, besonders die letztere, brachten die Wirkung hervor, welche man sich davon versprochen hatte, und da Ibn-abî-Amir nicht verfehlte, durch seine Freunde auszubreiten, daß er es sei, welcher die Abschaffung der Oelsteuer gerathen habe, rief eben der Pöbel, welcher kurz vorher die Meutereien sich hatte zu Schulden kommen lassen, ihn als den wahren Freund der Armen aus. [1]

Unterdessen fuhren die Eunuchen fort, Complotte anzuzetteln, und Moçhafî wurde durch seine Spione benachrichtigt, daß sehr verdächtige Personen, welche als Zwischenträger zwischen den Eunuchen und ihren Freunden außerhalb des Palastes dienten, unaufhörlich durch das „Eisenthor" hin- und hergingen. Um die Ueberwachung zu erleichtern, ließ der Minister dieses Thor vermauern, so daß man nicht anders in den Palast kommen konnte als durch das Thor der Sodda. Außerdem bat er Ibn-abî-Amir, alle möglichen Anstrengungen zu machen, um Fâjik und den Eunuchen Dschaudhar ihre bewaffneten Diener, welche weder Eunuchen noch Sklaven waren, zu nehmen. Ibn-abî-Amir willigte ein und mittelst Geld und Versprechungen kam er so weit, daß fünfhundert Mann den Dienst der beiden Eunuchen verließen, um bei ihm einzutreten. Da er außerdem auf die Unterstützung des afrikanischen Regimentes der Beni-Birzel zählen konnte, war seine Macht weit größer als die seiner Gegner. Dschaudhar sah dies ein, und sehr unzufrieden mit Dem, was sich zutrug, hielt er um seine Entlassung als Großfalkenmeister an und bat um die Erlaubniß, den Palast des Khalifen zu verlassen. Dies war aber nur eine List. Da er meinte, man könne ohne seine Dienste nicht fertig werden, war er überzeugt, daß man ihm seine Bitte abschlagen und er alsdann Gelegenheit haben werde, seinen Gegnern die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen er einwillige, auf seinem Posten zu bleiben. Diese Hoffnung wurde getäuscht. Gegen seine Erwartung nahm man seine Entlassung an. Seine Anhänger waren vor Erbitterung außer sich, sie ergossen sich in Drohungen und Schmähungen gegen Moçhafî und Ibn-abî-Amir. Einer ihrer Leiter, Dorrî, der zweite Haushofmeister, zeichnete sich besonders durch die Heftigkeit seiner Reden aus. Moçhafî trug deshalb Ibn-abî-Amir auf, irgend ein Mittel zu ersinnen, durch welches man sich dieses Mannes entledigen könne. Dies war nicht schwer. Dorrî

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 270, 276.

gebot über Baeza, und die Einwohner dieses Districtes hatten sehr viel unter der Tyrannei und Habgier der Verwalter ihres Herrn zu leiden. Ibn-abî-Amir benützte diesen Umstand. Er ließ den Einwohnern von Baeza heimlich sagen, daß, wenn sie gegen ihren Herrn und seine Beamten Klage führen wollten, sie sicher sein könnten, daß die Regierung ihnen Recht gebe. Sie verfehlten nicht, dies zu thun, und Dorrî wurde durch einen Befehl des Khalifen aufgefordert, sich in den Palast des Veziers zu begeben, um dort seinen Untergebenen gegenübergestellt zu werden. Er gehorchte, aber im Palast angekommen, fing er beim Anblick des großen dort entfalteten militärischen Gepränges an, für sein Leben zu fürchten, so daß er plötzlich umkehren wollte. Ibn-abî-Amir hielt ihn davon ab, indem er ihn am Kragen packte. Ein Zweikampf entspann sich, in welchem Dorrî seinen Gegner beim Barte faßte. Jetzt rief Ibn-abî-Amir die Soldaten zu Hilfe. Die spanischen Truppen regten sich nicht; sie achteten Dorrî zu sehr, als daß sie es gewagt hätten, Hand an ihn zu legen; aber die Beni-Birzel theilten ihre Bedenken nicht, sie eilten herbei, griffen Dorrî und mißhandelten ihn. Ein Hieb mit dem flachen Säbel nahm ihm die Besinnung. Man trug ihn in seine Wohnung, wo er dann in der Nacht völlig getödtet wurde.

Da sie wohl fühlten, daß dieser Mord sie unwiederbringlich mit den Slaven überworfen habe, griffen die beiden Minister sofort zu einer entscheidenden Maßregel. Fâjik und seine Freunde erhielten seitens des Khalifen den Befehl, auf der Stelle den Palast zu verlassen; darnach hängte man ihnen wegen Unterschleifs einen Proceß an, und sie wurden zu beträchtlichen Geldbußen verurtheilt, infolge deren sie verarmten und außer Stand gesetzt wurden, den Ministern jemals wieder zu schaden. Fâjik gegenüber zeigte man die größte Strenge, weil man ihn für den gefährlichsten hielt. Er wurde auf eine der balearischen Inseln verbannt, wo er einige Zeit darauf starb. Den Eunuchen, welche sich weniger compromittirt hatten, ließ man ihre Aemter und einer von ihnen, Sokr, wurde zum Aufseher des Palastes und der Leibwache ernannt.

Obgleich diese Maßregeln von den Duumvirn in ihrem eigenen Interesse getroffen waren, wurden sie doch dadurch beliebt. Der Haß, den die Cordovaner gegen die Slaven hegten, von denen sie so viel zu leiden gehabt hatten, war sehr groß, und sie freuten sich ihres Untergangs. [1]

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 280, 281.

Dennoch verursachte die Regierung nach einer anderen Seite hin heftiges Murren wegen ihrer Unthätigkeit den Christen des Nordens gegenüber. Diese, welche, wie wir bemerkt haben, ihre Feindseligkeiten zu der Zeit, als Chacam II. krank war, wieder aufgenommen hatten, wurden mehr und mehr verwegen und drangen bei ihren kühnen Kriegsunternehmungen fast bis an die Thore Cordova's vor. Moçchafi sparte weder Geld noch Truppen, um sie zurückzutreiben; da er aber nichts von Kriegführung verstand, richtete er fast nichts zur Sicherstellung des Landes aus. Die Sultanin Aurora wurde mit Recht unruhig, sowohl wegen der Erfolge der Christen als auch wegen der Unzufriedenheit der Andalusier, welche die Folge davon war. Sie theilte ihre Befürchtung Ibn-abî-Amir mit, welcher seinerseits schon seit lange über die Schwäche und Unfähigkeit seines Amtsgenossen unwillig war, trotzdem aber die Sultanin beruhigte, indem er ihr sagte, daß, wenn es ihm gelänge, Geld und den Befehl über die Armee zu erhalten, er den Feind sicher schlagen werde.[1] In Folge dieser Unterredung offenbarte er seinem Amtsgenossen, daß wenn er in seiner Unthätigkeit beharre, ihm die Macht in kurzer Zeit aus den Händen fallen werde und daß nicht allein seine Pflicht, sondern auch sein Interesse gebiete, ohne Verzug energische Maßregeln zu ergreifen. Moçchafi, welcher fühlte, daß der Andere Recht habe, versammelte sogleich die Veziere und schlug ihnen vor, eine Armee gegen die Christen zu schicken. Dieser Vorschlag wurde, wiewohl von einigen bekämpft, von der Mehrzahl angenommen; es handelte sich nur noch darum, wer die Armee befehligen solle, und die Verantwortlichkeit schien unter den obwaltenden Umständen den Veziren so groß, daß keiner von ihnen sie auf sich nehmen wollte. „Ich will es übernehmen, die Truppen zu befehligen," sagte alsdann Ibn-abî-Amir, „aber unter der Bedingung, daß man mir die Freiheit gibt, die Mannschaften selbst auszusuchen, und daß man mir eine Unterstützung von hunderttausend Goldstücken gewährt." Diese Summe schien einem der Veziere übermäßig hoch. „Nun," schrie darauf Ibn-abî-Amir, „nimm du zweihunderttausend und stelle dich selbst an die Spitze der Armee, wenn du es wagst!" Der Andere schwieg, und man entschloß sich, den Befehl Ibn-abî-Amir anzuvertrauen und ihm das Geld zu geben, das er verlangte.

Nachdem er die besten Truppen des Reichs zu dem Unternehmen ausgewählt hatte, begab sich der Vezier gegen Ende Februar des Jahres 977 ins Feld. Er überschritt die Grenze und begann die Be-

[1]) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 148.

lagerung der Festung Los Baños, einer von jenen, die Ramiro II. nach seinem glorreichen Siege von Simancas hatte wieder aufbauen lassen.[1] Nachdem er Herr der Vorstadt geworden, machte er reiche Beute und kehrte Ende April mit einer großen Anzahl Gefangener nach Cordova zurück.

Das Resultat dieses Feldzuges, wiewohl im Grunde nicht sehr wichtig, verursachte dennoch große Freude in der Hauptstadt, was unter den obwaltenden Umständen natürlich genug war. Zum ersten Male seit Beginn des Krieges hatte die moslimische Armee die Offensive ergriffen und dem Feinde einen Denkzettel geschrieben, den er so gut im Gedächtniß behalten mußte, daß es ihm in Zukunft nicht mehr einfallen konnte, den Schlaf der Cordovaner zu stören. Dies war in den Augen der letzteren viel, und für den Augenblick verlangten sie nicht mehr; allein wenn sie gleich die erhaltenen Vortheile vielleicht etwas zu hoch anschlugen, so kann man doch nicht die große Wichtigkeit verkennen, welche dieser Kriegszug für Ibn-abî-Amir selbst hatte. Da er die Liebe der Armee gewinnen wollte, die vielleicht gegen diesen so plötzlich in einen Feldherrn umgewandelten Ex-Kadi noch ein gewisses Mißtrauen hegte, hatte er das Gold, welches er als Hilfsgeld erhalten, an die Truppen verschwendet, und während des ganzes Feldzugs war bei ihm offene Tafel gewesen. Sein Plan war vollkommen gelungen. Befehlshaber und Soldaten waren begeistert für die Freundlichkeit des Veziers, für seine Freigebigkeit, ja sogar für das Talent seiner Köche. Von nun an konnte er auf ihre Ergebenheit rechnen; vorausgesetzt, daß er fortfuhr, ihre Dienste großartig zu belohnen, waren sie ihm mit Leib und Leben ergeben.[2]

---

[1]) Die arabischen Geschichtschreiber geben dieser Festung den Namen Alchâma. Dies ist die wörtliche Uebersetzung von Balneos, wie Sampirus schreibt (c. 23), heutiges Tages Los Baños.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 281, 282; Makkarî Bd. II S. 60, 61.

VIII.

In dem Grade wie die Macht Ibn-abî-Amir's stieg, verlor Moçhafî an Boden. Er hatte im Grunde nur wenig Verdienst. Er war von niederer Geburt, aber da sein Vater, ein Berber aus dem valencianischen Lande, Chacam's Lehrer gewesen war, hatte dieser schon früh auf den Sohn die Liebe und die Achtung übertragen, welche er für den Vater hegte. Moçhafî besaß überdies die Talente, welche Chacam am meisten schätzte; er war Gelehrter und Dichter. Er hatte wunderbares Glück. Anfänglich Geheimschreiber Chacam's, war er der Reihe nach Oberst des zweiten Regimentes der Schorta, Statthalter von Majorca und erster Staatssecretär geworden.[1] Aber er hatte es nicht verstanden, sich Freunde zu machen. Hochmüthig wie alle Emporkömmlinge, verletzte er durch seinen unerträglichen Stolz die Adeligen, die ihn wegen seiner niederen Herkunft verachteten. Als er erster Minister wurde, schien es, als wolle er diesen Fehler ablegen; aber bald darauf kehrte er zu seiner übermüthigen Weise zurück.[2] Seine Rechtlichkeit war mehr als zweifelhaft. Wenige Beamten waren freilich damals sicher vor diesem Vorwurf; auch würde man wohl seine offenbaren Erpressungen entschuldigt haben, wenn er seinen Raub mit Anderen hätte theilen wollen; aber er behielt Alles für sich, und das war es, was man ihm nicht verzeihen konnte.[3] Außerdem beschuldigte man ihn noch des Nepotismus; beinahe alle wichtigen Posten waren in den

[1]) Ibn-al-Abbâr S. 141, 142; Ibn-Abbâri Bd. II S. 271.
[2]) Makkari Bd. II S. 60.
[3]) Makkari a. a. O.

Händen seiner Söhne und Neffen.[1] Dabei besaß Moçchafî keine von den für einen Staatsmann erforderlichen Eigenschaften. Unbeholfen und unschlüssig, wußte er unter Umständen, die außerhalb des gewöhnlichen Ganges der Dinge lagen, nicht, was er thun oder lassen solle; Andere mußten dann für ihn denken und handeln, und gewöhnlich wandte er sich an Ibn-abî-Amir. Würde der letztere sich lange mit der Rolle eines Vertrauten und Rathgebers, welche Moçchafî ihn spielen ließ, begnügen? Die Einsichtigen bezweifelten es, sie glaubten zu bemerken, daß der Augenblick nicht fern sei, wo Ibn-abî-Amir auch dem Namen nach erster Minister sein wollte, wie er es thatsächlich schon war.

Sie irrten sich nicht. Ibn-abî-Amir hatte schon den Entschluß gefaßt, Moçchafî zu stürzen; er arbeitete eifrig daran, aber im Verborgenen. Er blieb der Selbe im Benehmen gegen seinen Amtsgenossen; er fuhr fort, ihm die nämliche Achtung zu bezeugen wie früher, aber heimlicher Weise leistete er ihm in allen Dingen Widerstand und verlor keine Gelegenheit, die Aufmerksamkeit Aurora's auf seine Unfähigkeit und seine Fehler zu lenken.[2] Moçchafî hatte nicht den geringsten Argwohn; nicht Ibn-abî-Amir flößte ihm Furcht ein, ihn hielt er im Gegentheil für seinen besten Freund; wohl aber Ghâlib, der Statthalter der unteren Grenze, welcher auf seine Truppen einen unbegrenzten Einfluß ausübte.[3] In der That, Ghâlib haßte und verachtete Moçchafî und verbarg dies nicht. Mit Recht stolz auf die Lorbeern, welche er auf zahllosen Schlachtfeldern gepflückt, ärgerte er sich, daß ein Mann von geringer Herkunft, der niemals das Schwert geführt, erster Minister war. Er sprach es laut aus, daß dieser Posten ihm zukomme. Dem Scheine nach gehorchte er Moçchafî noch; aber durch sein mehr oder weniger zweideutiges Benehmen bewies er deutlich genug, daß die Regierung nicht auf ihn rechnen könne. Seit dem Tode Chacam's führte er den Krieg gegen die Christen mit einer Nachlässigkeit, welche auffallend mit der wohlbekannten Energie seines Charakters contrastirte. Er übte noch nicht Verrath, war noch nicht in offener Empörung begriffen, hatte die Christen noch nicht aufgefordert, ihm zu helfen; aber sein Verfahren war der Art, daß man denken konnte, er werde in Kurzem alles dies thun, und wenn er es that, war der Sturz des ersten Ministers unvermeidlich. Wie hätte dieser dem besten Feldherrn

---

[1] Ibn-al-Abbâr S. 142.
[2] Makkari Bd. II S. 60.
[3] Makkari Bd. II S. 61.

und den besten Soldaten des Reiches im Bunde mit den Leonern und Castiliern widerstehen können? Dazu würden seine zahlreichen Feinde beim ersten Stoß, der ihm widerfuhr, eifrig die Gelegenheit ergreifen, ihm seinen Posten, seine Reichthümer, vielleicht seinen Kopf zu nehmen.

Moçhafî hatte Scharfsinn genug, um nicht für die Gefahr, die ihn bedrohte, blind zu sein, und in seiner Todesangst fragte er die Veziere und namentlich Ibn-abî-Amir um Rath. Man antwortete ihm, er müsse sich vor allen Dingen der Freundschaft Ghâlib's versichern, um welchen Preis es auch sei. Er willigte darein, und Ibn-abî-Amir erbot sich, ihm als Vermittler zu dienen. Er sagte ihm, der bevorstehende Feldzug werde ihm Gelegenheit verschaffen, sich mit dem Statthalter der unteren Grenze zu besprechen, und wenn es dazu komme, mache er sich anheischig, die von Moçhafî gewünschte Versöhnung herbeizuführen.

So sagte er, aber er sann auf einen ganz andern Plan. Bei seinem Streben nach einem glänzenden Ziele, schreckte sein Ehrgeiz nicht vor krummen Wegen zurück, und anstatt zu versuchen, die beiden Nebenbuhler einander zu nähern, dachte er im Gegentheil über Mittel nach, sie noch mehr mit einander zu veruneinigen. Demgemäß handelte er. Während er Moçhafî stets versicherte, daß er sich vollständig seinen Interessen widme, lobte er gegen Aurora die großen Talente Ghâlib's; er wiederholte ihr unaufhörlich, daß man der Dienste dieses Feldherrn nicht entrathen könne und sich ihn durch Verleihung eines höheren Titels als der, den er schon besaß, verpflichten müsse. Seine Schleichwege trugen ihre Früchte. Ghâlib wurde in Folge des Einflusses Aurora's bald zur Würde eines Dhû-'l-wizâratain (Leiters der militärischen und bürgerlichen Verwaltung) und zum Generalissimus der ganzen Armee der Grenze befördert; Moçhafî hatte sich dieser Maßregel nicht widersetzt; er hatte im Gegentheil dazu beigetragen, denn Ibn-abî-Amir hatte ihm gesagt, dies werde der erste Schritt zur Wiederversöhnung sein.

Am 23. Mai, nur einen Monat nach seiner Rückkehr nach Cordova, unternahm Ibn-abî-Amir, welcher zum Oberfeldherrn der Armee der Hauptstadt ernannt war, seinen zweiten Feldzug. Zu Madrid hatte er eine Unterredung mit Ghâlib. Er zeigte sich voll Achtung und Höflichkeit gegen ihn und gewann sein Herz, indem er ihm sagte, er halte Moçhafî des hohen Postens, den er bekleide, für gänzlich unwürdig. Bald bildete sich zwischen den beiden Feldherrn eine enge Freundschaft; sie beschlossen, gemeinsam an Moçhafî's Sturz zu arbeiten. Sie über-

schritten darauf die Grenze und nahmen die Festung Mola [1] ein, wo sie viele Beute und Gefangene machten. Nach Beendigung des Feldzuges nahmen sie von einander Abschied; aber im Augenblicke der Trennung sagte Ghâlib zu seinem neuen Freunde: „Dieses Unternehmen ist mit dem schönsten Erfolge gekrönt worden; es wird dir einen großen Ruf verschaffen, und der Hof wird sich freuen, so lange er deine anderweitigen Absichten nicht durchschaut. Benütze diesen Umstand; verlasse den Palast nicht eher, als bis man dich zum Präfecten der Hauptstadt an Stelle des Sohnes Moçhafi's ernannt hat." Nachdem Ibn-abî-Amir versprochen hatte, dieses Rathes eingedenk zu sein, nahm er seinen Weg wieder nach Cordova, während Ghâlib in seine Statthalterschaft zurückkehrte.

Im Grunde kam die Ehre des Feldzugs nur Ghâlib zu. Er war es, der Alles geleitet und angeordnet hatte, und Ibn-abî-Amir, welcher hinsichtlich militärischer Unternehmungen noch in seiner Lehrzeit war, hatte sich wohl gehütet, diesem erfahrenen und in den Waffen ergrauten Feldherrn in irgendwelcher Sache zu widersprechen. Aber Ghâlib selbst, welcher seinen jungen Verbündeten befördern wollte, stellte die Sache in einem ganz andern Lichte dar. Er beeilte sich, dem Khalifen zu schreiben, daß Ibn-abî-Amir Wunderdinge ausgerichtet habe, daß ihm allein für den gewonnenen Vortheil der Dank gebühre und daß er alles Recht auf eine glänzende Belohnung habe. Dieser Brief, welcher schon vor der Rückkehr Ibn-abî-Amir's bei Hofe angekommen war, hatte den Khalifen ihm günstig gestimmt. Daher erlangte er es auch ohne Mühe, an Stelle des Sohnes Moçhafi's zum Präfecten der Hauptstadt ernannt zu werden. Wie hätte man einem Heerführer, welcher zum zweiten Male als Sieger wiederkehrte und dessen Talente und Tapferkeit vom größten Feldherrn der Zeit gerühmt wurden, Etwas verweigern können? Auch wurde man mit dem Sohne Moçhafi's leicht fertig; verdankte er doch seine Beförderung nur dem Rufe seines Vaters, und weit entfernt, sie durch seine Leistungen zu rechtfertigen, hatte er sich vielmehr seiner Stellung höchst unwürdig gezeigt. [2] Seine Habgier war so groß, daß, wenn er nur Geld erhielt, er gern die Augen über Alles zudrückte, selbst über die abscheulichsten Verbrechen. Man behauptete mit Recht, daß es in Cordova keine

---

[1]) Es scheint, daß dieser Ort nicht mehr existirt.

[2]) Vergl. Ibn-al-Abbâr S. 142 Z. 6 mit Ibn-Adhârî Band II S. 284.

Polizei mehr gebe, daß die Räuber höherer und niederer Sorte Alles wagen könnten, daß man die ganze Nacht wach bleiben müsse, um nicht in seiner Wohnung beraubt oder erwürgt zu werden, mit Einem Worte, daß die Einwohner einer Grenzstadt weniger bedroht seien als die Einwohner der Residenz des Khalifen.

Mit dem Patent seiner Ernennung zum Präfecten versehen und angethan mit dem Ehrenpelz, welchen man ihm bescheert, begab Ibn-abî-Amir sich sogleich in den Palast der Präfectur. Mohammed-Moçchafi residirte dort mit allem Pomp, welcher seinem Range gebührte. Sein Nachfolger zeigte ihm den Befehl des Khalifen und sagte, er könne sich zurückziehen. Er gehorchte seufzend.

Kaum in sein neues Amt eingesetzt, ergriff Ibn-abî-Amir energische Maßregeln, um die Sicherheit in der Hauptstadt wieder herzustellen. Er kündigte den Sicherheitsbeamten an, er habe die feste Absicht, gegen alle Uebelthäter ohne Ansehn der Person mit größter Strenge zu verfahren, und er drohte ihnen mit den härtesten Strafen, wenn sie sich bestechen ließen. Durch seine Festigkeit eingeschüchtert, und in der Ueberzeugung, daß er eine sehr scharfe Aufsicht über sie führen werde, bemühten sich die Beamten von jetzt an, ihre Pflicht zu thun. Man wurde dessen in der Hauptstadt bald gewahr. Diebstähle und Mordthaten kamen seltener vor; Ordnung und Sicherheit kehrten wieder; die rechtschaffenen Leute konnten wieder ruhig schlafen; denn die Polizei war da und wachte. Uebrigens zeigte der Präfect durch ein auffallendes Beispiel, daß er im Ernst gesprochen, als er gesagt hatte, er werde niemanden schonen. Sein eigener Sohn hatte sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen und war der Sicherheitsbehörde in die Hände gefallen; da ließ er ihm so viele Peitschenhiebe geben, daß der Jüngling bald nach Erduldung der Strafe starb.

Endlich aber gingen Moçchafi die Augen auf. Die Absetzung seines Sohnes, welche während seiner Abwesenheit beschlossen und ohne sein Wissen ausgeführt worden war, ließ ihm keinen Zweifel mehr über die Doppelzüngigkeit Ibn-abî-Amir's. Allein was konnte er gegen ihn thun? Sein Nebenbuhler war schon viel zu mächtig. Er stützte sich auf die Sultanin, deren Geliebten man ihn nannte, und auf die Familien der Großen, welche, durch Bande der Clientel den Omaijaden zugethan, von Vater auf Sohn die Hofstellen überkamen und weit lieber einen Mann aus gutem Hause, wie Ibn-abî-Amir, an der Spitze der Geschäfte sehen wollten als einen Emporkömmling, der sie oft mit seinem, durch nichts gerechtfertigten Stolz verwundet

hatte.[1] Außerdem konnte Ibn-abî-Amir auf seine Armee rechnen, welche sich mehr und mehr ihm ergeben zeigte, und auf die Bevölkerung der Hauptstadt, die ihm für die Sicherheit, welche er ihr verschafft hatte, verpflichtet war. Was konnte Moçhafî alle dem entgegensetzen? Nichts oder doch so gut wie nichts; denn nicht einmal auf die kleine Schaar Derjenigen, die ihm ihr Vermögen verdankten, konnte er mit Sicherheit zählen. In diesem Kampfe der Mittelmäßigkeit gegen das Genie waren die Kräfte zu ungleich. Moçhafî begriff dies wohl; er wußte, daß ihm nur Ein Mittel übrig blieb: Ghâlib zu gewinnen. Dies Ziel zu erreichen, war er entschlossen, koste es was es wolle.

Er schrieb ihm und machte ihm die glänzendsten Versprechungen, die nach seiner Meinung nicht verfehlen konnten, ihre Wirkung zu thun, und um ihr Bündniß zu befestigen, warb er um die Hand seiner Tochter Asmâ für seinen Sohn Othmân. Der Plan schien zu glücken. Seinen Haß vergessend, antwortete Ghâlib dem Minister, er wolle sein Anerbieten annehmen und willige in die vorgeschlagene Heirath. Moçhafî beeilte sich, ihn beim Wort zu nehmen, und schon war der Heirathsvertrag aufgesetzt und unterzeichnet, als Ibn-abî-Amir die geheimen Anschläge, durch die all seine Pläne gekreuzt werden sollten, entdeckte. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ließ er alle Triebfedern, die er in Bewegung setzen konnte, spielen, um die Pläne seines Amtsgenossen scheitern zu machen. Auf seine Bitte schrieben die einflußreichsten Personen des Hofes an Ghâlib; auch er selbst schrieb ihm, um ihm mitzutheilen, daß Moçhafî ihm eine Falle lege, um ihm alle Beschwerden, die er gegen diesen Minister gehabt, ins Gedächtniß zurückzurufen und ihn zu beschwören, den Versprechungen treu zu bleiben, welche er ihm während des letzten Feldzugs gemacht. Was die geplante Heirath anbetreffe, erklärte er, so müsse Ghâlib, wenn er für seine Tochter eine ehrenvolle Verbindung wünsche, sie nicht dem Sohne eines Emporkömmlings, sondern ihm, Ibn-abî-Amir, zur Frau geben.

Ghâlib ließ sich einreden, daß er geirrt habe. Er meldete Moçhafî, daß die Heirath, von der die Rede gewesen, nicht statt haben könne und daß im August oder September ein neuer Contract aufgesetzt und unterschrieben werden solle, wonach Asmâ die Gattin Ibn-abî-Amir's werde.

Kurze Zeit darauf, am 18. September, machte sich Ibn-abî-Amir von neuem zu einem Feldzuge auf. Er nahm den Weg nach Toledo,

[1]) Siehe Ibn-Abhârî Bd. II S. 290.

und nachdem er all seine Kräfte mit denen seines künftigen Schwiegervaters vereinigt hatte, nahm er den Christen zwei Schlösser und die Vorstädte von Salamanca. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Titel eines Dhû-'l-wizâratain mit einem Gehalt von vierundzwanzig Goldstücken monatlich. Der Châdschib selbst nahm nicht mehr ein.

Unterdessen rückte die zu seiner Heirath festgesetzte Zeit heran, und der Khalif oder vielmehr seine Mutter, die, wenn sie wirklich die Geliebte Ibn-abî-Amir's war, nicht an Eifersucht dachte, schickte an Ghâlib die Einladung, mit seiner Tochter nach Cordova zu kommen. Als er dort angekommen war, überhäufte man ihn mit Ehren. Man verlieh ihm den Titel eines Châdschib, und da er außerdem Dhû-'l-wizâratain war, was Moçhafi nicht war, so konnte er jetzt für den ersten Würdenträger des Reiches gelten. Darum nahm er auch den ersten Platz bei feierlichen Zusammenkünften ein und hatte alsdann Moçhafi zu seiner Rechten und Ibn-abî-Amir zu seiner Linken.[1]

Die Heirath des letzteren mit Asmâ wurde am Neujahrstage, einem zwar christlichen Feste, an dem aber auch die Moslim's Theil nahmen, gefeiert. Der Khalif hatte alle Kosten des Festes auf sich genommen, daher wurde es mit unvergleichlichem Glanze begangen; die Cordovaner erinnerten sich nicht, jemals ein so prachtvolles Gefolge gesehen zu haben, wie das, welches Asmâ umgab, als sie aus dem Khalifenpalaste heraustrat, um sich in den ihres Verlobten zu begeben.

Wir müssen hinzufügen, daß diese Heirath, wiewohl Eigennutz der Beweggrund gewesen, dennoch eine glückliche war. Asmâ besaß bei hoher Bildung eine anziehende Erscheinung; sie wußte das Herz ihres Gatten zu fesseln, und dieser gab ihr stets den Vorrang vor seinen anderen Frauen.

Moçhafi hielt sich, seit Ghâlib das Bündniß mit ihm rückgängig gemacht hatte, für verloren. Es entstand plötzlich eine völlige Leere um ihn her. Seine Creaturen verließen ihn, um seinem Nebenbuhler Weihrauch zu streuen. Wenn er sich in früheren Zeiten in den Palast begab, stritt man sich um die Ehre, ihn zu begleiten; jetzt ging er allein. Seine Macht war völlig gesunken. Die wichtigsten Maßregeln wurden ohne sein Wissen getroffen. Der unglückliche Greis sah die Katastrophe herannahen und erwartete sie mit düsterer Ergebung. Sie trat noch eher ein, als er geglaubt. Montag den 26. März des Jahres

[1]) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 142.

978[1] wurde er sammt seinen Söhnen und Neffen all seiner Aemter und Würden entsetzt. Es wurde der Befehl gegeben, sie gefangen zu nehmen und ihre Güter mit Beschlag zu belegen, bis sie sich von der Anklage des Unterschleifs, die man gegen sie erhob, gereinigt haben würden.[2]

Wiewohl ein solches Ereigniß Moçhafi nicht überraschen konnte, wurde er dadurch doch tief erschüttert. Sein Gewissen beunruhigte ihn. Manche Ungerechtigkeit, die er während seiner langen Laufbahn begangen, kam ihm ins Gedächtniß und fing an, ihn zu drücken. Als er Abschied von seiner Familie nahm, sagte er: „Ihr werdet mich lebend nicht wieder erblicken; das furchtbare Gebet ist erhört worden; seit vierzig Jahren erwarte ich diesen Augenblick!" Als man ihn nach dem Sinn dieser räthselhaften Worte fragte, antwortete er: „Zur Zeit als Abderrachmân noch regierte, wurde ich beauftragt, die Untersuchung gegen einen Angeklagten zu leiten und ihn zu richten. Ich fand, daß er unschuldig sei; aber ich hatte meine Gründe, zu behaupten, er sei es nicht, und ließ ihn eine schimpfliche Strafe erleiden. Seine Güter wurden eingezogen, und lange Zeit schmachtete er im Gefängniß. Da hörte ich in einer Nacht im Schlaf eine Stimme, welche mir zurief: ‚Gib jenem Manne die Freiheit! Sein Gebet ist erhört worden, und eines Tages wird das Schicksal, welches ihn getroffen hat, auch dich treffen.' Ich fuhr aus dem Schlafe und war sehr erschrocken. Ich ließ den Mann kommen und bat ihn, mir zu verzeihen. Er verweigerte es. Da beschwor ich ihn, mir doch wenigstens zu sagen, ob er ein Gebet an den Ewigen gerichtet habe, welches mich betreffe. ‚Ja,' antwortete er mir; ‚ich habe Gott gebeten, dich in einem ebenso engen Kerker sterben zu lassen, als der ist, in welchem du mich so lange schmachten ließest.' — Ich bereute darauf meine Ungerechtigkeit und gab Dem, welcher so lange ihr Opfer gewesen war, wieder die Freiheit. Aber die Gewissensbisse kamen zu spät!"[3]

Die Angeklagten wurden nach Zahrâ geführt, wo sich das Staatsgefängniß befand. Der Feldherr Hischâm-Moçhafi, ein Neffe des Ministers, welcher Ibn-abi-Amir dadurch gekränkt hatte, daß er sich die Ehre der im letzten Feldzuge errungenen Siege beimaß, fiel als erstes Opfer der Rache dieses mächtigen Mannes. Kaum im Gefängniß angekommen, wurde er zum Tode geführt.[4]

---

[1]) Nicht allein Ibn-Adhâri gibt dieses Datum an, sondern auch Nowairi (S. 470).
[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 282—285; Makkari Bd. II S. 61, 62.
[3]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 288; Makkari Bd. I S. 395.
[4]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 285; Makkari Bd. II S. 62.

Der Staatsrath wurde beauftragt, Moçhafi den Proceß zu machen. Er dauerte sehr lange. An Beweisen dafür, daß Moçhafi sich während seines Ministeriums des Unterschleifs schuldig gemacht habe, fehlte es keineswegs; seine Güter wurden deshalb theilweise confiscirt, und sein prachtvoller Palast im Stadtviertel Roçâfa wurde meistbietend verkauft. Allein fortwährend liefen neue Anschuldigungen gegen ihn ein, und die Veziere, welche Ibn-abî-Amir dadurch gefallen wollten, nahmen dieselben mit Eifer auf. So zu wiederholten Malen und wegen verschiedener Frevelthaten verurtheilt, wurde Moçhafi nach und nach alles Dessen beraubt, was er besessen hatte, und doch fuhren die Veziere, in dem Glauben, daß man noch mehr aus ihm herauspressen könne, immer noch fort, ihn zu quälen und mit Beschimpfungen zu überhäufen.[1] Als er das letzte Mal vor seinen Richtern erscheinen sollte, war er dermaßen durch Alter, Gefangenschaft und Kummer geschwächt, daß er sich kaum den langen Weg von Zahrâ nach dem Palast des Vezierats schleppen konnte, und doch rief ihm sein unbarmherziger Gefängnißwärter unaufhörlich mit rauhem Tone zu, er müsse seinen Schritt beschleunigen und den versammelten Rath nicht so lange warten lassen. „Gemach, mein Sohn," sprach der Greis zu ihm; „du willst, ich soll sterben, und dein Wunsch wird sich erfüllen. Ach! ich wollte, ich könnte den Tod erkaufen, aber Gott hat einen sehr großen Preis darauf gesetzt." Dann begeisterte er sich zu folgenden Versen:

„Traue niemals dem Glück, denn es ist wandelbar! Kürzlich noch fürchteten mich die Löwen, und jetzt zittere ich beim Anblick eines Fuchses. Ach! welche Schande für einen muthigen Mann, wenn er gezwungen ist, die Gnade eines Bösewichtes anzuflehen!"

Als er vor seinen Richtern angelangt war, setzte er sich in einer Ecke des Saales nieder, ohne Jemanden zu grüßen; da rief der Vezier Ibn-Dschâbir, ein Schmeichler Ibn-abî-Amir's, der dies bemerkt hatte, ihm zu: „Hast du denn eine so schlechte Erziehung genossen, daß du selbst die einfachsten Gesetze der Höflichkeit nicht kennst?" Moçhafi schwieg; aber da Ibn-Dschâbir fortfuhr, ihn zu schmähen, sagte er endlich: „Du selbst vergißt vielmehr die Achtung, welche du mir schuldig bist; du belohnst meine Wohlthaten mit Undank und wagst es noch, mir vorzuwerfen, daß ich die Gesetze der Höflichkeit übertrete?" Durch diese Worte ein wenig verwirrt, aber dennoch gleich in seine vorige Frechheit zurückfallend, schrie Ibn-Dschâbir ihn an: „Du lügst!

[1]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 285; Makkari Bd. II S. 62.

ich sollte dir Wohlthaten verdanken, dir? im Gegentheil!" und nun begann er alle Beschwerden aufzuzählen, welche er gegen ihn hatte. Als er damit zu Ende war, erwiderte Moçhafî: „Nicht dieser Dinge wegen fordere ich deine Erkenntlichkeit; aber es ist nicht minder wahr, daß als du dir Summen zugeeignet hattest, welche dir anvertraut waren, und als der verstorbene Khalif (möge Gott seiner Seele gnädig sein!) dir die rechte Hand abhauen lassen wollte, ich für dich um Gnade gebeten und sie erhalten habe." Ibn-Dschâbir leugnete diese Thatsache und schwor, es sei eine schändliche Verleumdung. Da rief der Greis im höchsten Unwillen aus: „Ich beschwöre Alle, welche darüber Etwas wissen, zu erklären, ob ich die Wahrheit gesagt habe oder nicht." — „Ja, es ist etwas Wahres in Dem, was du gesagt hast," erwiderte ihm der Vezier Ibn-Ijâsch; „indessen unter den Verhältnissen, in denen du dich befindest, hättest du besser gethan, diese alte Geschichte bei Seite zu lassen." — „Du hast vielleicht Recht," gab Moçhafî ihm zur Antwort; „allein dieser Mensch hat meine Geduld auf eine zu harte Probe gestellt, und ich habe mich nicht enthalten können, ihm das zu sagen, was ich auf dem Herzen hatte."

Ein anderer Vezier, Ibn-Dschahwar, hatte diese Erörterung mit wachsendem Unwillen angehört. Obgleich er Moçhafî nicht liebte und zu seinem Sturze beigetragen hatte, wußte er doch, daß man selbst seinen Feinden, besonders den besiegten, Achtung schuldig ist. Er nahm das Wort und sagte in gebieterischem Tone, der durch langjährige Dienste und durch einen fast ebenso berühmten Namen wie der der Dynastie selbst gerechtfertigt war, zu Ibn-Dschâbir: „Weißt du denn nicht, Ibn-Dschâbir, daß Derjenige, welcher das Unglück gehabt hat, sich die Ungnade des Khalifen zuzuziehen, die Großen des Reiches nicht grüßen darf? Der Grund ist deutlich; denn wenn diese Großen ihm seinen Gruß erwidern, fehlen sie in ihrer Pflicht gegen den Sultan, und wenn sie ihn nicht erwidern, würden sie in ihrer Pflicht gegen den Ewigen fehlen. Ein Mensch, welcher in Ungnade gefallen ist, darf also nicht grüßen, das weiß Moçhafî."

Beschämt über die Lehre, welche er erhalten, schwieg Ibn-Dschâbir, während ein schwacher Strahl der Freude in den fast erloschenen Augen des unglücklichen Greises glänzte.

Darauf schritt man zum Verhör. Als man gegen Moçhafî neue Anklagen vorbrachte, um noch mehr Geld aus ihm zu erpressen, rief er: „Ich schwöre bei Allem, was heilig ist, daß ich nichts mehr besitze! Solltet ihr mich in Stücke hauen, ich könnte euch keinen Heller

mehr geben!" Man glaubte ihm und gab den Befehl, ihn wieder ins Gefängniß zurückzuführen![1]

Von dieser Zeit an war er abwechselnd bald gefangen, bald frei, immer aber unglücklich. Ibn-abî-Amir schien ein Vergnügen daran zu finden, ihn zu quälen, und kaum vermag man sich den unerbittlichen Haß zu erklären, welchen er gegen diesen unbedeutenden Mann zeigte, der nicht mehr im Stande war, ihm zu schaden. Alles was man darüber muthmaßen kann, ist, daß er ihm das nutzlose Verbrechen nicht verzeihen konnte, das zu begehen er ihn gezwungen: den Mord Moghîra's. Wie dem auch sei, er schleppte ihn überall, wohin er auch ging, unter seinem Gefolge mit, ohne ihn auch nur mit den nöthigsten Bedürfnissen zu versehen. Ein Schreiber des Ministers erzählt, er habe einst während eines Feldzugs bei Nacht neben dem Zelte seines Herrn gesehen, wie Moçhafî's Sohn, Othmân, dem Vater in Ermangelung von etwas Besserem eine schlechte Mischung von Wasser und Mehl zu trinken gab.[2] Kummer und Verzweiflung untergruben ihn und nagten an ihm, und er hauchte seinen Schmerz in ebenso harmonischen als rührenden Gedichten aus. Indessen obgleich er einmal zu seinem Gefängnißwärter gesagt hatte, daß er seinen Tod wünsche, klammerte er sich doch mit ängstlicher Zähigkeit an das Leben, und wie ihm Scharfsinn und Energie gemangelt hatten, als er noch die Macht in Händen hatte, fehlte es ihm jetzt an Würde im Unglück. Um den „Fuchs" zu rühren, erniedrigte er sich zu den demüthigendsten Bitten. Einmal flehte er ihn an, ihm die Erziehung seiner Kinder anzuvertrauen. Ibn-abî-Amir, der nicht begriff, daß man bis zu dem Grade die Selbstachtung verlieren könne, sah nichts als eine List in dieser Bitte. „Er will meinen Ruf untergraben und mich zum Dummkopf stempeln," sagte er. „Viele haben mich in früheren Zeiten am Thore seines Palastes gesehen, und um ihnen dieses ins Gedächtniß zurückzurufen, will er, daß man ihn jetzt im Hofe des meinigen sehe.[3]

Fünf Jahre lang schleppte Moçhafî sich so durch eine traurige und mühevolle Existenz. Da er trotz seines hohen Alters und der vielen Widerwärtigkeiten, die er zu erdulden hatte, doch den Tod nicht finden konnte, nahm man ihm endlich das Leben. Ob er erdrosselt oder vergiftet wurde, darüber sind sich die arabischen Schriftsteller nicht

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 286, 287, 291; Ibn-Khâkân bei Makkarî Bd. I S. 275, 276.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 289.

[3]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 286; Makkarî Bd. I S. 396.

einig.[1] Als Ibn-abî-Âmir erfuhr, daß sein alter Rival nicht mehr lebe, übertrug er zweien seiner Beamten die Sorge für die Bestattung. Einer von diesen, der Schreiber Mohammed ibn-Ismâ'îl, erzählt die Scene, deren Zeuge er war, folgendermaßen: „Ich fand an dem Leichnam keine Spuren von Gewalt. Er war nur mit einem alten Mantel bedeckt, der einem Schließer gehörte. Ein Leichenreiniger, welchen mein Gefährte, Mohammed ibn-Maslama, hatte kommen lassen, wusch den Körper (ich übertreibe nicht) auf dem Flügel einer alten Thüre, die aus den Angeln genommen war. Darauf trugen wir die Bahre zum Grabe, nur vom Imâm der Moschee begleitet, den wir beauftragt hatten, die Todtengebete zu verrichten. Kein Vorübergehender wagte, den Blick auf den Leichnam zu richten. Es war für mich eine merkwürdige Lehre. Man stelle sich vor, daß in der Zeit, als Moçhafî noch allmächtig war, ich ihm ein Bittgesuch einzuhändigen hatte, das nur für ihn bestimmt war. Ich hatte mich auf seinen Weg hingestellt; aber sein Gefolge war so zahlreich, und die Straßen waren dermaßen von Menschen vollgepfropft, daß es mir trotz großer Anstrengungen nicht gelingen wollte, mich ihm zu nähern, und ich genöthigt war, mein Gesuch einem seiner Schreiber anzuvertrauen, welche zur Seite der Begleitung ritten und beauftragt waren, Schriften dieser Art in Empfang zu nehmen. Nun verglich ich diese Scene mit der, welche ich soeben erlebt hatte, und in meinem Nachdenken über die Unbeständigkeit des Glückes fühlte ich Etwas in mir, was mich niederdrückte und meinen Athem beklemmte."[2]

---

[1]) Siehe Ibn-Adhârî Bd. II S. 268; Ibn-al-Abbâr S. 142; Nowairî S. 470.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 288, 289.

IX.

Am nämlichen Tage, an welchem Moçchafi abgesetzt und gefangen genommen worden, war Ibn-abî-Amir zur Würde eines Châdschib gelangt.[1] Von nun an theilte er also die höchste Würde mit seinem Schwiegervater, und seine Macht war so groß, daß es verwegen scheinen mußte, sich ihm zu widersetzen. Dennoch wagte man es. Die Partei, welche die Krone einem Andern als dem jungen Sohne Chacam's II. zugedacht hatte und deren Haupt Dschaudhar, der Eunuch, war, existirte noch; die satirischen Verse, die man in den Straßen Cordova's der Polizei zum Trotz sang, bezeugten dies nur zu deutlich. Ibn-abî-Amir duldete nicht die geringste Anspielung auf das allzu intime Verhältniß, welches zwischen ihm und der Sultanin bestand; er ließ sogar eine Sängerin zum Tode verurtheilen, weil ihr Herr, der sie dem Minister verkaufen wollte, sie ein Liebeslied auf Aurora gelehrt hatte;[2] und dennoch sang man in den Straßen Verse wie die folgenden:

„Die Welt ist ihrem Ende nah; Alles wird untergehen, denn die gemeinsten Dinge tragen sich zu. Der Khalif ist in der Schule, und seine Mutter ist schwanger von ihren beiden Buhlen.“[3]

---

[1]) Nowairi S. 470.

[2]) Ibn-Chazm, Abhandlung über die Liebe, fol. 32 r.

[3]) Es gibt zwei Fassungen des letzten Hemistichs. Mir scheint die, welche Ibn-Adhâri (Bd. II S. 300) gibt, der anderen vorzuziehen, welche sich bei Makkari (Bd. I S. 396) findet. Nach der öffentlichen Meinung theilte Ibn-abî-Amir die Gunst der Sultanin mit dem Kadi Ibn-as-Salim.

So lange man sich darauf beschränkte, den Hof zu besingen, war die Gefahr nicht sehr groß; allein Dschaudhar wagte es, weiter zu gehen. In Uebereinstimmung mit dem Vorsitzenden des Apellgerichtes, Abdalmelik ibn-Mondhir, zettelte er eine Verschwörung an, deren Zweck war, den jungen Khalifen zu ermorden und einen andern Enkel Abderrachmân's III., nämlich Abderrachmân ibn-Obaidallâh, auf den Thron zu setzen. Eine große Menge Kadi's, Fakih's und Schriftsteller, unter ihnen der geistreiche Dichter Ramâdî, ließen sich in diese Verschwörung ein. Ramâdî hegte gegen Ibn-abî-Amir tödtlichen Haß. Er war der Freund Moçhafi's gewesen und war von der kleinen Zahl Derer, die ihm auch dann noch treu geblieben, als das Glück ihm den Rücken gewandt hatte. Er brannte jetzt vor Verlangen, ihn zu rächen, und hatte gegen Ibn-abî-Amir beißende Satiren geschrieben.[1]

Die Verschworenen rechneten auf den Erfolg ihres Unternehmens um so sicherer, als der Vezier Zijâd ibn-Aflach, welcher damals die Stelle eines Präfecten der Hauptstadt bekleidete, mit ihnen einverstanden war. Sogar Tag und Stunde der Ausführung ihres Vorhabens waren mit ihm verabredet. Dschaudhar, welcher zwar nicht mehr bei Hofe war, aber doch in Folge des Amtes, welches er früher gehabt hatte, sich immer noch mit Leichtigkeit dem Khalifen nähern konnte, hatte es auf sich genommen, ihn zu ermorden, und unmittelbar darauf sollten die anderen Verschworenen Abderrachmân IV. proclamiren.

Am festgesetzten Tage als der Präfect mit all seinen Unterbeamten den Khalifenpalast verlassen hatte, um in seine Wohnung, welche am äußersten Ende der Stadt lag, zurückzukehren, bat Dschaudhar um eine Audienz und erhielt sie. Als er dem Khalifen gegenüberstand, zog er den Dolch; doch ein gewisser Ibn-Arûs, welcher sich im Saale befand, warf sich über ihn, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte. Ein Ringen entspann sich, in welchem Dschaudhar's Kleider zerrissen wurden; Ibn-Arûs rief die Wachen zu Hilfe, und diese nahmen den Eunuchen gefangen. Kurze Zeit nachher kam Zijâd ibn-Aflach in den Palast geeilt, denn er hatte gehört, daß das Complott gescheitert sei. Ibn-Arûs warf ihm seine Nachlässigkeit vor und gab ihm deutlich zu verstehen, daß er ihn für einen Mitschuldigen des Verbrechens, welches Dschaudhar hatte begehen wollen, halte; aber der Präfect entschuldigte sich, so gut er konnte, betheuerte dem Khalifen seine Treue, und da er durch verdoppelten Eifer den Argwohn, welcher

[1]) Vergl. Abd-al-wâchid S. 17 mit den Versen Ramâdî's, deren Uebersetzung ich in der folgenden Anmerkung gebe.

auf ihm lastete, Lügen strafen wollte, ließ er auf der Stelle alle verdächtigen Personen verhaften und gab den Befehl, sie sowie Dschaudhar ins Gefängniß von Zahrâ abzuführen.[1]

Man leitete alsbald den Proceß gegen die Verschwörer ein, und das Urtheil ließ nicht lange auf sich warten. Der Präsident des Appellgerichtes wurde des Hochverrathes schuldig erklärt; indessen gaben seine Richter nicht mit Genauigkeit die Strafe an, die ihm auferlegt werden sollte; sie erklärten nur, daß sie in den Worten des folgenden Koranverses ausgesprochen sei: „Dieses soll die Vergeltung Derer sein, welche Gott und seinen Gesandten bekämpfen und all ihre Kräfte daran setzen, Unheil auf der Erde zu stiften: Ihr sollt sie zum Tode führen oder die Strafe der Kreuzigung erleiden lassen; ihr sollt ihnen nach einander Hände und Füße abhauen lassen; sie sollen aus ihrem Lande gejagt werden." In diesem Verse ist, wie man sieht, die Art der Strafe ziemlich unbestimmt ausgedrückt; daher ließ das Tribunal dem Khalifen die Wahl, welche Strafe er anwenden wolle. Es stand also dem Staatsrath zu, das Urtheil zu fällen, und Zijâd ibn-Aflach, der sich die größte Mühe gab, die Gunst Ibn-abî-Amir's wieder zu gewinnen, und der ein Mitglied dieser Behörde war, gab zuerst seine Meinung dahin ab, man müsse hier die härteste Strafe anwenden. Sein Rath gewann die Oberhand, und Abdalmelik ibn-Mondhir erlitt die Strafe der Kreuzigung. Auch der Prätendent Abderrachmân wurde hingerichtet.[2] Was Dschaudhar betrifft, so wissen wir nicht, was über ihn bestimmt wurde; jedoch deutet Alles darauf hin, daß er gekreuzigt ward. Das Schicksal Ramâdî's war weniger hart, wiewohl durchaus nicht beneidenswerth. Ibn-abî-Amir hatte vor, ihn zu verbannen, aber er ließ sich durch die Bitten der Freunde des Dichters erweichen; jedoch wiewohl er ihm erlaubte, in Cordova zu bleiben, fügte er dieser Gnade eine grausame Beschränkung hinzu; er ließ nämlich durch Herolde ausrufen, daß wer ihn anreden werde, streng bestraft werden solle. So zu fortwährendem Schweigen verurtheilt, irrte der unglückliche Dichter von nun an wie ein Verstorbener umher (so drückt ein arabischer

---

[1]) Ganz sicher, daß sie von nun an die Herrschaft in Händen hätten," sagt Ramâdî in einer seiner Elegien (bei Makkari Bd. II S. 442), „ließen sie uns nach Zahrâ führen, als des Hochverraths schuldig. Ich befand mich unter einer Menge von Schriftstellern, und die Kleider Dschaudhar's waren zerrissen."

[2]) Ibn-al-Abbâr S. 154, 155; Ibn-Chazm, Abhandlung über die Liebe, fol. 38 v.; vgl. Makkari Bd. I S. 286 Z. 8.

Schriftsteller sich aus) inmitten des Menschengewühls, welches in den Straßen der Hauptstadt sich drängte.[1]

Diese Verschwörung hatte dem Minister bewiesen, daß seine erbittertsten Feinde sich gerade in den Reihen Derer befanden, die an seiner Seite den schönen Wissenschaften, der Theologie und dem Recht oblagen. War vielleicht Eifersucht der Grund davon? Zum Theil wohl; denn Ibn-abî-Amir, noch vor Kurzem ihres Gleichen und ihr Mitschüler, war zu hoch gestiegen, als daß die Fakih's und die Männer des Gesetzes ihn nicht hätten mit Neid betrachten sollen. Aber das war nicht der einzige, auch nicht der Hauptgrund der Abneigung, die er ihnen einflößte; sie haßten ihn hauptsächlich der religiösen Grundsätze wegen, die sie ihm beilegten. Mit Ausnahme einiger kühner Philosophen und freidenkender Dichter waren alle Männer, die in der Gelehrtenschule zu Cordova gebildet worden, dem Islam sehr ergeben. Nun galt Ibn-abî-Amir, ob mit Recht oder Unrecht, für einen sehr lauen Moslim. Den Vorwurf konnte man ihm freilich nicht machen, daß er in Glaubenssachen liberale Ansichten an den Tag gelegt habe; er war zu klug, um das zu thun; aber man behauptete, er liebe die Philosophie und widme sich dieser Wissenschaft insgeheim mit Eifer. Das war zu jener Zeit eine furchtbare Beschuldigung. Ibn-abî-Amir empfand es wohl. Ob er nun ein Philosoph war oder nicht, so war er doch vor allen Dingen Staatsmann, und da er seinen Feinden die gefährliche Waffe, deren sie sich gegen ihn bedienten, entreißen wollte, beschloß er, durch einen auffälligen Act der Orthodoxie darzuthun, daß er ein guter Moslim sei. Deshalb ließ er die angesehensten Ulema's, wie Acili, Ibn-Dhakwân und Zobaidi zu sich kommen und führte sie in die große Bibliothek Chacam's II.; dort sagte er ihnen, er habe den Vorsatz gefaßt, die Bücher, welche von Philosophie, Astronomie oder anderen um der Religion willen verpönten Wissenschaften handelten, zu vernichten, und er bitte sie, die Auswahl zu treffen. Sie machten sich sogleich ans Werk, und als sie ihre Aufgabe vollbracht hatten, ließ der Minister die verurtheilten Bücher in ein großes Feuer werfen. Um seinen Glaubenseifer deutlich zu zeigen, warf er einige derselben mit eigener Hand in die Flammen.[2]

---

[1]) Abd-al-wâchid S. 17. Es scheint indessen, daß Ramâdî später völlig begnadigt wurde, denn man findet seinen Namen unter den besoldeten Dichtern, welche Ibn-abî-Amir auf seiner Expedition gegen Barcelona im Jahre 986 begleiteten. Siehe Ibn-al-Khatîb, Man. G., fol. 181 r.

[2]) Çâ'id von Toledo, Tabakât-al-umam, fol. 246 r. und v.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 315; Makkarî Bd. I S. 136.

auf ihm lastete, Lügen strafen wollte, ließ er auf der Stelle alle verdächtigen Personen verhaften und gab den Befehl, sie sowie Dschaudhar ins Gefängniß von Zahrâ abzuführen.[1]

Man leitete alsbald den Proceß gegen die Verschwörer ein, und das Urtheil ließ nicht lange auf sich warten. Der Präsident des Appellgerichtes wurde des Hochverrathes schuldig erklärt; indessen gaben seine Richter nicht mit Genauigkeit die Strafe an, die ihm auferlegt werden sollte; sie erklärten nur, daß sie in den Worten des folgenden Koranverses ausgesprochen sei: „Dieses soll die Vergeltung Derer sein, welche Gott und seinen Gesandten bekämpfen und all ihre Kräfte daran setzen, Unheil auf der Erde zu stiften: Ihr sollt sie zum Tode führen oder die Strafe der Kreuzigung erleiden lassen; ihr sollt ihnen nach einander Hände und Füße abhauen lassen; sie sollen aus ihrem Lande gejagt werden." In diesem Verse ist, wie man sieht, die Art der Strafe ziemlich unbestimmt ausgedrückt; daher ließ das Tribunal dem Khalifen die Wahl, welche Strafe er anwenden wolle. Es stand also dem Staatsrath zu, das Urtheil zu fällen, und Zijâd ibn-Aflach, der sich die größte Mühe gab, die Gunst Ibn-abî-Amir's wieder zu gewinnen, und der ein Mitglied dieser Behörde war, gab zuerst seine Meinung dahin ab, man müsse hier die härteste Strafe anwenden. Sein Rath gewann die Oberhand, und Abdalmelik ibn-Mondhir erlitt die Strafe der Kreuzigung. Auch der Prätendent Abderrachmân wurde hingerichtet.[2] Was Dschaudhar betrifft, so wissen wir nicht, was über ihn bestimmt wurde; jedoch deutet Alles darauf hin, daß er gekreuzigt ward. Das Schicksal Ramâdî's war weniger hart, wiewohl durchaus nicht beneidenswerth. Ibn-abî-Amir hatte vor, ihn zu verbannen, aber er ließ sich durch die Bitten der Freunde des Dichters erweichen; jedoch wiewohl er ihm erlaubte, in Cordova zu bleiben, fügte er dieser Gnade eine grausame Beschränkung hinzu; er ließ nämlich durch Herolde ausrufen, daß wer ihn anreden werde, streng bestraft werden solle. So zu fortwährendem Schweigen verurtheilt, irrte der unglückliche Dichter von nun an wie ein Verstorbener umher (so drückt ein arabischer

---

[1]) Ganz sicher, daß sie von nun an die Herrschaft in Händen hätten," sagt Ramâdî in einer seiner Elegien (bei Makkari Bd. II S. 442), „ließen sie uns nach Zahrâ führen, als des Hochverraths schuldig. Ich befand mich unter einer Menge von Schriftstellern, und die Kleider Dschaudhar's waren zerrissen."

[2]) Ibn-al-Abbâr S. 154, 155; Ibn-Chazm, Abhandlung über die Liebe, fol. 38 v.; vgl. Makkari Bd. I S. 286 Z. 8.

Schriftsteller sich aus) inmitten des Menschengewühls, welches in den Straßen der Hauptstadt sich drängte.[1]

Diese Verschwörung hatte dem Minister bewiesen, daß seine erbittertsten Feinde sich gerade in den Reihen Derer befanden, die an seiner Seite den schönen Wissenschaften, der Theologie und dem Recht oblagen. War vielleicht Eifersucht der Grund davon? Zum Theil wohl; denn Ibn-abî-Amir, noch vor Kurzem ihres Gleichen und ihr Mitschüler, war zu hoch gestiegen, als daß die Fakih's und die Männer des Gesetzes ihn nicht hätten mit Neid betrachten sollen. Aber das war nicht der einzige, auch nicht der Hauptgrund der Abneigung, die er ihnen einflößte; sie haßten ihn hauptsächlich der religiösen Grundsätze wegen, die sie ihm beilegten. Mit Ausnahme einiger kühner Philosophen und freidenkender Dichter waren alle Männer, die in der Gelehrtenschule zu Cordova gebildet worden, dem Islam sehr ergeben. Nun galt Ibn-abî-Amir, ob mit Recht oder Unrecht, für einen sehr lauen Moslim. Den Vorwurf konnte man ihm freilich nicht machen, daß er in Glaubenssachen liberale Ansichten an den Tag gelegt habe; er war zu klug, um das zu thun; aber man behauptete, er liebe die Philosophie und widme sich dieser Wissenschaft insgeheim mit Eifer. Das war zu jener Zeit eine furchtbare Beschuldigung. Ibn-abî-Amir empfand es wohl. Ob er nun ein Philosoph war oder nicht, so war er doch vor allen Dingen Staatsmann, und da er seinen Feinden die gefährliche Waffe, deren sie sich gegen ihn bedienten, entreißen wollte, beschloß er, durch einen auffälligen Act der Orthodoxie darzuthun, daß er ein guter Moslim sei. Deshalb ließ er die angesehensten Ulema's, wie Acîlî, Ibn-Dhakwân und Zobaidî zu sich kommen und führte sie in die große Bibliothek Chacam's II.; dort sagte er ihnen, er habe den Vorsatz gefaßt, die Bücher, welche von Philosophie, Astronomie oder anderen um der Religion willen verpönten Wissenschaften handelten, zu vernichten, und er bitte sie, die Auswahl zu treffen. Sie machten sich sogleich ans Werk, und als sie ihre Aufgabe vollbracht hatten, ließ der Minister die verurtheilten Bücher in ein großes Feuer werfen. Um seinen Glaubenseifer deutlich zu zeigen, warf er einige derselben mit eigener Hand in die Flammen.[2]

---

[1]) Abd-al-wâchid S. 17. Es scheint indessen, daß Ramâdî später völlig begnadigt wurde, denn man findet seinen Namen unter den besoldeten Dichtern, welche Ibn-abî-Amir auf seiner Expedition gegen Barcelona im Jahre 986 begleiteten. Siehe Ibn-al-Khatîb, Man. G., fol. 181 r.

[2]) Çâ'id von Toledo, Tabakât-al-umam, fol. 246 r. und v.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 315; Makkarî Bd. I S. 136.

Polizei mehr gebe, daß die Räuber höherer und niederer Sorte Alles wagen könnten, daß man die ganze Nacht wach bleiben müsse, um nicht in seiner Wohnung beraubt oder erwürgt zu werden, mit Einem Worte, daß die Einwohner einer Grenzstadt weniger bedroht seien als die Einwohner der Residenz des Khalifen.

Mit dem Patent seiner Ernennung zum Präfecten versehen und angethan mit dem Ehrenpelz, welchen man ihm bescheert, begab Ibn-abî-Amir sich sogleich in den Palast der Präfectur. Mohammed-Moçhafî residirte dort mit allem Pomp, welcher seinem Range gebührte. Sein Nachfolger zeigte ihm den Befehl des Khalifen und sagte, er könne sich zurückziehen. Er gehorchte seufzend.

Kaum in sein neues Amt eingesetzt, ergriff Ibn-abî-Amir energische Maßregeln, um die Sicherheit in der Hauptstadt wieder herzustellen. Er kündigte den Sicherheitsbeamten an, er habe die feste Absicht, gegen alle Uebelthäter ohne Ansehn der Person mit größter Strenge zu verfahren, und er drohte ihnen mit den härtesten Strafen, wenn sie sich bestechen ließen. Durch seine Festigkeit eingeschüchtert, und in der Ueberzeugung, daß er eine sehr scharfe Aufsicht über sie führen werde, bemühten sich die Beamten von jetzt an, ihre Pflicht zu thun. Man wurde dessen in der Hauptstadt bald gewahr. Diebstähle und Mordthaten kamen seltener vor; Ordnung und Sicherheit kehrten wieder; die rechtschaffenen Leute konnten wieder ruhig schlafen; denn die Polizei war da und wachte. Uebrigens zeigte der Präfect durch ein auffallendes Beispiel, daß er im Ernst gesprochen, als er gesagt hatte, er werde niemanden schonen. Sein eigener Sohn hatte sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen und war der Sicherheitsbehörde in die Hände gefallen; da ließ er ihm so viele Peitschenhiebe geben, daß der Jüngling bald nach Erduldung der Strafe starb.

Endlich aber gingen Moçhafî die Augen auf. Die Absetzung seines Sohnes, welche während seiner Abwesenheit beschlossen und ohne sein Wissen ausgeführt worden war, ließ ihm keinen Zweifel mehr über die Doppelzüngigkeit Ibn-abî-Amir's. Allein was konnte er gegen ihn thun? Sein Nebenbuhler war schon viel zu mächtig. Er stützte sich auf die Sultanin, deren Geliebten man ihn nannte, und auf die Familien der Großen, welche, durch Bande der Clientel den Omaijaden zugethan, von Vater auf Sohn die Hofstellen überkamen und weit lieber einen Mann aus gutem Hause, wie Ibn-abî-Amir, an der Spitze der Geschäfte sehen wollten als einen Emporkömmling, der sie oft mit seinem, durch nichts gerechtfertigten Stolz verwundet

hatte.[1] Außerdem konnte Ibn-abî-Amir auf seine Armee rechnen, welche sich mehr und mehr ihm ergeben zeigte, und auf die Bevölkerung der Hauptstadt, die ihm für die Sicherheit, welche er ihr verschafft hatte, verpflichtet war. Was konnte Moçhafî alle dem entgegensetzen? Nichts oder doch so gut wie nichts; denn nicht einmal auf die kleine Schaar Derjenigen, die ihm ihr Vermögen verdankten, konnte er mit Sicherheit zählen. In diesem Kampfe der Mittelmäßigkeit gegen das Genie waren die Kräfte zu ungleich. Moçhafî begriff dies wohl; er wußte, daß ihm nur Ein Mittel übrig blieb: Ghâlib zu gewinnen. Dies Ziel zu erreichen, war er entschlossen, koste es was es wolle.

Er schrieb ihm und machte ihm die glänzendsten Versprechungen, die nach seiner Meinung nicht verfehlen konnten, ihre Wirkung zu thun, und um ihr Bündniß zu befestigen, warb er um die Hand seiner Tochter Asmâ für seinen Sohn Othmân. Der Plan schien zu glücken. Seinen Haß vergessend, antwortete Ghâlib dem Minister, er wolle sein Anerbieten annehmen und willige in die vorgeschlagene Heirath. Moçhafî beeilte sich, ihn beim Wort zu nehmen, und schon war der Heirathsvertrag aufgesetzt und unterzeichnet, als Ibn-abî-Amir die geheimen Anschläge, durch die all seine Pläne gekreuzt werden sollten, entdeckte. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ließ er alle Triebfedern, die er in Bewegung setzen konnte, spielen, um die Pläne seines Amtsgenossen scheitern zu machen. Auf seine Bitte schrieben die einflußreichsten Personen des Hofes an Ghâlib; auch er selbst schrieb ihm, um ihm mitzutheilen, daß Moçhafî ihm eine Falle lege, um ihm alle Beschwerden, die er gegen diesen Minister gehabt, ins Gedächtniß zurückzurufen und ihn zu beschwören, den Versprechungen treu zu bleiben, welche er ihm während des letzten Feldzugs gemacht. Was die geplante Heirath anbetreffe, erklärte er, so müsse Ghâlib, wenn er für seine Tochter eine ehrenvolle Verbindung wünsche, sie nicht dem Sohne eines Emporkömmlings, sondern ihm, Ibn-abî-Amir, zur Frau geben.

Ghâlib ließ sich einreden, daß er geirrt habe. Er meldete Moçhafî, daß die Heirath, von der die Rede gewesen, nicht statt haben könne und daß im August oder September ein neuer Contract aufgesetzt und unterschrieben werden solle, wonach Asmâ die Gattin Ibn-abî-Amir's werde.

Kurze Zeit darauf, am 18. September, machte sich Ibn-abî-Amir von neuem zu einem Feldzuge auf. Er nahm den Weg nach Toledo,

---

[1]) Siehe Ibn-Abhârî Bd. II S. 290.

Polizei mehr gebe, daß die Räuber höherer und niederer Sorte Alles wagen könnten, daß man die ganze Nacht wach bleiben müsse, um nicht in seiner Wohnung beraubt oder erwürgt zu werden, mit Einem Worte, daß die Einwohner einer Grenzstadt weniger bedroht seien als die Einwohner der Residenz des Khalifen.

Mit dem Patent seiner Ernennung zum Präfecten versehen und angethan mit dem Ehrenpelz, welchen man ihm bescheert, begab Ibn-abî-Amir sich sogleich in den Palast der Präfectur. Mohammed-Moçhafi residirte dort mit allem Pomp, welcher seinem Range gebührte. Sein Nachfolger zeigte ihm den Befehl des Khalifen und sagte, er könne sich zurückziehen. Er gehorchte seufzend.

Kaum in sein neues Amt eingesetzt, ergriff Ibn-abî-Amir energische Maßregeln, um die Sicherheit in der Hauptstadt wieder herzustellen. Er kündigte den Sicherheitsbeamten an, er habe die feste Absicht, gegen alle Uebelthäter ohne Ansehn der Person mit größter Strenge zu verfahren, und er drohte ihnen mit den härtesten Strafen, wenn sie sich bestechen ließen. Durch seine Festigkeit eingeschüchtert, und in der Ueberzeugung, daß er eine sehr scharfe Aufsicht über sie führen werde, bemühten sich die Beamten von jetzt an, ihre Pflicht zu thun. Man wurde dessen in der Hauptstadt bald gewahr. Diebstähle und Mordthaten kamen seltener vor; Ordnung und Sicherheit kehrten wieder; die rechtschaffenen Leute konnten wieder ruhig schlafen; denn die Polizei war da und wachte. Uebrigens zeigte der Präfect durch ein auffallendes Beispiel, daß er im Ernst gesprochen, als er gesagt hatte, er werde niemanden schonen. Sein eigener Sohn hatte sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen und war der Sicherheitsbehörde in die Hände gefallen; da ließ er ihm so viele Peitschenhiebe geben, daß der Jüngling bald nach Erduldung der Strafe starb.

Endlich aber gingen Moçhafi die Augen auf. Die Absetzung seines Sohnes, welche während seiner Abwesenheit beschlossen und ohne sein Wissen ausgeführt worden war, ließ ihm keinen Zweifel mehr über die Doppelzüngigkeit Ibn-abi-Amir's. Allein was konnte er gegen ihn thun? Sein Nebenbuhler war schon viel zu mächtig. Er stützte sich auf die Sultanin, deren Geliebten man ihn nannte, und auf die Familien der Großen, welche, durch Bande der Clientel den Omaijaden zugethan, von Vater auf Sohn die Hofstellen überkamen und weit lieber einen Mann aus gutem Hause, wie Ibn-abi-Amir, an der Spitze der Geschäfte sehen wollten als einen Emporkömmling, der sie oft mit seinem, durch nichts gerechtfertigten Stolz verwundet

hatte.[1] Außerdem konnte Ibn-abî-Amir auf seine Armee rechnen, welche sich mehr und mehr ihm ergeben zeigte, und auf die Bevölkerung der Hauptstadt, die ihm für die Sicherheit, welche er ihr verschafft hatte, verpflichtet war. Was konnte Moçhafî alle dem entgegensetzen? Nichts oder doch so gut wie nichts; denn nicht einmal auf die kleine Schaar Derjenigen, die ihm ihr Vermögen verdankten, konnte er mit Sicherheit zählen. In diesem Kampfe der Mittelmäßigkeit gegen das Genie waren die Kräfte zu ungleich. Moçhafî begriff dies wohl; er wußte, daß ihm nur Ein Mittel übrig blieb: Ghâlib zu gewinnen. Dies Ziel zu erreichen, war er entschlossen, koste es was es wolle.

Er schrieb ihm und machte ihm die glänzendsten Versprechungen, die nach seiner Meinung nicht verfehlen konnten, ihre Wirkung zu thun, und um ihr Bündniß zu befestigen, warb er um die Hand seiner Tochter Asmâ für seinen Sohn Othmân. Der Plan schien zu glücken. Seinen Haß vergessend, antwortete Ghâlib dem Minister, er wolle sein Anerbieten annehmen und willige in die vorgeschlagene Heirath. Moçhafî beeilte sich, ihn beim Wort zu nehmen, und schon war der Heirathsvertrag aufgesetzt und unterzeichnet, als Ibn-abî-Amir die geheimen Anschläge, durch die all seine Pläne gekreuzt werden sollten, entdeckte. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ließ er alle Triebfedern, die er in Bewegung setzen konnte, spielen, um die Pläne seines Amtsgenossen scheitern zu machen. Auf seine Bitte schrieben die einflußreichsten Personen des Hofes an Ghâlib; auch er selbst schrieb ihm, um ihm mitzutheilen, daß Moçhafî ihm eine Falle lege, um ihm alle Beschwerden, die er gegen diesen Minister gehabt, ins Gedächtniß zurückzurufen und ihn zu beschwören, den Versprechungen treu zu bleiben, welche er ihm während des letzten Feldzugs gemacht. Was die geplante Heirath anbetreffe, erklärte er, so müsse Ghâlib, wenn er für seine Tochter eine ehrenvolle Verbindung wünsche, sie nicht dem Sohne eines Emporkömmlings, sondern ihm, Ibn-abî-Amir, zur Frau geben.

Ghâlib ließ sich einreden, daß er geirrt habe. Er meldete Moçhafî, daß die Heirath, von der die Rede gewesen, nicht statt haben könne und daß im August oder September ein neuer Contract aufgesetzt und unterschrieben werden solle, wonach Asmâ die Gattin Ibn-abî-Amir's werde.

Kurze Zeit darauf, am 18. September, machte sich Ibn-abî-Amir von neuem zu einem Feldzuge auf. Er nahm den Weg nach Toledo,

---

[1]) Siehe Ibn-Adhârî Bd. II S. 290.

Die Berbern waren in Ceuta in großer Anzahl zusammengedrängt und fühlten sich sehr beengt; der Sieger hatte ihnen fast Alles genommen, was sie besaßen, und sie wußten nicht, wie sie ihr Leben fristen sollten. Dies gab dem spanischen Minister eine vortreffliche Gelegenheit, sich mit Einem Schlage eine große Anzahl vortrefflicher Reiter zu verschaffen; auch ließ er sich diese Gelegenheit nicht entgehen. Er versicherte die Berbern brieflich, daß wenn sie nach Spanien kommen wollten, um dort zu dienen, ihnen nichts fehlen solle und sie hohen Sold erhalten würden. Sie folgten in Menge seiner Aufforderung. Auch ein Fürst des Zâb, Dschafar,[1] der schon seit langer Zeit wegen seiner Heldenthaten berühmt war, ließ sich durch die glänzenden Versprechungen des Ministers gewinnen und setzte mit seiner Truppe von sechshundert Reitern nach Spanien über. Die Berbern hatten sich nur Glück zu wünschen zu dem Entschluß, den sie gefaßt hatten. Nichts kam der Freigebigkeit gleich, mit der Ibn-abî-Amir ihnen begegnete. „Als diese Afrikaner in Spanien ankamen," erzählt ein arabischer Schriftsteller, „fielen ihre Kleider ihnen in Lumpen vom Leibe, und sie ritten alle auf elenden Mähren; aber bald darauf sah man sie in den Straßen sich tummeln, in die kostbarsten Stoffe gekleidet und auf den schönsten Rennern reitend, und sie bewohnten Paläste, dergleichen sie vorher nie erblickt, von denen sie nie geträumt hatten."[2] Sie waren sehr habgierig, und wie sie nicht müde wurden zu fordern, so wurde auch Ibn-abî-Amir nicht müde zu geben; er war im Gegentheil für die Dankbarkeit, die sie ihm bezeigten, sehr empfänglich. Indem er sie in allen Dingen und gegen Jedermann beschützte, litt er nicht, daß man sie beleidigte, oder sich über das Kauderwälsch aufhielt, welches sie sprachen, wenn sie es mitunter versuchten, sich auf Arabisch auszudrücken; gewöhnlich sprachen sie ihre Muttersprache, von der die Araber kein Wort verstanden.[3] Als er eines Tages über seine Soldaten Musterung hielt, näherte sich ihm ein berberischer Führer, Namens Wânzemâr, und sagte zu ihm in grausam verstümmeltem Arabisch: „Ach, Herr, gib mir eine Wohnung, ich bitte dich; denn ich bin gezwungen, unter freiem Himmel zu schlafen." — „Wie, Wânzemâr," gab ihm der Minister zur Antwort, „besitzest du denn nicht mehr das große Haus, welches ich dir gegeben habe?" — „Du hast mich daraus

[1]) Siehe über ihn und seine Familie Ibn-Khaldûn Bd. II S. 553 f. der Uebersetzung und Ibn-Adhârî Bd. II S. 258 f.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 293, 299, 316.

[3]) Siehe Makkarî Bd. I S. 273 Z. 1.

vertrieben, Herr; durch die Güte, mit der du mich überhäufst, hast du mich daraus vertrieben. Du hast mir eine so große Menge Ländereien geschenkt, daß all meine Zimmer in diesem Augenblick voll Korn sind und für mich kein Platz darin übrig bleibt. Du wirst mir vielleicht sagen, daß ich mein Korn, wenn es mich belästigt, nur aus dem Fenster werfen könne; aber du mußt bedenken, Herr, daß ich ein Berber bin, das heißt ein Mann, der noch vor Kurzem mit dem Elend kämpfen mußte und oft nahe daran war, Hungers zu sterben. Ein solcher schaut, wie du begreifen wirst, erst zweimal zurück, ehe er sein Korn aus dem Fenster wirft." — „Ich kann zwar nicht sagen, daß du ein glänzender Redner bist," erwiderte der Minister lächelnd, „und doch scheint mir deine Sprache beredter und rührender als die schwungvollsten Reden meiner gelehrten Akademiker." Darnach wandte er sich an die Andalusier, die ihn umstanden und die, während der Berber sprach, vor Lachen hatten bersten wollen, und sagte zu ihnen: „Das ist die wahre Art, seine Erkenntlichkeit zu zeigen, das ist die Weise, um neue Gunstbezeigungen zu erhalten! Dieser Mann, über den ihr lacht, ihr Wohlredner, ist viel mehr werth als ihr: er vergißt empfangene Wohlthaten nicht, er behauptet nicht, daß man ihm nicht genug gegeben habe, wie ihr es immer thut." Sogleich ließ er Wânzemâr ein prachtvolles Haus anweisen. [1]

Auch das christliche Spanien versorgte ihn mit vorzüglichen Soldaten. Arm, habgierig und schlechte Patrioten — ließen sich die Leoner, Castilianer und Navarresen leicht durch den hohen Sold, den der Araber ihnen anbot, gewinnen, und wenn sie einmal unter seiner Fahne dienten, mußte sein Wohlwollen, seine Freigebigkeit und der Geist der Gerechtigkeit, welcher ihn in Allem, was er über sie bestimmte, leitete, ihn ihnen um so werther machen, je weniger sie in ihrem Vaterlande an solche Billigkeit gewöhnt waren. Ibn-abî-Amir nahm alle mögliche Rücksicht auf sie. Der Sonntag war in seiner Armee ein Ruhetag für alle Soldaten, welcher Religion sie auch angehörten, und wenn sich zwischen einem Christen und einem Moslim irgend eine Streitigkeit erhob, begünstigte er immer den Christen. [2] Darum darf darf man sich nicht darüber wundern, wenn die Christen ihm ebenso zugethan waren wie die Berbern. Die einen wie die anderen waren so zu sagen sein Eigenthum. Sie hatten ihr Vaterland verleugnet und vergessen, und Andalusien war für sie keine neue Heimat geworden; kaum daß sie die dortige Sprache verstanden. Ihre eigentliche Heimat

[1]) Makkarî Bd. I S. 272.
[2]) Mon. Sil. c. 70; Makkarî Bd. I S. 272 Z. 17.

war das Feldlager, und wiewohl sie ihren Sold aus dem öffentlichen Schatz erhielten, standen sie doch nicht im Dienste des Staates, sondern in Ibn-abî-Amir's Dienst. Ihm verdankten sie ihr Vermögen, von ihm hingen sie ab und von ihm ließen sie sich gebrauchen gegen wen er wollte.

Indem der Minister den Fremden das Uebergewicht in der Armee gab, änderte er geschickt die Organisation des Heeres, welche früher die Stärke der spanischen Truppen der Regierung gegenüber ausgemacht hatte. Seit undenklichen Zeiten hatten die Stämme mit ihren Abtheilungen und Unterabtheilungen ebenso viele Regimenter, Compagnien und Rotten gebildet. Ibn-abi-Amir schaffte diesen Gebrauch ab; er ließ die Araber den verschiedenen Regimentern einverleiben, ohne Rücksicht auf den Stamm, dem sie angehörten.[1] Vor einem Jahrhundert, als noch die Araber für die Interessen ihrer Stämme Leib und Leben einsetzten, würde eine Maßregel wie diese, welche eine gründliche Umänderung in dem Gesetze der Aushebung veranlaßte und dem Adel die letzten Trümmer seiner Macht raubte, jedenfalls einen heftigen Sturm heraufbeschworen und vielleicht zu einer allgemeinen Erhebung geführt haben; jetzt konnte man sie ohne Hinderniß ausführen, so sehr hatten die Zeiten sich geändert. Die alte Eintheilung in Stämme lebte nur noch in der Erinnerung fort. Eine Menge Araber wußten gar nicht mehr, zu welchem Stamme sie gehörten, und es herrschte in diesem Punkte eine Verwirrung, welche die Genealogen zur Verzweifelung bringen konnte. Chacam II., welcher die Vergangenheit so sehr liebte und bewunderte, weil er sie gut kannte, hatte freilich versucht, diese Erinnerung eines verklungenen Jahrhunderts wieder ans Tageslicht zu ziehen; er hatte durch Gelehrte die Geschlechtsregister durchforschen lassen und verlangt, daß jeder Araber wieder die ihm zukommende Stelle in seinem Stamme einnehme[2]; aber all seine Bemühungen scheiterten, da sie der gesunden Politik entgegen waren, an dem Geiste des Jahrhunderts, denn überall regte sich mit wenigen Ausnahmen die Neigung zur Einheit und zur Verschmelzung der Racen. Indem Ibn-abî-Amir der alten Eintheilung in Stämme den Todesstoß gab, vollendete er nur das Werk der Ausgleichung, welches Abderrachmân III. begonnen hatte und welches die Volksstimme billigte.

Während er sich schon zum Kampf vorbereitete, schien Ibn-abî-Amir noch in gutem Einvernehmen mit seinem Schwiegervater zu

---

[1]) Makkari Bd. I. S. 186.

[2]) Ibn-al-Abbâr S. 103.

stehen. Jedoch dieser hatte zu viel Scharfsinn, als daß er sich über den Zweck der großen Veränderungen, die sein Schwiegersohn in der Armee vornahm, hätte täuschen können, und auch er war fest entschlossen, mit ihm zu brechen. Als sie einander eines Tages auf dem Thurme eines Schlosses der Grenze begegneten, fing er an, ihn mit Vorwürfen zu überhäufen. Ibn-abî-Amir antwortete ihm in demselben Tone, und ihr Streit nahm einen so heftigen Charakter an, daß Ghâlib in seiner Wuth schrie: „Du Hund! dir selbst maßest du stolz die höchste Gewalt an und bereitest den Sturz der Dynastie vor!" Dann zog er seinen Degen und warf sich, schäumend vor Wuth, über seinen Gegner. Einige Hauptleute suchten ihn zurückzuhalten; aber es gelang ihnen nur halb; Ibn-abî-Amir wurde verwundet und stürzte sich in seiner Angst vom Thurm hinab. Zu seinem Glück blieb er im Fallen an einem Vorsprung hangen und kam mit dem Leben davon.

Nach einer solchen Scene war der Kampf unvermeidlich, und es währte nicht lang, bis er ausbrach. Ghâlib erklärte sich offen als Vertheidiger der Rechte des Khalifen; ein Theil der Truppen reihte sich unter seine Fahne, und auch die Leoner hielten zu ihm. Es kam zu mehreren Gefechten, in denen einige der hervorragendsten Männer ihr Leben verloren. Beim letzten Handgemenge war die Armee Ibn-abî-Amir's schon nahe daran, in die Flucht geschlagen zu werden, als Ghâlib, welcher an der Spitze seiner Reiterei den Angriff leitete, das Unglück hatte, mit seinem Kopf gegen seinen Sattelbogen zu stoßen. Schwer verwundet stürzte er vom Pferde, und als seine Soldaten und christlichen Verbündeten ihn nicht mehr sahen, ergriffen sie die Flucht, so daß Ibn-abî-Amir einen glänzenden Sieg erfocht. Unter den Todten fand man auch Ghâlib (981).[1]

Jedoch begnügte Ibn-abî-Amir sich nicht mit diesem Erfolge, so groß er war. Er wollte auch noch die Leoner bestrafen wegen der Hilfe, die sie seinem Nebenbuhler geleistet, und seinen Landsleuten zeigen, daß, wenn er eine glänzende Armee geschaffen, er dies nicht nur in seinem eigenen Interesse, sondern auch in dem des Landes gethan habe. Er überzog also das Königreich Leon mit Krieg und züchtigte es grausam. Sein Vortrab wurde von einem Prinzen von

---

[1]) Makkarî Bd. II S. 64; Ibn-Adhârî Bd. II S. 299; Ibn-Chazm, Abhandlung über die Liebe, fol. 59 r. Vergl. Ibn-al-Abbâr in meinen Recherches Bd. I Anhang S. XXXIV. Ueber das Datum siehe ebendaselbst Bd. I S. 192, 193.

auf ihm lastete, Lügen strafen wollte, ließ er auf der Stelle alle verdächtigen Personen verhaften und gab den Befehl, sie sowie Dschaudhar ins Gefängniß von Zahrâ abzuführen.[1]

Man leitete alsbald den Proceß gegen die Verschwörer ein, und das Urtheil ließ nicht lange auf sich warten. Der Präsident des Appellgerichtes wurde des Hochverrathes schuldig erklärt; indessen gaben seine Richter nicht mit Genauigkeit die Strafe an, die ihm auferlegt werden sollte; sie erklärten nur, daß sie in den Worten des folgenden Koranverses ausgesprochen sei: „Dieses soll die Vergeltung Derer sein, welche Gott und seinen Gesandten bekämpfen und all ihre Kräfte daran setzen, Unheil auf der Erde zu stiften: Ihr sollt sie zum Tode führen oder die Strafe der Kreuzigung erleiden lassen; ihr sollt ihnen nach einander Hände und Füße abhauen lassen; sie sollen aus ihrem Lande gejagt werden." In diesem Verse ist, wie man sieht, die Art der Strafe ziemlich unbestimmt ausgedrückt; daher ließ das Tribunal dem Khalifen die Wahl, welche Strafe er anwenden wolle. Es stand also dem Staatsrath zu, das Urtheil zu fällen, und Zijâd ibn-Aflach, der sich die größte Mühe gab, die Gunst Ibn-abî-Amir's wieder zu gewinnen, und der ein Mitglied dieser Behörde war, gab zuerst seine Meinung dahin ab, man müsse hier die härteste Strafe anwenden. Sein Rath gewann die Oberhand, und Abdalmelik ibn-Mondhir erlitt die Strafe der Kreuzigung. Auch der Prätendent Abderrachmân wurde hingerichtet.[2] Was Dschaudhar betrifft, so wissen wir nicht, was über ihn bestimmt wurde; jedoch deutet Alles darauf hin, daß er gekreuzigt ward. Das Schicksal Ramâdî's war weniger hart, wiewohl durchaus nicht beneidenswerth. Ibn-abî-Amir hatte vor, ihn zu verbannen, aber er ließ sich durch die Bitten der Freunde des Dichters erweichen; jedoch wiewohl er ihm erlaubte, in Cordova zu bleiben, fügte er dieser Gnade eine grausame Beschränkung hinzu; er ließ nämlich durch Herolde ausrufen, daß wer ihn anreden werde, streng bestraft werden solle. So zu fortwährendem Schweigen verurtheilt, irrte der unglückliche Dichter von nun an wie ein Verstorbener umher (so drückt ein arabischer

---

[1]) Ganz sicher, daß sie von nun an die Herrschaft in Händen hätten," sagt Ramâdî in einer seiner Elegien (bei Makkari Bd. II S. 442), „ließen sie uns nach Zahrâ führen, als des Hochverraths schuldig. Ich befand mich unter einer Menge von Schriftstellern, und die Kleider Dschaudhar's waren zerrissen."

[2]) Ibn-al-Abbâr S. 154, 155; Ibn-Chazm, Abhandlung über die Liebe, fol. 38 v.; vgl. Makkari Bd. I S. 286 Z. 8.

Schriftsteller sich aus) inmitten des Menschengewühls, welches in den Straßen der Hauptstadt sich drängte.[1]

Diese Verschwörung hatte dem Minister bewiesen, daß seine erbittertsten Feinde sich gerade in den Reihen Derer befanden, die an seiner Seite den schönen Wissenschaften, der Theologie und dem Recht oblagen. War vielleicht Eifersucht der Grund davon? Zum Theil wohl; denn Ibn-abî-Amir, noch vor Kurzem ihres Gleichen und ihr Mitschüler, war zu hoch gestiegen, als daß die Fakih's und die Männer des Gesetzes ihn nicht hätten mit Neid betrachten sollen. Aber das war nicht der einzige, auch nicht der Hauptgrund der Abneigung, die er ihnen einflößte; sie haßten ihn hauptsächlich der religiösen Grundsätze wegen, die sie ihm beilegten. Mit Ausnahme einiger kühner Philosophen und freidenkender Dichter waren alle Männer, die in der Gelehrtenschule zu Cordova gebildet worden, dem Islam sehr ergeben. Nun galt Ibn-abî-Amir, ob mit Recht oder Unrecht, für einen sehr lauen Moslim. Den Vorwurf konnte man ihm freilich nicht machen, daß er in Glaubenssachen liberale Ansichten an den Tag gelegt habe; er war zu klug, um das zu thun; aber man behauptete, er liebe die Philosophie und widme sich dieser Wissenschaft insgeheim mit Eifer. Das war zu jener Zeit eine furchtbare Beschuldigung. Ibn-abî-Amir empfand es wohl. Ob er nun ein Philosoph war oder nicht, so war er doch vor allen Dingen Staatsmann, und da er seinen Feinden die gefährliche Waffe, deren sie sich gegen ihn bedienten, entreißen wollte, beschloß er, durch einen auffälligen Act der Orthodoxie darzuthun, daß er ein guter Moslim sei. Deshalb ließ er die angesehensten Ulema's, wie Acili, Ibn-Dhakwân und Zobaidi zu sich kommen und führte sie in die große Bibliothek Chacam's II.; dort sagte er ihnen, er habe den Vorsatz gefaßt, die Bücher, welche von Philosophie, Astronomie oder anderen um der Religion willen verpönten Wissenschaften handelten, zu vernichten, und er bitte sie, die Auswahl zu treffen. Sie machten sich sogleich ans Werk, und als sie ihre Aufgabe vollbracht hatten, ließ der Minister die verurtheilten Bücher in ein großes Feuer werfen. Um seinen Glaubenseifer deutlich zu zeigen, warf er einige derselben mit eigener Hand in die Flammen.[2]

[1] Abd-al-wâchid S. 17. Es scheint indessen, daß Ramâdî später völlig begnadigt wurde, denn man findet seinen Namen unter den besoldeten Dichtern, welche Ibn-abî-Amir auf seiner Expedition gegen Barcelona im Jahre 986 begleiteten. Siehe Ibn-al-Khatib, Man. G., fol. 181 r.

[2] Çâ'id von Toledo, Tabakât-al-umam, fol. 246 r. und v.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 315; Makkarî Bd. I S. 136.

den Soldaten der beiden Todschtbiden angegriffen wurde, und ehe er noch Zeit hatte, sich zu vertheidigen, empfing er den Todesstoß (22. Januar 983).

Sein Kopf und seine rechte Hand wurden heimlich an Almanzor geschickt; dieser that, als ob er die Urheber des Mordes nicht kenne und zeigte tiefe Trauer darüber.[1]

---

[1]) Ibn-Abhârt Bd. II S. 300, 301; vgl. Makkari Bd. I S. 260.

X.

Wenn das Volk die Wahrheit in Betreff des Mordes Dschafar's wußte oder vermuthete, so wurde die Erinnerung an dieses Verbrechen doch bald durch die neuen Siege des Ministers in den Hintergrund gedrängt. Die Angelegenheiten des Königreichs Leon hatten für ihn eine sehr günstige Wendung genommen. Die Unglücksfälle, welche Ramiro III. im Feldzuge des J. 981 getroffen hatten, waren verhängnißvoll für ihn geworden. Die Großen des Königreichs wollten einen König nicht behalten, den das Unglück zu verfolgen schien [1] und der sie außerdem durch seine Ansprüche auf unumschränkte Herrschaft in ihrem Stolz verletzt hatte. Ein Aufruhr brach in Galizien aus. Die Adeligen dieser Provinz faßten den Entschluß, den Thron an Bermudo, einen leiblichen Vetter Ramiro's, zu geben, und schon am fünfzehnten October 982 wurde dieser Prinz in der Kirche San Jago von Compostella gesalbt. Ramiro zog sofort gegen ihn. Bei Portilla de Arenas an der Grenze von Leon und Galizien kam es zur Schlacht; aber so erbittert auch der Kampf von beiden Seiten geführt wurde, blieb er doch unentschieden. [2] Später begünstigte das Glück die Waffen Bermudo's II. mehr und mehr, und gegen den März 984 entriß er seinem Rivalen die Stadt Leon. [3] Um nicht gänzlich zu unterliegen, sah sich der letztere, welcher in der Umgegend von Astorga Zuflucht gesucht hatte, genöthigt, den Beistand Almanzor's anzuflehen und ihn

---

[1]) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 106.

[2]) Sampirus c. 29; Chron. Iriense, c 12.

[3]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 196.

als Oberlehensherrn *anzuerkennen*.[1] Er starb kurze Zeit darauf (26. Nov. 984[2]). Seine Mutter versuchte, statt seiner die Regierung zu übernehmen, indem sie sich auf die Moslim's stützte;[3] allein sie sah sich bald ihrer Stütze beraubt. Bermudo begriff wohl, daß, wenn er sich nicht zu dem Schritte erniedrigen wollte, den Ramiro gethan, es ihm viele Mühe kosten werde, die Großen zu unterwerfen, welche sich weigerten, ihn anzuerkennen. Er wandte sich also an Almanzor, und die Versprechungen, welche er diesem gab, scheinen vortheilhafter gewesen zu sein als die seiner Feindin; denn Almanzor erklärte sich für ihn und stellte eine große moslimische Armee zu seiner Disposition. Mit Hilfe derselben gelang es Bermudo, das ganze Königreich zu unterwerfen; aber von nun an war er nichts weiter als ein Vasall Almanzor's, und ein großer Theil der moslimischen Truppen blieb in seinem Lande, sowohl um ihn zu überwachen als um ihn zu schützen.[4]

Nachdem Almanzor auf diese Weise aus Leon eine tributpflichtige Provinz gemacht hatte, beschloß er, seine Waffen gegen Catalonien zu wenden. Da dieses Land ein Lehen des Königs von Frankreich war, hatten die Khalifen es bis dahin geschont, aus Furcht, daß, wenn sie es angriffen, sie auch die Franzosen zu bekämpfen haben würden. Doch Almanzor theilte diese Besorgniß nicht; er wußte, daß Frankreich von Streitigkeiten des Adels heimgesucht war und daß die catalanischen Grafen von dieser Seite her keine Hilfe zu erwarten hatten.[5] Nachdem er eine große Anzahl Truppen gesammelt hatte, begab er sich am fünften Mai des Jahres 985[6] nach Cordova, begleitet von etwa vierzig seiner besoldeten Dichter, welche seine Siege besingen sollten.[7] Er zog durch Elvira, Baza und Lorca, bis er in Murcia ankam, wo er im Hause Ibn-Khattâb's wohnte. Dieser war ein einfacher Privatmann, welcher kein öffentliches Amt bekleidete, aber seine Besitzungen waren sehr groß und er zog bedeutende Einkünfte daraus. Er war

---

1) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 107.

2) Siehe meine Recherches Bd. I S. 195—197.

3) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 107.

4) Chron. Iriense, c. 12; Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 107.

5) Siehe Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 124.

6) „Dienstag, zwölf Tage nach Dhû'l-chiddscha des Jahres 374, was dem fünften Mai entspricht." Ibn-abî-'l-Faijâdh, bei Ibn-al-Abbâr S. 252. Im Jahre 985 fiel der 5. Mai wirklich auf einen Dienstag.

7) Ibn-al-Khatîb in seinem Artikel über Almanzor (Man. G., fol. 181 r.) gibt das Verzeichniß dieser Dichter.

ein omaijadischer Client und wahrscheinlich westgothischer Herkunft; vielleicht stammte er von Theodemir ab, welcher zur Zeit der Eroberung eine so vortheilhafte Capitulation mit den Moslim's geschlossen hatte, daß er und sein Sohn Athanagild beinahe als unabhängige Fürsten über die Provinz Murcia regierten.[1] Wie dem auch sei, Ibn-Khattâb war ebenso freigebig als reich. Während dreizehn auf einander folgender Tage[2] hielt er nicht allein Almanzor mit seinem Gefolge gänzlich frei, sondern auch die ganze Armee von den Vezieren bis auf den geringsten Soldaten herab. Er hielt darauf, daß die Tafel des Ministers immer mit dem größten Aufwande ausgerüstet war, ließ ihm niemals zum zweiten Male die schon gekosteten Speisen auftragen, noch das selbe Geschirr, das er schon einmal gesehen hatte, und eines Tages trieb er die Verschwendung so weit, daß er ihm ein Bad aus Rosenwasser anbieten ließ. So sehr er auch an Luxus gewöhnt war, verwunderte Almanzor sich doch höchlich über die von seinem Wirth entfaltete Pracht. Darum war er auch unerschöpflich in seinem Lobe, und da er ihm einen Beweis seiner Dankbarkeit geben wollte, befreite er ihn von einem Theil der Grundsteuer. Außerdem schärfte er den Verwaltungsbeamten der Provinz ein, ihm mit der größten Rücksicht zu begegnen und sich so viel wie möglich nach seinen Wünschen zu richten.[3]

Von Murcia rückte Almanzor gegen Catalonien, und nachdem er den Grafen Borrel[4] geschlagen, langte er Mittwoch den ersten Juli vor der Stadt Barcelona an. Am folgenden Montag nahm er sie mit Sturm.[5] Die meisten Einwohner und Soldaten ließ er über

---

[1]) Zur Zeit Ibn-al-Abbâr's, im dreizehnten Jahrhundert, behaupteten die Beni-Khattâb Araber zu sein; aber ihre Vorfahren im zehnten Jahrhundert dachten nicht im Entferntesten daran, sich einen solchen Ursprung zu geben.

[2]) Ibn-abi-'l-Faijâdh sagt: während dreiundzwanzig Tagen. Ich bin Ibn-Chaijân gefolgt.

[3]) Ibn-al-Abbâr S. 251—253.

[4]) Ibn-al-Khatîb, Man. G., fol. 180 v.

[5]) Nach Ibn-al-Khatîb wurde Barcelona „am Montag in der Mitte des Çafar i. J. 375" genommen. Dieser Tag entspricht dem 6. Juli des Jahres 985. Die arabischen Documente lassen also keinen Zweifel über das Jahr der Einnahme von Barcelona und sind vollkommen im Einklang mit den lateinischen Quellen, die Bofarull citirt. Dieser, welcher die Einnahme Barcelona's um ein Jahr später setzt, hat nicht bemerkt, daß seine Ansicht eben durch die Sätze, auf die er sich stützt, widerlegt wird. Das Datum Kalendarum Julii feria quarta, auf welches zwei Documente den Anfang der Belagerung setzen, ist vollkommen richtig für das Jahr 985, aber nicht für das folgende Jahr.

die Klinge springen; die übrigen geriethen in Knechtschaft. Die Stadt selbst wurde geplündert und verbrannt.[1]

Kaum von diesem Feldzug, dem dreiundzwanzigsten, den er unternahm,[2] zurückgekehrt, richtete Almanzor, stets unermüdlich, immer nach neuen Eroberungen trachtend, seine Aufmerksamkeit auf Mauretanien.

Seit mehreren Jahren war dieses Land in der Gewalt Bologguin's, des Vicekönigs von Ifrikia gewesen; aber gegen Ende der Regierungszeit dieses Fürsten, und besonders nach seinem Tode (der im Mai 994 erfolgte[3]), hatte die omajaidische Partei wieder angefangen, sich aufzurichten. Mehrere Städte, wie zum Beispiel Fez und Sidschilmesa, hatten schon das Joch der Fatimiden abgeschüttelt, als ein afrikanischer Prinz, den man beinahe vergessen hatte, wieder auftrat: der Edriside Ibn-Kennûn. Zur Zeit Chacam's II. hatte Ibn-Kennûn, wie wir schon erzählt haben, sich an Ghâlib ergeben müssen; man hatte ihn nach Cordova gebracht, und dort war er geblieben, bis Moçhafi ihn nach Tunis schickte, nachdem er sich hatte verpflichten müssen, nicht wieder nach Mauretanien zurückzukommen. Indessen Ibn-Kennûn hatte durchaus nicht die Absicht, dieses Versprechen zu halten. Er begab sich an den Hof des fatimidischen Khalifen und plagte ihn zehn Jahre lang fortwährend mit der Bitte, ihn wieder einzusetzen. Endlich erhielt er Truppen und Geld, kehrte damit in seine Heimat zurück, und da er sich die Unterstützung mehrerer berberischer Häuptlinge erkauft hatte, war er auf dem Wege, sich das Land zu unterwerfen. Dies zu verhindern, traf Almanzor die nöthigen Maßregeln. Er schickte eine große Anzahl Truppen unter dem Befehl seines leiblichen Vetters Askeledscha nach Mauretanien.[4] Der Krieg dauerte nicht lange. Zu schwach, um seinen Feinden zu widerstehen, ergab sich Ibn-Kennûn, nachdem er von Askeledscha das Versprechen erhalten hatte, daß man seines Lebens schonen werde und er wie früher wieder in Cordova leben könne.

[1]) Bofarull, Condes de Barcelona Bd. I S. 163, 164.

[2]) Ibn-al-Abbâr S. 251. Almanzor hatte mehrere Feldzüge gegen den Grafen von Castilien und gegen den König von Navarra unternommen, über die wir keine genauen Nachrichten besitzen.

[3]) Ibn-Adhârî Bd. I S. 248.

[4]) Die Schriftsteller, welche berichten, Almanzor habe noch ein anderes Armeecorps, von seinem Sohne Abdalmelik (Modhaffar) befehligt, nach Afrika geschickt, haben diesen Feldzug mit einem andern (dem gegen Zîrî) verwechselt, von dem wir später reden werden. Zur Zeit, von der es sich hier handelt, zählte Abdalmelik erst zwölf Jahre (vgl. Nowairî S. 473).

Ein solches Versprechen einem sehr ehrgeizigen und treulosen Manne zu machen, war jedenfalls eine Unvorsichtigkeit, und es fragt sich, ob Askeledscha ermächtigt war, es zu geben. Die arabischen Chronisten lassen uns darüber in Zweifel; allein das Verfahren Almanzor's bringt uns zu der Ansicht, daß Askeledscha seine Vollmacht überschritt. Der Minister erklärte den Vertrag für null und nichtig, und nachdem er Ibn-Kennûn nach Spanien hatte transportiren lassen, wurde dieser auf seinen Befehl auf der Straße, welche von Algeziras nach Cordova führt, zur Nachtzeit enthauptet (September oder October 985).

Obwohl Ibn-Kennûn ein grausamer Tyrann gewesen war, der ein wildes Vergnügen daran fand, seine Gefangenen von der Höhe seines „Adlerfelsens" hinabzustürzen, erregte die Art seines Todes doch eine Sympathie für ihn, die ziemlich allgemein gewesen zu sein scheint. Zudem war er ein Scherif, ein Nachkomme des Schwiegersohnes des Propheten. Das Leben eines solchen Mannes anzugreifen, war in den Augen der unwissenden und abergläubischen Menge ein unsühnbares Verbrechen. Selbst die rauhen Krieger, welche, dem erhaltenen Befehle gehorchend, ihn getödtet hatten, sahen es so an, und ein Orkan, welcher während der That plötzlich ausgebrochen war und sie zur Erde geworfen hatte, war ihnen wie ein Wunder, wie eine Strafe vom Himmel erschienen. Die einen sagten, Almanzor habe eine gottlose Handlung begangen, die anderen, er habe sich eines Meineides schuldig gemacht; denn er hätte das von seinem Stellvertreter gegebene Wort wie sein eigenes halten müssen. Dies wurde ziemlich laut geäußert, trotz der Furcht, die der Minister einflößte, und die Unzufriedenheit zeigte sich in so offenkundiger Weise, daß Almanzor sich nicht über die Stimmung der Gemüther täuschen konnte und anfing, sich ernstlich zu beunruhigen. Nun denke man sich seinen Zorn, als er vernahm, daß Askeledscha noch unwilliger sei als alle Anderen und sogar gewagt habe, vor seinen Truppen seinen Vetter einen Meineidigen zu nennen. Eine solche Kühnheit heischte eine exemplarische Strafe. Almanzor beeilte sich denn auch, seinem Vetter den Befehl zuzuschicken, unverzüglich nach Spanien zu kommen; er versetzte ihn darauf in Anklagezustand und ließ ihn als des Unterschleifs und Hochverraths schuldig hinrichten (im October oder November 985).[1]

Nun wurden die Schreier doppelt laut. Man empfand nicht

[1]) Kartâs S. 58, 59; Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern Bd. III S. 219, 237; Ibn-Adhârî Bd. II S. 301; Ibn-al-Abbâr S. 154.

allein Mitleid mit dem Schicksal des unglücklichen Scheriffs, sondern auch mit dem Askeledscha's; man warf die Frage auf, ob Almanzor nicht einen abermaligen Beweis seiner grausamen Politik, seiner Mißachtung aller Bande, selbst derjenigen des Blutes gegeben habe, indem er seinen eigenen Vetter enthaupten ließ. Die Verwandten Ibn-Kennûn's, in all den Hoffnungen getäuscht, denen sie Raum gegeben, als dieser Prinz auf dem Punkte schien, ganz Mauretanien zu erobern, nährten die Unzufriedenheit, so sehr sie konnten. Von ihren geheimen Anschlägen unterrichtet, sprach Almanzor das Verbannungsurtheil über sie alle aus. Also mußten sie Spanien und Mauretanien verlassen; aber ehe sie fortgingen, schoß noch einer von ihnen, Ibrâhîm-ibn-Edrîs, einen Pfeil gegen den Minister ab, indem er ein langes Gedicht niederschrieb, das viel Anklang fand und worin sich folgende Verse fanden:

„Die Verbannung ist also von nun an auf immer mein trauriges Schicksal! Mich verfolgt das Unglück unaufhörlich; es ist mein Gläubiger; genau zur Verfallzeit stellt es sich bei mir ein...

„Was ich kommen sehe, macht mich bestürzt; ungeheuer ist unser Unglück, und kaum ist es möglich, dagegen anzukämpfen. Ich kann meinen Augen nicht trauen und glaube mich zu täuschen. Wie! noch existirt die Familie Omaija, und doch regiert ein Verwachsener [1] dieses weite Reich! Die Soldaten umgeben einen Palankin, worin ein rother Affe sitzt!... Söhne Omaija's, die ihr früher glänztet wie die Sterne um Mitternacht, wie kommt es, daß man euch jetzt nicht mehr sieht? Früher waret ihr Löwen, aber ihr seid es jetzt nicht mehr, darum hat dieser Fuchs die Macht an sich reißen können." [2]

Ob Almanzor nun ein Fuchs war oder nicht — man sieht, daß dieser Beiname, den wir schon in einem Verse Moçhafî's getroffen haben, ihm anhaftete — er war von der Nothwendigkeit überzeugt, daß er Etwas thun müsse, um die öffentliche Meinung sich wieder geneigt zu machen. Er hoffte dies dadurch zu erreichen, daß er die Moschee vergrößerte, die zu klein war, um die Einwohner der Hauptstadt und die vielen aus Afrika gekommenen Soldaten zu fassen. Man mußte damit beginnen, die Besitzer der anstoßenden Häuser zu expropriiren — eine Maßregel, welche viel Takt und Vorsicht erforderte, um nicht gehässig

[1]) Dies ist reine Entstellung der Wahrheit; nach unparteiischen Zeugnissen muß Almanzor ein sehr schöner Mann gewesen sein.

[2]) Ibn-Abdhârî Bd. II S. 301, 302; Ibn-al-Abbâr S. 119; Makkarî Bd. I S. 389.

zu erscheinen; aber Almanzor besaß in solchen Dingen bewundernswerthe Umsicht. Er ließ einen jeden der Eigenthümer einzeln zu sich berufen (was an sich schon eine große Ehre war) und sagte zu ihm: „Mein Freund, da ich die Absicht habe, die Moschee, jenen heiligen Ort, wo wir unsere Gebete gen Himmel senden, zu vergrößern, möchte ich dein Haus kaufen im Interesse der moslimischen Gemeinde und auf Kosten des Staatsschatzes, welcher durch die Reichthümer, die ich den Ungläubigen genommen habe, wohl gefüllt ist. Sage mir also, wie hoch du es anschlägst; scheue dich nicht, sage frei heraus, wie viel du dafür haben willst!" Wenn dann der Befragte eine Summe nannte, die er selbst für übermäßig hoch hielt, so rief der Minister aus: „Aber das ist zu wenig! Wahrlich, du bist ganz übertrieben bescheiden! Höre, ich will dir noch einmal so viel geben!" Und nicht allein ließ er es ihm dann bis auf den letzten Heller bezahlen, sondern er kaufte ihm überdies noch eine andere Wohnung. Eine Frau jedoch weigerte sich lange Zeit, ihr Haus herzugeben. Sie hatte in ihrem Garten einen schönen Palmbaum, auf den sie sehr viel hielt und von dem sie sich nicht trennen wollte. Als sie schließlich doch in den Verkauf willigte, that sie es nur unter der Bedingung, daß man ihr einen andern Garten kaufe, in welchem ebenfalls ein Palmbaum stände. Es war schwer, einen solchen zu finden; aber als man den Minister von der Forderung der Frau benachrichtigte, rief er schnell: „Nun, wir werden ihr kaufen, was sie wünscht, und sollten alle Geldkisten des Staates darüber geleert werden müssen!" Nach langem fruchtlosen Suchen fand man endlich ein Haus, wie sie es wünschte, und es wurde zu einem sehr hohen Preise gekauft.

So viel Freigebigkeit blieb nicht ohne Früchte. Wie groß auch die Beschwerden sein mochten, die man gegen den Minister führte, es war nicht zu leugnen, daß durch all seine Unternehmungen ein edler und großartiger Zug ging, und die frommen Leute mußten ferner eingestehen, daß die Vergrößerung der Moschee ein sehr verdienstliches Werk sei. Aber einen noch weit größeren Eindruck machte es, als man beim Beginn der Arbeiten eine Menge christlicher Gefangenen mit Ketten an den Füßen sah, welche den Schutt vom Boden wegräumten. Da gestanden die Leute einander, daß der Islam noch niemals eine solche Glanzperiode gefeiert habe und daß die Ungläubigen nie bis zu dem Grade gedemüthigt worden seien. Dazu kam, daß man Almanzor selbst, den allmächtigen Herrscher, den größten Feldherrn des Jahrhunderts, dem Ewigen zur Ehre die Hacke, Kelle oder Säge handhaben

sah, als ob er ein gemeiner Arbeitsmann wäre! Vor solchem Anblick verstummte jede Regung des Hasses.[1]

Während noch an der Vergrößerung der Moschee gearbeitet wurde, brach der Krieg gegen Leon von neuem aus. Die moslimischen Truppen, welche dort zurückgeblieben waren, benahmen sich wie in einem eroberten Lande, und als Bermudo II. sich darüber bei Almanzor beklagte, erhielt er nur stolze und abweisende Antworten. Endlich verlor er die Geduld, faßte einen kühnen Entschluß und verjagte die Moslim's.[2] Almanzor war also genöthigt, ihn noch einmal die Ueberlegenheit seiner Waffen fühlen zu lassen, und im Grunde konnte ihm dieser neue Krieg nur gelegen sein, da zu erwarten stand, daß die Einwohner der Hauptstadt jetzt, statt sich noch länger über Dinge zu unterhalten, die sie seiner Meinung nach gar nichts angingen, sich aufs neue über seine Schlachten, seine Siege und Eroberungen freuen würden. Er that sein Möglichstes, sie mit Stoff zur Unterhaltung zu versehen. Nachdem er sich im Juni 987 der Stadt Coimbra bemächtigt hatte, zerstörte er sie so gründlich, daß sie sieben Jahre lang verödet da lag.[3] Im folgenden Jahr ging er über den Duero, und nun ergoß sich die moslimische Armee wie ein Strom über das ganze Königreich Leon, Alles, was sich auf ihrem Wege fand, tödtend und verheerend: Städte, Schlösser, Klöster, Kirchen, Dörfer, Flecken; nichts wurde verschont.[4] Bermudo hatte sich in die Stadt Zamora[5] geworfen, wahrscheinlich weil er glaubte, daß sie zunächst würde angegriffen werden; aber Almanzor ließ sie bei Seite liegen und rückte geradeswegs gegen Leon. Schon einmal war er auf dem Punkte gewesen, diese Stadt einzunehmen, aber durch ihre feste Citadelle, ihre starken Thürme, ihre vier marmornen Thore und römischen Mauern, die mehr als zwanzig Fuß Dicke hatten, war sie sehr stark und widerstand lange den Anstrengungen des Feindes. Endlich jedoch gelang es den Belagerern, bei dem östlichen Thore die Mauer zu durchbrechen und zwar gerade zu einer Zeit, wo der Befehlshaber der Besatzung, Gonsalvo Gonzalez, ein galizischer Graf, wegen einer ernsten Krankheit zu Bette lag. Die Gefahr war sehr groß; daher

---

[1]) Makkari Bd. I S. 359, 360 Z. 3, 20 f.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 307 f.

[2]) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 107.

[3]) Chron. Conimbricense I und IV.

[4]) Siehe die Urkunde der Aebtissin Flora, Esp. sagr. Bd. XXXVI Nr. 14, und die, welche Risco citirt, Historia de Leon Bd. I S. 228.

[5]) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 107.

ließ der Graf sich sofort trotz seiner Krankheit seine Rüstung anlegen und sich auf einer Sänfte an die Bresche tragen. Durch seine Gegenwart und seinen Zuspruch richtete er den Muth der niedergeschlagenen Soldaten wieder auf, und während dreier Tage gelang es diesen noch, den Feind abzuwehren, aber am vierten drangen die Moslim's durch das südliche Thor in die Stadt. Es begann eine grauenhafte Schlächterei. Der Graf selbst, dessen Heldenmuth hätte Achtung einflößen sollen, wurde in seiner Sänfte getödtet. Auf das Morden folgte das Zerstören. Es blieb nicht ein Stein auf dem andern. Die Thore, die Thürme, die Mauern, die Citadelle, die Häuser, Alles wurde bis auf den Grund niedergerissen. Man ließ nur einen einzigen Thurm stehen, welcher sich am nördlichen Thore befand und ungefähr die Höhe der anderen hatte. Almanzor gab den Befehl, ihn zu schonen; er wollte, daß die kommenden Geschlechter sehen sollten, wie stark die Stadt gewesen war, welche er von der Oberfläche der Erde vertilgt hatte.[1]

Von Leon zogen die Moslim's gegen Zamora, und nachdem sie die schönen Klöster St. Peter von Eslonça und Sahagun, welche sich auf ihrem Wege befanden,[2] eingeäschert hatten, fingen sie an, diese Stadt zu belagern. Bermudo zeigte sich weniger muthig als sein Befehlshaber in Leon. Er entfloh heimlich, und als er fort war, übergaben die Einwohner die Festung an Almanzor, der sie plündern ließ. Fast alle Grafen erkannten ihn als ihren Herrn an, und Bermudo behielt nur die benachbarten Districte am Meer.[3]

Kaum aus diesem ruhmvollen Feldzuge nach Zâhira zurückgekehrt, wurde Almanzor gewahr, daß er einem neuen schweren Conflict entgegenging: er machte die Entdeckung, daß die Großen in seiner Abwesenheit gegen ihn conspirirt hatten, ja daß sein eigener Sohn Abdallâh, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, sich unter den Verschworenen befand.

Abdallâh war ein tapferer und glänzender Ritter; aber seinen Vater hatte er niemals geliebt. Dieser hatte Gründe, zu vermuthen, daß Abdallâh nicht sein eigener Sohn sei; allein der Jüngling selbst hatte keine Ahnung davon, und da er stets sehen mußte, wie sein

---

[1]) Lucas von Tuy S. 87. Vgl. über das Datum und den Namen des Commandanten meine Recherches Bd. I S. 198–201.

[2]) Lateinische Urkunde, citirt von Risco, Hist. de Leon Bd. I S. 228, und Esp. sagr. Bd. XXXIV S. 308.

[3]) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 108.

Bruder Abdalmelik ihm vorgezogen wurde, welcher sechs Jahre jün- als er war und den er an Talenten und Tapferkeit weit zu übertref- glaubte, war er schon von Unzufriedenheit gegen seinen Vater erfü- als er nach Saragossa, der Residenz des Vicekönigs der oberen Gren- Abderrachmân ibn-Motarrif des Todschtbiden, kam. Die Luft dies- Hofes wurde unheilvoll für ihn. Sein Wirth war das Haupt ein- berühmten Familie, in welcher das Vicekönigthum der Provinz s- einem Jahrhundert erblich gewesen war, und da Almanzor nach ei- ander die mächtigsten Männer des Reichs gestürzt hatte, fürchtete mit Recht, daß er als letzter der Edlen, der sich noch aufrecht erhalte- hatte, auch bald als Opfer des ehrgeizigen Ministers fallen würd- Er hatte die Absicht, dem zuvorzukommen, und wartete nur auf ei- günstige Gelegenheit, um sich zu empören. Diese glaubte er jetzt ge- funden zu haben; der junge Abdallâh schien ihm ein geeignetes Werk- zeug zur Verwirklichung seiner Pläne. Er bemühte sich, seine Un- zufriedenheit zu nähren und brachte ihm nach und nach den Gedanke- bei, sich gegen seinen Vater zu empören. Sie entschlossen sich, di- Waffen zu ergreifen, sobald die Umstände es erlauben würden, und kamen überein, daß, wenn sie als Sieger aus dem Kampfe hervor- gingen, sie Spanien so theilen wollten, daß Abdallâh den Süden u- Abderrachmân den Norden erhielt. Mehrere hochgestellte Beamte, so- wohl von der Armee als aus dem Civildienste, traten der Verschwö- rung bei, unter Anderen auch der Prinz von Geblüt Abdallâh Dürr-Stein, welcher damals Statthalter von Toledo war. Es war ein furchtbares Complott, das sich aber zu weit verzweigte, als daß es lange dem wachsamen Auge des ersten Ministers hätte verborgen bleiben können. Gerüchte, welche anfangs unsicher waren, nach und nach aber an Festigkeit gewannen, kamen ihm zu Ohren, und er traf sogleich energische Maßregeln, um den Plänen seiner Feinde entgegen zu arbeiten. Seinen Sohn rief er in seine Nähe zurück und suchte ihn durch Aufmerksamkeiten und Liebesbeweise Vertrauen einzuflößen. Dann ließ er Abdallâh Dürr-Stein kommen und nahm ihm die Statthalterschaft von Toledo; doch that er es unter einem sehr einleuchtenden Vorwande und auf äußerst höfliche Weise, so daß der Prinz nichts Schlimmes vermuthete. Bald nachher nahm Almanzor ihm seinen Titel als Vezier und verbot ihm, seinen Palast zu verlassen.

Nachdem er auf diese Weise zwei der Hauptverschwörer unschädlich gemacht hatte, begab der Minister sich ins Feld, um die Castilianer zu bekämpfen, nachdem er den Befehlshabern der Grenze die Weisung geschickt hatte, mit ihm zusammenzustoßen. Abderrachmân sowohl als

die anderen Befehlshaber gehorchten. Nun regte Almanzor insgeheim die Soldaten von Saragossa auf, Klagen gegen Abderrachmân vorzubringen. Sie thaten es, indem sie ihn beschuldigten, ihren Sold zurückbehalten zu haben, um ihn sich zuzueignen, und Almanzor setzte ihn ab (8. Juni 989). Indessen wollte er sich nicht mit der ganzen Familie der Beni-Hâschim entzweien und ernannte deshalb den Sohn Abderrachmân's, Jachjâ-Simedscha, zum Statthalter der Grenze. Wenige Tage darauf ließ er Abderrachmân gefangen nehmen, aber ohne durchblicken zu lassen, daß er von dem Complott unterrichtet sei; er befahl nur, man solle eine Untersuchung einleiten über die Art, wie Abderrachmân die zur Besoldung der Truppen bestimmten Summen verwendet habe.

Einige Zeit darauf kehrte Abdallâh auf erhaltenen Befehl wieder zur Armee zurück. Almanzor suchte durch Güte seine Liebe zu gewinnen, aber all seine Bemühungen scheiterten. Abdallâh war entschlossen, gänzlich mit seinem Vater zu brechen, und während der Belagerung von San Estevan de Gormaz verließ er heimlich das Lager, nur von sechs seiner Pagen begleitet, um bei Garcias Fernandez, dem Grafen von Castilien, ein Asyl zu suchen. Dieser versprach ihm seinen Schutz und trotz der Drohungen Almanzor's hielt er sein Wort über ein Jahr lang. Aber während dieses Zeitraums wurde ihm Unglück über Unglück zu Theil; er wurde auf freiem Felde geschlagen, im August 989 verlor er Osma, wohin Almanzor jetzt eine moslimische Besatzung legte; im October wurde ihm auch Alcoba genommen,[1] und endlich sah er sich genöthigt, um Frieden zu bitten und Abdallâh auszuliefern.

Eine castilianische Bedeckung führte den Rebellen in das Lager seines Vaters. Er ritt einen prachtvoll aufgezäumten Maulesel, den der Graf ihm zum Geschenk gemacht hatte, und da er überzeugt war, daß sein Vater ihm verzeihen werde, machte er sich nicht die geringste Besorgniß wegen seines Schicksals. Unterwegs begegnete ihm eine moslimische von Sad befehligte Abtheilung. Der Anführer sagte, nachdem er ihm die Hand geküßt, er habe nichts zu fürchten, da sein Vater Das, was er gethan, als einen leichtsinnigen Streich betrachte, der einem jungen Manne verziehen werden könne. Diese Sprache führte er, so lange die Castilianer zugegen waren; als aber diese sich entfernt hatten und die Reiter an den Ufern des Duero angekommen waren, blieb Sad zurück, und jetzt bedeuteten die Soldaten Abdallâh, er müsse

[1]) Vergl. Annales Complutenses S. 311. In den Anales Toledanos (S. 383) ist das Datum irrig angegeben.

absteigen und sich zum Tode vorbereiten. So unerwartet dieser Befehl kam, brachte er doch den tapferen Amiriden nicht aus der Fassung. Leicht und gewandt sprang er von seinem Maulthier herab, und mit völlig heiterem Gesicht, ohne eine Miene zu verziehen, ließ er sich den Todesstoß geben (9. September 990).

Sein Mitschuldiger Abderrachmân hatte schon vor ihm mit seinem Leben gebüßt. Wegen Unterschleifs verurtheilt, war er in Zâhira enthauptet worden. Abdallâh Dürr-Stein aber war es gelungen zu entschlüpfen und er hatte sich unter den Schutz Bermudo's gestellt.[1]

Indessen begnügte sich Almanzor nicht damit, dieses Complott vereitelt zu haben. Er hatte dem Grafen von Castilien noch nicht verziehen, daß er Abdallâh beigestanden hatte, und um sich zu rächen, vermochte er Sancho, den Sohn des Grafen, sich gegen seinen Vater zu empören. Von dem größten Theil der Großen unterstützt, ergriff Sancho die Waffen im Jahre 994,[2] und Almanzor, der sich ebenfalls für ihn erklärte, bemächtigte sich der Festungen San Estevan und Clunia. Aber es lag ihm daran, diesen Krieg bald zu beenden. Seine Umgebung, welche sich daran gewöhnt hatte, ganz so zu denken wie er, oder sich doch den Schein der Uebereinstimmung zu geben, theilte seine Ungeduld, und man konnte ihm nicht besser gefallen, als wenn man behauptete, Garcias werde aller Wahrscheinlichkeit nach bald unterliegen. Der Dichter Çâ'id überbrachte ihm deshalb eines Tages einen Hirsch, den er an einem Strick führte, und declamirte dabei ein ziemlich mittelmäßiges Gedicht, in welchem folgende Verse vorkamen:

„Dein Sklave, den du dem Elende entrissen und mit Wohlthaten überhäuft hast, führt dir diesen Hirsch zu. Ich habe ihm den Namen Garcias gegeben und führe ihn dir mit einem Strick um den Hals zu in der Hoffnung, daß dies Symbol sich bewahrheiten möge."

Dies geschah durch einen sonderbaren Zufall: von einem Lanzenstich verwundet, wurde Garcias zwischen Alcocer und Langa an den Ufern des Duero zum Gefangenen gemacht, am nämlichen Tage, an dem der Dichter seinem Herrn jenen Hirsch brachte (Montag den 25. Mai 995). Fünf Tage darauf verschied der Graf an den Folgen seiner Verwundung, und nun wurde das Königthum Sancho's nicht

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 303—306; Ibn-al-Abbâr, in meinen Recherches Bd. I S. 279 erste Ausgabe; Ibn-Khaldûn, in demselben Werk Bd. I S. 108 zweite Ausgabe.

[2]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 24—27 erste Ausgabe.

mehr bestritten; aber er mußte sich verpflichten, den Moslim's einen jährlichen Tribut zu bezahlen.[1]

Im Herbst des selben Jahres zog Almanzor gegen Bermudo, um ihn dafür zu bestrafen, daß er einem Verschwörer eine Zufluchtsstätte gewährt hatte. Der König befand sich in einer bedauernswerthen Lage. Er hatte seine Macht gänzlich verloren. Die Burgherren des Landes eigneten sich seine Ländereien, seine Leibeigenen, seine Heerden, kurz Alles zu, und wenn er sie zurückforderte, spotteten sie seiner. Einfache Edelleute, denen er ein Schloß zu bewachen gegeben hatte, empörten sich.[2] Mitunter ließ man aussprengen, er sei todt;[3] und in der That, es war ungefähr einerlei, ob er es war oder nicht. Welche Kühnheit, unter solchen Umständen Almanzor zu trotzen! Was konnte er gegen diesen mächtigen Feldherrn ausrichten? Er bereute seine Unklugheit auch sehr bald. Nachdem er Astorga verloren hatte,[4] das er nach der Zerstörung Leons zu seiner Hauptstadt gemacht, aber beim Herannahen des Feindes klüglicher Weise verlassen hatte, faßte er den verständigsten Entschluß, nämlich um Frieden zu bitten. Er erhielt ihn unter der Bedingung gewährt, daß er Abdallâh Dürr-Stein ausliefere und einen jährlichen Tribut bezahle.[5]

Nachdem Almanzor den Gomez's, Grafen von Carrion, die, wie es scheint, seine Autorität nicht anerkannt hatten, ihre Hauptstadt genommen,[6] trat er den Rückzug an, indem er den unglücklichen Abdallâh, welcher ihm im November ausgeliefert worden war, mit sich schleppte.[7] Wie vorauszusehen war, bestrafte er diesen Prinzen auf eine grausame Art. Er ließ ihn, mit Ketten beladen, auf ein Kameel setzen, befahl dann, daß er auf diese entehrende Weise durch die Straßen der Stadt geführt werde, während ein Herold vor ihm hergehen und ausrufen solle: „Dies ist Abdallâh, der Sohn des Abdalazîz, welcher die Moslim's verlassen hat, um gemeinsame Sache mit den Feinden der Religion zu machen!"

---

[1]) Abd-al-wâchid S. 24, 25; Abûlfedâ Bd. II S. 534; Makkari Bd. II S. 57; Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 108; Chron. Burg. S. 309; Ann. Complut. S. 313; Ann. Compost. S. 320; Anal. Toled. I S. 384. In den Chroniken, die VIII Kal. Januarii haben, ist statt Januarii zu lesen Junii.

[2]) Urkunde vom J. 993, Esp. sagr. Bd. XIX Bd. 382 f. und vom J. 1000 a. a. O. Bd. XXXVI Nr. IV.

[3]) Urkunde vom J. 990, erklärt in Esp. sagr. Bd. XIX S. 382 f.

[4]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 108, 109.

[5]) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 108.

[6]) Ibn-Khaldûn a. a. O. S. 110.

[7]) Ibn-al-Abbâr S. 113.

Als der Prinz diese Worte zum ersten Mal hörte, war er darüber so außer sich, daß er schrie: „Du lügst! sage lieber: hier ist ein Mann, der, von Furcht ergriffen, geflohen ist; er hat nach der Herrschaft des Reichs getrachtet, aber er ist kein Ungläubiger, er ist kein Apostat!“[1] Indessen besaß er durchaus keine moralische Kraft, er hatte nicht begriffen, daß man sich mit Muth waffnen muß, ehe man sich in Verschwörungen einläßt. Als er ins Gefängniß geworfen wurde und fürchtete, bald zum Tode geführt zu werden, zeigte er eine Feigheit, die seiner hohen Abkunft ganz unwürdig war und gegen die Festigkeit, welche sein Mitschuldiger, der Sohn Almanzor's an den Tag gelegt hatte, auffallend abstach. In den Versen, welche er dem Minister zu verschiedenen Malen zuschickte, gestand er ein, daß er schlechteu Rathschlägen gefolgt sei, als er die Flucht ergriff, und suchte durch Schmeicheln seinen Zorn zu besänftigen; er nannte ihn den großmüthigsten aller Menschen. „Niemals,“ sagte er, „hat wohl ein Unglücklicher dein Erbarmen umsonst angefleht; deine Güte und deine Wohlthaten sind unzählig wie die Regentropfen!“ Aber es half ihm nichts, daß er sich so erniedrigte. Zwar schonte Almanzor seines Lebens, weil er ihn zu sehr verachtete, um ihn tödten zu lassen; aber er ließ ihn im Gefängniß schmachten und erst nach dem Tode des Ministers erhielt Abdallâh wieder die Freiheit.

[1]) Ibn-al-Abbâr, in meinen Recherches Bd. I S. 280 erste Ausgabe.
[2]) Ibn-al-Abbâr S. 113, 114 und in meinen Recherches Bd. I S. 279 erste Ausgabe.

XI.

Zwanzig Jahre lang hatte Almanzor schon in der That regiert; jetzt wollte er es auch in aller Form. Man hätte sehr blind sein müssen, um dies nicht zu bemerken; denn man sah ihn geradeaus auf sein Ziel zusteuern, langsam zwar und vorsichtig, in gemessenen Bewegungen, aber mit einer Hartnäckigkeit, die nicht unbemerkt bleiben konnte. Im Jahre 991 legte er seinen Titel als Châdschib oder erster Minister zu Gunsten seines Sohnes Abdalmelik nieder, welcher um diese Zeit kaum achtzehn Jahre zählte, und verlangte, daß man ihn von nun an einfach Almanzor nenne.[1] Im folgenden Jahre befahl er, unter die Kanzeleibriefe sein eigenes Siegel anstatt desjenigen des Herrschers zu setzen, und darauf nahm er den Beinamen Mowaijad an, den auch der Khalif trug.[2] Im Jahre 996 erklärte er, daß die Bezeichnung Saijid (Herr) ihm allein gegeben werden dürfe, und zugleich nahm er noch den Titel melik carîm (edler König) an.[3]

Er war also König, wenn auch noch nicht Khalif. Was konnte ihn hindern, auch das noch zu werden? Sicher flößte Hischâm II. ihm keine Furcht ein. Obgleich dieser jetzt in der Blüthe seiner Jahre stand, hatte er doch bisher nicht die geringste Energie an den Tag gelegt, nicht die geringste Anstrengung gemacht, sich dem Joche zu entwinden, welches auf ihm lag. Die Prinzen von Geblüt waren ebenso

[1]) Ibn-Abhâri Bd. II S. 315.
[2]) Kartâs S. 73.
[3]) Ibn-Abhâri Bd. II S. 316.

wenig zu fürchten. Die gefährlichsten von ihnen hatte Almanzor tödten lassen, die weniger gefährlichen in die Verbannung geschickt und die übrigen ins Elend gestürzt. [1] Glaubte er vielleicht, die Armee würde sich seinen Absichten widersetzen? Durchaus nicht; zum größten Theil aus Berbern, aus Christen des Nordens, Slaven, Soldaten, die schon in ihrer Kindheit zu Gefangenen gemacht worden waren, [2] mit Einem Worte aus Abenteurern aller Art zusammengesetzt, war die Armee ihm völlig sicher; was er auch gefordert hätte, sie würde ihm blindlings gehorcht haben. Wen also hatte er zu fürchten?

Er fürchtete die Nation. Sie kannte Hischâm II. nicht; selbst in der Hauptstadt hatten nur wenige Menschen ihn flüchtig gesehen; denn wenn er aus seinem vergoldeten Gefängniß herauskam, um sich in eines seiner Landhäuser zu begeben (was übrigens nur selten vorkam), war er von den Frauen seines Serails umgeben und gewöhnlich wie diese von einem großen Burnus verhüllt, so daß man ihn nicht von den Frauen unterscheiden konnte; außerdem waren die Straßen, durch die er gehen mußte, immer auf Befehl des Ministers mit einem Spalier von Soldaten besetzt. [3] Dennoch liebte man ihn. Denn war er nicht der Sohn des guten und tugendhaften Chacam II., der Enkel des glorreichen Abderrachmân III.? War er nicht der rechtmäßige Herrscher? Dieser Gedanke der Legitimität war tief in allen Herzen eingewurzelt und noch viel lebendiger beim Volke als bei den Vornehmen. Vielleicht hätten die Adeligen sich von der Nützlichkeit und Heilsamkeit eines Dynastiewechsels überreden lassen; aber das Volk, welches spanischen Ursprungs war, dachte anders. Wie das religiöse Gefühl einen wesentlichen Theil seines Wesens ausmachte, so auch die Liebe zur Dynastie. Wiewohl Almanzor dem Lande einen bis dahin unbekannten Glanz und Flor verliehen hatte, verzieh das Volk ihm doch nicht, daß er aus dem Khalifen eine Art Staatsgefangenen gemacht hatte, und war bereit, eine Massenerhebung zu Wege zu bringen, sobald der Minister es wagen würde, sich auf den Thron zu setzen. Almanzor war darauf gefaßt; daher seine Vorsicht, sein Zaudern; doch meinte er, die öffentliche Meinung werde mit der Zeit günstiger werden; er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß man den Khalifen endlich ganz vergessen werde, um nur noch an ihn zu denken, und dann werde der Wechsel der Dynastie ohne große Umwälzung von Statten gehen.

---

[1]) Makkari Bd. I S. 389.
[2]) Makkari Bd. I S. 393.
[3]) Nowairi S. 471.

Dieses Zaudern sollte ihm verhängnißvoll werden. Nur zu bald mußte er die Wahrnehmung machen, daß seine hohe Stellung nur noch an einem Faden hing. Trotz all seiner Eroberungen und all seines Ruhmes wäre es beinahe einem Weibe gelungen, ihn zu stürzen.

Diese Frau war keine andere als Aurora.

Sie hatte ihn einst geliebt; aber seit die Zeit der zärtlichen Gefühle bei ihr wie bei ihm vorüber war, hatten sie sich veruneinigt und, wie es oft geht, hatte die Liebe ihren Platz nicht nur der Gleichgiltigkeit, sondern dem Hasse geräumt. Aurora that nichts halb: war sie einst aufopfernd in ihrer Liebe gewesen, so war sie jetzt unversöhnlich in ihrem Groll. Sie hatte Almanzor's Fall beschlossen, und um ihn herbeizuführen, setzte sie den ganzen Serail mit all seinen Männern und Frauen in Bewegung. Sie sprach mit ihrem Sohne und sagte ihm, die Ehre gebiete ihm, sich endlich als Mann zu zeigen und das Joch, welches ein tyrannischer Minister ihm auferlegt, zu zerbrechen. Sie vollbrachte ein Wunder; dem schwächsten aller Sterblichen flößte sie Energie und Willenskraft ein; das konnte Almanzor nicht lange verborgen bleiben. Zuerst behandelte der Khalif ihn mit Kälte; dann wurde er so kühn, daß er ihm Vorwürfe machte. Den Sturm zu beschwören, entfernte der Minister mehrere gefährliche Persönlichkeiten aus dem Serail; da er jedoch Die, welche die Seele des Complottes war, nicht fortschicken konnte, diente dies Verfahren nur dazu, seine Feindin noch mehr zu erbittern. Die Navarreserin war unermüdlich; sie bewies einen ebenso eisernen Willen wie ihr früherer Geliebter. Ihre geheimen Boten sagten überall aus, der Khalif wolle endlich frei sein und nach eigenem Willen regieren, und um sich seines Kerkermeisters entledigen zu können, rechne er auf die Treue seines guten Volkes. Diese Sendlinge der Sultanin gingen sogar über die Meerenge, und als sich in Cordova aufrührerische Zusammenläufe bildeten, erhob zu gleicher Zeit der Vicekönig von Mauretanien, Zîrî ibn-Atîa, das Banner des Aufruhrs und erklärte, er wolle nicht länger dulden, daß der legitime König von einem übermächtigen Minister gefangen gehalten werde.

Zîrî war der Einzige, den Almanzor noch fürchtete, oder vielmehr der Einzige, den er überhaupt in seinem Leben gefürchtet hatte; denn seine übrigen Feinde verachtete er zu sehr, als daß er sie gefürchtet hätte. Ein halber Barbar, hatte Zîrî sich in seinen afrikanischen Wüsten die Kraft, die Elasticität und den starren Racenstolz bewahrt, Eigenschaften, welche einem früheren Jahrhundert anzugehören schienen, und wie sehr Almanzor sich auch sträubte, er mußte das Uebergewicht dieses zugleich leidenschaftlichen, einsichtigen und hämischen Charakters

anerkennen. Vor einigen Jahren hatte er seinen Besuch empfangen und ihn bei dieser Veranlassung mit Beweisen seiner Achtung überhäuft: er hatte ihm den Titel eines Veziers und den mit dieser Würde verbundenen Gehalt verliehen, hatte alle Leute seines Gefolges in die Soldliste der Militärverwaltung einschreiben lassen und ihn nicht eher reisen lassen, als bis er ihn reichlich für die Kosten seiner Reise und die von ihm der Sitte gemäß überbrachten Geschenke, entschädigt hatte. Allein dies Alles hatte auf Zirî keinen Eindruck gemacht. Bei seiner Rückkehr an die afrikanische Küste schlug er sich vor die Stirn und rief aus: „Jetzt erst bin ich gewiß, daß du mir noch gehörst!" Als darauf einer seiner Leute ihn Herr Vezier anredete, rief er aus: „Herr Vezier? geh zum Teufel mit deinem: Herr Vezier! Emir, Sohn des Emir, das ist mein Titel! Wie geizig ist er gegen mich gewesen, dieser Ibn-abî-Amir! Statt mir gute klingende Münze zu geben, hat er mich mit einem Titel herausgeputzt, der mich erniedrigt! So wahr Gott lebt, er würde nicht stehen, wo er jetzt steht, wenn Spaniens Krieger nicht allesammt Feiglinge oder Blödsinnige wären! Dem Himmel sei Dank, daß ich jetzt wieder zu Hause bin; das Sprüchwort: es ist besser, vom Teufel sprechen hören, als ihn sehen, lügt nicht."[1] Als diese Reden, die jedem Andern den Kopf gekostet haben würden, Almanzor zu Ohren kamen, that er, als ob er nicht darauf merke, und einige Zeit darauf ernannte er Zirî sogar zum Vicekönig von ganz Mauretanien. Er fürchtete ihn, er haßte ihn vielleicht, doch hielt er ihn für aufrichtig und treu. Bald aber sollte es sich zeigen, daß er ihn unrichtig beurtheilte. Zirî verbarg unter einer rauhen und freimüthigen Außenseite viel List und Ehrgeiz. Er ließ sich leicht durch das Geld, welches Aurora ihm versprach, und durch die ritterliche Rolle, die sie für ihn ausersehen hatte, in Versuchung führen. Er sollte seinen Herrscher von dem Joche Almanzor's befreien, mit dem Vorbehalte vielleicht, daß er ihm das seinige aufbürden dürfe.

Aurora wußte wohl, daß sie vor Allem damit anfangen müsse, ihn durch Geld zu gewinnen, und bei ihrer weiblichen Schlauheit verstand sie es, nicht nur sich Geld zu verschaffen, sondern auch, es ihrem Verbündeten in unverdächtiger Weise zukommen zu lassen. Der Schatz enthielt nahe an sechs Millionen in Gold und befand sich im Khalifenpalaste. Sie entnahm ihm vierundzwanzigtausend Goldstücke und vertheilte diese in etwa hundert Krüge; darüber goß sie Honig, Wermuth

---

[1]) Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern Bd. II, S. 41 des Textes; Kartâs S. 65.

und andere gewöhnliche Getränke, befestigte an jeden Krug eine Etikette und beauftragte einige Slaven damit, die Krüge außerhalb der Stadt an einen von ihr bezeichneten Ort zu tragen. Die List gelang. Der Präfect schöpfte durchaus keinen Argwohn und ließ die Slaven mit ihrer Last vorübergehen. So war das Geld schon lange unterwegs nach Mauretanien, als Almanzor auf irgend eine Art von dem Vorgefallenen unterrichtet wurde. Es beunruhigte ihn sehr. Vielleicht wäre dies weniger der Fall gewesen, hätte er die Gewißheit gehabt, daß Aurora das Geld seines Herrn unterschlagen habe, aber es hatte ganz den Anschein, als ob sie vom Khalifen dazu ermächtigt gewesen sei, und wenn dem so war, wurde die Lage wirklich sehr bedenklich. Indessen mußte ein Entschluß gefaßt werden. Almanzor versammelte also alle Veziere, alle Mitglieder der Magistratur, die Ulema's und andere hervorragende Personen des Hofes und der Stadt und theilte ihnen mit, daß die Damen des Serails sich erlaubten, den Inhalt der öffentlichen Casse sich zuzueignen, ohne daß der Khalif, welcher nur mit seinen Andachtsübungen beschäftigt sei, sie daran hindere. Um dies für die Zukunft unmöglich zu machen, möge man ihm die Vollmacht ertheilen, den Schatz an einen sichern Ort zu schaffen. Es wurde ihm gewährt; aber damit war er noch nicht weiter gekommen, denn, als seine Beamten sich in den Palast begaben, um die Casse fortzubringen, widersetzte Aurora sich und erklärte, der Khalif habe verboten, sie anzurühren.

Was war nun zu thun? Sollte man Gewalt anwenden? Man hätte sie gegen den Herrscher selbst anwenden müssen, und hätte Almanzor es gewagt, so weit zu gehen, so würde die Hauptstadt in einem Augenblick in Aufruhr gestanden haben; sie war völlig darauf vorbereitet und wartete nur auf das Signal. Die Lage war also sehr gefahrvoll, indessen doch nicht hoffnungslos. Denn noch stand Ziri nicht mit seiner Armee in Spanien, und der Khalif war ein haltloser Mensch und unfähig, bei einem kühnen Beschluß zu beharren. Darum verlor Almanzor nicht den Muth. Indem er Alles aufs Spiel setzte, verschaffte er sich, ohne Wissen Aurora's, eine Zusammenkunft mit dem Khalifen. Er sprach mit ihm, und in Folge jener Gewalt, welche überlegene Geister immer auf schwache Gemüther ausüben, war er nach wenigen Minuten der Unterhaltung wieder Herr der Situation. Der Khalif gestand ein, daß er unfähig sei, allein zu regieren, und bevollmächtigte den Minister, den Schatz an einen andern Ort zu übertragen. Aber der Minister wollte noch mehr. Er behauptete, daß, um den Uebelgesinnten jeden Vorwand zu nehmen, er eine förmliche

schriftliche Erklärung haben müsse. Der Khalif versprach ihm, Alles zu unterschreiben, was er wolle, und Almanzor ließ auf der Stelle ein Decret ausfertigen, kraft dessen Hischâm ihm die Leitung der Geschäfte wie vordem überließ. Der Khalif setzte seine Unterschrift in Gegenwart mehrerer Notablen darunter, und letztere fügten als Zeugen die ihrige hinzu (Februar oder März 997). Almanzor that sein Möglichstes, um diesem wichtigen Actenstück die weiteste Verbreitung zu verschaffen.

Jetzt war kein Aufstand mehr in der Hauptstadt zu befürchten. Wie konnte man durchaus einen Gefangenen befreien wollen, der sich selbst gegen die Freiheit sträubte? Doch begriff der Minister sehr wohl, daß Etwas geschehen müsse, um das Volk zu befriedigen. Da man unaufhörlich darnach verlangte, den Khalifen zu sehen, beschloß er, ihn dem Volke zu zeigen. So ließ er ihn zu Pferde steigen, und Hischâm ritt mit dem Scepter in der Hand und auf dem Kopfe die hohe Mütze, welche allein die Khalifen tragen durften, durch die Straßen. Almanzor sowie der ganze Hof begleiteten ihn. Die Menge, welche sich auf seinem Wege ansammelte, war dichtgedrängt und unzählbar, aber die Ordnung wurde keinen Augenblick gestört, und kein aufrührerischer Ruf ließ sich vernehmen.[1]

Aurora bekannte sich besiegt. Gedemüthigt, erschöpft, gebrochen, wollte sie nun in Andachtsübungen Vergessenheit des Vergangenen und Entschädigung für ihre verlorenen Hoffnungen suchen.[2]

Jetzt war noch Zîrî übrig. Er war viel weniger zu fürchten, seit er nicht mehr auf die Hilfe des Khalifen, noch auf die Beisteuer Aurora's zu rechnen hatte. Auch schonte Almanzor ihn durchaus nicht. Er erklärte ihn für vogelfrei und beauftragte seinen Freigelassenen Wâdhich, ihn an der Spitze einer vortrefflichen Armee, die er ihm zur Disposition stellte, zu bekämpfen.[3]

Man hätte denken sollen, daß Almanzor einen neuen Krieg nicht angefangen hätte, bevor der mit Mauretanien beendet wäre. Aber dem war nicht so. Der Minister hatte schon mit den leonischen Grafen, seinen Vasallen, einen großen Feldzug gegen Bermudo verabredet,

---

[1]) Makkari Bd. II S. 64; Ibn-Adhârî Bd. I S. 262; Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern, Bd. III S. 243, 244; Kartâs S. 65, 66; Ibn-al-Abbâr, in meinen Recherches Bd. I S. 285 erste Ausgabe.

[2]) Siehe die letzten Verse der Elegie des Ibn-Darrâdsch Kastallî auf den Tod Aurora's, bei Tha'âlibî, Jetîma, Oxford. Man., Seld. A. 19 u. Marsh. 99.

[3]) Ibn-Khaldûn und Kartâs a. a. O.

der im Vertrauen darauf, daß durch die Erhebung Ziri's alle Kräfte Almanzor's in Anspruch genommen seien, die Zahlung des Tributs eingestellt hatte. Obgleich die Umstände sich geändert hatten, gab Almanzor seinen Plan doch nicht auf. Vielleicht wollte er Ziri, Bermudo, all seinen erklärten oder heimlichen Feinden zeigen, daß er mächtig genug sei, zwei Kriege auf einmal zu führen, und wenn dieses seine Absicht war, so hatte er seine Kräfte nicht überschätzt; denn das Schicksal wollte, daß der Feldzug, welchen er nun unternahm, der von San Jago de Compostella, der berühmteste von allen wurde, welche er während seiner langen Laufbahn als Eroberer geführt hat.

Mit Ausnahme der ewigen Stadt gab es in ganz Europa keinen durch seine Heiligkeit so hochberühmten Ort als San Jago in Galizien. Dennoch war sein Ruf nicht sehr alt; er datirte erst von Karl's des Großen Zeiten her. Um diese Zeit, so erzählt man, brachten mehrere fromme Leute Theodemir, dem Bischof von Iria (heutiges Tages el Padron) die Kunde, daß sie zur Nachtzeit in einem Haine sonderbare Lichter gesehen und liebliche Musik gehört hätten, die etwas Ueberirdisches gehabt habe. Der Bischof dachte sofort an ein Wunder und bereitete sich durch mehrtägiges Fasten und Beten auf dessen Constatirung vor; darauf begab er sich in den Hain und entdeckte dort ein marmornes Grab. Vermöge göttlicher Eingebung erklärte er, dies sei das Grab des heiligen Apostels Jacobus, des Sohnes Zebedäi, welcher der Tradition zufolge das Evangelium in Spanien gepredigt hatte, und er fügte hinzu, nachdem dieser Apostel in Jerusalem auf Befehl des Herodes enthauptet worden sei, hätten seine Jünger seinen Leichnam nach Galizien gebracht und ihn dort zur Erde bestattet. Zu einer andern Zeit wären solche Erfindungen vielleicht bestritten worden; allein in dieser Zeit kindlichen Glaubens hatte niemand die Kühnheit, unehrerbietige Zweifel zu erheben, wenn die Geistlichkeit gesprochen hatte; und selbst wenn es Ungläubige gegeben hätte, so würde doch die Autorität des Papstes, Leo's III., welcher feierlich erklärte, das fragliche Grab sei das des heiligen Jacobus, alle Einwürfe kurz abgeschnitten haben. Die Ansicht Theodemir's wurde also angenommen, und alle Bewohner Galiziens freuten sich, daß das Land die Ueberreste eines Apostels besitze. Alphons II. bestimmte, daß der Bischof von Iria an dem Orte residire, wo das Grab entdeckt worden, und erbaute über dem Grabe eine Kirche. Später ließ Alphons noch eine andere, viel größere und schönere bauen, die durch zahlreiche Wunder, die daselbst gewirkt wurden, bald einen großen Ruf erlangte, so daß gegen Ende des zehnten Jahrhunderts San Jago de Compostella ein

weitberühmter Wallfahrtsort wurde, wohin man von allen Seiten strömte, aus Frankreich, Italien und Deutschland wie aus den entlegensten Ländern des Orients.[1]

Auch in Andalusien kannte Jeder San Jago und seine prachtvolle Kirche, welche, um uns der Aeußerung eines arabischen Schriftstellers zu bedienen, für die Christen das Selbe war, was die Caaba Mekka's für die Moslim's; allein man kannte hier diesen heiligen Ort nur dem Rufe nach; um ihn gesehen zu haben, mußte man bei den Galiziern gefangen gewesen sein, denn kein arabischer Herrscher hatte noch den Gedanken gehabt, mit einer Armee bis in dieses ferne und schwer zugängliche Land vorzudringen. Was aber noch niemand unternommen hatte, das beschloß Almanzor zu thun; er wollte zeigen, daß was Anderen unmöglich, es nicht auch für ihn sei, und hegte den Ehrgeiz, das verehrteste Heiligthum der Feinde des Islam zu zerstören, das Heiligthum des Apostels, der nach der Meinung der Leoner manches Mal in ihren Reihen gefochten hatte.

Am dritten Juli des Jahres 997, einem Samstag, rückte er an der Spitze der Reiterei aus Cordova. Er wandte sich zuerst nach Coria, dann nach Viseu,[2] wo eine große Menge ihm untergebener Grafen zu ihm stieß, dann nach Porto, wo eine Flotte ihn erwartete, die aus dem Hafen Kaçr=Abi=Dânis (heutiges Tages Alcacer do Sal, in Portugal) kam. Auf dieser Flotte befand sich das Fußvolk, welchem der Minister einen langen Marsch hatte ersparen wollen, und sie war mit Waffen und Vorräthen beladen. An einander gereiht, dienten die Schiffe außerdem für die Armee als Brücke über den Duero.

Da das Land zwischen dem Duero und Minho den verbündeten Grafen gehörte,[3] konnten die Moslim's hindurchziehn, ohne andere Hindernisse überwinden zu müssen als die des Terrains. Eines dieser Hemmnisse war ein sehr hoher und schwer zu besteigender

---

1) Siehe Florez, Esp. sagr. Bd. III und XIX, und vgl. Ibn-Adhâri Bd. II S. 316, 317 und 318.

2) Der Text, welchem wir folgen, hat hier: medîna Galicia, d. h. „die Hauptstadt Galiziens". Das Wort Galizien ist hier in sehr engem Sinne gemeint: es bezeichnet die portugiesische Provinz, welche heute den Namen Beira trägt. Diese Provinz ist öfters ein besonderes Königreich gewesen, und Viseu war die Hauptstadt desselben. Siehe meine Recherches Bd. I S. 163, 164.

3) Ibn-Adhâri führt einen District dieser Provinz an, welchen er Baladares nennt. Dieser District kommt auch auf einer Urkunde vom Jahre 1156 vor, die Esp. sagr. Bd. XXII S. 275 sich findet.

Berg; aber Almanzor ließ durch seine Minierer einen Weg über denselben bahnen.[1]

Nach Ueberschreitung des Minho stand man in Feindes Land. Nun mußte man auf seiner Hut sein, umsomehr als die Leoner, welche sich in der Armee befanden, nicht ganz zuverlässig zu sein schienen. Ihr seit längerer Zeit eingeschläfertes Gewissen war auf einmal erwacht bei dem Gedanken, daß sie im Begriffe ständen, einen furchtbaren Frevel zu begehen, und vielleicht wäre es ihnen gelungen, die ganze Unternehmung zu vereiteln, wenn Almanzor, der ihren Plan durchschaute, ihn nicht noch zu rechter Zeit gekreuzt hätte. Es wird darüber Folgendes berichtet:

Es war eine kalte und regnerische Nacht, als Almanzor einen moslimischen Reiter, welcher sein Vertrauen besaß, zu sich rufen ließ: „Du mußt dich sogleich," sagte er zu ihm, „nach dem Engpaß von Taliares begeben.[2] Dort stelle dich als Wache auf und führe mir den ersten Menschen her, den du bemerkst." Der Reiter machte sich sofort auf den Weg; aber als er jenseits des Engpasses angekommen war, wartete er die ganze Nacht hindurch, das schlechte Wetter verwünschend, ohne daß er auch nur einen einzigen Menschen bemerkte. Schon begann die Morgenröthe durchzubrechen, da sah er endlich von der Seite des Lagers her einen Greis kommen, der auf einem Esel ritt. Den Anschein nach war es ein Holzhacker, denn er hatte die zu diesem Handwerk nöthigen Werkzeuge bei sich. Der Reiter fragte ihn, wohin er gehe. „Ich will Holz im Walde hauen," erwiderte jener. Der Soldat wußte nicht, was er thun solle. War dies der Mann, den er zum Feldherrn führen sollte? Es war kaum wahrscheinlich; was hätte der Feldherr mit diesem armen Greise thun wollen, der sein Brod mühsam zu verdienen schien. Daher ließ der Reiter ihn seines Weges ziehen; aber gleich darauf besann er sich anders. Almanzor hatte sehr bestimmten Befehl gegeben, und es wäre sehr gefährlich gewesen, sich ihm ungehorsam zu zeigen. Also gab der Soldat seinem Pferde die Sporen, und als er den Greis wieder eingeholt hatte, sagte er zu ihm: „Ich muß dich zu meinem Gebieter Almanzor führen." — „Was könnte Almanzor einem Menschen wie mir zu sagen haben?" entgegnete jener. „Laß mich mein Brod in Frieden verdienen, ich beschwöre dich." — „Nein," antwortete

---

[1]) Ibn-Abhâri Bd. II S. 316—318.

[2]) Es geht aus einer Urkunde Bermudo's II., die in España sagrada veröffentlicht ist (Bd. XIX S. 381), hervor, daß dieser Engpaß sich an den Ufern des Minho befand.

der Reiter, „du sollst mich begleiten, du magst wollen oder nicht." Der Greis war gezwungen, ihm zu gehorchen, und sie machten sich auf den Weg nach dem Lager. Der Minister, welcher sich nicht niedergelegt hatte, bezeigte keine Verwunderung beim Anblick des Greises. Er wandte sich an die ihn bedienenden Slaven und sagte zu ihnen: „Untersucht diesen Mann!" Die Slaven vollzogen den Befehl, fanden indeß nichts Verdächtiges. „Untersucht nun auch die Decke seines Esels!" fuhr Almanzor fort. Und diesmal war sein Argwohn nicht auf falscher Fährte, denn in dieser Decke fand man einen Brief, welchen Leoner aus der Armee an ihre Landsleute geschrieben hatten und worin sie ihnen mittheilten, daß eine gewisse Seite des Lagers schlecht bewacht sei, so daß man dort mit sicherem Erfolg einen Angriff machen könne. Da er dieser Botschaft auch die Namen der Verräther entnahm, ließ Almanzor sie, wie auch den angeblichen Holzhacker, der ihnen als Zwischenträger gedient hatte, auf der Stelle enthaupten.[1] Diese energische Maßregel blieb nicht ohne Früchte. Durch die Strenge des Feldherrn eingeschüchtert, wagten die anderen Leoner nicht, mit dem Feinde noch länger ein Einverständniß zu unterhalten.

Nachdem die Armee sich auf den Marsch begeben, verbreitete sie sich wie ein Strom über die Ebene. Das Kloster der beiden Heiligen Cosmus und Damian[2] wurde geplündert, die Festung San Payo mit Sturm genommen. Als eine große Anzahl Einwohner sich auf die größte der beiden Inseln oder besser der beiden nicht sehr hohen Felsen, geflüchtet hatten, welche sich im Busen von Vigo befinden, entdeckten die Moslim's eine Furth, durch welche sie die Insel erreichen konnten, und nun beraubten sie Die, welche sie dort fanden, alles Dessen, was sie mitgenommen hatten. Sie gingen darauf über den Ulla, plünderten und zerstörten Iria (El Padron), welches wie San Jago de Compostella ein berühmter Wallfahrtsort war, und kamen am eilften August endlich in dieser Stadt an. Sie fanden sie von all ihren Bewohnern verlassen, da Jedermann beim Herannahen des Feindes die Flucht ergriffen hatte. Nur ein alter Mönch war an dem Grabe des Apostels geblieben. „Was machst du hier?" fragte ihn Almanzor. „Ich sende meine Gebete zu San Jago empor," antwortete der Greis.

[1]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Adhârî Bd. II S. 312. Die Worte ilâ bâbi 'z-Zâhira scheinen von Ibn-Adhârî hinzugefügt worden zu sein.

[2]) Dieses Kloster, welches in den Bergen zwischen Bayona und Tuy lag, erhielt später den Namen San Colmado. Siehe **Sandoval**, **Antiguedades de Tuy** S. 120.

„Bete, so viel du willst," sagte der Minister und verbot, ihm ein Leid zuzufügen.

Almanzor stellte eine Wache beim Grabe auf, damit es vor der Wuth der Soldaten gesichert sei; sonst wurde die ganze Stadt zerstört, Mauern, Häuser und sogar die Kirche, welche, wie ein arabischer Schriftsteller sagt, so gründlich geschleift wurde, daß man nicht vermuthen konnte, sie sei am Tage vorher noch da gewesen. Das Land ringsum wurde von leichten Truppen verwüstet, welche bis nach San Cosmo de Mayanca (bei La Coruña) vordrangen.

Nachdem Almanzor eine Woche in San Jago zugebracht, ordnete er den Rückzug an und zwar in der Richtung nach Lamego.[1] Hier angekommen, nahm er Abschied von den Grafen, seinen Verbündeten, und gab ihnen reiche Geschenke, die vorzüglich in kostbaren Stoffen bestanden. Zu Lamego war es auch, von wo aus er dem Hof einen genauen Bericht über seinen Feldzug abstattete; den Hauptinhalt, vielleicht sogar den ursprünglichen Wortlaut dieses Berichtes haben uns arabische Schriftsteller aufbewahrt.[2] Darauf hielt er seinen Einzug in Cordova, von einer großen Anzahl christlicher Gefangenen begleitet, welche die Thore der Stadt San Jago und die Glocken ihrer Kirche auf den Schultern trugen. Die Thore wurden in das noch nicht vollendete Dach der Moschee eingesetzt,[3] die Glocken aber im Innern des Gebäudes aufgehängt, um dort als Lampen zu dienen.[4] Wer hätte damals geahnt, daß der Tag erscheinen werde, an dem ein christlicher König sie auf den Schultern von moslimischen Gefangenen wieder nach Galizien würde zurücktragen lassen.

Weniger glücklich waren die Waffen Almanzor's in Mauretanien gewesen. Zu Anfang hatte zwar Wâdhich einige Vortheile errungen: nachdem er sich Arzilla's und Nekurs bemächtigt, war es ihm gelungen, bei Nacht das Lager Zîrî's zu überfallen und ihm viele Leute zu tödten; doch bald nachher verließ ihn das Glück, und er sah sich ge-

[1]) Malego bei Ibn-Adhârî; so haben die Araber die Buchstaben dieses Ortsnamens versetzt.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 318, 319. Was man hinsichtlich dieser Unternehmung in der Hist. Compost. (l. I c. 2 § 8) liest, ist ungenau. Rodrigo Velasquez, welcher nach dieser Chronik unter den Verbündeten Almanzor's gewesen wäre, war schon neunzehn Jahre vorher gestorben. Siehe Esp. sagr. Bd. XIX S. 166, 169. Ueber die Berichte der lateinischen Chroniken sehe man im Allgemeinen meine Recherches Bd. I S. 217 f.

[3]) Ibn-Khaldûn, in meinen Recherches Bd. I S. 109.

[4]) Makkari Bd. II S. 146; Rodrigo von Toledo l. V c. 16; Lucas von Tuy, Ende.

nöthigt, Zuflucht in Tanger zu suchen. Von dort schrieb er dem Minister und bat ihn um Beistand. Es währte nicht lange, bis er ihn erhielt. Sobald Almanzor den Brief seines Feldherrn empfangen hatte, schickte er an viele Corps den Befehl, sich nach Algeziras zu begeben, und um ihre Einschiffung zu beschleunigen, begab er sich in eigener Person in diesen Hafen. Außerdem setzte sein Sohn Abdalmelik-Modhaffar, dem er den Oberbefehl der Expedition anvertraut hatte, mit einer vortrefflichen Armee über die Meerenge. Er schiffte sich in Ceuta aus, und die Nachricht seiner Ankunft brachte eine sehr günstige Wirkung hervor, denn die meisten berberischen Prinzen, welche bis dahin zu Zîrî gehalten hatten, schaarten sich eilig unter seine Fahnen. Sobald er Wâdhich erreicht hatte, begab er sich auf den Marsch, und bald stieß er mit der Armee Zîrî's zusammen. Die Schlacht fand statt im October des Jahres 998. Sie dauerte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und war sehr blutig. Einen Augenblick fingen die Soldaten Modhaffar's an, zu fürchten, daß sie geschlagen würden; aber gerade in diesem Augenblick erhielt Zîrî von einem seiner Neger, dessen Bruder er getödtet hatte, drei Dolchstiche. Der Neger ritt sogleich mit verhängtem Zügel davon, um Modhaffar seine That zu melden. Da die Fahne Zîrî's noch wehte, behandelte der Prinz den Ueberläufer anfangs als Lügner; als er aber den wirklichen Thatbestand erfuhr, griff er den Feind an und schlug ihn in die Flucht.

Nun war die Macht Zîrî's vernichtet. Seine Staaten fielen alle wieder dem andalusischen Reiche zu, und kurze Zeit nachher, im Jahre 1001, starb er an den Wunden, welche der Neger ihm beigebracht und die wieder aufgebrochen waren.[1]

---

[1]) Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern, Bd. III S. 244—248; Kartâs S. 66, 67.

XII.

Die Laufbahn Almanzor's nahte ihrem Ende. Im Frühling des Jahres 1002 unternahm er seinen letzten Feldzug. Er selbst hatte immer gewünscht, im Felde zu sterben, und war so vollkommen von der Erfüllung seines Wunsches überzeugt, daß er immer sein Todtenhemd bei sich trug. Seine Töchter hatten es ihm genäht, und zu dem dazu verwandten Linnen hatte er nur solches Geld genommen, das aus den Ländereien gewonnen war, die sein altes Gehöfte zu Torrox umgaben; denn er wollte sein Leichenhemd vollkommen rein von aller Befleckung haben, und das Geld, welches seine zahlreichen Aemter ihm einbrachten, war es nach seiner eigenen Meinung nicht. Je älter er wurde, desto frömmer wurde er, und da der Koran sagt, daß Gott Denjenigen vor dem Feuer bewahren werde, dessen Füße mit Staub bedeckt worden sind auf dem Wege Gottes (im heiligen Kriege), so hatte er die Gewohnheit angenommen, jedesmal wenn er am Rastplatz ankam, mit großer Sorgfalt den Staub, der sich auf seinen Kleidern angesammelt, abschütteln zu lassen und in einer eigens dazu angefertigten Kasette aufzubewahren; er wollte, daß, wenn er einst seinen Geist aufgegeben habe, man ihn im Grabe mit diesem Staube bedecke; denn er hatte die Ueberzeugung, daß die Mühen, welche er ihm heiligen Krieg getragen, seine beste Rechtfertigung vor dem höchsten Richterstuhle sein würden. [1]

Seine letzte kriegerische Unternehmung, welche gegen Castilien gerichtet war, verlief ebenso glücklich wie alle übrigen. Er drang bis

[1]) Ibn-Abdhâri Bd. II S. 310.

Canales vor[1] und zerstörte das Kloster des heiligen Aemilian, des Schutzpatrons von Castilien, wie er fünf Jahre vorher die Kirche des Schutzheiligen von Galizien zerstört hatte.

Bei seiner Rückkehr fühlte er eine Krankheit, an welcher er litt, sich verschlimmern. Da er den Aerzten mißtraute, weil sie über die Natur dieser Krankheit und über die Behandlungsart nicht einig waren, wies er hartnäckig die Mittel ihrer Kunst zurück; auch war er überzeugt, daß er nicht geheilt werden könne. Er war nicht mehr im Stande, sich auf dem Pferde zu halten, und ließ sich in einer Sänfte tragen. Seine Schmerzen waren groß. „Zwanzigtausend Soldaten," pflegte er zu sagen, „stehen auf meiner Liste verzeichnet, aber kein einziger von ihnen ist so elend wie ich es bin."

So kam er, in der Sänfte reisend, nach vierzehn Tagen endlich in Medinaceli an. Nur Ein Gedanke erfüllte ihn. Trotz seiner zahlreichen Siege und seines großen Ruhmes war seine Autorität stets bestritten worden und schwankend gewesen; daher fürchtete er, daß nach seinem Tode ein Aufruhr ausbrechen und seiner Familie die Herrschaft entrissen werden könnte. Unaufhörlich von diesem Gedanken gequält, welcher seine letzten Tage verbitterte, ließ er seinen ältesten Sohn, Abdalmelik, an sein Bett kommen, um ihm seinen letzten Willen kund zu thun: er empfahl ihm, seinen Bruder Abderrachmân mit dem Oberbefehl der Armee zu betrauen, sich selbst aber ohne Verzug in die Hauptstadt zu begeben, wo er die Regierung übernehmen und sich bereit halten solle, jeden Versuch zu einer Erhebung im Keime zu unterdrücken. Abdalmelik versprach ihm, seinen Rathschlägen zu folgen; aber die Unruhe Almanzor's war so groß, daß er jedes Mal seinen Sohn wieder zurückrief, wenn dieser, in dem Glauben, sein Vater habe ihm nichts mehr zu sagen, sich zurückziehen wollte; der Sterbende fürchtete immer wieder, Etwas vergessen zu haben, und immer fand er wieder einen neuen Rath zu den schon gegebenen hinzuzufügen. Der Jüngling weinte; sein Vater aber warf ihm seinen Schmerz als Zeichen der Schwäche vor. Als Abdalmelik fort war, fühlte Almanzor sich ein wenig besser und ließ seine Hauptleute kommen. Sie erkannten ihn kaum; er war so mager und blaß geworden, daß er einem Gespenste glich, und die Sprache hatte er fast gänzlich verloren. Er sagte ihnen theils durch Zeichen, theils durch abgerissene Worte Lebewohl und kurze Zeit darauf, in der Nacht des zehnten August, an einem Montag,

[1]) In der Rioja, neun Meilen südlich von Najera.

hauchte er seinen Geist aus.[1] Er wurde zu Medinaceli beerdigt, und man setzte auf sein Grab folgende Verse:

„Die Spuren, welche er auf Erden hinterlassen, werden dich seine Geschichte so deutlich lehren, als ob du sie vor Augen sähest.

„Bei Allâh! nie wird die Welt einen ähnlichen Mann hervorbringen noch einen, welcher wie er unsere Grenzen vertheidigen wird."[2]

Die Grabschrift, welche ein christlicher Mönch ihm in seiner Chronik setzte, ist nicht weniger charakteristisch. Er sagt: „Im Jahre 1002 starb Almanzor; er wurde in der Hölle begraben."[3] Diese einfachen Worte, die der Haß einem zu Boden geworfenen Feinde entriß, sagen mehr als die hochtrabendsten Lobsprüche.

Niemals in der That hatten die Christen im Norden der Halbinsel es mit einem solchen Gegner zu thun gehabt. Almanzor hat gegen sie mehr als fünfzig Feldzüge unternommen (gewöhnlich zwei in jedem Jahre, einen im Frühling, den anderen im Herbst) und immer hat er sich ruhmvoll aus der Sache gezogen. Außer einer großen Zahl von Städten, darunter drei Hauptstädte, Leon, Pampelona[4] und Barcelona, hat er die Heiligthümer der Schutzpatrone von Galizien und Castilien zerstört. „Zu dieser Zeit", sagt ein christlicher Chronist,[5] „wurde der Gottesdienst in Spanien völlig vernichtet, der Ruhm der Diener Christi aufs tiefste gebeugt; die seit Jahrhunderten gesammelten Schätze der Kirche wurden sämmtlich geraubt." Deshalb zitterten die Christen schon vor seinem bloßen Namen. Der Schrecken, welchen er ihnen einflößte, rettete ihn bisweilen aus den Gefahren, in die seine Kühnheit ihn gestürzt hatte; wenn sie ihn thatsächlich schon in ihrer Gewalt hatten, wagten sie es doch nicht, ihren Vortheil zu benützen. Einmal zum Beispiel hatte er sich nach Passirung eines zwischen zwei hohen Bergen eingeschlossenen Engpasses zu weit in Feindesland vorgewagt. So lange seine Truppen rechts und links plünderten und verheerten, wagten die Christen nichts gegen sie zu unternehmen; als aber Almanzor zurückkehrte, fand er, daß die Feinde den Engpaß besetzt hatten. Bei der Unmöglichkeit, mit Gewalt durchzubrechen, war die Lage der

---

[1]) Makkari Bd. II S. 65; Ibn-al-Abbâr S. 151; Ibn-al-Khatîb, Artikel über Almanzor, Man. G., fol. 181 v.

[2]) Makkari Bd. I S. 259.

[3]) Chron. Burgense S. 309.

[4]) Urkunde vom J. 1027, Llorente Bd. III S. 355.

[5]) Mon. Sil. c. 72.

Moslim's äußerst gefährlich; doch sogleich faßte ihr Feldherr einen kühnen Entschluß. An einem geeigneten Orte, den sein Scharfblick bald entdeckt hatte, ließ er Baracken und Hütten errichten; darauf befahl er, eine große Zahl von Gefangenen zu köpfen und ihre Leichen in Form eines Walles aufzuhäufen. Als dann seine Reiterei das Land durchforscht hatte, ohne Lebensmittel zu finden, ließ er Ackerbaugeräth sammeln und befahl seinen Soldaten, das Land zu bebauen. Durch diese Vorbereitungen wurden die Feinde nicht wenig beunruhigt, denn sie schienen anzudeuten, daß die Moslim's das Land so bald nicht verlassen würden. So boten sie ihnen denn Frieden an, unter der Bedingung, daß sie ihnen die Beute überließen. Almanzor verwarf diesen Vorschlag. „Meine Soldaten," gab er zur Antwort, „wollen bleiben, wo sie sind; sie meinen, sie würden kaum Zeit haben, in ihre Heimat zurückzukehren, da der nächste Feldzug in kurzer Zeit beginnen werde." Nach längeren Verhandlungen gaben die Christen endlich ihre Einwilligung, daß Almanzor seine Beute mitnehme, und verpflichteten sich außerdem noch (so groß war die Furcht, die er ihm einflößte), ihm ihre Lastthiere für den Transport zu leihen, ihm Lebensmittel zu schaffen, bis er die moslimische Grenze erreicht habe, und die Leichen wegzuräumen, welche seinen Weg versperrten.[1]

Auf einem anderen Feldzuge hatte ein Fahnenträger seine Fahne beim Rückzug vergessen; er hatte sie auf dem Gipfel eines Berges in der Nähe eines christlichen Dorfes aufgepflanzt. Die Fahne blieb dort mehrere Tage, ohne daß die Christen es wagten, sich zu versichern, ob die Moslim's fort seien oder nicht.[2]

Man erzählt auch, daß ein Bote Almanzor's, welcher an den Hof Garcias' von Navarra kam, wo er mit Ehrenbezeigungen überhäuft wurde, in einer Kirche eine alte moslimische Frau fand, welche ihm mittheilte, sie sei in ihrer Jugend gefangen genommen worden und habe seitdem als Sklavin in dieser Kirche gedient; sie flehte den Boten an, die Aufmerksamkeit Almanzor's auf sie zu lenken. Nachdem er ihr das Versprechen gegeben, kehrte er zum Minister zurück und gab ihm Bericht über seine Botschaft. Als er zu Ende war, fragte Almanzor ihn, ob er in Navarra nichts gesehen habe, was ihn unangenehm berührt hätte. Jener erzählte ihm nun von der moslimischen Sklavin; da rief Almanzor aus: „So wahr Gott lebt! das hättest

---

[1]) Makkari Bd. I S. 392. Vergl. Rodrigo von Toledo, Hist. Arabum, c. 31.

[2]) Makkari Bd. I S. 392.

du gleich zu Anfang sagen sollen." Sofort machte er sich auf zu einem Zuge und nahm seine Richtung gegen die Grenze von Navarra. Ueber die Maßen erschrocken, schrieb Garcias ihm sogleich und fragte, wodurch er sich denn den Zorn Almanzor's zugezogen habe; er selbst sei sich keines Vergehens bewußt. „Wie?" fuhr der Minister den Ueberbringer des Briefes an, „hat er mir nicht geschworen, daß in seinem Lande kein Moslim, welches Geschlechtes er auch sei, gefangen gehalten werden solle? Nun, er hat gelogen; denn ich habe Kunde erhalten, daß in einer Kirche sich noch eine Moslimin aufhält, und ich werde Navarra nicht eher verlassen, als bis diese mir übergeben ist." Als Garcias diese Antwort erhalten, beeilte er sich, dem Minister die Frau, welche er zurückforderte, zu schicken, wie auch noch zwei andere, welche er durch Nachforschungen entdeckt hatte. Zugleich ließ er ihn eidlich versichern, daß er diese Frauen nie zuvor gesehen, noch je von ihnen gehört habe, auch fügte er hinzu, er habe schon Befehl gegeben, die von Almanzor erwähnte Kirche zu zerstören.[1]

Wie Almanzor der Schrecken des Feindes war, so war er in ebenso hohem Grade der Abgott seiner Soldaten. War er doch für sie ein Vater, der sich unablässig mit größter Sorgfalt all ihrer Bedürfnisse annahm. In allen Dingen jedoch, welche die militärische Disciplin betrafen, war er von unerbittlicher Strenge. Eines Tages, als er Truppen musterte, sah er an dem Ende einer Reihe zur unrechten Zeit einen Säbel blitzen. Sofort ließ er sich den Schuldigen vorführen. „Wie!" rief er ihm mit zornflammendem Blicke zu, „du wagst es, den Säbel zu ziehen, ehe man es dir befohlen hat?" — „Ich wollte ihn meinen Kameraden zeigen," stammelte der Soldat; „ich hatte nicht die Absicht, ihn aus der Scheide zu ziehen, er ist zufällig herausgegangen ....." — „Leere Ausflüchte!" sagte Almanzor, und indem er sich an seine Umgebung wandte, fuhr er fort: „Man schlage den Kopf dieses Menschen mit seinem eigenen Säbel ab und lasse ihn durch alle Reihen tragen, damit jeder lerne, die Disciplin gehörig beachten!" Solche Beispiele verbreiteten unter den Soldaten heilsamen Schrecken. Feierliches Stillschweigen wurde daher stets von ihnen beobachtet, wenn Musterung gehalten wurde. Selbst die Pferde schienen ihre Pflicht zu kennen, sagt ein arabischer Schriftsteller; selten nur hörte man eines wiehern.[2]

Dank dieser Armee, welche von ihm geschaffen und zum Gehorsam

---

[1]) Ibn-Adhari Bd. II S. 320, 321.
[2]) Makkari Bd. I S. 274.

geschult war, verlieh Almanzor dem moslimischen Spanien eine Macht, welche es nie zuvor gehabt hatte, selbst nicht zur Zeit Abderrachmân's III. Aber dies war nicht sein einziges Verdienst; sein Vaterland und auch die Civilisation überhaupt verdankt ihm noch vieles Andere. Er liebte und förderte die Wissenschaften, und obgleich er durch politische Rücksichten gezwungen war, die Philosophen nicht zu begünstigen, beschützte er sie doch gern, so oft es geschehen konnte, ohne die Empfindlichkeit der Theologen zu verletzen. So geschah es zum Beispiel einmal, daß ein gewisser Ibn-as-Sonbosî als des Unglaubens verdächtig verhaftet und ins Gefängniß gesetzt wurde. Da mehrere Personen gegen ihn gezeugt hatten, erklärten die Fakih's, daß er den Tod verdient habe. Dieser Urtheilsspruch sollte eben vollstreckt werden, als ein sehr angesehener Fakih, Ibn-al-Makwâ, welcher sich lange geweigert hatte, an der Versammlung Theil zu nehmen, in großer Eile ankam. Durch sehr sonderbare Sophismen, die indessen, wenn nicht seiner Logik, so doch seinem guten Herzen Ehre machten, wußte er es dahin zu bringen, daß das Urtheil, welches den Angeschuldigten verdammte, widerrufen wurde, trotz der heftigen Opposition des dem Gerichte vorsitzenden Kadi. Da wandte sich der Zorn des Ministers auf einmal gegen den letzteren. Glücklich, endlich im Stande zu sein, dem wilden Fanatismus der Frömmler einen Zügel anzulegen, sagte er: „Wir müssen die Religion unterstützen, und alle wahren Gläubigen haben ein Recht auf unseren Schutz. Ibn-as-Sonbosî gehört zu ihnen, so hat das Gericht entschieden. Dennoch hat der Kadi unerhörte Anstrengungen gemacht, seine Verurtheilung durchzusetzen; er ist demnach ein Mensch, der Freude am Blutvergießen findet, und einen solchen länger leben zu lassen, ist uns nicht erlaubt." Dies war nur eine Drohung; der Kadi kam mit einigen Tagen Gefängniß davon; aber es ist zu vermuthen, daß er in Zukunft etwas weniger streng gegen die armen Denker verfuhr, welche sich erlaubten, die Dogmen anzutasten.[1]

Die Männer der Wissenschaft fanden bei Almanzor die ehrenvollste Aufnahme; er hatte an seinem Hofe eine Menge Dichter, denen er einen Jahrgehalt gab und die ihn mitunter auf seinen Feldzügen begleiteten. Unter ihnen war Çâ'id von Bagdad nicht gerade der glänzendste, aber der merkwürdigste und unterhaltendste. Es ist nicht zu leugnen — obgleich die Andalusier über die Maßen eifersüchtig, wie sie stets auf Fremde waren, es leugneten — daß er ein talentvoller

[1]) Siehe meine Recherches Bd. II S. 257—260.

Dichter, ein guter Romanzenschreiber und geschickter Improvisator war; aber zugleich war er auch ein Mann, der sehr wenig Achtung vor der Wahrheit hatte, der kühnste Betrüger, den man sich denken kann. War er einmal im Zuge, so brachte er die unglaublichsten Dinge vor, ohne ein Ende finden zu können. Bat man ihn, ein Wort zu erklären, welches niemals existirt hatte, so wußte er sogleich eine Erklärung vorzubringen und dazu einen Vers irgend eines classischen Dichters anzuführen. Hätte man ihm Glauben schenken wollen, so gab es kein einziges Buch, das er nicht gelesen hatte. Um ihn zu entlarven, zeigten ihm einst einige andere Schriftsteller ein Buch mit leeren Blättern; auf das erste hatten sie geschrieben: „Buch der sinnreichen Gedanken, von Abû-'l-Ghauth Canânî. Es hatte niemals ein solches Werk, noch einen Schriftsteller dieses Namens gegeben; dessenungeachtet rief er aus, als er kaum einen Blick auf den Titel geworfen hatte: „Ja, dieses Buch habe ich gelesen!" und indem er es mit Ehrfurcht küßte, nannte er die Stadt, wo er es gelesen und den Gelehrten, der es ihm erklärt habe. „In diesem Fall," sagte der Minister zu ihm und nahm ihm das Buch eilig aus den Händen, aus Furcht, daß er es öffnen möchte, „mußt du wissen, was es enthält." — „Ja, natürlich, das weiß ich. Zwar ist es schon lange her, seit ich dieses Werk gelesen habe, und ich weiß nichts mehr davon auswendig; doch erinnere ich mich noch sehr wohl, daß es nur philosophische Bemerkungen enthält und daß kein Vers, auch keine Erzählung darin vorkommt." Da entstand ein allgemeines Gelächter. Ein anderes Mal hatte Almanzor von einem Statthalter, der Mabramân ibn-Jezîd hieß, einen Brief erhalten, in welchem die Rede war von kalb und von tazbîl, von Ackerbau und Dünger. Da wandte er sich an Çâ'id und sagte: „Hast du ein Buch von Mabramân ibn-Jezîd gesehen, welches den Titel trägt: al-kawâlib wa-'z-zawâlib?" — „Ja bei Gott! ich habe dieses Buch in Bagdad gesehen," antwortete Çâ'id, „und zwar in einer Copie von der Hand des berühmten Ibn-Doraid, die am Rande Figuren wie Ameisenfüße hatte." — „Du Betrüger! Der Name, den ich ausgesprochen habe, ist nicht der eines Schriftstellers, sondern eines meiner Statthalter, welcher in einem Briefe, den ich von ihm erhalten, mir von Ackerbau und Dünger erzählt." — „Gut; doch glaube deshalb nicht, daß ich Etwas aus der Luft gegriffen habe, das thue ich niemals. Das Buch und der Schriftsteller, die du genannt hast, existiren beide, darauf gebe ich dir mein Ehrenwort, und wenn dein Statthalter zufällig den selben Namen trägt wie jener Schriftsteller, so ist das ein sonderbares Zusammentreffen, nichts

mehr.“ Ein anderes Mal zeigte Almanzor ihm die Sammlung des berühmten Kâlî. „Wenn du es wünschest,“ erwiderte Çâ'id ihm sogleich, „so werde ich deinen Schreibern ein viel schöneres Buch als das da dictiren, in welchem ich nur solche Geschichten erzählen will, die sich in dem Buche Kâlî's nicht finden.“ — „Führe diesen Gedanken aus,“ antwortete Almanzor, der nichts lieber gesehen hätte, als daß ihm Jemand ein noch bedeutenderes Buch widme, als das war, welches Kâlî dem früheren Khalifen gewidmet hatte. Als er Çâ'id nach Spanien kommen ließ, hatte er es gerade deswegen gethan, weil er hoffte, er werde den Ruhm Kâlî's, welcher die Regierung Abderrachmân's III. und Chacam's II. verherrlicht hatte, verdunkeln. Çâ'id machte sich sogleich ans Werk und in der Moschee von Zâhira dictirte er seine „Ringkästchen“. Als das Buch vollendet war, untersuchten es die anderen Schriftsteller und fanden zu ihrer großen Verwunderung, aber auch mit heimlicher Freude, daß es von Anfang bis zu Ende nichts weiter enthielt als Aufschneidereien. Die philosophischen Erklärungen, die Anekdoten, Verse und Sprüchwörter, Alles war reine Erfindung des Herausgebers. So sagten sie wenigstens, und Almanzor glaubte es. Dieses Mal wurde er wirklich böse auf Çâ'id und ließ sein Buch in den Fluß werfen. Jedoch entzog er ihm nicht seine Gunst. Seitdem Çâ'id ihm vorhergesagt, daß Garcias, der Graf von Castilien, in Gefangenschaft gerathen werde (eine Prophezeiung, welche, wie wir gesehen haben, in Erfüllung gegangen war), hatte er eine große Zuneigung zu ihm gefaßt, ja vielmehr eine Art abergläubischer Verehrung. Der Dichter bewies ihm seine Dankbarkeit auf hundertfache Art, und Almanzor war dafür sehr empfänglich. Einmal hatte er zum Beispiel den Einfall, alle Börsen, welche Almanzor ihm, mit Geld angefüllt, geschickt hatte, zu sammeln und daraus ein Gewand für seinen schwarzen Sklaven Câfûr machen zu lassen; dann begab er sich in den Palast, und nachdem es ihm gelungen, den Minister in gute Stimmung zu versetzen, sagte er zu ihm: „Herr, ich habe dir eine Bitte vorzulegen.“ — „Was wünschest du?“ — „Daß mein Sklave Câfûr hierher kommen dürfe.“ — „Sonderbare Bitte!“ — „Gewähre sie mir.“ — „Nun ja! er möge kommen, wenn du es so sehr wünschest.“ — Câfûr, ein Mensch, groß wie ein Palmbaum, trat herein, mit seinem bunten Kleide, das aussah wie das zusammengestückte Gewand eines Bettlers. „Der arme Mensch!“ rief der Minister aus; „wie schlecht ist er ausstaffirt! warum kleidest du ihn denn in Lumpen?“ — „Ei das ist ja gerade der Witz an der Sache! Wisse, Herr, daß du mir so viel Geld gegeben hast, daß die Börsen, in denen es enthalten war, hin-

reichten, einen Mann von Câfûr's Gestalt zu bekleiden." — Ein Lächeln der Zufriedenheit schwebte bei diesen Worten auf Almanzor's Lippen. „In der That," sagte er, „du hast einen wunderbar feinen Takt, mir deine Dankbarkeit zu bezeigen; ich bin zufrieden mit dir;" und sofort ließ er ihm neue Geschenke reichen, darunter einen schönen Anzug für Câfûr.[1] Freilich müssen wir eingestehen, daß wenn Leute wie Çâ'id der Gunst des Ministers genossen, dieser in Hinsicht der Literatur keinen so feinen Geschmack bewies, wie die meisten der Omaijaden. Er hielt es für seine Pflicht, Dichter in seinen Sold zu nehmen, aber er betrachtete sie eher als Gegenstände des Luxus, zu welchem er durch seine hohe Stellung genöthigt war, als daß er genügend feines Verständniß gehabt hätte, um die echten Edelsteine von den falschen zu unterscheiden.

Fehlte Almanzor aller poetische Sinn, so war er dagegen im höchsten Grade praktisch. Die materiellen Interessen des Landes fanden in ihm einen einsichtigen Beschützer. Die Verbesserung der Communicationsmittel beschäftigte ihn unaufhörlich. Er ließ ein Menge Straßen anlegen. In Ecija ließ er eine Brücke über den Xenil bauen, in Cordova eine andere über den Guadalquivir, welche hundertundvierzigtausend Goldstücke kostete.[2]

In allen Dingen, wichtigen wie geringfügigen, hatte er den Blick des Genies. Wenn er eine Sache von Wichtigkeit unternehmen wollte, fragte er gewöhnlich die höchsten Beamten um ihren Rath, selten aber befolgte er ihn. Diese Leute kamen niemals aus dem Geleise des Gewohnten heraus; sie waren Sklaven des Herkommens und wußten wohl wie Abderrachmân III. oder Hacam II. es bei ähnlicher Gelegenheit gemacht hatten, aber wie man es anders machen könne, begriffen sie nicht. Wenn sie dann Almanzor seine eigenen Ideen verfolgen sahen, klagten sie, daß Alles verloren sei, bis endlich der Erfolg ihre Befürchtungen aufs glänzendste Lügen strafte.[3]

Was seinen Charakter anbelangt, so ist es wahr, daß er, um zu Herrschaft zu gelangen und sich in derselben zu erhalten, Mittel angewandt hatte, welche die Moral verdammt, ja daß er Verbrechen begangen, welche wir keineswegs zu bemänteln versucht haben; allein

---

[1]) Siehe über Çâ'id, Chomaidî fol. 100 v. — 103 r., Abd-al-wâchid S. 19—25; Ibn-Khallicân Bd. I S. 322 ed. Slane, und besonders Makkarî Bd. II S. 52 f.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 309.

[3]) Makkarî Bd. I S. 387.

die Gerechtigkeit gebietet uns, hinzuzufügen, daß er redlich, großmüthig und gerecht war, sobald sein Ehrgeiz nicht ins Spiel kam. Jene Festigkeit, von der zu sprechen wir schon Gelegenheit gefunden haben, bildete den Grundzug seines Charakters. Hatte er einmal einen Entschluß gefaßt, so konnte nichts ihn wankend machen. Er ertrug körperliche Schmerzen und Seelenschmerzen mit der gleichen Standhaftigkeit. Eines Tages hatte er Schmerzen am Fuß und ließ sich denselben während einer berathenden Versammlung brennen. Dabei sprach er, als ob ihm nichts fehlte, und die Mitglieder der Versammlung würden von dieser Operation nichts gemerkt haben, wenn der Geruch des angebrannten Fleisches sie nicht darauf aufmerksam gemacht hätte.[1] Alles an ihm bekundete eine seltene Willenskraft und Zähigkeit; er bewies die gleiche Ausdauer in der Freundschaft wie in der Feindschaft; niemals vergaß er einen ihm geleisteten Dienst und niemals verzieh er eine Beleidigung. Das empfanden seine früheren Mitschüler, denen er einstmals gestattet hatte, die Stellen zu wählen, welche sie einnehmen wollten, im Fall er erster Minister würde.[2] Die drei Studenten, welche bei dieser Gelegenheit Miene gemacht hatten, als ob sie seinen Vorschlag für Ernst nähmen, und solche Stellen genannt hatten, nach denen sie strebten, erhielten sie unter seinem Ministerium wirklich, während der vierte, welcher auf so ungebührliche Weise sich ausgesprochen hatte, seine Unvorsichtigkeit mit dem Verlust seiner Güter büßen mußte.[3] Wenn er Unrecht hatte und es fühlte, gelang es ihm bisweilen, die Hartnäckigkeit seines Charakters zu überwinden. Eines Tages als von einer Amnestie die Rede war, die bewilligt werden sollte, fiel bei Durchsicht der Gefangenenliste der Blick des Ministers auf den Namen eines seiner Diener, gegen den er heftigen Haß gefaßt hatte und den er seit lange im Gefängniß schmachten ließ, ohne daß er eine solche Behandlung verdient hätte. „Er soll bleiben wo er ist," schrieb er an den Rand der Liste, „bis die Hölle ihn fordern wird." Aber als die Nacht gekommen, suchte er vergebens nach Ruhe; sein Gewissen quälte ihn, und im Halbschlaf glaubte er einen Menschen von abschreckender Häßlichkeit und übermenschlicher Stärke zu sehen, welcher zu ihm sprach: „Gib jenem Manne die Freiheit wieder, wenn du nicht für deine Ungerechtigkeit bestraft werden willst!" Er versuchte zuerst, diese schwarzen Gesichte zu verscheuchen, allein da dies ohne Erfolg war, ließ er sich sein

---

[1]) Makkari Bd. I S. 274.

[2]) Siehe oben S. 70 f.

[3]) Ibn-al-Khatib, Man. G., fol. 118 r.

Schreibzeug ans Bett bringen und setzte den Befehl auf, dem Gefangenen die Freiheit wieder zu geben, aber mit Hinzufügung der Worte: „Dieser Mann verdankt seine Freiheit Gott, und Almanzor hat nur wider Willen nachgegeben.“[1]

Ein anderes Mal zechte er mit dem Vezier Abû-'l-Moghîra ibn-Chazm in einem seiner herrlichen Gärten in Zâhira; denn trotz der Achtung, welche er der Religion bewies, trank er sein Lebelang Wein, mit Ausnahme der zwei letzten Jahre vor seinem Tode.[2] Es war an einem jener schönen Abende, wie sie nur in den bevorzugten Ländern des Südens vorkommen. Da sang eine schöne Sängerin, die von Almanzor geliebt wurde, die aber ihrerseits eine heftige Leidenschaft für den Gast des Ministers gefaßt hatte, folgende Verse:

„Der Tag entflieht, und schon zeigt uns der Mond die Hälfte seiner Scheibe. Die untergehende Sonne gleicht einer Wange, und der Dämmerschein dem Flaum, der sie bedeckt; der Krystall der Schalen ist wie gefrorenes Wasser und der Wein darin wie flüssiges Feuer! Meine Blicke begehen Sünden, die unentschuldbar sind. Ach! Ihr Freunde und Verwandte! ich liebe einen Jüngling, der meine Liebe flieht, wiewohl er mir ganz nahe ist. O könnte ich ihm doch entgegen fliegen und ihn an mein Herz drücken.“

Nur zu gut verstand Abû-'l-Moghîra den Sinn dieser Verse und war unvorsichtig genug, sie sogleich mit den folgenden zu beantworten:

„Wo, wo finde ich den Weg, mich dieser Schönheit zu nahen, welche von einer Mauer von Säbeln und Lanzen umgeben ist! Ach! hätte ich die Ueberzeugung, daß deine Liebe aufrichtig ist, so würde ich gern mein Leben um deinen Besitz wagen. Ein großherziger Mann fürchtet keine Gefahr, die ihm auf dem Wege zum Ziele droht.“

Jetzt hielt Almanzor es nicht länger aus. Vor Wuth schnaubend, zog er seinen Säbel, und indem er sich an die Sängerin wandte, schrie er ihr mit Donnerstimme zu: „Sage die Wahrheit, hast du deinen Gesang an den Vezier gerichtet?“ — „Eine Lüge würde mich retten können,“ antwortete ihm das tapfere Mädchen, „aber ich werde nicht lügen. Ja, sein Blick hat mein Herz durchbohrt, die Liebe hat mir diese Worte in den Mund gelegt, sie hat mich aussprechen lassen was ich verschweigen wollte. Du kannst mich bestrafen, Herr, aber du bist so gut, du verzeihst gern, wenn man seine Fehler eingesteht.“ Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus. Almanzor

---

[1] Makkari Bd. I S. 273.

[2] Ibn-Abdhari Bd. II S. 310.

hatte ihr schon halb verziehen; nun aber wandte sich sein Zorn gegen Abû-'l-Moghîra und er überhäufte ihn mit Vorwürfen. Der Vezier hörte ihn an, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen, und als er ausgesprochen hatte, sagte er: „Herr, ich habe einen großen Fehler begangen, ich gestehe es ein; aber was konnte ich dafür? Jeder ist der Sklave seiner Bestimmung; niemand wählt die seine, man erträgt sie, und mir war es beschieden, da zu lieben, wo ich nicht lieben durfte." Almanzor schwieg einige Augenblicke. Endlich sagte er: „Nun denn, ich verzeihe euch beiden. Abû-'l-Moghîra, die du liebst, soll dein sein, ich schenke sie dir."[1]

Seine Gerechtigkeitsliebe war sprüchwörtlich geworden. Er wollte, daß sie sich ohne Ansehn der Person auf Alle erstrecke, und die Gunst, welche er gewissen Menschen bewies, eximirte sie keineswegs von dem Gesetz. Eines Tages stellte sich ein Mann aus dem Volke zur Audienz vor. „Vertheidiger des Glaubens," sprach er, „ich muß mich beklagen über den Mann, welcher hinter dir steht," und er zeigte mit dem Finger auf den Slaven, welcher den Dienst eines Waffenträgers bei Almanzor versah und den er sehr schätzte. „Ich habe ihn vor den Richter geladen," fuhr er fort, „aber er hat sich geweigert zu erscheinen." — „Wirklich?" sagte der Minister darauf, „hat er sich geweigert und der Richter hat ihn nicht dazu gezwungen? Ich glaubte, Abderrachmân ibn-Fotais (dies war der Name des Richters) habe mehr Energie. Nun, mein Freund, sage mir, worüber du zu klagen hast." Jener erzählte, daß er einen Vertrag mit dem Slaven abgeschlossen und dieser ihn gebrochen habe. Als er zu Ende war, sagte Almanzor: „Sie machen uns vielen Kummer, diese Diener unseres Hauses!" Dann wandte er sich an den Slaven, der vor Angst zitterte, und sagte: „Uebergib den Schild Dem, welcher dir zur Seite steht, und tritt demüthig vor den Richterstuhl, damit geschehe was Rechtens ist... Und du," sagte er darauf zum Präfecten, „führe beide vor den Richter und sage ihm, daß wenn mein Slave den Contract gebrochen hat, es mein Wunsch ist, daß man ihm die härteste Strafe, Gefängniß oder dergleichen, auferlege." Nachdem der Richter zu Gunsten des Klägers entschieden, kam dieser zu Almanzor zurück und dankte ihm. „Spare deinen Dank," sagte der Minister zu ihm. „Du hast deinen Proceß gewonnen und kannst zufrieden sein; aber ich selbst bin es noch nicht; auch ich muß noch den Bösewicht bestrafen, welcher sich nicht geschämt hat, eine Niederträchtigkeit zu be-

[1]) Makkari Bd. I S. 406, 407. Auf Seite 407, Z. 4, lese ich 'an statt fl.

gehen, wiewohl er in meinem Dienste war." Der Slave erhielt seinen Abschied.

Ein anderes Mal war sein Haushofmeister in einen Proceß mit einem afrikanischen Kaufmann verwickelt. Er wurde vom Richter zur Eidesleistung vorgeladen; aber in der Meinung, daß der hohe Posten, den er bekleidete, ihn vor Verfolgung sichere, weigerte er sich zu kommen. Als nun eines Tages Almanzor, begleitet von seinem Haushofmeister, in die Moschee ging, redete der Kaufmann ihn an und erzählte ihm, was sich begeben. Sogleich ließ der Minister den Haushofmeister verhaften und vor den Richter führen, und als er später erfuhr, er habe seinen Proceß verloren, setzte er ihn ab. [1]

Kurz, wenn auch die Mittel, welche Almanzor angewandt hat, um sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, verworfen werden müssen, so kann man doch nicht umhin, einzugestehen, daß er, nachdem er sie gewonnen, sie auf edle Weise ausübte. Hätte das Schicksal ihn an den Stufen des Thrones geboren werden lassen, so würde man ihm vielleicht wenig Vorwürfe zu machen haben; vielleicht wäre er dann einer der größten Fürsten gewesen, deren Andenken uns die Geschichte aufbewahrt hat; aber da er das Licht der Welt auf einem einfachen Gutshofe erblickt hatte, war er, um das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, gezwungen, sich seinen Weg durch tausend Hindernisse hindurch zu bahnen, und man kann nur beklagen, daß er sich bei Ueberwindung derselben zu selten rechtmäßiger Mittel bedient hat. In vieler Beziehung war er ein großer Mann; und dennoch, auf Grund des unantastbaren Sittengesetzes ist es unmöglich, ihn zu lieben, und sogar schwer, ihn zu bewundern.

---

[1]) Ibn-Adhari Bd. II S. 310, 311.

XIII.

Kaum war Modhaffar nach dem Tode seines Vaters nach Cordova zurückgekehrt, so entstand dort ein Aufruhr. Das Volk verlangte laut, der Herrscher solle sich zeigen und selbständig regieren. Vergebens ließ Hischâm II. der Menge sagen, er wolle sich auch ferner nicht mit Regierungssorgen beschweren: sie beharrte bei ihrer Forderung, und Modhaffar war gezwungen, sie mit bewaffneter Hand aus einander zu treiben. [1] Von nun an wurde die Ordnung nicht mehr gestört. Zwar conspirirte ein Enkel Abderrachmân's III., Namens Hischâm, gegen Modhaffar; aber dieser, zur rechten Zeit davon benachrichtigt, kam ihm zuvor und bestrafte ihn mit dem Tode (December 1006). [2] Er regierte den Staat, wie es sein Vater gethan hatte. Er errang mehrere Siege über die Christen, und unter seiner Regierung wuchs die Wohlfahrt des Landes immer mehr. Man nannte diese Jahre später ein goldenes Zeitalter. [3]

Indessen hatte sich allmählich Vieles verändert. Die alte arabische Art mit ihren Tugenden und Vorurtheilen war verschwunden. Das Streben Abderrachmân's III. und Almanzor's nach nationaler Einheit hatte seine Früchte getragen. Der alte arabische Adel hatte sich in dem Kampfe, den er gegen die königliche Macht führte, erschöpft; besiegt und gebrochen, war er jetzt verarmt und zu Grunde gerichtet; die alten

[1]) Nowairi S. 472.

[2]) Ibn-al-Abbâr S. 159. Ibn-Chaijân (bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 30 r. — 31 v.) gibt einen genauen Bericht von dieser Verschwörung.

[3]) Ibn-al-Abbâr S. 149. — Wegen der Dürftigkeit der Quellen war ich genöthigt, die Regierung Modhaffar's nur kurz zu behandeln.

Namen erloschen mehr und mehr. Der Hofadel, welcher an die Omaijaden durch Bande der Clientel gefesselt war, erhielt sich länger. Die Abû-Abda, die Schohaid, die Dschahwar und die Fotais [1] waren noch reiche und vielbeneidete Familien. Aber die weitaus Mächtigsten waren die berberischen und slavischen Truppenführer [2], die ihr Glück Almanzor verdankten. Als Emporkömmlinge und Fremde genossen sie wenig Achtung. Ueberdies betrachtete man sie als Barbaren und beklagte sich über ihre Gewaltthätigkeiten. Andererseits hatte der Mittelstand sich durch Handel und Industrie bereichert. Schon unter der unruhigen Regierung des Sultans Abdallâh hatten Kaufleute und Handwerker mit geliehenem Capital in Geschwindigkeit große Summen erworben, [3] jetzt, da das Land vollkommener Ruhe genoß, war schneller Erwerb von Reichthümern so sehr an der Tagesordnung, daß man sich gar nicht mehr darüber verwunderte. Dennoch trug diese anscheinend so blühende Gesellschaft den Keim der Zerstörung in sich. War der Kampf der Racen jetzt vorüber, so bereitete sich dagegen ein anderer vor, der Kampf der Stände. Der Arbeiter mißachtete seinen Herrn, der Bürger beneidete den Adeligen, und alle verwünschten einstimmig die Truppenführer, besonders die berberischen. Obgleich Niemand ein Mittel wußte, die Schäden der Zeit zu heilen, hegte man doch allgemein das Verlangen nach etwas Neuem. Die Religion war harten Angriffen ausgesetzt. Die Maßregeln, welche Almanzor gegen die Philosophen traf, hatten nicht den Erfolg, welchen sich die Theologen davon versprochen. Im Gegentheil, die Freidenker mehrten sich, und der Skepticismus, welcher dem arabischen Charakter zu Grunde liegt, nahm mehr und mehr wissenschaftliche Formen an. Die Schüler Ibn-Masarra's, die sogenannten Masarrîa, bildeten eine zahlreiche Secte. [4] Noch andere Secten verbreiteten sehr gewagte Lehren. Eine darunter scheint aus dem Schoße der Theologen selbst hervorgegangen zu sein. Wenigstens hatten sich ihre Mitglieder mit den auf den Propheten bezüglichen Traditionen beschäftigt; aber diese Beschäftigung war, wenn man einem

---

[1]) Diese vier Familien waren die hervorragendsten unter dem Hofadel. Siehe Ibn-Abhârî Bd. II S. 290.

[2]) Unter dem Namen Slaven begriff man auch die Christen aus dem nördlichen Spanien, welche in der moslimischen Armee dienten. Siehe Ibn-al-Khatîb, Artikel über Chobâsa, Man. G. fol. 124 r.

[3]) Khoschanî S. 327.

[4]) Ibn-Chazm, Abhandlung über die Religionen, Bd. II fol. 80 v., 146 r. und v.

rechtgläubigen Theologen glauben darf, nur oberflächlich gewesen; mit Vorliebe gingen sie auf apokryphische Bücher aus und auf solche, die von Materialisten verfaßt waren und dahin zielten, die Grundlagen des Islam zu untergraben. Daher die sonderbare Vorstellung, welche sie sich vom Weltall bildeten. Die Erde, sagten sie, ruhe auf einem Fisch; dieser Fisch werde vom Horn eines Stieres getragen; dieser Stier stehe auf einem Felsen, welchen ein Engel am Halse trage; unter dem Engel seien Finsternisse und unter den Finsternissen endlose Gewässer.[1] In diesen dunkeln und seltsamen Formeln, welche vielleicht nur als Symbole gelten sollten, erkannten die Theologen eine sehr gefährliche Ketzerei: glaubte doch die Secte an ein unbegrenztes Weltall. Ja, sie lehrte außerdem, daß man wohl mittelst Betrug oder Gewalt zu einer Religion bekehren, nicht aber sie durch Vernunftgründe beweisen könne. Trotzdem stand sie zu gleicher Zeit den philosophischen Werken Griechenlands feindlich gegenüber;[2] auf diese stützte sich dagegen eine andere Secte, die aus Naturforschern bestand. Das Studium der Mathematik hatte sie zur Astronomie geführt. Um an die Religion glauben zu können, verlangten sie mathematische Beweise, und da sie diese nicht fanden, erklärten sie die Religion für absurd. Sie verachteten all ihre Gebote, das Gebet, das Fasten, die Almosen, die Wallfahrten; alles das war in ihren Augen eitel Thorheit. Die Fakih's ermangelten nicht, ihnen den Vorwurf zu machen, welchen die Theologen von jeher Denen zu machen beliebt haben, welche sich von den einmal überlieferten Lehrsätzen entfernen: sie beschuldigten sie, keinen anderen Lebenszweck zu haben, als den, sich zu bereichern, um ohne die Zügel des Sittengesetzes Genüssen aller Art fröhnen zu können.[3]

Jedoch die Secten, welche den Islam offen angriffen, waren noch nicht die gefährlichsten; andere, welche mit ihm in Frieden leben wollten, sich aber nicht nur aus den Moslim's, sondern auch aus den Christen und Juden recrutirten, erwiesen sich als viel gefährlicher; denn unter dem Namen einer Universalreligion[4] predigten sie den Indifferentismus, und es war den moslimischen Theologen wohl bekannt, daß wo immer eine Religion ihrem Verfall entgegen geht, dies

---

[1]) Vgl. über diese Ideen, welche der Graf Gobineau (Trois ans en Asie S. 347) als „ganz indisch" bezeichnet, die Uebersetzung der Prolegomena Ibn-Khaldûn's von de Slane Bd. I S. 2 u. 3, n. 3.

[2]) Ibn-Chazm Bd. I fol. 128 r. und v.

[3]) Ibn-Chazm Bd. I fol. 127 r. — 128 r.

[4]) Auf Arabisch al-milla al-cullîja.

nicht durch directe Angriffe, sondern vielmehr durch die Gleichgiltigkeit ihrer Angehörigen geschieht. Die Vertreter jener Grundsätze gingen in gewissen Punkten aus einander; die einen gingen weiter als die anderen; gemeinsam aber war ihnen die Verachtung aller Speculation. „Die Welt," sagten sie, „ist voll von Religionen, Secten, philosophischen Schulen, welche sich gegenseitig hassen und verabscheuen. Sehet die Christen an! Der Melchit kann den Nestorianer nicht leiden, der Nestorianer haßt den Jakobiten, und einer verdammt den anderen. Unter den Moslim's behauptet der Motazelit, Alle, welche nicht wie er denken, seien Ungläubige; der Nonconformist betrachtet es als seine Pflicht, die Angehörigen einer anderen Secte zu tödten, und der Sunnit will weder mit dem einen noch mit dem anderen Etwas gemein haben. Unter den Juden ist es ebenso. Auch die Philosophen verdammen einander, etwas weniger leidenschaftlich zwar, aber sie sind nichtsdestoweniger uneins. Und wenn man sich fragt, welches unter dieser großen Zahl von philosophischen und theologischen Systemen die Wahrheit enthält, muß man gestehen, daß das eine so viel werth sei wie das andere. Die Argumente jeder der streitenden Parteien haben durchaus die selbe Kraft oder, wenn man will, die selbe Schwäche, nur versteht sich der Eine besser darauf als der Andere, die Waffen der Disputirkunst zu führen. Wollt ihr einen Beweis dafür? Begebt euch in jene Versammlungen, wo Männer verschiedener Ansichten mit einander disputiren. Was seht ihr dort? Daß der Sieger von gestern morgen der Besiegte ist, und daß in diesen gelehrten Versammlungen das Waffenglück so launisch ist wie auf dem wirklichen Schlachtfelde. Der Sachverhalt ist, daß Jeder dort von Dingen spricht, von denen er nichts weiß und nichts wissen kann."

Einige dieser Skeptiker indessen hielten an einer keinen Anzahl von Lehrsätzen fest. Es gab darunter Solche, die an das Dasein Gottes, des Schöpfers aller Dinge und an die Sendung Mohammed's glaubten; alles Uebrige, sagten sie, mag wahr sein oder nicht; wir wollen es weder leugnen noch behaupten, wir wissen es nicht, das ist Alles; aber unser Gewissen erlaubt uns nicht, Lehrsätze anzunehmen, deren Wahrheit uns nicht genügend bewiesen ist. Dies waren die Gemäßigten. Andere nahmen nur die Existenz eines Schöpfers an, und die, welche am weitesten gingen, glaubten an gar nichts. Sie behaupteten, das Dasein Gottes, die Schöpfung der Welt u. s. w. sei nie bewiesen worden, aber ebenso wenig sei es bewiesen, daß Gott nicht sei oder daß die Welt von Ewigkeit her bestanden habe. Einige lehrten, man müsse wenigstens zum Schein die Religion, in der man geboren sei, beibehal-

ten; Andere behaupteten, die Universalreligion sei das einzig Nothwendige, und verstanden unter diesem Namen die Morallehren, welche jede Religion predigt und die Vernunft billigt.[1]

Die Neuerer in Religionssachen hatten einen großen Vortheil vor den Neuerern in politischen Angelegenheiten voraus: sie wußten, was sie wollten. In der Politik dagegen hatte niemand feste Grundsätze. Man war unzufrieden mit dem Bestehenden, und es schien, als ob der Staat durch die Entwickelung der gesellschaftlichen Zustände mit Nothwendigkeit zu einer Revolution hingedrängt werde. Almanzor hatte diese Umwälzung vorausgesehen. Als er eines Tages seine Blicke über seinen prachtvollen Palast in Zâhira und die herrlichen Gärten, welche ihn umgaben, streifen ließ, brach er in Thränen aus und rief: „Unglückliches Zâhira! O, wüßte ich, wer es ist, der dich bald zerstören wird!" Als darauf der Freund, welcher ihn begleitete, seine Verwunderung über diesen Ausruf ausgesprochen, entgegnete er: „Du selbst wirst Zeuge dieser Katastrophe sein. Schon sehe ich diesen schönen Palast geplündert und vernichtet, ich sehe das Feuer des Bürgerkrieges mein Vaterland verzehren!"[2] Aber wenn nun diese Revolution wirklich ausbrach, was war ihr Zweck, und wie sollte sie ins Werk gesetzt werden? Darüber gab sich niemand Rechenschaft; doch waren wenigstens in einem einzigen Punkte Alle einig: daß man der Familie Almanzor's die Macht entreißen müsse. Dieser Wunsch kann durchaus nicht überraschen. Monarchische Völker können nicht ertragen, daß die Gewalt von einem Anderen als dem Monarchen selbst gehandhabt wird. Auch sind noch immer alle Minister, welche sich sozusagen an die Stelle des Monarchen gesetzt haben, die Zielscheibe heftigen und unerbittlichen Hasses gewesen, wie groß auch ihre Gaben und ihre Verdienste waren. Diese Beobachtung möchte schon genügen, um die Abneigung zu erklären, welche die Amiriden einflößten; allein man darf dabei ferner nicht vergessen, daß sie vielfach berechtigte Gefühle verletzt hatten. Wenn sie sich auch bisher damit begnügten, im Namen des omaijadischen Fürsten zu regieren, so hatten sie doch immer durchblicken lassen, daß sie nach etwas Höherem trachteten, daß es sie nach dem Throne gelüstete. Dieses Streben hatte nicht allein die zahlreichen Prinzen von Geblüt gegen sie erbittert, sondern auch die Theologen, welche dem Legitimitätsprincip treu anhingen, und die Nation überhaupt, welche der Dynastie sehr ergeben war oder wenig-

---

[1]) Ibn-Chazm Bd. II fol. 228 r. — 230 v.

[2]) Makkari Bd. I S. 387.

stens glaubte, es zu sein. Wir fügen hinzu, daß der Hofadel den Sturz der Amiriden wünschte, weil er sich von einem Wechsel eine Steigerung seiner Macht versprach, daß endlich das niedere Volk der Hauptstadt jeder Umwälzung zujubelte, welche ihm Veranlassung geben würde, die Reichen zu plündern und den Haß zu stillen, den es gegen diese hegte. Dieser letzte Umstand hätte, wie es scheint, dazu dienen müssen, die wohlhabenden Classen vorsichtiger zu machen. Da Cordova ein Mittelpunkt der Industrie geworden war und Tausende von Arbeitern in sich faßte, konnte der geringste Aufruhr schnell einen höchst beunruhigenden Charakter annehmen; ein schrecklicher Krieg zwischen Armen und Reichen konnte daraus hervorgehen. Aber die Unfähigkeit, die Lage der Dinge richtig zu beurtheilen, war so groß, daß die unmittelbare Nähe einer solchen Gefahr niemandem in den Sinn kam. Die wohlhabenden Classen sahen in den Arbeitern nur noch Verbündete und bildeten sich ein, Alles werde zur Ordnung zurückkehren, sobald nur die Amiriden aus dem Wege geräumt wären.

So war der Sturz der Amiriden der beinahe allgemeine Wunsch, als Modhaffar in der Blüthe seiner Jahre (October 1008) starb. Sein junger Bruder Abderrachmân folgte ihm. Die Priester haßten ihn. In ihren Augen haftete ihm schon durch seine Geburt ein unauslöschlicher Makel an, denn seine Mutter war die Tochter eines Sancho, sei es des Grafen von Castilien, sei es des Königs von Navarra; [1] auch nannte man ihn nicht anders als Sanchol, [2] „den kleinen Sancho"; unter diesem Beinamen ist er in der Geschichte bekannt. Sein Benehmen war nicht sehr geeignet, seine Geburt vergessen zu machen. Er liebte Vergnügungen leidenschaftlich und machte sich kein Gewissen daraus, öffentlich Wein zu trinken, und mit höchstem Unwillen erzählten sich die Leute, daß er eines Tages, als er den Muezzin vom Minaret herab rufen hörte: „Kommt zum Gebet!" gesagt habe: „Wenn er riefe: Kommt zum Becher, thäte er weit besser." [3] Man beschuldigte ihn außerdem, seinen Bruder Modhaffar vergiftet zu haben, und zwar durch einen Apfel, dessen eine Hälfte vergiftet gewesen sei; er selbst habe die eine Hälfte gegessen und die andere seinem Bruder gegeben. [4]

---

[1]) Siehe darüber meine Recherches Bd. I S. 205 f.

[2]) Heutiges Tages würde man Sanchuelo sagen, aber damals sagte man Sanchol. Siehe meine Recherches Bd. I S. 206.

[3]) Nowairi S. 478, 479.

[4]) Ibn-al-Athir unter dem Jahre 366; Raichân; An. Tol. (S. 403).

Diese Beschuldigungen waren vielleicht mehr oder weniger unbegründet; aber gewiß ist, daß Sanchol nicht die Talente und Gaben Almanzor's oder Modhaffar's besaß. Und nichtsdestoweniger wagte er zu thun, was weder der eine noch der andere von diesen gewagt hatte. Wenn sie auch in der That regierten, hatten sie doch den Omaijaden den Monarchen-Titel gelassen; sie waren nicht Khalifen gewesen, trotz ihres heißen Wunsches, es zu werden. Sanchol faßte den kühnen Plan, dieses Ziel dadurch zu erreichen, daß er sich zum präsumtiven Thronerben erklären ließ. Er sprach über dieses Vorhaben mit einigen einflußreichen Männern, unter denen der Kadi Ibn-Dhakwân und der Staatssecretär Ibn-Bord die hervorragendsten waren, und als er sich ihres Beistandes versichert hatte, wandte er sich mit seiner Bitte an Hischâm II. Der Khalif scheint trotz seiner Schwäche einen Augenblick vor einem so ernsten Schritt zurückgebebt zu sein, umsomehr als Mohammed nach einer allgemein verbreiteten Tradition gesagt haben sollte, die Macht komme nur der ma'additischen Race zu. Er fragte einige Theologen um Rath; aber die, an welche er sich wandte, folgten der Eingebung Ibn-Dhakwân's. Daher riethen sie ihm, der Bitte Sanchol's nachzugeben, und um seine Zweifel zu heben, citirten sie ihm Worte des Propheten wie die folgenden: „Der jüngste Tag wird nicht eher kommen, als bis ein Mann von der Race Kachtân den Scepter führt.“ [1] Der Khalif ließ sich überreden, und einen Monat nach dem Tode seines Bruders wurde Sanchol kraft einer Verordnung, welche von Ibn-Bord verfaßt war, zum Thronerben erklärt. [2]

Diese Verordnung brachte die Unzufriedenheit der Cordovaner auf den höchsten Gipfel. Ueberall hörte man die Verse, die ein Dichter auf diesen Anlaß geschrieben hatte: „Ibn Dhakwân und Ibn-Bord haben die Religion auf unerhörte Art verletzt. Sie haben sich gegen den wahren Gott empört, weil sie den Enkel Sancho's zum Thronerben erklärt haben.“ [3] Man erzählte sich mit großer Genugthuung, daß ein heiliger Mann, als er vor dem Palast von Zâhira vorbeigegangen sei, gerufen habe: „O Palast, der sich vom Raube vieler Häuser bereichert hat, gebe Gott, daß bald jedes Haus sich von dem

---

Diese Art zu vergiften, war nicht selten; Bekri (S. 121 Ende, ed. Slane) gibt ein anderes Beispiel dafür an.

[1]) Ibn-al-Abbâr S. 150.

[2]) Den Wortlaut dieses Documentes findet man bei Ibn-Bassâm (Bd. I fol. 24 v.), Nowairi, Ibn-Khaldûn und Makkari (Bd. I. S. 277, 278).

[3]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 207.

deinigen bereichere!"[1] Mit Einem Wort, überall brach Haß und Groll hervor. Indessen zu bewaffnetem Aufruhr kam es noch nicht; für den Augenblick ließ sich das Volk einschüchtern und durch die Anwesenheit der Armee im Zaume halten. Doch war der Aufruhr nahe am Ausbrechen. Durch die anscheinende Ruhe, welche in der Stadt herrschte, getäuscht, hatte Sanchol angekündigt, er werde einen Zug gegen das Königreich Leon unternehmen, und an einem Freitag, den vierzehnten Januar des Jahres 1009, verließ er an der Spitze seiner Truppen die Hauptstadt. Er hatte den Einfall gehabt, sich einen Turban aufzusetzen, eine Kopfbedeckung, welche in Spanien nur von den Männern des Gesetzes und den Theologen getragen wurde, und hatte seinen Soldaten befohlen, das Selbe zu thun. Die Cordovaner sahen in dieser Laune eine neue Beschimpfung der Religion und ihrer Diener.

Nachdem Sanchol die Grenze überschritten hatte, versuchte er vergebens Alphons V. zu zwingen, von den Bergen herabzusteigen, in denen er sich verschanzt hielt. Bald darauf machte ein Schneefall die Straßen unwegsam und nöthigte ihn zum Rückzug.[2] Kaum in Toledo angekommen, hörte er, daß eine Revolution in der Hauptstadt ausgebrochen sei.

Ein Prinz aus dem Hause Omaija, Namens Mohammed, hatte sich an die Spitze der Bewegung gestellt. Er war ein Sohn jenes Hischâm, den Modhaffar hatte enthaupten lassen, also ein Urenkel Abderrachmân's III., und hatte sich in Cordova verborgen gehalten, um dem Schicksal zu entgehen, welches seinen Vater betroffen. Während dieser Zeit hatte er im Volk Verbindungen angeknüpft. Dank dem Golde, das er nicht sparte, hatte er, unterstützt durch einen fanatischen Fakih, Namens Chasan ibn-Jachjâ, und mit Hilfe mehrerer Omaijaden bald eine Bande von vierhundert entschlossenen und unerschrockenen Männern beisammen. Das Gerücht einer Verschwörung gelangte zwar zu den Ohren des Amiriden Ibn-Askaledscha, welchem Sanchol die Regierung Cordova's während seiner Abwesenheit anvertraut hatte, allein dieses Gerücht war so unbestimmt, daß Ibn-Askaledscha, wiewohl er mehrere verdächtige Häuser untersuchen ließ, nichts entdecken konnte. Mohammed setzte die Ausführung seines Planes auf Dienstag den fünfzehnten Februar an, wählte unter seinen Ergebenen dreißig der

---

[1]) Makkari Bd. I S. 388.

[2]) Ibn-al-Athir unter dem Jahre 366. Man gab diesem Feldzug den Namen: Feldzug des Schmutzes (Nowairi S. 474).

entschlossensten aus und befahl ihnen, sich gegen Abend mit Waffen, die sie unter den Kleidern verbergen sollten, auf die Terrasse am Khalifenpalast zu begeben. „Eine Stunde vor Sonnenuntergang werde ich zu euch kommen," sagte er, „aber hütet euch wohl, das Geringste zu unternehmen, bevor ich euch das Zeichen dazu gegeben."

Als die dreißig Männer sich auf ihren Posten begaben, erregten sie gar keinen Argwohn; denn die Terrasse des Palastes, welche auf die Landstraße und auf den Fluß hinausging, war ein sehr besuchter Spaziergang. Mohammed ließ nun auch seine anderen Anhänger zu den Waffen greifen und schärfte ihnen ein, sich bereit zu halten. Darauf bestieg er seinen Maulesel, und auf der Terrasse angekommen, gab er jenen Dreißig das Signal, sich auf den Posten zu werfen, welcher den Eingang des Palastes bewachte. Unvermuthet angegriffen, wurden die Soldaten bald entwaffnet, und Mohammed eilte in das Gemach Ibn-Askaledscha's, welcher gerade mit zwei jungen Mädchen des Harems plauderte und trank. Ehe er Zeit finden konnte, sich zu vertheidigen, war er ermordet.

Wenige Augenblicke nachher durchliefen die anderen Verschworenen, welche von ihren Anführern benachrichtigt worden waren, die Straßen mit dem Rufe: „Zu den Waffen, zu den Waffen!" Der Erfolg übertraf ihre Erwartungen. Das Volk, welches nur eine Gelegenheit abgewartet hatte, um sich zu erheben, folgte ihnen mit Freudengeschrei, und von diesem Lärm herbeigelockt, kamen auch die Landleute in Menge und schlossen sich dem Haufen an. Sie eilten nach dem vergoldeten Gefängniß Hischâm's II. und durchbrachen die Mauer an zwei Stellen. Der unglückliche Herrscher hoffte noch, daß man ihn retten werde. Die hohen Beamten waren in Zâhira, wo sie einige Slaven-Regimenter und wenige andere zur Verfügung hatten; aber als sie die Nachricht erhielten, daß ein Aufruhr ausgebrochen sei, glaubten sie anfangs Ibn-Askaledscha werde ihn leicht dämpfen, und später, als sie erfuhren, die Sache sei viel ernster, als sie anfangs gedacht, wurden sie vom Schrecken völlig gelähmt. Jedermann schien den Kopf verloren zu haben, und man that nichts zur Befreiung des Khalifen. Der letztere, welcher jeden Augenblick fürchtete, die Menge werde sich des Palastes bemächtigen, entschloß sich endlich, einen Boten an Mohammed zu schicken, um ihm zu sagen, er werde zu seinen Gunsten abdanken, wenn er ihm das Leben lassen wolle. „Was!" antwortete Mohammed dem Boten; „meint denn der Khalif, daß ich zu den Waffen gegriffen habe, um ihn zu tödten? Keineswegs, ich habe sie ergriffen, weil ich mit Schmerzen sah, daß er unserer Familie die Regierung entziehen will.

Er mag thun was ihm beliebt. Wenn er mir die Krone aus freiem Willen überläßt, werde ich ihm sehr dankbar sein, und in diesem Falle kann er von mir Alles verlangen, was er will." Dann ließ er die Theologen und einige angesehene Bürger kommen, befahl ihnen, eine Abdankungsurkunde aufzusetzen, und nachdem Hischâm dieses Actenstück unterschrieben, brachte Mohammed den Rest der Nacht im Palaste zu. Am folgenden Tage ernannte er einen seiner Verwandten zum ersten Minister, vertraute einem anderen Omaijaden die Statthalterschaft der Hauptstadt an und beauftragte sie, alle Diejenigen, welche es wünschen sollten, in die Heeresliste einzuschreiben. Die Begeisterung war so groß und so allgemein, daß alle Welt herzueilte, Soldat zu werden, Männer aus dem Volk, reiche Kaufleute, Landleute aus der Umgegend, Imâm's der Moscheen, fromme Einsiedler, alle wollten einer dem andern zuvorkommen, alle ihr Blut vergießen, um die rechtmäßige Dynastie gegen den Libertiner zu vertheidigen, der den Thron hatte an sich reißen wollen.

Jetzt befahl Mohammed seinem ersten Minister, sich nach Zâhira zu begeben und sich dieser Stadt zu bemächtigen. Die Beamten, welche sich dort befanden, dachten gar nicht daran, sich zu vertheidigen; sie beeilten sich, den neuen Khalifen um Gnade anzuflehen und sich ihm zu unterwerfen. Er bewilligte ihre Bitte, aber erst nachdem er ihnen wegen ihrer Betheiligung an den ehrgeizigen Plänen Sanchol's harte Vorwürfe gemacht hatte.

So war in weniger als vierundzwanzig Stunden die Herrschaft der Amiriden gestürzt. Niemand hatte einen so raschen Erfolg erwartet. Daher herrschte allgemeine Freude in Cordova, namentlich in den unteren Schichten der Gesellschaft. Das Volk, welches immer in seiner Freude wie in seinem Zorne sich leicht hinreißen läßt, sah eine Zukunft des Glückes sich eröffnen; der Mittelstand hingegen, wenn er die tief-eingreifenden und empfindlichen Folgen dieser Revolution geahnt hätte, würde sich wohl gehütet haben, Theil daran zu nehmen; er hätte sich der Erwägung nicht verschlossen, daß der aufgeklärte Despotismus der Amiriden, welcher dem Lande beneidenswerthes Gedeihen und militärischen Ruhm verliehen hatte, mehr werth war als die Anarchie und die Willkürherrschaft der Soldatesca, die es von jetzt an drücken sollte.

Schon jetzt ließen die Excesse, welche gewöhnlich eine vom Volke ausgehende Revolution begleiten, nicht auf sich warten. Mohammed konnte wohl Plünderungen befehlen, aber er konnte sie nicht verbieten. Als er voraussah, was kommen werde, gab er den Befehl, alle

Schätze und Kostbarkeiten, welche sich in Zâhira befanden, nach Cordova zu schaffen, aber die Plünderer waren schon am Werk. Sie schleppten Alles aus dem Palaste, sogar die Thüren und das Getäfel, und außerdem wurden noch viele Häuser, welche den Anhängern Almanzor's und seiner Familie gehörten, geplündert. Vier Tage lang konnte Mohammed nichts gegen diese Räuber ausrichten, oder wenn er es konnte, er wagte es nicht. Endlich gelang es ihm, der Plünderung Einhalt zu thun. Die in Zâhira angehäuften Reichthümer waren so beträchtlich, daß man dort, abgesehen von Dem, was das Volk auf die Seite gebracht hatte, anderthalb Millionen Goldstücke und zwei Millionen und hunderttausend Siberstücke fand. Einige Zeit nachher entdeckte man noch Verstecke, wo zweimalhunderttausend Goldstücke lagen. Als der Palast endlich ganz ausgeleert war, steckte man ihn in Brand, und bald war diese prachtvolle Residenz nur noch ein Trümmerhaufen.

Inzwischen waren dem in der Moschee versammelten Volke nach dem Gottesdienst am Freitag (den 18. Februar) zwei officielle Actenstücke vorgelegt worden. Das erste enthielt die Aufzählung der Unthaten Sanchol's und den Befehl, ihn in den öffentlichen Gebeten zu verfluchen; kraft des zweiten wurden mehrere kürzlich eingeführte Steuern wieder abgeschafft. Acht Tage darauf kündigte Mohammed dem Volke an, daß er einen Beinamen angenommen habe (mit welchem wir ihn von nun an bezeichnen werden), nämlich den Namen Mahdî,[1] und als er von der Kanzel herabgestiegen war, wurde ein Aufruf zum Kriege gegen Sanchol verlesen. Diese letztere Bekanntmachung machte außerordentlichen Eindruck. Die Begeisterung der Hauptstadt theilte sich den Provinzen mit, so daß Mahdî sich in kurzer Zeit an der Spitze einer sehr zahlreichen Armee sah; aber da es das Volk gewesen war, welches die Revolution gemacht hatte, und dieses sich nicht von den alten Truppenführern, welche alle zur Partei des Hofes gehört hatten, leiten lassen wollte, hatte diese Armee zu höchsten Officieren Männer des Volkes und der Mittelclasse, Aerzte, Weber, Schlachter, Sattler. Zum ersten Mal war das moslimische Spanien demokratisch geworden; die Macht war nicht nur den Amiriden, sondern dem Adel überhaupt entrissen.

Unterdessen hatte sich Sanchol, nachdem er zu Toledo die Nachricht von der Erhebung der Hauptstadt erhalten, nach Calatrava gewandt. Er hatte die Absicht, den Aufruhr mit Gewalt zu dämpfen;

[1]) Al-Mahdî billâh, von Gott geleitet.

aber schon während seines Marsches verließen ihn viele Soldaten, und als er von denen die bei ihm geblieben waren, verlangte, daß sie ihm den Eid der Treue leisteten, weigerten sie sich, indem sie sagten, sie hätten schon geschworen und wollten es nicht ein zweites Mal thun. Die nämliche Antwort gaben sogar die Berbern, welche von den Amiriden doch mit Gold überschüttet worden waren und auf welche Sanchol vor allen anderen rechnen zu können geglaubt hatte. Er wußte nicht, daß Dankbarkeit und Treue nicht zu ihren Tugenden gehörten. Da sie die Sache ihrer Wohlthäter als verloren ansahen, war ihr einziger Gedanke, ihre Reichthümer durch bereitwillige Unterwerfung unter den neuen Khalifen zu retten; auch bemühten sie sich gar nicht, ihre Absicht zu verbergen, denn als Sanchol einen ihrer Führer, Mohammed ibn-Jilâ zu sich rief und ihn fragte, wie wohl nach seiner Meinung die Soldaten gegen ihn gestimmt seien, antwortete jener ihm:

„Ich will dich weder über meine eigene Gesinnung noch über die der Armee täuschen. Ich sage dir also frei heraus, daß niemand sich für dich schlagen wird.“

„Wie, niemand?“ fragte Sanchol, der, wiewohl schon durch die Treulosigkeit eines Theils seiner Truppen enttäuscht, doch ein solches Geständniß nicht erwartet hatte; „und wie kann ich mich davon überzeugen, daß deine Ansicht begründet ist?“

„Laß deine Bedienung den Weg nach Toledo nehmen und kündige an, du wollest ihr folgen; dann wirst du sehen, ob du Soldaten findest, die dich begleiten.“

„Vielleicht hast du Recht,“ sagte Sanchol traurig; er wagte die Probe, welche der Berber ihm vorgeschlagen, nicht.

Inmitten des allgemeinen Abfalls war ihm nur ein einziger treuer und aufrichtiger Freund geblieben: „es war einer seiner leonischen Verbündeten, der Graf Carrion aus der Familie der Gomez.[1]

„Komm mit mir,“ sagte dieser Edelmann zu ihm; „mein Schloß soll dir eine Zufluchtsstätte sein, und, wenn es sein muß, werde ich meinen letzten Blutstropfen an deine Vertheidigung setzen.“

„Ich danke dir für dein Anerbieten, mein trefflicher Freund,“ antwortete ihm Sanchol, „aber ich kann es nicht annehmen. Ich muß nach Cordova gehen, wo meine Freunde mich erwarten, wo sie sich wie Ein Mann erheben werden, um meine Sache zu verfechten, sobald sie mich in ihrer Nähe wissen. Außerdem hoffe ich, ja ich bin dessen

[1]) Siehe über dieses Grafengeschlecht Sandoval, Cinco Reyes, fol. 62 v.

ganz gewiß, daß, sobald ich ankomme, viele von Denen, die es jetzt mit Mohammed zu halten scheinen, ihn verlassen werden, um sich mit mir zu vereinen."

„Prinz", antwortete der Graf „überlaß dich nicht diesen thörichten und eitlen Hoffnungen. Glaube mir, Alles ist verloren, und selbst deine Armee wird sich gegen dich erklären; auch in Cordova wirst du niemanden finden, der dir beisteht."

„Das wollen wir sehen," erwiderte der Amiride; „ich habe beschlossen, nach Cordova zu gehen, und werde es thun."

„Ich kann dein Vorhaben nicht billigen," sagte darauf der Graf, „und bin überzeugt, daß du in einer Täuschung befangen bist, die dir verhängnißvoll werden kann; aber was auch geschehe, ich werde dich nicht verlassen."

Nachdem Sanchol den Befehl gegeben, den Marsch nach der Hauptstadt fortzusetzen, kam er an eine Herberge, welche Manzil-Chânî hieß. Dort machte er Halt; aber die Berbern benützten die Dunkelheit der Nacht und desertirten in Masse, so daß er am folgenden Morgen nur noch seine Diener und die Soldaten des Grafen um sich versammelt sah. Noch einmal beschwor ihn der Graf, das Anerbieten, welches er ihm gemacht, anzunehmen; aber es war umsonst; der junge Prinz lief blindlings seinem Verderben in die Arme. „Ich habe den Kadi schon nach Cordova geschickt," sagte er; „er wird für mich nicht vergebens um Gnade bitten."

An einem Abend, Donnerstag den vierten März, kam er im Kloster Chauch an. Reiter, welche Mahdî ihm entgegengeschickt hatte, trafen ihn am folgenden Tage. „Was wollt ihr von mir?" sagte Sancho zu ihnen; „laßt mich in Frieden, denn ich habe mich der neuen Regierung unterworfen." — „Wenn es sich so verhält," antwortete ihm der Befehlshaber der Truppe, „mußt du uns nach Cordova folgen." Sancho mußte diesem Befehle gehorchen, wie sehr es ihm auch widerstrebte. Unterwegs begegnete man am Nachmittag dem ersten Minister Mahdî's, welcher von einer größeren Abtheilung Soldaten begleitet war. Man machte Halt, und während man den Harem Sanchol's, welcher aus siebenzig Frauen bestand, nach Cordova schickte, führte man ihn selbst vor den Minister. Sanchol küßte mehrere Male die Erde, indem er dem Omaijaden entgegenging; aber man rief ihm zu: „Küsse auch den Huf seines Pferdes!" Er that es, und schweigend mußte der Graf von Carrion die tiefe Erniedrigung Dessen ansehen, vor dem noch kürzlich ein großes Reich gezittert hatte. Als man ihn dann von seinem eigenen Pferde auf ein anderes gesetzt hatte, rief der Minister: „Man reiße

ihm seine Mütze ab!" und als dieser Befehl vollzogen war, machte man sich wieder auf den Weg.

Als man bei Sonnenuntergang auf dem Etappenplatz angekommen war, erhielten die Soldaten Befehl, Sanchol Hände und Füße zu binden. Während sie sich dieses Auftrags auf rohe Art entledigten, sagte er zu ihnen: „Ihr verwundet mich; gönnt mir eine kleine Frist und laßt meine Hand frei." Als ihm seine Bitte gewährt wurde, zog er schnell einen Dolch aus seinem Stiefel; aber die Soldaten entrissen ihm denselben, ehe er noch Zeit hatte, sich zu erstechen. „Ich werde dir diese Mühe ersparen," rief der Minister aus, warf ihn zu Boden, tödtete ihn und hieb mit eigener Hand ihm den Kopf ab. Auch der Graf wurde ermordet.

Am folgenden Tage in Cordova angelangt, überbrachten die Reiter dem Khalifen die Ueberreste Sanchol's. Nachdem der Leichnam einbalsamirt worden, ließ Mahdî ihn von seinem Pferde mit Füßen treten, ihn dann, mit einer Tunica und Beinkleidern angethan, nahe bei einem Thore des Palastes an ein Kreuz nageln und den vom Rumpfe getrennten Kopf auf eine Lanze gesteckt daneben stellen. Bei diesen grauenerregenden Ueberresten stand ein Mann, welcher unaufhörlich rief: „Das ist Sanchol, der Glückselige![1] Möge Gott ihn verdammen und möge er auch mich selbst verdammen!" Dieser Mann war der Befehlshaber der Garde Sanchol's, der unter der Bedingung begnadigt worden war, daß er auf diese Art die seinem Herrn erwiesene Treue abbüße.[2]

[1]) Dies war der von Sanchol angenommene Beiname.

[2]) Nowairi S. 474 — 9; Makkari Bd. I S. 278, 379.

XIV.[1]

Alles schien anfangs nach Mahdî's Wünschen zu gehen. Das Volk von Cordova hatte ihn auf den Thron erhoben, die Berbern hatten ihn anerkannt, und noch waren keine fünf Tage seit dem Tode des Amiriden verflossen, als er einen Brief erhielt, in welchem Wâdhich, der mächtigste unter den Slaven und Statthalter der unteren Grenze, ihm seine Ergebenheit zusicherte, indem er betheuerte, die Nachricht von der Hinrichtung des Usurpators habe ihm große Freude verursacht. Da Wâdhich sein Glück Almanzor verdankte, hatte Mahdî eine so schnelle Unterwerfung nicht erwartet. Daher beeilte er sich, ihm Beweise seiner Dankbarkeit zu geben; er schickte ihm ein großes Geldgeschenk, ein Ehrenkleid, ein reich aufgezäumtes Pferd und ein Diplom, durch welches er ihn als Statthalter aller Grenzen bestätigte.

Alle Parteien hatten sich also um die Regierung geschaart. So hatte es wenigstens den Anschein nach dem freiwilligen Entgegenkommen im ersten Augenblick; allein diese Einigkeit war weniger stichhaltig und weniger tiefgehend, als es schien. Die Revolution war bei allgemeiner

[1]) Siehe Nowairî S. 479—484; Ibn-Khaldûn fol. 19 r. und v.; Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 7 v., 8 r. und v. (Ibn-Bassâm scheint diese Stelle sehr abgekürzt zu haben); Abd-al-wâchid S. 28—30; Ibn-al-Abbâr S. 159, 160; Ibn-al-Athîr unter dem Jahre 366; Makkarî Bd. I S. 278; Rodrigo von Toledo, Hist. Arabum, c. 32—35. Ueber die Zeitangaben vergleiche man meine Recherches Bd. I S. 238 f., 710 erste Ausgabe. Ueber die Grabschrift Otto's, des Bischofs von Gerona, siehe auch Esp. sagr. Bd. XLIII S. 157 f.

fieberhafter Erregung, welche den klaren Verstand nicht zur Geltung kommen ließ, zu Stande gebracht; aber als man wieder anfing nachzudenken, bemerkte man, daß mit dem Sturz der Amiriden noch nicht Alles beendet, nicht Alles wieder hergestellt und verbessert sei, daß auch bei einer anderen Regierungsform es Allerlei zu tadeln und auszusetzen gebe. Mahdî besaß weder Talente noch Tugenden. Er war ein sittenloser, grausamer, blutgieriger Mensch und so ungeschickt, daß er sich nachgerade alle Parteien abwendig machte. Er fing damit an, siebentausend Arbeiter zu entlassen, welche sich hatten anwerben lassen. Da er Cordova nicht den niederen Classen Preis geben mochte, war diese Maßregel ohne Zweifel nöthig; aber sie erregte die Unzufriedenheit des Volks, welches, stolz darauf, die Revolution zu Wege gebracht zu haben, es sich gern gefallen ließ, für reichlichen Sold nichts zu thun. Darauf verbannte er eine große Anzahl amiridischer Slaven und nahm anderen, welche im Palaste dienten, ihr Amt. Das konnte sie nur zur Opposition treiben, während er sie mit etwas mehr Klugheit wahrscheinlich gewonnen hätte. Zugleich brachte er die Frommen gegen sich auf. Er verließ den Palast nicht mehr, dachte nur daran, sich zu vergnügen, und die frommen Moslim's erzählten einander mit Grauen, er gebe Feste, bei denen wohl hundert Lauten und ebenso viele Flöten sich hören ließen. „Er macht es ebenso wie Sanchol," sagte man. Er wurde der „Trinker" genannt; man beschuldigte ihn, manchen häuslichen Frieden gestört zu haben; man sang Lieder auf ihn, wie man sie früher auf seinen Rivalen gesungen hatte. Seine Grausamkeit endlich bewirkte, daß er völlig in der öffentlichen Meinung sank. Als Wâdhich ihm die Köpfe mehrerer Einwohner der Grenze, welche ihn nicht hatten anerkennen wollen, schickte, befahl er, Blumen in die Köpfe zu pflanzen und sie am Ufer des Flusses, seinem Palaste gegenüber, aufzustellen. Diesen sonderbaren „Garten" betrachtete er gern und forderte seine Dichter auf, Verse darauf zu machen. Unter diesen Dichtern befand sich auch Çâ'id, welcher, nachdem er früher den Amiriden geschmeichelt hatte, jetzt ihren Feind vergötterte.[1]

Mit dem Volk, den Slaven, den Frommen und überhaupt mit allen rechtschaffenen Leuten zerfallen, that Mahdî nichts, sich den Berbern geneigt zu machen, welche sich ihm doch aus eigenem Antriebe ergeben hatten. Freilich waren diese rauhen Kriegsleute in der Hauptstadt sehr verhaßt. Das Volk konnte ihnen nicht verzeihen, daß sie die Verfechter und Stützen der Amiriden gewesen, und wenn Mahdî

---

[1]) Siehe Abbad. Bd. I S. 244.

sie offenkundig unter seinen Schutz genommen hätte, so wäre ihm auch der Rest von Popularität, der ihm noch geblieben, verloren gegangen. Allein da er sie unmöglich nach Afrika zurückschicken konnte, hätte er sie wenigstens schonen sollen. Dies that er aber nicht. Bei jeder Gelegenheit bezeigte er ihnen seinen Haß und seine Verachtung; er verbot ihnen sogar zu reiten, Waffen zu tragen und den Khalifenpalast zu betreten. Dies war eine große Unvorsichtigkeit. Daran gewöhnt, vom Hofe geachtet, geehrt und ausgezeichnet zu werden, hatten die Berbern ein starkes Bewußtsein von ihrer Würde und ihrer Macht. Auch konnten sie sich nicht dazu verstehen, nichts mehr im Staate zu gelten, und als eines Tages mehrere ihrer Paläste vom Volke geplündert worden waren, ohne daß die Polizei sich widersetzt hätte, kamen Zâwî und zwei andere ihrer Häuptlinge zum Khalifen und forderten mit Nachdruck die Bestrafung der Schuldigen. Durch ihre feste und entschlossene Haltung eingeschüchtert, entschuldigte Mahdî sich, so gut er konnte, und um sie zu besänftigen, ließ er die Anstifter des Aufruhrs enthaupten. Jedoch erholte er sich bald von seinem Schrecken und begann nun von neuem, die Berbern zu quälen.

Indessen, so leichtsinnig er war, konnte er sich nicht gänzlich über das Gefahrvolle seiner Lage täuschen, und was er vor Allem fürchtete, war, daß der Name Hischâm's II. einst ein Vereinigungspunkt für alle Parteien, die er beleidigt hatte, werden möchte; er beschloß daher, seinen hohen Gefangenen nicht zwar zu tödten, aber ihn für todt auszugeben. Ein Christ, welcher Hischâm sehr ähnlich sah, war gerade gestorben (April 1009). Mahdî ließ seinen Leichnam heimlich in den Palast tragen, wo er ihn Personen, welche Hischâm gekannt hatten, zeigte. Sei es nun, daß die Aehnlichkeit wirklich sehr augenfällig war, sei es, daß die betreffenden Personen bestochen waren, so viel ist gewiß: sie erklärten, dies sei der Leichnam des letzten Khalifen. Mahdî ließ darauf Fakih's, Patricier und Leute aus dem Volke sich versammeln, und der Christ wurde mit allen der Königswürde zukommenden Ehrenbezeigungen auf dem moslimischen Gottesacker bestattet. Den wahren Hischâm aber ließ Mahdî in dem Palaste eines seiner Veziere gefangen halten.

Nach dieser Seite hin beruhigt, glaubte der Khalif unüberlegter Weise, daß er sich von nun an Alles erlauben könne. Im Mai ließ er, man weiß nicht weshalb, Solaimân, einen Sohn Abderrachmân's III., welchen er kurz vorher zum Thronerben ernannt hatte, ins Gefängniß werfen. Außerdem machte er Anstalten, zehn berberische Anführer zu beseitigen. Es hätte nicht einmal dessen bedurft, um die Afrikaner zu

den Waffen zu rufen, und auch Hischâm, ein Sohn Solaimân's, arbeitete mit Macht daran, sich eine Partei zu bilden.[1] Es gelang ihm ohne Schwierigkeit; die siebentausend Arbeiter, welche Mahdî entlassen hatte, waren ein zum Aufruhr bereites Heer. Am zweiten Juni versammelten sie sich vor dem Palaste Hischâm's und riefen ihn zum Khalifen aus. Hischâm führte sie darauf in eine Ebene außerhalb der Stadt, und als die Berbern sich mit ihm vereinigt hatten, rückte er auf den Palast Mahdî's zu.

Auf so ungestüme Art mitten aus seinen Vergnügungen gerissen, ließ der Khalif die Volksmenge fragen, was sie begehre. „Du hast meinen Vater ins Gefängniß werfen lassen," ließ Hischâm zur Antwort geben, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist." Mahdî gab Solaimân sogleich die Freiheit; aber wenn er glaubte, daß diese Maßregel genügen werde, die Menge zum Auseinandergehen zu bewegen, so hatte er sich geirrt; denn Hischâm ließ ihm sagen, er müsse ihm die Krone abtreten. Da Mahdî wünschte, Zeit zu gewinnen, that er, als ob er sich mit ihm in eine Unterhandlung einlassen wolle; als aber diese sich in die Länge zog, machten sich die Arbeiter und Berbern, der Unthätigkeit überdrüssig, daran, die Kaufläden auf dem Markte der Sattler zu plündern und in Brand zu stecken. Da ergriffen die Cordovaner die Waffen, nicht um Mahdî beizustehn, sondern um ihre Häuser vor der Plünderung zu schützen, und bald kamen die Soldaten, welche der Khalif mittlerweile hatte zusammenbringen können, ihnen zu Hilfe. Der Kampf währte ohne Unterbrechung eine Nacht und einen Tag; aber am Morgen des Freitags, den dritten Juni, sahen sich die Berbern gezwungen, in der größten Unordnung die Flucht zu ergreifen. Ein Theil der Cordovaner verfolgte sie bis an die Ufer des Guadalmellato; andere plünderten ihre Häuser und bemächtigten sich der Frauen, und auf jeden Berbernkopf wurde eine Prämie gesetzt. Der Gegenkhalif Hischâm und sein Vater wurden gefangen genommen und ersterer auf Mahdî's Befehl enthauptet.

Als die Berbern sich endlich wieder gesammelt hatten, schworen sie, daß sie sich auf eine eclatante Weise rächen wollten; allein da sie nicht viel Geschicklichkeit besaßen, wußten sie nicht, wie sie es anfangen sollten. Zu ihrem Glück war Zâwî unter ihnen. Ein Sprößling der cinhedschitischen Dynastie, die über jenen Theil Afrika's herrschte, dessen

[1]) In seiner Abhandlung über die Liebe (fol. 121 r.) spricht Ibn-Chazm beiläufig von der Empörung dieses Hischâm, welcher den Beinamen Raschîd trug.

Hauptstadt Kairawân war, hatte er mehr Bildung und Verstand als die meisten seiner Waffenbrüder und sah ein, daß man vor allem Mahdî einen Rivalen entgegensetzen müsse. Er hatte einen Omaijaden zur Hand, Solaimân, einen Neffen Hischâm's, welcher, nachdem er an seines Oheims Unternehmen Theil genommen, den Berbern auf ihrer Flucht gefolgt war. Zâwî schlug seinen Kameraden vor, ihn zum Khalifen auszurufen. Einige weigerten sich und erklärten, Solaimân sei wohl ein rechtschaffener Mann, allein er besitze nicht die für ein Parteihaupt unentbehrliche Energie, auch nicht die nöthige Erfahrung, um eine Armee zu führen. Andere wollten durchaus keinen Araber als Herrscher. Um seinen Plan trotzdem annehmbar zu machen, nahm Zâwî seine Zuflucht zu einem uns zwar wohlbekannten, den Berbern aber gewiß ganz neuen Mittel. Er nahm fünf Lanzen, machte ein Bündel daraus und gab sie dem Soldaten, welcher für den stärksten galt, indem er zu ihm sagte: „Versuche, sie zu zerbrechen!" Als der Soldat dies nicht zu Stande brachte, fuhr jener fort: „Löse den Strick und zerbrich sie einzeln!" und in einem Augenblick zerbrach der Berber sie alle. „Laßt euch das als Beispiel dienen, ihr Berbern," sprach Zâwî darauf; „einig, seid ihr unüberwindlich; uneinig, werdet ihr alle umkommen, denn ihr seid von unerbittlichen Feinden umgeben. Bedenkt die Gefahr und sagt mir schnell, welcher Meinung ihr seid." — „Wir sind bereit, deinem weisen Rathe zu folgen;" rief man von allen Seiten, „und wenn wir doch unterliegen müssen, so soll es wenigstens nicht durch unsere eigene Schuld geschehen." — „Nun wohl," fuhr Zâwî fort, indem er Solaimân's Hand ergriff, „schwört also, diesem Koraischiten treu zu sein! Dann wird euch niemand beschuldigen können, nach der Herrschaft über dieses Land gestrebt zu haben, und da er selbst ein Araber ist, werden viele Angehörigen seiner Nation sich für ihn und für euch erklären."

Als man Solaimân den Eid geleistet und dieser erklärt hatte, er wolle von nun an den Beinamen Mosta'în führen, nahm Zâwî noch einmal das Wort. „Die Lage ist ernst," sagte er; „vor allen Dingen ist es nöthig, daß keiner trachte, seinen Ehrgeiz zu befriedigen und sich eine Macht anzumaßen, auf die er kein Recht hat. Jeder Stamm wähle sich also einen Häuptling, und dieser Häuptling muß mit seinem Kopf für die Treue seines Regimentes gegen den Khalifen einstehen." Es wurde ausgeführt und natürlich Zâwî von seinem Stamme, dem der Einhedscha's, gewählt.[1] Von Anfang an also hatte

[1]) Ibn-al-Khatib, Artikel über Zâwî, Man. G., fol. 133 v.

Solaimân keine Autorität über die Berbern, welche ihre Hauptleute selbst gewählt hatten, ohne ihn zu Rathe zu ziehen; er war nur ein Strohmann und ist es auch in der Folge geblieben.

Darauf rückten die Afrikaner gegen Guadalaxara, und nachdem sie sich dieser Stadt bemächtigt hatten, suchten sie Wâdhich zu überreden, gemeinsame Sache mit ihnen zu machen, indem sie ihn baten, ihnen die Thore von Medinaceli zu öffnen. Aber Wâdhich hörte nicht auf ihre Vorschläge, vielmehr schritt er, nachdem er Verstärkung von Mahdi erhalten, seinerseits zum Angriff. Er wurde geschlagen; allein die Berbern konnten sich des errungenen Sieges nicht freuen, denn Wâdhich schnitt ihnen die Lebensmittel ab, so daß sie sich vierzehn Tage lang nur von Kräutern nähren mußten. In dieser Noth schickten sie einige ihrer Leute zu Sancho, dem Grafen von Castilien, die ihn um seine Vermittelung bitten und ihm, für den Fall daß Mahdi und Wâdhich nicht zum Frieden geneigt wären, ein Bündniß antragen sollten.

In der Residenz des Grafen angekommen, fanden die Afrikaner dort schon eine Gesandtschaft Mahdi's vor. Diese hatte dem Grafen Sancho Pferde, Maulesel, Geld, Kleider, Edelsteine und andere Geschenke überbracht und ihm viele Städte und Festungen versprochen, wenn er dem Khalifen von Cordova zu Hilfe kommen wolle. Wie hatte sich Alles in wenigen Monaten verändert! Jetzt waren es nicht mehr die Moslim's, welche den christlichen Fürsten die Gesetze vorschrieben: es war im Gegentheil der Graf von Castilien, welcher über das Schicksal des arabischen Spaniens zu entscheiden hatte.

Da der Graf über die Lage der Dinge bei seinen Nachbarn gut unterrichtet war und einsah, daß die Macht Mahdi's nur an einem Faden hing, versprach er den Berbern, sich für sie zu erklären, sobald sie sich verpflichteten, ihm die Festungen, welche die Gesandten Mahdi's ihm angeboten hatten, zu überlassen, und als sie darein willigten, verabschiedete er die anderen Gesandten und schickte tausend Ochsen, fünftausend Hammel und tausend Wagen mit Lebensmitteln ins berberische Lager. Nun waren die Berbern bald im Stande, wieder ins Feld zu rücken, und nachdem der Graf mit seinen Truppen zu ihnen gestoßen war, schlugen sie die Straße nach Medinaceli ein.

Bei dieser Stadt angekommen, machten sie neue Versuche, um Wâdhich für ihre Sache zu gewinnen. Es gelang ihnen nicht besser als früher, und da sie mit Recht dafür hielten, daß man keine Zeit verlieren dürfe, marschirten sie geradeswegs auf Cordova zu (Juli 1009). Wâdhich folgte ihnen mit seiner Reiterei und griff sie an;

doch nachdem er viele von den Seinen verloren hatte, mußte er die Flucht ergreifen und erreichte mit nur vierhundert Reitern Cordova. Bald darauf langte dort auch einer seiner Unterfeldherrn mit zweihundert andern Reitern an, welche ebenfalls dem Blutbade glücklich entronnen waren.

Als Mahdî vernahm, daß die Berbern gegen die Hauptstadt rückten, theilte er unter alle streitbaren Männer Waffen aus und verschanzte sich in einer Ebene östlich von Cordova. Statt aber hier den Feind zu erwarten, hatte er die Unvorsichtigkeit, ihm entgegen zu gehen. Bei Cantich kam es zu einem Zusammenstoß der beiden Armeen (5. November 1009), und eine Abtheilung von dreißig Berbern genügte, die Reihen ihrer im Kämpfen ungeübten Gegner vollständig in Verwirrung zn bringen. In ihrer eiligen Flucht stürzten diese Bürger, Arbeiter und Fakih's einer über den andern, und die Berbern und Castilianer säbelten sie zu Hunderten nieder; andere fanden ihren Tod in den Wellen des Guadalquivir. Man schätzte die Zahl Derer, welche in dieser greulichen Schlächterei umkamen, auf zehntausend.[1]

Wâdhich hatte sehr bald eingesehen, daß Alles verloren sei, und begleitet von seinen sechshundert Reitern, war er im Galopp gegen Norden geritten. Mahdî seinerseits hatte in seinem Palast Zuflucht gesucht, sah sich aber auch dort bald von den Berbern umzingelt. In der Meinung, sich dadurch retten zu können, daß er Hischâm II. den Thron zurückgebe, ließ er diesen aus seinem Gefängniß hervorziehen und stellte ihn so auf, daß die Berbern ihn sehen konnten; dann schickte er den Kadi Ibn-Dhakwân zu ihnen, um ihnen sagen zu lassen, daß Hischâm noch lebe, daß er ihn als seinen Herrn ansehe und selbst nichts weiter sei als sein erster Minister. Die Berbern lachten über diese Botschaft. „Gestern war Hischâm todt," antworteten sie dem Khalifen, „und du und dein Emir habt über seinem Leichnam die Tödtengebete gesprochen, wie kann er denn heute leben? Uebrigens, wenn du die Wahrheit sagst, so wollen wir Gott danken, daß Hischâm noch lebt; wir bedürfen seiner indessen nicht, wir wollen keinen anderen Khalifen als Solaimân." Der Kadi versuchte vergebens, ein Wort zu Gunsten seines Herrn einzulegen. Während er noch sprach, gingen schon die Cordovaner, welche beim Anblick des ihre Mauern bedrohenden Prinzen zitterten, diesem entgegen und erkannten ihn als Herrscher an.

[1]) Diese Zahl findet sich bei dem ältesten und glaubwürdigsten Geschichtschreiber, Ibn-Chaijân (bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 8 r.) Andere geben zwanzigtausend oder gar sechsunddreißigtausend an.

Während Solaimân seinen Einzug in die Stadt hielt, wo die Berbern und Castilianer alle möglichen Excesse begingen; floh Mahdî in das Haus eines gewissen Mohammed in Toledo, um sich dort zu verbergen, und dieser verschaffte ihm die Mittel, die Stadt für sich zu gewinnen; denn alle Grenzen, von Tortosa bis nach Lissabon, hielten sich noch zu ihm. Als daher Sancho Solaimân an sein Versprechen erinnerte, sah dieser sich genöthigt, ihm zu antworten, daß er es für den Augenblick nicht erfüllen könne, weil er selbst die Städte, um die es sich handle, noch nicht besitze; aber er verpflichtete sich zum zweiten Mal, sie ihm zu übergeben, sobald es in seiner Macht stände; darauf verließ Sancho Cordova mit seinen Truppen, welche sich dort auf Kosten der Einwohner bereichert hatten (14. November 1009).

Das Schicksal Hischâm's wurde kein anderes; denn Solaimân zwang ihn, zu seinen Gunsten abzudanken, und ließ ihn von neuem einsperren. Aus Rücksicht aber auf die alten Diener der Amiriden, ließ er den Leichnam Sanchol's mit den gebräuchlichen Feierlichkeiten bestatten.

Unterdessen war Mahdî in Toledo angekommen, dessen Einwohner ihn mit Jubel aufnahmen. Solaimân machte sich auf den Marsch, um ihn anzugreifen, und schickte Fakih's nach Toledo, um die Einwohner mit seinem Zorn zu bedrohen, wenn sie noch länger in der Rebellion verharrten. Aber diese Drohungen blieben wirkungslos, und da er die Belagerung eines so festen Platzes nicht unternehmen wollte und überdies hoffte, die Stadt werde sich freiwillig unterwerfen, sobald das übrige Land ihr das Beispiel gegeben, rückte er gegen Medinaceli. Während seines Marsches stießen viele Slaven zu ihm und vergrößerten seine Armee; er bemächtigte sich darauf Medinaceli's ohne Schwertstreich, denn Wâdhich hatte sich von dort nach Tortosa zurückgezogen. Von hier aus schrieb er an Solaimân und versicherte ihn, er werde ihn anerkennen, vorausgesetzt, daß man ihm erlaube, zu bleiben, wo er sei. Er that dies nur deshalb, um den Verfolgungen Solaimân's zu entgehen und Zeit zu gewinnen. Die List gelang; Solaimân ging in die Falle und überließ Wâdhich die Statthalterschaft aller Grenzen.

Als Wâdhich jetzt freie Hand hatte, beeilte er sich, ein Bündniß mit den catalanischen Grafen, Raimund von Barcelona und Ermenegild von Urgel, zu schließen, denen er Alles versprach, was sie verlangten; darauf marschirte er mit einer catalanischen Armee und seiner eigenen gegen Toledo und vereinigte sich dort mit den Truppen Mahdî's. Nun forderte Solaimân die Cordovaner auf,

zu den Waffen zu greifen; aber da sie den Afrikanern nur wider Willen gehorchten, entschuldigten sie sich damit, daß sie außer Stand seien zu kämpfen. In der That hatten sie dies zu Cantich schon gezeigt, und die Berbern, welche in ihrer Armee keine so unfähigen Soldaten haben wollten, baten Solaimân, er möge die Sorge für den Sieg ihnen allein überlassen. Solaimân ließ sich überreden, und nachdem er bis Akaba al-bakar, einen ungefähr vier Meilen von Cordova entfernten Ort[1], vorgerückt war, begegnete er der Armee seines Gegners, welche aus dreißigtausend Moslim's und neuntausend Christen bestand (in der ersten Hälfte des Juni 1010). Seine Truppenführer wiesen ihm seinen Platz beim Nachtrabe an, indem sie ihm einschärften, diesen Posten nicht zu verlassen, selbst wenn die Feinde über ihn hinwegsprengen sollten. Darauf griffen sie die catalanischen Truppen an; aber nach den Regeln der orientalischen Kriegskunst wandten sie dem Feinde sehr bald den Rücken, um nachher desto ungestümer den Angriff zu erneuern. Unglücklicher Weise begriff Solaimân, welcher sich von seinen Truppenführern die Befehle geben ließ, ihre Taktik nicht. Als er den Vortrab dem Feinde den Rücken kehren sah, zweifelte er nicht daran, daß er geschlagen sei, und da er Alles verloren glaubte, floh er, so schnell ihn sein Pferd tragen konnte; die ihn umgebenden Reiter folgten seinem Beispiel. Die Berbern aber kehrten zum Angriff zurück und griffen den Feind mit solcher Wucht an, daß sechzig catalanische Anführer unter ihren Streichen fielen, unter anderen auch der Graf Ermenegild von Urgel; als sie aber sahen, daß Solaimân seinen Posten verlassen hatte, zogen sie sich nach Zahrâ zurück, so daß die Catalanen Herren des Schlachtfeldes blieben. So verlor Solaimân durch sein Ungeschick und seine Feigheit die Schlacht von Akaba al-bakar, aus der er wahrscheinlich als Sieger hervorgegangen sein würde, wenn er die Taktik seiner Hauptleute verstanden oder ihren Befehlen hätte gehorchen wollen. Uebrigens gebührt der Ruhm des Sieges den Catalanen, denn die Truppen Mahdî's und Wâdhich's scheinen keinen sehr thätigen Antheil am Kampfe genommen zu haben.

Mahdî kehrte nun nach Cordova zurück, und diese unglückliche Stadt, welche schon vor sechs Monaten von den Castilianern und Berbern heimgesucht worden war, wurde jetzt aufs neue von den Catalanen geplündert. Darauf machte Mahdî sich auf, die Berbern zu verfolgen, welche gegen Algeziras vorrückten, auf ihrem Wege überall mordend und plündernd; als sie aber bemerkten, daß

[1]) Siehe Edrisi Bd. II S. 64, 65. Jetzt Castillo del Bacar.

sie von ihren Gegnern verfolgt wurden, kehrten sie auf der Stelle zurück. Den einundzwanzigsten Juni[1] kam es am Einfluß des Guadaira in den Guadalquivir zum Kampf. Dieses Mal gelang es den Afrikanern, sich für die Schlappe, welche sie zu Akaba al-bakar erlitten hatten, glänzend zu rächen. Die Armee Mahdî's wurde in die Flucht geschlagen, viele slavische Hauptleute und mehr als dreitausend Catalanen bedeckten das Schlachtfeld, und außerdem fand eine große Anzahl Soldaten den Tod in den Fluthen des Guadalquivir.[2]

Zwei Tage nachher kamen die Besiegten in Cordova an, und die Catalanen, erbittert wegen ihrer Niederlage, verfuhren dort mit unerhörter Grausamkeit. Sie machten zuerst Alle nieder, welche irgend eine Aehnlichkeit mit den Berbern hatten; aber als Mahdî sie aufforderte, noch einmal gegen den Feind zu gehen, weigerten sie sich dessen unter dem Vorgeben, daß die erlittenen Verluste es ihnen nicht erlaubten. Sie verließen daher Cordova (8. Juli), und trotz all des Unheils, welches sie dort angerichtet hatten, sahen die Einwohner sie mit Bedauern fortziehen; dann die berberischen Horden, gegen welche die Catalanen sie hätten vertheidigen können, flößten ihnen noch mehr Schrecken ein. „Nach dem Abzug der Catalanen," sagt ein arabischer Schriftsteller, „sah man die Einwohner von Cordova, wenn sie sich auf der Straße begegneten, sich ihr Beileid bezeigen, wie man Denjenigen gegenüber zu thun pflegt, die ihr Vermögen oder ihre Familie verloren haben."

Trotz des Abzugs der Catalanen wollte Mahdî, welcher der Stadt eine außerordentliche Contribution auferlegte, um seine Truppen zu bezahlen, dem Feinde entgegengehen. Aber seit dem Abmarsch der Catalanen hatten seine Soldaten den Muth verloren, und kaum hatten sie sieben Meilen zurückgelegt, als bei dem bloßen Gedanken, bald wieder die schrecklichen Berbern bekämpfen zu sollen, ein panischer Schrecken sie ergriff und sie veranlaßte, wieder nach Cordova zurückzukehren. Mahdî mußte sich also darauf beschränken, den Feind in der Hauptstadt, welche er mit einem Graben und einer Mauer umgeben ließ, zu erwarten; aber das Schicksal fügte es, daß er nicht durch die Berbern, sondern durch die Slaven seinen Untergang fand.

Einige von den letzteren, unter denen Wâdhich den ersten Rang be-

---

[1]) Dieses Datum wird von Nowairi angegeben; es findet sich auch in einer lateinischen Urkunde, die in Esp. sagr. Bd. XLIII S. 156 veröffentlicht ist.

[2]) „In den Fluthen des Meeres" sagt Nowairi. Die Fluth steigt nämlich bis zu dem Orte, wo die Schlacht geliefert wurde

hauptete, dienten unter seinen Fahnen; andere aber, wie zum Beispiel Khairân und Anbar, gehörten zu der gegnerischen Partei. Alle fühlten endlich, daß, um zum Ziel ihres Strebens, das heißt zur Herrschaft zu gelangen, ihre Vereinigung nöthig sei, und sie entschlossen sich, Hischâm II. wieder auf den Thron zu setzen. Als dieser Plan festgestellt war, gab Wâdhich sich große Mühe, die Unzufriedenheit der Einwohner der Hauptstadt anzufachen. Er ließ die übertriebensten Gerüchte über das ungeregelte Leben des „Trinkers" verbreiten, und obgleich er öffentlich die Unordnungen, welche die Soldaten sich erlaubten, mißbilligte, begünstigte er sie doch insgeheim. Als dieses Verfahren dem Khalifen die wenige Beliebtheit genommen, die er noch besaß, boten Khairân, Anbar und die anderen slavischen Truppenführer in der Armee Solaimân's Mahdî ihre Dienste an. Dieser ergriff ihr Anerbieten mit Eifer; als aber die vermeintlichen Hilfstruppen in Cordova einmarschirt waren, blieb es ihm nicht lange verborgen, daß sie sich zu seinem Sturze verschworen hatten, und da er nicht im Stande war, ihnen die Spitze zu bieten, entschloß er sich zum zweiten Mal, ein Asyl in Toledo zu suchen. Jedoch die Slaven kamen ihm zuvor. An einem Sonntag, den dreiundzwanzigsten Juli 1010, durchritten sie die Straßen mit dem Ruf: „Es lebe Hischâm II!" Sie führten ihn aus seinem Gefängniß und setzten ihn, mit den königlichen Gewändern bekleidet, auf den Thron.

Mahdî befand sich in diesem Augenblicke gerade im Bade. Von Dem, was sich zugetragen, benachrichtigt, eilte er in den großen Saal und setzte sich an Hischâm's Seite; aber Anbar ergriff ihn unsanft beim Arm, warf ihn vom Throne hinab und zwang ihn, sich Hischâm gegenüber zu setzen. Dieser hielt ihm nun in den heftigsten Ausdrücken die Leiden vor, die er ihm auferlegt. Da nahm Anbar ihn abermals beim Arm, schleppte ihn auf die Terrasse und zog den Säbel, um ihm den Kopf abzuschlagen. Mahdî umschlang ihn mit den Armen; aber im selben Augenblick fielen die Schwerter anderer Slaven auf ihn nieder. Kurze Zeit darauf lag sein Leichnam an dem selben Orte, wohin er siebenzehn Monate vorher die Leiche Ibn-Askaledscha's hatte werfen lassen. Durch eine Verschwörung auf den Thron gebracht, hatte eine Verschwörung ihn des Thrones und des Lebens beraubt.

XV.[1]

Bei einem so schwachen Herrscher wie Hischâm II. vermochten die Slaven Alles. Auch suchte Wâdhich, welcher erster Minister blieb, Spanien in dem Sinne zu regieren, wie sein Gebieter Almanzor es gethan. Aber zu seinem Unglück hatten die Zustände sich sehr geändert, und Wâdhich war kein Almanzor. Zwar erfuhr er anfangs keinen Widerstand in der Hauptstadt. Man zeigte den Kopf Mahdî's in den Straßen umher, ohne daß sich ein Murren erhoben hätte, denn niemandem war es um den Tyrannen leid; allein Wâdhich schmeichelte sich vergebens mit der Hoffnung, daß auch die Berbern den Herrscher anerkennen würden, welchem er die Krone gegeben hatte; er konnte sich bald von der Eitelkeit dieser Hoffnung überzeugen, denn als er ihnen den Kopf Mahdî's schickte, mit der Aufforderung, sich nun Hischâm zu unterwerfen, war ihr Unwille so groß, daß wenn Solaimân sich nicht ins Mittel geschlagen hätte, um die Ueberbringer dieser Botschaft zu retten, sie dieselben niedergemacht haben würden. Solaimân selbst vergoß Thränen beim Anblick des Kopfes seines Verwandten; er ließ ihn reinigen und schickte ihn an Obaidallâh, den Sohn Mahdî's, welcher sich in Toledo aufhielt.

Bald nachdem Wâdhich über die wahre Gesinnung der Berbern die Augen aufgegangen waren, erfuhr er, daß er auch in der Stadt selbst Feinde habe. Einige Omaijaden, welche die slavische Herrschaft nicht leiden wollten und glaubten, ihre eigenen Interessen zu fördern,

[1]) Nowairî S. 484—6; Ibn-al-Athîr, unter dem Jahr 400; Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 8v.; Rodrigo von Toledo c. 36—39.

wenn sie Solaimân Vorschub leisteten, ließen dem letzteren heimlich kund thun, daß sie ihm die Hauptstadt überliefern würden, wenn er am zwölften August bis zu den Thoren vorrücken werde. Solaimân versprach zu kommen; aber Wâdhich wurde durch Khairân und Anbar von dem Complott unterrichtet. Er ließ die Verschwörer verhaften, und als Solaimân sich am festgesetzten Tage vor den Mauern der Stadt zeigte, wurde er heftig angegriffen und zu eiliger Flucht gezwungen.

Nun hoffte Wâdhich, dieser Schlag werde die Berbern geschmeidiger gemacht haben, und knüpfte deshalb neue Unterhandlungen mit ihnen an; aber auch diese blieben ohne Resultat. Solaimân suchte inzwischen Hilfe bei seinem alten Verbündeten, Sancho von Castilien, welchem er dafür das Anerbieten machte, ihm einige von Almanzor eroberte Festungen abzutreten. Ob es die nämlichen waren, die er ihm schon früher versprochen, läßt sich nicht bestimmen; gewiß aber ist, daß der Graf dieses Mal Mittel fand, sein Gebiet zu vergrößern, ohne sich der Mühe eines Feldzuges gegen Andalusien unterziehen zu müssen. Da die fraglichen Festungen sich nicht in Solaimân's, sondern in Wâdhich's Gewalt befanden, ließ er dem letzteren sagen, daß, wenn er sie ihm nicht überlasse, er mit seinen Castilianern den Berbern zu Hilfe kommen werde. Die Sache schien jedoch Wâdhich so ernst, daß er weder die Verantwortlichkeit der Weigerung noch der Einwilligung auf sich nehmen wollte. Darum rief er die angesehensten Bürger zusammen, theilte ihnen die Botschaft Sancho's mit und frug sie um ihre Meinung. Die Furcht, die Berbern, durch die Castilianer verstärkt, sich gegenüber zu sehen, brachte bei den Bürgern das nationale Ehrgefühl zum Schweigen und sie antworteten, ihrer Meinung nach müsse die Forderung bewilligt werden. Im August oder September 1010 schloß daher Wâdhich einen Vertrag mit Sancho ab und ließ ihm, wie arabische Schriftsteller berichten, mehr als zweihundert Festungen ausliefern, unter denen die christlichen Chronisten [1] San Estevan, Coruña del Conde, Gormaz und Osma nennen. Dieses Beispiel wirkte ansteckend. Da man sah, daß einige Drohungen und groben Worte genügten, um befestigte Plätze zu erhalten, verlangte auch ein anderer Graf die Auslieferung von Festungen und gab zu verstehen, daß, wenn man sie ihm nicht überlasse, er sich sofort mit Solaimân vereinigen werde. Man wagte nicht, sie ihm zu verweigern. Auf diese Weise mußte das moslimische Reich, dem Bürgerkriege zum Raube

[1]) Ann. Compost., Chron. de Cardeña.

gefallen und in vollständige Ohnmacht versunken, allmählich in Stücke zerfallen. Beglückwünschten jetzt die Cordovaner einander wohl noch über den Fall der Amiriden, wie sie es an jenem verhängnißvollen Tage gethan, da sie mit unüberlegter Begeisterung den raschen Sieg der Revolution begrüßt hatten? Man darf wohl mit Recht daran zweifeln; aber wie sie jetzt auch dachten, sie konnten auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht wieder umkehren. Unter den gegebenen Verhältnissen mußten sie sich entschließen, sich vor den Feinden ihrer Religion zu beugen, zu dulden, daß Slaven oder Berbern ihnen geboten, sich bald von den einen, bald von den anderen plündern lassen, mit Einem Worte, alle Folgen ertragen, welchen die Völker sich aussetzen, welche ohne nach einem klar erfaßten Ziele zu streben, ohne eine große und gesunde politische oder religiöse Idee vor Augen zu haben, sich leichtsinnig in den Wirbel der Revolutionen stürzen.

Augenblicklich waren es indessen nicht sie, welche am meisten unter der Grausamkeit der Berbern zu leiden hatten. Nachdem diese Cordova während anderthalb Monaten belagert, hatten sie sich gegen Zahrâ gewandt, dessen sie sich nach einer Belagerung von nur drei Tagen bemächtigten, infolge des Verraths eines Hauptmanns, der ihnen eines der Thore der Stadt auslieferte (4. November 1010). Die Schlächterei fing sogleich an, und wenn die Cordovaner über das von den Berbern ihnen zugedachte Schicksal noch in Ungewißheit gewesen wären, so hätten die Dinge, welche sich in Zahrâ zutrugen, sie darüber aufklären können. Die Soldaten der Besatzung wurden beinahe alle umgebracht. Die Einwohner suchten Zuflucht in der Moschee; aber selbst die Heiligkeit dieses Ortes flößte den Berbern keine Ehrfurcht ein. Männer, Frauen, Kinder, alle wurden ohne Unterschied niedergemetzelt. Nachdem man die Stadt geplündert hatte, steckte man sie in Brand, und bald war diese Residenz, die einst an Pracht und Herrlichkeit in Europa ihres Gleichen gesucht hatte, nichts mehr als was Zâhira, das an Schönheit mit ihr gewetteifert hatte, schon geworden war — ein Trümmerhaufen.

Während des ganzen Winters plünderte ein Theil der afrikanischen Armee die Umgegend von Cordova und verhinderte jede Zufuhr von Lebensmitteln. Die Landbevölkerung, von Allem entblößt, was sie besessen hatte, strömte in Menge dort zusammen, und ihre Zahl übertraf bald die der Einwohner. Da die Lebensmittel bis zu einem unerhörten Preise stiegen, war es unmöglich, für Alle Unterhalt zu beschaffen, und die Meisten starben vor Hunger. Die Regierung selbst war mit ihren Hilfsquellen zu Ende; um sich Geld zu ver=

schaffen, war Wâdhich genöthigt, den größten Theil der Bibliothek Chacam's II. zu verkaufen.[1] Zu gleicher Zeit durchzogen Banden die Provinzen. Die größten Städte fielen in ihre Hände, und meist erlitten die Einwohner das selbe Schicksal, welches die von Zahrâ getroffen hatte. Spanien bot allenthalben ein überaus trauriges Schauspiel dar. Die Dörfer waren verlassen, und man konnte Tage lang auf den sonst so besuchten Landstraßen wandern, ohne einem Menschen zu begegnen.

Im Sommer 1011 wurde die Noth in Spanien überhaupt und insbesondere in Cordova womöglich nur noch größer. Diese unglückliche Stadt, in der die Pest wüthete,[2] schien ein Vergnügen daran zu finden, ihre Leiden durch Uneinigkeit noch zu vergrößern. Die Soldaten schrieben Wâdhich die Unglücksfälle zu, die sie betroffen hatten, und der slavische Truppenführer, Ibn-abî-Wadâʿa, der persönliche Feind des Ministers, nährte ihre Unzufriedenheit. Als es so weit kam, daß Wâdhich öffentlich beschimpft wurde, sah er ein, daß seine Lage unhaltbar sei, und gab einem gewissen Ibn-Bekr den Auftrag, Solaimân Friedensvorschläge zu machen. Dieser Schritt erregte den lebhaftesten Unwillen. Als Ibn-Bekr, welcher eine Unterredung mit dem Gegenkhalifen gehabt hatte, wieder zurückkam und sich im Rathssaal zeigte, stürzten die Soldaten sich auf ihn, ohne ihm Zeit zu lassen, die erhaltene Antwort mitzutheilen, und tödteten ihn in Gegenwart des Khalifen und Wâdhich's. Letzterer faßte den Entschluß, bei den Berbern Zuflucht zu suchen; jedoch Ibn-abî-Wadâʿa, welcher von diesem Plane in Kenntniß gesetzt wurde, hinderte ihn an der Ausführung desselben. Nachdem er seine Soldaten versammelt hatte, drang er mit ihnen in den Palast des Ministers. „Elender!" schrie er ihm zu. „Du hast das Geld, welches wir so nöthig hatten, vergeudet. Du hast uns verrathen und den Berbern ausliefern wollen!" Darauf zog er seinen Säbel: seine Soldaten folgten seinem Beispiel und wenige Augenblicke nachher trugen sie Wâdhich's Kopf in den Straßen umher und plünderten die Wohnungen seiner Anhänger, während sein Leichnam an eben der Stelle eingescharrt wurde, wo Mahdî's und Askaledscha's Leichen begraben lagen (16. October 1011).

Es sollten noch anderthalb Jahre verstreichen, ehe die Feinde kamen, um den Slaven und Cordovanern die Mühe zu ersparen, sich

---

[1]) Makkarî Bd. I S. 250.

[2]) Ibn-Chazm, Abhandlung über die Liebe, fol. 106 r.; vgl. Rodrigo c. 38.

unter einander zu erwürgen. Unterdessen regierte Ibn-abi-Wadâ'a die Stadt mit fester Hand und unerbittlicher Strenge. Die Fakih's unterstützten ihn aufs eifrigste; er ließ ausrufen, der Krieg gegen die Berbern sei ein heiliger Krieg. Bisweilen errangen die Cordovaner Vortheile; so fiel im Mai 1012 ein berühmter Krieger in ihre Hände, Chobâsa, ein Neffe Zâwî's. Rechts und links um sich schlagend, hatte er sich ins dichteste Handgemenge geworfen; da löste sich sein Sattelgurt, und in dem Augenblicke, als er sich bückte, um ihn wieder festzuschnallen, warf ein christlicher Slave ihn mit einem heftigen Lanzenstoß vom Pferde. Andere Slaven kamen herbei und gaben ihm den Todesstoß. Sein Bruder Chabbûs versuchte es, seinen Leichnam den Feinden abzuringen; aber nach einem erbitterten Kampfe mußte er davon abstehn. Die Slaven trugen den Kopf Chobâsa's im Triumph in den Palast und überließen seinen Körper der Menge, welche ihn verstümmelte, durch die Straßen schleifte und endlich den Flammen übergab. Die Berbern waren außer sich. „Wir werden unsern Führer rächen," riefen sie, „und selbst wenn wir das Blut aller Cordovaner vergossen haben, werden wir ihn noch nicht genügend gerächt haben." [1] Sie verdoppelten jetzt ihre Anstrengungen; aber die Verzweiflung hatte den Cordovanern übermenschliche Kräfte gegeben, und Ibn-abi-Wadâ'a machte einen so heftigen Ausfall, daß er die Feinde zwang, die Belagerung aufzuheben. Er vermochte es, sie aus Sevilla zu verdrängen; aber er konnte sie nicht verhindern, Calatrava zu nehmen, und bald darauf drangen sie bis vor die Mauern der Hauptstadt. Trotz des verzweifelten Widerstandes der Cordovaner, gelang es den Feinden, den Graben zu verschütten, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, sich des östlichen Theiles der Stadt zu bemächtigen. Noch einmal schien das Glück die Cordovaner begünstigen zu wollen; denn sie zwangen ihre Feinde, den Stadttheil zu räumen, dessen sie schon Herr geworden; aber dies war ihr letzter Triumph. An einem Sonntag, den neunzehnten April 1013, zogen die Berbern in die Stadt durch das Thor der Vorstadt Secunda ein, welches ein von ihnen bestochener Officier ihnen übergab.

Cordova mußte seinen langen Widerstand mit einem Strome von Blut bezahlen. Die Slaven zogen sich zurück, als sie sahen, daß Alles verloren war, und nun fingen die Berbern an, mit wildem Geschrei die Straßen zu durchziehen. Hier plünderten sie, dort schän-

---

[1]) Ibn-al-Khatib, Artikel über Chobâsa, Man. G., fol. 124 r.

deten sie, überall mordeten sie. Selbst die unschädlichsten Leute fielen ihrer blinden Wuth zum Opfer. Hier tödteten sie den alten Sa'îd ibn-Mondhir, welcher unter Chacam II. Vorsteher der Hauptmoschee gewesen und seiner Tugend und Frömmigkeit wegen berühmt war,[1] dort den unglücklichen Merwân, aus der edlen Familie der Beni-Chodair, welcher in Folge einer unerwiderten Liebe den Verstand verloren hatte.[2] An einer andern Stelle wieder lag der Leichnam des gelehrten Ibn-al-Faradhi, des Verfassers eines werthvollen biographischen Lexikons, welcher unter der Regierung Mahdî's Kadi von Valencia gewesen war. Das Gelübde, welches er in einem Augenblicke religiöser Begeisterung gethan, war erfüllt worden: er hatte die Palme des Martyriums errungen.[3] Die Opfer waren so zahlreich, daß man nicht einmal versucht hat, sie zu zählen. Bald kam noch eine Feuersbrunst hinzu, um die grauenhaften Scenen mit ihrer schrecklichen Helle zu beleuchten. Die schönsten Paläste wurden ein Raub der Flammen. „Endlich habe ich vernommen," schrieb später Ibn-Chazm,[4] „was aus meinem prachtvollen Palast in dem Bilât-Moghîth geworden ist. Ein Mann, der aus Cordova kam, hat es mir erzählt. Er hat mir gesagt, daß nur noch Ruinen davon übrig sind. Ich weiß leider auch, was aus meinen Frauen geworden ist: einige sind im Grabe, andere führen ein unstetes Wanderleben in fernen Gegenden."

Am zweiten Tage nach der Einnahme der Stadt, ergriff Solaimân Besitz vom Khalifenpalaste. Alle Cordovaner, welche durch irgend einen Zufall den Säbeln der Berbern entkommen waren, stellten sich bei seinem Durchzug in Reihe und Glied auf. Betrübt und in tiefster Seele verwundet durch die furchtbaren Scenen, welche sie vor Augen gehabt hatten, ermannten sie sich dennoch zu dem Ruf: „Es lebe der Khalif!" Solaimân wußte diese gezwungene Begeisterung nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. „Sie wünschen mir ein langes Leben," sagte er mit den Worten eines alten Dichters, „aber sie würden mich tödten, wenn sie mich in ihrer Gewalt hätten."[5]

Im Palast angekommen, ließ er Hischâm II. vor sich rufen.

„Verräther," sagte er zu ihm, „hattest du nicht zu meinen Gunsten abgedankt und mir versprochen, du wollest nicht mehr nach dem Throne streben? Warum hast du dein Wort gebrochen?"

---

[1]) Ibn-Chazm, Abhandlung über die Liebe fol. 38 r. und v.

[2]) Derselbe fol. 96 r.

[3]) Ibn-Bassâm Bd. I fol 161 r.; Makkari Bd. I S. 546.

[4]) Siehe seine „Abhandlung über die Liebe" fol. 87 r. — 88 r.

[5]) Ibn-al-Abbâr S. 164.

„Ach!“ erwiderte der arme Mann und erhob seine Hände, „du weißt ja, daß ich keinen eigenen Willen habe; ich thue, was man mir befiehlt. Aber schone meiner, ich flehe dich an, denn ich erkläre dir abermals, daß ich abdanke und dich zu meinem Nachfolger erkläre.“

Die Berbern ließen sich anfangs in Secunda nieder; aber drei Monate später wurden alle Einwohner Cordova's, mit Ausnahme derer, die in der östlichen Vorstadt und in dem Stadtviertel wohnten, welches die Altstadt hieß, zur Verbannung verurtheilt und ihre Güter zum Besten der Sieger eingezogen. Diese ließen sich jetzt in den Häusern nieder, die von der Feuersbrunst verschont geblieben waren.[1]

[1]) Abd-al-wâchid S. 28; Ibn-Chazm fol. 102 r.; Ibn-Bassâm Bd. III fol. 1 v. f.

XVI.[1]

Gleich bei Beginn des Bürgerkrieges hatten mehrere Statthalter sich unabhängig gemacht; die Einnahme Corbova's durch die Berbern versetzte der Einheit des Reiches den letzten Stoß. Die slavischen Truppenführer bemächtigten sich der großen Städte im Osten; auch die berberischen Häuptlinge, denen die Amiriden die Verwaltung von Lehensgütern oder Provinzen überlassen hatten, genossen einer vollständigen Unabhängigkeit, und um den Gehorsam der wenigen arabischen Familien, welche noch mächtig genug waren, um sich geltend zu machen, war es nicht besser bestellt, so daß die Autorität des neuen Khalifen sich nur noch über fünf bedeutende Städte erstreckte, über Corbova, Sevilla, Niebla, Ocsonoba und Beja.

Es hatte kaum den Anschein, als ob diese Lage der Dinge sich ändern werde. Die Berbern schwelgten im Genusse der Reichthümer, welche sie durch die Plünderung der Hauptstadt und einer Menge anderer Städte erworben hatten, und Solaimân selbst, wiewohl er gezwungen gewesen, vier Jahre lang Krieg zu führen, war keineswegs kriegerisch gesinnt. Obgleich Führer der wilden Horden, welche das ganze Reich verheert hatten, war er persönlich voll Geradheit, Sanftmuth und Großmuth. Er liebte die Wissenschaften, machte

[1]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 6 v., 7 r. und v., 22 v. — 24 r., 120 r. — 122 v., 127 v. — 129 r., 9 r. nud v.; Makkari Bd. I. S. 315—319; Abd-al-wâchid S. 35—38; Ibn-al-Athir, unter dem Jahr 407; Nowairi S. 486—490; Ibn-al-Khatib, Artikel über Ali ibn-Chammûd, Man. E.; Ibn-al-Abbâr S. 160, 161. Bergl. Rodrigo c. 40—44 und meine Recherches Bd. I S. 238—241.

gute Verse und in seinen Liebschaften bewies er Zärtlichkeit, Hingabe und vollendete Ritterlichkeit. Alles, was er wollte, war, so viel in seiner Macht lag, auf alle Stürme seines Lebens eine Zeit der Ruhe folgen zu lassen. Zu seinem Unglück hatte die Grausamkeit seiner Truppen ihn durchaus unpopulär gemacht; er war Zeuge derselben gewesen, ohne es verhindern zu können, denn er befehligte sie nur unter der Bedingung, daß er ihrer Willkür keine Schranken setze. In den Augen der Andalusier war er ein Mann ohne Treue und Glauben, ein Gottloser, Ungläubiger, Usurpator, welchen die Berbern und die Christen des Nordens auf den Thron erhoben hatten, beides Völker, welche man verabscheute, und als er die Unvorsichtigkeit hatte, an die verschiedenen Städte Briefe zu schicken, in denen er ankündigte, daß er sie ebenso wie Cordova behandeln werde, im Fall sie sich weigerten, ihn anzuerkennen, ergoß man sich einstimmig in Verwünschungen gegen ihn.[1] „Möge Gott kein Mitleid mit eurem Solaimân haben," sagte ein Dichter, „denn er hat ganz das Gegentheil von Dem gethan, was der Solaimân des Korans gethan hat.[2] Der eine hat die Dämonen gefesselt, der andere hat sie losgelassen, und von da an haben sie sich in seinem Namen über unser Land verbreitet, um unsere Wohnungen zu plündern und uns zu tödten." „Ich habe den Schwur gethan," sagte er weiter, „meinen Säbel in die Brust des Tyrannen zu stoßen und der Religion den Glanz wiederzugeben, den sie verloren hat. Welch sonderbares Schauspiel! Ein Abkömmling des Abd-Schams hat sich zum Berbern gemacht und ist wider den Willen des Adels gekrönt worden! Es sei! da ich die Wahl habe, will ich diesen Ungeheuern nicht gehorchen. Ich überlasse mich der Entscheidung des Schwertes; wenn sie unterliegen, wird das Leben wieder Reiz für mich gewinnen, und wenn das Schicksal will, daß ich im Kampf umkomme, so werde ich wenigstens die Freude haben, nicht mehr Zeuge ihrer Unthaten zu sein."[3]

Dies waren die Gefühle der Andalusier und ebenso die der Slaven, welche fortfuhren in den öffentlichen Gebeten Hischâm's II. zu erwähnen, obgleich Solaimân sie wiederholt aufforderte, seinen Namen dafür zu setzen, mit der Versicherung, daß er sich mit dieser Art von Huldigung begnügen werde und weiter nichts verlange.[4] Und doch mußten

---

1) Ibn-Bassâm Bd. I fol. 6 r. und v.
2) Bekanntlich ist Solaimân die arabische Form für Salomo.
3) Makkari Bd. I S. 280.
4) Siehe Ibn-Bassâm Bd. III fol. 5 r.

sie nicht einmal gewiß, ob Hischâm wirklich noch lebe. Die widersprechendsten Gerüchte liefen hinsichtlich des Schicksals desselben um. Die Einen behaupteten, Solaimân habe ihn tödten lassen, die Anderen, er halte ihn in einem Gefängniß des Palastes eingesperrt. Die letztere Version fand am meisten Glauben, denn wenn ein Usurpator den vom Thron gestoßenen Khalifen zu Tode gebracht hatte, pflegte er dem Volke der Hauptstadt seinen Leichnam zu zeigen; Solaimân aber hatte den Hischâm's niemandem gezeigt. [1] Die Slaven fuhren deshalb fort, im Namen Hischâm's zu kämpfen. Khairân war der mächtigste unter ihnen. Als Client Almanzor's war er von diesem zum Statthalter von Almeria ernannt worden; [2] als nun die Berbern in Cordova einzogen, ergriff er die Flucht; aber von ihnen verfolgt, mußte er den Kampf annehmen. Von seinen fliehenden Truppen verlassen, blieb er, mit Wunden bedeckt, für todt auf dem Schlachtfelde liegen; aber nachdem er die Kräfte zum Gehen wieder erlangt, kehrte er nach Cordova zurück, wo ein Freund, den er unter den Siegern hatte, ihm Gastfreundschaft gewährte; dieser Freund versah ihn nach seiner Genesung auch mit Geld, so daß Khairân im Stande war, nach dem Osten zurückzukehren. Viele Slaven und Andalusier reihten sich darauf unter seine Fahne, und nach einer Belagerung von zwanzig Tagen war er wieder in den Besitz von Almeria gelangt. Er fand jetzt einen mächtigen Verbündeten in einem Truppenführer Solaimân's.

Es war Alî ibn-Chammûd; er stammte vom Schwiegersohne des Propheten ab, aber da seine Familie seit zwei Jahrhunderten in Afrika ansässig war, hatte sie sich gänzlich mit den Berbern vermischt, und er selbst sprach sehr schlecht arabisch. Da er Statthalter von Ceuta und Tanger war, während Kâsim, sein älterer Bruder, die Statthalterschaft von Algeziras inne hatte, herrschte er fast unabhängig in seiner Provinz; indessen sein Ehrgeiz war damit noch nicht befriedigt; er verstieg sich so weit, daß nur der Thron ihm genügen konnte. Diesen zu erreichen, wußte er nur Ein Mittel: ein Bündniß mit den Slaven, er wandte sich deshalb an Khairân. Um ihn zu gewinnen, erfand er eine ziemlich seltsame Fabel. Er behauptete, Hischâm II. habe in einem prophetischen Buche gelesen, daß nach dem Sturze der Omaijaden ein Alide, dessen Name mit dem Buchstaben ain anfange, über Spanien herrschen werde. „Nun hat Hischâm," so fuhr er fort, „nach der Einnahme von Cordova von mir sprechen hören, und da

[1]) Siehe Abbad. Bd. I S. 222.
[2]) Makkari Bd. I S. 102.

hat er mir aus seinem Gefängnisse Jemanden geschickt, um mir sagen zu lassen: Ich habe die Ahnung, daß der Usurpator mir das Leben nehmen wird; daher will ich dich zu meinem Nachfolger ernennen und überlasse dir die Sorge, mich zu rächen.“ Glücklich, einen solchen Verbündeten zu gewinnen, und überzeugt, daß Hischâm II. noch lebe, nahm Khairân diese Erklärung an, ohne sie zu erörtern, und da Alî ihm versprach, daß, wenn er Hischâm fände, dieser wieder auf den Thron gesetzt werden solle, verpflichtete er sich seinerseits dazu, Alî anzuerkennen, im Fall es bewiesen würde, daß Hischâm nicht mehr am Leben sei.

Nachdem diese Bedingungen festgestellt waren, überschritt Alî die Meerenge und bat Amir ibn-Fotûch, den Statthalter von Malaga, ihm diese Stadt auszuliefern. Als Client eines omaijadischen Clienten und folglich schon sehr geneigt, gemeinschaftliche Sache mit den Slaven zu machen, hatte Amir außerdem noch persönliche Beschwerden gegen die Berbern, denn einer ihrer Häuptlinge hatte ihm Ronda genommen.[1] Er gab also der Bitte Alî's nach. Dieser wandte sich nun nach Almuñecar, setzte dort seine Vereinigung mit Khairân ins Werk, und beide marschirten gegen Cordova.

Alî rechnete nicht allein auf die Slaven, sondern auch auf einen großen Theil der Berbern. Im Allgemeinen hielten die letzteren nicht viel auf Solaimân. Sie hatten ihn zum Khalifen ausgerufen, weil er in dem Augenblick, als sie eines Prätendenten bedurften, gerade zur Hand gewesen war; allein da er nach ihrem Bedünken zu milde war und nicht die nöthige Befähigung in militärischen Dingen besaß, die einzigen, welche sie zu würdigen mußten, so bezeigten sie ihm nur Verachtung. Alî dagegen flößte ihnen durch seine Tapferkeit Respect ein, und sie betrachteten ihn als ihren Landsmann. Dazu kommt noch, daß Zâwî, der mächtigste ihrer Häuptlinge, welcher damals Statthalter von Granada war und Solaimân zum Throne verholfen hatte, einen eingefleischten Haß gegen alle Omaijaden hegte, weil der Kopf seines Vaters Zîrî, welcher in Afrika in einem Kampfe gegen die Anhänger dieser Dynastie gefallen war, an die Mauern des Schlosses von Cordova angenagelt und dort gelassen worden war, bis er und die Seinigen die Hauptstadt einnahmen und plünderten. Dies war eine Beschimpfung, die er den Omaijaden nie verzeihen konnte.[2] Daher erklärte er sich

[1]) Siehe Abbad. Bd. II S. 214.

[2]) Vergl. Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern Bd. II S. 8 und 61 mit Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 122 r.

für Alî, als dieser das Banner der Revolution erhob. Sein Beispiel hatte vielen Einfluß auf das Verhalten der anderen Berbern. Diejenigen von ihnen, welche Solaimân gegen seinen Rivalen schickte, ließen sich schlagen. Da sagte ein berberischer Häuptling zu ihm: „Emir, wenn du siegen willst, mußt du dich selbst an unsere Spitze stellen.“ Er willigte ein; aber als man in die Nähe des feindlichen Lagers gekommen war, nahm man seinen Maulesel beim Zügel und lieferte ihn seinem Gegner aus.

Sonntag den ersten Juli des Jahres 1016 hielten Alî und seine Verbündeten ihren Einzug in die Hauptstadt. Die erste Sorge Khairân's und der anderen Slaven war, nach Hischâm II. zu forschen; allein zur großen Befriedigung Alî's waren ihre Nachsuchungen umsonst. Da richtete Alî in Gegenwart der Veziere und der Fakih's an Solaimân die Frage, was aus Hischâm geworden sei. „Er ist todt,“ antwortete Solaimân, ohne, wie es scheint, Genaueres anzugeben. „Wenn dem so ist,“ erwiderte Alî, „so sage mir, wo sich sein Grab befindet.“ Solaimân bezeichnete ihm ein Grab; es wurde geöffnet und der darin befindliche Leichnam einem Diener Hischâm's gezeigt, mit der Frage, ob das sein Herr sei. Dieser Diener wußte, wie berichtet wird, daß Hischâm noch lebe; indeß, durch Alî eingeschüchtert, bejahte er die Frage und wies zum Beweis auf einen schwarzen Zahn im Munde des Leichnams mit der Versicherung, daß Hischâm einen solchen gehabt habe. Sein Zeugniß wurde von anderen Personen bestätigt, welche sich bei Alî einschmeicheln wollten oder fürchteten, ihm zu mißfallen, so daß die Slaven sich zu der Annahme genöthigt sahen, daß der rechtmäßige Herrscher gestorben sei und nun Alî als seinen Nachfolger anerkannten. Solaimân sowohl als dessen Bruder und Vater ließ Alî tödten; als man den letzteren zum Tode führte, sagte Alî zu ihm:

„Ihr habt Hischâm getödtet, ihr alle, nicht wahr?“

„Nein,“ erwiderte der fromme siebenzigjährige Greis, welcher, stets in geistliche Uebungen versenkt, niemals Theil an den politischen Ereignissen genommen hatte; „so wahr Gott mich hört, wir haben Hischâm nicht getödtet. Er lebt noch....“

Ohne ihm Zeit zu lassen, mehr zu sagen, gab Alî, aus Furcht, daß er gefährliche Enthüllungen machen könne, dem Henker das Zeichen, ihm den Kopf abzuschlagen.[1] Darnach ließ er den Leich-

[1]) Diese wichtigen Details finden sich bei Ibn-Chaijân und Ibn-al-Athîr. Abûlfeda (Bd. III S. 28) hat den letztgenannten ausgeschrieben.

nam, welcher für den Hischâm's II. galt, mit allen königlichen Ehren aufs neue bestatten.

War Hischâm wirklich todt? Der Parteigeist hat einen dichten und beinahe undurchdringlichen Schleier über diese Frage geworfen. So viel ist gewiß, daß Hischâm nicht wieder auftrat und daß Der, welcher sich später für ihn ausgab, ein Betrüger war. Aber andererseits ist es nie recht erwiesen worden, ob Hischâm von Solaimân getödtet wurde oder ob er während der Regierung desselben eines natürlichen Todes starb; die omaijadischen Clienten, die ihn gekannt haben, stimmen darin überein, daß der Leichnam, welcher auf Befehl Alî's ausgegraben wurde, nicht der rechte gewesen sei. Freilich erklärte Solaimân selbst in Gegenwart der angesehensten Männer Cordova's, daß Hischâm nicht mehr am Leben sei; doch scheint uns sein Zeugniß verdächtig, vielleicht weckte Alî in ihm die Hoffnung, er könne sein Leben durch diese Erklärung retten. Ueberdies war Solaimân durchaus nicht blutgierig, und es läßt sich nicht annehmen, daß er eine Gewaltthat begangen habe, vor welcher selbst der wilde Mahdî zurückbebte. Es ist auch noch zu bemerken, daß wenn Hischâm während Solaimân's Regierung gestorben wäre, dieser ohne Zweifel den Cordovanern seine Leiche gezeigt haben würde, wie die Sitte und sein eigenes Interesse es erheischten. Die omaijadischen Clienten[1] behaupteten zwar, er habe die Cordovaner zu sehr verachtet, um dies zu thun; aber sie vergessen, daß er wenigstens die Slaven nicht verachtete, daß er vielmehr sein Möglichstes that, um von ihnen anerkannt zu werden, und daß das beste Mittel, dies zu erlangen, gewesen wäre, sie vom Tode Hischâm's zu überzeugen. Endlich haben wir noch das Zeugniß des alten Vaters Solaimân's, welcher trotz der gegentheiligen Versicherung seines Sohnes Gott zum Zeugen dafür nahm, daß Hischâm noch lebe. Es ist nicht glaublich, daß dieser fromme Greis in dem Augenblicke gelogen habe, in welchem er vor dem Richterstuhle des Ewigen erscheinen sollte.

All diese Gründe veranlassen uns anzunehmen, daß die Erzählungen der Frauen und der Eunuchen des Serails nicht aus der Luft gegriffen waren. Sie sagten nämlich aus, Hischâm habe sich unter der Regierung Solaimân's aus dem Palaste fortzuschleichen gewußt, und nachdem er sich eine Zeit lang in Cordova versteckt gehalten und sein Brod als Arbeiter erworben habe, sei er später nach Asien gegangen. Hatte Solaimân sein Entkommen vielleicht begünstigt, nachdem Hischâm ihm

---

[1]) Siehe Abbad. Bd I S. 222.

geschworen, ihn nicht mehr beunruhigen zu wollen? oder war er in Verbindung mit ihm geblieben und wußte, wo er sich befand? Solche Fragen werden durch die Worte des Vaters Solaimân's angeregt; wir können aber keine bestimmte Antwort darauf geben. Immerhin dünkt es uns nicht unwahrscheinlich, daß Hischâm, überdrüssig, seinen Namen als Parole für die Ehrgeizigen, die ihm nicht einmal einen Schatten von Macht ließen, verwendet zu sehen, sich in einer dunklen Ecke Asiens verbarg und dort, unbekannt und zurückgezogen, ein Leben voll Qualen und Schmerzen beendete.

Wie dem auch sei, Alî hatte jetzt die Regierung an sich gerissen, und es schien, als ob eine bessere Aera anbrechen solle. Der Gründer der chammûditischen Dynastie, obgleich ein halber Berber, erklärte sich doch gleich von Anfang an für die Andalusier. Er lieh den Gesängen ihrer Dichter ein aufmerksames Ohr, obwohl er sie kaum verstand, er ertheilte Allen, welche mit ihm sprechen wollten, Audienz, widersetzte sich mit größter Festigkeit den Erpressungen, welche die Berbern sich erlaubten, und bestrafte mit unerbittlicher Strenge ihre kleinsten Vergehen gegen das Eigenthum. Eines Tages zum Beispiel begegnete ihm ein Berber mit einem Korbe voll Weintrauben auf seinem Sattel. Er hielt ihn an und fragte ihn, wie diese Früchte in seinen Besitz gekommen seien. Ein wenig verwundert über diese Frage, antwortete der Reiter ihm nachlässig: „Sie gefielen mir; darum nahm ich sie.“ Er mußte den Diebstahl mit seinem Kopf bezahlen. Alî dachte sogar über eine großartige Maßregel nach: er wollte den Cordovanern Alles zurückgeben, was die Berbern ihnen während der Dauer des Bürgerkrieges genommen. Zum Unglück der Einwohner der Hauptstadt wurde er durch Khairân's Ehrgeiz genöthigt, sein Verfahren plötzlich zu ändern.

Anfangs hatte Khairân ihm mit Eifer gedient. Er hatte in seiner Provinz Diejenigen, welche zu Gunsten der Omaijaden intriguirten, gefangen nehmen und bestrafen lassen,[1] und wenn er beharrlich die Sache Alî's aufrecht erhalten hätte, so würde es nicht lange gedauert haben, bis die Ruhe wieder hergestellt gewesen wäre. Allein es gelüstete ihn, ein zweiter Almanzor zu werden, und da er einsah, daß Alî nicht der Mann sei, sich mit der Rolle Hischâm's II. zu begnügen, so faßte er den Plan, die alte Dynastie wieder einzusetzen, jedoch mit dem Vorbehalt, einstweilen ihn ihrem Namen zu regieren. Deshalb

[1]) Ibn-Chazm, in meinem Katalog Bd. I S. 225.

suchte er nach einem Prätendenten und fand ihn etwa im März 1017 [1] in der Person eines in Valencia lebenden Urenkels Abderrachmân's III., welcher den selben Namen trug wie sein Urgroßvater. [2] Viele Andalusier versprachen ihm ihren Beistand, unter ihnen Mondhir, der Statthalter von Saragossa, aus der Familie der Beni-Hâschim, welcher wirklich, begleitet von seinem Verbündeten, Raimund, dem Grafen von Barcelona, nach dem Süden aufbrach. Da Alî auf diese Weise von der Partei, welche er begünstigt hatte, verrathen wurde und erkannte, daß auch das Volk der Hauptstadt die Wiedereinsetzung der Omaijaden auf den Thron wünsche, glaubte er, gegen seine bisherigen Schützlinge mit strengen Maßregeln vorgehen und sich in die Arme der Berbern, die er bisher verfolgt hatte, werfen zu müssen. Er gestattete ihnen deshalb, Cordova als eroberte Stadt zu behandeln, und gab ihnen selbst das Beispiel. Um sich Geld zu verschaffen, legte er außergewöhnliche Steuern auf, setzte eine große Anzahl von Patriciern, unter ihnen Ibn-Dschahwar, eines der angesehensten Mitglieder des Staatsrathes, gefangen und gab ihnen die Freiheit erst wieder, nachdem er große Summen von ihnen erpreßt hatte. Er war nicht allein ungerecht gegen sie, sondern er beschimpfte sie auch; als sie das Gefängniß verließen, wohin ihre Diener ihnen ihre Reitthiere gebracht hatten, sagte er: „Sie können recht gut zu Fuß heimkehren, man führe ihre Maulthiere in meinen Stall.“ Selbst die Güter der Moscheen, welche aus frommen Stiftungen hervorgegangen waren, wurden nicht geachtet. Mit Hilfe eines Fakih von gemeinem Charakter, Namens Ibn-al-Dschaijâr, zwang Alî die Curatoren, ihm diese Besitzthümer auszuliefern. [3] Düsterer Schrecken herrschte in Cordova; die Stadt wimmelte von Häschern, Spionen, Angebern; es gab keine Gerechtigkeit mehr. So lange Alî noch die Andalusier beschützte, hatten die Richter sich ihrer in parteiischer Weise angenommen; aber so gefügig waren sie gegen Die, welche jeweils die Macht in Händen hatten, daß sie sich jetzt gar nicht mehr um die Klagen gegen die Berbern, die ihnen zu Ohren kamen, kümmerten, so berechtigt sie auch sein mochten. Viele andere Personen hatten sich ebenfalls an den Herrscher verkauft. „Die eine Hälfte der Einwohner,“ sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „überwachte die andere.“ Die Straßen waren verödet, man sah auf ihnen fast

[1]) Siehe Makkari Bd. I S. 315 Z. 19. Die selben Worte finden sich bei Ibn-Chaijân.

[2]) Ibn-Chazm a. a. O.

[3]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. III fol. 141 r.

nur noch Unglückliche, die als verdächtig ins Gefängniß geführt wurden. Die, welche noch nicht verhaftet waren, verbargen sich in unterirdischen Gewölben und warteten die Nacht ab, um Lebensmittel zu kaufen. In seinem Haß gegen die Andalusier schwor Alî sogar, die Hauptstadt zu zerstören, wenn er erst ihre Einwohner allesammt verjagt oder ausgerottet habe. Der Tod überhob ihn der Ausführung dieses Schwures. Im November 1017 war er bis Cadix vorgerückt, um die Insurgenten zu bekriegen; allein die Regenzeit hatte ihn zum Rückzug gezwungen. Jetzt war man im April 1018, und als er erfuhr, daß die Verbündeten schon bis Jaen vorgedrungen seien, setzte er eine große Heerschau auf den siebenzehnten des Monats an, nach welcher man sich ins Feld begeben sollte; aber am bestimmten Tage erwarteten seine Soldaten ihn vergebens, und als einige Officiere sich in den Palast begaben, um nach der Ursache seines Fortbleibens zu fragen, fanden sie ihn im Bade ermordet.

Das Verbrechen war von drei Slaven des Palastes begangen worden, welche früher im Dienste der Omaijaden standen. Sie hatten keinen persönlichen Groll gegen den Herrscher; denn sie genossen seiner Gunst und seines Vertrauens; andererseits hat es aber auch nicht den Anschein, als ob sie von Khairân oder den Corbovanern angestiftet worden wären. Wenigstens leugneten sie, als sie nachher verhaftet und zum Tode verurtheilt wurden, hartnäckig, daß ihr Vornehmen ihnen von irgend Jemandem aufgetragen worden sei. Es ist demnach anzunehmen, daß sie den Entschluß, ihren Herrn zu tödten, deshalb faßten, weil sie das Land von einem Despoten befreien wollten, dessen Tyrannei unerträglich geworden war.

Wie dem auch sei, der Tod Alî's verursachte in der Hauptstadt große Freude. Jedoch hatte er nicht den Sturz der Chammûditen zur Folge. Alî hatte zwei Söhne hinterlassen, von denen der ältere, Jachjâ, Statthalter von Ceuta war; außerdem lebte noch ein Bruder Alî's, Kâsim, Statthalter von Sevilla. Einige der Berbern wollten den Thron an Jachjâ geben; doch Andere schlugen den in der Nähe weilenden Kâsim vor. Ihr Rath überwog, und sechs Tage nach dem Tode seines Bruders hielt Kâsim seinen Einzug in die Stadt und nahm die Eidesleistung entgegen.

Khairân und Mondhir hatten ihrerseits alle Truppenführer, auf welche man rechnen zu können glaubte, auf den dreißigsten April zusammenberufen. Die Versammlung, welche sehr zahlreich war, und an der mehrere Fakîh's Theil nahmen, beschloß die Wählbarkeit des Khalifats und bestätigte die Wahl Abderrachmân's IV., welcher den

Titel Mortadhâ annahm. Darauf rückte man gegen Granada. Vor dieser Stadt angekommen, schrieb Mortadhâ in sehr höflicher Form an Zâwî und forderte ihn auf, ihn als Khalifen anzuerkennen. Nachdem Zâwî sich diesen Brief hatte vorlesen lassen, befahl er seinem Schreiber, er solle auf die Rückseite desselben die 109. Sure des Korans schreiben, welche so lautet:

„O, ihr Ungläubigen! Ich werde nicht anbeten, was ihr anbetet, und ihr werdet nicht anbeten, was ich anbete; ich bete nicht an, was ihr anbetet, und ihr betet nicht an, was ich anbete. Ihr habt eure Religion, und ich habe die meinige."

Als Mortadhâ diese Antwort erhalten hatte, richtete er einen zweiten Brief an Zâwî. Dieser war voll Drohungen; es hieß darin unter Anderem: „Ich ziehe gegen dich, begleitet von einer Menge Christen und von allen Tapferen Andalusiens. Was willst du nun beginnen?" Der Brief schloß mit folgendem Vers:

„Wenn du für uns bist, so wird dein Schicksal ein glückliches sein; aber wenn du gegen uns bist, wird man dich zu bedauern haben!"

Zâwî antwortete darauf mit Anführung der 102. Sure, die folgendermaßen lautet:

„Der Wunsch, die Zahl der Eurigen zu vermehren, nimmt euch ganz ein, und ihr besucht sogar die Kirchhöfe, um die Todten zu zählen;[1] höret auf, es zu thun, später werdet ihr eure Thorheit erkennen. Noch einmal, höret auf, es zu thun; später werdet ihr eure Thorheit erkennen. Höret auf, es zu thun; wenn ihr die wahre Weisheit hättet, würdet ihr nicht so handeln. Wahrlich, ihr werdet die Hölle sehen; noch einmal: ihr werdet sie mit eigenen Augen sehen. Dann wird man Rechenschaft von euch fordern über die Freuden dieser Welt!"

Ueber diese Antwort höchlichst erbittert, beschloß Mortadhâ, das Glück der Waffen zu versuchen.

Indessen hatten Khairân und Mondhir bemerkt, daß dies nicht der Khalif sei, dessen sie bedurften. Sie kümmerten sich im Grunde wenig um die Rechte des Omaijadenhauses, und wenn sie sich für einen Omaijaden schlugen, so geschah es nur unter der Bedingung, daß er sich von ihnen regieren lasse. Mortadhâ war aber zu stolz, um sich eine solche Rolle gefallen zu lassen; er begnügte sich keineswegs mit einem

[1]) Siehe die Erklärung dieser Worte in einer Anmerkung Sale's zu seiner englischen Uebersetzung des Korans.

Schatten von Macht, und statt sich nach dem Willen seiner Truppenführer zu richten, wollte er ihnen vielmehr den seinigen auferlegen. Sogleich beschlossen sie nun, ihn zu verrathen, und versprachen Zâwi, daß sie Mortadhâ verlassen würden, sobald der Kampf begonnen hätte.

Sie thaten es jedoch nicht, und man schlug sich mehrere Tage nach einander. Endlich ließ Zâwi Khairân um Erfüllung seines Versprechens bitten. Da antwortete Khairân: „Wir haben nur deshalb so lange damit gezögert, um dir die richtige Meinung von unseren Kräften und unserem Muth beizubringen. Wenn Mortadhâ unsere Herzen zu gewinnen gewußt hätte, würde sich der Sieg schon für ihn erklärt haben. Morgen, wenn du deine Truppen zur Schlacht geordnet hast, werden wir ihn verlassen."

In der That wandten Khairân und Mondhir am folgenden Tage dem Feinde den Rücken; aber nur der kleinere Theil ihrer Hauptleute billigte ihr Benehmen; die Mehrzahl war vielmehr im höchsten Grade unwillig darüber, unter ihnen Solaimân ibn Hûd, welcher die christlichen Truppen in der Armee Mondhir's befehligte und, ohne sich von den Flüchtlingen fortreißen zu lassen, seine Soldaten in Schlachtordnung hielt. Als Mondhir an ihm vorüberkam, schrie er ihm zu: „Fliehe doch, Elender; meinst du, daß ich Muße habe, auf dich zu warten." — „Wehe," rief jetzt Solaimân, „du stürzest uns ins Verderben und bedeckst deine Partei mit Schimpf!" Da er indessen überzeugt war, daß Widerstand unmöglich sei, folgte auch er nunmehr seinem Herrn.

Von der Mehrzahl seiner Soldaten verlassen, vertheidigte sich Mortadhâ mit dem Muthe der Verzweiflung, und es fehlte wenig, so wäre er in die Hände der Feinde gefallen. Indessen entging er ihnen und war schon in Cadix, außerhalb der Grenzen des Gebietes von Granada angekommen, als er von Sendlingen Khairân's ermordet wurde.

Khairân mußte seinen feigen und niederträchtigen Verrath mit dem Untergang seiner Partei büßen; die Slaven waren nicht im Stande, sich zu einer Armee zu vereinigen, und die Berbern, ihre Feinde, wurden von nun an Herren von Andalusien. Doch Cordova hätte noch glücklich sein können, insoweit ein Volk es sein kann, welches von einem andern Volke beherrscht wird. Das Regiment des Säbels hatte beinahe aufgehört; eine weniger ungeregelte und nicht so harte Regierung befestigte sich allmählich. Kâsim liebte Frieden und Ruhe und vermehrte die Leiden der Cordovaner nicht durch neue Bedrückungen. Da er die alten Streitigkeiten vergessen machen wollte,

ließ er Khairân zu sich kommen, versöhnte sich mit ihm und belehnte einen andern Slaven, Zohair, den Herrn von Murcia, mit Jaen, Calatrava und Baeza. Seine Rechtgläubigkeit war freilich etwas zweifelhaft: man behauptete, er sei den schiitischen Lehren zugethan; doch was auch seine eigenen Ansichten sein mochten, er drängte sie niemandem auf, sprach nicht einmal davon und änderte nichts an den religiösen Verhältnissen. So hatte denn die chammûditische Dynastie, Dank der Mäßigung dieses Fürsten, alle Aussicht auf langen Bestand. Zwar war die Bevölkerung der Hauptstadt ihm nicht sonderlich geneigt; doch hätte sie sich mit der Zeit wahrscheinlich über den Verlust ihrer alten Herren getröstet, wenn nicht solche Umstände, die nicht von ihrem Willen abhängig waren, Hoffnungen hätten wieder auftauchen lassen, die schon nahe daran gewesen waren, zu verlöschen.

Da Kâsim den Berbern mißtraute, suchte er seinen Halt anderwärts. Die Berbern hatten in ihrem Dienste viele schwarze Sklaven. Kâsim kaufte sie ihnen ab, ließ noch andere aus Afrika kommen, bildete Regimenter aus ihnen und betraute ihre Anführer mit den höchsten Stellen.[1] Dadurch erzürnte er die Berbern, und sein Neffe Jachjâ wußte sich ihre Unzufriedenheit zu Nutze zu machen. Er schrieb ihnen einen Brief, in welchem er unter Anderem sagte: „Mein Oheim hat mich meines Erbtheils beraubt und großes Unrecht daran gethan, daß er euren schwarzen Sklaven die Aemter gegeben, welche euch zukommen. Nun wohl! wenn ihr mir zum Throne meines Vaters verhelfen wollt, so verpflichte ich mich dagegen, euch eure Aemter wieder zu geben und die Neger an ihren Ort zurückzuführen." Wie vorauszusehen war, versprachen die Berbern ihm ihren Beistand. Jachjâ ging also mit seinen Truppen über die Meerenge und landete in Malaga, woselbst sein Bruder Idrîs, welcher gemeinsame Sache mit ihm machte, Statthalter war. Er empfing dort einen Brief von Khairân. Immer bereit, jeden Prätendenten zu unterstützen, mit dem Vorbehalt, sich gegen ihn zu wenden, wenn er siegte, rief ihm Khairân ins Gedächtniß, was er für seinen Vater gethan, und bot ihm seine Dienste an. Idrîs rieth ihm, dieses Anerbieten nicht anzunehmen. „Khairân," sagte er, ‚ist ein treuloser Mann, er will dich betrügen." — „Ich gebe es zu," antwortete ihm Jachjâ, „aber lassen wir uns betrügen; wir verlieren nichts dabei." Darauf schrieb er dem Herrn von Almeria, er wolle seine Dienste annehmen, und rüstete sich dann, gegen Cordova zu

[1]) Ibn-Chaijân fol 128 r; Abd-al-wâchid S. 45; Makkari Bd. I S. 316, 318.

marschiren. Sein Oheim hielt es für geboten, ihn nicht zu erwarten. In der Nacht vom eilften auf den zwölften August 1021 floh er nach Sevilla, nur von fünf Reitern begleitet, und einen Monat später hielt sein Neffe seinen Einzug in die Hauptstadt. Seine Regierung war indessen nur von kurzer Dauer. Die Neger zögerten nicht, sich mit Kâsim zu vereinigen; mehrere andalusische Hauptleute folgten ihrem Beispiel, und endlich sah sich Jachjâ zu seinem Schmerze selbst von einer großen Menge Berbern verlassen. Seine Lage wurde jetzt so gefährlich, daß er jeden Augenblick fürchtete, in seinem eigenen Palaste gefangen genommen zu werden. Er beschloß daher, sich zu retten, indem er Cordova seinem Schicksal überließ, und reiste in der Nacht ab, um sich nach Malaga zu begeben. Nun kam Kâsim zurück und am zwölften Februar 1023 wurde er zum zweiten Mal zum Khalifen ausgerufen; aber seine Macht ruhte auf keinem festen Grunde und verringerte sich je mehr und mehr. In Afrika nahm ihm Idris, damals Statthalter von Ceuta, die Stadt Tanger, welche er mit Sorgfalt hatte befestigen lassen und wohin er sich zurückziehen wollte, im Fall er sich jenseits der Meerenge nicht halten könne; in Spanien nahm ihm Jachjâ Algeziras mit seiner Gemahlin und seinen Schätzen. In der Hauptstadt selbst konnte er nur noch auf die Neger rechnen. Durch diese Lage der Dinge ermuthigt, fingen die Cordovaner, welche bisher mit Gleichgiltigkeit dem Kampf zwischen Oheim und Neffen zugesehen hatten, wieder an, sich zu rühren. Der Gedanke, sich vom Joch der Berbern zu befreien, lebte tief in aller Herzen, und das Gerücht verbreitete sich, daß ein Mitglied der Familie Omaija sich bald zeigen werde, um vom Throne Besitz zu nehmen. Kâsim war deshalb beunruhigt, und da kein bestimmter Omaijade genannt worden war, gab er den Befehl, alle, welche man finden könne, zu verhaften. Sie verbargen sich nun, theils bei geringen Leuten, theils in den Provinzen; aber die Maßregeln Kâsim's konnten den Ausbruch der Revolution doch nicht verhindern. Durch die Quälereien der Berbern zum äußersten getrieben, griffen die Cordovaner am einunddreißigsten Juli 1023 zu den Waffen. Nach einem erbitterten Kampfe schlossen beide Parteien eine Art von Frieden oder vielmehr Waffenstillstand, indem sie versprachen, sich gegenseitig anerkennen zu wollen. Dieser Waffenstillstand war jedoch von nur kurzer Dauer, wiewohl Kâsim trachtete, ihn durch anscheinende Nachgiebigkeit gegen das Volk zu verlängern. Es war an einem Freitag, dem sechsten September, als sich nach dem Gottesdienste das Geschrei: „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ von allen Seiten hören ließ; darauf jagten

die Cordovaner Kâsim und seine Berbern, wenn auch nicht aus den Vorstädten, so doch aus der Stadt selbst hinaus. Kâsim wandte sich gegen Westen und belagerte die Insurgenten mehr als fünfzig Tage lang. Sie vertheidigten sich mit großer Hartnäckigkeit; als aber die Lebensmittel anfingen, ihnen auszugehen, baten sie die Belagerer um die Erlaubniß, die Stadt mit ihren Frauen und Kindern verlassen zu dürfen. Dieser Vorschlag wurde verworfen, und nun faßten die Cordovaner einen Entschluß, der ihnen von der Verzweiflung eingegeben wurde. Nachdem sie ein Thor niedergerissen hatten, zogen sie Donnerstag den einunddreißigsten October insgesammt aus der Stadt und warfen sich mit solcher Wuth über die Feinde her, daß diese in größter Unordnung die Flucht ergriffen. Die Truppenführer zogen sich auf ihre Lehensgüter zurück; Kâsim selbst hoffte, in Sevilla Zuflucht zu finden; aber, ermuthigt durch das Beispiel Cordova's, schloß diese Stadt ihre Thore und proclamirte die Republik. Kâsim warf sich nun in die Stadt Xerez; aber Jachjâ belagerte ihn dort und zwang ihn, sich zu ergeben. Die Rolle, welche Kâsim auf der politischen Bühne gespielt hatte, war jetzt zu Ende. Jachjâ schleppte ihn mit Ketten beladen nach Malaga und schwor, ihn zu tödten; jedoch sein Gewissen verhinderte ihn lange Zeit, diesen Schwur zu halten. Im Schlaf glaubte er seinen Vater zu sehen, welcher zu ihm sagte: „Tödte meinen Bruder nicht, ich beschwöre dich! Als ich noch ein Kind war, hat er mir viel Gutes erwiesen, und obgleich er älter als ich war, hat er mir den Thron nicht streitig gemacht.“ Mehrmals freilich faßte er im Trunke den Beschluß, den Mord auszuführen; aber stets gab er dem Rathe seiner Zechgenossen nach, die ihm vorstellten, daß Kâsim als Gefangener ihm nicht schaden könne. Kâsim blieb also dreizehn Jahre lang in einem Schlosse in der Provinz Malaga eingeschlossen; aber im Jahre 1036 wurde Jachjâ berichtet, er habe versucht, die Besatzung zu gewinnen und sie zu einer Empörung zu treiben. „Ei was!“ rief er aus, „besitzt dieser Greis noch Ehrgeiz? Wenn dem so ist, so muß man mit ihm ein Ende machen.“ Er gab jetzt den Befehl, ihn zu erwürgen.[1]

Was die Cordovaner betrifft, so beschlossen sie, als sie ihre Unabhängigkeit wieder erlangt hatten, nicht in tumultuarischer, sondern in gesetzmäßiger Weise, die Omaijaden wieder auf den Thron zu setzen. Im November 1023 wurden Versammlungen gehalten und Beschlüsse ge-

[1]) Ich habe geglaubt, hier vorzugsweise das Zeugniß des von Makkari (Bd. I S. 319) ausgeschriebenen Schriftstellers gelten lassen zu müssen, dessen Bericht umständlicher ist als der Chomaidi's bei Abd-al-wâchid S. 37.

faßt. Die Veziere entschlossen sich, ihren Mitbürgern drei Männer vorzuschlagen, unter denen sie wählen sollten, nämlich Solaimân, einen Sohn Abderrachmân's IV., Abderrachmân, einen Bruder Mahdî's, und Mohammed ibn-al-Irâkî. Sie waren überzeugt, daß Solaimân, dessen Namen sie an die Spitze der Liste gesetzt hatten, die Mehrzahl der Stimmen erhalten werde; auch hatte der Staatssecretär, Achmed ibn-Bord, schon die Erwählungsacte mit dem Namen dieses Candidaten aufsetzen lassen.

Indessen war ihr Einfluß nicht so groß, als sie glaubten, namentlich hatten sie sich sehr geirrt, wenn sie meinten, die Partei des zweiten Candidaten, Abderrachmân, sei nicht zu fürchten. Abderrachmân, ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, welcher von den Chammûditen verbannt worden, war einige Zeit vorher heimlich in die Hauptstadt zurückgekehrt. Als er Zeuge des Aufruhrs der Cordovaner gegen die Berbern war, hatte er gesucht, sich bei dieser Gelegenheit eine Partei zu bilden und sich zum Khalifen ausrufen zu lassen. Der Plan war gescheitert. Die Veziere, welche den Aufstand leiteten und von ihm nichts wissen wollten, hatten seine Sendlinge ins Gefängniß werfen lassen, wo sie sich noch in dem Augenblicke, als die Wahl statt hatte, befanden; sie hatten sogar versucht, Abderrachmân selbst zu verhaften. Später jedoch, als sie eine Candidatenliste aufsetzten, hatten sie, aus Furcht, die Unzufriedenheit mehrerer ihrer Mitbürger zu erregen, es für nöthig gehalten, seinen Namen darauf zu setzen; aber weit davon entfernt, zu ahnen, daß dieser Prinz für Solaimân ein gefährlicher Rival werden könne, setzten sie ihn im Gegentheil ungefähr in Eine Linie mit dem dritten Candidaten, Mohammed ibn-al-Irâkî, welcher durchaus nicht populär war.

Die Veziere hielten also ihre Sache für ganz sicher und luden den Adel, die Soldaten und das Volk ein, sich am ersten December in der großen Moschee zu versammeln, um einen Khalifen zu wählen. Am festgesetzten Tage fand Solaimân sich zuerst in der Moschee ein, begleitet von dem Vezier Abdallâh ibn-Mokhâmis. Er war mit Pracht gekleidet, und von seinem Antlitz strahlte Freude, denn er war überzeugt, daß die Wahl des Volkes auf ihn fallen werde. Seine Freunde kamen ihm entgegen und baten ihn, sich auf eine erhöhte Estrade zu setzen, welche für ihn aufgerichtet war. Kurze Zeit darauf trat auch Abderrachmân durch eine andere Thür in die Moschee. Er war von vielen Soldaten und Arbeitern umgeben. Sobald diese Menge die Thürschwelle überschritten hatte, rief man ihn zum Khalifen aus, und das Gebäude hallte wider von ihrem lauten Beifallsgeschrei. Die Veziere,

welche nichts weniger als dies erwartet hatten, geriethen dadurch in solche Bestürzung, daß sie zu Allem schwiegen; überdies wäre es ihnen nicht einmal möglich gewesen, sich inmitten des Tumultes Gehör zu verschaffen. Sie ergaben sich also darein, Abderrachmân als Khalifen anzuerkennen, und Solaimân, der noch weit mehr überrascht und verwirrt war als sie, sah sich gezwungen, ihnen das Beispiel zu geben. Man schleppte ihn vor Abderrachmân, dem er die Hand küßte und der ihn an seiner Seite Platz nehmen ließ. Der dritte Candidat, Mohammed ibn-al-Irâkî, leistete ebenfalls den Eid, und darauf entfernte der Staatssecretär den Namen Solaimân mittelst eines Radirmessers aus der Erwählungsurkunde und setzte dafür den Abderrachmân's V., der jetzt den Titel Mostadhir annahm.

XVII.

Wenn man die Geschichte einer unheilvollen und von Bürgerkriegen zerrissenen Epoche erzählt, so empfindet man mitunter das Bedürfniß, den Blick von den Parteikämpfen, der socialen Zerrüttung und dem Blutvergießen abzuwenden und zur Erholung auf ein ideales Reich des Friedens, der Unschuld und Träumerei zu richten. So wollen wir einen Augenblick bei den Gedichten verweilen, zu welchen eine reine und aufrichtige Liebe den jungen Abderrachmân V. und seinen Vezier Ibn-Chazm begeisterte. Es athmet aus ihnen der Duft der Jugend, der Unschuld und des Glückes, und sie haben um so mehr einen unwiderstehlichen Reiz, als man am wenigsten erwarten kann, solche liebliche und heitere Töne inmitten des allgemeinen Umsturzes zu hören, solche Nachtigallenlaute mitten im Sturme.

Abderrachmân war fast noch ein Kind, als er schon in seine Base Chabîba („die Geliebte"), die Tochter des Khalifen Solaimân, sterblich verliebt war. Aber er schmachtete vergebens. Die Wittwe Solaimân's widersetzte sich der Heirath und gab ihm zu verstehen, daß es damit keine Eile habe. Da dichtete er folgende Verse, in denen das Gefühl verwundeten Stolzes neben tief empfundener Liebe hervorbricht:

„Nichts als Vorwände erfindet man, mir meine Bitte abzuschlagen, Vorwände, gegen die mein Stolz sich empört! Ihre verblendete Familie verweigert sie mir; aber kann man der Sonne den Mond verweigern? Wie kann die Mutter Chabîba's, die meinen Werth kennt, mich nicht zum Schwiegersohne haben wollen?

„Ich aber liebe von Herzen dies schöne und unschuldige Mädchen aus der Familie der Abd-Schams, welches im Harem seiner Eltern ein so verborgenes Leben führt; ich

habe ihr versprochen, ihr als Sklave mein Leben lang zu dienen, und ich habe ihr mein Herz als Brautschatz angeboten.

„Wie ein Falke auf die Taube losstürzt, wenn sie ihre Flügel entfaltet, so schwinge ich mich zu ihr hin, sobald ich sie sehe, die Taube der Abd-Schams, jener erlauchten Familie, der auch ich entstamme.

„Wie ist si: so schön! Die Plejaden selbst beneiden ihr die Weiße ihrer Hände, und Aurora ist eifersüchtig auf den Glanz ihres Halses.

„Du hast meiner Liebe eine lange Fastenzeit auferlegt, du meine Vielgeliebte! was schadete es dir, wenn du mir erlaubtest, sie zu brechen?

„In deinem Hause suche ich das Heilmittel meiner Uebel, in deinem Hause, über welches Gott seine Gnaden ausströmen möge! Dort würde mein Herz Erleichterung finden von seinen Leiden, dort würde das Feuer erlöschen, welches mich verzehrt.

„Wenn du mich zurückstößest, meine Baje, so stößest du einen Mann zurück, der deines Gleichen ist an Geburt und dem die Liebe, die du ihm einflößest, einen Schleier über die Augen geworfen hat

„Doch entsage ich nicht der Hoffnung, sie einst zu besitzen und so zum Gipfel meines Ruhmes zu gelangen, denn ich kann die Lanze schwingen, wenn die schwarzen Pferde roth sind vom Blut, das sie bedeckt. Ich ehre und achte den Fremdling, der unter meinem Dache Schutz sucht; ich überhäufe mit Wohlthaten den Unglücklichen, welcher sich an meine Großmuth wendet. Keiner meines Stammes ist würdiger, sie zu besitzen, als ich, denn niemand gleicht mir an Ruf und Ruhm. Ich besitze Alles, was man besitzen muß, um zu gefallen: Jugend, Ritterlichkeit, Sanftmuth und Beredsamkeit."

Wir wissen nicht, welche Gefühle Chabîba für den Jüngling hegte, da die arabischen Schriftsteller diese schöne flüchtige Erscheinung, deren Züge man der Einbildungskraft einprägen möchte, nur in unbestimmten Umrissen gezeichnet haben. Es scheint jedoch, daß sie für die Huldigungen Abderrachmân's nicht unempfänglich war. Als sie ihm eines Tages begegnete, schlug sie vor dem Feuerblick des Prinzen das Auge nieder; sie erröthete und in ihrer Verwirrung vergaß sie, seinen Gruß zu erwidern. Abderrachmân legte diese scheinbare Verletzung der Höflichkeit, welche in Wirklichkeit nur aus schamhafter Schüchternheit hervorgegangen, verkehrt aus und schrieb darüber folgendes Gedicht:

„Heil ihr, die sich nicht herablassen wollte, mir Ein Wort zu schenken; Heil jener anmuthigen Gazelle, deren Blicke ebenso viele Pfeile sind, die mir das Herz durchbohren. Nie, ach nie sendet sie mir ihr Bild, um meine unruhigen Träume zu besänftigen. Weißt du denn nicht, o du, deren Name mir so unaussprechlich theuer, daß ich dich über alles liebe und daß ich dir der treueste Geliebte sein würde auf der ganzen Welt?"[1]

[1]) Ibn-al-Abbâr S. 165, 166. Nach dem Man. Ibn-Bassâm's (Bd. I fol. 11 r. und v.) konnte ich einige Textfehler verbessern.

Es scheint nicht, als ob er je die Hand ‚Chabîba's erhalten habe; überhaupt war er nicht glücklich in der Liebe. Eine andere Schönheit war zwar nicht spröde gegen ihn, aber nachmals brach sie die ihm versprochene Treue, wovon die folgenden Verse, die er an sie richtete, zeugen:

„Ach, wie lang sind die Nächte, seit du einen Andern mir vorziehst! O reizende Gazelle, deine Schwüre hast du gebrochen, bist mir untreu geworden. Hast du sie vergessen die Nächte, die wir auf dem Rosenlager gemeinsam verbracht? Eine Schärpe umschlang uns beide; wir waren an einander gekettet, wie Perlen eines Halsbandes sich an einander reihen; wir umarmten uns, wie die Zweige eines Baumes sich umarmen; unsere beiden Körper waren Eins, während die Sterne wie Goldpunkte glitzerten.“ [1]

Der junge Abderrachmân hatte einen Freund, welcher ihm in vieler Beziehung sehr ähnlich war und den er zu seinem ersten Minster machte. Es war Alî ibn-Chazm. Seine Vorfahren, welche im Gebiet von Niebla wohnten, waren Christen gewesen, bis sein Urgroßvater (Chazm) den Islam annahm; aber, sich seines Ursprungs schämend, wollte er jede Spur desselben verwischen und verleugnete seine Ahnen. Wie schon sein Vater (Achmed), welcher unter den Amiriden Vezier gewesen war, behauptete auch er von einem durch Jezîd, den Bruder des ersten omaijadischen Khalifen Moâwija, [2] freigelassenen Perser abzustammen, und gegen die Religion seiner Väter hegte er den tiefsten Abscheu. „Man muß sich niemals über den Aberglauben der Leute verwundern,“ sagt er irgendwo in seiner Abhandlung über die Religionen. „Die meisten und civilisirtesten Völker sind ihm ergeben. Seht die Christen an! sie sind in so großer Anzahl vorhanden, daß nur der Schöpfer allein sie zählen kann, und bei ihnen gibt es berühmte Gelehrte, wie auch Fürsten von seltenem Scharfsinn. Nichtsdestoweniger glauben sie, eins sei drei und drei sei eins, glauben, daß der eine von den dreien der Vater sei, der andere der Sohn, der dritte der Geist, daß der Vater der Sohn sei und daß er nicht der Sohn sei, daß ein Mensch Gott sei und daß er nicht Gott sei, daß der Messias in jedem Punkte Gott sei und daß er doch nicht der selbe sei wie Gott, daß endlich der Ewige geschaffen worden sei. Eine ihrer Secten, welche man die der Jakobiten nennt und die nach Tausenden zählt, glaubt

[1]) Makkarî Bd. I S. 285; andere Lesarten Ibn-Bassâm Bd. I fol. 11 v., 12 r.

[2]) Siehe meinen Katalog der orient. Man. in der Bibl. von Leyden, Bd. I S. 227.

sogar, daß der Schöpfer gepeitscht, geohrfeigt, gekreuzigt und zum Tode geführt worden sei, daß das Weltall während dreier Tage Dessen beraubt gewesen sei, der es regiert!"[1]

Diese spöttischen Sätze stammen übrigens nicht von einem Skeptiker, sondern von einem sehr eifrigen Moslim. In seinen religiösen Anschauungen hielt sich Ibn-Chazm an das System der Dhâhiriden, einer Secte, welche sich streng auf den Wortlaut des Korans stützte und die Entscheidung durch Analogie, das heißt die Vermittelung des menschlichen Verstandes in den Fragen des kanonischen Rechtes, eine Erfindung des bösen Geistes nannte. In der Politik war er für die legitime Dynastie, deren Client er durch die Fälschung seiner Genealogie geworden war, und die Omaijaden hatten keinen Diener, der ihnen treuer und mit mehr Begeisterung ergeben war als er. Als ihre Sache unwiderruflich verloren schien, als Alî ibn-Chammûd den Thron an sich riß und sogar Khairân, das Haupt der slavischen Partei, ihn anerkannte, gehörte er zu der kleinen Zahl Derer, die den Muth nicht verloren. Von Feinden und Spionen umgeben, fuhr er dennoch fort zu intriguiren und Verschwörungen zu planen; denn, wie es die Eigenart begeisterter Seelen ist, schien ihm die Klugheit nichts als Feigheit zu sein. Khairân durchschaute ihn, und nachdem er ihm für seinen unzeitigen Eifer zuvor eine Gefängnißstrafe von mehreren Monaten auferlegt hatte, sprach er über ihn das Verbannungsurtheil aus. Ibn-Chazm zog sich nun zu dem Burgherrn von Aznalcazar, nicht weit von Sevilla, zurück. Dort befand er sich noch, als er die Nachricht erhielt, daß der Omaijade Abderrachmân IV. Mortadhâ in Valencia zum Khalifen ausgerufen sei. Er schiffte sich sofort ein, um ihm seine Dienste anzubieten, und focht mit Heldenmuth in der Schlacht, welche Mortadhâ durch den Verrath seiner vermeintlichen Freunde verlor. Er fiel den siegreichen Berbern in die Hände und erlangte seine Freiheit erst ziemlich spät wieder.[2]

Noch sollte die Zeit kommen, wo Ibn-Chazm der größte Gelehrte seiner Zeit und der fruchtbarste Schriftsteller wurde, den Spanien jemals hervorgebracht hat. Für den Augenblick jedoch war er vor allen Dingen Dichter, einer der sinnigsten, die Spanien je gehabt. Noch befand er sich, nur um acht Jahre älter als sein junger Gebieter, im glücklichen Alter der Illusionen. Auch er hatte seinen Liebesroman gehabt, einen sehr einfachen zwar, den er aber mit so

[1]) Ibn-Chazm, Abhandlung über die Religionen Bd. II fol. 227 r.
[2]) Siehe meinen Katalog Bd. I S. 225, 230.

viel Aufrichtigkeit, Zartheit, Natürlichkeit und so anziehend erzählt hat, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, ihn mit seinen eigenen Worten wiederzugeben. Doch sehen wir uns genöthigt, da und dort einige allzu gewagte Gleichnisse, einige Verbrämungen und Flitter, welche in den Augen der Araber der Rede einen unnachahmlichen Reiz verleihen, unserem nüchternen Geschmack aber nicht zusagen, auszulassen.

„Im Hause meines Vaters," erzählt Ibn-Chazm, „lebte ein Mädchen, um dort seine Erziehung zu erhalten. Sie zählte sechszehn Jahre, und kein Weib kam ihr an Schönheit und Verstand, an Sittsamkeit und Zurückhaltung, an Bescheidenheit und Sanftmuth gleich. Höfliche Redensarten und müssige Scherze langweilten sie, und sie sprach wenig. Niemand wagte es, seine Wünsche bis zu ihr zu erheben, und doch eroberte ihre Schönheit Aller Herzen, denn obgleich sie stolz war und mit ihrer Gunst geizte, war sie dennoch verführerischer als die raffinirteste Cokette. Sie war ernst und fand keinen Geschmack an rauschenden Vergnügungen, aber sie spielte die Laute wunderbar schön.

„Ich war damals sehr jung und dachte nur an sie. Bisweilen hörte ich sie sprechen, aber immer in Gegenwart Anderer, und zwei Jahre lang hatte ich vergebens eine Gelegenheit gesucht, sie ohne Zeugen zu treffen. Nun wurde eines Tages in unserer Wohnung ein Fest gefeiert, wie es solche oft in den Palästen der Großen gibt. Die Frauen unseres Hauses, die aus dem Hause meines Bruders und auch die unserer Clienten und angesehensten Diener waren dazu geladen. Nachdem die Frauen einen Theil des Tages im Palaste zugebracht hatten, gingen sie nach dem Belvedere, von wo man einen herrlichen Ausblick auf Cordova und seine Umgebung hatte, und setzten sich dorthin, wo die Bäume unseres Gartens die Aussicht nicht verdeckten. Ich war unter ihnen und näherte mich der Fensternische, wo *sie* stand; sobald sie mich aber an ihrer Seite gewahrte, floh sie mit anmuthiger Hast in eine andere Nische. Ich folgte ihr; sie entschlüpfte mir von neuem. Sie kannte die Gefühle, die ich für sie hegte, sehr wohl; denn die Frauen besitzen viel mehr Scharfblick, die ihnen dargebrachte Liebe zu erkennen, als dem Beduinen, der bei Nacht in der Wüste reist, eignet, die Spur des Weges zu unterscheiden; aber die anderen Frauen merkten zum Glück nichts, denn die schöne Aussicht beschäftigte sie zu sehr, als daß sie mir ihre Aufmerksamkeit gewidmet hätten.

„Als darauf die Frauen in den Garten hinabgegangen waren, baten diejenigen unter ihnen, welche durch ihr Alter und ihre Stellung

den meisten Einfluß hatten, die Dame meines Herzens, ein Lied zu singen, und ich unterstützte diese Bitte. Sie nahm ihre Laute und begann sie zu stimmen mit einer Schüchternheit, die in meinen Augen ihre Reize nur noch erhöhte; darauf sang sie folgende Verse von Abbâs, dem Sohne Achnaf's:

„Ich denke nur an meine Sonne, an jenes schlanke und behende Mädchen, welches ich hinter den düstern Mauern des Palastes verschwinden sah War es ein menschliches Wesen; war es ein Geist? Sie ist mehr als ein Weib, sie besitzt die volle Schönheit eines Genius, nicht aber dessen Tücke. Ihr Antlitz ist eine Perle, ihre Gestalt wie die Narcisse, ihr Athem ist Duft und ihr ganzes Wesen ein Ausfluß des Lichtes. Wenn man sie in ihrem gelben Kleide mit unerklärlicher Leichtigkeit daherkommen sieht, so sollte man denken, sie könne ihren Fuß auf die zerbrechlichsten Dinge setzen, ohne sie zu verletzen.

„Während sie sang, waren es nicht die Saiten der Laute,, welche sie mit ihrem Plectrum berührte: es war mein Herz. Niemals ist dieser herrliche Tag aus meinem Gedächtniß geschwunden, und auf meinem Todtenbette werde ich mich seiner noch erinnern. Aber seitdem hörte ich ihre sanfte Stimme nicht mehr und sah sie nicht einmal wieder.

„Tadle sie nicht, sagte ich in meinen Versen, wenn sie dich meidet und flieht, denn sie verdient keine Vorwürfe. Sie ist schön wie die Gazelle oder der Mond; aber die Gazelle ist schüchtern, und keinem Sterblichen ist es vergönnt, dem Monde zu nahen.

„Du beraubst mich des Glückes, deine liebliche Stimme zu hören, sagte ich weiter, und du willst nicht, daß meine Augen deine Schönheit schauen. Ganz in deine frommen Betrachtungen versunken, ganz Gott hingegeben, denkst du nicht mehr der Sterblichen. Wie glücklich ist dieser Abbâs, dessen Verse du singst! Und doch, hätte dich dieser große Dichter gehört, er wäre traurig gewesen, er hätte dich beneidet als seine Ueberwinderin; denn wenn du seine Verse singst, so verleihst du ihnen eine Zartheit, die er selbst nicht geahnt.

„Als drei Tage darauf Mahdî zum Khalifen erklärt wurde, verließen wir unser neues Haus im östlichen Viertel Cordova's, in der Vorstadt Zâhira, um wieder unsere alte Wohnung im westlichen Stadtviertel Balât-Moghîth zu beziehen; aus gewissen Gründen aber, die nichts zur Sache thun, folgte uns das Mädchen nicht dorthin. Als dann Hischâm II. den Thron bestiegen hatte, ließen die neuen Gewalthaber uns ihre Ungnade empfinden; sie erpreßten von uns große Summen, warfen uns ins Gefängniß, und als wir die Freiheit wieder erlangt hatten, mußten wir uns verborgen halten. Darauf brach der

Bürgerkrieg aus. Jedermann hatte darunter zu leiden, unsere Familie aber mehr als alle anderen. Mein Vater starb mittlerweile, an einem Samstag, dem einundzwanzigsten Juni 1012, unser Schicksal aber verbesserte sich nicht. Eines Tages jedoch, als ich dem Begräbniß eines meiner Verwandten beiwohnte, erkannte ich jenes Mädchen unter den Leidtragenden. Ich hatte viele Ursache zur Traurigkeit an diesem Tage; jede Art von Unglück schien mich auf einmal treffen zu sollen, und dennoch schwand in dem Augenblick, da ich sie sah, die Gegenwart mit ihrem Elend wie durch Zauber vor meinem Auge; sie rief mir die Vergangenheit zurück, meine Jugendliebe, meine entschwundenen Jahre, und für einen Augenblick wurde ich wieder jung und glücklich wie ehedem. Doch ach, der Augenblick war kurz, und als ich bald darauf wieder zur traurigen und düsteren Wirklichkeit erwachte, war mein Schmerz durch die Leiden einer hoffnungslosen Liebe nur um so brennender und heftiger geworden.

„Sie beweint einen Todten, der von Allen geachtet und geliebt ward, sagte ich in einem bei dieser Gelegenheit entstandenen Gedicht; aber der noch Lebende hat größeres Recht auf ihre Thränen. Wunderbar! sie beklagt Den, der eines natürlichen, sanften Todes gestorben ist, und hat kein Mitleid für Den, welchen sie dazu verdammt, aus Verzweiflung unterzugehn.

„Kurze Zeit darauf, als berberische Truppen sich der Hauptstadt bemächtigt hatten, wurde das Verbannungsurtheil über uns ausgesprochen, und ich verließ Cordova Mitte Juli des Jahres 1013. Fünf Jahre verflossen, ohne daß ich das Mädchen wiedersah. Als ich endlich im Februar 1018 nach Cordova zurückkam, suchte ich einen meiner Anverwandten auf, um bei ihm zu wohnen; dort fand ich sie wieder. Aber sie war dermaßen verändert, daß ich sie kaum erkannte, und man mußte mir sagen, daß sie es sei. Diese Blume, die man noch kurz zuvor mit Entzücken betrachtete und die Jeder hätte pflücken mögen, wenn sittsame Scheu ihn nicht zurückgehalten hätte, war nun verwelkt; kaum waren einige Spuren zurückgeblieben, ihre einstige Schönheit zu bezeugen. Die Ursache war, daß sie in jenen unglücksvollen Zeiten keine Sorgfalt auf sich selbst verwenden konnte. Unter unserem Dach, mitten im Wohlleben geboren, sah sie sich plötzlich gezwungen, ihr Brod durch fleißige Arbeit zu gewinnen. Ach! weibliche Wesen sind sehr verwelkliche Blumen: sobald man sie nicht pflegt, vertrocknen sie. Ihre Schönheit kann nicht wie die der Männer dem Sonnenbrand, dem Samum, dem Wechsel der Witterung, dem Mangel an Pflege Widerstand leisten. Aber wie sie sich auch verän=

dert hatte, sie hätte mich auch so noch zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht, wenn sie mir nur Ein Wort hätte sagen wollen; allein sie blieb kalt und gleichgiltig gegen mich, wie sie es von jeher gewesen. Nach und nach fing ihre Kälte an, mich ihr zu entfremden; der Verlust ihrer Schönheit that das Uebrige.

„Ich habe ihr nie Etwas vorgeworfen, und heutiges Tages noch werfe ich ihr nichts vor. Ich habe nicht das Recht dazu. Was hätte sie denn verschuldet? Ich könnte klagen, wenn sie mich in trügerische Hoffnungen eingewiegt hätte; aber niemals hat sie mir auch nur die geringste Aussicht gegeben, niemals hat sie mir irgend Etwas versprochen.“ [1]

In dieser Erzählung wird man sicher Züge einer zarten Empfindung bemerkt haben, die unter den Arabern selten ist, da sie gewöhnlich jene Anmuth vorziehen, welche anlockt, jene Augen, welche herausfordern, jenes Lächeln, welches ermuthigt. Der Liebestraum Ibn-Chazm's ist freilich eine Mischung von sinnlichem Verlangen — seit der Gegenstand seiner Sehnsucht nicht mehr Das ist, was er einst war, ist sein Kummer viel gelinder — und seelischer Neigung, echter Ritterlichkeit, begeisterter Verehrung, aber was ihn entzückt, ist die ruhige, bescheidene Schönheit, voll sanfter Würde. Dabei darf man nicht vergessen, daß dieser keuscheste, ich möchte sagen dieser christlichste unter den moslimischen Dichtern kein Vollblut-Araber war. Als Urenkel eines christlichen Spaniers, hatte er nicht ganz die Art zu denken und zu empfinden verloren, welche jenem Volke, aus dem er stammte, eigen ist. Diese arabisirten Spanier mochten noch so eifrig ihre Abstammung ableugnen; sie mochten noch so nachdrücklich Mohammed anstatt Christus bekennen und ihre früheren Religionsgenossen mit Spott verfolgen: es blieb ihnen doch immer eine reine, zarte und geistige Innerlichkeit, die nicht arabisch war.

[1]) Ibn-Chazm, Abhandlung über die Liebe fol. 99 r. — 102 v.

XVIII.

Kaum waren sieben Wochen seit dem Augenblick verflossen, da die Corbovaner Abderrachmân V. erwählt und dieser Ibn-Chazm zu seinem ersten Minister ernannt hatte, als schon der eine aus dem Leben geschieden war und der andere der Politik und aller weltlichen Herrlichkeit Lebewohl gesagt hatte, um in der Wissenschaft, der Stille und dem Gebet Trost und Vergessenheit alles Vergangenen zu suchen. Man konnte ihnen nicht vorwerfen, daß sie an die ernsten Geschäfte mit jener Eitelkeit und Launenhaftigkeit herangetreten wären, welche das Publikum so oft den Dichtern als besondere Eigenschaft zuschreibt; im Gegentheil man erkannte bereitwillig ihre großen Regierungstalente an. In der harten Schule des Unglücks und der Verbannung erzogen, hatten sie sich frühzeitig Menschenkenntniß erworben und sich ein Urtheil über das Leben gebildet. Aber sie waren von Gefahren aller Art umringt. Abderrachmân stützte sich nur auf den neugeschaffenen Adel. Außer Ali ibn-Chazm waren ein Vetter des letzteren, Namens Abd-al-wahhâb ibn-Chazm, und Abû-Amir ibn-Schohaid seine ständigen Rathgeber. Es waren Männer von Geist und Talent, aber sie verletzten die strengen Moslim's durch ihre freisinnigen Ansichten in religiösen Dingen. Die älteren Patricier hatten für Solaimân stimmen wollen, und da dieser durch Stimmenmehrheit verworfen wurde, hatten sie so offenkundig zu seinen Gunsten intriguirt, daß Abderrachmân sich genöthigt sah, sie gefänglich einzuziehen. Die Vernünftigen billigten diese Maßregel, weil sie dieselbe für nöthig hielten; aber die Aristokratie war damit unzufrieden. Außerdem machte man dem Herrscher aus der Gefangenhaltung seiner beiden Rivalen einen

Vorwurf; er behandelte sie zwar freundlich, erlaubte ihnen aber nicht, den Palast zu verlassen. Andererseits gab es, da die vielen öffentlichen Unglücksfälle fast alle Erwerbsquellen verstopft hatten, eine Menge unbeschäftigter Arbeiter, welche alle bereit standen, mit ihren Beilen das ganze Gebäude der alten Gesellschaft zu zertrümmern. Diesen zerstörungslustigen Horden fehlte es leider nicht an einem geschickten Führer. Es war ein Omaijade, Namens Mohammed. Zu der Zeit, wo die Versammlungen zur Wahl eines Herrschers zusammentraten, hatte er gehofft, die Wahl werde auf ihn fallen. Aber sein Name wurde nicht einmal genannt, was übrigens gar nicht auffallend war, denn Mohammed war ein Mann ohne Geist, ohne Talent, ohne Bildung, der keine anderen Freuden als die der Tafel kannte. Aber er selbst beurtheilte sich nicht so, und als er hörte, daß niemand an ihn gedacht und man den Thron einem ganz jungen Manne gegeben habe, kannte seine Wuth keine Grenzen. Er machte sich nun seinen Einfluß auf die Arbeiter zu Nutze, die seine Grobheit für Gutmüthigkeit hielten und mit denen er in so inniger Gemeinschaft lebte, daß ein Weber, Namens Achmed ibn-Khâlid, sein bester Freund war. Auf kräftige und geschickte Weise von diesem Manne unterstützt, regte Mohammed in den Arbeitern die Leidenschaft zum Plündern und zum Umsturz an und schuf so die Bedingungen zu einer furchtbaren Revolution.

Ein Bündniß des Pöbels mit den in Haft gehaltenen Patriciern schien anfangs zu keiner Besorgniß Veranlassung zu geben, weil beide Parteien verschiedene Candidaten hatten; als aber Solaimân gestorben war, ließen sich die Patricier zu einem Bündniß mit den Demagogen herbei. Einer von den letzteren, Ibn-Imrân, diente ihnen als Vermittler. In seiner unvorsichtigen Gutmüthigkeit hatte Abderrachmân ihm die Freiheit gegeben, obwohl einer seiner Freunde sich widersetzt und ihm gesagt hatte: „Wenn dieser Ibn-Imrân nur einen Schritt aus deinem Gefängniß thut, so wird er dein Leben um ein ganzes Jahr verkürzen." In der That war er ein sehr gefährlicher Mann. Er versuchte, die Führer der Leibwache zu gewinnen, und es gelang ihm um so leichter, als die Leibwache selbst mit dem Khalifen nicht zufrieden war. Zwei Tage vorher war eine berberische Reiterabtheilung nach Cordova gekommen, um dem Khalifen ihre Dienste anzubieten, und dieser hatte sie angenommen, da er, umgeben von Gefahren aller Art, Soldaten in größerer Zahl zu bedürfen glaubte. Das hatte die Eifersucht der Leibgarden erregt, und von Ibn-Imrân aufgewiegelt, wandten sie sich jetzt an das Volk. „Wir haben die Berbern besiegt,"

sagten die Soldaten, „wir haben sie fortgejagt, und nun sucht der Mann, den wir auf den Thron gesetzt haben, sie wieder in die Stadt hereinzuziehen und uns von neuem ihrer verhaßten Herrschaft zu unterwerfen.“ Das Volk, welches zu einem Aufstande nur einer Gelegenheit, eines Signals bedurfte, ließ sich leicht durch solche Reden aufhetzen, und in einem Augenblick, da Abderrachmân noch gar nichts argwöhnte, hatte der Haufen sich schon seines Palastes bemächtigt und die von ihm gefangen gehaltenen Adeligen befreit. Der unglückliche Khalif zweifelte keinen Augenblick, daß es auf sein Leben abgesehen sei. Er bat seine Veziere, ihm zu rathen, was er thun solle. Diese, für ihr eigenes Leben besorgt, besprachen sich noch über den zu fassenden Entschluß, als man ihnen zurief, daß sie nichts zu fürchten hätten, sobald sie Abderrachmân seinem Schicksal überließen. Da siegte bei den meisten die Selbstsucht; sie verließen einer nach dem andern den Khalifen. Indessen bald wurden sie gewahr, daß das Versprechen der Garden betrügerisch gewesen, denn mehrere von ihnen, wie zum Beispiel der Präfect der Stadt, wurden getödtet, als sie durch das Thor des Badesaales aus dem Palast heraustraten.

Auch Abderrachmân selbst, welcher zu Pferde gestiegen war, wollte durch das selbe Thor den Palast verlassen. Aber die Garden machten es ihm unmöglich, indem sie ihm die Spitzen ihrer Lanzen vorhielten und ihn mit Schimpfreden überhäuften. Auf diese Weise genöthigt umzukehren, stieg er vom Pferde, eilte in den Badesaal, entledigte sich dort seiner Kleider bis auf die Tunica und versteckte sich im Kamin.

Mittlerweile verfolgten Volk und Garden die Berbern, als ob es wilde Thiere wären. Die unglücklichen wurden überall niedergemacht, wo sie Zuflucht gesucht hatten, im Palast, im Badesaal, in der Moschee. Auch die Frauen aus Abderrachmân's Serail fielen den Garden in die Hände und wurden in deren Wohnungen abgeführt.

Mohammed triumphirte. In dem nämlichen Zimmer, worin der entthronte Khalif sich versteckt hielt, zum Khalifen ausgerufen, begab er sich in den großen Saal und setzte sich auf den Thron, von den Garden und dem Pöbel umringt. Indessen war seine Lage unsicher, so lange sein Vorgänger noch lebte. Er befahl deshalb, ihn überall zu suchen, und als man ihn endlich fand, ließ er ihn tödten (18. Januar 1024).

Mohammed nahm den Titel Mostakfi an. Er suchte sich dadurch beliebt zu machen, daß er Allen, denen daran gelegen war, Geld und Titel gab; aber groß war der Zorn der Bürgerschaft und des Adels,

als er seinen Freund, den Weber, zum ersten Minister ernannte. Uebrigens war seine Regierung nicht von langer Dauer. Er regierte, wie man sich denken kann, schlecht. Da er wußte, daß man Verschwörungen gegen ihn anzettelte, ließ er mehrere Angehörige seiner Familie ins Gefängniß werfen. Einer von ihnen wurde sogar auf seinen Befehl erdrosselt, was in Cordova großen Unwillen hervorrief. Er ließ auch die ersten Räthe seines Vorgängers verhaften, so zum Beispiel die beiden Ibn-Chazm, und um nicht vom selben Schicksal betroffen zu werden, verließen Abû-Amir Schohaid und mehrere Andere die Hauptstadt, begaben sich nach Malaga zu dem Chammûditen Jachjâ und forderten ihn auf, der Anarchie in Cordova ein Ende zu machen.[1] Die Versuche, welche sie zu diesem Zwecke unternahmen, blieben nicht gänzlich erfolglos. Als man vernahm, daß Jachjâ Vorbereitungen treffe, die Stadt anzugreifen, kam es in Cordova zu einem Tumult (Mai 1025), in welchen der Vezier Mohammed's II., der frühere Weber, vom Volke durch Messerstiche getödtet wurde, und in seiner rohen Wuth hörte das Volk nicht auf, in seinen Leichnam zu stechen, bis alle Wärme aus ihm entwichen war. Als darauf sogar Mohammed's II. Palast umzingelt wurde, stürzten sich die Garden in sein Gemach und riefen ihm zu: „Gott weiß, daß wir Alles gethan haben, um deine Macht zu befestigen, aber wir sehen jetzt, daß wir das Unmögliche unternommen haben. Wir müssen uns aufmachen, um Jachjâ zu bekämpfen, der uns bedroht. Damit dir in unserer Abwesenheit nichts zustoße, rathen wir dir, die Stadt heimlich zu verlassen." Mohammed, der wohl einsah, daß Alles für ihn verloren sei, entschloß sich, diesem Rathe zu folgen. Im Costüm einer Sängerin, dicht verschleiert, verließ er in Begleitung zweier Frauen den Palast. Dann begab er sich in ein unbekanntes Dorf an der Grenze, um dort seine Schande zu verbergen. Hier wurde er von einem Hauptmann, der zu sehr in seine Sache verwickelt war, als daß er ihm nicht hätte folgen müssen, der es aber überdrüssig war, an einen Verbannten gekettet zu sein, vergiftet.[2]

Sechs Monate lang gab es keinen Khalifen in Cordova. Die Stadt wurde, so gut es ging, vom Staatsrath regiert; aber eine solche Lage konnte nicht von langer Dauer sein. Einmal mußte sie ein Ende

---

[1]) Siehe Ibn-Bassâm Bd. I fol. 82 v.

[2]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 9 v. — 11 r., 114 r. — 115 r.; Ibn-al-Athîr; Makkari Bd. I S. 319, 320; Abd-al-wâchid S. 38—40; Rodrigo von Toledo c. 44.

nehmen, doch der Augenblick war noch nicht gekommen; die alte Form zerfiel, und die neue war erst im Werden begriffen. Den Leuten von gesundem Verstand schien die Monarchie die einzige mit der Ordnung vereinbare Regierungsform; allein in wem sollte sie sich verkörpern? In der Person eines Omaijaden? Man hatte es gewollt, man hatte es versucht, man hatte den besten Prinzen gewählt, welchen das Haus damals besaß, als man Abderrachmân V. den Thron verliehen, und doch war das Unternehmen gänzlich gescheitert. Um die Ordnung aufrecht zu erhalten, um das stets unruhige Volk, das jeden Augenblick zum Aufruhr, zur Plünderung und zum Todtschlag bereit war, zu bändigen, bedurfte es eines Fürsten, der fremde Truppen zur Verfügung hatte, und ein solcher war unter den Omaijaden nicht zu finden. Daher faßte man den Plan, dem Chammûditen Jachjâ, über den man sich nicht zu sehr zu beklagen hatte, den Thron zu geben, und dieser Gedanke stammte, wie uns scheint, nicht von einigen übelwollenden Männern, wie ein arabischer Schriftsteller zu verstehen gibt,[1] sondern von der gesammten Ordnungspartei, welche keinen andern Ausweg wußte. Man ließ sich deshalb mit Jachjâ, der in Malaga residirte, in Unterhandlungen ein. Er nahm das Anerbieten der Cordovaner beinahe gleichgiltig an, weil er der Beständigkeit Derer, die es machten, mißtraute und außerdem wußte, daß sie nur von der höchsten Noth sich zu diesem Schritte hatten drängen lassen; daher blieb er, wo er war, und beschränkte sich darauf, einen berberischen Befehlshaber, begleitet von einigen Truppen, nach Cordova zu schicken (November 1025).

Wie wohl begründet seine reservirte Haltung war, sollte sich bald zeigen. Es währte nicht lange, so wurden die Cordovaner der afrikanischen Herrschaft müde und liehen den Boten der slavischen Herren vom Osten, wie Khairân's von Almeria und Modschehid's von Denia, ein williges Ohr, denn diese versprachen ihnen die Hilfe ihrer Herren, wenn sie sich von der Herrschaft Jachjâ's losmachen wollten. Dieses Versprechen war kein eitles Im Mai 1026, als die Gemüther genügend vorbereitet waren, rückten die beiden Fürsten mit zahlreichen Truppen gegen die Hauptstadt, die Cordovaner erhoben sich und verjagten den Statthalter, welchen Jachjâ ihnen gesetzt hatte, nachdem sie vorher eine große Anzahl seiner Soldaten getödtet. Darnach öffneten sie Khairân und Modschehid ihre Thore; als es sich aber darum handelte, eine Regierungsform festzustellen, konnten die beiden Fürsten sich

[1]) Chomaidi, dem alle anderen arabischen Geschichtschreiber es nachgeschrieben haben.

nicht einigen, und da Khairân fürchtete, von seinem Verbündeten verrathen zu werden, beeilte er sich, nach Almeria zurückzukehren (12. Juni). Modschehid blieb noch einige Zeit in der Hauptstadt, aber auch er verließ sie, ohne die Monarchie wieder hergestellt zu haben. Dies ihrerseits zu bewerkstelligen, versuchten nach seinem Abgang die Mitglieder des Staatsraths, wiewohl sie aus den bisherigen traurigen Erfahrungen hätten lernen sollen, daß es das Unmögliche versuchen hieß. Ein omaijadischer Prinz, ohne Unterstützung fremder Truppen mitten unter diese unvereinbaren Parteien geworfen, war schon im Voraus verurtheilt zu unterliegen, entweder durch einen Volksaufstand, oder durch eine Verschwörung der Patricier. Ein dauerhaftes Regiment einzuführen, dazu war die Zurückberufung der Omaijaden nur ein trügerisches Mittel, aber das einzige, was die Klügsten zu ersinnen wußten. Besonders war es Abû-'l-Chazm ibn-Dschahwar, damals der einflußreichste Mann im Staatsrath, der für diesen Plan eingenommen war. Er besprach sich mit den Befehlshabern der Grenzen, welche dafür galten, der omaijadischen oder slavischen Partei anzuhangen, welche aber in Wahrheit nichts weiter mit einander gemein hatten als gründlichen Haß gegen die Berbern. Nach langen Verhandlungen gaben einige dieser Herren endlich ihre Einwilligung zu dem Plane, wahrscheinlich weil sie überzeugt waren, daß es keine andere Wahl gebe, und beschlossen den Thron an Hischâm, den ältesten Bruder Abderrachmân's IV., zu verleihen. Dieser lebte zu Alpuente, wo er nach dem Tode seines Bruders Zuflucht gesucht hatte. Gleich im April 1027 leisteten die Einwohner Cordova's ihm den Eid, aber noch sollten beinahe drei Jahre vergehen, bevor alle Schwierigkeiten sich ausgeglichen hatten, und während dieser Zeit irrte Hischâm III., mit dem Beinamen Motadd,[1] von Stadt zu Stadt, weil mehrere Truppenführer sich seiner Uebersiedelung nach Cordova widersetzten.[2] Endlich erfuhren die Cordovaner, daß seine Ankunft bevorstehe. Die Mitglieder des Staatsraths trafen die nöthigen Vorkehrungen zu einem glänzenden Empfang; aber ehe noch Alles fertig war, erhielt man die Nachricht, daß Hischâm schon angekommen und im Begriffe sei, in die Stadt einzuziehen (18. December 1029). Die Truppen machten sich auf, ihm entgegen zu gehen, und die ganze Stadt widerhallte von Freudenrufen. Die Menge drängte sich in die Straßen, durch welche der Prinz kommen sollte, und man erwartete einen prächtigen und königlichen Pomp sich

---

[1]) Oder Motamid nach Andern.

[2]) Abd-al-wâchid S. 40, 41.

entfalten zu sehen. Diese Hoffnung wurde getäuscht: Hischâm ritt auf einem ziemlich schlechten und ärmlich aufgezäumten Pferde und trug eine sehr einfache Kleidung, die keineswegs mit der Würde eines Khalifen in Einklang stand. Keinerlei Nimbus umstrahlte ihn; trotzdem begrüßte ihn das Volk mit lauten Freudenbezeigungen, denn man hoffte, daß nun alle Unordnung ein Ende nehmen und ein kräftiges und gerechtes Regiment sich fühlbar machen werde.

Solche Hoffnungen zu verwirklichen, eignete sich Hischâm III. wenig. Gut und sanft, war er zugleich schwach, unentschlossen und träge und hatte für nichts Interesse als für die Freuden der Tafel. Schon am folgenden Tage konnten die Patricier sich davon überzeugen, daß ihre Wahl keine glückliche gewesen war. Es wurde eine große Audienz im Thronsaal gehalten und alle Beamten dem Khalifen vorgestellt; allein da der Greis durchaus nicht daran gewöhnt war, zu reden oder zu empfangen, konnte er kaum einige Worte hervorstottern, und einer der hohen Würdenträger mußte in seinem Namen das Wort ergreifen. Als nachher die Dichter ihm die Oden vortrugen, die sie zur Feier seiner Thronbesteigung verfaßt hatten, vermochte er es kaum, ihnen ein einziges huldvolles Wort zu sagen; er schien nicht einmal zu verstehen, was man ihm sagte.

Das erste Auftreten des Khalifen hatte also alle Illusionen zerstört; noch schlimmer aber wurde es, als er kurze Zeit darauf Chacam ibn-Sa'îd zu seinem ersten Minister ernannte. Chacam, ein Client der Amiriden, hatte früher in der Hauptstadt das Weberhandwerk betrieben und dabei die Bekanntschaft Hischâm's gemacht, denn die omaijadischen Prinzen knüpften oft in den niederen Classen der Gesellschaft, deren Unterstützung sie suchten, Verbindungen an. Später war Chacam während des Bürgerkrieges Soldat geworden, und da es ihm weder an militärischem Talent, noch an Tapferkeit gefehlt zu haben scheint, war er schnell im Range gestiegen und hatte sich die Achtung der Befehlshaber der Grenzen erworben, unter denen er diente. Als darauf Hischâm zum Khalifen ausgerufen wurde, hatte er ihn aufgesucht und sich durch Erinnerung an ihre alte Freundschaft so gut bei ihm einzuschmeicheln gewußt, daß es nicht lange dauerte, bis er ihn völlig beherrschte. Zum ersten Minister ernannt, bemühte er sich, jeden Tag die Tafel des Khalifen mit den auserlesensten Gerichten und den besten Weinen zu besetzen; er umgab ihn mit Sängerinnen und Tänzerinnen, er suchte mit Einem Worte ihm das Leben so angenehm wie möglich zu machen, und der schwache Hischâm, der für alles Andere gleichgiltig war und nur zu glücklich, wenn er sich nicht mit

Angelegenheiten zu befassen brauchte, die ihn langweilten, überließ ihm gern die Regierung.

Chacam hatte den Schatz leer gefunden. Um den Ausgaben zu genügen, mußte man beträchtlichere Einkünfte als die gesetzlichen zu erzielen suchen; aber wie war das anzustellen? Neue Steuern zu erheben — daran durfte man nicht denken; es wäre das sicherste Mittel gewesen, sich unbeliebt zu machen. Der Minister nahm also seine Zuflucht zu Hilfsmitteln, die, wenn auch nicht sehr ehrenvoll, so doch von der Noth geboten waren. Er hatte verschiedene Kostbarkeiten entdeckt, welche die Söhne Modhaffar's, des Arimiden, bei ihren Freunden niedergelegt hatten; dieser bemächtigte er sich und zwang die reichen Kaufleute, sie zu hohen Preisen von ihm zu kaufen. Er zwang sie auch, das Blei und Eisen zu kaufen, welches von den königlichen Palästen, die während des Bürgerkrieges niedergerissen wurden, übrig geblieben war. Aber das auf diese Weise erworbene Geld genügte noch nicht, deshalb schenkte er einem verhaßten und verschrieenen Fakih, Ibn-al-Dschaijâr, sein Vertrauen, welcher seiner Zeit schon dem Khalifen Alî ibn-Chammûd wirksame aber unehrenhafte Mittel angegeben hatte, um den Schatz zu füllen. Auch jetzt wieder verstand es dieser Mann, Chacam auf Kosten der Moscheen beträchtliche Einnahmen zu verschaffen. Dieser neue Betrug konnte nicht verborgen bleiben, und die Cordovaner, besonders die Fakih's, murrten darüber. Es war indessen noch nicht lange her, daß die Fakih's ihren Gehalt hatten erhöhen lassen, obgleich es ihnen nicht unbekannt war, daß das Geld, welches sie erhielten, aus ungesetzlichen Steuern floß und folglich die Annahme desselben unerlaubt war. Diese Heuchelei erregte Chacam's höchsten Unwillen gegen die Fakih's und veranlaßte ihn zu einem donnernden Manifest, welches Abû-Amir ibn-Schohaid, der es verfaßt hatte, öffentlich verlesen mußte, zuerst im Palast, dann in der Moschee (Juni 1030.) Dadurch im höchsten Grade beleidigt, suchten die Fakih's auch den Zorn des Volkes zu erregen, da aber die große Menge, wie es scheint, keine ernsten Gründe zur Klage hatte, gelang dies nicht. Die Regierung ihrerseits verdoppelte ihre Strenge. Ein Vezier, welcher an einem Complott Theil genommen hatte, wurde hingerichtet, und Ibn Schohaid forderte, daß man gegen die „dicken Mützen", wie er sie nannte, mit Strenge verfahre. „Widme den Vorträgen dieses Haufens von Geizigen doch keine Aufmerksamkeit; sie verdienen, daß man sie bestiehlt," sagte er in einem an den Khalifen gerichteten Gedichte, „und überlaß meiner Basiliskenzunge die Aufgabe, ihnen die Wahrheit zu sagen."

Wenn Chacam nur die Theologen gegen sich gehabt hätte, würde

er noch die Macht in Händen behalten haben, denn zu jener Zeit hatten sie zu wenig Einfluß, um ihm schaden zu können; aber er hatte Feinde, die um Vieles gefährlicher waren; beinahe der ganze Adel war gegen ihn. Seine niedrige Geburt war in den Augen der Patricier ein untilgbarer Flecken. Sie betrachteten ihn nicht nur als Glücksritter, sondern als gemeinen Handwerker und stellten ihn ungefähr in Eine Linie mit dem ersten Minister Mohammed's II., obgleich zwischen diesen beiden Männern ein großer Unterschied bestand, da der eine niemals etwas Anderes gewesen war als ein Arbeiter und der andere die besten Jahre seines Lebens im Felde und am Hofe der Fürsten der Grenzen zugebracht hatte. Da die Patricier selbst nicht gewissenhaft waren hinsichtlich der Mittel, den Staatsschatz zu füllen, hätten sie einem Manne ihrer Kaste solche finanziellen Operationen, wie sie der Minister angestellt hatte, wohl verziehen; aber da es ein Plebejer war, der sie sich hatte zu Schulden kommen lassen, unterrichteten sie das Volk davon, sobald sie es merkten und beuteten die Sache für ihren Haß aus. Dieser Haß schadete übrigens ihren eigenen Interessen. Anfangs hatte Chacam keinen Widerwillen gegen sie empfunden, er hatte sie über seine Pläne nicht in Unkenntniß gelassen, ja sich aus den Patriciern einen Freund und Vertrauten, Ibn-Schohaid, erwählt; aber als er sah, daß sie sein Entgegenkommen nur mit Geringschätzung und Verachtung erwiderten, als er bei ihnen nur Uebelwollen, Abneigung und offene Feindseligkeit fand, wurde er gereizt und beunruhigt und fing an, seine Leute unter den Plebejern auszuwählen. Diejenigen, welchen er Aemter anvertraute, galten von vornherein in den Augen des Adels für nichts; dieser entblödete sich nicht, auszusprechen, der Minister gebe die Aemter nur an „junge Weber ohne Erfahrung, an Taugenichtse ohne Religion, die sich nur um Wein, Blumen und Trüffeln bekümmerten, ihren Witz auf Kosten der achtbarsten Leute mißbrauchten und Unglückliche verspotteten, die sie um Gerechtigkeit anflehten.“ Chacam selbst erklärten sie für einen Intriganten ohne Fähigkeit, einen Officier ohne Muth, einen guten Cavalier und weiter nichts. Vielleicht verblendete sie ihr Haß; so viel ist gewiß, daß sie, um den Gegenstand desselben zum Sturze zu bringen, sich der verabscheuenswerthesten Mittel bedienten.

Sie suchten anfangs, das Volk zum Aufruhr zu reizen, indem sie aussprengten, die Stockung des Handels, deren eigentliche Ursache in dem allgemeinen Ruin des Staates lag, sei den Abgaben zuzuschreiben, welche der Minister auf verschiedene Waaren gelegt hatte. Solche Reden trugen ihre Früchte, und einige Männer aus dem Volke versprachen

den Adeligen, sie wollten das Haus des Ministers stürmen; aber da dieser noch zu rechter Zeit von einem seiner Freunde gewarnt wurde, verließ er seinen Palast und bezog den des Khalifen, schaffte die Steuern ab, über die man sich beklagte, und wandte sich an das Volk in einem langen Manifest, in welchem er sagte, er habe diese Zölle nur eingeführt, um den dringenden Bedürfnissen des Schatzes zu genügen werde sie aber in Zukunft abstellen. Als das Volk in Folge dessen zu murren aufhörte, nahmen die Adeligen zu einem anderen Mittel ihre Zuflucht. Da Chacam nicht viel Vertrauen in die andalusischen Soldaten setzte, welche den Patriciern ergeben waren, suchte er sich berberische Truppen zu verschaffen.[1] Die Andalusier murrten, und die Adeligen säumten nicht, die Unzufriedenheit zu schüren; da aber Chacam nichts von Dem entging, was man gegen ihn ins Werk setzte, ergriff er strenge Maßregeln, um die Soldaten im Gehorsam zu halten, und bestrafte die Aufwiegler mit Zurückhaltung ihres Soldes. Nun versuchten die Patricier, ihn bei Hischâm in Ungnade zu bringen. Auch dies gelang ihnen nicht besser; Chacam hatte mehr Einfluß als sie auf das Gemüth des schwachen Khalifen und setzte es durch, daß ihnen das Betreten des Palastes gänzlich untersagt wurde. Ibn-Dschahwar, der Vorsitzende des Staatsrathes, allein behielt noch eine gewisse Gewalt über den Khalifen, der ihm mit Achtung und Dankbarkeit begegnete, weil er es war, dem er den Thron oder vielmehr seinen vergoldeten Müßiggang verdankte. Alle Anstrengungen Chacam's, Ibn-Dschahwar aus seinem Amt zu verdrängen, blieben fruchtlos; doch ließ er nicht nach: unaufhörlich sprach er in den Khalifen hinein und hoffte, endlich noch dessen Gewissensbedenken zu überwinden. Das wußte Ibn-Dschahwar; er bemerkte auch vielleicht, wie er an Boden verlor, und faßte jetzt sofort seinen Entschluß: er wollte ein Ende machen, nicht nur mit dem Minister, sondern mit der ganzen Monarchie, und der Staatsrath sollte von nun an allein regieren. Seine Collegen fanden bald Gefallen an diesem Plane; aber wie sollten sie es anfangen, sich eine Partei zu schaffen? Darin lag die Schwierigkeit; es gab wohl Leute, die bereit waren, Alles zu unternehmen, um Hischâm III. zu entthronen, aber daran, eine Oligarchie an die Stelle der Regierung eines Einzigen zu setzen, scheint außer den Mitgliedern des Staatsrathes niemand gedacht zu haben, so fest gewurzelt war noch die Monarchie im allgemeinen Bewußtsein. Die Räthe hielten es daher für klug, ihr Spiel unter der Decke zu treiben, und unter dem Vorgeben, nur einen andern Herrscher an die Stelle

[1]) Siehe Ibn-al-Athîr.

Hischâm's III. setzen zu wollen, traten sie in Unterhandlung mit einem Verwandten des Khalifen. Dieser, Namens Omaija, war ein kühner und ehrgeiziger junger Mann, aber es fehlte ihm an Weite des Blicks. Die Räthe gaben ihm zu verstehen, daß er leicht den Thron erobern könne, wenn er sich an die Spitze eines Aufstandes stellen wolle. Ohne zu argwöhnen, daß er für sie nur ein Werkzeug sei, welches sie wegwerfen würden, sobald sie es nicht mehr brauchten, ging der junge Prinz mit Eifer auf ihre Anerbietungen ein, und da er kein Geld sparte, gewann er mit leichter Mühe die Soldaten, deren Sold der Minister zurückgehalten hatte. Im December 1031 [1] legten sich diese Soldaten in einen Hinterhalt, stürzten sich auf Chacam, als er gerade aus dem Palaste trat, warfen ihn in den Koth, und ehe er noch Zeit hatte, seinen Säbel zu ziehen, hatten sie ihn ermordet; darauf hieben sie ihm den Kopf ab und nachdem sie diesen in einem Zuber des Fischmarktes abgewaschen hatten, weil er von Blut und Schmutz unkenntlich geworden war, trugen sie ihn auf der Spitze einer Lanze umher. Jetzt trat Omaija auf, um die Bewegungen der Soldaten und der Menge, die sich mit ihnen vereinigt hatte, zu leiten, während Hischâm, durch das furchtbare Geschrei, welches er rings um seinen Palast ertönen hörte, aufgeschreckt, auf einen hohen Thurm stieg, umgeben von den Frauen seines Harems und vier Slaven.

„Was wollt ihr von mir?" schrie er den Aufrührern, welche schon im Begriff waren, sich des Palastes zu bemächtigen, entgegen; „ich habe euch doch nichts gethan; wenn ihr irgend eine Klage habt, so geht zu meinem Vezier, er wird euch Recht verschaffen."

„Dein Vezier?" erwiderte man ihm von unten, „den wollen wir dir zeigen!"

Jetzt erblickte Hischâm an der Spitze einer Lanze einen furchtbar verstümmelten Kopf.

„Das ist der Kopf deines Veziers," schrie man, „dieses Elenden, dem du dein Volk ausgeliefert hast, du erbärmlicher Tagedieb!"

Während Hischâm sich noch bemühte, diese wilde Schaar zu besänftigen, welche ihrerseits nur mit Schelten und Schimpfen antwortete, drang eine andere Bande bis in die Gemächer der Frauen und schleppte Alles fort, was sich der Mühe lohnte; dort fand man auch ganz neue Ketten, welche Chacam, wie man sagte, für die Adeligen hatte anfertigen lassen. Omaija stachelte die Plünderer mit Blick und Wort an. „Nehmt, lieben Freunde" rief er. „All diese Reichthümer

---

[1]) Siehe Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 157 r.

gehören euch; aber vergeßt darüber nicht, den Thurm zu ersteigen und mir jenen Elenden zu tödten." Man versuchte den Thurm zu erstürmen, allein vergebens; er war zu hoch. Hischâm rief die Einwohner der Stadt, welche sich nicht an der Plünderung betheiligten, um Hilfe an; aber niemand antwortete auf seinen Ruf.

Unterdessen hatte Omaija, überzeugt daß die Veziere ihn als Khalifen anerkennen würden, sich im großen Saale niedergelassen. Auf dem Diwan Hischâm's sitzend und umgeben von den Rädelsführern der Plünderer, denen er schon einige Aemter übertragen hatte, gab er ihnen seine Befehle, als ob er schon Khalif wäre. „Wir besorgen, daß man dich tödten möge," sagte einer der Anwesenden zu ihm, „denn das Glück scheint deine Familie verlassen zu haben!" — „Gleichviel," antwortete Omaija, „heute soll man mir den Eid leisten; morgen mag man mich tödten."[1] Der Ehrgeizige hatte keine Ahnung von Dem, was sich unterdessen im Hause Ibn-Dschahwar's zutrug.

Gleich beim Beginn des Aufstandes hatte der Präsident des Staatsrathes seine Collegen in seine Wohnung berufen und sich mit ihnen über die zu ergreifenden Maßregeln besprochen. Nachdem sie Alles geordnet hatten, begaben sie sich in den Palast, begleitet von ihren wohlbewaffneten Clienten und Dienern. „Das Plündern soll ein Ende haben!" riefen sie; „Hischâm wird abdanken, dafür stehen wir euch!" Sei es, daß die Anwesenheit dieser hohen Beamten dem Volkshaufen imponirte, sei es, daß sie fürchteten, mit ihrer Begleitung handgemein zu werden, sei es endlich, daß sie nicht mehr viel zu plündern hatten, genug, die Ordnung wurde nach und nach wieder hergestellt. „Ergib dich und steige vom Thurme herab," riefen jetzt die Veziere Hischâm zu; „du mußt abdanken, aber dein Leben soll ungefährdet bleiben." Wie schwer es ihm auch wurde, Hischâm mußte sich in ihre Hände liefern, denn es fehlte ihm auf seinem Thurm an Lebensmitteln. Er stieg also herab, und die Veziere ließen ihn mit seinen Frauen in eine Art Gallerie der großen Moschee führen. „Ich möchte lieber ins Meer geworfen werden," rief er während dieser Ueberführung, „als durch so viele Leiden gehen. Macht mit mir, was ihr wollt, aber verschont meine Frauen, darum bitte ich euch."

Bei einbrechender Nacht versammelten die Veziere die angesehensten Einwohner Cordova's in der Moschee und beriethen mit ihnen, was aus Hischâm werden solle. Man beschloß, ihn sofort aus Cordova zu

[1] Ibn-al-Athir, unter dem Jahre 407.

entfernen und in einer Festung gefangen zu halten. Einige Scheich's wurden beauftragt, diese Entscheidung dem Gefangenen mitzutheilen.

Als sie in die Gallerie eintraten, bot sich ihren Blicken ein trauriges Schauspiel. Hischâm saß auf den Steinplatten, seine Frauen standen weinend mit aufgelöstem Haar und nur nothdürftig bekleidet um ihn her. Traurigen und düsteren Blickes suchte er auf seinem Schoße seine einzige Tochter zu erwärmen, die er zärtlich liebte. Das arme Kind, welches noch zu jung war, um das Unglück zu verstehen, welches den Vater betroffen hatte, war in diesem schlecht gelüfteten Orte, der noch dazu feucht war und eisig kalt von der scharfen Nachtluft, halb erfroren und beinahe todt vor Hunger, denn vielleicht aus Nachlässigkeit, vielleicht aus raffinirter Grausamkeit hatte niemand daran gedacht, der unglücklichen Familie Nahrung zu reichen.

Einer der Scheich's nahm nun das Wort. „Wir kommen,“ sagte er, „um dir, Herr, anzukündigen, daß die in der Moschee versammelten Veziere und Patricier bestimmt haben, daß du.....“

„Gut, gut,“ unterbrach ihn Hischâm, „ich unterwerfe mich ihrer Entscheidung, wie sie auch ausgefallen sein mag; aber laßt doch diesem armen Kinde, ich flehe euch an, ein Stück Brod geben, denn es stirbt vor Hunger.“

Die Scheich's waren so tief erschüttert, daß sie ihre Thränen nicht zurückhalten konnten. Sie ließen Brod bringen, und Der, welcher das Wort führte, fuhr fort:

„Herr, man hat beschlossen, daß du mit Anbruch des Tages auf eine Festung gebracht werdest, wo du als Gefangener bleiben wirst.“

„Gut,“ antwortete Hischâm mit trauriger aber ergebener Miene. „Ich habe euch nur noch um eine einzige Gnade zu ersuchen: bringt uns Licht, denn die Finsterniß, welche an diesem düstern Orte herrscht, ist entsetzlich.“

Als Hischâm am folgenden Tage die Stadt verlassen hatte, kündigten die Veziere den Cordovanern durch ein Manifest an, daß das Khalifat für ewige Zeiten abgeschafft sei und der Staatsrath die Zügel der Regierung in die Hände genommen habe. Darauf begaben sie sich in den Palast. Omaija war noch dort. Er hatte bis dahin fest auf die geheimen Versprechungen der Veziere gebaut und schon die Officiere zusammenberufen, damit sie ihm den Eid leisteten. Jetzt aber sollte er enttäuscht werden. Die Veziere machten den Officieren und Soldaten Vorwürfe darüber, daß sie mit so großer Hast einen Abenteurer anerkennen wollten, ohne die Entscheidung der Patricier abgewartet zu haben. „Die Patricier,“ fuhr Ibn-Dschahwar fort, „haben die Mo-

narchie abgeschafft, und das Volk hat diese Maßregel gebilligt. Hütet euch also, ihr Soldaten, einen Bürgerkrieg heraufzubeschwören. Erinnert euch der Wohlthaten, welche ihr von uns empfangen habt, und wenn ihr willig seid, uns zu gehorchen, sollt ihr noch viel größere Belohnungen empfangen." Darauf wandte er sich an die Hauptleute mit den Worten: „Ich fordere euch auf, Omaija zu verhaften, ihn nicht nur aus dem Palast, sondern aus dem Gebiet der Stadt überhaupt zu entfernen."

Dieser Befehl wurde sogleich ausgeführt. In höchster Wuth forderte Omaija zur Rache an den meineidigen Bezieren auf, welche, nachdem sie ihn vorher in trügerische Hoffnungen eingewiegt hatten, ihn jetzt wie einen gemeinen Verbrecher verjagten; er versuchte die Hauptleute für seine Sache zu gewinnen; aber da diese an Gehorsam gegen die Rathsherren gewöhnt waren, so erwiesen sich die Versprechungen, welche er ihnen machte, ebenso unnütz wie seine Drohungen und Schmähungen. Welches sein Schicksal war, ist ungewiß. Es verging einige Zeit, ohne daß man von ihm hörte. Später versuchte er, in Cordova wieder Boden zu gewinnen, und nach einigen Berichten haben ihn die Patricier bei dieser Gelegenheit ermorden lassen.[1]

Der unglückliche Hischâm aber entfloh aus dem Schlosse, in das man ihn eingesperrt hatte,[2] und begab sich in die Stadt Lerida, welche damals Solaimân ibn-Hûd unterworfen war. Ob es nun aus Vergeßlichkeit oder aus Geringschätzung geschah, ein Schriftsteller jener Zeit berichtet, niemals habe der Senat (denn wir müssen dem Staatsrath von nun an diesen Namen geben) ihn eine Abdankungsacte unterzeichnen lassen, niemals habe er ihn in Gegenwart von Zeugen erklären lassen, daß er unfähig sei zu regieren und das Volk seines Eidschwurs entbinde, wie man gewöhnlich that, wenn ein Fürst entthront wurde.[3] Niemand beschäftigte sich mehr mit ihm, man vergaß ihn, und als er fünf Jahr später starb (December 1036), nahm man in Cordova kaum Notiz von seinem Tode. Das übrige Spanien blieb vollends gleichgiltig.

---

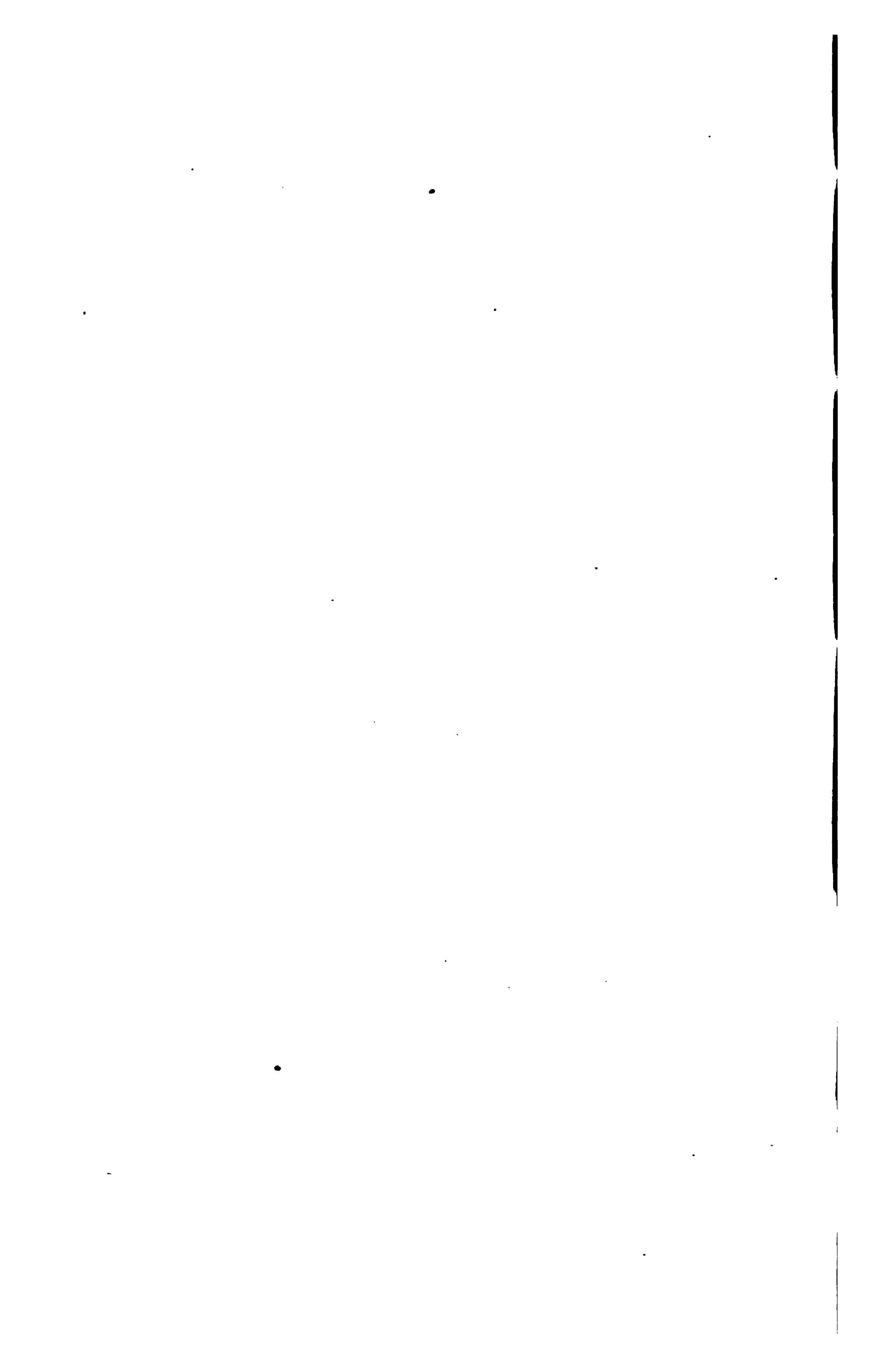
[1]) Siehe Ibn-al-Athîr, unter dem Jahre 407.

[2]) Derselbe a. a. O

[3]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. III fol. 139 v — 143 v.

Viertes Buch.

Die kleinen Staaten.



Viertes Buch.

Die kleinen Staaten.

I.

Seit einer Reihe von Jahren waren die moslimischen Provinzen Spaniens wider ihren Willen sich selbst überlassen. Das Volk im Allgemeinen empfand es schmerzlich; man dachte nur mit Schrecken an die Zukunft und sehnte sich nach der Vergangenheit. Die fremden Truppenführer waren die Einzigen, welche aus der Zersplitterung der Halbinsel Nutzen zogen. Die berberischen Feldherrn theilten unter sich den Süden; die Slaven regierten im Osten, das Uebrige fiel entweder Emporkömmlingen oder der kleinen Zahl adeliger Familien zu, welche durch irgend einen Zufall den Schlägen widerstanden hatten, die Abderrachmân III. und Almanzor der Aristokratie versetzt hatten. Die beiden bedeutendsten Städte endlich, Cordova und Sevilla, constituirten sich als Republiken.

Führer der berberischen Partei waren, freilich nur dem Namen nach, die Chammûditen. Sie behaupteten, von Rechtswegen den ganzen arabischen Theil der Halbinsel beanspruchen zu können; in Wirklichkeit aber besaßen sie nur die Stadt Malaga mit ihrem Gebiet. Die mächtigsten unter ihren Vasallen waren die Fürsten von Granada, Zâwî, welcher Granada zur Hauptstadt erhob,[1] und sein Neffe Chabbûs,

[1]) Bis dahin war Elvira die Hauptstadt dieser Provinz gewesen, aber da diese Stadt während des Bürgerkrieges viel zu leiden gehabt hatte, wanderten ihre Einwohner um das Jahr 1010 aus und siedelten nach Granada über.

welcher ihm in der Regierung folgte. Außerdem herrschten berberische Fürsten in Carmona, in Moron und Ronda. Die Aftasiden, welche in Badajoz regierten, gehörten der selben Nation an; aber, gänzlich arabisirt, legten sie sich arabischen Ursprung bei und nahmen eine sehr isolirte Stellung ein.

Die hervorragendsten Männer der Gegenpartei waren Khairân, der Fürst von Almeria, Zohair, welcher ihm im Jahre 1028 folgte und Modschehid, der über die Balearen und Denia gebot. Der letztere, der größte Seeräuber seiner Zeit, machte sich durch seine Kriegszüge gegen Sardinien und die italienischen Küsten berühmt, nicht minder aber durch den Schutz, den er den Männern der Wissenschaft gewährte. Noch andere Slaven regierten anfangs in Valencia; aber im Jahre 1021 wurde dort Abdalazîz, ein Enkel des berühmten Almanzor,[1] zum König ausgerufen. In Saragossa errang nach dem Tode Mondhir's im Jahre 1039 eine arabische Adelsfamilie, die Beni-Hûd, die Herrschaft.

Endlich, um von einer großen Anzahl sehr kleiner Staaten abzusehen, bestand noch das Königreich Toledo. Ein gewisser Ja'îsch regierte dort bis zum Jahre 1036; dann nahmen es die Beni-Dhl-'n-nûn in Besitz, eine alte berberische Familie, welche an der Eroberung Spaniens im achten Jahrhundert Theil genommen hatte.

In Cordova traten nach Abschaffung des Khalifats die einflußreichsten Einwohner zusammen und beschlossen, die ausübende Gewalt Ibn-Dschahwar zu übertragen, dessen Fähigkeit allgemein anerkannt wurde. Er verweigerte anfangs die Annahme der ihm angebotenen Würde, und als er endlich den inständigen Bitten der Versammlung nachgab, that er es nur unter der Bedingung, daß man ihm zwei seiner Familie angehörende Mitglieder des Senats als Mitregenten zur Seite stelle, nämlich Mohammed ibn-Abbâs und Abdalazîz ibn-Chasan. Die Versammlung willigte ein, stellte aber die Forderung, daß diese beiden nur eine berathende Stimme haben sollten.

Der erste Consul regierte die Republik mit Gerechtigkeit und Weisheit. Die Cordovaner hatten es ihm zu danken, daß sie sich nicht mehr über die Brutalität der Berbern zu beklagen brauchten. Seine erste Sorge war gewesen, ihnen den Abschied zu geben; nur die Beni-Iforen hatte er zurückbehalten, weil er auf ihre Treue rechnen konnte; die anderen hatte er durch eine Nationalgarde ersetzt. Anscheinend

[1]) Sein Vater war der unglückliche Abderrachmân-Sanchol.

ließ er die republicanischen Einrichtungen fortbestehen. Wenn man ihn um eine Gunst bat, so antwortete er: „Mir gebührt es nicht, dies zu bewilligen; das geht den Senat an, ich bin nur der Vollstrecker seiner Befehle.“ Wenn er ein amtliches Schreiben erhielt, das an ihn allein gerichtet war, so weigerte er sich, Notiz davon zu nehmen, indem er sagte, es müsse an die Veziere adressirt sein. Bevor er eine Entscheidung traf, berieth er sich stets mit dem Senat. Er gab sich niemals das Ansehn eines Fürsten, und statt den Khalifenpalast zu beziehen, blieb er in der bescheidenen Wohnung, welche er vordem inne gehabt hatte. In Wirklichkeit war gleichwohl seine Macht unbeschränkt, denn es fiel dem Senat nicht ein, ihm jemals zu widersprechen. Er war streng rechtschaffen und äußerst gewissenhaft; den öffentlichen Schatz wollte er nicht in seinem Hause aufbewahrt wissen, sondern vertraute ihn einigen der achtbarsten Bürger an. Wahr ist es, daß er das Geld liebte, aber niemals hat er aus Eigennutz irgend etwas Unehrenhaftes gethan. Sparsam bis zur Uebertreibung, um nicht zu sagen geizig, verdoppelte er sein Vermögen, so daß er der reichste Mann von Cordova wurde. Aber zu gleicher Zeit strengte er sich aufs äußerste an, die öffentliche Wohlfahrt wieder herzustellen; er knüpfte freundschaftliche Beziehungen mit allen Nachbarstaaten an, und mit solchem Erfolg, daß Handel und Industrie in kurzer Zeit jener Sicherheit genossen, deren sie so sehr bedurften. Auch der Preis der Lebensmittel sank, und Cordova erhielt nun eine Menge neuer Einwohner, welche einige der Quartiere, die einst von den Berbern bei der Plünderung der Stadt niedergerissen oder verbrannt waren, wieder aufbauten.[1] Aber was er auch thun mochte, doch erreichte die alte Hauptstadt des Khalifats ihr politisches Uebergewicht nicht wieder. Die erste Stelle nahm hinfort Sevilla ein, und mit der Geschichte dieser Stadt werden wir uns daher von nun an hauptsächlich zu beschäftigen haben.

Das Schicksal Sevilla's war lange Zeit mit dem Cordova's verknüpft gewesen. Ebenso wie die Hauptstadt hatte es nach einander Herrschern aus der Familie Omaija und aus der Familie Chammûd gehorcht; aber die Revolution von Cordova im Jahre 1023 hatte auch auf Sevilla's Schicksal Einfluß. Als die Cordovaner sich gegen Kâsim, den Chammûditen, aufgelehnt und ihn aus ihrem Gebiete verjagt hatten, entschloß sich dieser, in Sevilla Zuflucht zu suchen; dort

[1]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 157 r. u. v.; Abd-al-wâchid S. 42, 43.

befanden sich seine beiden Söhne mit einer berberischen Garnison, welche von Mohammed ibn-Zîri aus dem Stamme Jforen befehligt wurde. Deshalb schickte er an die Sevillaner den Befehl, tausend Häuser für seine Truppen zu räumen. Dieser Befehl verursachte lebhaftes Mißfallen, umsomehr als die Soldaten Kâsim's, die ärmsten ihrer Race, der traurigen Berühmtheit großerer Plünderer genossen. Cordova hatte den Sevillanern soeben gezeigt, wie man es machen müsse, sich eines lästigen Joches zu entledigen, und sie fühlten sich versucht, dem ihnen von der Hauptstadt gegebenen Beispiel zu folgen. Die Furcht vor der berberischen Garnison hielt sie zwar noch zurück; aber dem Kadi der Stadt, Abû-'l-Kâsim Mohammed aus der Familie der Beni-Abbâd, gelang es, den Befehlshaber der Garnison zu gewinnen. Er spiegelte ihm vor, wie leicht er sich zum Herrn von Sevilla machen könne, und verlockt durch diese Aussicht, sagte Mohammed ibn-Zîrî seinen Beistand zu. Nachdem der Kadi dann noch ein Bündniß mit dem berberischen Befehlshaber von Carmona geschlossen hatte, kam die Empörung zum Ausbruch. Unterstützt von der Garnison, griffen die Sevillaner zu den Waffen gegen die Söhne Kâsim's und umzingelten deren Palast.

Vor den verschlossenen Thoren Sevilla's angekommen, versuchte Kâsim die Einwohner durch Versprechungen zu gewinnen; jedoch es gelang ihm nicht. Um seine Söhne aus der Gefahr zu befreien, in der sie sich befanden, verpflichtete er sich endlich, das sevillanische Gebiet zu verlassen, sobald ihm seine Söhne und seine Güter ausgeliefert würden. Die Sevillaner willigten ein, und als nun Kâsim sich zurückgezogen hatte, ergriffen sie die erste Gelegenheit, die sich ihnen darbot, und verjagten die berberische Besatzung.[1]

Nachdem die Stadt auf diese Weise ihre Freiheit wieder erlangt hatte, traten die Patricier zusammen, um ihr eine neue Regierung zu geben. Sie waren indessen keineswegs ruhig über die Folgen ihrer Empörung, vielmehr fürchteten sie, die Chammûditen bald zurückkommen zu sehen; diese würden dann nicht ermangeln, die Schuldigen zu bestrafen. Daher wollte niemand die Verantwortlichkeit für das Geschehene auf sich nehmen; Alle waren darin einig, diese einzig und allein auf den Kadi zu wälzen, den man um seine Reichthümer beneidete, und mit geheimem Vergnügen sah man schon dem Augenblicke entgegen, wo diese Reichthümer confiscirt werden würden.[2] Daher bot

[1]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 129 r.; Abbad. Bd. II. S. 32, 208 u. s. w.

[2]) Abbad. Bd. I S. 221.

man dem Kadi die höchste Gewalt an; allein wie groß auch sein Ehrgeiz war, so besaß er doch zu viel Klugheit, um die auf ihn gefallene Wahl unter den obwaltenden Verhältnissen anzunehmen. Er sah die Schwierigkeiten ein, die seine nicht eben glänzende Herkunft ihm bereiten mußte; zwar war er sehr reich, denn er besaß den dritten Theil des sevillanischen Gebietes; zudem genoß er großen Ansehns um seiner Talente und seines Wissens willen; jedoch seine Familie gehörte erst seit Kurzem zum hohen Adel, und er wußte sehr wohl, daß, wenn er keine Soldaten zu seiner Verfügung habe — und das hatte er bis dahin nicht — der stolze und exclusive Adel von Sevilla sich bald gegen einen Emporkömmling erheben werde. Er war auch in der That nichts als ein Emporkömmling Zwar als später die Abbâdiden nahe daran waren, den Khalifenthron in ihrem eigenen Interesse wieder aufzurichten, da behaupteten sie, Abkömmlinge der alten lakhmidischen Könige zu sein, welche vor Mohammed in Chira regiert hatten, und von ihren verhungerten Hofpoeten wurden sie bei jeder Gelegenheit wegen ihres hochberühmten Ursprungs gefeiert; aber diese Anmaßung war durch nichts gerechtfertigt, und die Abbâdiden sammt ihren Schmeichlern haben sie nie beweisen können. Alles, was diese Familie mit den alten Königen von Chira gemein hatte, war, daß sie wie diese zum jemenitischen Stamme Lakhm gehörte; aber der Zweig dieses Stammes, dem die Abbâdiden entsprossen waren, scheint niemals Chira bewohnt zu haben, er wohnte vielmehr zu Arîsch, an den Grenzen Aegyptens und Syriens, im Districte Emesa,[1] und weit davon entfernt, ihr Geschlechtsregister an die Könige von Chira anreihen zu können, haben die Abbâdiden es nicht einmal bis über Noaim, den Vater Itâf's, hinaufzuführen vermocht. Dieser Itâf, Hauptmann einer Abtheilung emesischer Truppen, war mit Baldsch nach Spanien gekommen, und da die emesischen Soldaten Ländereien nahe bei Sevilla erhielten, hatte er sich in dem Dorfe Jaumin im Districte Tocina an den Ufern des Guadalquivir niedergelassen. Sieben Generationen von rechtschaffenen, sparsamen und arbeitsamen Leuten machten es möglich, daß die Familie mühsam und allmählich aus ihrer Verborgenheit hervortrat. Ismâ'îl, der Vater unseres Kadi, war der erste, welcher sie berühmt machte; er war es, welcher den Namen der Beni-Abbâd oder der Abbâdiden in das goldene Buch des sevillanischen Adels einschreiben ließ.[2] Zugleich Theologe, Rechtsgelehrter und

---

[1]) Abbad. Bd. I S. 220. Vgl. Caussin Bd. III S. 212, 422.

[2]) Abbâd war der Urgroßvater Ismâ'îl's.

tapferer Kriegsmann, hatte er ein Regiment von der Garde Hischâm's II. befehligt; später war er Imâm an der großen Moschee in Cordova und Kadi von Sevilla geworden. Für seine Bildung, seinen Scharfsinn, seine klugen Rathschläge und die Festigkeit seines Charakters war er bekannt, nicht weniger für seine Rechtschaffenheit, denn trotz der allgemein herrschenden Bestechlichkeit nahm er niemals ein Geschenk vom Sultan oder von dessen Ministern an. Seine Freigebigkeit kannte keine Grenzen, und die verbannten Cordovaner fanden bei ihm die großmüthigste Gastfreundschaft. All diese Eigenschaften erwarben ihm den Namen des edelsten Mannes des Westens. Er starb im Jahre 1019, kurz vor der Epoche, mit der wir uns beschäftigen.[1]

Sein Sohn Abû-'l-Kâsim Mohammed glich ihm vielleicht an Wissen, aber nicht an Tugenden. Egoistisch und ehrgeizig, war er mit einem Act der Undankbarkeit auf den Schauplatz getreten. Als sein Vater starb, hatte er gehofft, ihm als Kadi zu folgen, aber ein Anderer war ihm vorgezogen worden. Darauf hatte er sich an Kâsim-ibn-Chammûd gewandt und durch die Vermittelung dieses Fürsten das Amt erhalten, welches er wünschte.[2] Wir haben schon gesehen, auf welche Weise er nachmals diese Gunst belohnte.

Die Patricier von Sevilla boten ihm jetzt die höchste Macht an, allein da er ihre Beweggründe errieth, antwortete er ihnen, er könne ihr Anerbieten, so ehrenvoll es auch sei, nur unter der Bedingung annehmen, daß man ihm einige Männer zu Amtsgehilfen gebe, welche er ernennen wolle. Diese Männer, fügte er hinzu, müßten seine Veziere, seine Collegen sein, und er würde nie einen Entschluß fassen, ohne sich mit ihnen berathen zu haben. So unlieb es ihnen auch war, so waren die Sevillaner doch genöthigt, diesen Vorschlag anzunehmen, denn der Kadi blieb fest bei seiner Weigerung, allein zu regieren. Also bat man ihn, seine Collegen zu ernennen. Er entschied sich für die Häupter einiger Patricierfamilien, wie Hauzani, Ibn-Chaddschâdsch, und außerdem noch für einige Männer, welche man als seine Creaturen oder doch als seine Parteigänger betrachtete, wie Mohammed ibn-Jarîm vom Stamme Alhân und Abû Bekr Zobaidî, den berühmten Grammatiker, welcher der Lehrer Hischâm's II. gewesen war.[3] Nach Erledigung dieser Angelegenheit war seine erste Sorge, sich Truppen zu verschaffen. Dank der hohen Besoldung,

[1]) Abbad. Bd. I S. 220, 381 f.; Bd. II S. 173.

[2]) Abbad Bd. I S. 221.

[3]) Abd-al-Wâchid S. 65; Abbad. Bd. I S. 221.

welche er versprach, sammelte er eine nicht unbeträchtliche Zahl arabischer, berberischer und anderer Soldaten unter seine Fahnen und kaufte außerdem viele Sklaven, die er im Waffenhandwerk unterrichten ließ.[1] Ein Kriegszug, welchen er im Norden, wahrscheinlich in Gemeinschaft mit anderen Fürsten, führte, verschaffte ihm die Mittel, den Kern seiner Armee zu vergrößern. Er belagerte bei dieser Gelegenheit zwei Schlösser nördlich von Viseu, welche einander gegenüber auf zwei durch eine Schlucht getrennten Felsen gebaut waren und den Namen Al-akhawen oder Al-akhowen — die beiden Brüder — trugen, ein Name, der sich bis auf die Gegenwart in dem Namen Alafoens[2] erhalten hat. Sie wurden von christlichen Spaniern bewohnt, deren Vorfahren einen Vertrag mit Mûsâ-ibn-Noçair abgeschlossen hatten, als dieser Viseu eroberte;[3] indessen scheinen sie zu der Zeit, von der wir sprechen, weder dem Könige von Leon, noch irgend einem moslimischen Fürsten unterworfen gewesen zu sein. Der Kadi machte sich zum Herrn dieser beiden Schlösser und zwang dreihundert ihrer Vertheidiger, in seinen Dienst zu treten,[4] so daß er von nun an über fünfhundert Reiter disponiren konnte. Er hatte also Soldaten genug, um Razzia's in die Ländereien seiner Nachbarn unternehmen zu können;[5] aber Sevilla gegen einen ernsten Anfall zu vertheidigen, dazu war er noch nicht im Stande. Das erfuhr er im Jahre 1027. Damals wurde Sevilla von dem hammûditischen Khalifen Jachjâ ibn-Alî und dem berberischen Fürsten von Carmona, Mohammed ibn-Abdallâh, belagert.[6] Zu schwach, um einer langen Belagerung Widerstand leisten zu können, ließen die Sevillaner sich mit Jachjâ in eine Unterhandlung ein. Sie erklärten sich bereit, seine Oberherrschaft anzuerkennen, unter der Bedingung, daß

---

1) Abbad. Bd. I S. 221.

2) Die Spanier und Portugiesen ersetzen gewöhnlich den arabischen Kehllaut kh durch den Buchstaben f. Siehe mein Glossarium zu Ibn-Adhârî S 23. — Uebrigens ist bekannt, daß auch auf dem rechten Rheinufer bei Caub zwei Schlösser, Liebenstein und Sternberg liegen, welche man „die Brüder" nennt.

3) Die Eroberung von Viseu durch Mûsâ wird von Makkarî erwähnt, Bd. I S. 174.

4) Sisenand, von welchem der Mönch von Silos spricht (c. 90) und welcher, nachdem er den Dienst unter Motadhid gegen den unter Ferdinand I. vertauscht hatte, Statthalter von Coimbra wurde, war allem Anschein nach einer dieser Christen von Alafoens.

5) Abbad. Bd II S. 7. Der arabische Geschichtschreiber erzählt dies irrthümlich von Motadhid, dem Sohne des Kadi.

6) Abbad. Bd. II S. 216. Auch hier nennt der arabische Geschichtschreiber (Ibn-Khaldûn) anstatt des Kadi irrthümlich dessen Sohn Motadhid.

die Berbern nicht in die Stadt eindrängen. Jachjâ willigte ein, verlangte aber einige junge Patricier als Geiseln, die ihm mit ihren Köpfen für die Treue der Sevillaner bürgen sollten. Diese Forderung verbreitete große Bestürzung in der Stadt, denn kein Patricier wollte seinen Sohn den Berbern ausliefern, in der Befürchtung, daß sie ihn bei dem geringsten Argwohn tödten würden. Nur der Kadi schreckte nicht davor zurück; er bot Jachjâ seinen Sohn Abbâd an, und der Khalif, welcher wußte, daß der Kadi eines großen Einflusses genoß, begnügte sich mit dieser einzigen Geisel. Diesem Act der Selbstverleugnung hatte der Kadi es zu danken, daß seine Popularität zunahm, und da er jetzt weder von dem Khalifen noch von den Adeligen das Geringste zu fürchten hatte — die Oberhoheit des ersteren erkannte er nur noch der Form nach an — so glaubte er, der Augenblick, die Alleinherrschaft zu übernehmen, sei für ihn gekommen. Da er schon die Patricier, wie Ibn-Chaddschâdsch und Hauzanî, aus dem Staatsrathe entfernt hatte, waren ihm nur noch zwei Collegen, Zobaidî und Ibn-Jarîm, geblieben. Auch sie verabschiedete er und verbannte Zobaidî noch dazu aus Sevilla.[1] Ein Plebejer aus der Umgegend von Sevilla, Namens Chabîb, wurde zum ersten Minister ernannt, ein Mensch ohne Grundsätze, aber thätig und den Interessen seines Herrn blind ergeben.[2]

Nun lag es dem Kadi im Sinn, sein Gebiet dadurch zu vergrößern, daß er sich Beja's bemächtigte. In den letzten Zeiten war diese Stadt, welche schon im neunten Jahrhundert durch den Krieg zwischen den Arabern und den Renegaten viel gelitten hatte, geplündert und theilweise von den das Land sengend und brennend durchstreifenden Berbern zerstört worden. Der Kadi hatte die Absicht, die Stadt wieder aufzubauen; allein von diesem Plane unterrichtet, schickte der Fürst von Badajoz, Abdallâh ibn-al-Aftas, Truppen dorthin, die von seinem Sohne Mohammed (der ihm später unter dem Namen Modhaffar folgte) befehligt wurden; diese hatten Beja schon in Besitz genommen, als Ismâ'îl, der Sohn des Kadi, mit der Armee von Sevilla und derjenigen des Fürsten von Carmona, eines Verbündeten seines Vaters, vor den Thoren erschien. Er begann sogleich die Belagerung und ließ durch seine Reiter die Dörfer zwischen Evora und dem Meere plündern. Trotz der Verstärkungen, welche er von dem Fürsten von Mertola,

---

[1]) Er ging zuerst nach Kairawân, dann nach Almeria, wo er Kadi wurde. Siehe Abbad. Bd. I S. 234 Anmk. 49.

[2]) Abbad. Bd. I S. 223.

Ibn-Taifûr, erhielt, war Mohammed der Aftaside in seiner Verthei-digung sehr unglücklich: nachdem er seine besten Krieger verloren hatte, fiel er selbst den Feinden in die Hände und wurde nach Carmona geschickt.

Ermuthigt durch die errungenen Erfolge, machten der Kadi und sein Verbündeter nicht allein in das Gebiet von Badajoz sondern auch in das von Cordova Einfälle, so daß die Regierung dieser Stadt Berbern aus der Provinz Sidona in ihren Dienst nehmen mußte. Einige Zeit darauf schlossen sie jedoch Frieden oder wenigstens einen Waffenstillstand mit dem Aftasiden, und nun wurde Mohammed mit Bewilligung des Kadi aus seinem Gefängniß entlassen (März 1030). Als der Fürst von Carmona ihm ankündigte, daß er frei sei, empfahl er ihm an, seinen Weg über Sevilla zu nehmen und dem Kadi zu danken; aber Mohammed hatte so große Abneigung gegen den letzteren, daß er dem Berber die Antwort gab: „Lieber will ich dein Gefangener bleiben als diesem Manne verpflichtet sein. Wenn ich meine Befreiung nicht dir allein sondern auch dem Kadi von Sevilla danken soll, so bleibe ich, wo ich bin." Der Fürst von Carmona zollte seinen Gefühlen Achtung, und ohne weiter darauf zu bestehen, ließ er ihn mit allen Ehren, die man seinem Range schuldig war, zurück nach Badajoz geleiten.

Vier Jahre später, i. J. 1034, rächte sich Abdallâh der Aftaside für die erlittene Schlappe, aber auf eine wenig ehrenvolle Art. Er hatte dem Kadi den Durchmarsch seiner Armee, welche unter Ismâ'îl's Führung auf eine Razzia im Königreich Leon auszog, bewilligt. Aber als Ismâ'îl in einem Engpaß, nicht weit von der leonischen Grenze, angekommen war, griff er ihn unversehens an. Viele sevillanischen Soldaten wurden dabei getödtet, andere auf ihrer Flucht von den leonischen Reitern niedergemacht. Ismâ'îl selbst entrann dem Blutbade mit einer Hand voll Krieger; aber auf dem Marsch nach Lissabon, welches die Grenze der Staaten seines Vaters nach der Nordwest-Seite bildete, hatten er und die Seinigen die größten Entbehrungen auszustehen.

Von nun an war der Kadi der Todfeind des Fürsten von Badajoz; [1] aber wir haben keine genauen Nachrichten über die späteren Kämpfe,

[1]) Abbad. Bd. I S. 223—225. Ibn-Khaldûn (Abbad. Bd. II. S. 209, 216) sagt auch einige Worte über dieses Begebniß, aber anstatt des Kadi nennt er dessen Sohn Motadhid.

auch ist es nicht zu bestreiten, daß dieser Krieg für das moslimische Spanien keine so wichtigen Folgen hatte wie ein Ereigniß anderer Natur, mit welchem wir uns jetzt zu beschäftigen haben.

Der Kadi hatte, wie schon erwähnt, die Oberhoheit des chammûditischen Khalifen, Jachjâ ibn Alî anerkannt. Längere Zeit hindurch war dies ohne irgendwelche Folgen geblieben; der Kadi herrschte in Sevilla ganz unumschränkt, da Jachjâ zu schwach war, um seine Rechte dort geltend zu machen. Nach und nach aber änderte sich diese Lage der Dinge. Es gelang Jachjâ allmählich, beinahe alle berberischen Häuptlinge für seine Sache zu gewinnen; er wurde also in Wirklichkeit, was er bis dahin nur dem Namen nach war, das Oberhaupt der ganzen afrikanischen Partei, und da sein Hauptquartier in Carmona war, von wo er Mohammed ibn-Abdallâh vertrieben hatte,[1] so bedrohte er zugleich Cordova und Sevilla.[2]

Die Gefahr gab dem Kadi einen Gedanken ein, welcher groß und patriotisch genannt werden könnte, wenn er ihm nicht zum Theil vom Ehrgeiz dictirt worden wäre. Um die jetzt vereinigten Berbern zu verhindern, das Gebiet, welches sie verloren hatten, wieder zu erobern, bedurfte es der Vereinigung der Araber und Slaven unter Einem Oberhaupte; dies war das einzige Mittel, um das Land vor der Wiederkehr der Uebel zu bewahren, unter denen es schon so lange gelitten hatte. Der Kadi fühlte es; er wünschte ein großes Bündniß aller Feinde der Afrikaner unter seiner Führung zu Stande zu bringen. Zwar verkannte er die im Wege stehenden Hindernisse nicht; er wußte wohl, daß die slavischen Fürsten, die arabischen Herren und die Senatoren von Cordova sich, wenn er es versuchen würde, sie zu beherrschen, in ihrem argwöhnischen Stolze verwundet fühlen würden; allein durch Rücksichten dieser Art ließ er sich nicht abschrecken, und da der Zufall ihm eine mächtige Stütze verschaffte, gelang es ihm, seinen Plan bis zu einem gewissen Punkte durchzusetzen. Wir werden sehen, wie er dabei verfuhr.

Wir haben oben berichtet, daß der unglückliche Khalif Hischâm II. unter der Regierung Solaimân's aus dem Palast entwichen und, allem Anschein nach, in Asien unbekannt und unbeachtet gestorben war. Jedoch wollte das Volk, welches der omaijadischen Dynastie, durch die es zu Wohlfahrt und Ruhm gelangt war, noch treu anhing, nicht an den Tod Hischâm's glauben; es nahm vielmehr freudig und eifrig all die

[1] Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 81 r. und v., 82 r.
[2] Abd-al-wâchid S. 37, 38; Abbad. Bd. I S. 222 Z. 22.

sonderbaren Gerüchte auf, die in Bezug auf ihn umliefen. Es gab sogar Leute, welche vorgaben, die genauesten Einzelheiten über seinen Aufenthalt in Asien zu kennen. Sie erzählten, er habe sich anfangs mit einer Börse voll Gold und Edelsteinen nach Mekka begeben. Als diese Börse ihm einst von Negern aus der Leibwache des Emirs entrissen wurde, brachte er — so ging die Sage — zwei Tage und zwei Nächte zu, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, bis ein Töpfer aus Mitleid ihn fragte, ob er es verstehe, Thon zu kneten. Hischâm bejahte aufs Gerathewohl die Frage. „Nun!" sagte der Töpfer, „wenn du in meinen Dienst treten willst, so werde ich dir täglich einen Dirhem und ein Brod geben." — „Herzlich gern nehme ich dein Anerbieten an," erwiderte Hischâm, „aber gib mir jetzt gleich ein Brod, ich flehe dich an, denn ich habe schon seit zwei Tagen nichts gegessen." So erwarb Hischâm, obgleich er sich als einen sehr trägen Arbeiter erwies, einige Zeit seinen Unterhalt bei dem Töpfer; aber als er endlich der Arbeit überdrüssig war, begab er sich heimlich fort und schloß sich einer Karavane an, welche nach Palästina zog. Von Allem entblößt, kam er in Jerusalem an. Eines Tages blieb er auf dem Marktplatze vor der Bude eines Mattenflechters stehen, der gerade bei der Arbeit war. „Warum siehst du mir so aufmerksam zu?" fragte der Mann ihn; „verstehst du vielleicht mein Handwerk?" — „Nein," gab Hischâm ihm traurig zur Antwort, „und das thut mir eben leid, denn ich habe gar keine Mittel zu meinem Unterhalt." — „So bleibe bei mir," erwiderte der Mattenflechter; „du kannst dich mir nützlich machen, wenn du mir Binsen holst, und ich werde dir deine Dienste bezahlen." Hischâm nahm diesen Vorschlag mit Freuden an und lernte nach und nach das Mattenflechten. So verflossen mehrere Jahre, bis er endlich im Jahre 1033 nach Spanien zurückkehrte.[1] Nachdem er sich in Malaga gezeigt hatte[2], begab er sich nach Almeria, wo er im Jahre 1035 ankam. Bald darauf aber von dem Fürsten Zohair aus seinen Staaten vertrieben, ging er nach Calatrava und blieb dort.[3]

Diese Erzählung, welcher das Volk blindlings Glauben schenkte, scheint aller Begründung zu entbehren. Wahr ist daran nur dies, daß zur Zeit, als Jachja Sevilla und Cordova bedrohte, in Calatrava ein Mattenflechter Namens Khalaf lebte, der eine auffallende Aehn-

[1]) Abbad. Bd. II S. 127, 128.
[2]) Abbad. Bd. II S. 34.
[3]) Abbad. Bd. I S 222; Bd. II S. 34.

lichkeit mit Hischâm hatte; aber daß dieser Mann der Khalif gewesen sei, läßt sich durch nichts beweisen, und die omaijadischen Clienten, wie zum Beispiel die Geschichtschreiber Ibn-Chaijân und Ibn-Chazm, haben immer aufs entschiedenste gegen diese Erzählung, die sie als groben Betrug bezeichneten, protestirt, wiewohl es in ihrem Interesse gelegen hätte, den sogenannten Hischâm anzuerkennen. Indessen besaß dieser Khalaf großen Ehrgeiz. Da er oft hatte sagen hören, wie sehr er Hischâm II. gleiche, gab er sich für den Khalifen aus, und seine Mitbürger glaubten es, zumal er nicht in Calatrava geboren war. Noch mehr, sie erkannten ihn als ihren Herrscher an und empörten sich gegen ihren Herrn Ismâ'îl ibn-Dhî-'n-nûn, den Fürsten von Toledo. Als dieser deshalb Calatrava belagerte, war ihr Widerstand nicht von langer Dauer; sie verwiesen den sogenannten Hischâm aus der Stadt und unterwarfen sich wieder ihrem früheren Herrn [1].

Indessen hatte Khalaf seine Rolle noch nicht ausgespielt; im Gegentheil, sie begann im Grunde erst jetzt. Als der Kadi von Sevilla von dem Wiedererscheinen Hischâm's II. unterrichtet wurde, begriff er sogleich, welchen Vortheil er aus diesem Menschen ziehen könne, wenn er ihn nach Sevilla kommen ließe. Ihm galt es ziemlich gleich, ob es wirklich Hischâm war oder ein Anderer; das Wesentliche für ihn war, daß die Aehnlichkeit groß genug erschien, daß er, ohne sich zu sehr bloß zu stellen, behaupten könne, es sei Hischâm, denn dann konnte er in seinem Namen ein Bündniß gegen die Berbern zu Stande bringen, dessen Leiter und Seele der Kadi in seiner Eigenschaft als erster Minister des Khalifen zu werden gedachte. Deshalb ließ er den Prätendenten einladen, nach Sevilla zu kommen, und versprach ihm für den Fall, daß seine Identität erwiesen werden könne, seine Unterstützung. Der Mattenflechter ließ sich nicht lange bitten; er kam nach Sevilla, wo der Kadi ihn den Frauen aus Hischâm's Serail zeigte. Da diese wohl wußten, was sie sagen sollten, erklärten sie beinahe einstimmig, daß dieser Mann der Khalif sei, und sofort schrieb der Kadi, auf ihr Zeugniß gestützt, an den Senat von Cordova, sowie an die arabischen und slavischen Herren, um ihnen anzuzeigen, daß Hischâm II. sich bei ihm befinde, und sie aufzufordern, für seine Sache zu den Waffen zu greifen. [2] Dieser Schritt wurde von glänzendem Erfolge gekrönt. Die Oberherrschaft Hischâm's wurde von Mohammed ibn-Abdallâh, dem entthronten Fürsten von Carmona, der in Sevilla Zu-

[1]) Abbad. Bd. II S. 34.
[2]) Abbad. Bd. I S. 222.

flucht gefunden hatte,[1] ferner von Abdalaziz, dem Fürsten von Valencia, von Modschehid, dem Fürsten von Denia und den balearischen Inseln, und endlich von dem Fürsten von Tortosa anerkannt.[2] In Cordova vernahm das Volk mit Begeisterung, daß der Khalif noch lebe. Der Präsident der Republik freilich, Abû-'l-Chazm ibn-Dschahwar, weniger leichtgläubig und zudem eifersüchtig auf die Erhaltung seiner Macht bedacht, ließ sich nicht täuschen; allein er sah die Unmöglichkeit, sich dem Willen des Volkes zu widersetzen, ein; er begriff, wie nothwendig die Vereinigung der Araber und Slaven unter einem einzigen Oberhaupte sei, und fürchtete, daß die Berbern Cordova angreifen könnten. Darum widersetzte er sich den Wünschen seiner Mitbürger nicht und gestattete, daß man abermals Hischâm II. huldige (November 1035).[3]

Während die arabisch-slavische Partei allerorten gegen Jachjâ zu den Waffen griff, belagerte dieser Sevilla und verheerte die Umgegend, denn er war fest entschlossen, sich an dem schlauen Kadi in eclatanter Weise zu rächen. Aber er war von Verräthern umgeben. Die Berbern von Carmona, welche er gezwungen hatte, zu seiner Fahne zu schwören, waren ihrem alten Herrn treu ergeben; sie unterhielten mit diesem ein fortwährendes Einverständniß, und im October 1035 begaben einige von ihnen sich heimlich nach Sevilla. Dort angekommen, hinterbrachten sie dem Kadi und Mohammed ibn-Abdallâh, daß es ihnen ein Leichtes sein würde, Jachjâ zu überfallen, da er fast immer betrunken sei. Der Kadi und sein Verbündeter entschlossen sich sogleich, diesen Rath zu benützen. Demzufolge machte sich der Sohn des Kadi, Ismâ'îl, an der Spitze der sevillanischen Armee und begleitet von Mohammed ibn-Abdallâh, auf den Marsch. Bei Einbruch der Nacht legte er sich mit dem Kern seiner Truppen in einen Hinterhalt und schickte einen Reiterhaufen gegen Carmona, in der Hoffnung, Jachjâ aus der Festung herauszulocken. Sein Plan gelang. Jachjâ war eben beim Trinken, als er von der Annäherung der Sevillaner unterrichtet wurde. Vom Diwan aufspringend rief er: „Wie herrlich! Ibn-Abbâd will mir einen Besuch machen! Bewaffnet euch ungesäumt! Zu Pferde!" Seine Befehle wurden ausgeführt, und bald darauf verließ er, von dreihundert Reitern begleitet, die Stadt. Vom Wein erhitzt, warf er sich auf den

[1]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 81 r. und v.

[2]) Abbad. Bd. II S. 34.

[3]) Abbad. Bd. I S. 222; Bd. II S. 34. In Betreff des Datums siehe Anmerk. VIII am Ende des Werkes.

Feind, ohne sich die Zeit zu nehmen, seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen, und obgleich die Dunkelheit ihn hinderte, die Gegenstände deutlich zu unterscheiden. Durch diesen heftigen Angriff im ersten Augenblick in Verwirrung gebracht, erwiderten die Sevillaner ihn bald mit Macht, als sie aber endlich doch zum Rückzug gezwungen wurden, wandten sie sich der Stelle zu, wo Ismâ'îl im Hinterhalt lag. Jetzt war Jachjâ verloren. Ismâ'îl warf sich an der Spitze seiner Christen von Alfonso auf den Feind und schlug ihn in die Flucht. Jachjâ selbst wurde getödtet, und wahrscheinlich würde der größte Theil seiner Soldaten sein Schicksal getheilt haben, wenn Mohammed ibn-Abdallâh es nicht verhindert hätte. Er bat Ismâ'îl, dieser Unglücklichen zu schonen. „Beinahe alle," sagte er, „sind Berbern aus Carmona, welche ganz gegen ihren Willen gezwungen worden sind, einem Usurpator zu dienen. Ismâ'îl gab seinen Bitten nach und befahl, die Verfolgung aufzugeben. Kaum war dieser Befehl gegeben, als Mohammed nach Carmona galoppirte, um sich in den Besitz seines Fürstenthums zu setzen. Die Neger Jachjâ's, welche die Thore der Stadt besetzt hielten, wollten ihm den Eingang verwehren; aber Mohammed drang mit Hilfe des Volkes durch eine Bresche hinein; alsdann begab er sich in den Palast Jachjâ's, lieferte dessen Frauen seinen Söhnen aus, und eignete sich all seine Schätze an (November 1035).

Die Nachricht vom Tode Jachjâ's verursachte sowohl in Sevilla als in Cordova große Freude. Der Kadi fiel, als er sie erhielt, auf die Kniee, um dem Himmel zu danken, und Alle, welche ihn umgaben, folgten seinem Beispiel.[1] Für den Augenblick hatte er nichts von den Chammûditen zu fürchten. Idrîs, ein Bruder Jachjâ's, wurde zwar in Malaga zum Khalifen ausgerufen; aber es erforderte längere Zeit für ihn, um mittelst Versprechungen und Zugeständnissen die berberischen Häuptlinge für seine Sache zu gewinnen, und er war sogar außer Stande, Algeziras, wo sein Vetter Mohammed von den Negern zum Khalifen ausgerufen worden war, zum Gehorsam zurückzubringen.[2] Als der Kadi nun sah, daß die Umstände sich günstig für ihn gestalteten, wollte er sich mit dem sogenannten Hischâm II. im Khalifenpalaste von Cordova niederlassen. Aber Ibn-Dschahwar fühlte

[1]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 81 r. — 82 r.; Abd-al-wâchid S. 38, 43; Abbad. Bd. II S. 33. Vergl. Anhang VIII am Ende des Werkes.

[2]) Abd-al-wâchid S. 43, 45.

sich durchaus nicht geneigt, das Consulat aufzugeben. Es gelang ihm, seine Mitbürger davon zu überzeugen, daß der vorgebliche Khalif nichts weiter als ein Betrüger sei; der Name Hischâm's wurde von nun an aus den öffentlichen Gebeten verbannt, und als der Kadi vor die Thore der Stadt kam, fand er sie verschlossen. Nicht mächtig genug, um mit bewaffneter Hand eine so ansehnliche Stadt zu unterwerfen, war er gezwungen, wieder dahin zurückzukehren, woher er gekommen.[1]

Er beschloß nun, seine Waffen gegen den einzigen slavischen Fürsten zu kehren, welcher sich geweigert hatte, Hischâm II. anzuerkennen. Dies war Zohair von Almeria. Seit der Khalif Kâsim, der sich die Zuneigung der Amiriden erwerben wollte, ihm mehrere Lehensgüter gegeben, hatte Zohair meist gemeinschaftliche Sache mit den Chammûditen gemacht, und als Idrîs zum Khalifen ausgerufen worden war, hatte er sich beeilt, ihn anzuerkennen.[2] Da er jetzt vom Kadi bedroht wurde, schloß er einen Bund mit Chabbûs von Granada, und als darauf die sevillanische Armee sich auf den Marsch begeben hatte, zog er ihr mit seinen eigenen Truppen und denen seines Verbündeten entgegen und zwang sie zum Rückzug.[3]

Es war augenscheinlich, daß der Kadi zu viel auf seine Kräfte gebaut hatte, und er konnte fürchten, der Augenblick werde kommen, wo die Armeen von Almeria und Granada ihrerseits die Offensive ergreifen und das Gebiet von Sevilla an sich reißen würden. Es war ein Glück für ihn, daß der Zufall, welcher ihm beinahe immer günstig war, es wollte, daß der eine seiner Feinde ihn von dem andern befreite.

---

[1]) Ibn-Khaldûn fol. 25 v.

[2]) Ibn-Khaldûn fol. 22 v. Vergl. den Brief, welchen Zohair von seinem Minister Ibn-Abbâs an die Cordovaner schreiben ließ, bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 170 r. und v.

[3]) Abbad. Bd. II S. 34.

II.

Zu der Zeit, von der wir sprechen, hatten zwei gleich merkwürdige Männer, die indessen einen tödtlichen Haß gegen einander hegten, die Leitung der Dinge in Granada und Almeria in der Hand. Es waren der Araber Ibn-Abbâs und der Jude Samuel.

Rabbi Samuel ha-Levi, gewöhnlich Ben-Nagdela genannt, war in Cordova geboren, wo er den Talmud unter Rabbi Chanok, dem geistlichen Oberhaupt der jüdischen Gemeinde, studiert hatte. Auch hatte er sich fleißig und mit gutem Erfolge dem Studium der arabischen Literatur und fast aller damals gepflegten Wissenschaften gewidmet. Indessen war er lange Zeit nichts gewesen als ein einfacher Gewürzhändler, anfangs in Cordova, dann in Malaga, wo er sich nach der Einnahme der Hauptstadt durch die Berbern Solaimân's niedergelassen hatte. Da riß ein glücklicher Zufall ihn aus seiner bescheidenen Lage.

Sein Kaufgewölbe befand sich nahe bei einem Schlosse, welches Abû-l'-Kâsim ibn-al-Arîf, dem Vezier des Königs Chabbûs von Granada, gehörte. Nun sollten die Leute dieses Schlosses ihrem Herrn oft schreiben, aber da sie des Schreibens unkundig waren, ließen sie ihre Briefe von Samuel aufsetzen. Diese Briefe erregten die Bewunderung des Veziers, denn sie waren mit der größten Eleganz geschrieben und kunstvoll mit den schönsten Blumen der arabischen Rhetorik geschmückt. Daher beeilte sich der Vezier, als er gelegentlich nach Malaga kam, Erkundigungen über den Verfasser der Briefe einzuziehen. Als nun der Jude vor ihm erschien, sagte er zu ihm: „Es ist deiner nicht würdig, länger in einem Kaufladen zu bleiben. Du verdienst, am Hofe zu glänzen, und wenn du einwilligst, sollst du

mein Schreiber werden." Samuel begleitete nun den Vezier auf seiner Rückkehr nach Granada, und die Achtung welche Ibn-al-Arif gleich anfangs für ihn gefaßt hatte, wuchs immer mehr, als er im Gespräch über Staatsangelegenheiten ein seltenes Verständniß für Menschen und Dinge und einen wahrhaft wunderbaren und sicheren Scharfblick bei ihm entdeckte. „Alle Rathschläge, welche Samuel gab," sagt ein jüdischer Geschichtschreiber, „waren der Art, daß man glauben konnte, das Wort Gottes aus ihm reden zu hören." Der Vezier befolgte sie daher stets und fand jedes Mal seinen Vortheil dabei. In seiner letzten Krankheit, als er sein Ende herannahen fühlte, sagte Ibn-al-Arif zu seinem König, der ihn besuchte und nicht wußte, wer ihm den treuen Diener, den er verlieren sollte, werde ersetzen können: „In der letzten Zeit, Herr, habe ich dir nie nach meinem eigenen Gutdünken gerathen, sondern immer nach dem Urtheil meines Schreibers, des Juden Samuel. Richte dein Auge auf ihn und laß ihn dir Vater und Minister sein; thue Alles, was er dir räth, so wird Gott dein Helfer sein." Der König Chabbûs folgte diesem Rathe. Er berief Samuel in seinen Palast, und der Jude wurde sein Geheimschreiber und Berather.[1]

In keinem andern moslimischen Staate hat vielleicht je ein Jude förmlich und öffentlich unter dem Titel eines Veziers und Kanzlers regiert. Zwar haben Juden oft eines gewissen Ansehns bei moslimischen Herrschern genossen, welche ihnen namentlich gern die Verwaltung der Finanzen anvertrauten; gewöhnlich aber reichte die moslimische Toleranz nicht bis zur Duldung eines Juden als ersten Ministers. Auch war dies nur in Granada möglich. Dort waren die Juden so zahlreich, daß man es „die Stadt der Juden" nannte,[2] und da sie reich und mächtig waren, mischten sie sich nicht selten in Staatsangelegenheiten. Dort mit Einem Worte war es, wo sie, wenn nicht das gelobte Land, so doch das Manna der Wüste und den Felsen Horeb's gefunden hatten. Auch noch auf andere Weise kann man sich die Beförderung Samuel's erklären. Es war nicht leicht für den König von Granada, einen ersten Minister zu finden, denn er konnte diesen wichtigen Posten weder einem Berber noch einem Araber anvertrauen. Man verlangte in dieser Zeit von einem Minister, daß er gut unterrichtet und im Stande sei, Briefe zu schreiben, die man anderen Fürsten schicken könne und die in gereimter Prosa und in sehr gewähltem Stil geschrieben sein

[1]) Journal asiat Series IV Bd. XVI S. 203—205 (Artikel von Munk).
[2]) Cronica del Moro Rasis S. 37.

mußten. Besonders hielt der König von Granada auf Talente dieser Art. Er glich darin einem Emporkömmling, der sich bemüht, sich das Ansehn von Vornehmheit zu geben: noch ein halber Barbar, gab er sich große Mühe, es nicht zu scheinen. Er that sich viel darauf zu Gute, mit der Literatur bekannt zu sein, und behauptete sogar, daß das Volk, dem er angehörte, das der Einhedscha's, nicht berberischen, sondern arabischen Ursprungs sei.[1] Daher bedurfte er nothwendig eines Ministers, welcher in nichts gegen die seiner Nachbarn zurückstand. Aber wo war ein solcher zu finden? Seine Berbern verstanden sehr gut, sich zu schlagen, Städte einzunehmen, zu plündern und niederzubrennen, aber sie waren nicht im Stande, auch nur eine Zeile richtig in der Sprache des Korans zu schreiben. Und was die Araber anbelangt, welche sein Joch, bebend vor Wuth und Scham, ertrugen, so konnte er sich auf sie nicht verlassen. Sie hätten es sich zur Ehre angerechnet, ihn zu hintergehen und zu verrathen. Unter solchen Umständen mußte ein Jude wie Samuel, welcher sogar nach dem Zeugniß der arabischen Gelehrten mit allen Feinheiten ihrer Sprache vertraut war, welcher, obgleich seiner eigenen Religion eifrig ergeben, sich dennoch kein Gewissen daraus machte, so oft er an Moslim's schrieb, die religiösen Formeln anzuwenden, die bei ihnen gebräuchlich waren,[2] ein wahrer Schatz für ihn sein. Er brauchte nicht darüber zu erröthen, daß er ihn zum Range eines ersten Ministers erhoben hatte; seine Wahl wurde selbst von den Arabern gebilligt. Trotz ihrer Intoleranz und ihrer Vorurtheile gegen die Kinder Israel's waren sie gezwungen, einzugestehen, daß Samuel ein ganz hervorragendes Genie sei. In der That war sein Wissen höchst mannigfaltig und ausgebreitet. Er war Mathematiker, Logiker und Astronom;[3] er beherrschte nicht weniger als sieben Sprachen.[4] Dazu war er sehr freigebig gegen die Dichter und überhaupt gegen alle Gelehrten; es ist daher nicht zu verwundern, daß Alle, welche er mit seinen Gunstbezeigungen überschüttet, seines Lobes kein Ende fanden und daß der Dichter Monfatil sogar folgende Verse an ihn richtete, welche von den moslimischen Schriftstellern nur mit heiligem Schaudern angeführt werden:

„Der du in deiner Person alle guten Eigenschaften vereinigst, welche Andere nur zum Theil besitzen, der du der gefangenen Generositas die Freiheit wieder gegeben hast,

[1]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 122 r.
[2]) Siehe meine Einleitung in die Chronik Ibn-Abhâri's S. 97.
[3]) Ebendas. S. 96, 97.
[4]) Journ. asiat. S. 209, Anmerkung.

du bist ebenso erhaben über die freigebigsten Männer des Morgen- und des Abendlandes, wie das Gold erhaben ist über das Kupfer. Daß doch die Menschen die Wahrheit vom Irrthum unterscheiden könnten; dann würden sie ihre Lippen nur auf deine Finger drücken. Anstatt des Ewigen Wohlgefallen darin zu suchen, daß sie den schwarzen Stein zu Mekka küssen, würden sie deine Hände küssen, denn sie sind es, welche das Glück spenden. Durch dich habe ich hienieden Erfüllung meiner Wünsche gefunden und ich hoffe, daß ich durch dein Verdienst auch droben erhalten werde, was ich wünsche. Wenn ich bei dir und den Deinigen bin, bekenne ich offen die Religion, die mir vorschreibt, den Sabbat zu heiligen, und wenn ich bei meinem eigenen Volke bin, bekenne ich sie wenigstens heimlich." [1]

Was aber die Araber nicht nach dem ganzen Werthe schätzen konnten, das waren die Dienste, welche Samuel der hebräischen Literatur leistete. Sie waren sehr bedeutend. Er veröffentlichte in hebräischer Sprache eine Einleitung in den Talmud und zweiundzwanzig grammatische Werke, unter welchen das umfassendste und merkwürdigste das „Buch des Reichthums" war, welches von einem sehr competenten Richter, einem Religionsgenossen Samuel's, der im zwölften Jahrhundert lebte, über alle anderen grammatischen Werke gestellt wird. Er war auch Dichter und versuchte sich in Nachbildungen der Psalmen, der Sprüchwörter und des Predigers Salomonis. Diese Dichtungen waren sehr schwer zu verstehen, da sie strotzten von Anspielungen, arabischen Sprüchwörtern, philosophischen Sentenzen und selten vorkommenden Ausdrücken aus den heiligen Dichtern; auch die Juden, selbst die gelehrtesten, verstanden den Sinn derselben nur mit Hilfe eines Commentars; [2] allein weil damals Ziererei und gesuchtes Wesen in der hebräischen Literatur ebenso allgemein war wie in der arabischen, welche ihr als Muster diente, so wurde ihre Dunkelheit eher als ein Verdienst denn als ein Fehler angesehen. Er wachte außerdem mit väterlicher Sorgfalt über die jungen jüdischen Studenten, und für die unbemittelten unter ihnen sorgte er auf großmüthige Weise. Er hatte Schreiber in seinem Dienste, welche die Mischna und den Talmud abschrieben, und diese Copien gab er solchen Schülern zum Geschenk, welche nicht die Mittel besaßen, sie sich zu kaufen. Aber seine Wohlthätigkeit beschränkte sich nicht auf seine spanischen Religionsgenossen; auch in Afrika, in Sicilien, in Jerusalem, in Bagdad, kurz überall konnten die Juden auf seine Unterstützung zählen. [3] Daher ertheilten ihm die Juden des Fürstenthums Granada als Zeichen ihrer Achtung und

[1]) Ibn-Bassâm Bd. I fol. 200 r.

[2]) Journ. asiat. S. 222—224.

[3]) Journ. asiat. S. 209.

Dankbarkeit im Jahre 1027 den Titel eines Nagîd, das heißt eines Oberhauptes oder Fürsten der Juden von Granada.

Als Staatsmann vereinigte er mit lebhaftem und hellem Verstande festen Charakter und ungewöhnlichen Scharfsinn. Für gewöhnlich sprach er wenig und dachte viel — eine wichtige Eigenschaft für einen Diplomaten. Er benützte alle Umstände mit staunenswerther Umsicht; dazu beurtheilte er die Charaktere und Neigungen der Menschen sehr richtig und kannte die Mittel, sie durch ihre Schwächen zu beherrschen. Noch mehr, er war auch ein Weltmann. In den prächtigen Sälen der Alhambra zeigte er sich so vollkommen zu Hause, als ob er im Schoße des Luxus geboren wäre. Niemand konnte mit so viel Eleganz und Gewandtheit das Wort führen, niemand verstand die Kunst des Schmeichelns besser, keiner war in der Unterhaltung so liebenswürdig und gewinnend, so hinreißend durch den Schwung der Rede, so überzeugend durch seine Argumentation. Und dennoch — eine seltene Erscheinung bei Denen, die durch eine plötzliche Wendung des Glücksrades zu Ueberfluß und Ansehn erhoben worden — hatte er an sich nichts von jener Eingebildetheit eines Emporkömmlings, nichts von jenem unverschämten und thörichten Dünkel, der gewöhnlich den Reichgewordenen eigen ist. Wohlwollend und liebenswürdig gegen Jedermann, besaß er zudem die wahre Würde, welche auf Natürlichkeit und Anspruchslosigkeit beruht. Weit entfernt, sich seiner früheren Lage zu schämen und sie verbergen zu wollen, rühmte er sich ihrer vielmehr und flößte durch seine Einfachheit sogar seinen Verleumdern Achtung ein.[1]

Ein nicht minder merkwürdiger Mann, war Ibn-Abbâs, der Vezier Zohair's von Almeria. Man sagte von ihm, daß er in vierfacher Hinsicht nicht seines Gleichen habe: in Hinsicht des Briefstils, des Reichthums, des Geizes und der Eitelkeit. Sein Reichthum war in der That fabelhaft. Man schätzte sein Vermögen auf mehr als fünfmalhunderttausend Ducaten.[2] Sein Palast war mit fürstlicher Pracht ausgestattet und von Dienern überfüllt; es waren fünfhundert Sängerinnen darin, alle von seltener Schönheit; aber was man besonders bewunderte, war eine große Bibliothek, welche ungerechnet unzählige lose Hefte, viermalhunderttausend Bände enthielt. Nichts schien dem Glück dieses Günstlings der Fortuna zu mangeln. Er war schön und noch jung: er zählte kaum dreißig Jahre; seine Geburt war

---

[1]) Siehe meine Einleitung in die Chronik Ibn-Adhârî's S. 96, 97.

[2]) Fünf Millionen Franken; nach heutigem Geldwerth fünfunddreißig Millionen.

ruhmvoll, denn er gehörte zu dem alten Stamme der Vertheidiger Mohammed's; er schwamm im Golde, und da er außerdem sehr unterrichtet war, das Talent der Rede besaß und sich mit großer Genauigkeit und Eleganz ausdrückte, genoß er des Rufes hoher Bildung. Doch auf der Höhe seines Glücks hatte sich eine Art Schwindel seiner bemächtigt: sein Eigendünkel kannte keine Grenzen und verschaffte ihm unzählige Feinde. Die Cordovaner besonders waren sehr ungehalten auf ihn, denn als er einst mit Zohair in ihre Stadt gekommen war, hatte er die Männer, welche am meisten durch Geburt und Talente hervorragten, mit der größten Verachtung behandelt, und ihnen beim Abschiede gesagt: „Ich habe hier nur Sâïl's und Dschâhil's (Bettler und Unwissende) gesehen!" Ja, seine Arroganz grenzte beinahe an Tollheit. „Wären alle Menschen meine Sklaven," sagte er in seinen Versen, „so würde meine Seele noch nicht zufrieden sein. Sie würde zu einem Orte aufsteigen, höher als die höchsten Sterne, und dort angelangt, würde sie noch höher steigen." Er hatte folgenden Vers ersonnen, den er bei jeder Gelegenheit, besonders beim Schachspiele citirte:

„Für mich schläft das Unglück beständig — ihm ist ausdrücklich das Verbot gegeben worden, mich niemals heimzusuchen."

Diese unverschämte Herausforderung, die er dem Schicksal entgegenwarf, hatte allgemeinen Unwillen in Almeria erregt, und ein kühner Dichter machte sich zum Dolmetscher der öffentlichen Meinung, indem er an die Stelle der zweiten Hälfte des Verses folgende Worte setzte, welche sich nachmals als eine wahre Weissagung erwiesen:

„Aber die Zeit wird kommen, wo das nimmer schlummernde Schicksal es (das Unglück) aufwecken wird."

Als echter Vollblut-Araber haßte Ibn-Abbâs die Berbern und verachtete die Juden. Vielleicht wollte er nicht gern, daß sein Herr sich der arabisch-slavischen Liga anschlösse, denn in diesem Falle wäre Zohair von dem Haupte dieses Bündnisses, dem Kadi von Sevilla, in den Schatten gestellt worden; aber doch war er höchst aufgebracht, über sein Bündniß mit einem Berbern, der zum ersten Minister einen Juden hatte, den er verabscheute und von dem er sich gehaßt wußte. Im Verein mit Ibn-Bakanna,[1] dem Vezier der Chammûditen

[1] Mose ben-Ezra (im Journ. asiat. S. 212, Anmk.) nennt ihn Ibn-abi-Mûsâ. Dies ist wirklich der Name, welchen Chomaidî dem Vezier Ibn-Bakanna gibt, und

von Malaga, hatte er anfangs gesucht, Samuel zu stürzen. Um dies zu erreichen, hatte er unzählige Verleumdungen ersonnen, ohne indessen seinen Zweck zu erreichen. Darauf trachtete er, seinen Herrn mit dem Könige von Granada zu entzweien, indem er ihn aufforderte Mohammed von Carmona, dem Feinde des Chabbûs, seinen Beistand zu leihen. Dieser Plan gelang ihm.

Kurze Zeit darauf, im Juni des Jahres 1038 [1], starb Chabbûs. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der ältere Bâdîs, der jüngere Bologguîn hieß. Die Berbern und einige Juden wollten dem letzteren den Thron geben; andere Juden, darunter Samuel, wie auch die Araber, neigten sich zu Bâdîs. Es wäre ein Bürgerkrieg ausgebrochen, wenn nicht Bologguîn freiwillig der Krone entsagt hätte, und als er seinem Bruder gehuldigt hatte, sahen sich seine Anhänger, so sehr sie sich auch sträubten, genöthigt, seinem Beispiel zu folgen. [2]

Der neue Fürst that Alles, was er konnte, um das Bündniß mit dem Fürsten von Almeria wieder herzustellen, und dieser erklärte endlich, daß sie eine Zusammenkunft halten und dann Alles in Ordnung bringen wollten. Von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge begleitet, machte er sich also auf den Weg und kam unerwartet vor den Thoren Granada's an, ohne daß er sich die Erlaubniß, die Grenze zu überschreiten, erbeten hätte. Bâdîs fühlte sich durch dieses rücksichtslose Benehmen sehr verletzt; dessenungeachtet empfing er den Fürsten von Almeria mit Hochachtung, bewirthete die Leute seines Gefolges mit Ueberfluß und überhäufte sie mit Geschenken. Die Unterhandlung führte indessen zu keinem Resultat; weder die Fürsten selbst noch ihre Minister (Samuel hatte seinen Posten behalten) konnten sich verständigen. Ueberdies nahm Zohair, von Ibn-Abbâs beeinflußt, Bâdîs gegenüber einen sehr beleidigenden und stolzen Ton an. Schon dachte der König von Granada daran, den Fürsten von Almeria für seine Unverschämtheit zu bestrafen, als einer seiner Officiere, welcher Bologguîn hieß, es auf sich nahm, einen letzten Versuch zur Versöhnung zu machen. Er begab sich mit einbrechender Nacht zu Ibn-Abbâs und sagte zu ihm: „Fürchte doch die Strafe Gottes. Du bist das Hinderniß einer Versöhnung, denn dein Herr läßt sich durch dich leiten. Weißt du denn

---

mit Unrecht hat der Abschreiber des Man. Abd-al-wâchid's (siehe meine Ausgabe dieses Autors S. 43) das Wort abî, welches er anfangs geschrieben hatte, ausgestrichen.

[1]) Abbad. Bd. II S. 34.

[2]) Journ. asiat. S. 206—208.

nicht ebenso gut wie wir, daß die Zeit, da wir noch einig waren, für uns in allen Unternehmungen eine glückliche war, so daß wir Allen ein Gegenstand des Neides waren. Laß uns deshalb unser Bündniß erneuern! Der Punkt, über den wir uns bis jetzt nicht haben verständigen können, ist die Unterstützung, welche du Mohammed von Carmona gewährst. Ueberlaß diesen Fürsten seinem Schicksal, wie unser Emir es verlangt; dann wird Alles sich von selbst ordnen." Darauf antwortetete Ibn-Abbâs in halb herablassendem, halb verächtlichem Tone, und als der Berber versuchte, sein Herz zu rühren, indem er ihn umarmte und Thränen vergoß, sagte er zu ihm: „Spare deine Betheuerungen und hochtrabenden Worte, denn du richtest damit bei mir nichts aus. Was ich dir gestern gesagt habe, sage ich dir auch heute: wenn du und die Deinen nicht nach meinem Willen handelt, so werde ich es so einzurichten wissen, daß ihr es bereuen sollt." Durch diese Worte erbittert, fragte Bologguîn: „Ist dies die Antwort, die ich dem Staatsrath bringen soll?" — „Gewiß," antwortete ihm Ibn-Abbâs, „und wenn du mir auch noch stärkere Ausdrücke unterlegen willst, als die, deren ich mich bedient habe, so habe ich nichts dagegen."

Vor Wuth und Unwillen weinend, kehrte Bologguîn zu Bâdîs und seinem Staatsrath zurück. Als er darauf die Unterredung, welche er mit dem Vezier gehabt, vor ihm wiederholt hatte, rief er aus: „Einhedschiten, der Stolz dieses Mannes ist unerträglich. Ihr müßt euch allesammt erheben, um ihn niederzuwerfen; wo nicht, so werden eure Wohnungen nicht mehr euer sein!" Die Granader theilten seinen Zorn, und der andere Bologguîn, der Bruder des Bâdîs, zeigte sich unwilliger als Alle. Er forderte seinen Bruder auf, augenblicklich die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um die Almerier zu bestrafen; Bâdîs versprach es.

Als Zohair in seine Staaten zurückkehrte, mußte er seinen Weg durch mehrere Engpässe und über eine Brücke nehmen, nach welcher ein benachbartes Dorf Alpuente hieß. Bâdîs befahl, die Brücke abzubrechen und schickte Soldaten zur Besetzung der Pässe aus. Gleichwohl entschloß er sich, da er weniger als sein Bruder gegen Zohair erbittert war und es noch nicht gänzlich aufgegeben hatte, den alten Freund seines Vaters zu einer Sinnesänderung zu bewegen, ihn heimlich von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Zu diesem Zweck bediente er sich der Vermittelung eines berberischen Hauptmanns, welcher in der almerischen Armee diente. Dieser suchte Zohair zur Nachtzeit auf und sprach zu ihm also: „Du kannst mir glauben,

Herr, wenn ich dir sage, daß du schwerlich morgen die Engpässe wirst passiren können. Ich rathe dir also, sogleich abzureisen; dann wirst du vielleicht noch im Stande sein, die Engpässe zu überschreiten, ehe die Granader Zeit gefunden haben, sie zu besetzen, und wenn sie dich dann verfolgen, kannst du ihnen auf der Ebene eine Schlacht liefern oder dich in einer deiner Festungen in Sicherheit bringen." Dieser Rath schien Zohair nicht zu mißfallen; aber Ibn-Abbâs, der dem Gespräch beiwohnte, rief: „Nur die Furcht läßt ihn so reden!" — „Was!" sagte nun der Hauptmann, „das wagst du von mir zu sagen? der ich doch an zwanzig Schlachten Theil genommen habe, während du selbst nicht eine einzige erlebt hast? Nun, du wirst bald sehen, daß der Ausgang mir Recht geben wird." Er entfernte sich voll Unwillen.

Die Feinde des Ibn-Abbâs (und wir wissen schon, daß er deren viele hatte) haben behauptet, daß er den Rath des berberischen Hauptmanns nicht deswegen verworfen habe, weil er ihn schlecht gefunden, sondern weil er gewünscht habe, daß Zohair getödtet werde. Sie haben gesagt, Ibn-Abbâs habe den ehrgeizigen Wunsch gehegt, in Almeria zu regieren. Darum habe er gewünscht, daß Zohair seinen Tod im Kampfe gegen die Granader finde, während er für sich selbst die Hoffnung gehegt habe, er werde es möglich machen, sich durch die Flucht zu retten und sich zum Herrscher von Almeria aufzuwerfen. Vielleicht liegt dieser Anschuldigung einige Wahrheit zu Grunde, wir werden wenigstens später sehen, daß Ibn-Abbâs sich gegen Bâdîs rühmte, er habe Zohair in eine Falle gelockt.

Wie dem auch sei, Zohair sah sich am folgenden Morgen (3. August 1038) von den granadischen Truppen umzingelt. Seine Soldaten zeigten sich höchst bestürzt; jedoch er selbst verlor nicht seine Geistesgegenwart. Er ordnete seine schwarzen Fußsoldaten, fünfhundert an der Zahl, und seine Andalusier zur Schlacht und befahl seinem Unterfeldherrn Hodhail, an der Spitze der slavischen Reiterei auf den Feind einzudringen. Hodhail gehorchte, aber kaum hatte der Kampf sich entsponnen, als er, sei es durch einen Lanzenstich oder in Folge eines Fehltrittes seines Pferdes aus dem Sattel gehoben wurde, und nun ergriffen seine Reiter in größter Unordnung die Flucht. Zugleich wurde Zohair von seinen Negern, auf die er unbedingtes Vertrauen gesetzt hatte, verrathen. Sie gingen, nachdem sie sich des Waffenvorraths bemächtigt hatten, zum Feinde über. Es blieben also nur die Andalusier übrig; aber diese, überhaupt sehr schlechte Soldaten, hatten nichts Eiligeres zu thun, als zu fliehen, und

so sah sich Zohair wider seinen Willen genöthigt, das Selbe zu thun. Da die Brücke von Alpuente abgebrochen und die Engpässe von den Feinden besetzt waren, mußten die Fliehenden Schutz auf den Bergen suchen. Die meisten wurden von den Granadern, die keinen Pardon gaben, niedergesäbelt, andere fanden ihren Tod in schrecklichen Abgründen, unter ihnen Zohair selbst.

Alle Beamten wurden zu Gefangenen gemacht, denn Bâdîs hatte befohlen, daß ihr Leben verschont werden solle. Ibn-Abbâs war unter ihnen. Er glaubte, daß er nichts zu fürchten habe, und war nur seiner Bücher wegen besorgt. „Mein Gott, mein Gott," rief er, „was wird aus meinen Packeten werden," und indem er sich an die Soldaten wandte, welche ihn vor Bâdîs führten, sagte er zu ihnen: „Geht und sagt eurem Herrn, daß er meine Packete wohl in Acht nehme; nichts davon darf zerrissen werden, denn sie enthalten Bücher von unschätzbarem Werthe." Als er dann vor Bâdîs stand, sagte er lächelnd zu ihm: „Nun, habe ich deinen Interessen nicht gut gedient, da ich dir diese Hunde ausgeliefert habe?" Dabei deutete er mit dem Finger auf die slavischen Gefangenen. „Du mußt mir deinerseits jetzt auch einen Dienst erweisen," fuhr er fort, „du mußt den Befehl geben, daß man meine Bücher schone; nichts liegt mir so sehr am Herzen." Während er so sprach, warfen ihm die almerischen Gefangenen wüthende Blicke zu, und einer unter ihnen, der Hauptmann Ibn-Chabîb, rief, zu Bâdîs gewandt: „Herr, ich beschwöre dich bei Dem, welcher dir den Sieg gegeben, laß diesen Elenden, der unsern Herrn gestürzt hat, nicht entschlüpfen; er allein ist Schuld an Allem, was sich zugetragen, und wenn ich Zeuge seiner Hinrichtung sein könnte, so würde ich mir selbst gern gleich darnach den Kopf abschlagen lassen." Bei diesen Worten lächelte Bâdîs mit besonderem Wohlwollen und befahl, den Hauptmann in Freiheit zu setzen. Er war der einzige unter den Soldaten, der sein Leben rettete, alle übrigen wurden nach einander dem Henker überliefert. Ibn-Abbâs dagegen war der einzige unter den Civilbeamten, welcher nicht die Freiheit wieder erlangte. Der stolze Vezier lernte endlich das Unglück kennen, das er in seiner Tollkühnheit herausgeforderd hatte, und sah die Prophezeiung des almerischen Dichters sich erfüllen. Er wurde in einem Kerker der Alhambra gefangen gesetzt, und die Ketten, womit man ihn belud, wogen nicht weniger als vierzig Pfund. Er wußte, daß Bâdîs sehr aufgebracht gegen ihn war, und daß Samuel seinen Tod wünschte. Dessenungeachtet glaubte er, noch nicht alle Hoffnung auf-

geben zu müssen; Bâdîs, dem er dreißigtausend Ducaten als Preis seiner Befreiung hatte anbieten lassen, gab ihm zur Antwort, er wolle seine Bitte in Erwägung ziehen, indessen ließ er fast zwei Monate vorübergehen, ohne in Bezug auf ihn eine Entscheidung zu treffen. Während dieser Zeit bekämpften sich entgegengesetzte Einflüsse am Hofe von Granada: einerseits bemühte sich der cordovanische Gesandte für die Befreiung der Gefangenen, besonders des Ibn-Abbâs; andererseits bestand der Gesandte und Schwager des Amiriden Abdalazîz von Valencia, Abû-'l-Achwaz Man ibn-Çomâdich, bei Bâdîs darauf, daß er alle Gefangenen tödten lasse und Ibn-Abbâs vor allen andern. Abdalazîz hatte sich beeilt, das Fürstenthum Almeria in Besitz zu nehmen, unter dem Vorwande, daß es ihm nach dem Heimfallsrecht gehöre, weil Zohair ein Client seiner Familie gewesen sei; er fürchtete, daß, wenn Ibn-Abbâs und die anderen Gefangenen wieder frei würden, sie ihm die Herrschaft streitig machen könnten. Bâdîs selbst wußte nicht, zu welcher Partei er sich halten solle; Habgier und Rachsucht bekämpften einander in seinem Herzen; eines Abends, als er mit seinem Bruder Bologguîn spazieren ritt, sprach er mit ihm von dem Vorschlag des Ibn-Abbâs und befragte ihn um seinen Rath. Bologguîn gab ihm zur Antwort: „Wenn du sein Geld annimmst und er seine Freiheit wieder erlangt, so wird er dir einen Krieg erregen, der dir das Doppelte seines Lösegeldes kosten wird. Ich bin der Meinung, daß du wohl daran thust, ihm ohne Verzug den Tod geben zu lassen."

Nach Beendigung des Spazierrittes ließ Bâdîs sich seinen Gefangenen vorführen und warf ihm in den härtesten Worten sein Vergehen vor. Ibn-Abbâs erwartete mit Ergebung das Ende der langen Schmährede, und als der König aufgehört hatte zu sprechen, rief er aus: „Herr, ich flehe dich an, habe Mitleid mit mir und befreie mich von meinen Schmerzen!" — „Du wirst noch heute davon befreit werden," antwortete ihm der König. Als er jetzt auf dem blassen und traurigen Gesichte seines Gefangenen einen Hoffnungsstrahl leuchten sah, schwieg er einige Augenblicke; dann fuhr er mit wildem Lachen fort: „Du sollst an einen Ort gehen, wo du noch viel mehr leiden wirst." Darauf sagte er zu Bologguîn einige Worte auf Berberisch, welche Ibn-Abbâs nicht verstand; aber die letzten Worte, welche Bâdîs an ihn gerichtet hatte, sein schreckliches Lachen, seine drohende und grausame Miene, dies Alles sagte ihm deutlich genug, daß seine letzte Stunde geschlagen habe. „Fürst, Fürst!" rief er aus und stürzte auf die Kniee, „schone meines Lebens, ich beschwöre dich! Habe Mitleiden

mit meinen Frauen und meinen Kindern! Nicht nur dreißigtausend Ducaten biete ich dir, nein, sechzigtausend; aber im Namen Gottes, laß mir das Leben!"

Ohne ein Wort zu erwidern, hörte Bâdîs ihn an; darauf schwang er seinen Wurfspieß und stieß ihn ihm in die Brust. Sein Bruder Bologguîn und sein Kämmerer Alî ibn-al-Karawî folgten seinem Beispiele; aber Ibn-Abbâs, welcher nicht nachließ, die Gnade seiner Henker anzuflehen, sank erst nach dem siebenzehnten Stiche zu Boden (24. September 1038).[1]

Es dauerte nicht lange, bis Granada erfuhr, daß der stolze und reiche Ibn-Abbâs sein Leben hatte lassen müssen. Die Afrikaner freuten sich darüber, niemand aber nahm die Nachricht mit so großer Befriedigung auf wie Samuel. Jetzt blieb ihm nur noch Ein gefährlicher Feind übrig, nämlich Ibn-Bakanna, und eine innere Stimme sagte ihm, daß auch dieser bald umkommen werde. Damals hatten die Juden ebenso wie die Araber den Glauben, daß man bisweilen im Schlafe einen Geist höre, welcher die Zukunft in Versen voraussage, und als Samuel einst in der Nacht schlief, hörte er eine Stimme, welche ihm drei hebräische Verse citirte, folgenden Inhalts:

„Schon ist Ibn-Abbâs umgekommen, wie auch seine Freunde und Vertrauten; Lob sei Gott und Anbetung! Auch der andere Minister, der mit ihm Verschwörungen anstiftete, wird schnell gestürzt und wie eine Erbse aufgebrochen werden. Was ist aus all ihrem Drohen, ihrer Bosheit und ihrer Macht geworden? — Der Name Gottes ei gepriesen!"[2]

Wenige Jahre nachher, wie wir später erzählen werden, sah Samuel diese Voraussagung sich erfüllen; so wahr ist es, daß die Gefühle des Hasses oder der Liebe zuweilen eine wunderbare Vorahnung des Zukünftigen eingeben.

---

[1]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 171 r. — 175 r.; Ibn-al-Khatîb, Man. G., fol. 134 v., 135 r. (Artikel über Zohair), 51 v. — 52 v. (Artikel über Abû-Dschafar Achmed ibn-Abbâs al-Ançârî); Makkari Bd. II S. 359, 360; Abbad. Bd. II S. 34.

[2]) Siehe Mose ben-Ezra, angeführt von Munk im Journ. asiat. S. 212. Es ist hier das Passiv unschida zu lesen, nicht mit Munk das Activ anschada.

III.

Ganz gegen seinen Willen hatte Bâdîs den Verbündeten, welche den sogenannten Hischâm als Khalifen anerkannten, einen grossen Dienst erwiesen, als er Zohair belagern und tödten liess. Zwar war der Amiride Abdalazîz von Valencia, welcher, wie schon bemerkt, das Fürstenthum Almeria in Besitz genommen hatte, nicht im Stande, seinem Verbündeten, dem Kadi von Sevilla, Hilfe zu leisten, denn er wurde bald gezwungen, sich gegen Modschehid von Denia zu vertheidigen, der missgünstigen Auges die Vergrösserung des Nachbarstaates sah;[1] aber der Kadi hatte wenigstens keinen Krieg gegen Almeria mehr zu fürchten, und da er von dieser Seite her beruhigt war, dachte er von jetzt an nur daran, die Offensive gegen die Berbern zu ergreifen, und zwar machte er den Anfang mit Mohammed von Carmona, mit dem er zerfallen war. Zugleich unterhielt er mit einer Partei in Granada ein Einverständniss und suchte dort eine Revolution zum Ausbruch zu bringen.

Viele Leute in Granada waren unzufrieden mit Bâdîs. Im Anfang seiner Regierung hatte dieser Fürst einige Hoffnungen erweckt;[2] aber in der Folge hatte er sich immer mehr als grausam, meineidig und blutgierig erwiesen und als der schamlosesten Völlerei ergeben. Anfangs beklagte man sich, dann murrte man und endlich zettelte man Verschwörungen an.

Die Seele der Verschwörung war ein Abenteurer, Namens Abû-

---

[1]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 245.

[2]) Siehe Abbad. Bd. I S. 51.

'l=Fotûch. Weit von Spanien entfernt in Dschordschân, dem früheren Hyrcanien, geboren, hatte er Literatur, Philosophie und Astronomie bei den berühmtesten Lehrern Bagdad's studiert. Aber er war noch mehr als bloß Gelehrter: als vortrefflicher Reiter und unerschrockener Krieger schätzte er einen edlen Renner und eine wohlgehärtete Klinge ebenso hoch wie ein schönes Gedicht oder eine gelehrte Abhandlung. Im Jahre 1015 nach Spanien gekommen, wahrscheinlich um dort sein Glück zu machen, verbrachte er einige Zeit am Hofe Modschehid's von Denia. Dort unterhielt er sich mit dem gelehrten Fürsten über Literatur, arbeitete an seinem Commentar zu der grammatischen Abhandlung, welche den Titel Dschomal trägt, und kämpfte an der Seite des Fürsten in Sardinien; dann wieder dachte er über die abstractesten philosophischen Fragen nach oder suchte die Zukunft aus dem Lauf der Gestirne zu ergründen. Als er später nach Saragossa, der Residenz Mondhir's, kam, schloß dieser anfangs sehr intime Freundschaft mit ihm und vertraute ihm die Erziehung seines Sohnes an; aber da nach der sehr richtigen, obgleich etwas banalen Bemerkung des arabischen Geschichtschreibers, dem wir hier folgen, die Zeiten sich ändern und die Menschen mit ihnen, gab Mondhir ihm eines Tages zu verstehen, daß er seiner Dienste nicht mehr bedürfe und ihm deshalb gestatte, Saragossa zu verlassen. Abû='l=Fotûch ließ sich darauf in Granada nieder, wo er Vorlesungen über ältere Dichtkunst, besonders über die unter dem Namen Chamâsa bekannte Sammlung, hielt;[1] aber er that auch noch Anderes: da er wußte, daß Bâdîs viele Feinde hatte, stachelte er den Ehrgeiz Jazîr's, eines leiblichen Vetters des Königs, auf, indem er ihm die Versicherung gab, er habe in den Sternen gelesen, daß Bâdîs den Thron verlieren und nach ihm sein Vetter dreißig Jahre lang regieren werde. So gelang es ihm, eine Verschwörung zu Stande zu bringen; aber Bâdîs entdeckte das Complott vor dem zur Ausführung festgesetzten Termine, so daß Abû='l=Fotûch, Jazîr und die anderen Verschwörer kaum noch die Zeit hatten, sich durch die Flucht seiner Rache zu entziehen. Sie suchten Schutz bei dem Kadi von Sevilla, der wahrscheinlich bei ihrer Verschwörung betheiligt war, obgleich sich nicht bestimmen läßt, wie weit er sich mit ihnen eingelassen hatte.[2]

[1]) Siehe über Abû-'l-Fotûch Thâbit ibn-Mohammed al-Dschordschâni außer dem Artikel Ibn-al-Khatîb's diejenigen, welche ihm Sojûti in seinem biographischen Wörterbuch der Grammatiker und Chomaidi gewidmet haben. Vergleiche ferner den Artikel über Modschehid bei Dhabbi (Man. der asiatischen Gesellschaft).

[2]) Ibn-al-Khatib, Man. G., fol. 114 r. und v. (Artikel über Abû-'l-Fotûch).

Inzwischen hatte der Kadi Mohammed von Carmona angegriffen, und seine Armee, wie gewöhnlich von seinem Sohne Ismâ'îl geführt, hatte schon glänzende Siege errungen. Ossuna und Ecija mußten sich ergeben, sogar Carmona wurde belagert. Aufs äußerste getrieben, verlangte Mohammed Hilfe von Idrîs von Malaga und von Bâdîs. Beide folgten seinem Rufe: Idrîs schickte ihm, da er selbst krank war, seine Truppen unter dem Befehl seines Ministers Ibn-Bakanna; Bâdîs führte die seinigen selbst. Als diese beiden Armeen sich vereinigt hatten, bot Ismâ'îl, voll Vertrauen auf die Zahl und die Tapferkeit seiner Soldaten, ihnen sogleich eine Schlacht an; allein da Bâdîs und Ibn-Bakanna sahen, daß der Feind ihnen an Zahl überlegen war, oder da sie dies wenigstens glaubten, wagten sie nicht, die Schlacht anzunehmen, und überließen den Fürsten von Carmona ohne Weiteres seinem Schicksal; der eine nahm den Weg nach Granada, der andere nach Malaga. Ismâ'îl machte sich sogleich auf, die Granader zu verfolgen. Zu Bâdîs' Glück war es kaum eine Stunde her, daß Ibn-Bakanna sich von ihm getrennt hatte; er schickte ihm daher eiligst einen Boten nach und ließ ihn beschwören, ihm beizustehn, weil er sonst von den Sevillanern vernichtet werden würde. Ibn-Bakanna stieß unverzüglich zu ihm, und als die Vereinigung beider Armeen in der Nachbarschaft von Ecija zu Stande gekommen war, erwarteten sie den Feind festen Fußes.

Die Sevillaner, welche geglaubt, sie würden es nur mit einer auf dem Rückmarsch begriffenen Armee zu thun haben, waren höchst unangenehm überrascht, als sie auf zwei Armeen stießen, die ganz zu ihrem Empfang vorbereitet waren. Durch diesen unerwarteten Umstand völlig verwirrt, war schon der erste Anprall genügend, um gänzliche Unordnung in ihre Reihen zu bringen. Umsonst versuchte Ismâ'îl, sie wieder zu sammeln und zum Kampfe zurückzuführen: ein Opfer seiner Tapferkeit, fiel er zuerst von Allen. Jetzt dachten die Sevillaner an nichts Anderes mehr als wie sie sich retten könnten.[1]

Als Bâdîs durch einen so leichten Sieg Herr des Schlachtfeldes geworden war und sein Lager nahe bei den Thoren von Ecija aufgeschlagen hatte, sah er zu seiner Verwunderung Abû-'l-Fotûch in sein Lager kommen und sich ihm zu Füßen werfen. Was ihn herführte, war die Liebe zu seiner Familie. Er war genöthigt gewesen, Granada in so großer Eile zu verlassen, daß er Frau und Kinder ihrem Schicksal überlassen mußte. Er wußte, daß Bâdîs sie durch den Neger

[1]) Abd-al-wâchid S. 44, 45; Abbad. Bd. II S. 33, 34, 207, 217. Vgl. Ibn-al-Khatîb fol. 114 v.

Kodâm, der sein Oberkerkermeister, sozusagen sein „Tristan der Einsiedler“ war, hatte gefangen nehmen lassen und daß dieser sie in Almuñecar eingekerkert hielt. Nun liebte er seine Frau, eine junge und schöne Andalusierin, leidenschaftlich, und seine Zärtlichkeit für seine Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, war sehr groß. Da er sich nicht entschließen konnte, ohne sie zu leben, und noch dazu fürchtete, Bâdîs könne sein Verbrechen an diesen geliebten Unterpfändern rächen, so ging er zu ihm und flehte ihn um Verzeihung an, und obgleich er den unerbittlichen Sinn und die Blutgier des Tyrannen kannte, hoffte er dennoch, ihn diesmal nicht unbeugsam zu finden, zumal er seinen Oheim Abû-Nîsch, welcher ebenfalls an dem Complott Theil genommen, begnadigt hatte.

Er warf sich also vor dem Fürsten nieder und sprach zu ihm:

„Herr! habe Erbarmen mit mir! Ich versichere dich, daß ich unschuldig bin!“

„Was,“ rief Bâdîs mit zornflammendem Blick, „du wagst es, dich vor mir zu zeigen? Du hast Uneinigkeit in meine Familie gestreut und nun kommst du und sagst mir, daß du nicht schuldig seiest! Hältst du es für so leicht, mich zu täuschen?“

„Bei der Barmherzigkeit Gottes, Herr, sei gnädig! Erinnere dich, daß du mich einst unter deinen Schutz genommen hast und daß ich schon unglücklich genug, da ich verurtheilt bin, fern von meiner Heimat zu leben. Schreibe mir nicht das Verbrechen zu, welches dein Vetter begangen hat; ich habe mich auf keine Weise daran betheiligt. Es ist wahr, daß ich ihn auf seiner Flucht begleitet habe; aber ich that es nur deshalb, weil du mich mit ihm befreundet wußtest und weil ich fürchtete, als sein Mitschuldiger bestraft zu werden. Jetzt stehe ich vor dir: wenn du es durchaus willst, so bin ich bereit, mich eines Verbrechens schuldig zu bekennen, an dem ich unschuldig bin, wenn ich nur dadurch deine Verzeihung erlangen kann. Behandle mich, wie es einem großen Könige geziemt, einem Herrscher, der zu hoch steht, um Groll zu hegen gegen einen armen Mann wie mich, und gib mir meine Familie zurück.“

„Gewiß, ich werde dich behandeln, wie du es verdienst, so Gott will. Kehre nach Granada zurück; dort wirst du deine Familie wiederfinden, und wenn ich zurückgekommen bin, will ich deine Angelegenheiten ordnen.“

Durch diese Worte, deren Zweideutigkeit er anfangs nicht bemerkte, beruhigt, schlug Abû-'l-Fotûch unter der Bedeckung von zwei Reitern den Weg nach Granada ein. Als er aber in die Nähe der

Stadt gekommen war, führte der Neger Kodâm die Befehle aus, welche er von seinem Herrn erhalten hatte. Er ließ Abû-'l-Fotûch durch seine Trabanten verhaften, und diese setzten ihn auf ein Kameel, nachdem sie ihm die Haare abrasirt hatten. Dann stieg ein Neger von herculischer Stärke hinter ihm auf und gab ihm unablässig Backenstreiche. So wurde er durch die Straßen geführt, worauf man ihn in einen engen Käfig warf, den er mit einem seiner Mitschuldigen, einem berberischen Soldaten, der in der Schlacht von Ecija gefangen genommen war, theilen mußte. Mehrere Tage vergingen, Bâdîs war schon wieder zurück und dennoch hatte er in Betreff Abû-'l-Fotûch's noch nichts entschieden. Dieses Mal war es Bologguîn, der im Gegensatz zu seinem Verfahren gegen Ibn-Abbâs, ihn hinderte, das Todesurtheil auszusprechen. Man weiß nicht recht, aus welchem Grunde Bologguîn sich für den Gelehrten interessirte, genug er versuchte es, seine Unschuld zu beweisen, und vertheidigte ihn mit so vieler Wärme, daß Bâdîs, aus Furcht, ihn zu erzürnen, mit seiner Entschließung zögerte. Aber eines Tages als Bologguîn sich auf einem Gelage betrunken hatte — was bei ihm wie bei seinem Bruder häufig vorkam — ließ Bâdîs sich Abû-'l-Fotûch nebst seinem Gefährten vorführen. Sobald er den Gelehrten sah, überschüttete er ihn mit einer Fluth von Schimpfreden und schloß mit folgenden Worten: „Deine Sterne haben dir zu nichts gedient, du Lügner! Hattest du nicht deinem Emir, diesem armen Dummkopf, den du zum Narren machtest, versprochen, daß er mich bald in seiner Macht haben und dreißig Jahre lang über meine Staaten regieren solle? Warum hast du nicht lieber dein eigenes Horoskop gestellt? Dann hättest du dich vor einem großen Unglück bewahren können. Dein Leben, Elender, ist jetzt in meiner Hand."

Abû-'l-Fotûch antwortete ihm nichts. Als er noch die Hoffnung hegte, seine geliebte Gattin und seine Kinder wiederzusehen, hatte er sich zur Bitte und zur Lüge herbeigelassen; jetzt aber, da er vollständig überzeugt war, daß nichts diesen meineidigen und grausamen Tyrannen beugen könne, fand er all seinen Stolz, seine ganze Seelenstärke und Energie wieder. Die Augen auf den Boden geheftet, ein verächtliches Lächeln auf den Lippen, beobachtete er würdevolles Schweigen. Diese edle und ruhige Haltung brachte Bâdîs' Zorn aufs äußerste. Vor Wuth schäumend, sprang er von seinem Sitze auf, zog seinen Säbel und stieß ihn seinem Opfer in die Brust. Abû-'l-Fotûch empfing den Todesstoß, ohne mit den Augen zu zucken, ohne einen Klagelaut auf seine Lippen kommen zu lassen, und sein Muth ent-

lockte selbst Bâdîs einen unwillkürlichen Ausruf der Bewunderung. Darauf wandte der König sich an Barhân, einen seiner Sklaven, mit den Worten: „Haue diesem Leichnam den Kopf ab und hänge ihn an einen Galgen. Den Rumpf verscharre neben dem des Ibn-Abbâs. Meine beiden Feinde sollen bis zum Tage des letzten Gerichtes Seite an Seite ruhen...... Und jetzt kommt die Reihe an dich. Tritt heran, Soldat!"

Der Berber, an den diese Worte gerichtet waren, gerieth in unsägliche Todesangst und zitterte an allen Gliedern. Er warf sich auf die Kniee, suchte sich zu entschuldigen und beschwor den Fürsten, seines Lebens zu schonen. „Elender," sagte Bâdîs zu ihm, „hast du denn alle Scham verloren? Der Gelehrte, bei dem einige Furcht wohl entschuldbar gewesen wäre, hat, wie du gesehen, den Tod mit Heldenmuth ertragen; er hat sich nicht zu einem einzigen Wort der Bitte herabgelassen, und du, alter Krieger, der du dich zu den Tapfersten rechnest, zeigst solche Feigheit! Möge Gott sich deiner nicht erbarmen, du Elender!" Mit diesen Worten hieb er ihm den Kopf ab (20. October 1039).

Abû-'l-Fotûch wurde, wie Bâdîs angeordnet hatte, neben Ibn-Abbâs begraben. Das allgemeine Bedauern der unterrichteten und gelehrten Bewohner Granada's folgte ihm nach ins Grab, und oft wenn die Araber, die verurtheilt waren, stillschweigend das Joch eines Fremden und Barbaren zu tragen, an dem Orte vorübergingen, welcher seine sterbliche Hülle einschloß, murmelten sie leise vor sich hin: „O, welche unvergleichlichen Gelehrten waren diese, deren Gebeine hier ruhen!... Gott allein ist unsterblich; sein Name sei gepriesen und geheiligt!" [1]

[1]) Ibn-al-Khatîb fol. 114 v. — 115 v.

IV.

Der blutgierige Tyrann von Granada wurde je mehr und mehr der Führer seiner Partei. Zwar erkannte er noch die Oberherrschaft der Chammûditen von Malaga an, aber nur der Form nach. Diese Fürsten besaßen weder Selbständigkeit noch Energie; sie ließen sich von ihren Ministern beherrschen, vertilgten einander durchs Schwert oder durch Gift, und weit entfernt, nur daran denken zu können, ihre mächtigen Vasallen im Zaume zu halten, schätzten sie sich glücklich, wenn es ihnen gelang, mit einem gewissen Anschein von Ruhe über Malaga, Tanger und Ceuta zu regieren.

Uebrigens bestand eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den beiden Höfen. An dem granadischen lebten nur Berbern oder Männer, welche, wie der Jude Samuel, beständig im Interesse der Berbern thätig waren. Es herrschte dort also eine seltene Einheit der Ansichten und Pläne. Am Hofe von Malaga dagegen gab es auch Slaven, und früher oder später mußte sich dort Eifersucht, Rivalität und Gehässigkeit, welche so viel dazu beigetragen hatten, die Omaijaden zu stürzen, einnisten.

Der Khalif Idrîs I., der zur Zeit, als er seine Truppen gegen die Sevillaner schickte, schon krank war, gab zwei Tage, nachdem ihm der Kopf des in der Schlacht von Ecija gefallenen Ismâ'îl übersandt worden war, den Geist auf. Sogleich entspann sich zwischen Ibn-Bakanna, dem berberischen Minister, und Nadschâ, dem slavischen Minister, ein Streit. Der erstere wollte den Thron an Jachjâ, den ältesten Sohn des Idrîs, verliehen wissen, völlig davon überzeugt,

daß alsdann er selbst der eigentliche Regent sein würde. Dem widersetzte sich der Slave. Als erster Minister in den afrikanischen Besitzungen proclamirte er dort Chasan-ibn-Jachjâ, einen leiblichen Vetter des anderen Prätendenten, als Khalifen und bereitete Alles vor, mit ihm die Meerenge zu überschreiten. Von weniger festem Charakter und weniger kühn, ließ sich der berberische Minister durch die drohende Haltung des Slaven einschüchtern. In seiner Unschlüssigkeit war er bald geneigt, bei seinem Plane zu beharren, bald ihn aufzugeben, und versäumte es, die erforderlichen Maßregeln zu treffen. Da sah er plötzlich die afrikanische Flotte im Hafen von Malaga Anker werfen. Eilig entfloh er und zog sich mit seinem Prätendenten nach Comares zurück. Chasan, der nun über die Hauptstadt gebot, ließ ihm sagen, daß er ihm verzeihe und ihm erlaube zurückzukehren. Der Berber traute seinen Worten; Chasan aber ließ ihn enthaupten. So ging die Weissagung, welche der Jude Samuel in seinem Traume zu hören geglaubt hatte, in Erfüllung.

Bald nachher wurde auch der Rival Chasan's aus dem Wege geräumt. Vielleicht war Nadschâ allein dieses Verbrechens schuldig, wie einige Geschichtschreiber zu verstehen geben; aber es war Chasan, welcher die Strafe dafür tragen mußte. Er wurde von seiner Gemahlin, der Schwester des unglücklichen Jachjâ, vergiftet.

Jetzt glaubte Nadschâ, mit seinen Ansprüchen offen hervortreten zu können. Er wollte nicht allein die Autorität, sondern auch den Namen eines selbständigen Herrschers besitzen. Er tödtete den noch sehr jungen Sohn Chasan's, warf dessen Bruder Idrîs ins Gefängniß und schlug sich selbst den Berbern als Herrscher vor, indem er sie durch die glänzendsten Versprechungen zu gewinnen suchte. Obgleich die Berbern durch solche unglaubliche Kühnheit, solchen Ehrgeiz, der selbst vor Verbrechen nicht zurückschreckte, aufs höchste erbittert waren — denn sie zollten den Abkömmlingen des Propheten eine beinahe abergläubische Verehrung — so glaubten sie dennoch zu seiner Bestrafung einen günstigeren Augenblick abwarten zu müssen. Sie antworteten also, daß sie ihm gehorchen würden, und leisteten ihm den Eid. Nadschâ kündigte jetzt seine Absicht an, Algeziras dem Chammûditen Mohammed, welcher dort regierte, zu entreißen. Man begab sich auf den Feldzug, aber schon bei den ersten Begegnungen mit dem Feinde konnte der Slave die Bemerkung machen, daß die Berbern sich nur lau am Kampfe betheiligten und er nicht auf sie rechnen könne. Er glaubte also, weise zu handeln, indem er den Befehl zum Rückzug gab. Es war seine Absicht, die verdächtigsten Berbern zu ver-

bannen, sobald er in die Hauptstadt zurückgekehrt wäre, die anderen durch Geldgeschenke zu gewinnen und sich mit möglichst vielen Slaven zu umgeben. Aber seine erbittertsten Feinde wurden von diesem Plane unterrichtet oder erriethen ihn, und im Augenblick, als die Armee einen sehr engen Hohlweg passirte, stürzten sie auf den Usurpator ein und tödteten ihn (5. Februar 1043 [1]).

Während die größte Verwirrung unter den Truppen herrschte, während die Berbern Freudenrufe ausstießen und die Slaven die Flucht ergriffen, weil sie fürchteten, das Schicksal ihres Oberhauptes theilen zu müssen, ritten zwei von den Mördern eiligst nach Malaga. In der Stadt angekommen, riefen sie: „Gute Nachricht, gute Nachricht, der Usurpator ist todt!" Dann stürzten sie sich auf den Unterbefehlshaber Nadschâ's und tödteten auch ihn. Idrîs, der Bruder Chasan's, wurde aus seinem Gefängniß gezogen und zum Khalifen ausgerufen. Damit war die Rolle der Slaven in Malaga ausgespielt, aber die Ruhe, die auf einen Augenblick wiederhergestellt war, hatte keine Dauer.

Idrîs II. war keineswegs bedeutend, aber von Natur gut und sanftmüthig, und seine Hauptbeschäftigung war, Wohlthaten zu erweisen. Wenn es nur an ihm gelegen, so hätte es keinen Unglücklichen gegeben. Er rief alle Verbannten zurück, welcher Partei sie angehören mochten, und setzte sie wieder in den Besitz ihrer Güter; niemals ließ er sich herbei, sein Ohr einem Angeber zu leihen; täglich erhielten die Armen fünfhundert Ducaten aus seiner Kasse. Mit dieser Sympathie für das niedere Volk, mit dem er sich gern unterhielt, stand in auffallendem Widerspruch der Glanz, die Pracht und das ängstliche Ceremoniel, welches an seinem Hofe herrschte. Als Nachkommen des Eidams des Propheten galten die Chammûditen in den Augen ihrer Unterthanen fast für Halbgötter. Um einen Aberglauben, der ihrem Ansehn so günstig war, nicht zu zerstören, pflegten sie sich wenig zu zeigen und umgaben sich mit einem geheimnißvollen Nimbus. Idrîs selbst entzog sich, ungeachtet der Einfachheit seiner Gewohnheiten, nicht dem von seinen Vorgängern eingeführten Ceremoniel: ein Vorhang verhüllte ihn den Blicken der mit ihm Sprechenden; nur ereignete es sich öfters, daß er in seiner Gutmüthigkeit aus der Rolle fiel. So trug ihm eines Tages ein Dichter aus Lissabon einen Gesang vor, in welchem er seine Barmherzigkeit rühmte und seine edle Abstammung verherrlichte. „Während die übrigen Sterb-

[1]) Dieses Datum findet sich bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 224 v.

lichen aus Wasser und Staub geschaffen sind," sagte er in seiner bizarren Sprache, „wurden die Nachkommen des Propheten aus dem reinsten Wasser geschaffen, dem Wasser der Gerechtigkeit und des Mitleids. Die Gabe der Weissagung hat sich bis zu ihren Enkeln fortgepflanzt, und der Engel Gabriel schwebt unsichtbar über ihren Häuptern. Das Gesicht des Idrîs, des Gebieters der Gläubigen, gleicht der aufgehenden Sonne, welche durch ihre Strahlen die Augen der Beschauer blendet, und doch, Fürst, möchten wir dich sehen, um uns in deinem Lichte zu sonnen, dem Ausfluß des Lichtes, welches den Herrn des Weltalls umgibt." — „Ziehe den Vorhang zurück!" befahl jetzt der Khalif seinem Kämmerling, denn niemals schlug er eine Bitte ab. Glücklicher als jene arme Geliebte Jupiters, welche als Opfer ihrer unseligen Neugier umkam, konnte nun der Dichter nach seinem Belieben das Gesicht seines Jupiter betrachten, welches, wenn auch nicht mit dem Feuer der Blitze, doch von Wohlwollen und Güte leuchtete. Vielleicht gefiel es ihm besser so wie es war, als wenn es von jenen blendenden Strahlen umleuchtet gewesen wäre, von denen er in seinen Versen gesprochen hatte. Wenigstens ist gewiß, daß er, nachdem er ein schönes Geschenk erhalten hatte, zufrieden von dannen ging.

Es war ein Unglück für die Würde und Sicherheit des Staates, daß Idrîs mit großer Herzensgüte beispiellose Schwäche des Charakters verband. Niemandem, wer er auch war, vermochte oder wagte er das Geringste zu versagen. Wenn Bâdîs oder sonst Jemand ein Schloß oder irgend etwas Anderes von ihm verlangte, war die Erfüllung seiner Bitte von vornherein gewiß. Eines Tages bat Bâdîs ihn, ihm seinen Vezier auszuliefern, welcher das Unglück gehabt hatte, ihm zu mißfallen. Da sagte Idrîs zu seinem Minister: „Wehe, mein Freund, hier ist ein Brief des Königs von Granada, in welchem er von mir deine Auslieferung verlangt. Es schmerzt mich zwar sehr, aber wahrlich, ich wage nicht, ihm abschlägig zu antworten." — „Du mußt thun, was er will," erwiderte der vortreffliche Mann, ein alter Diener der Familie; „Gott wird mir Kräfte geben, und du wirst sehen, daß ich es verstehe, mein Schicksal mit Muth und Ergebung zu tragen." In Granada angekommen, wurde er enthauptet.

So viel Schwäche empörte die Berbern, welche schon durch die Sympathie, die Idrîs dem niederen Volke zeigte, durch seine socialistischen Tendenzen, wie man heute sagen würde, sich gekränkt fühlten; besonders aber waren es die Neger, deren Unwillen er auf sich zog. An die Herrschaft der Peitsche, des Säbels und des Galgens gewöhnt,

verachteten sie einen Herrn, welcher niemals ein Todesurtheil aussprach. So hatte sich viel Unzufriedenheit angesammelt, als der Statthalter des Schlosses Airos[1] das Zeichen zum Aufstande gab. Er gab nämlich den beiden Vettern des Idris, welche er in Gewahrsam hielt, die Freiheit und ließ den älteren, Mohammed, zum Khalifen ausrufen. Jetzt erregten die Neger, welche die Besatzung des Schlosses von Malaga bildeten, einen Aufstand und luden Mohammed ein, sich in ihre Mitte zu begeben. Das Volk von Malaga indessen, von Liebe erfüllt für den Fürsten, welcher sein Wohlthäter gewesen war, verließ ihn nicht in der Stunde der Gefahr. Diese rechtschaffenen Leute kamen in Menge zu ihm gelaufen und verlangten mit lautem Geschrei Waffen, indem sie ihn versicherten, daß wenn sie diese hätten, die Neger sich keine Stunde im Schlosse halten würden. Idris dankte ihnen für ihre Ergebenheit. Ihr aufopferndes Anerbieten jedoch nahm er nicht an und sagte: „Kehrt wieder in eure Wohnungen zurück; ich will nicht, daß ein einziger Mann um meines persönlichen Streites willen umkomme." Also konnte Mohammed seinen Einzug in die Hauptstadt halten, und Idrîs mußte seine Stelle in dem Gefängnisse von Airos einnehmen. Sie hatten ihre Rollen gewechselt (1046—7).

Der neue Khalif glich weniger seinem Vorgänger als seiner Mutter, einer tapferen Amazone, welche gern im Lager lebte und es liebte, die Vorbereitungen zu einer Schlacht oder die Arbeiten einer Belagerung zu überwachen und durch ihre Worte oder ihr Gold den Muth der Soldaten anzuspornen. Er trieb die Tapferkeit bis zur Verwegenheit, aber er war zugleich von unerbittlicher Strenge, und wenn es Idris an Energie gefehlt hatte, so besaß Mohammed nur zu viel davon (dies war wenigstens bald die Meinung der Urheber des Aufstandes). Es ging wie in der Fabel von den Fröschen, welche Jupiter um einen König baten. Nach dem Beispiel des „Sumpfvolkes", wie Lafontaine sagt, kamen Berbern und Neger bald so weit, den bösen Kranich zu verwünschen und das friedliche Menschenkind wieder zu ersehnen. Ein Complott wurde angezettelt; die Verschworenen traten in Verhandlung mit dem Statthalter von Airos, welcher sich leicht durch sie gewinnen ließ und Idrîs II. die Freiheit gab, nachdem er ihn als Khalifen anerkannt hatte. Dieses Mal schreckte Idrîs nicht vor dem Gedanken eines Bürgerkrieges zurück; die tödtliche Langweile des Kerkers hatte seine Scrupel überwunden; aber Mohammed, von seiner Mutter unterstützt, bekämpfte seine Gegner mit

[1] Dieser Ort existirt, wie es scheint, nicht mehr.

solcher Kraft, daß er sie zwang, die Waffen niederzulegen. Indessen lieferten sie ihm Idrîs nicht aus; ehe sie sich unterwarfen, ließen sie ihn nach Afrika übersetzen, wo zwei berberische Freigelassene das Regiment führten, Sakôt,[1] der Statthalter von Ceuta, und Rizk-allâh, der Statthalter von Tanger. Sakôt und Rizk-allâh empfingen ihn mit Hochachtung und ließen die öffentlichen Gebete in seinem Namen halten; im Uebrigen gestanden sie ihm keine wirkliche Autorität zu; auf ihre eigene Macht eifersüchtig, behüteten sie ihn ängstlich, verhinderten ihn, sich öffentlich zu zeigen, und erlaubten niemandem, sich ihm zu nähern. Einige berberische Burgherren, die geheime Feinde der beiden Statthalter waren, fanden indessen Mittel und Wege, ihn zu sprechen und sagten ihm: „Diese beiden Sklaven behandeln dich wie einen Gefangenen und lassen dich nicht selbständig regieren. Ertheile uns vollständige Machtbefugniß; dann werden wir dich schon zu befreien wissen." Idrîs aber, stets gutmüthig und sanft, schlug ihr Anerbieten aus; in der Aufrichtigkeit seines Herzens berichtete er sogar den beiden Statthaltern den ganzen Vorgang. Auf der Stelle wurden die beiden genannten Burgherren mit dem Verbannungsurtheil belegt; aber in der Befürchtung, Idrîs möchte den Einflüsterungen der Unzufriedenen vielleicht dennoch sein Ohr leihen, schickten Sakôt und Rizk-allâh ihn nach Spanien zurück, ohne indessen aufzuhören, ihn in den öffentlichen Gebeten als Khalifen anzuerkennen. Idrîs nahm seine Zuflucht zu dem berberischen Gebieter von Ronda.[2]

Inzwischen hatten die Unzufriedenen die Hilfe des Bâdîs angefleht. Dieser erklärte zwar Mohammed den Krieg, versöhnte sich aber bald darauf wieder mit ihm. Jetzt wurde der Fürst von Algeziras proclamirt, welcher ebenfalls den Namen Mohammed trug und nun auch seinerseits den Titel eines Khalifen annahm. Zu dieser Zeit gab es deren also von Sevilla bis nach Ceuta vier: den sogenannten Hischâm II. in Sevilla, Mohammed in Malaga, den anderen Mohammed in Algeziras und endlich Idrîs II. Zwei von ihnen waren in Wirklichkeit ganz machtlos; die beiden Anderen waren unbedeutende Fürsten, Zaunkönige sozusagen, und der Mißbrauch des Khalifentitels war um so lächerlicher, als er in seiner wahren Bedeutung das Oberhaupt der ganzen moslimischen Welt bezeichnete.

---

[1]) Abd-al-wâchid schreibt diesen Namen Sakât, Andere schreiben ihn Sakût oder, nach der Aussprache der spanischen Araber, Sakôt. Ich glaube deshalb, daß der lange Vocal in der zweiten Silbe ein Mittellaut zwischen â und ô ist.

[2]) Nach Ibn-Khaldûn ging er nach Comares; ich glaubte Chomaidî folgen zu sollen.

Der Fürst von Algeziras scheiterte mit seinem Unternehmen. Von Denen verlassen, welche ihn herbeigerufen hatten, kehrte er eilig in sein Land zurück und starb wenige Tage darauf vor Scham und Schmerz (1048—9).

Vier oder fünf Jahre später gab auch Mohammed von Malaga seinen Geist auf. Einer seiner Neffen (Idris III.) strebte nach dem Thron, aber ohne Erfolg; dieses Mal setzte man den guten Idris II. wieder ein, und da das Schicksal endlich aufhörte, ihn zu verfolgen, regierte er friedlich, bis auch er der Endlichkeit seinen Tribut zahlen mußte (1055). Ein anderer Chammûdite gedachte, seine Stelle einzunehmen; aber Bâdîs zerstörte seine Hoffnungen. Als eigentliches Oberhaupt der berberischen Partei, wollte der König von Granada keinen Khalifen mehr dulden; er hatte beschlossen, mit den Chammûditen ein Ende zu machen und das Fürstenthum Malaga seinen Staaten einzuverleiben. Er führte seinen Plan aus, ohne großen Hindernissen zu begegnen. Freilich unterwarfen die Araber sich ihm nur widerwillig; allein nachdem er die einflußreichsten unter ihnen, wie den Vezier-Kadi Abû-Abdallâh Dschodhâmi,[1] gewonnen hatte, kümmerte er sich wenig mehr um das Murren der übrigen, und was die Berbern anbelangt, so begünstigten sie die Pläne Bâdîs' eher, als daß sie ihnen entgegengearbeitet hätten; denn bei der Schwäche ihrer Fürsten waren sie überzeugt, sich nur durch engen Anschluß an ihre Brüder in Granada gegen die arabische Partei behaupten zu können, welche im Südwesten täglich an Boden gewann. So wurde der König von Granada Gebieter über Malaga, und alle Chammûditen mußten in die Verbannung gehen. In Afrika spielten sie wohl noch eine Rolle, aber ihre Bedeutung für Spanien war vorüber."[2]

---

[1]) Siehe Ibn-al-Khatib, Man. G., fol. 107 v. (Artikel über Bologguin, den Sohn des Bâdîs)

[2]) Abd-al-wâchid S. 45—49; Ibn-Khaldûn fol. 22 v., 23 r.; Makkari Bd I S. 132, 282—284.

V.

Um unsere flüchtige Skizze der Geschichte des Fürstenthums Malaga nicht zu unterbrechen, haben wir dem Gang der Begebenheiten etwas vorgegriffen. Ueberblicken wir jetzt die Fortschritte, welche die arabische Partei inzwischen gemacht hatte, und versetzen wir uns deshalb um einige Jahre zurück.

Als der Kadi von Sevilla, Abû-'l-Kâsim Mohammed, Ende Januar 1042 starb, folgte ihm sein Sohn Abbâd, welcher damals sechsundzwanzig Jahre zählte, unter dem Titel eines Châdschib oder ersten Ministers des sogenannten Hischâm II. In der Geschichte ist er unter dem Namen Motadhid bekannt, und wiewohl er diesen Titel erst später annahm, wollen wir ihn doch gleich von jetzt an so nennen, um die Verwirrung zu vermeiden, welche durch einen Namenwechsel entstehen könnte.

Das neue Oberhaupt der arabischen Partei im Südwesten repräsentirte in seiner Person einen der am schärfsten ausgeprägten Charaktere, welche jemals die letzte Blütheperiode eines schon alternden Staates hervorgebracht hat. Er war in jedem Punkt ein würdiger Rival des Bâdîs, des Oberhauptes der Gegenpartei. Argwöhnisch, rachsüchtig, meineidig, tyrannisch, grausam und blutgierig wie jener und nicht minder der Völlerei ergeben, übertraf er ihn wo möglich noch an Unsittlichkeit. Heißblütig und wollüstig, war er in seinen Begierden unersättlich. Kein Fürst hatte jemals einen so zahlreichen Serail wie er; achthundert Mädchen traten, so versichert man, nach einander dort ein.[1]

[1]) Abbad. Bd. II S. 48; Bd. I S. 245.

Uebrigens hatten die beiden Fürsten, abgesehen von der allgemeinen Aehnlichkeit, nicht ganz den selben Charakter; ihre Neigungen und Gewohnheiten gingen in vielen Punkten aus einander. Bâdîs war ein Barbar, oder es fehlte wenigstens nicht viel daran; er verachtete gefällige Formen, Geist und Bildung. Man sah keine Dichter in den Sälen der Alhambra; Bâdîs, der gewöhnlich berberisch sprach, hätte kaum ihre Gedichte verstanden. Motadhid dagegen hatte eine sorgsame Erziehung genossen; freilich konnte er nicht auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen; er hatte nicht viel gelesen, aber da er mit feinem Takte, mit scharfem Verstand und vortrefflichem Gedächtniß begabt war, wußte er mehr als ein gewöhnlicher Weltmann. Seine Verse, welche, abgesehen von ihrem literarischen Werthe, für die richtige Beurtheilung seines Charakters wichtig sind, verschafften ihm unter seinen Zeitgenossen den Ruf eines guten Dichters.[1] Er liebte die Künste und Wissenschaften und überhäufte die Dichter mit Geschenken, sobald sie ihm nur einigen Weihrauch streuten. Prächtige Paläste zu bauen, machte ihm großes Vergnügen.[2] Selbst bei tyrannischen Handlungen versäumte er nicht, mit seiner gelehrten Bildung zu prunken; er hatte den Khalifen von Bagdad, dessen Namen er angenommen, sich zum Muster gewählt, während Bâdîs wahrscheinlich so unwissend war, daß er nicht einmal wußte, wann dieser gelebt hatte. Alle beide waren dem Trunk ergeben; Bâdîs betrank sich, ohne sich dessen zu schämen, auf rohe Art, wie ein Bauer oder ein gemeiner Soldat. Motadhid aber, der immer ein Weltmann, immer ein großer Herr blieb, that nichts ohne Anmuth; selbst bei seinen Orgien zeigte er einen gewissen Geschmack und etwas Vornehmes, und bei Gelagen, wo bis zur Unmäßigkeit getrunken wurde, improvisirten er und seine Genossen bacchantische Gesänge, welche durch ihren Schwung und die Feinheit ihres Ausdruckes Bewunderung verdienten. Sein umfassender Geist war gleich sehr für die Arbeit wie für das Vergnügen geschaffen; zügellos in seiner Lebenslust und von riesenhafter Arbeitskraft eilte er von aufregenden Ergötzungen zu fieberhafter Thätigkeit. Er liebte es, sich gänzlich in Regierungsgeschäfte zu vertiefen; aber nach übermenschlichen Anstrengungen, welche er machen mußte, um die den Vergnügungen gewidmete Zeit wieder einzubringen, bedurfte er der Berauschung durch neue Ausschweifungen, um seine Kräfte wieder zu

[1]) Abbad. Bd. I S. 245.
[2]) Abbad. Bd. I S. 243.

stählen.[1] Seltsamer Weise hat dieser Tyrann, dessen schrecklicher Blick die ganze Schaar seiner Schönen im Serail zittern machte, für einige von ihnen Verse von ausgezeichneter Galanterie und bezaubernder Anmuth gedichtet.

Zwischen Bâdîs und Motadhid bestand also die Kluft, welche den barbarischen Bösewicht von dem gebildeten Bösewicht trennt; aber, Alles in Allem genommen, war der Barbar nicht der schlechtere von beiden. Bâdîs bewies eine gewisse rohe Freimüthigkeit, auch in verbrecherischen Handlungen; Motadhid dagegen war undurchdringlich, sogar für seine Vertrauten. Während sein durchbohrender Blick unaufhörlich die geheimsten Gedanken Anderer belauerte und sie zu errathen trachtete, konnte nie Jemand eine Miene seines Gesichtes, eine Betonung seiner Worte deuten.[2] Der Fürst von Granada setzte auf dem Schlachtfelde seine ganze Person ein; der Fürst von Sevilla, wiewohl er beinahe beständig Krieg führte und es ihm nicht an Muth gebrach, befehligte seine Truppen während seines ganzes Lebens nur ein oder zwei Mal; gewöhnlich zeichnete er aus dem Hintergrunde seiner Höhle, wie ein arabischer Geschichtschreiber sagt, seinen Feldherrn die Schlachtenpläne vor.[3] Die listigen Anschläge des Bâdîs waren plump, und es war leicht, sie zu vereiteln; die Pläne Motadhid's dagegen waren fein und wohlberechnet und scheiterten nur selten. Hierin lag seine Stärke, und man erzählt darüber eine Geschichte, welche verdient, hier angeführt zu werden.

Im Kriege gegen Carmona unterhielt Motadhid mit einem arabischen Einwohner dieser Stadt einen geheimen Briefwechsel, wodurch er von den Bewegungen und Absichten der Berbern unterrichtet wurde. Damit die Briefe, welche sie einander schrieben, nicht aufgefangen und ihre Intriguen von niemandem vermuthet würden, bedurfte es natürlich großer Umsicht. Nun ließ Motadhid nach einem mit seinem Spion verabredeten Plan eines Tages einen Bauern der Umgegend, einen offenbar einfachen und arglosen Mann, in seinen Palast kommen und sagte zu ihm: „Nimm deinen Mantel ab, er taugt nichts und ziehe diese Dschobba an. Sie ist recht hübsch, wie du siehst, und ich mache sie dir zum Geschenk unter der Bedingung, daß du thust, was ich dir sage.“ Vor Freude außer sich, zog der Bauer die Dschobba an, ohne zu ahnen, daß im Futter dieses Kleidungsstückes

[1]) Siehe Abbad. Bd. I S. 243, und ein Gedicht von Motadhid ebendas. S. 53.
[2]) Abbad. Bd. I S. 244.
[3]) Abbad. Bd. I S. 243.

ein Brief verborgen sei, welchen Motadhid seinem Spion zukommen lassen wollte, und versprach treu die Befehle auszuführen, welche der Fürst ihm geben werde. „Nun," sagte Motadhid jetzt weiter, „höre was du zu thun hast: du sollst den Weg nach Carmona einschlagen, und wenn du in die Nähe dieser Stadt gekommen bist, sollst du Holz aufsammeln und ein Bündel daraus machen. Darnach sollst du in die Stadt hineingehen und dich an den Ort stellen, wo die Holzhändler sich gewöhnlich aufhalten; aber du darfst dein Bündel nur Demjenigen verkaufen, der dir fünf Dirhem dafür bietet."

Obgleich der Bauer den Beweggrund dieser sonderbaren Befehle durchaus nicht begriff, beeilte er sich doch, sie zu befolgen. Daher verließ er schleunigst Sevilla, und bei Carmona angekommen, begann er sogleich, Reisig zu sammeln; doch da er es nicht gewohnt war und da es, wie das Sprüchwort sagt, verschiedene Arten Reisig gibt, kam er mit einem sehr schlechten und mageren Bündel von dürren Zweigen zur Stadt und stellte sich damit auf den Markt.

„Was kostet dieses Bündel?" fragte ein Vorübergehender.

„Fünf Dirhem, keinen Heller weniger; ich lasse nicht mit mir handeln," antwortete der Bauer.

Jener lachte ihm ins Gesicht.

„Lieber Gott!" sagte er, „es ist wohl Ebenholz, was du da hast?"

„O nein," rief ein Anderer, „es ist Bambusrohr!"

So warf Jeder dem Bauern ein Witzwort zu und verspottete ihn.

Schon neigte sich der Tag, als ein Mann — es war kein Anderer als Motadhid's Spion — sich dem Bauern näherte und das Reisigbündel kaufte, nachdem er sich nach dem Preise desselben erkundigt hatte; darauf sagte er zu ihm:

„Nimm dieses Holz auf deine Schultern und trage es in meine Wohnung. Ich will dir den Weg dahin zeigen."

Als sie bei dem Hause angekommen waren, legte der Bauer seine Tracht nieder, und da er schon seine fünf Dirhem erhalten, wollte er davon gehen.

„Wohin willst du denn zu dieser späten Stunde?" fragte ihn der Herr des Hauses.

„Ich will aus der Stadt hinaus, denn ich bin nicht von hier," gab der Bauer zur Antwort.

„Wo denkst du hin? Weißt du denn nicht, daß es Räuber auf den Landstraßen gibt? Bleibe hier; ich kann dir ein Abendbrod und

ein Nachtlager anbieten, und morgen früh kannst du dich wieder auf die Reise begeben."

Der Bauer nahm dieses Anerbieten mit Dank an. Bald vergaß er bei einem guten Abendbrod alle Spöttereien, deren Zielscheibe er gewesen war, und nachdem er mit vortrefflichem Appetit gegessen hatte, sagte sein Wirth zu ihm:

„Laß mich jetzt hören, woher du kommst?"

„Aus der Umgegend von Sevilla, wo ich wohne."

„Da muß ich glauben, lieber Bruder, daß es sehr kühn, ja dreist von dir war, hierher zu kommen, denn du mußt die Grausamkeit und Wildheit unserer Berbern kennen, du mußt es wissen, daß sie einen Menschen im Umsehen tödten. Dich hat wohl irgend ein wichtiger Grund hierher geführt?"

„Durchaus nicht; man muß sich doch sein Brod zu verdienen suchen, und überdies würde es wohl niemandem einfallen, einen armen unschädlichen Bauern, wie ich bin, zu mißhandeln."

Man plauderte, bis der Bauer vom Schlafe übermannt wurde. Da führte sein Wirth ihn an das Nachtlager, welches er ihm bestimmt hatte. Jener wollte sich niederlegen, ohne sich zu entkleiden; aber der Carmoneser sagte:

„Ziehe deine Dschobba aus; du wirst dann besser schlafen und dich mehr erfrischt fühlen; denn die Nacht ist mild."

Der Bauer that es und bald war er in tiefen Schlaf versunken. Da nahm der Spion die Dschobba, löste das Unterfutter ab, fand den Brief Motadhid's, las ihn, beantwortete ihn auf der Stelle, nähte seinen eigenen Brief an der selben Stelle so gut in das Unterfutter, daß nichts davon zu sehen war, und legte die Dschobba wieder an ihren vorigen Platz. Nachdem der Bauer am nächsten Morgen in der Frühe aufgestanden war, sich angekleidet und dem Carmoneser für seine großmüthige Gastfreundschaft gedankt hatte, machte er sich wieder auf den Weg nach Sevilla.

Dort angekommen, begab er sich zu Motadhid und erzählte ihm seine Abenteuer.

„Ich bin zufrieden mit dir," sagte der Fürst mit wohlwollender Miene, „und du verdienst eine Belohnung. Ziehe jetzt deine Dschobba aus und laß sie mir; hier hast du einen vollständigen Anzug, ich mache ihn dir zum Geschenk."

Vor Freude außer sich, nahm der Bauer die schönen Kleider, welche der Fürst ihm anbot, und ging nun zu seinen Freunden, um ihnen, wie auch seinen Nachbarn und all seinen Bekannten mit ge=

wissem Stolz zu erzählen, daß der Fürst ihm Ehrenkleider gegeben habe, gerade als ob er ein Mann von Bedeutung, ein hoher Beamter oder ein Adeliger wäre. Daß er als außerordentlicher Bote, als Träger wichtiger Depeschen gedient hatte, daß es ihm das Leben gekostet haben würde, wenn die Berbern sie bei ihm gefunden hätten, davon ahnte er nicht das Geringste.[1]

Verschlagen genug war der Fürst von Sevilla und reich an Hilfsmitteln, Kriegslisten und Kunstgriffen aller Art; er hatte eine ganze Auswahl von Fallstricken und Schlingen zu seiner Disposition, und wehe Dem, welcher seinen Zorn erregte! Hätte ein Solcher seine Zuflucht in einem anderen Lande gesucht, hätte er sich am äußersten Ende der Welt versteckt, die Rache des Fürsten würde ihn unfehlbar getroffen haben. Man erzählt, daß ein Blinder durch Motadhid des größten Theils seiner Güter beraubt worden war; den übrigen Theil hatte er verbraucht, und vollkommen ruinirt, war er als Pilger bettelnd nach Mekka gegangen. Dort stieß er, sogar öffentlich, unaufhörlich Verwünschungen aus gegen den Tyrannen, der ihn an den Bettelstab gebracht. Motadhid hörte davon und ließ deshalb einen seiner Unterthanen, welcher die Wallfahrt nach Mekka unternehmen wollte, zu sich kommen und übergab ihm ein Kistchen mit Goldstücken, die mit tödtlichem Gift überzogen waren. Darauf sprach er zu ihm: „Sobald du in Mekka angekommen bist, händige dieses Kistchen unserem blinden Mitbürger ein. Sage ihm, daß ich es ihm zum Geschenk mache und grüße ihn von mir. Aber nimm das Kistchen wohl in Acht." Jener versprach die Befehle richtig auszuführen, und machte sich auf den Weg. In Mekka angekommen, begegnete er dem Blinden und sagte zu ihm:

„Hier ist ein Kästchen, welches Motadhid dir schickt."

„Lieber Gott!" rief der Blinde, „es hat einen metallischen Klang! es ist gewiß Gold darin! Aber wie ist es möglich, daß er mich in Sevilla ins Elend stürzt und in Arabien mich bereichert?"

„Die Fürsten haben sonderbare Launen," erwiderte der Andere. „Es kann auch sein, daß Motadhid jetzt überzeugt ist, ungerecht gegen dich gehandelt zu haben, und daß er Gewissensbisse darüber empfindet. Kurz, ich weiß nichts davon, und es geht mich nichts an; ich habe meinen Auftrag ausgerichtet; das genügt mir. Nimm du dein Geschenk; für dich ist es ein unerwartetes Glück."

„Ja, das ist wahr," erwiderte der Blinde; „tausend Dank für deine Mühe und versichere auch den Fürsten meiner Dankbarkeit."

---

[1]) Abd-al-wâchid S. 68—70.

Mit seinem Schatze unter dem Arm, lief der arme Mann in seine elende Hütte, so schnell seine Blindheit es ihm nur erlaubte, und nachdem er sorgfältig die Thüre geschlossen hatte, beeilte er sich, sein Kästchen zu öffnen.

Man sagt, daß es für einen Unglücklichen, welcher lange Zeit gegen das Elend angekämpft und den das Schicksal auf einmal bereichert hat, nichts Berauschenderes gibt, als mit seinen Augen den Goldhaufen zu verschlingen und sich vom Glanze der schönen blanken Goldstücke blenden zu lassen. Dem blinden Sevillaner war dieser Genuß versagt; bei ihm mußten Tastsinn und Gehör das Gesicht ersetzen, und ganz entzückt und in wahrhafte Begeisterung versetzt, betastete und befühlte er seine geliebten Goldstücke auf alle mögliche Art, er ließ sie klingen, zählte sie, nahm sie in den Mund, schmeckte sie sozusagen.... Das Gift that seine Wirkung: noch vor Einbruch der Nacht war der Unglückliche eine Leiche.[1]

Bâdîs und Motadhid waren beide grausam, jedoch auf sehr verschiedene Art. Während der erstere in blinder Wuth seine Opfer oft mit eigener Hand erwürgte, griff Motadhid selten in die Rechte des Henkers ein; doch obgleich er seine aristokratischen Hände nicht gern mit Blut befleckte, war der Haß bei ihm unerbittlicher, zäher wie bei seinem Nebenbuhler. Bâdîs' Rache war befriedigt, seine Wuth besänftigt, sobald sein Feind todt war; er ließ dann den Kopf des Leichnams an einen Galgen hängen, wie die Sitte es gebot, aber weiter ging er nicht. Bei dem Fürsten von Sevilla dagegen wurde der Haß niemals gesättigt; er verfolgte seine Opfer bis über den Tod hinaus; er wollte, daß der Anblick ihrer verstümmelten Ueberreste unaufhörlich seine wilden Leidenschaften aufstachele. Nach dem Beispiel des Khalifen Mahdî ließ er Blumen in die Schädel seiner Feinde pflanzen und sie im Hofe seines Palastes aufstellen. Ein am Ohr jedes Schädels angeheftetes Papier trug den Namen Desjenigen, dem dieser Schädel angehört hatte. Oft gerieth er völlig in Ekstase vor diesem „Garten", wie er ihn nannte. Dennoch barg dieser Garten nicht einmal die Köpfe, welche in seinen Augen die kostbarsten waren, nämlich die der von ihm besiegten Fürsten. Diese bewahrte er mit größter Sorgfalt im Innersten seines Palastes in einer Kiste auf.[2]

Wir müssen noch hinzufügen, daß dieses Ungeheuer von Grau-

[1]) Abd-al-wâchid S. 67, 68.

[2]) Abbad. Bd. I S. 243, 244; Abd-al-wâchid S. 67; Ibn-Bassâm Bd. I fol. 109 r.

samkeit in seinen eigenen Augen der beste Fürst war, ein **Titus**, eigens für das Heil des menschlichen Geschlechtes geschaffen. „Wenn du, mein Gott, wünschest, daß die Sterblichen glücklich seien," sagte er in einem seiner Gedichte, „dann laß mich über alle Araber und alle Barbaren regieren; denn niemals bin ich vom rechten Wege abgewichen, niemals habe ich meine Unterthanen anders behandelt, als es einem freigebigen und hochherzigen Manne zukommt. Stets beschütze ich sie gegen ihre Widersacher, immer suche ich das Unglück von ihnen abzuwenden." [1]

[1]) Abbad. Bd. II S. 52.

VI.

Nachdem Motadhid erst den Vezier und Vertrauten seines Vaters, Chabîb, hatte tödten lassen,[1] wandte er seine Waffen gegen die Berbern, besonders gegen die von Carmona, seine Nachbarn. Er hatte für seinen Haß gegen die Berbern einen ganz besonderen Beweggrund, er glaubte nämlich, daß, wenn er sich nicht vorsehe, sie ihm oder seinen Nachkommen den Thron rauben würden, da die Astrologen ihm geweissagt hatten, seine Dynastie werde von Männern gestürzt werden, welche außerhalb der Halbinsel geboren wären.[2] Daher setzte er Alles ins Werk, um sie auszurotten. Der Krieg war von langer Dauer. Mohammed, der Fürst von Carmona, wurde, nachdem er sich in einen Hinterhalt hatte locken lassen, getödtet (1042—3);[3] aber da sein Sohn Ischâk ihm folgte,[4] dauerten die Feindseligkeiten fort.

Zu gleicher Zeit dehnte Motadhid seine Grenzen an der Westküste weiter aus. Im Jahre 1044 entriß er Mertola dem Ibn-Taifûr.[5] Dann griff er Ibn-Jachjâ, den Herrn von Niebla, an. Dieser war kein Berber, sondern ein Araber, aber wenn es die Abrundung seines Gebietes betraf, nahm Motadhid es damit nicht sehr genau. Als Ibn-Jachjâ sich in die Enge getrieben sah, warf er sich den Berbern in die

---

1) Abbad. Bd. I S. 242.

2) Abbad. Bd. I S. 251; Bd. II S. 60.

3) Abbad. Bd. II S. 209, 216.

4) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 109 r., Ibn-Khaldûn (Abbad. Bd. II S. 216) gibt diesem Fürsten irrthümlich den Namen al-Azîz.

5) Abbad. Bd. II S. 211.

Arme. Modhaffar von Badajoz kam ihm zu Hilfe, schlug Motadhid zurück und begann nun, eine mächtige Coalition gegen ihn zu organisiren, an welcher sich Bâdîs, Mohammed von Malaga und Mohammed von Algeziras betheiligten. Abû-'l-Walîd ibn-Dschahwar, welcher im Jahre 1043 seinem Vater als Präsident der Republik Cordova gefolgt war, that Alles, um die beiden Parteien zu versöhnen; aber es war vergebens; niemand lieh seinen Gesandten ein williges Ohr.

Die Berbern hatten den Plan gefaßt, gegen Sevilla vorzurücken, sobald sie ihre Truppen gesammelt und ihre Vereinigung zu Stande gebracht hätten. Motadhid aber kam ihnen zuvor. Indem er die Abwesenheit Modhaffar's benützte, welcher keine gehörigen Vorkehrungen zur Vertheidigung seiner Staaten getroffen hatte, ließ er zuerst das Gebiet von Badajoz verheeren; darauf stellte er sich gegen seine Gewohnheit selbst an die Spitze seines Heeres, rückte auf Niebla zu, griff die Feinde in einer Art Engpaß nahe bei den Thoren der Stadt an und stürzte sie zum Theil in den Tinto; aber es gelang Modhaffar, seine Soldaten wieder zu sammeln, er führte sie von neuem zum Angriff und zwang Motadhid zur Flucht.

Darauf vereinigte Modhaffar sich mit seinen Verbündeten; aber während er mit ihnen das sevillanische Land verheerte, trennte Jachjâ sich von seiner Partei, da Motadhid ihn gezwungen hatte, ein Bündniß mit ihm zu schließen. Modhaffar bestrafte ihn dadurch, daß er sich das Geld, welches Jachjâ ihm anvertraut hatte, zueignete und die Umgegend von Niebla plündern ließ.[1] Nun flehte Ibn-Jachjâ die Hilfe Motadhid's an. Dieser ließ die Truppen von Badajoz angreifen, lockte sie in einen Hinterhalt und schlug sie in die Flucht. Nicht zufrieden mit diesem Siege, ließ er durch seinen Sohn Ismâ'îl noch die Umgebungen von Evora verheeren. Um diesen Angriff abzuweisen, zwang der König von Badajoz alle Waffenfähigen, ins Feld zu rücken, und zog selbst, durch seinen Verbündeten Ischâk von Carmona verstärkt, dem Feinde entgegen. Vergebens warnten ihn die Berbern von Carmona. „Du weißt nicht, sagten sie zu ihm, wie zahlreich die sevillanische Armee ist; wir dagegen wissen es wohl, denn wir haben Nachrichten von Sevilla erhalten und noch mehr, wir haben die Truppen Motadhid's gesehen.“ Der hitzige Modhaffar wollte ihnen nicht glauben. Aber seine Kühnheit kam ihn theuer zu stehen. Er wurde vollständig in die Flucht geschlagen und verlor mindestens dreitausend Mann. Unter den Todten war auch der Sohn des Fürsten

[1]) Abbad. Bd. I S. 247, 248.

von Carmona, welcher die Truppen seines Vaters befehligt hatte. Sein Kopf wurde Motadhid gebracht, welcher ihn in seine Kiste neben den Kopf des Großvaters dieses jungen Prinzen legte.

Badajoz bot lange Zeit einen traurigen Anblick dar. Die Kaufläden waren geschlossen, die Marktplätze verödet, der Kern der Bevölkerung in dieser verhängnißvollen Schlacht umgekommen.[1] Um das Elend voll zu machen, fuhren die Sevillaner fort, die Ernten zu zerstören, so daß nun noch eine Hungersnoth das Königreich heimsuchte. Modhaffar konnte nichts dagegen thun. Von seinen Verbündeten verlassen, die er vergebens zu Hilfe rief, war er dazu verdammt, unthätig und unbeweglich in Badajoz zu bleiben, wo er sich vor Zorn verzehrte. Indessen ließ sein Stolz sich nicht beugen. Er wollte nichts von einem Uebereinkommen hören, obgleich sein siegreicher Feind nicht gänzlich die Vermittelung Ibn-Dschahwar's verwarf. Er that, als ob er sich um seine Verluste gar nicht bekümmere, so daß er sogar Jemanden nach Cordova schickte, um Sängerinnen zu kaufen. Sie waren damals selten, und nur mit großer Mühe fand man ihrer zwei, die zudem nur ein mittelmäßiges Talent besaßen. Diese Laune des Königs von Badajoz überraschte anfangs. Man kannte ihn als einen ernsten, gelehrten Mann, der sich für gewöhnlich nicht viel aus Sängerinnen machte. Man begriff nicht, daß er zu diesem Ankauf geflissentlich den Augenblick gewählt hatte, wo seine Staaten das Schauspiel furchtbarer Verwüstung darboten. Aber das Erstaunen hörte auf, sobald man den Beweggrund seines Verfahrens entdeckte. Modhaffar hatte erfahren, daß beim Verkauf der Güter eines eben verstorbenen cordovanischen Veziers, Motadhid sich eine berühmte Sängerin verschafft hatte, und nur um zu zeigen, daß er sich mit ebenso großer Sorglosigkeit wie sein Gegner mit Sängerinnen beschäftigen könne, hatte auch er solche kaufen wollen.

Unterdessen fuhr Ibn-Dschahwar in seinen Bestrebungen, eine Versöhnung herbeizuführen, fort, und endlich im Juli 1051 wurden sie mit Erfolg gekrönt; durch Dschahwar's Vermittelung schlossen damals Modhaffar und Motadhid nach langen Verhandlungen Frieden.[2]

Motadhid wendete nun all seine Kräfte gegen Ibn-Jachjâ von Niebla, der jetzt auf seine eigenen Hilfsquellen beschränkt war. Für Motadhid war dieses Unternehmen kein Feldzug, nur ein militärischer Spa-

[1]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 108 v. 109 r.; Gedicht von Ibn-Zaidûn, ebendas. fol. 99 v.

[2]) Abbad. Bd. I S. 248, 249.

ziergang. Ibn-Jachjâ, von seiner Schwäche überzeugt, versuchte nicht einmal, sich zu vertheidigen. Er begab sich nach Cordova, in der Absicht, den Rest seiner Tage daselbst zuzubringen, und Motadhid war so aufmerksam, ihm eine Reiterabtheilung als Bedeckung mitzugeben.[1]

Jetzt mußte der Fürst, welcher über Huelva und die kleine Insel Saltes regierte, Abdalazîz der Bekrite, einsehen, daß die Reihe an ihn gekommen sei; indessen hoffte er, noch Etwas aus dem Schiffbruch zu retten. Darum beeilte er sich, an Motadhid zu schreiben; er beglückwünschte ihn wegen seiner neuen Eroberung, erinnerte ihn an die freundschaftlichen Beziehungen, welche immer zwischen seiner Familie und der der Abbâdiden bestanden hätten, nannte sich seinen Vasallen und bot ihm Huelva an unter der Bedingung, daß er ihm Saltes lasse. Motadhid nahm sein Anerbieten an, und indem er sich stellte, als wolle er sich mit ihm in Unterhandlungen einlassen, nahm er den Weg nach Huelva. Abdalazîz hielt es für gerathen, ihn nicht abzuwarten und begab sich mit seinen Schätzen nach Saltes. Nachdem er Huelva in Besitz genommen, kehrte Motadhid nach Sevilla zurück. Aber er ließ in Huelva einen seiner Hauptleute, um zu verhindern, daß Abdalazîz die Insel verlasse und daß sich Jemand zu ihm begebe. Von diesen Maßregeln unterrichtet, schlug Abdalazîz den richtigsten Weg ein; er trat in Verhandlung mit dem Hauptmann, verkaufte dem Fürsten von Sevilla um zehntausend Ducaten seine Schiffe und Kriegsvorräthe und erlangte dadurch die Erlaubniß, sich nach Cordova zu begeben. Während er auf der Reise war, wollte der tückische Motadhid ihn in eine Falle locken und sich seiner Reichthümer bemächtigen, aber Abdalazîz durchschaute seinen Plan und gelangte unter dem Schutz der Bedeckung, welche er sich vom Fürsten von Carmona erbeten hatte, ohne Unfall nach Cordova.[2]

Darauf griff Motadhid die kleine Grafschaft Silves an, wo ebenfalls Araber, die Beni-Mozain, regierten, deren Vorfahren schon in diesem Theil der Halbinsel sehr ausgedehntes Eigenthum besessen und zur Zeit der Omaijaden oft wichtige Stellen bekleidet hatten.[3]

Entschlossen, eher zu sterben als sich zu ergeben, vertheidigte der Fürst von Silves sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Aber die

---

[1]) Abbad. Bd. I S. 252.

[2]) Abbad. Bd. I S. 252, 253; Ibn-al-Abbâr, in meinen Recherches Bd. I S. 286 erste Ausgabe.

[3]) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 50, 51.

sevillanische Armee, deren Führer Mohammed (Motamid), ein Sohn Motadhid's, war, freilich nur dem Namen nach, denn er zählte kaum dreizehn Jahre,[1] betrieb die Belagerung mit nicht geringerer Kraft, und endlich wurde Silves mit Sturm genommen. Ibn-Mozain suchte vergebens den Tod im dichtesten Handgemenge; man schonte seines Lebens, und Motadhid begnügte sich damit, ihn zu verbannen.[2] Nachdem er dann seinem Sohne Mohammed die Statthalterschaft über Silves verliehen hatte, ließ er seine Armee gegen die Stadt Santa-Maria rücken, welche bei dem Cap liegt, das noch heute diesen Namen trägt. Der Khalif Solaimân hatte sie einem gewissen Sa'îd ibn-Hârûn von Merida als Lehen gegeben; seine Abstammung kannte niemand, und er war vielleicht weder Araber noch Berber; denn meist sind Diejenigen, deren Ursprung die arabischen Chronisten nicht kennen, Spanier. Nach dem Tode Solaimân's hatte er sich für unabhängig erklärt, und als er gestorben, war sein Sohn Mohammed ihm gefolgt. Als der letztere von den Sevillanern angegriffen wurde, setzte er ihnen nur kurzen Widerstand entgegen. Motadhid vereinigte nun den District von Santa-Maria mit dem von Silves, in der Absicht, daß sein Sohn Mohammed sie zusammen regiere (1052).[3]

Durch diese schnellen Eroberungen hatte das Fürstenthum Sevilla sich an der Westküste weit ausgedehnt. Nach Süden, wo berberische Fürsten regierten, hatte es dagegen geringe Ausdehnung. Die meisten jener Berbern lebten damals noch mit Motadhid in Frieden und hatten sogar seine Oberherrschaft oder vielmehr die des sogenannten Hischâm II. anerkannt. Doch damit war Motadhid noch nicht zufrieden; seine Absicht war, diese Fürsten ganz zu beseitigen und ihre Staaten in Besitz zu nehmen; aber in der Ueberzeugung, daß er mit Mäßigung und Vorsicht am leichtesten zum Ziele gelangen werde, beschloß er, erst dann den entscheidenden Schlag zu führen, wenn seine unterirdischen Manöver ihm den Erfolg gesichert hätten.

Nach der Eroberung von Silves besuchte er, nur von zwei Dienern begleitet, zwei seiner Vasallen, Ibn-Nûch, den Herrn von Moron, und Ibn-abî-Korra, den Herrn von Ronda, ohne sie vorher von

---

[1]) Siehe Ibn-Bassâm Bd. II, Artikel über Ibn-Ammâr.

[2]) Siehe einen Brief über die Einnahme von Silves, welcher sich in dem Capitel findet, das Ibn-Khâkân in seinem Kalâjid dem Abû-Mohammed ibn-Abd-al-Barr gewidmet hat, vergl. Anmerkung IX am Ende des Werkes.

[3]) Abbad. Bd. II S. 123, 210, 211. Das Datum, welches Ibn-Khaldûn gibt, ist irrthümlich; ich habe das angegeben, welches sich bei Ibn-al-Abbâr findet.

seiner Absicht unterrichtet zu haben. Wenn man an den Haß denkt, den diese Berbern gegen ihn hegten, so kann man sich mit Recht verwundern, daß er die Unvorsichtigkeit hatte, sich so in ihre Gewalt zu begeben; die Wahrheit ist, daß es ihm nicht an Kühnheit mangelte und daß er, trotz seiner Treulosigkeit gegen Jedermann, seinerseits der Aufrichtigkeit Anderer vertraute. In Moron wurde er auf die ehrenvollste Weise empfangen. Ibn-Nûch bezeigte ihm seine Freude wegen seines unerwarteten Besuches; er bewirthete ihn mit Freigebigkeit und Pracht und versicherte ihn wiederholt, er werde ihm immer ein treuer Vasall bleiben. Aber Motadhid war nicht gekommen, um Complimente zu hören oder Freundschaftsbezeigungen entgegen zu nehmen; sein Zweck war ein ganz anderer. Er wollte das Terrain untersuchen und wo möglich einige einflußreiche Personen gewinnen. Es fiel ihm nicht schwer, zu bemerken, daß die arabische Bevölkerung vor Begierde brannte, das berberische Joch abzuschütteln, und daß er im geeigneten Fall auf ihre Unterstützung rechnen könne. Durch Edelsteine und Geld, womit die beiden ihn begleitenden Diener reichlich versehen waren, gelang es ihm, mehrere berberischen Officiere zu bestechen, ohne daß Ibn-Nûch den geringsten Argwohn aus diesen Intriguen geschöpft hätte.

Sehr zufrieden mit den Resultaten seines Besuches, setzte Motadhid seine Reise fort und nahm den Weg nach Ronda. Dort wurde er mit der selben Zuvorkommenheit aufgenommen, und seine geheimen Schliche gelangen ihm ebenso gut, ja vielleicht noch besser; denn die Araber von Ronda wünschten mit noch mehr Ungeduld als diejenigen von Moron, sich von der berberischen Herrschaft zu befreien, zumal die Beni-abî-Korra, wie es scheint, noch härtere Herren waren als die Beni-Nûch. So war es Motadhid gelungen, eine furchtbare Verschwörung vorzubereiten, welche beim ersten Signal zum Ausbruch bereit war.

Indessen wenig fehlte daran, daß er sein kühnes Unternehmen mit seinem Leben bezahlt hätte. Einst fühlte er gegen Ende einer Mahlzeit, bei welcher der Wein nicht gespart worden war, sich vom Schlaf überwältigt.

„Ich fühle mich müde und habe Lust zu schlafen," sagte er zu seinem Wirth, „aber du sollst deshalb die Unterhaltung und das Gelage nicht unterbrechen. Nach einem Schläfchen werde ich mich bald wieder erholt haben und alsdann meinen Platz bei Tisch wieder einnehmen."

„Thue, wie dir beliebt, Herr," antwortete ihm Ibn-abî-Korra und führte ihn an einen Diwan.

Als nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde Motadhid in tiefen Schlaf versunken schien, bat einer der berberischen Hauptleute die anderen, ihn einen Augenblick anzuhören, weil er ihnen etwas Wichtiges zu sagen habe. Nachdem er Stillschweigen erlangt hatte, sagte er mit leiser Stimme: „Es scheint mir, daß wir dort einen fetten Widder haben, welcher freiwillig gekommen ist, sich unserem Messer darzubieten. Das ist ein Glücksfall, welchen zu erwarten wir weit entfernt waren. Hätten wir auch alles Gold Andalusiens darum gegeben, diesen Mann hierher zu locken, es hätte uns nichts geholfen, und nun kommt er von selbst... Dieser Mann ist der leibhaftige Satan, das wißt ihr Alle, und wenn er nicht mehr lebt, so wird niemand uns den Besitz dieses Landes streitig machen..."

Alle schwiegen; aber man verständigte sich durch Blicke, und da der Gedanke, Den, welchen sie alle fürchteten und haßten und dessen krumme Wege sie kannten, zu morden, diesen von Kindheit an gegen alle Arten von Verbrechen abgehärteten Männern nur zu verlockend erschien, so drückten ihre gebräunten Gesichter weder Ueberraschung noch Widerwillen aus. Ein Einziger, redlicher als die Anderen, fühlte sein Blut aufkochen bei dem Gedanken eines so niederträchtigen Verrathes. Es war Moâdh ibn-abi-Korra, ein Verwandter des Herrn von Ronda. Vor edlem Unwillen flammte sein Auge; er stand auf, nahm das Wort und sagte nur halblaut, aber in festem Tone: „Nein, bei dem Namen Gottes, das wollen wir nicht thun. Als dieser Mann hierher kam, hat er auf unsere Redlichkeit gerechnet; sein Benehmen beweist, daß er uns für unfähig hält, ihn zu verrathen, und unsere Ehre fordert, daß wir sein Vertrauen rechtfertigen. Was würden unsere Brüder aus den anderen Stämmen sagen, wenn sie hörten, daß wir die heiligen Rechte der Gastfreundschaft verletzt, daß wir unsern Gast ermordet haben? Möge Gott Den strafen, der es wagen sollte, ein solches Verbrechen zu begehen!"

Diese ergreifenden Worte verfehlten bei den Berbern ihre Wirkung nicht. Indem Moâdh sie auf so energische Weise an die Pflichten der Gastfreundschaft erinnerte, ließ er in ihren Herzen eine Saite erklingen, welche man selten vergebens bei den Völkern Asiens und Afrika's anschlägt.

Indessen war Motadhid vollkommen wach, wiewohl er that, als ob er schliefe. Mit unsäglicher Angst hatte er Alles gehört, was sie sagten. Durch die Wirkung, welche Moâdh's Worte hervorgebracht hatten, beruhigt, stellte er sich nun, als ob er erwache und setzte sich wieder zu Tische. Alle Gäste erhoben sich alsbald, umarmten ihn und

küßten ihm ehrerbietig die Stirn. Sie waren in ihren Liebesbeweisen um so überströmender, als ihr Gewissen nicht völlig ruhig war und sie sich heimliche Vorwürfe machten, einen Augenblick daran gedacht zu haben, ihren Gast in die andere Welt zu befördern.

„Lieben Freunde," sagte jetzt der Fürst, „ich werde bald nach Sevilla zurückkehren müssen; aber heute am Abende vor unserer Trennung, kann ich euch nicht oft genug wiederholen, wie sehr euer Empfang mich erfreut hat. Ich möchte euch daher einige schwache Beweise meiner Dankbarkeit geben; leider ist aber der Vorrath der kleinen Geschenke, welche meine Diener mitbrachten, beinahe erschöpft. Doch gebt mir Dinte und Papier; dann soll jeder von euch mir seinen Namen nennen und mir sagen; was er sich am meisten wünscht: Ehrenkleider, Geld, Pferde, Mädchen, Sklaven oder sonst Etwas. Sobald ich in meine Hauptstadt zurückgekehrt bin, kann jeder mir seinen Diener schicken, um das ihm von mir bestimmte Geschenk in Empfang zu nehmen."

Alle beeilten sich, dem Wunsch des Fürsten nachzukommen, und als dieser wieder in Sevilla angelangt war, strömten die Diener der Berbern in Menge herbei und kehrten mit prächtigen Geschenken nach Ronda zurück.

Es schienen also die besten Beziehungen zwischen Motadhid und den Berbern zu bestehen; aller frühere Groll schien vergessen, um einer engen Verbindung, einer vertrauten und herzlichen Freundschaft Platz zu machen, als Motadhid sechs Monate nach jenem Besuche die die Herren von Ronda und Moron zu einem großen Festmahl einlud, zum Beweise, wie er sagte, der Erkenntlichkeit für ihren freundlichen Empfang. Er schickte auch dem Berber Ibn-Khazrûn, dem Herrn von Arcos und Xeres, eine Einladung, und bald kamen alle drei in Sevilla an (1053). Motadhid veranstaltete ihnen einen glänzenden Empfang und der Sitte gemäß bot er ihnen sowie den Hauptpersonen ihres Gefolges ein Bad an, ausgenommen den jungen Moâdh, den er unter irgend einem Vorwande bei sich behielt.

Ungefähr sechzig Berbern begaben sich in das Badehaus. Nachdem sie sich im ersten Saale entkleidet hatten, traten sie in den anderen, den eigentlichen Badesaal, ein. Wie man es noch heutiges Tages in den moslimischen Ländern sieht, war dieser Saal von Steinen erbaut, mit Marmor bekleidet und von einer Kuppel gekrönt mit Löchern in Form von Sternen, die mit mattem Glas bedeckt waren. In gewissen Entfernungen von einander standen marmorne Wannen, und

in die Mauern eingelassene Röhren, welche von einem Dampfkessel ausgingen, unterhielten einen hohen Grad von Hitze.

Während die Berbern voll Entzücken die wohlthuende Empfindung des Bades genossen, hörten sie ein leises Geräusch, wie von Maurerarbeit, jedoch beachteten sie es anfangs nicht. Als aber nach Verlauf einiger Zeit die Hitze immer zunahm und zuletzt fast erstickend wurde, wollten sie die Thür öffnen. Aber man denke sich ihren Schrecken! Die Thür war vermauert, alle Luftlöcher waren verstopft... Sie mußten alle ersticken.[1]

Unterdessen wurde der junge Moâdh, nachdem er lange auf die Rückkehr seiner Gefährten gewartet hatte, endlich sehr unruhig und wagte es, Motadhid zu fragen, warum sie wohl so lange zögerten, zurückzukommen. Der Fürst stand nicht an, ihm die Wahrheit zu sagen, und da er auf Moâdh's Antlitz den furchtbaren Schrecken, der sich bei dieser Nachricht seiner bemächtigte, las, fügte er hinzu:

„Was dich anbetrifft, so hast du nichts zu fürchten. Deine Verwandten und Freunde verdienten zu sterben, weil sie einst mit dem Gedanken umgingen, mich zu ermorden. Wisse nämlich, daß ich damals, als jener Vorschlag gemacht wurde, keineswegs schlief; auch die edlen Worte, welche du bei dieser Gelegenheit gesprochen hast, habe ich gehört und werde niemals vergessen, daß ich es dir zu danken habe, daß ich jetzt noch unter den Lebenden bin. Du kannst nun wählen: bist du gesonnen, hier zu bleiben, so bin ich bereit, all meine Reichthümer mit dir zu theilen; solltest du aber vorziehen, nach Ronda zurückzukehren, so werde ich dich mit reichen Geschenken dorthin zurückgeleiten lassen."

„O Herr," antwortete Moâdh in tiefbetrübtem Tone, „wie könnte ich nach Ronda zurückkehren, wo Alles mir das Andenken Derer zurückrufen würde, die ich verloren habe?"

„Nun, so bleibe in Sevilla," erwiderte der Fürst; „du sollst dich nicht über mich zu beklagen haben."

Indem er sich darauf an einen seiner Diener wandte, sagte er zu ihm: „Trage Sorge dafür, daß ein schöner Palast sogleich hergerichtet werde, um Moâdh aufzunehmen. Laß tausend Goldstücke hineinbringen, zehn Pferde, dreißig junge Mädchen und zehn Sklaven. — Ich gebe

[1]) Ein aghlabidischer Fürst ließ auf die selbe Weise mehrere seiner Eunuchen und seiner Garden, von denen er sich befreien wollte, tödten. Siehe. Ibn-Adhârî Bd. I S. 127.

dir außerdem noch," fuhr er fort, indem er sich wieder an Moâdh wandte; „einen Gehalt von zwölftausend Ducaten."

Also blieb Moâdh in Sevilla und lebte daselbst mit fürstlichem Aufwand. Jeden Tag schickte Motadhid ihm Geschenke von großem Werthe oder von seltener Schönheit, er vertraute ihm den Befehl eines Theils seiner Armee an.[1] und so oft er sich mit seinen Vezieren über Staatsangelegenheiten berieth, räumte er den Ehrenplatz Dem ein, der ihm das Leben gerettet hatte.

Nachdem Motadhid die Köpfe seiner auf so schreckliche Weise ums Leben gekommenen berberischen Gäste in jene schreckliche Kiste eingeschlossen hatte, an deren Anblick er sich so gern weidete, schickte er Truppen nach Moron, Arcos, Xeres, Ronda und anderen Orten, um sie in Besitz zu nehmen. Da sie von der arabischen Bevölkerung und von Verräthern, die sich an Motadhid verkauft hatten, unterstützt wurden, gelang ihnen dies ohne große Mühe. Die Einnahme von Ronda, wo Abû-Naçr seinem Vater gefolgt war, scheint ihm am meisten Anstrengung gekostet zu haben, denn auf einem sehr hohen Berge erbaut, war dieser Platz von Abhängen umgeben und galt für uneinnehmbar. Aber die Araber erhoben sich in Masse gegen die Berbern und fingen an, sie mit blinder Wuth zu morden. Abû-Naçr selbst versuchte umsonst, sich durch die Flucht zu retten: bei seinem Versuch, die Mauer zu übersteigen, glitt er aus und stürzte zerschmettert in den Abgrund.[2]

Die Einnahme von Ronda verursachte dem Fürsten von Sevilla besonders große Freude. Er beeilte sich, die Stadt noch mehr zu befestigen, als sie es schon vorher gewesen war. Nach Beendigung der Festungsarbeiten nahm er sie in Augenschein und machte, von Freude begeistert, folgende Verse:

„O Ronda, herrlicher befestigt als je zuvor, du bist jetzt der Edelstein meines Königreiches! Die Lanzen meiner tapferen Krieger und ihre schneidigen Schwerter haben mir die Freude verschafft, dich mein nennen zu dürfen; jetzt bin ich der Herr deiner Einwohner, und sie werden bei mir den sichersten Schutz finden. Wenn nur mein Leben lange genug dauert, so werde ich schon Mittel finden, das meiner Feinde zu verkürzen. Niemals werde ich aufhören, sie zu bekämpfen, damit ich mich selber in Athem erhalte. Schaar auf Schaar habe ich über die Klinge springen lassen, und die Köpfe meiner Feinde schmücken gleich Perlenschnüren die Thore meines Palastes."[3]

---

[1]) Siehe Abbad. Bd. II S. 14 Z. 17.
[2]) Siehe Anmerkung X am Ende des Werkes.
[3]) Abbad. Bd. I S. 247.

VII.

Während Motadhid, berauscht von seinen Siegen, sich den Ausbrüchen unmäßiger Freude überließ, fiel Bâdîs einer immer wachsenden Angst zum Raube. Als er die Nachricht von dem schrecklichen Schicksal erhielt, welches die berberischen Herren getroffen hatte, zerriß er seine Kleider und heulte vor Wuth. Und als er darauf erfuhr, daß die ganze Bevölkerung von Ronda sich wie Ein Mann erhoben habe, um ihre Unterdrücker niederzumachen, tauchten dunkle Vorahnungen in ihm auf, die seinen argwöhnischen Geist peinigten und quälten. Wer stand ihm dafür, daß seine eigenen arabischen Unterthanen es nicht auch mit den Abbâdiden hielten und gegen seinen Thron und sein Leben sich verschworen hatten? Dieser Gedanke verfolgte ihn unaufhörlich Tag und Nacht; man hätte glauben können, daß er Anfälle von Wahnsinn habe. Bald vor Wuth außer sich, schrie er, fluchte und war gegen Jedermann aufgebracht; bald verfiel er, vor Furcht ganz verwirrt und in tiefe Melancholie versunken, in dumpfes Stillschweigen, und wie ein vom Blitz getroffener Baum welkte er dahin. Eine sehr auffallende, auf nichts Gutes deutende Erscheinung war auch, daß Bâdîs nicht mehr trank.

Er brachte insgeheim einen furchtbaren Anschlag zur Reife. So lange es noch Araber in seinem Reiche gab, war er keinen Augenblick seines Lebens sicher; darum hielt er es für geboten, sie auszurotten. Die Ausführung seines Planes setzte er auf den nächsten Freitag, wo sie alle in der Moschee versammelt waren und er sie mit Einem Schlage treffen konnte. Da er aber nichts unternahm, ohne seinen Vezier, den

Juden Samuel, um Rath zu fragen, unterrichtete er diesen von seinem Plane, jedoch nicht ohne hinzufügen, daß die Ausführung bei ihm fest beschlossen sei, der Vezier möge seine Zustimmung geben oder nicht. Der Jude war der Meinung, der Plan sei schlecht; er suchte den Fürsten davon abzubringen, und bat ihn zu warten und reiflich über die Folgen einer solchen That nachzudenken. „Setzen wir voraus," sagte er zu ihm, „daß Alles nach deinen Wünschen geht und es dir gelingt, die Araber auszurotten, und bringen wir die Gefahr eines solchen Unternehmens gar nicht in Anschlag — glaubst du, daß die Araber der anderen Staaten das Unglück ihrer Landsleute vergessen würden? meinst du, daß sie ruhig in ihren Wohnungen bleiben würden? Nein, gewiß nicht; ich sehe sie schon in voller Wuth herbeieilen; ich sehe schon die Feinde, unzählig wie die Wogen des Meeres, auf dich eindringen und ihre Säbel über deinem Haupte schwingen." Obgleich diese Worte verständig waren, hatten sie dennoch keine Wirkung auf Bâdîs. Samuel mußte ihm versprechen, sein Geheimniß zu bewahren, und ertheilte die nöthigen Befehle, Alles für den nächsten Freitag vorzubereiten. An diesem Tage sollten die Soldaten, vollständig bewaffnet, sich unter dem Vorwand einer Heerschau versammeln.

Indessen blieb Samuel nicht unthätig: er schickte zu den vornehmsten Arabern heimlich einige mit ihnen bekannte Frauen, welche ihnen rathen mußten, sich am nächsten Freitag nicht in die Moschee zu begeben, sich vielmehr an diesem Tage verborgen zu halten. So gewarnt, waren die Araber auf ihrer Hut, und am festgesetzten Tage fanden sich in der Moschee nur einige Leute aus dem geringeren Volke ein. Aufs äußerste erbittert, seinen Plan scheitern zu sehen, ließ Bâdîs Samuel vor sich kommen und warf ihm vor, er habe das ihm anvertraute Geheimniß laut werden lassen. Der Vezier leugnete es und fügte hinzu: „Man kann sich leicht erklären, warum die Araber nicht in die Moschee gegangen sind. Da sie sahen, daß du deine Truppen ohne allen Grund versammeltest (denn mit deinen Nachbarn lebst du ja in Frieden), so haben sie natürlich errathen, auf wen es abgesehen sei. Statt darüber zu zürnen, solltest du lieber Gott danken; denn da sie deine Absicht entdeckt hatten, konnten sie sich gegen dich erheben, und dennoch haben sie sich nicht gerührt. Betrachte die Sache mit Kaltblütigkeit, Herr; die Zeit wird kommen, wo du meine Ansicht billigen wirst." Vielleicht hätte Bâdîs in seiner Verblendung sich noch gesträubt, jene Ueberzeugung anzunehmen, hätte nicht ein berberischer Scheich die von Samuel vorgetragenen Gründe

unterstützt. Jetzt gestand er sein Unrecht ein,[1] und dachte von nun an nicht mehr daran, seine arabischen Unterthanen auszurotten, aber von den Flüchtlingen aus Moron, Arcos, Xeres und Ronda aufs dringendste angefleht — sie waren nach Granada gekommen, um dort Zuflucht zu suchen — beschloß er, den treulosen Feind seiner Race zu bestrafen, und an der Spitze seiner eigenen Truppen und der Emigrirten verwüstete er das sevillanische Gebiet.[2] Wir besitzen keine genauen Nachrichten über diesen Krieg, aber nach Allem muß man glauben, daß er sehr blutig war; denn eines Theils waren die Berbern von dem Wunsche beseelt, den Tod ihrer Landsleute zu rächen, andererseits haßten die Araber die Granader noch mehr als die anderen Berbern. Sie betrachteten sie als Ungläubige, Abtrünnige und Feinde der moslimischen Religion, weil sie einen Juden zum Vezier hatten. „Dein Schwert hat gewüthet gegen ein Volk, welches stets nur an dem jüdischen Glauben gehangen hat, wiewohl es sich den Namen der Berbern beilegt," sagten die sevillanischen Dichter, wenn sie die Siege Motadhid's besangen.[3] In den Augen der Sevillaner war also ein Krieg gegen die Granader ein heiliger Krieg, auch kämpften jene mit solcher Heftigkeit, daß sie die Granader zwangen, sich zurückzuziehen. Die Emigrirten waren jetzt sehr zu beklagen. Da Motadhid ihnen nicht gestattete, in ihre Wohnungen zurückzukehren, und Bâdîs sie in Granada nicht länger dulden wollte, weil er alsdann für ihren Unterhalt hätte sorgen müssen, so waren sie genöthigt, wieder über die Meerenge zu gehen. Sie schifften sich in der Nähe von Ceuta ein; aber auch Sakôt, der Herr dieser Festung, wollte sie nicht bei sich aufnehmen. So von aller Welt verstoßen zu einer Zeit, wo Afrika von einer Hungersnoth heimgesucht war, wurden sie fast alle vom Mangel aufgerieben.[4]

Darnach kehrte Motadhid seine Waffen gegen den Chammûditen Kâsim, den Herrn von Algeziras. Er war der machtloseste unter den berberischen Fürsten und sah sich genöthigt, um Gnade zu

---

[1]) Ibn-Chaijân, in meiner Einleitung zur Chronik Ibn-Adhârî's S. 86—88. Seite 86 Z. 16 ist zu lesen: wachadschara scharâbahu alladhî lâ çabra lahu anhu.

[2]) Abbad. Bd. II S. 210.

[3]) Abd-al-wâchid S. 80; Ibn-Khâkân, Kalâjid Bd. I S. 177 (Artikel über Ibn-Ammâr)

[4]) Abbad. Bd. II S. 210.

fliehen. Motadhid erlaubte ihm, nach Cordova zu gehen und dort zu wohnen (1058) [1].

Nach dieser neuen Eroberung glaubte Motadhid, es sei an der Zeit, die Komödie, welche er bis dahin nach dem Beispiel seines Vaters gespielt, zu Ende zu bringen und zu erklären, der sogenannte Hischâm II. sei gestorben. Die Gründe, welche sein Vater gehabt hatte, sich hinter den Namen dieses Khalifen zu stecken, kamen jetzt nicht mehr in Betracht. Alle Welt war überzeugt, daß die Rückkehr zum Vergangenen jetzt unmöglich, daß das Khalifat gefallen sei, um sich nie wieder zu erheben; man hatte Erfahrungen genug gemacht, um sich in dieser Hinsicht keinen Täuschungen mehr hinzugeben. Der Mattenflechter von Calatrava war also zu einer völlig unnützen Persönlichkeit geworden. Es ist möglich, daß dieser Mensch, der sich niemals weder dem Volke noch den Hofleuten zeigte schon seit mehreren Jahren todt war; es ist ebenso gut möglich, daß Motadhid, als er seiner überdrüssig wurde, ihn tödten ließ, wie einige Chroniken berichten. Wir wagen nicht, über diesen Gegenstand irgend etwas Bestimmtes zu sagen, denn der Fürst von Sevilla wußte seine Thaten, wenn er es wollte, in undurchdringliches Geheimniß zu hüllen. So viel ist gewiß, daß er im Jahre 1059 die vornehmsten Einwohner seiner Hauptstadt zusammenberief, um ihnen anzuzeigen, daß der Khalif Hischâm vor einiger Zeit einem Schlaganfall erlegen sei. So lange er Kriege zu führen gehabt, fügte er hinzu, habe die Klugheit ihm verboten, dieses Ereigniß an die Oeffentlichkeit zu bringen, aber jetzt, da er mit all seinen Nachbarn in Frieden lebe, könne er es ohne Gefahr thun. Darauf ließ er die irdischen Reste des Mattenflechters von Calatrava mit allen einem Könige gebührenden Ehren bestatten, und in seiner Eigenschaft eines Châdschib oder ersten Ministers begleitete er den Leichenzug zu Fuß und ohne Tailesân. [2] Er theilte den Tod des Khalifen auch seinen Verbündeten des Ostens mit und forderte sie auf, eine neue Wahl zu veranstalten. Natürlich fiel dies niemandem ein. Dann behauptete er, so sagt man, daß der Khalif ihn in seinem Testamente zum Emir von ganz Spanien ernannt habe. [3] Wenigstens ist es gewiß, daß er es zu werden suchte; all seine Bemühungen strebten nur nach diesem Ziele, und er wollte sich jetzt der alten Haupt-

---

[1]) Abbad. Bd. I S. 249; Bd. II S. 207; Ibn-Khaldûn fol. 23 r

[2]) Dies ist eine Art Schleier, die über Kopf und Schultern getragen wird.

[3]) Abbad. Bd. I S. 250; Bd. II S. 6; Abd-al-wâchid S. 66 (bei ihm ist das Datum irrig).

stadt des Reiches bemächtigen. Allein das Schicksal bereitete ihm eine furchtbare Enttäuschung.

Schon hatten seine Truppen mehrere Razzia's in das Gebiet von Cordova gemacht, als er im Jahre 1063 [1] seinem ältesten Sohne Jsmâ'îl, welcher der Oberfeldherr seiner Armee war, den Befehl gab, die schon halbzerstörte Stadt Zahrâ einzunehmen. Jsmâ'îl machte Schwierigkeiten und Vorstellungen. Schon seit längerer Zeit war er mit seinem Vater unzufrieden. Er beklagte sich über seine Härte, seine tyrannische Launen; er beschuldigte ihn, daß er ihn oft ernsten Gefahren aussetze, indem er ihm angesichts einer bevorstehenden Schlacht oder Belagerung die erforderliche Truppenanzahl verweigere. Seine Unzufriedenheit wurde durch einen ehrgeizigen Abenteurer geschürt. Dies war Abû-Abdallâh Biziljânî, welcher aus Malaga zur Zeit der Einnahme dieser Stadt durch Bâdîs, ausgewandert war. Da er um jeden Preis erster Minister werden wollte, einerlei bei wem oder wo, hatte er durch seine Ränke in Jsmâ'îl's Herzen den Gedanken geweckt, sich gegen seinen Vater zu empören und irgendwo, etwa in Algeziras, ein unabhängiges Fürstenthum zu gründen. Sein Plan war ihm nur zu gut gelungen; als Jsmâ'îl den Befehl erhielt, gegen Zahrâ zu marschiren, war seine Aufregung schon so groß, daß es nur wenig bedurfte, sie bis zum äußersten zu treiben, und unglücklicher Weise weigerte sich sein Vater abermals, ihm so viele Truppen zu geben, wie er verlangte. Vergebens stellte Jsmâ'îl ihm vor, daß es ihm mit so wenigen Soldaten unmöglich sei, einen Staat, wie Cordova anzugreifen, zumal wenn Bâdîs den Cordovanern zu Hilfe käme, was er als ihr Verbündeter jedenfalls thun werde. Motadhid, der nichts davon wissen wollte, nannte im Zorn seinen Sohn einen Feigling, fuhr ihn mit Drohungen an, und fast wäre es zu Thätlichkeiten gekommen. „Wenn du mir nicht sogleich gehorchst," schrie er, „so werde ich dir den Kopf abhauen lassen!"

Aufs tiefste gekränkt, setzte sich Jsmâ'îl zwar in Bewegung, berieth sich aber über das einzuschlagende Verfahren mit Biziljânî, und dieser überzeugte ihn mit leichter Mühe, daß jetzt der Augenblick zur Ausführung jenes längst zwischen ihnen verabredeten Planes gekommen sei. Als nun Jsmâ'îl zwei Tagereisen von Sevilla entfernt war, kündete er seinen Hauptleuten an, daß er einen Brief von seinem Vater erhalten habe, worin er ihn dringend bitte, wieder zu ihm zurückzu-

[1]) 455 der Hedschira. So muß man mit dem Man. des Herrn de Gayangos in der von mir veröffentlichten Stelle aus Ibn-Chaijân lesen (Abbad. Bd. I S. 256).

kehren, da er ihm noch etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Darauf machte er sich, begleitet von Bizilјânî und etwa dreißig seiner berittenen Trabanten, eilig auf den Weg und kehrte nach Sevilla zurück. Motadhid war nicht anwesend; er residirte im Schlosse Zâhir jenseits des Flusses. Die Citadelle von Sevilla war nur schwach besetzt. Ein nächtlicher Ueberfall machte Ismâ'îl zum Herrn derselben; er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als die Schätze seines Vaters auf Maulesel zu laden, und damit niemand über den Fluß gehen und nach Zâhir die Nachricht seiner Ankunft bringen könne, ließ er alle Barken, die vor der Festung lagen, in den Grund bohren. Dann schlug er den Weg nach Algeziras ein, seine Mutter und die übrigen Frauen des Serails mit sich führend.

Indessen trotz aller Sorgfalt, die er angewandt hatte, um zu verhindern, daß die Kunde von diesem Handstreich seinem Vater zu Ohren komme, wurde dieser davon in Kenntniß gesetzt, und zwar durch einen Reiter aus dem Gefolge seines Sohnes, welcher sein strafbares Vorgehen mißbilligte und deshalb über den Guadalquivir geschwommen war. Sofort ließ Motadhid die ganze Umgegend von Reitertruppen durchstreifen und sandte zu den Befehlshabern seiner Festungen Eilboten, um sie vor einer ähnlichen Ueberrumpelung zu warnen. Sie kamen noch zur rechten Zeit an, und Ismâ'îl fand die Thore aller Schlösser, die auf seinem Wege lagen, verschlossen. Da er nun fürchtete, die Burgherren könnten ihn gemeinsam angreifen, flehte er den Schutz Chaççâdî's an, des Befehlshabers eines Schlosses, welches auf einer Anhöhe an der Grenze des Districtes Sidona lag. Chaççâdî bewilligte ihm seine Bitte, unter der Bedingung, daß Ismâ'îl einstweilen am Fuße des Hügels bleibe. Darauf begab sich Chaççâdî, von seinen Soldaten begleitet, zu ihm, rieth ihm, sich mit seinem Vater zu versöhnen, und bot ihm seine Vermittlung an. Da Ismâ'îl einsah, daß sein Plan vollständig gescheitert war, willigte er in Alles, was jener ihm vorschlug. Chaççâdî gestattete ihm nun, in sein Schloß einzutreten, behandelte ihn mit allen Rücksichten, die seinem Range zukamen, und beeilte sich, an Motadhid in dieser Angelegenheit zu schreiben. Er versicherte ihn in seinem Briefe, daß Ismâ'îl seine Heftigkeit bereue, und bat ihn, Ismâ'îl zu verzeihen. Die Antwort Motadhid's ließ nicht auf sich warten. Sie lautete beruhigend; er erklärte, seinem Sohne verzeihen zu wollen.

Daraufhin kehrte Ismâ'îl nach Sevilla zurück. Sein Vater beließ ihm all seine Güter, ließ aber ihn selbst scharf bewachen und Biziljânî nebst seinen Mitschuldigen enthaupten. Ismâ'îl erfuhr es, und da er

nur zu gut die Doppelzüngigkeit seines Vaters kannte, sah er jetzt ein, daß die erhaltene Verzeihung ihn nur habe sicher machen sollen. Sofort faßte er seinen Entschluß. Nachdem er durch Bestechung seine Leibwachen und einige Sklaven für sich gewonnen hatte, versammelte er sie während der Nacht, bewaffnete sie, setzte ihnen zu trinken vor, um ihren Muth zu beleben, und unternahm mit ihnen einen Sturm auf einen Theil des Palastes, den er für leicht einnehmbar hielt. Er hoffte, seinen Vater schlafend zu finden, und war fest entschlossen, ihm das Leben zu nehmen. Aber plötzlich zeigte sich Motadhid an der Spitze seiner Soldaten. Bei seinem Anblick ergriffen die Verschwörer eilig die Flucht. Zwar gelang es Ismâ'îl, über die Stadtmauer zu entkommen; aber einige Solbaten, welche ihn verfolgten, holten ihn ein und führten ihn als Gefangenen zurück.

In höchster Wuth ließ sein Vater ihn in das Innere des Palastes führen, und nachdem er alle Zeugen entfernt hatte, tödtete er ihn mit eigener Hand. Auch gegen Ismâ'îl's Mitschuldige, seine Freunde, seine Diener und sogar gegen die Frauen seines Serails verfuhr er mit der größten Strenge. Den Einen wurden die Hände, Anderen die Nase, noch Anderen die Füße abgehauen, Einige wurden öffentlich, Andere insgeheim hingerichtet.

Als er seinen Zorn gestillt hatte, verfiel der Tyrann in düstere Melancholie und gab sich quälenden Gewissensbissen hin. Dieser Sohn, welcher sich gegen ihn empört hatte, welcher ihm nach dem Leben getrachtet, ihm seine Schätze, ja seine Frauen entführt hatte, war gewiß strafbar genug; aber er mochte sich dies noch so deutlich zum Bewußtsein bringen und es sich jeden Augenblick wiederholen, dennoch konnte er nicht vergessen, daß er ihn aufrichtig geliebt hatte; denn trotz seiner Härte besaß er große Zärtlichkeit für seine Familie. In diesem begabten Sohne, der so einsichtig bei Berathungen, so tapfer und unerschrocken auf dem Schlachtfelde war, hatte er die Stütze seines vorzeitigen Alters und den Erben seiner hochstrebenden Pläne gesehen. Jetzt hatte er mit eigener Hand seine theuersten Hoffnungen zerstört!

„Drei Tage nach dieser blutigen Katastrophe," erzählt ein sevillanischer Vezier, „trat ich mit meinen Amtsgenossen in den Rathssaal. Das Antlitz Motadhid's war furchtbar anzusehen; wir zitterten vor Angst, und als wir ihn begrüßten, konnten wir kaum einige Worte stammeln. Der Fürst maß uns mit prüfendem Blick von Kopf bis zu Fuß; dann rief er, brüllend wie ein Löwe, aus: Ihr Elenden! Ihr freut euch heimlich an meinem Unglück; hinweg mit euch!"

Vielleicht war es zum ersten Male, daß diese wilde Kraft, dieser

eiserne Wille, sich gebrochen fühlte; dieses anscheinend unverletzbare Herz hatte eine Wunde erhalten, welche die Zeit vielleicht nach und nach heilen konnte, die aber für immer eine tiefe Narbe hinterlassen mußte. Für den Augenblick ließ er die Republik Cordova in Ruhe, die ebenso erfreut wie verwundert über diesen Aufschub war; Motadhid dachte jetzt nicht mehr an seine weitumfassenden Pläne; [1] allmählich aber kam er wieder darauf zurück, und nun war es Malaga, welches seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Seit mehreren Jahren unter dem Joche des Bâdîs seufzend, verwünschten die Araber von Malaga täglich seine Tyrannei und erwarteten vom Fürsten von Sevilla ihre Befreiung. Sie wußten wohl, daß auch er ein Tyrann war; aber wenn sie beide gegen einander abwogen zogen sie zuletzt doch den vor, der ihrer Nation angehörte. Sie verständigten sich also mit Motadhid und zettelten eine Verschwörung an. Bâdîs leistete durch seine Nachlässigkeit ihren Plänen Vorschub, denn fortwährend dem Trunke ergeben, befaßte er sich nur selten mit Staatsgeschäften. Am festgesetzten Tage brach eine allgemeine und unaufhaltsame Erhebung in der Hauptstadt und in fünfundzwanzig Festungen aus; zu gleicher Zeit überschritten sevillanische Truppen, von Motamid, dem Sohne Motadhid's, befehligt, die Grenze, um den Insurgenten zu Hilfe zu kommen. Unvorhergesehen überfallen, mußten die Berbern fast alle über die Klinge springen; diejenigen, die mit dem Leben davonkamen, verdankten ihre Rettung nur schleuniger Flucht, und in weniger als einer Woche war das ganze Fürstenthum in der Gewalt des Fürsten von Sevilla. Das Schloß von Malaga, das eine Besatzung von Negern hatte, leistete allein noch Widerstand. Stark befestigt und auf dem Gipfel eines Berges gelegen, konnte es sich noch lange halten, und es war zu befürchten, daß Bâdîs unterdessen selbst den Belagerten zu Hilfe käme. Dies fürchteten wenigstens die Anführer der Insurrection; sie riethen demgemäß Motamid, die Belagerung des Schlosses eifrig zu betreiben, dabei aber auf seiner Hut zu sein und den Berbern, die in großer Anzahl in seiner Armee dienten, nicht zu sehr zu trauen. Es waren weise Rathschläge, aber Motamid hörte nicht darauf. Von Natur träge und nichts weniger als argwöhnisch, ließ er sich von der Bevölkerung, die von seiner Liebenswürdigkeit entzückt war, feiern und lieh seinen berberischen Officieren ein nur zu offenes Ohr; diese, von geheimer Sympathie für Bâdîs getrieben, versicherten ihn verrätherischer Weise, daß das

[1]) Abbad. Bd. I S. 253—259.

Schloß sich bald freiwillig übergeben werde. So schläferten sie seine Aufmerksamkeit ein, und auch die gemeinen Soldaten, welche ebenfalls glaubten, daß ihnen keine Gefahr drohe, waren unachtsam auf ihren Posten und überließen sich Vergnügungen.

Diese Arglosigkeit war ihrer aller Verderben. Die Neger des Schlosses fanden Mittel, Bâdîs zu benachrichtigen, daß es ihm leicht sein werde, die sevillanische Armee zu überrumpeln, und auf diese Mittheilung hin machten die Truppen von Granada sich auf den Weg. Sie überstiegen die Berge mit solcher Schnelligkeit und Vorsicht, daß sie in Malaga einrückten, ohne daß Motamid einen Augenblick vorher auch nur die geringste Ahnung von ihrer Annäherung hatte. So kam es überhaupt nicht zu einem Kampf; es handelte sich nur darum, waffenlose und zum größten Theil betrunkene Soldaten zu erwürgen. Motamid entkam, indem er sich nach Ronda zurückzog; aber das ganze Fürstenthum wurde gezwungen, sich von neuem der Herrschaft des Bâdîs zu unterwerfen.

Wie groß mußte die Wuth Motadhid's sein, als er erfuhr, daß er durch die unverzeihliche Nachlässigkeit seines Sohnes eine Armee und ein schönes Fürstenthum verloren hatte! Er gab zunächst Befehl, Motamid als Gefangenen in Ronda zurückzuhalten, und indem er die Gewissensbisse vergaß, welche der Mord seines ältesten Sohnes ihm verursacht hatte, wollte er jetzt auch den zweiten mit seinem Kopf den begangenen Fehler büßen lassen.

Motamid, welcher noch nicht ahnte, bis zu welchem Grade er seinen Vater erzürnt hatte, übersandte ihm Gedichte voll klug angebrachter Schmeicheleien. Er feierte darin seine Freigebigkeit und seine Huld; er suchte ihn durch die Erinnerung an seine früheren Siege zu trösten. „Welch glänzende Siege hast du doch erfochten," sagte er, „von denen man in allen kommenden Jahrhunderten reden wird; schon haben die Karavanen das Gerücht davon in die entferntesten Länder getragen, und wenn die Araber der Wüste sich im Mondschein versammeln, um einander die Thaten der Helden ihres Volkes zu erzählen, dann sprechen sie nur von den Proben deiner Tapferkeit.' Er suchte sich zu entschuldigen, indem er alle Schuld auf die treulosen Berbern wälzte; er malte den Kummer, welchen er über seine Ungnade empfinde, mit den lebhaftesten Farben. „Meine Seele zittert," sagte er, „meine Stimme versagt, meine Augen sind erloschen. Von meinen Wangen ist die Farbe gewichen, und dennoch bin ich nicht krank; meine Haare sind gebleicht, und trotzdem bin ich noch jung. Nichts gefällt mir mehr; der Becher und die Guitarre haben keinen Reiz

mehr für mich; die Mädchen, ob sie schüchtern oder neckisch sind, haben die Gewalt verloren, welche sie früher über mein Herz hatten. Nicht, daß ich mich der Frömmigkeit oder der Heuchelei ergeben hätte, nein, ich schwöre es: noch fühle ich in meinen Adern das feurige Blut der Jugend wallen; aber das Einzige, was mir jetzt gefallen könnte, wäre, deine Verzeihung zu erhalten und mit meiner Lanze deine Feinde zu durchbohren."

Nach und nach ließ Motadhid sich erweichen, theils durch die Gedichte seines Sohnes, — denn er war für gute Verse sehr empfänglich — theils durch die Fürbitten eines frommen Einsiedlers von Ronda. So erlaubte er Motamid, nach Sevilla zurückzukehren, und versöhnte sich mit ihm.[1] Aber das Fürstenthum Malaga war unwiederbringlich verloren; von jetzt an hielt Bâdîs sich zu sehr auf seiner Hut, als daß Motadhid zum zweiten Male einen solchen Handstreich hätte wagen können. Auch ist es zu vermuthen, daß der König von Granada, der in seiner Rache stets unerbittlich war und nicht anders als von Henkern begleitet einherging, die Unglücklichen, welche es gewagt hatten, sich gegen ihn zu empören, mit Feuer und Schwert oder mit dem Kerker züchtigte und so den Unzufriedenen die Lust zu neuer Empörung benahm.

Mitten unter all ihren Leiden hatten sie indessen den Trost — es war wirklich ein Trost, denn mit ihrem Hasse gegen die Unterdrückung verband sich auch ein gewisser religiöser Fanatismus — sie hatten, sagen wir, den Trost, zu vernehmen, daß der Einfluß der Juden am Hofe Granada's sein Ende erreicht habe.

Nach Samuel's Tode hatte sein Sohn Joseph seine Aemter übernommen. Er war ein gewandter und wohlunterrichteter Mann; nur verstand er es nicht so gut wie sein Vater, durch Bescheidenheit die öffentliche Meinung mit der hohen Würde, die er erlangt hatte, zu versöhnen. Er trug fürstliches Gepränge zur Schau, und wenn er neben Bâdîs zu Pferde saß, konnte man zwischen der Kleidung des Fürsten und der des Ministers keinen Unterschied bemerken. In der That, er war mehr der Herr als der König selbst. Er beherrschte Bâdîs, welcher beinahe beständig betrunken war, vollständig, und damit der Fürst nicht versuchen möchte, sich seiner Herrschaft zu entziehen, hatte er ihn mit Spionen umgeben, welche ihm jedes seiner Worte hinterbrachten. Uebrigens war er nur dem Namen nach Jude. Wenigstens sagte man, er hange ebensowenig an dem Glauben seiner Väter

[1]) Abbad. Bd. I S. 51—54, 301, 302; Bd. II S. 60, 63—65.

wie an irgendwelchem andern. Er scheint die mosaische Religion indessen nicht offen angegriffen zu haben, aber von der Religion Mohammed's erklärte er öffentlich, ihre Principien seien absurd, und scheute sich nicht, selbst über Koranverse seinen Spott zu ergießen.

Durch seinen Stolz und Hochmuth, durch seine irreligiöse Richtung und seine geringe Rücksicht auf Recht und Herkommen hatte Joseph die Araber, die Berbern und sogar die Juden gekränkt. Er wurde mehrerer Gewaltthaten beschuldigt und machte sich eine Menge Feinde, unter denen ein arabischer Fakîh, Abû-Ishâk von Elvira, der erbittertste war. Die Jugend dieses Mannes war sehr bewegt gewesen; später hatte er versucht, bei Hof einen Rang zu erhalten, auf welchen seine Geburt ihm ein Anrecht zu geben schien; aber es war ihm nicht gelungen; seine Hoffnungen waren durch Joseph vernichtet und er aus dem Lande verwiesen worden. Jetzt warf er sich auf die Frömmelei, und, von Haß gegen Joseph erfüllt, verfaßte er gegen ihn und seine Religionsgenossen ein boshaftes Gedicht, welches wir hier folgen lassen:

„Geh, mein Bote, und erzähle allen Sinhedschiten, den Vollmonden und den Löwen unserer Zeit, diese Worte eines Mannes, der sie liebt und beklagt und der glauben würde, seiner religiösen Pflicht nicht zu genügen, wenn er ihnen nicht heilsame Rathschläge gäbe:

„Euer Herr hat einen Fehler begangen, über welchen die Uebelwollenden sich freuen: obgleich er seinen Geheimschreiber unter den Gläubigen hätte wählen können, nahm er ihn aus der Zahl der Ungläubigen! Durch diesen Schreiber sind die Juden, früher verachtete Leute, große Herren geworden, und jetzt kennt ihr Stolz und ihr Hochmuth keine Grenzen mehr. Auf einmal und ohne daß sie es vermuthen konnten, haben sie Alles erlangt, was sie nur wünschten; sie sind bis auf den Gipfel der Ehren gestiegen, so daß der geringste Affe unter den Ungläubigen heute eine Menge frommer und andächtiger Moslim's unter seinen Dienern zählt. Und alles das verdanken sie nicht ihrer eigenen Kraft; nein, der Mann, welcher sie so hoch erhoben hat, ist einer unseres Glaubens!... Warum folgt dieser Mann ihnen gegenüber nicht dem Beispiel, welches ihm die guten und frommen Fürsten früherer Zeiten gegeben haben? Warum weist er ihnen nicht wieder den ihnen zukommenden Platz an, warum macht er sie nicht zu den niedrigsten unter den Menschen? Dann würden sie, haufenweise umherziehend, unter uns ein unstetes Leben führen, unserer Verachtung und unserem Abscheu Preis gegeben; dann würden sie unseren Edlen nicht mit Hochmuth, unseren Heiligen nicht mit Anmaßung begegnen; dann würden sich diese Menschen von unreiner Abkunft nicht neben uns setzen und nicht Seite an Seite mit den großen Herren des Hofes reiten!

„O Bâdîs! Du bist ein Mann von großem Scharfsinn, und schon deine Muthmaßungen kommen der Gewißheit gleich: wie kommt es denn, daß du das Uebel nicht siehst, welches diese Teufel anrichten, deren Hörner man allerorten in deinem Reiche sieht? Wie kannst du Zuneigung haben zu diesen Bastarden, die sich dem menschlichen Geschlechte verhaßt gemacht haben? Mit welchem Recht hoffst du, deine Macht zu be-

festigen, wenn jene niederreißen, was du gebaut hast? Wie kannst du einem Bösewicht ein so blindes Vertrauen schenken und ihn zu deinem liebsten Freunde machen? Hast du denn vergessen, daß der Allmächtige in der Schrift sagt, man solle sich nicht mit den Bösen einlassen? Darum nimm doch nicht solche Männer zu Ministern, sondern überlasse sie vielmehr den Verwünschungen, denn die ganze Welt schreit wider sie; bald wird sie erbeben, und dann werden wir alle umkommen!... Richte deinen Blick auf andere Länder, und du wirst sehen, daß man überall die Juden wie Hunde behandelt und von sich fern zu halten sucht. Warum willst du allein anders handeln, du, der geliebte Fürst deines Volkes, der Sprößling einer erlauchten Königsfamilie, du, der du deine Zeitgenossen überragst, wie deine Vorfahren die ihrigen überragten?

„Als ich nach Granada kam, sah ich, daß die Juden dort herrschten. Sie hatten die Hauptstadt und die Provinzen unter sich vertheilt; überall herrschte einer von diesen Verfluchten. Sie erhoben die Steuern, sie saßen an gefüllten Tischen, sie trugen prächtige Kleider, während eure Gewänder, o ihr Moslim's, alt und abgetragen sind. Alle Staatsgeheimnisse waren ihnen bekannt; welche Unklugheit, sie Verräthern zu vertrauen! Die Gläubigen hielten eine schlechte Mahlzeit für einen Dirhem die Person, jene aber tafelten mit Ueberfluß im Königspalast. Sie haben euch in der Gunst eures Herrn verdrängt, ihr Moslim's, und ihr hindert sie nicht daran, ihr laßt sie thun, was sie wollen? Man hört ihre Gebete widerhallen ganz wie die eurigen; hört ihr es nicht, seht ihr es nicht? Sie schlachten Ochsen und Hammel auf unsern Märkten, und ihr eßt ohne Bedenken das Fleisch der Thiere, die sie getödtet haben! Der Führer dieser Affen hat seinen Palast mit Marmor bekleidet, hat Brunnen dort gebaut, aus denen das reinste Wasser fließt, und während er uns vor seinem Thore warten läßt, spottet er unser und unserer Religion. Gott, welch ein Unglück! Wenn ich sagte, er sei ebenso reich wie du, o mein König, so würde ich die Wahrheit sagen. Eile doch, ihn zu erwürgen, ihn als Opfer darzubringen; schlachte ihn, er ist ein fetter Widder! Schone seine Verbündeten nicht länger; auch sie haben ungeheure Schätze aufgehäuft. Nimm ihnen ihr Silber; du hast mehr Recht darauf als sie. Glaube doch nicht, es sei Verrath, sie zu tödten; nein, in Wahrheit wäre es Verrath, sie noch länger leben und herrschen zu lassen. Sie haben den Vertrag gebrochen, den sie mit uns geschlossen hatten; wer könnte dich also tadeln, wenn du Meineidige bestrafst? Wie könnten wir hoffen, uns auszuzeichnen, wenn wir in der Verborgenheit leben und die Juden uns durch den Glanz ihrer Größe in den Schatten stellen. Mit ihnen verglichen, sind wir verachtet, ja man sollte wahrhaftig meinen, daß wir Bösewichter wären und jene rechtschaffene Leute! Leide doch nicht länger, daß sie uns behandeln, wie sie es bis jetzt gethan haben, denn du bist für ihr Betragen verantwortlich. Bedenke auch, daß du eines Tages dem Ewigen Rechenschaft ablegen mußt von der Art, wie du das Volk behandelt hast, welches er erwählt hat und welches der ewigen Seligkeit theilhaftig werden wird."

Diese Verse hatten auf Bâdîs wenig Wirkung, denn er schenkte Joseph unbeschränktes Vertrauen; bei den Berbern aber brachten sie große Aufregung hervor. Sie schworen, der Jude solle gestürzt werden, und die Führer des Complottes verbreiteten das Gerücht, daß Joseph sich an Motacim, den König von Almeria, verkauft habe, gegen den man damals Kriege führte. Von den weniger Leicht-

gläubigen und weniger von Leidenschaft Verblendeten befragt, welches Interesse Joseph daran haben könne, einen Fürsten, den er vollkommen beherrsche, zu verrathen, antworteten sie, daß der Jude Bâdîs tödten, dessen Staaten an Motacim ausliefern und zuletzt auch diesen umbringen und sich selbst auf den Thron setzen wolle. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß dies reine Verleumdung war. Die Berbern suchten in Wahrheit nur einen Vorwand, um Joseph zu stürzen und die Juden zu plündern, denen sie seit lange ihre Reichthümer beneideten. Da sie glaubten, einen solchen endlich gefunden zu haben, rotteten sie sich zusammen und stürmten den königlichen Palast, wohin Joseph sich geflüchtet hatte. Um ihrer blinden Wuth zu entgehen, verbarg der Jude sich in einer Kohlenkammer und schwärzte sein Gesicht, um sich unkenntlich zu machen; aber er wurde entdeckt, erkannt, getödtet und gekreuzigt. Darauf tödteten die Granaber auch die übrigen Juden und plünderten ihre Wohnungen; ungefähr viertausend Menschen fielen als Opfer ihres fanatischen Hasses (30. December 1066).[1]

---

[1]) Siehe Journ. asiat., Series IV Bd. XVI S. 210, 217 bis 220, meine Einleitung in die Chronik Ibn-Adhârî's S 99–102, und meine Recherches Bd. I S. 292—305. Einige neue Einzelheiten habe ich bei Ibn-Bassâm (Bd. 1 fol. 200 v. — 201 v.) gefunden.

VIII.

Der übrige Theil des moslimischen Spaniens war kaum ruhiger als der Süden; überall stritt man sich mit Erbitterung um die Trümmer des Khalifats und sah unterdessen im Norden einen Strom anschwellen, dessen Fluthen alle moslimische Staaten der Halbinsel zu verschlingen drohten.

Während eines halben Jahrhunderts hatten die christlichen Könige in ihren eigenen Ländern zu viel zu thun gehabt, um als Eroberer auftreten zu können; aber um das Jahr 1055 änderte sich die Lage der Dinge. Um diese Zeit war endlich Ferdinand I., der König von Castilien und Leon, im Stande, seine ganze Macht gegen die Sarazenen zu kehren. Es war vorherzusehen, daß es den letzteren nicht möglich sein würde, ihm Widerstand zu leisten. Alle Vortheile waren in der That auf Seite der Christen; sie besaßen noch die Eigenschaften, welche ihre Feinde bereits verloren hatten, kriegerischen Geist und religiöse Begeisterung. So waren denn die Eroberungen Ferdinand's rasch und glänzend. Er nahm dem Fürsten Modhaffar von Badajoz die Städte Viseu und Lamego (1057), dem Könige von Saragossa die Festungen im Süden des Duero, machte eine schreckliche Razzia in die Staaten Mamûn's von Toledo und drang bis Alcala de Henares vor. Die Einwohner dieser Stadt ließen ihrem Herrscher sagen, daß, wenn er sich nicht beeile, ihnen zu Hilfe zu kommen, sie bald genöthigt sein würden, sich zu ergeben. Aber Mamûn, zu schwach, um den Feind zurückzuschlagen, wählte den einzig durch die Klugheit vorgezeichneten Weg; er begab sich selbst zu Ferdinand, um ihm eine große Menge Gold und Edelsteine anzubieten, und erklärte sich als seinen

Vasallen und Tributpflichtigen, wie schon vorher die Könige von Saragossa und Badajoz es gethan hatten.[1]

Nun kam die Reihe an Motadhid. Im Jahre 1063 brannte Ferdinand die Dörfer innerhalb des sevillanischen Gebietes nieder, und die Schwäche des moslimischen Staates war so groß, daß Motadhid, obgleich er ohne Widerrede der mächtigste Fürst in Andalusien war, es für geboten hielt, dem Beispiel Mamûn's zu folgen. Er begab sich in das christliche Lager, brachte Ferdinand kostbare Geschenke und flehte ihn an, sein Königreich zu schonen. Ferdinand scheint weder die Tücke noch die Grausamkeit dieses Mannes gekannt zu haben, dessen weißes Haar und von Falten gefurchte Stirn ihm das Aussehen eines ehrwürdigen Greises gaben; denn obgleich erst siebenundvierzig Jahre alt, war er durch die Qualen des Ehrgeizes, durch Anstrengungen, Ausschweifungen und vielleicht auch durch Gewissensbisse vor der Zeit gealtert.[2]

Es ist also nicht zu verwundern, daß der König von Castilien sich durch seine Bitten bewegen ließ, aber da er glaubte, die Großen und die Bischöfe seines Reiches um Rath fragen zu müssen, berief er sie zusammen, um mit ihnen zu überlegen, welche Bedingungen man Motadhid vorschreiben solle. Die Versammlung entschied, daß der König von Sevilla sich dazu verpflichten müsse, einen jährlichen Tribut zu zahlen und den Gesandten Ferdinand's den Leichnam der Jungfrau Justa, einer Märtyrerin aus der Zeit der römischen Verfolgung, auszuliefern. Nachdem Motadhid diese Bedingungen angenommen hatte, kehrte Ferdinand mit seiner Armee wieder um, und nach Leon zurückgekommen, schickte er Alvitus, den Bischof der Hauptstadt, und Ordoño, den Bischof von Astorga, als Gesandte nach Sevilla.

Die beiden Prälaten hatten eine doppelte Aufgabe zu erfüllen; sie sollten den Leichnam der Heiligen nach Leon zurückbringen und die Tribut-Angelegenheit regeln.[3] Leider blieben die Nachforschungen, welche man zur Entdeckung der Reliquien der heiligen Justa anstellte, fruchtlos. „Ihr seht, meine Brüder," sagte da Alvitus zu seinen Gefährten, „wenn Gottes Barmherzigkeit uns nicht zu Hilfe kommt, werden wir mit getäuschten Hoffnungen von dieser mühevollen Reise zurückkehren. Deshalb scheint es mir nöthig, Gott während dreier Tage des Fastens und Gebets anzuflehen, daß er aus Gnaden uns den ver-

[1]) Mon. Sil. c. 91—93; vgl. Chron. Compost. S. 327.

[2]) Der Mönch von Silos nennt ihn grandaevus.

[3]) Vergl. meine Recherches Bd. I S. 112.

borgenen Schatz, den wir suchen, offenbaren wolle.“ So brachten die Christen drei Tage unter Gebet und Fasten zu, wodurch das Unwohlsein des Bischofs Alvitus, das ihn schon bei seiner Ankunft in Sevilla befallen hatte, verschlimmert wurde. Am Morgen des vierten Tages versammelte er seine Gefährten abermals und sagte zu ihnen: „Wir müssen, meine Vielgeliebten, Gott von Herzen danken, denn in seiner Barmherzigkeit hat er den Lohn unserer Reise uns nicht vorenthalten wollen. Ein Ausspruch des Himmels versagt uns zwar, die Glieder der glückseligen Justa von hier mit uns zu nehmen; aber ihr werdet eine nicht minder köstliche Gabe in euer Vaterland tragen, nämlich den Körper des glückseligen Isidor, welcher in dieser Stadt Bischof und in Wort und Werk die Zierde Spaniens war. Ich wollte, meine Brüder, diese ganze Nacht hindurch wachen und beten, aber als ich, von Müdigkeit ergriffen, mich niedergesetzt hatte, wurde ich vom Schlaf überwältigt. Da erschien mir ein Greis, der das bischöfliche Gewand trug. — Ich weiß, sagte er zu mir, in welcher Absicht du und deine Gefährten hierher gekommen seid; aber da es nicht Gottes Wille ist, daß diese Stadt durch die Entziehung der heiligen Justa betrübt werde, und da Gott in seiner unerschöpflichen Barmherzigkeit ebenso wenig will, daß deine Gefährten mit leeren Händen fortgehen, so überläßt er ihnen meinen Leichnam. — Wer bist du, der mir diese Befehle gibt? fragte ich darauf. — Ich bin der Lehrer von ganz Spanien, lautete die Antwort; früher war ich das Oberhaupt der Priester dieser Stadt; ich bin Isidor. — Mit diesen Worten verschwand er, und als ich erwachte, bat ich Gott, er möge in Gnaden gewähren, daß dieses Gesicht, wenn es von ihm komme, ein zweites und drittes Mal mir zu Theil werde. Es wiederholte sich in der That noch zwei Mal; jedes Mal richtete der Greis die selben Worte an mich und beim dritten Male fügte er, indem er auf die Stelle hinwies, wo sein Leichnam beerdigt sei, und dreimal mit einem Stäbchen, das er in der Hand hielt, darauf schlug, hinzu: — Hier, hier, hier wirst du meinen Körper finden, und damit du mich nicht für ein trügerisches und neckisches Gespenst hältst, sollst du an folgenden Zeichen erkennen, daß was ich sage wahr ist: sobald mein Leichnam wieder aus der Erde genommen ist, wirst du von einer unheilbaren Krankheit ergriffen werden und bald darauf diese sterbliche Hülle verlassen und, mit der Krone der Gerechten geschmückt, dich zu uns gesellen. — Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung.“

Alvitus begab sich darauf mit seinen Gefährten in den Palast Motadhid's, erzählte ihm von seinem Gesicht und bat ihn um die Er-

laubniß, den Leichnam Isidor's anstatt desjenigen der heiligen Justa mitnehmen zu dürfen.

Diese Erzählung scheint auf Motadhid einen sonderbaren Eindruck gemacht zu haben. Als Skeptiker und Spötter behandelte er alle Religionen mit gleicher Verachtung und glaubte nur an zwei Dinge: die Astrologie und den Wein.[1] Trotzdem hörte er den Bischof mit Ernst und ohne ihn zu unterbrechen an, und als dieser seine lange Rede beendigt hatte, rief er in tiefbetrübtem Tone aus: „Ach, wenn ich dir Isidor gebe, was bleibt mir dann hier? Allein der Wille Gottes geschehe. Du bist ein zu ehrwürdiger Mann, als daß ich dir Etwas verweigern könnte. Suche den Leichnam Isidor's und nimm ihn mit dir, so ungern ich ihn auch misse. Der Araber begriff in seiner Schlauheit sehr wohl den Nutzen, welchen er aus der im Stillen von ihm verlachten Frömmigkeit der Christen ziehen könne. Wenn er sich stellte, als ob er sehr viel Werth auf die Reliquien lege, als ob er sie sich gewissermaßen nur mit Gewalt entreißen lasse, so könne es ihm — meinte er — leicht gelingen, günstigere Bedingungen für den von ihm zu entrichtenden Tribut zu erlangen. Er dachte, es so zu machen wie der Schuldner, der, um Entrichtung seiner Schuld gedrängt, seinem Gläubiger irgend einen alten Plunder aufzubringen versteht und diesen sich als eine kostbare Antiquität oder als eine Seltenheit von außergewöhnlichem Werth anrechnen läßt. So spielte er seine Rolle consequent bis zu Ende. Als der Bischof von Astorga (Alvitus war eben gestorben) sich anschickte, Sevilla mit den Reliquien Isidor's zu verlassen, kam er dem Zuge entgegen, warf über den Sarkophag eine brocatene mit Arabesken gestickte Decke von wundervoller Arbeit und sprach tief seufzend: „So verläßt du uns also, Isidor, du ehrwürdiger Mann! und du weißt doch, welch enge Freundschaft uns mit dir verbindet!"[2]

Das folgende Jahr (1064) war sehr unheilvoll für die Moslim's. Coimbra wurde nach sechsmonatlicher Belagerung gezwungen, sich Ferdinand zu ergeben. Kraft der Capitulation wurden mehr als fünftausend Vertheidiger der Festung dem Sieger ausgeliefert; die andern verließen ihre Wohnungen, indem sie nur das zu ihrer Reise

[1]) In einem Gedichte, welches er zur nämlichen Stunde niederschrieb, als die Gläubigen sich in die Moscheen begaben, um dem Morgengebete beizuwohnen, sagte er: „Man muß mit Morgenanbruch trinken, das ist ein religiöser Lehrsatz, und wer nicht daran glaubt, ist ein Heide." Abbad. Bd. I S. 246.

[2]) Die Erzählung über diese Gesandtschaft findet sich in der Chronik des Mönches von Silos (c. 95—100), welcher sie aus dem Munde der Gefährten des Alvitus hatte.

nothwendige Geld mitnahmen. Das aber war noch nicht Alles: alle Moslim's, welche zwischen dem Duero und dem Mondego wohnten, erhielten Befehl, das Land zu verlassen.[1] Darauf wandte Ferdinand seine Waffen gegen das Königreich Valencia, wo der schwache und träge Abdalmelik-Mobhaffar regierte, der seinem Vater Abdalaziz im Jahre 1061 gefolgt war. Die Hauptstadt wurde belagert; aber da die Castilianer sie mit Gewalt nicht zwingen konnten, griffen sie zu einer List, um sie ihrer Vertheidiger zu berauben. Sie stellten sich, als ob sie sich zurückziehen wollten, und nun machten die Valencianer in Festgewändern einen Ausfall, um sie zu verfolgen; so leicht schien ihnen der Sieg. Ihre Kühnheit kam ihnen jedoch theuer zu stehen. Bei Paterna, links von der Straße, welche von Valencia nach Murcia führt, wurden sie unvermuthet von den Castilianern angegriffen. Die meisten wurden niedergemacht, und ihr König dankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes.[2] Auch die Einnahme der Festung Barbastro, einer der wichtigsten im Nordosten, war ein großes Unglück. Sie fiel einer normannischen Armee in die Hände, die den Besiegten ein schreckliches Ende bereitete. Die Soldaten der Besatzung hatten sich ergeben, unter der Bedingung, daß man ihres Lebens schone; aber kaum hatten sie die Stadt verlassen, so wurden sie alle niedergemetzelt. Nicht besser erging es den Einwohnern. Auch sie hatten Begnadigung erlangt und schickten sich an, die Stadt zu verlassen, als der Führer der Christen, beunruhigt durch ihre Menge, seinen Soldaten befahl, die Reihen zu lichten. Die Schlächterei hörte erst auf, nachdem 6000 Menschen ihr Leben verloren hatten. Von den Uebriggebliebenen erhielten alle, welche ein Haus besaßen, den Befehl, mit ihren Frauen und Kindern wieder in die Stadt zurückzukehren. Sie gehorchten, und nun theilten die Normannen Alles unter einander. „Jeder Ritter, welcher ein Haus als seinen Antheil erhielt," sagt ein arabischer Schriftsteller dieser Zeit, „empfing außerdem Alles, was darin war, Frauen, Kinder, Geld und so weiter, und konnte mit dem Herrn des Hauses machen was er wollte. Natürlich eignete er sich Alles zu, was jener ihn sehen ließ, und zwang ihn durch Mißhandlungen aller Art, ihm auch noch auszuliefern, was

---

[1]) Mon. Sil. c. 87, 89, 90; Chron. Compl. S. 317, 318. Siehe über das Datum der Einnahme von Coimbra, Ribeiro, Dissertações chronologicas e criticas.

[2]) Ibn-Bassâm, letztes Blatt des Gothaer Man.; Makkari Bd. I S. 111 und Bd. II S. 748, 749.

er etwa verborgen hatte. Mitunter gab der Moslim unter solchen Mißhandlungen den Geist auf, in der That ein Glück für ihn, denn blieb er am Leben, so hatte er noch viel größere Qualen zu erdulden, wenn es etwa den Ungläubigen in ihrer raffinirten Grausamkeit einfiel, den Frauen und Töchtern ihrer Gefangenen vor deren eigenen Augen Gewalt anzuthun. Mit Ketten beladen, mußten die Unglücklichen solchen greulichen Scenen beiwohnen; dabei vergossen sie viele Thränen und ihre Herzen brachen." Es war für die Moslim's ein Glück, daß die Normannen nicht lange zögerten, Spanien zu verlassen, um in ihrem Vaterlande die reiche Beute, die sie gemacht, zu genießen. In Barbastro blieb nur eine ziemlich schwache Besatzung zurück, und Moktadir von Saragossa, welcher von Motadhid eine Verstärkung von fünfhundert Reitern erhalten hatte, benützte diesen Umstand, um die Stadt im Frühling des folgenden Jahres (1065) wieder zu nehmen.[1]

Indessen fuhr Ferdinand in seinen Bemühungen, sich Valencia's zu bemächtigen, fort, und obgleich der König dieser Stadt von seinem Schwiegervater Mamûn von Toledo Verstärkungen erhielt, befand er sich doch in einer sehr gefährlichen Lage, als Ferdinand erkrankte und dadurch genöthigt war, nach Leon zurückzukehren. Abdalmelik jedoch hatte kaum Grund, sich dazu Glück zu wünschen, denn schon im November des selben Jahres wurde er von seinem Schwiegervater entthront und in die Festung Cuenca eingesperrt. Das Königreich Valencia vereinigte Mamûn mit seinen Staaten.[2]

Bald nachher befreite der Tod die Moslim's von ihrem gefährlichsten Widersacher. Durch seine Tapferkeit, seine Frömmigkeit und die Reinheit seiner Sitten war Ferdinand das Muster eines Königs gewesen: ein schöner und heiliger Tod beschloß sein schönes und heiliges

---

[1]) Siehe meine Recherches Bd. II S. 355—374, wo ich zu beweisen suche, daß der Führer dieser Expedition der normannische Krieger Wilhelm von Montreuil war, der um die Mitte des eilften Jahrhunderts nach Italien kam, in päpstliche Dienste trat und Oberbefehlshaber der römischen Truppen wurde. Nach dem Zeugniß des Amatus, eines Mönches von Monte-Cassino (L'ystoire de li Normant, I I c. 5—8 ed. Champollion-Figeac) war vielmehr Robert Crespin, über den Hirsch (Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. VIII S. 232—3) einige Details gesammelt hat, jener Führer; wenn aber diese Mittheilung genau sein sollte, wüßte ich die Bezeichnung „Befehlshaber der römischen Reiterei" nicht zu erklären, welche Ibn-Chaijân mit Worten, die eine andere Erklärung nicht zulassen, von dem fraglichen Befehlshaber gebraucht. Diese Bezeichnung paßt vollkommen auf Wilhelm von Montreuil, nicht aber auf Robert Crespin.

[2]) Siehe die in meinen Recherches veröffentlichten Texte, Bd. II S. LI—LIV.

Leben. Am 24. December in Leon angekommen, begab er sich sogleich in die von ihm dem heiligen Isidor geweihte Kirche, um dort zu beten, da er überzeugt war, daß der Augenblick herannahe, wo sein Körper hier für immer ruhen werde. Darauf ruhte er einige Stunden in seinem Palast, aber in der Nacht kehrte er in die Kirche zurück, woselbst die Priester mit feierlichen Gesängen das Fest der Geburt des Herrn begingen, und als sie der damals zu Toledo noch gebräuchlichen Liturgie gemäß die letzte Nocturne der Mette, das Advenit nobis anstimmten, fiel er mit seiner schwachen Stimme ein. Bei Anbruch des Morgengrauens bat er sie, die Messe zu celebriren, und nach Empfang des heiligen Abendmahls begab er sich wieder auf sein Bett zurück, indem er langsamen Schrittes auf seine Diener gestützt ging. Am folgenden Morgen ließ er sich, angethan mit den königlichen Gewändern, in die Kirche zurücktragen, wo er vor dem Altar niederkniete, und nachdem er den Königsmantel und die Krone niedergelegt hatte, sagte er mit noch klarer Stimme: „Dein ist die Macht und das Reich, Herr! Du bist der König der Könige, und dein sind die Königreiche des Himmels und der Erde. Darum lege ich das Reich, welches du mir anvertraut und welches ich, so lange es deinem göttlichen Willen gefiel, regiert habe, wieder in deine Hände zurück. Nur um das Eine bitte ich dich, daß du meine, dem Abgrunde dieser Welt entrissene Seele, mit deinem Allerbarmen umfangen mögest.“ Dann warf er sich auf die Steinplatten nieder und flehte um Vergebung seiner Sünden, empfing die letzte Oelung von der Hand eines Bischofs und, mit dem Büßerhemd bekleidet, das Haupt mit Asche bestreut, erwartete er den Tod, dem er voll Glauben und Ergebung entgegensah. Am folgenden Tage, einem Dienstag, um die Stunde der Sexta gab er den Geist auf; sanft und lächelnden Antlitzes entschlief er.[1]

Ganz anders als der Tod dieses Heiligen war das Ende Motadhid's, das bald darauf, Samstag den 28. Februar des Jahres 1069, erfolgte. Zwei Jahre vorher hatte er Carmona seinem Königreich einverleibt und etwas später sich mit einem neuen Morde befleckt, indem er mit eigener Hand einen Patricier von Sevilla, Abû-Chafç-Hauzani erdolchte.[2] In den letzten Jahren seines Lebens wurde er von dunklen Ahnungen gequält; zwar fürchtete er nicht, den Thron, welchen er durch List, Verrath und Meineid aufgerichtet hatte, den Angriffen der Castilianer erliegen zu sehen; aber die Prophezeiung seiner Astrologen,

[1]) Mon. Sil., c. 105, 106.
[2]) Abbad. Bd. II S. 216, 219, 220.

von der wir schon gesprochen haben, nach welcher seine Dynastie durch Männer gestürzt werden sollte, die weit außerhalb der Halbinsel geboren seien, gab seinen Befürchtungen eine andere Richtung. Er hatte lange gelaubt, daß damit die Berbern gemeint seien, welche in seiner Nachbarschaft wohnten. Durch ihre Ausrottung glaubte er anfangs den Spruch der Sterne unwirksam gemacht zu haben, bis das Herannahen einer Gefahr von ganz anderer Seite her ihn belehrte, daß er in einem Irrthum befangen gewesen war. Jenseits der Meerenge war es, von wo ein Schwarm von Barbaren, die ein angeblicher Prophet ihren Wüsten entrissen hatten, mit der Schnelligkeit und Begeisterung der ersten Moslim's sich heranwälzte und Afrika zu unterjochen drohte. In diesen Sectirern, welche sich die Almoraviden nannten, erblickte Motadhid die künftigen Eroberer Spaniens und konnte die Furcht, welche sie ihm einflößten, durch keine Vernunftgründe verscheuchen. Eines Tages las er wieder und wieder einen Brief, den er von Sakôt, dem Fürsten von Ceuta, erhalten hatte, des Inhalts, daß der Vortrab der Almoraviden eben sein Lager in der Ebene von Marokko aufgeschlagen habe; da rief einer seiner Hauptleute aus: „Wie ist es nur möglich, Herr, daß diese Nachricht dir so vielen Kummer verursacht? Wahrhaftig, das ist eine herrliche Wohnstätte, diese elende Ebene von Marokko, besonders mit dem schönen und glänzenden Sevilla verglichen! Was kann es dir schaden, daß diese Barbaren dort angelangt sind? Zwischen ihnen und uns liegen Wüsten, zahlreiche Armeen und die Wellen des Oceans." — „Ich bin überzeugt," antwortete ihm Motadhid mit ernstem Ton, „daß sie eines Tages hier sein werden; du wirst es vielleicht selbst erleben. Schreibe sogleich an den Statthalter von Algeziras, befiehl ihm, Gibraltar noch stärker zu befestigen, heiße ihn, auf seiner Hut sein und mit der größten Aufmerksamkeit Alles, was sich jenseits der Meerenge zuträgt, erspähen." Dann, seinen Blick auf seine Söhne richtend, sprach er: „O daß ich wüßte, wer von uns durch das drohende Unglück betroffen werden wird, ihr oder ich?" — „Möge Gott mich statt deiner zum Opfer ersehen, Vater," rief Motamid aus, „und mir alles dir bestimmte Unglück senden, welcher Art es auch sei." [1]

Fünf Tage vor seinem Tode, als er schon ein gewisses Uebelbefinden, eine allgemeine Erschlaffung des Körpers und Geistes fühlte, ließ Motadhid einen seiner Sänger, einen Sicilianer, kommen und befahl ihm, ein Lied zu singen, gleichviel welches. Er hatte sich vor-

[1]) Abbad. Bd. I S. 251, 252; Abd-al-wâchid S. 70.

genommen, die Worte des Liedes, welches der Sänger wählen würde, als eine Vorbedeutung anzusehen. Jener begann nun eines jener zugleich lieblichen und traurigen Lieder zu singen, an denen die arabische Literatur so reich ist. Das Lied fing folgendermaßen an:

„Laßt uns des Lebens uns freuen, denn wir wissen, daß es bald zu Ende sein wird. So mische denn den Wein mit dem Wasser der Wolken, o meine Geliebte, und reiche ihn uns dar!"

Er sang fünf Verse dieses Liedes, so daß durch ein seltsames Zusammentreffen, das aber vollkommen beglaubigt zu sein scheint, die Zahl der Verse gerade mit der der Tage übereinstimmte, welche Motadhid noch zu leben hatte.

Zwei Tage darauf, Donnerstag den 26. Februar, wurde seine väterliche Liebe — wir haben schon bemerkt, daß er, trotz seiner Grausamkeit, aufrichtige Zuneigung für seine Kinder hatte — schwer betroffen durch den Tod einer geliebten Tochter. Am Freitag Abend wohnte er in tiefer Trauer ihrem Leichenbegängniß bei, und als die Feierlichkeit vorüber war, klagte er über starkes Kopfweh. Als der Arzt herbeikam, hatte er einen heftigen Blutsturz, der ihn fast erstickt hätte. Der Arzt wollte ihn zur Ader lassen, aber Motadhid, der ein nicht sehr folgsamer Kranker war, hieß ihn bis zum andern Tage warten. Dies beschleunigte seinen Tod, denn am folgenden Tage wiederholte sich der Blutsturz in noch heftigerem Grade; Motadhid verlor die Sprache und hauchte bald darauf den letzten Seufzer aus.[1]

Ihm folgte sein Sohn Motamid, mit dem wir jetzt den Leser bekannt machen wollen.

---

[1]) Abbad. Bd. II S. 61 und 62.

IX.

Im Jahre 1040 geboren, wurde Motamid von seinem Vater schon im Alter von eilf oder zwölf Jahren zum Statthalter von Huelva ernannt, und kurze Zeit nachher befehligte er die sevillanische Armee, welche Silves belagerte. Bei dieser Gelegenheit lernte er einen Abenteurer kennen, welcher, nur neun Jahre älter als er, bestimmt war, eine bedeutende Rolle in seinem Leben zu spielen.

Er hieß Ibn-Ammâr. In einem Dorfe in der Nachbarschaft von Silves von arabischen, aber armen und geringen Eltern geboren, hatte er angefangen, sich in Silves und Cordova dem Studium der schönen Wissenschaften zu widmen; dann hatte er sich daran gemacht, Spanien zu durchwandern, um sein Brod dadurch zu verdienen, daß er Lobreden verfaßte für Solche, welche im Stande waren, sie zu bezahlen, denn während die berühmten Dichter geglaubt hätten, sich Etwas zu vergeben, wenn sie Gedichte für andere Leute als Prinzen oder Veziere gemacht hätten, dünkte dieser arme, unbekannte und schlechtgekeidete junge Mann, welcher durch seinen langen Pelz und sein kleines Käppchen die Heiterkeit der Einen und das Mitleid der Anderen erregte, sich glücklich, wenn irgend ein reicher Emporkömmling ihm aus Gnaden für seine immerhin nicht schlechten Verse die Brosamen von seinem Tische zuwarf. Eines Tages erreichte er Silves in größter Noth, da er nur noch seinen Maulesel hatte und nicht wußte, womit er diesen Gefährten seines Elendes sättigen solle. Zum Glück erinnerte er sich eines Mannes, der ihm leicht helfen konnte, wenn er es wollte, eines reichen Kaufmanns, der, so ungebildet er war, doch die Eitelkeit besaß, an einer zu seinem Preise verfaßten Ode Gefallen zu finden.

Der arme Poet schrieb also ein Gedicht, schickte es ihm und theilte ihm seine drückende Lage mit. In seiner Eigenliebe geschmeichelt, ließ der Kaufmann ihm einen Sack mit Gerste zukommen. Als Ibn-Ammâr dieses recht karge Geschenk in Empfang nahm, mußte er sich freilich sagen, daß der Kaufmann ihm ebenso gut einen Sack mit Weizen hätte schicken können; nichtsdestoweniger freute er sich sehr darüber, und wir werden sehen, daß er sich in der Folge gegen seinen Wohlthäter dankbar zeigte.

Es währte nicht lange, bis das dichterische Talent Ibn-Ammâr's allgemein bekannt wurde, und es trug ihm sogar die Ehre ein, Motamid vorgestellt zu werden. Diesem gefiel er außerordentlich, und da sie beide das Vergnügen liebten, dazu alle Arten von Abenteuern und vorzüglich schöne Verse, so entstand bald eine vertraute Freundschaft zwischen ihnen. Als daher Silves eingenommen und Motamid dort zum Statthalter ernannt worden war, beeilte er sich, ein Vezierat für seinen Freund zu schaffen, und überließ ihm die Verwaltung der Provinz.[1]

Die schönen Tage von Silves, diesem zauberischen Ort, wo damals alle Welt Dichter war[2] und den man heute noch das Paradies von Portugal nennt, schwanden nie aus dem Gedächtniß Motamid's. Noch hatte sich sein Herz der Liebe nicht geöffnet; wohl waren einige lebhafte Bilder in seiner Phantasie aufgestiegen, doch sie waren wieder erloschen, ohne ihm dauernden Genuß zu verschaffen.[3] Ihm blühte jetzt die Zeit der begeisterten Freundschaft, und diesem Gefühle überließ er sich ohne Rückhalt mit dem ganzen Feuer der Jugend. Ibn-Ammâr dagegen, der nicht wie der Prinz im Schoße des Reichthums, des Luxus und des Glückes groß geworden, der vielmehr seit seinem Lebensmorgen nur Kämpfe, Entmuthigung, herbe Enttäuschungen und Dürftigkeit gekannt hatte, war von weniger frischer, weniger heiterer und jugendlicher Phantasie; er konnte sich nicht einer gewissen Ironie entschlagen und in vielen Punkten war er geradezu Skeptiker .... Eines Tages, an einem Freitage, traten beiden Freunde in die Moschee; da improvisirte Motamid, als er den Muezzin die Stunde des Gebetes

---

[1]) Abd-al-wâchid S. 79—81; Abbad. Bd. II S. 88; Ibn-Bassâm Bd. II fol. 98 v.

[2]) In der Landschaft Silves hatte fast jeder Bauer das Talent zu improvisiren; siehe Kazwini Bd. II S. 364.

[3]) Siehe Motamid's Gedicht über Silves, welches wir weiter unten übersetzen werden.

ankündigen hörte, einen Vers und bat Ibn Ammâr einen zweiten im selben Silbenmaße und mit dem gleichen Reime hinzuzufügen:

„Der Muezzin verkündet die Stunde des Gebetes“ —
„Er thut es, in der Hoffnung, daß Gott ihm Verzeihung gewähre seiner vielen Sünden,“ antwortete Ibn-Ammâr —
„Möge er glücklich sein, weil er der Wahrheit Zeugniß gibt;“ fuhr der Prinz fort.
— „Wenn er nämlich glaubt, was er mit der Zunge spricht,“ erwiderte lächelnd der Vezier.“[1]

Eine sonderbare Erscheinung, die aber erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß er schon frühe die Menschen hatte kennen lernen und ihnen mißtraute: Ibn Ammâr zweifelte sogar an der zärtlichen und unbegrenzten Freundschaft, welche ihm der junge Prinz entgegentrug; er mochte sich noch so sehr bemühen, er konnte nicht die düsteren Ahnungen verscheuchen, von denen er bisweilen und besonders bei Festgelagen gequält wurde; denn der Wein pflegte ihn traurig zu machen. Man erzählt zum Beweise dessen ein sonderbares und jedenfalls ungewöhnliches Ereigniß, an dessen Thatsächlichkeit wir jedoch nicht zweifeln, weil es uns von zwei der in diesem Falle glaubwürdigsten Zeugen berichtet wird, nämlich von Motamid und Ibn-Ammâr selbst. Eines Abends, sagt man, war Ibn-Ammâr von Motamid zum Nachtmahl eingeladen worden. Der Prinz begegnete ihm mit größerer Zärtlichkeit als gewöhnlich, und als die anderen Gäste sich zurückzogen, beschwor er ihn zu bleiben und sein Bett zu theilen. Der Vezier gab seinen inständigen Bitten nach; aber kaum war er eingeschlafen, als er eine Stimme vernahm, welche zu ihm sagte: „Unglücklicher, er wird dich einst tödten!“ Von Schrecken erfaßt, fuhr Ibn Ammâr im Schlafe auf; aber er versuchte, diese schwarzen Gedanken, die er dem Weine zuschrieb, zu verscheuchen, und es gelang ihm endlich, wieder einzuschlafen. Indessen hörte er die unheilverkündenden Worte zum zweiten, zum dritten Male. Nun hielt er es nicht länger aus; überzeugt, daß es eine übernatürliche Warnung sei, stand er möglichst leise auf, hüllte sich in eine Matte und kauerte sich in eine Ecke der Säulenhalle, in der Absicht, zu entschlüpfen, sobald die Thore des Palastes sich öffnen würden; er war fest entschlossen, unverweilt dem nächsten Seehafen zuzueilen, um sich nach Afrika einzuschiffen.

Bald aber erwachte auch Motamid, und als er seinen Freund

[1]) Abbad. Bd. I S. 384.

nicht mehr an seiner Seite fand, stieß er einen Schrei der Bestürzung aus, so daß all seine Diener zusammenliefen. Man fing an, den Palast nach allen Seiten hin zu durchsuchen und zu durchspähen. Motamid selbst leitete die Nachforschungen. Um sich Gewißheit zu verschaffen, ob die Thüre geöffnet worden sei, trat er in die Vorhalle hinaus, wo Ibn-Ammâr sich versteckt hielt. Dieser verrieth sich durch eine unwillkürliche Bewegung in dem Augenblick, als der Prinz seine Blicke auf die Matte richtete, in die er sich eingehüllt hatte. „Was bewegt sich unter der Matte?" rief Motamid, und als alle Diener schnell herzuliefen, um sie zu untersuchen, fanden sie Ibn-Ammâr in sehr erbärmlichem Zustande, nur mit einem Untergewand bekleidet, an allen Gliedern zitternd und von Schamgefühl so verwirrt, daß er kaum die Augen aufzuthun wagte. Bei seinem Anblick brach Motamid in Thränen aus. „O Abû-Bekr," rief er, „warum hast du das gethan?" Als er sah, daß sein Freund noch immer zitterte, zog er ihn sanft mit sich in sein Zimmer und bemühte sich, ihm das Geheimniß seines sonderbaren Benehmens zu entlocken. Es dauerte lange, bis es ihm gelang. Von einem heftigen nervösen Anfall ergriffen und nicht minder von dem Lächerlichen seiner Lage als von der Furcht vor dem Prinzen gepeinigt, weinte und lachte Ibn-Ammâr in Einem Athem. Als er sich endlich beruhigt hatte, gestand er Alles ein. Motamid konnte über sein Bekenntniß nur lachen. „Theurer Freund," sagte er, indem er ihm liebevoll die Hand drückte, „der Dunst des Weines hat dein Gehirn umnebelt, und ein Alp hat dich gedrückt, das ist Alles. Glaubst du denn, daß ich jemals im Stande sein könnte, dich, meine Seele, mein Leben, zu tödten? Das hieße ja einen Selbstmord begehen! Jetzt aber suche diese häßlichen Träume zu vergessen und laß uns nicht mehr davon reden."

„Ibn-Ammâr," so sagt ein arabischer Geschichtschreiber, „suchte in der That, dieses Abenteuer zu vergessen, und es gelang ihm; aber endlich, nachdem inzwischen viele Tage und Nächte verflossen waren, widerfuhr ihm, was wir später erzählen werden."[1]

Wenn die beiden Freunde nicht in Silves waren, so lebten sie in Sevilla, wo sie sich den Vergnügungen aller Art, welche die glänzende und reizende Hauptstadt darbot, hingaben. Oftmals gingen sie in

---

[1]) Abd-al-wâchid (S. 81, 82) erzählt dieses Abenteuer mit den eigenen Worten Ibn-Ammâr's. Ibn-Bassâm (Bd. II fol 1[illegible]3 r. und v.) hatte es von mehreren Bezieren in Sevilla erzählen hören, die es aus dem Munde Motamid's wußten. Siehe auch Abbad. Bd. II S. 120.

irgend einer Verkleidung nach der „Silberwiese“ am Ufer des Guadalquivir, wo das Volk, Männer und Frauen, sich zu allerlei Belustigungen versammelte. Da war es, wo Motamid zum ersten Male Derjenigen begegnete, welche bestimmt war, die Gefährtin seines Lebens zu werden. Als er sich eines Abends mit seinem Freunde auf der Silberwiese erging, bewegte ein leiser Windhauch die Wellen des Flusses; da improvisirte Motamid folgenden Vers:

„Der Windhauch hat das Wasser in einen Küraß verwandelt...“

Er bat Ibn-Ammâr, einen zweiten Vers hinzuzufügen. Aber da dieser nicht sogleich die Ergänzung finden konnte gab ein Mädchen aus dem Volke, welches nahe dabei stand, sie statt seiner:

„Prächtig wäre der Küraß in der That am Tage der Schlacht, wenn das Wasser zu Eis gefroren.“

Ganz erstaunt, ein Mädchen schneller improvisiren zu hören als Ibn-Ammâr, der für sein Talent doch so berühmt war, blickte Motamid sie mit Aufmerksamkeit an. Ihre Schönheit fiel ihm auf, und sogleich rief er einen Eunuchen herbei, der ihm in einiger Entfernung folgte, und befahl ihm, die Dichterin in seinen Palast zu führen, wohin er nun eiligst zurückkehrte.

Als das Mädchen vor ihn geführt wurde, befragte er sie um ihren Namen und Stand.

„Ich heiße Itimâd,“ antwortete sie; „für gewönlich nennt man mich aber Romaikia, denn ich bin Sklavin des Romaik und meines Standes Mauleseltreiberin.“

„Sage, bist du verheirathet?“

„Nein, Prinz.“

„Desto besser, dann will ich dich deinem Herrn abkaufen und dich zu meiner Gemahlin machen.“ [1]

Sein ganzes Leben lang liebte Motamid Romaikia mit unerschütterlicher Treue. Sie besaß Alles, was ihm gefallen konnte. Man hat sie mit Wallâda von Cordova verglichen, der Sappho jener Zeit: ein Vergleich, der jedoch nicht durchaus zutreffend genannt werden

---

[1]) Abbad. Bd. II S. 151, 152; vgl. S. 225, 226. Erst nach seiner Verheirathung nahm der junge Prinz den Namen Motamid an, der aus der selben Wurzel gebildet ist wie das Wort Itimâd. Wir glaubten ihm diesen Namen im Voraus geben zu sollen, aber früher führte er andere Namen; siehe Abbad. Bd. II S. 69, vgl. S. 61.

kann; denn da Romaikia keine sorgfältige Erziehung genossen hatte, konnte sie an Wissen sich nicht mit Wallâda messen; aber in geistreicher Unterhaltung, in Witzworten, glücklichen und naiven Einfällen, in lebhaften und klugen Antworten stand sie jener nicht nach und übertraf sie vielleicht sogar durch ihre natürliche und fast kindliche Anmuth, durch ihren Frohsinn und Muthwillen.[1] Ihre Launen und Einfälle machten das Glück und die Verzweiflung ihres Gatten aus, welcher dieselben um jenen Preis befriedigen mußte; denn wenn sie sich einmal Etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnte nichts sie davon abbringen. Eines Tages, im Februar, sah sie von einer Fensterbrüstung des Palastes in Cordova aus, wie Schneeflocken vom Himmel fielen, ein ziemlich seltenes Schauspiel in diesem Lande, wo es fast keinen Winter gibt. Da fing sie plötzlich an zu weinen.

„Was fehlt dir, meine liebe Freundin?" fragte sie ihr Gatte.

„Was mir fehlt," antwortete sie ihm schluchzend; „mir fehlt, daß du ein Barbar bist, ein Tyrann, ein Ungeheuer! Sieh doch, wie hübsch der Schnee ist, wie schön er ist, wie wundervoll, wie diese weichen Flocken sich so reizend an die Zweige der Bäume setzen; und du, Undankbarer, hast noch niemals daran gedacht, mir jeden Winter dieses prachtvolle Schauspiel zu verschaffen; es ist dir noch niemals eingefallen, mich in ein Land zu führen, wo immer Schnee fällt!"

„Sei doch nicht so außer dir, mein Leben, meine Liebe" gab der Prinz ihr zur Antwort, indem er die Thränen trocknete, die von ihren Wangen fielen; „du sollst jeden Winter Schnee haben und sogar hier, dafür stehe ich dir."

Er befahl nun, auf der ganze Sierra von Cordova Mandelbäume zu pflanzen, damit die weißen Blumen dieser schönen Bäume, welche blühen, sobald der Frost vorüber ist, seiner Romaikia die Schneeflocken ersetzten, die sie so sehr bewundert hatte.[2]

Ein anderes Mal sah sie Frauen aus dem Volke, welche mit ihren Füßen den Schlamm kneteten, woraus Ziegelsteine gefertigt werden sollten, und auch darüber fing sie an zu weinen. Als ihr Gemahl sie um die Ursache ihres Kummers fragte, sagte sie zu ihm:

„Ach, ich bin sehr unglücklich seit dem Tage, da man mich meinem fröhlichen und freien Leben, welches ich in meinem alten Gemäuer führte, entzog und du mich in diesen öden Palast eingesperrt und mit

---

1) Siehe Abbad. Bd. II S. 234.

2) El Conde Lucanor, c. 14.

den lästigen Fesseln der Etikette beschwert hast! Sieh doch diese Frauen an, da unten am Ufer des Flusses; o könnte ich wie sie den Schlamm mit bloßen Füßen stampfen, aber ach, durch dich dazu verdammt, reich und eine Sultanin zu sein, kann ich es nicht!"

„Doch, du kannst es," antwortete der Prinz lächelnd.

Sofort stieg er in den Hof hinab und ließ dort eine große Menge Zucker, Canneel, Ingwer und Specereien aller Art aufhäufen; als der ganze Hof mit diesen kostbaren Ingredienzien bedeckt war, ließ er Rosenwasser darüber gießen und alles so wohl durchkneten, daß es eine Art von Schlamm bildete. Nachdem dies geschehen, sagte der Prinz zu Romaikia:

„Habe die Gnade und steige mit deinen Mägden in den Hof, der Schlamm erwartet dich!"

Die Sultanin folgte seiner Aufforderung, und nachdem sie und ihre Frauen sich der Fußbekleidung entledigt hatten, begannen sie alle, mit toller Fröhlichkeit in diesem aromatischem Schlamme herumzutreten.

Das war ein kostspieliger Einfall, und Motamid wußte ihn auch im Nothfall seiner launenhaften Gemahlin ins Gedächtniß zurückzurufen, denn ihre Wünsche kannten keine Grenzen. Eines Tages, als sie ihn um Etwas gebeten hatte, was er ihr nicht bewilligen konnte, rief sie aus:

„Ach, wie sehr bin ich zu beklagen; entschieden bin ich die unglücklichste der Frauen, denn ich nehme Gott zum Zeugen, daß du mir niemals das Geringste zu Gefallen gethan hast."

„Nicht einmal am Tage des Schlammes?" fragte Motamid sie mit sanfter und zärtlicher Stimme.

Romaikia erröthete und bestand nicht länger auf ihrem Willen.[1]

Wir müssen leider hinzufügen, daß die Lehrer der Religion den Namen dieser launenhaften Sultanin nur mit heiligem Schauder aussprachen. Sie betrachteten sie als das größte Hinderniß zur Bekehrung ihres Gemahls, der durch sie in einen endlosen Wirbel von Vergnügungen und Genüssen hineingezogen werde, und wenn die Moscheen am Freitag leer waren, so maßen sie ihr die Schuld zu. Romaikia lachte über ihr Geschrei; unbekümmerten und ausgelassenen Gemüths, ahnte die Aermste nicht, daß diese Männer ihr eines Tages furchtbar werden sollten.[2]

---

[1]) Abbad. Bd. II S. 152, 153.

[2]) Abbad. Bd. II S. 151.

Uebrigens hatte Motamid trotz seiner Geliebten doch auch für Ibn-Ammâr noch immer einen offenen Platz in seinem Herzen. Eines Tages, als er mit seinem Freunde fern von Romaikia war, schrieb er ihr einen Brief, in welchem er folgendes sechszeilige Akrostich einflocht:

Immer bist du nahe meinem Herzen, wenn auch meinen Augen noch so fern!
Thränen sind mein Theil und Seufzer, Schmerzen — aber dir sei hold des Glückes Stern!
Ist's auch schwer, daß Frauensinn mich leite, dennoch trag ich deines Willens Joch;
Mich zu setzen wieder dir zur Seite, würde dies gewährt mir endlich doch!
Ach gedenke mein, vergiß mich nimmer, dauert lange auch der Trennung Qual.
Deines Namens Züge schreib ich immer: Itimâd, du meiner Seele Wahl![1]

Er schloß seinen Brief mit diesen Worten: „Bald werde ich dich wiedersehen, wenn es Allâh's und Ibn-Ammâr's Wille ist."

Als Ibn-Ammâr diese Stelle las, richtete er an seinen Freund folgende Verse:

„Ach, mein Prinz, wie hätte ich jemals einen anderen Wunsch, als deinen Willen zu erfüllen; ich lasse mich durch dich leiten, wie der nächtliche Wanderer sich durch den blendenden Blitze leiten läßt. Willst du zu ihr zurückkehren, die dir theuer ist, dann besteige einen schnellen Segler — ich folge dir; oder schwinge dich in den Sattel — auch dann folge ich dir. Wenn wir dann unter Gottes Schutz im Hofe deines Palastes angekommen sind, läßt du mich allein in meine Wohnung zurückkehren, du aber wirst, ohne dir Zeit zum Ablegen deines Säbels zu nehmen, dich zu den Füßen jener Schönen mit dem goldenen Gürtel niederwerfen; alsdann wirst du, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, sie umarmen und an dein Herz drücken, während dein Mund und der ihrige süße Worte lispeln, gleich den Vögeln, die beim Aufgang der Morgenröthe Zwiesprache mit einander halten."[2]

Sein Herz zwischen Freundschaft und Liebe theilend, führte der junge Prinz ein herrliches Leben; plötzlich aber wurde es gestört: sein Vater sprach über Ibn-Ammâr das Verbannungsurtheil aus. Das war für beide Freunde ein Donnerschlag; doch sie mußten sich in das Unabänderliche fügen; denn Motadhid war in seinen einmal gefaßten Entschlüssen unerschütterlich; fern im Norden, meist in Saragossa, verbrachte Ibn Ammâr die traurigen Jahre seiner Verbannung, bis Motamid, im Alter von neunundzwanzig Jahren, seinem Vater in der Regierung folgte.[3] Der junge Fürst beeilte sich, den Freund seiner

[1]) Abbad. Bd. II S. 68.

[2]) Abbad. Bd. II S. 88.

[3]) Abd-al-wâchid S. 77, 81. Nach einem anderen Bericht (Abbad. Bd. II S. 105), der mir jedoch ungenau zu sein scheint, wäre Ibn-Ammâr schon bei Lebzeiten Motadhid's an den Hof zurückgekehrt.

Jugend zu sich zu rufen und ließ ihm die Wahl zwischen den verschiedenen Aemtern des Königreichs. Ibn-Ammâr entschied sich für die Statthalterschaft der Provinz, in der er geboren war. Wiewohl Motamid ihn mit Bedauern aus seiner Nähe scheiden sah, so bewilligte er ihm doch seine Bitte,[1] aber im Augenblick, als sein Freund ihm Lebewohl sagte, kehrten all jene entzückenden Erinnerungen seines Aufenthaltes in Silves und all jene Jugendempfindungen, die im Herzen keine Bitterkeit zurücklassen, wieder, und er improvisirte folgende Verse:

„Grüße, o Abû-Bekr, in Silves die geliebten Plätze — du kennst sie ja, und frage sie, ob sie mein Andenken bewahrt haben. Grüße vor allem den Scharâdschib, jenen prachtvollen Palast, dessen Säle voll Löwen und weißen Schönen sind, so daß man sich bald in einer Höhle zu befinden glaubt, bald in einem Serail,[2] und sage ihm, daß hier ein junger Ritter lebt, der vor Verlangen brennt, ihn wiederzusehn. Wie viele Nächte habe ich dort zugebracht, an der Seite einer jungen Schönen mit breiten Hüften und schmalem Gürtel! Wie oft haben dort die jungen weißen und braunen Mädchen mir das Herz mit ihren süßen Blicken durchbohrt, als ob ihre Augen Dolche wären oder Lanzen! Und welche Nächte habe ich in jenem Thale, am Ufer des Flusses mit der schönen Sängerin zugebracht, deren Armband dem zunehmenden Monde glich! Sie machte mich trunken auf alle mögliche Weise: bald durch ihre Blicke, bald durch den Wein, den sie mir reichte, bald durch ihre Küsse. Und wenn sie dann auf ihrer Guitarre ein Kriegslied spielte, so glaubte ich, das Klirren der Schwerter zu hören, und fühlte in mir die Kampfbegier brennen. Süßer Augenblick dann vor allem, wenn sie ihres Gewandes entledigt, mir schlank und leicht wie ein Weidenzweig sich zeigte. Die Blume, sagte ich dann, ist ihrer Knospe entstiegen.“[3]

Ibn-Ammâr hielt seinen Einzug in Silves mit einem so prächtigen Gefolge und mit solchem Pomp, wie ihn Motamid selbst, als er Statthalter der Provinz war, nie entfaltet hatte; aber er erwarb durch eine edle That der Dankbarkeit sich Verzeihung für diese Anwandlung von Stolz; denn sobald er erfahren hatte, daß der Kaufmann noch lebe, der ihn damals, da er noch als armer wandernder Poet umherzog, in seiner großen Noth beigestanden hatte, sandte er ihm einen Sack voll Silber. Es war der nämliche Sack, welchen der Kaufmann ihm einst voll Gerste geschenkt und den Ibn-Ammâr sorgfältig aufbewahrt hatte. Indessen verhehlte er seinem früheren Wohlthäter doch

[1]) Abd-al-wâchid S. 82.

[2]) Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß der Dichter an Statuen und Löwenfiguren denkt.

[3]) Abbad. Bd. I S. 39, 84.

nicht, daß er sein Geschenk ein wenig karg gefunden habe, denn er schickte ihm den Sack zurück mit den Worten: „Wenn du uns damals diesen Sack mit Weizen gefüllt geschickt hättest, würden wir ihn dir jetzt voll Gold zurücksenden.“[1]

Er blieb indessen nicht lange in Silves. Da Motamid nicht ohne ihn leben konnte, ernannte er ihn zum ersten Minister und rief ihn als solchen an den Hof zurück.[2]

---

[1]) Abd-al-wâchid S. 80.
[2]) Abd-al-wâchid S. 82, 83.

X.

Da Motamid und sein Minister die Poesie vor allen Dingen liebten, so wurde der Hof von Sevilla zum Sammelplatz der besten Dichter jener Zeit. Die bloßen Reimeschmiede konnten nicht hoffen, dort ihr Glück zu machen, denn Motamid war ein strenger Kritiker, welcher sorgfältig jedes ihm vorgelegte Gedicht prüfte und jeden Ausdruck, jede Silbe abwog;[1] sobald es sich aber um einen Dichter von Talent handelte, kannte seine Freigebigkeit keine Grenzen. Eines Tages hörte er folgende Verse recitiren:

„Die Treue im Halten der Versprechungen ist zu unserer Zeit ein seltenes Ding. Ihr findet niemanden, der diese Tugend übt, kaum Jemanden, der daran denkt. Sie ist so zur Fabel geworden wie der Vogel Greif, oder wie jene Erzählung von dem Dichter, der einst ein Geschenk von tausend Ducaten erhielt."

„Von wem sind diese Verse?" fragte Motamid.

„Von Abd-al-Dschalil,' erhielt er zur Antwort.

„Was!" rief er jetzt aus, „einer meiner Diener, ein guter Dichter hält ein Geschenk von tausend Ducaten für etwas Fabelhaftes!"

Auf der Stelle ließ er an Abd-al-Dschalil tausend Ducaten auszahlen.[2]

Ein anderes Mal unterhielt er sich gerade mit einem der sicilianischen Dichter, welche nach der Eroberung ihres Vaterlandes durch den Normannen Roger an seinen Hof gekommen waren, als man ihm

---

[1]) Siehe Abbad. Bd. II S. 148.

[2]) Abd-al-wachid S. 72; Abbad. Bd. II S. 222.

aus der Münze neugeprägtes Gold brachte. Er gab dem Sicilianer zwei Börsen voll; aber dieser, nicht zufrieden mit dem Geschenk, so glänzend es auch war, sah mit lüsternem Blick nach einem ein Kameel darstellenden Figürchen aus Bernstein mit eingelegten Perlen, welches sich im Saale befand. „Herr," sagte er endlich, „dein Geschenk ist kostbar, aber es ist schwer, und ich glaube, ich würde ein Kameel nöthig haben, um es in meine Wohnung zu schaffen." — „Das Kameel ist dein," antwortete Motamid lächelnd. [1]

Im Allgemeinen konnte Jeder sicher sein, Motamid zu gefallen, der geistige Interessen besaß, mochte er nun Dichter oder was sonst immer sein; ja es konnte dies sogar ein Straßenräuber, wie die Geschichte vom „Grauen Falken" beweist. Der Graue Falke — er wurde nur mit diesen Beinamen bezeichnet — war seit lange der größte Dieb jener Zeit, der Schrecken und die Geisel der Landbewohner gewesen; als er aber endlich in die Hände der Gerechtigkeit fiel, wurde er zur Kreuzigung an der Landstraße verurtheilt, damit die Bauern Zeugen seiner Hinrichtung sein könnten. Da jedoch an dem für die Hinrichtung festgesetzten Tage erstickende Hitze herrschte, war die Landstraße nur wenig belebt. Am Fuße des Kreuzes, an welchem der Dieb hing, standen seine Frau und seine Töchter. Sie weinten heiße Thränen. „Ach!" sagten sie, „wenn du nicht mehr lebst, werden wir Hungers sterben!" Nun hatte der Graue Falke ein mitleidiges und treues Herz. Der Gedanke, daß seine Familie in Elend untergehen werde, verursachte ihm großen Kummer. Da erblickte er einen fremden Kaufmann des Weges kommend, auf einem Maulesel reitend, welcher mit Stoffen und anderen Waaren, die er in den benachbarten Dörfern verkaufen wollte, beladen war.

„Ach, Herr," rief er diesem zu, „ich befinde mich hier, wie du siehst, in einer ziemlich unangenehmen Lage, aber du könntest mir einen großen Dienst leisten, aus dem auch du selbst Nutzen ziehen würdest."

„Welchen denn?" fragte der Andere.

„Siehst du den Brunnen dort unten?"

„Ja wohl."

„Gut, wisse also, daß ich, als ich die Dummheit hatte, mich von jenen verfluchten Landreitern fangen zu lassen, hundert Ducaten in diesen ausgetrockneten Brunnen warf. Vielleicht bist du so gefällig und nimmst dir die Mühe, sie heraus zu holen, wenn ich dir die

[1]) Abbad. Bd. II S. 146.

Hälfte davon überlasse. Meine Frau und meine Töchter hier werden deinen Maulesel halten, bis du damit fertig bist."

Durch den lockenden Gewinn verführt, nahm der Kaufmann sogleich einen Strick, befestigte das eine Ende desselben am Rande des Brunnens und ließ sich bis auf den Grund hinab.

„Schnell!" sagte jetzt der Graue Falke zu seinem Weibe; „schneide den Strick ab, nimm den Maulesel und fliehe eilig mit den Kindern!"

Alles dies war die Sache eines Augenblickes. Der Kaufmann schrie wie besessen, aber da die Gegend umher menschenleer war, verfloß eine ziemlich lange Zeit, bis ein Vorübergehender ihm zu Hilfe kam, und da dieser nicht stark genug war, um ihn allein aus dem Brunnen zu ziehen, so mußte man warten, bis ein zweiter kam, ihm Beistand zu leisten. Endlich aus seinem unterirdischen Gefängnisse erlöst, mußte der Kaufmann seinen Befreiern Rede und Antwort stehen auf die Frage, was er denn im Brunnen habe thun wollen. Er erzählte ihnen sein Mißgeschick mit vielen Verwünschungen gegen den Dieb, der ihn so abscheulich betrogen. Bald war es in der ganzen Stadt bekannt; es gelangte sogar zu den Ohren Motamid's, welcher befahl, den Grauen Falken vom Kreuze abzunehmen und vor ihn zu führen. Als er ihm gegenüberstand, sagte der Fürst:

„Du bist in der That der größte Schurke, den es gibt, da selbst die Aussicht des nahen Todes dir nicht die Lust zu schlechten Streichen benommen hat."

„Ach, mein Fürst," antwortete der Dieb, „wenn du so gut wüßtest wie ich, welche Freude das Stehlen macht, so würdest du deinen Königsmantel in die Nesseln werfen und nichts weiter thun als stehlen."

„Verfluchter Schurke!" rief der Fürst, aus vollem Halse lachend, aus. „Aber höre, laß uns ernsthaft sprechen! Vorausgesetzt, ich schenke dir das Leben, gebe dir deine Freiheit wieder, setze dich in den Stand, dein Brod auf ehrliche Weise zu verdienen, und weise dir einen Gehalt an, welcher für deine Bedürfnisse hinreicht, willst du dich dann bessern, willst du dann dein verabscheuenswerthes Handwerk aufgeben?"

„Man thut viel, um sein Leben zu retten, Herr. Dem Leben zu Liebe kann man sich sogar bessern. Wohlan, du sollst mit mir zufrieden sein!"

Der Graue Falke hielt Wort. Zum Anführer der Feldjäger er-

nannt, flößte er von nun an seinen ehemaligen Genossen den selben Schrecken ein, wie früher den Landleuten.[1]

Im Uebrigen führte Motamid ein vergnügtes Leben, ohne sich viel um die Staatsgeschäfte zu kümmern. „Meiner Meinung nach," sagte er in einem Gedichte, „ist weise sein, nicht weise sein."[2] Festmahle nahmen einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch, und weil er sich als galanter Ritter zeigen wollte, mußte er die übrige Zeit den jungen Schönen seines Serails widmen. Nicht daß er aufgehört hätte, Romaikia zu lieben; im Gegentheil, er liebte sie mit unwandelbarer Leidenschaft; aber da man nach dem sonderbaren Gesetzbuch, welches in den moslimischen Ländern die Liebesangelegenheiten regelt, sich allerlei Launen hingehen lassen kann, ohne deshalb untreu zu werden, brachte er von Zeit zu Zeit auch anderen Damen seine Huldigungen dar, ohne daß Romaikia, die sich bewußt war, als Königin im Herzen ihres Gatten zu regieren, Etwas dagegen einzuwenden gehabt hätte. Die schöne Amata war bezaubernd, und wenn der Fürst auf ihre Gesundheit trank, so fand er immer, daß der Wein mehr Blume habe als sonst.[3] Luna leistete ihm Gesellschaft, wenn er sich mit den Versen alter Dichter beschäftigte oder eigene niederschrieb, und wenn die Sonne es sich einfallen ließ, einen unbescheidenen Blick in sein Studierzimmer zu werfen, so war Luna da, ihn aufzufangen; „denn sie weiß wohl," sagte der Fürst, „daß Luna allein die Sonne verfinstern kann."[4] Spröder und eigensinniger, hatte Margarita zuweilen Launen; dann gerieth sie in Zorn, und Motamid mußte alle Mühe anwenden, sie zu besänftigen. Einmal, als er sich ihren Unwillen zugezogen hatte, schrieb er ihr, um ihre Verzeihung zu erbitten. Sie antwortete ihm zwar, aber ohne ihren Namen oben an den Anfang des Briefes zu setzen, wie es die Sitte wollte. Da sagte der Fürst:

> „Ach, sie hat mir noch nicht verziehen, sonst würde sie ihren Namen oben auf ihr Billet geschrieben haben. Sie weiß, daß ich ihn anbete, diesen Namen, doch sie ist so böse auf mich, daß sie ihn nicht schreiben will. — Wenn er ihn fleht, hat sie sich selbst gesagt, so wird er ihn küssen. Aber bei Gott er soll ihn nicht sehen."[5]

Und welch reizende Krankenwärterin war „die Fee"! Der Fürst bat Allâh, es ihm als besondere Gunst zu bewilligen, beständig kränklich

[1]) Abbad. Bd. II S. 224, 225.
[2]) Abd-al-wâchid S. 72.
[3]) Siehe Abbad. Bd. I S. 392.
[4]) Abd-al-wâchid S. 73; Abbad. Bd. II S. 30.
[5]) Abbad. Bd. I S. 391.

zu sein, damit es ihm niemals fehlen möge, diese anmuthige Gazelle mit den Purpurlippen an seinem Kopfkissen zu sehen.[1]

Man würde sich indessen irren, wenn man glaubte, daß Motamid gänzlich die Durchführung der Bestrebungen seines Großvaters und seines Vaters vernachlässigt hätte. Obgleich er nicht so viel Ehrgeiz besaß wie sie, richtete er dennoch aus, was sie vergebens erstrebt hatten: schon im zweiten Jahre seiner Regierung vereinigte er Cordova mit seinem Königreiche.

Sein Vater hatte ihm freilich den Weg dazu gebahnt, und alle Umstände unterstützten ihn in merkwürdigem Zusammentreffen. Sechs Jahre vorher, im Jahre 1064, hatte der alte Präsident der Republik Abû-'l-Walîd ibn-Dschahwar seine Functionen zu Gunsten seiner beiden Söhne, Abderrachmân und Abdalmelik, niedergelegt. Dem älteren vertraute er Alles, was die Finanzen und die Verwaltung betraf, dem jüngeren, dem er besonders zugethan war, ertheilte er den militärischen Oberbefehl.[2] Letzterer überstrahlte bald seinen älteren Bruder; indessen ging Alles gut, so lange der Einfluß des geschickten Veziers Ibn-as-Sakkâ dauerte. Dieser Staatsmann flößte allen erklärten oder versteckten Feinden der Republik und selbst Motadhid Achtung ein, und nur durch seinen Sturz glaubte dieser das Ziel seiner Wünsche erreichen zu können. Er versuchte also, ihn bei Abdalmelik ibn-Dschahwar verdächtig zu machen, und es gelang. Ibn-as-Sakkâ wurde zum Tode verurtheilt, und dieses Ereigniß hatte für die Republik sehr traurige Folgen. Die Hauptleute und Soldaten, welche dem Vezier sehr ergeben waren, gaben größtentheils ihre Entlassung, während Abdalmelik sich seinen Mitbürgern durch seine Härte und sein ungebundenes Wesen verhaßt machte. Zudem scheint er nach und nach Alles abgeschafft zu haben, was von republicanischen Einrichtungen bis dahin in Geltung geblieben war.

Die Macht Abdalmelik's wankte also schon, als Mamûn von Toledo im Herbst des Jahres 1070 Cordova belagerte. Da Abdalmelik fast gar keine Soldaten mehr hatte (seine Reiterei war bis auf zweihundert Mann zusammengeschmolzen, und diese waren noch dazu nicht recht zuverlässig), so bat er Motamid um Hilfe. Er erhielt, was er wünschte: Motamid schickte ihm sehr beträchtliche Verstärkungen, und die toletanische Armee mußte die Belagerung aufheben; aber Abdalmelik gewann nichts dabei; im Gegentheil, auf Grund geheimer In-

[1]) Abbad. Bd. I S. 388.
[2]) Ibn-Chaijân bei Ibn-Bâssâm Bd. I fol. 158 v. 159 r.

structionen ihres Herrn verständigten sich die sevillanischen Hauptleute mit den Cordovanern dahin, Abdalmelik die Herrschaft zu nehmen, um sie dem Könige von Sevilla zu übertragen. Dieses Complott wurde so geheim gehalten, daß Abdalmelik nichts ahnte. Am Morgen des siebenten Tages nach Mamûn's Abzug wollte er eben den Palast verlassen, um den Sevillanern, welche angekündigt hatten, daß sie an diesem Tage ausrücken würden, das Geleite zu geben; da drangen aufrührerische Rufe an sein Ohr. Er forschte nach dem Anlaß und wurde gewahr, daß sein Palast von seinen angeblichen Hilfstruppen und vom Volke umringt war. Unmittelbar darauf nahm man ihn mit seinem Vater und dem ganzen übrigen Theil seiner Familie gefangen.

Motamid wurde zum Herrn von Cordova proclamirt, und die Beni-Dschahwar als Gefangene nach der Insel Saltes geführt; der alte Abû-'l-Walîd überlebte sein Unglück nur vierzig Tage.[1]

Der königliche Dichter spricht von dieser Eroberung, als handle es sich um die einer etwas hochmüthigen Schönen.

„Ich habe im Sturm," so sagt er, „die Hand der schönen Cordova erobert, dieser stolzen Amazone, welche mit Schwert und Lanze Alle zurückwies, die um sie anhielten. Jetzt feiern wir beiden, sie und ich, unser Hochzeitsfest in ihrem Palaste, während die anderen Könige, meine verstoßenen Nebenbuhler, vor Wuth weinen und vor Angst zittern. Ja, ihr könnt mit Recht zittern, ihr elenden Feinde! denn bald wird der Löwe sich auf euch stürzen."[2]

Mamûn hielt sich indessen noch nicht für geschlagen; im Gegentheil war er entschlossen, sich wieder zum Herrn von Cordova zu machen, wie viel es ihn auch kosten möge. Unterstützt von seinem Verbündeten, Alphons VI., verwüstete er nun die Umgegend der Stadt, wurde aber von dem jungen Statthalter Abbâd, einem Sohne Motamid's und der Romaikia, zurückgeschlagen.[3] Nun erbot sich Ibn-

[1]) Ibn-Bassâm Bd. I fol. 159 r — 160 r.; Ibn-Chaijân a. a. O. fol. 160 r. und v.; Gedicht von Ibn-al-Kacira bei Ibn-al-Khatîb, Man. P, fol. 160 r. und v; Ibn-Khaldûn, fol. 25 v. Der letztgenannte Schriftsteller irrt, wenn er sagt, daß die Einnahme von Cordova im Jahre 461 statt fand, denn Ibn-Bassâm berichtet: gegen das Ende des J. 462. Auch ist es unrichtig, wenn er behauptet, daß Abû-'l-Walîd schon vorher gestorben sei; Abd-al-wâchid (S. 43) theilt diesen Irrthum

[2]) Abbad. Bd I S. 46.

[3]) Abbad. Bd. I S. 322; Lucas von Tuy S. 100.

Ocâscha, ihn in den Besitz der Stadt zu setzen, nach der ihn so sehr gelüstete. Ibn-Ocâscha war ein grausamer und blutgieriger Mann, ein früherer Gebirgsbandit, dem es indessen nicht an Talent fehlte und der Cordova, wo er schon eine Rolle gespielt hatte, sehr gut kannte. Zum Befehlshaber einer Festung ernannt, begann er in Cordova Intriguen und Verschwörungen anzustiften, was ihm nicht schwer ward, da viele Bürger mit dem Gange der Dinge unzufrieden waren. Der Prinz Abbâd berechtigte freilich zu schönen Hoffnungen, allein da er noch zu jung war, um allein zu regieren, war die Macht in den Händen des Befehlshabers der Besatzung, Mohammed's des Sohnes Martin's, ursprünglich, wie es scheint, ein Christ. Dieser Mann war zwar ein guter Soldat, aber grausam, blutgierig und ausschweifend. Daher haßten ihn die Cordovaner, und mehrere von ihnen machten sich kein Gewissen daraus, mit Ibn-Ocâscha in Verbindung zu treten. Diesem gelang es indessen nicht, seine Schliche völlig geheim zu halten. Ein Hauptmann bemerkte, daß der frühere Brigant oft bei Nacht an die Thore der Stadt kam und alsdann mit den Soldaten der Besatzung höchst verdächtige Gespräche führte. Das hinterbrachte er dem Prinzen Abbâd; aber dieser schenkte der Mittheilung nicht viel Aufmerksamkeit und schickte Den, der sie ihm gebracht, zu Mohammed, dem Sohne Martin's. Dieser wies ihn seinerseits an die niederen Hauptleute. Kurz einer überließ es dem andern, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, und keiner that seine Pflicht.

Indessen blieb Ibn-Ocâscha unaufhörlich auf der Lauer, und im Januar 1075 benützte er eine stürmische und dunkle Nacht, um mit seiner Mannschaft in die Stadt einzudringen, und zog geradeswegs nach dem Palast Abbâd's. Er fand daselbst keine Wache und war schon auf dem Punkte, das Thor einzustoßen, als der Prinz, vom Thürhüter aufgeweckt, mit einer Handvoll Sklaven und Soldaten kam, ihm den Eingang zu verwehren. Trotz seiner großen Jugend vertheidigte er sich wie ein Löwe, und schon hatte er die Angreifer gezwungen, die Vorhalle zu räumen, als er mit dem Fuße ausglitt. Sogleich stürzte ein Mann von der feindlichen Bande auf ihn los und tödtete ihn. Man ließ seinen Leichnam fast nackt auf der Straße liegen; denn da Abbâd aus dem Schlaf aufgeschreckt worden war, hatte er nicht Zeit gehabt, sich anzukleiden.

Darauf führte Ibn-Ocâscha seine Männer ins Haus des Befehlshabers. Dieser war so wenig auf einen Angriff vorbereitet, daß er im Augenblick, als man in seine Wohnung einbrach, gerade dem Tanz seiner Almen (Bajaderen) zuschaute. Nicht so muthig wie Ab-

bâd, versteckte er sich, als er Säbelgeklirr im Hof hörte, aber man entdeckte seinen Schlupfwinkel, er wurde gefangen genommen und später getödtet.

Mit den ersten Strahlen der Morgenröthe, während Ibn-Ocâscha noch von Haus zu Haus eilte, um die Edlen der Stadt zu bereden, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, kam ein Imâm auf dem Wege zur Moschee vor dem Palaste Abbâd's vorbei. Da fielen seine Blicke auf einen Körper, welcher dort lag, nackt und ohne Leben. Als er erst nach einiger Mühe in diesem mit Schmutz bedeckten Leichnam den Körper seines jungen Prinzen erkannte, erwies er ihm den letzten frommen Dienst und bedeckte ihn mit seinem Mantel. Kaum war er fort, als Ibn-Ocâscha selbst an die nämliche Stelle kam, von jenem Haufen umringt, welcher in den großen Städten bei jedem Aufruhr jubelt. Auf seinen Befehl wurde der Kopf Abbâd's vom Rumpf getrennt und auf einer Lanze in den Straßen umhergetragen. Bei diesem Anblick warfen die Soldaten der Besatzung ihre Waffen fort und suchten ihr Leben durch eilige Flucht zu retten. Darauf versammelte Ibn-Ocâscha die Cordovaner in der großen Moschee und drang in sie, Mamûn den Eid zu leisten. Obgleich viele unter ihnen Motamid treu ergeben waren, war doch die Furcht so groß und allgemein, daß auch nicht ein Einziger es wagte, den Gehorsam zu verweigern. Wenige Tage darauf kam Mamûn in Person an. Anscheinend war er gegen Ibn-Ocâscha sehr erkenntlich; er überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen, und man hätte denken sollen, daß er ihm unbegrenztes Vertrauen schenke; aber in Wirklichkeit haßte er ihn und fürchtete diesen früheren Banditen, der im Verbrechen abgehärtet und der Mann darnach war, ihn im Nothfall mit ebenso viel Kaltblütigkeit zu morden wie den jungen Abbâd. Darum suchte er eifrig nach einem Vorwande, einer Gelegenheit, ihn ohne Geräusch und Aufsehen aus seinem Reiche zu entfernen. Dieses Vorhaben vermochte er vor seinen Hofleuten nicht ganz geheim zu halten, und eines Tages, als Ibn-Ocâscha ihn eben verlassen hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus und murmelte mit zornflammendem Blick einige Worte, die auf nichts Gutes deuteten; darauf wagte ein Freund Ibn-Ocâscha's Etwas zu seinen Gunsten zu sagen, aber Mamûn sprach: „Laß diese eitlen Reden; wer das Leben von Fürsten nicht achtet, ist nicht geeignet, ihnen zu dienen.“

Einen Monat später (Juni 1075), im sechsten Monat seines Aufenthalts zu Cordova, starb Mamûn an Gift ...... Einer seiner Höflinge wurde beschuldigt, dieses Verbrechen begangen zu haben;

aber es ist kaum zu glauben, daß Ibn-Ocâscha daran unbetheiligt war.

Möge der Leser sich jetzt an den Hof von Sevilla versetzen und sich den Schmerz vorstellen, welchen Motamid empfand, als er die zwiefache Trauerbotschaft vom Verluste Cordova's und vom Tode seines Sohnes erhielt, seines Erstgeborenen, den er bis zur Vergötterung liebte! Doch lebte in diesem edlen Herzen ein Gefühl, das lauter sprach als der Schmerz, lauter vor Allem als der Wunsch nach Rache: es war ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit für jenen Imâm, welcher das Zartgefühl gehabt hatte, den Leichnam Abbâd's mit seinem Mantel zu bedecken. Es that ihm leid, ihm die That nicht lohnen zu können, denn er wußte nicht einmal seinen Namen, und einen Vers, den ein früherer Dichter bei einer ähnlicher Gelegenheit verfaßt hatte, auf sich anwendend, sagte er: „Wehe, mir ist nicht einmal bekannt, wer Der ist, welcher meinen Sohn mit seinem Mantel bedeckt hat, aber ich weiß, daß es ein edler und großmüthiger Mann ist.“ [1]

Drei Jahre lang waren alle Anstrengungen, welche er zur Wiedereroberung Cordova's und zur Rache für den Tod seines Sohnes an Ibn-Ocâscha machte, vergeblich gewesen, bis er endlich Cordova an einem Dienstag, den 4. September 1078, mit Sturm nahm. Während er in das eine Thor der Stadt eindrang, zog Ibn-Ocâscha durch ein anderes hinaus; aber den Reitern, die Motamid zu seiner Verfolgung ausschickte, gelang es, ihn einzuholen. Da er wohl wußte, daß er von einem Manne, dessen Sohn er erwürgt, nichts zu hoffen habe, wollte der frühere Räuber wenigstens sein Leben theuer verkaufen und stürzte sich auf seine Feinde wie ein wüthender Büffel; aber er mußte ihrer Uebermacht erliegen. Motamid ließ seinen Leichnam neben den eines Hundes ans Kreuz schlagen. Der Eroberung Cordova's folgte die des ganzen toletanischen Landes, welches sich zwischen dem Guadalquivir und dem Guadiana ausdehnt. [2]

Dies waren schöne Erfolge, allein die Medaille hatte ihre Kehrseite. Im Vergleich mit den anderen andalusischen Fürsten war Motamid sehr mächtig; doch war er nicht unabhängiger als sie; auch er war tributpflichtig. Anfangs bezahlte er dem König von Galizien,

---

[1]) Abbad. Bd. I S. 46—48, 322—324; Bd. II S. 35, 122.

[2]) Abbad. Bd. II S. 16, 122 (vgl. 68); Abd-al-wâchid S. 90. Nach Ibn-Khaldûn, in dem Abschnitt über die Beni-Dschahwar, hätte Motamid Cordova im Jahre 469 der Hedschira wieder erobert; aber ich glaubte, Abd-al-wâchid folgen zu müssen, weil dieser den Tag des Monats und der Woche angibt.

Garcias, dem dritten Sohne Ferdinand's Tribut,[1] dann Alphons VI., seit dieser sich der Königreiche seiner beiden Brüder, Sancho und Garcias, bemächtigt hatte. Nun war Alphons ein höchst unbequemer Lehensherr: da er sich nicht mit einem jährlichen Tribut begnügte, drohte er von Zeit zu Zeit, sich die Staaten seiner arabischen Vasallen aneignen zu wollen. Als er unter anderen ähnlichen Feldzügen an der Spitze einer zahlreichen Armee das Gebiet Sevilla's angriff, bemächtigte sich der Moslim's, die zu schwach waren, um sich zu vertheidigen, unsagbare Bestürzung. Nur der erste Minister, Ibn-Ammâr, verzweifelte nicht. Zwar zählte er nicht auf die sevillanische Armee; mit diesen gegen die christlichen Truppen kämpfen zu wollen, wäre ein unsinniges Unternehmen gewesen; aber er kannte Alphons (denn er hatte sich öfters an seinem Hof aufgehalten[2]) als ehrgeizig, aber auch als halb arabisirt, das heißt leicht zu gewinnen, sobald man seinen Geschmack, seine Launen und Einfälle kannte. Darauf rechnete er, und ohne mit der Organisation eines bewaffneten Widerstandes Zeit zu verlieren, ließ er ein Schachspiel anfertigen, so schön, wie kein König ein ähnliches besaß. Die Figuren waren von Eben- und Sandelholz und mit Gold verziert. Mit diesem Schachspiel versehen, begab er sich unter irgend einem Vorwande in das Lager Alphons', welcher ihn mit allen Ehren empfing, denn Ibn-Ammâr gehörte zu den wenigen Moslim's, die er achtete.

Eines Tages zeigte Ibn-Ammâr sein Schachspiel einem edlen Castilianer, welcher bei Alphons in großer Gunst stand. Dieser erzählte dem König davon, und letzterer sagte zu Ibn-Ammâr:

„Kannst du gut Schach spielen?"

„Meine Freunde sind der Meinung, daß ich ziemlich gut spiele," gab Ibn-Ammâr ihm zur Antwort.

„Man hat mir erzählt, du besäßest ein prachtvolles Schachbrett."

„Es ist wahr, Herr."

„Könnte ich es vielleicht sehen?"

„Gewiß, aber unter Einer Bedingung: wir wollen spielen, und wenn ich verliere, so gehört das Schachbrett dir; wenn ich aber gewinne, mußt du jede Forderung, die ich dir stelle, gewähren."

„Es sei!"

Man brachte das Schachbrett, und Alphons, ganz erstaunt über

---

[1]) Chron. Compost. S. 327.
[2]) Siehe Abbad. Bd. II S. 89.

die Schönheit und Zierlichkeit der Arbeit, rief, indem er das Zeichen des Kreuzes schlug:

„Guter Gott! ich habe niemals geglaubt, daß man ein so künstlich gearbeitetes Schachspiel anfertigen könne."

Als er es zur Genüge bewundert hatte, fuhr er fort:

„Was sagtest du doch, Herr? welches waren deine Bedingungen?"

Nachdem Ibn-Ammâr sie wiederholt hatte, sagte Alphons:

„Nein, bei Gott! ich spiele nicht, wenn der Einsatz mir unbekannt ist; du könntest Etwas von mir verlangen, was ich nicht im Stande wäre, dir zu bewilligen."

„Wie du willst, Herr, erwiderte Ibn-Ammâr kalt und befahl seinen Dienern, das Schachbrett in sein Zelt zurückzutragen.

Darauf trennte man sich; aber Ibn-Ammâr war nicht der Mann, sich so leicht abschrecken zu lassen. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute er einigen edlen Castilianern, was er von Alphons fordern wolle, im Fall er die Partie gewinne, und versprach ihnen beträchtliche Summen, wenn sie ihn unterstützen wollten. Verführt durch die Lockung des Goldes, und hinreichend über die Absichten des Arabers unterrichtet, verpflichteten diese Edlen sich, ihm zu dienen, und als Alphons, welcher vor Verlangen brannte, das kostbare Schachbrett zu besitzen, sie fragte, was er thun solle, sagten sie zu ihm: „Wenn du gewinnst, Herr, wirst du ein Schachbrett besitzen, um das jeder König dich beneiden muß, und solltest du verlieren, was könnte dann dieser Araber von dir verlangen? Wenn er eine unbescheidene Bitte thut, sind wir dann nicht da, um ihn zur Vernunft zu bringen?" Sie wußten Alphons so zuzureden, daß er andern Sinnes wurde. Er benachrichtigte also Ibn-Ammâr, daß er ihn mit seinem Schachbrett erwarte, und als der Vezier bei ihm eintrat, sprach er zu ihm:

„Ich nehme deine Bedingungen an; laß uns spielen!"

„Mit vielem Vergnügen!" antwortete Ibn-Ammâr. „Aber wir wollen die Sache regelrecht betreiben; erlaube, daß der und der — er nannte mehrere castilianische Edle — unsere Zeugen seien."

Der König stimmte bei, und sobald die Edlen, welche Ibn-Ammâr bezeichnet hatte, angekommen waren, nahm das Spiel seinen Anfang. Alphons verlor.

„Darf ich jetzt verlangen, was ich will, wie wir es ausgemacht haben?" fragte Ibn-Ammâr.

„Gewiß!" erwiderte der König; „laß hören, was forderst du?"

„Daß du mit deiner Armee in deine Staaten zurückkehrst."

Alphons erblaßte. Von einer fieberhaften Aufregung erfaßt, durch-

maß er den Saal mit großen Schritten, setzte sich dann und begann von neuem auf- und abzugehen.

„Ich bin gefangen," sagte er endlich zu seinen Edlen, „und ihr seid daran Schuld. Ich fürchtete eine derartige Bitte von diesem Manne; aber ihr beruhigtet mich, ihr sagtet mir, daß ich unbesorgt sein könne; jetzt pflücke ich die Frucht eurer verderblichen Rathschläge!"

Dann rief er nach einigen Augenblicken des Stillschweigens aus:

„Was geht mich denn am Ende seine Bedingung an; ich kehre mich nicht im geringsten daran und werde meinen Weg verfolgen."

„Herr," sagten jetzt die Castilianer, „das hieße die Ehre verletzen! das hieße das gegebene Wort brechen! Du, der größte König der Christenheit, bist nicht im Stande, etwas Derartiges zu thun.

Endlich, als Alphons sich etwas beruhigt hatte, begann er:

„Es sei! Ich will mein Wort halten, aber als Ersatz für diese verfehlte Unternehmung muß ich für dieses Jahr wenigstens den doppelten Tribut fordern."

„Du sollst ihn erhalten, Herr," erwiderte Ibn-Ammâr und beeilte sich, Alphons das Geld zustellen zu lassen, welches er verlangte, so daß dieses Mal das von einer gefährlichen Invasion bedrohte Königreich Sevilla Dank der Gewandtheit des ersten Ministers mit dem Schrecken davon kam.[1]

---

[1]) Abd-al-wâchid S 83—85. — Um das Jahr 1466, erzählt Cascalès (Discursos históricos de Murcia, fol 118), spielte Boabdil al-Zagal eines Tages Schach mit Don Pedro Fajardo, dem Statthalter von Lorca. Der Einsatz des Spaniers war Lorca und der des Mauren Almeria. Der letztere gewann die Partie, aber Don Pedro Fajardo, der weniger ehrlich war als Alphons VI., hielt ihm sein Wort nicht. Cascalès citirt eine alte Romanze über diesen Vorfall.

XI.

Nicht zufrieden damit, das Königreich Sevilla aus großer Gefahr gerettet zu haben, wollte Ibn-Ammâr die Grenzen desselben noch erweitern. Besonders war es das Fürstenthum Murcia, welches seinen Ehrgeiz stachelte. Dieses hatte anfangs einen Theil des Königreichs Valencia ausgemacht; aber zu der Zeit, von der wir sprechen, war es unabhängig. Der dort regierende Fürst, Abû-Abderrachmân ibn-Tâhir, war ein Araber vom Stamme Kais. Sehr reich — er besaß die Hälfte des ganzen Landes — war er zugleich ein höchst gebildeter Mann;[1] aber er hatte wenig Truppen, so daß sein Fürstenthum leicht zu erobern war. Ibn-Ammâr hatte dies wohl bemerkt, als er im Jahre 1078[2] durch Murcia kam, um — wir wissen nicht aus welchem Anlaß — den Grafen von Barcelona, Raimund-Berengar II. (mit dem Beinamen „Hedekopf" von der Fülle seines Haarwuchses) aufzusuchen. Diese Gelegenheit hatte er benützt, um mit einigen murcianischen Edlen die mit Ibn-Tâhir unzufrieden oder doch bereit waren, ihn für Geld zu verrathen, Freundschaft anzuknüpfen. Dem Grafen Raimund bot er zehntausend Ducaten, wenn er ihm helfen wolle, Murcia zu erobern. Der Graf nahm diesen Vorschlag an und als Unterpfand für die Ausführung des Vertrages überließ er Ibn-Ammâr seinen Neffen. Der Vezier seinerseits versprach ihm, daß für den Fall das Geld nicht zur rechten Zeit ankommen würde, der Sohn Motamid's, Raschîd,

---

[1]) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 186—188.

[2]) 471 der Hedschira; Abbad. Bd. II S. 93; Ibn-al-Abbâr S. 186. Das Datum 474 (Abbad. Bd. II S. 87) ist irrthümlich.

welcher die sevillanische Armee befehligte, ihm als Geisel dienen solle. Doch blieb diese Bedingung des Vertrages Motamid unbekannt, und da Ibn Ammâr überzeugt war, daß das Geld zur rechten Zeit ankommen werde, glaubte er, man werde gar nicht in die Lage kommen, sie auszuführen.

Die sevillanischen Truppen begaben sich, vereint mit denen Raimund's, auf den Feldzug, und das Fürstenthum Murcia wurde angegriffen; allein Motamid ließ mit gewohnter Nachlässigkeit den verabredeten Termin vorübergehen, der Graf glaubte sich von Ibn-Ammâr betrogen und ließ in seinem Zorne diesen wie auch Raschîd gefangen nehmen. Zwar versuchten die sevillanischen Soldaten, sie zu befreien, aber sie wurden geschlagen und zum Rückzug genöthigt.

Um die selbe Zeit war Motamid auf dem Wege nach Murcia, in seinem Gefolge den Neffen des Grafen mit sich führend; allein da er nur langsam vorrückte, traf er am Ufer des Guadiana-menor, den er wegen der anschwellenden Gewässer nicht überschreiten konnte, erst ein, als schon die Flüchtlinge aus seiner Armee das jenseitige Ufer erreicht hatten, darunter zwei Reiter, denen Ibn Ammâr seine Aufträge ertheilt hatte. Sogleich setzten sie auf ihren Pferden in den Fluß, durchschwammen ihn und statteten Motamid Bericht ab von den vorgefallenen beklagenswerthen Ereignissen. Doch sie fügten hinzu, Ibn-Ammâr hoffe, bald seine Freiheit wieder zu erlangen, und baten den Fürsten in seinem Namen, zu bleiben, wo er war. Motamid blieb nicht. Bestürzt über die soeben erhaltenen Nachrichten und sehr beunruhigt über das Schicksal seines Sohnes, zog er sich bis Jaen zurück, nachdem er den Neffen des Grafen hatte in Fesseln legen lassen.

Zehn Tage darauf kam Ibn-Ammâr, der unterdessen in Freiheit gesetzt worden, in die Nähe von Jaen, wagte aber nicht, sich den Blicken Motamid's auszusetzen, denn er fürchtete seinen Zorn. Darum schickte er ihm folgende Verse:

„Soll ich meinen eigenen Vorgefühlen glauben, oder dem Rathe meiner Gefährten ein williges Ohr leihen? Soll ich mein Vorhaben ausführen, oder soll ich mit meiner Bedeckung hier bleiben? Will ich dem Zuge meines Herzens folgen, so schreite ich vorwärts und bin gewiß, die Arme des Freundes zu meinem Empfange offen zu finden; aber wenn ich nachdenke, so kehre ich sofort wieder um. Die Freundschaft lockt mich vorwärts; aber die Erinnerung an den von mir begangenen Fehler stößt mich zurück. Wie sonderbar sind des Schicksals Wege! Wer hätte mir früher gesagt, daß es mir einst lieber sein würde, von dir getrennt als bei dir zu sein? Ich fürchte dich, weil du das Recht hast, mir das Leben zu nehmen — ich hoffe auf dich, weil ich dich von ganzem Herzen liebe. Habe Mitleid mit Dem, dessen unerschütterliche Anhänglichkeit

du kennst, der kein anderes Verdienst hat, als daß er dich aufrichtig liebt! Ich habe nichts gethan, was meinen Neidern Waffen gegen mich in die Hand geben könnte, nichts was von meiner Seite Nachlässigkeit oder Anmaßung bewiese; aber du selbst hast mich in eine entsetzliche Lage versetzt; du hast meinen Säbel stumpf gemacht, hast ihn zerbrochen. Fürwahr, wenn ich mir nicht deine zahllosen Wohlthaten ins Gedächtniß zurückriefe, welche für mich gewesen sind was der Regen für das Laub der Bäume, so würde ich mich nicht von so entsetzlichen Qualen verzehren lassen und nimmer würde ich sagen, daß was geschehen, durch meine Schuld geschehen sei. Auf den Knieen flehe ich dich um Gnade an, demüthig bitte ich dich, mir zu verzeihen, und sollte ich auch bei dir den rauhen Nordsturm empfinden, ich würde dennoch ausrufen: wie sanft ist dieser Windhauch meinem Herzen!"

Motamid, der sich selbst schuldig fühlen mußte, konnte nicht widerstehen, da Ibn-Ammâr sich auf seine Freundschaft berief, und antwortete ihm in folgenden Versen.

„Komm und nimm Platz an meiner Seite! Komm, ohne irgend Etwas zu fürchten, denn Güte erwartet dich und keine Vorwürfe Sei überzeugt, daß ich dich zu sehr liebe, als daß ich dich zu betrüben vermöchte; nichts, du weißt es ja, ist mir angenehmer, als dich zufrieden und vergnügt zu sehen. Wenn du hierher kommst, wirst du mich finden, wie du mich immer gefunden hast, bereit, dem Fehlenden zu verzeihen, huldvoll gegen meine Freunde. Ich werde dich wie in vergangenen Zeiten mit Wohlwollen behandeln und dir deinen Fehltritt verzeihen, wenn es überhaupt ein Fehltritt war; denn der Ewige gab mir kein hartes Herz, und es ist nicht meine Art, einer alten und heiligen Freundschaft zu vergessen."

Durch diese Antwort beruhigt, flog Ibn-Ammâr zu den Füßen seines Herrn. Sie kamen dahin überein, dem Grafen die Befreiung seines Neffen und die zehntausend Ducaten, auf die er ein Recht hatte, anzubieten, wenn er Raschîd in Freiheit setzen wolle. Aber Raimund begnügte sich nicht mit der ausbedungenen Summe; statt zehntausend Ducaten forderte er dreißigtausend. Da Motamid sie nicht zur Verfügung hatte, ließ er sie mit bedeutender Beimischung von anderen Metallen prägen. Zu seinem Glück bemerkte der Graf diesen Betrug nicht eher, als bis er Raschîd die Freiheit gegeben hatte.[1]

Obgleich dieser erste Versuch so schlechten Erfolg gehabt hatte, entsagte Ibn-Ammâr doch nicht seinem Gelüste nach Murcia. Er gab vor, von Seite einiger murcianischen Edlen Briefe erhalten zu haben, welche ihm große Hoffnungen gäben, und führte dies so geschickt aus, daß Motamid ihm endlich erlaubte, Murcia mit der sevillanischen Armee zu belagern.

In Cordova angekommen, hielt er sich dort vierundzwanzig

[1]) Abbad. Bd. II S. 86, 91—94.

Stunden auf, um die Reiterei, welche sich in dieser Stadt befand, zu seinen Truppen zu ziehen. Er brachte die Nacht in Gesellschaft des Statthalters Fatch, eines Sohnes Motamid's, zu und war so entzückt von dessen geistreicher und witziger Unterhaltung, daß er, als ein Eunuch erschien, um ihm das Erscheinen der Morgenröthe anzukündigen, folgende Verse improvisirte:

„Geh, Thörichter! die ganze Nacht war mir eine Morgenröthe. Wie hätte es anders sein können, da Fatch mir Gesellschaft leistete?"

Seinen Marsch fortsetzend, kam er in die Nähe eines Schlosses, welches noch den Namen des Baldsch, des Häuptlings der syrischen Araber im achten Jahrhundert, trug und dessen Befehlshaber ein Araber vom Stamme Baldsch's, d. h. vom Stamme Koschair,[1] war. Dieser Araber, Namens Ibn-Raschîk, kam ihm entgegen und bat ihn, sich in seinem Schlosse auszuruhen. Ibn-Ammâr nahm die Einladung an. Der Schloßherr bewirthete ihn mit Aufwand und versäumte nichts, um sich in seine Gunst einzuschmeicheln. Es gelang ihm nur zu gut. Bald schenkte Ibn-Ammâr ihm sein ganzes Vertrauen; aber niemals hatte er es so schlecht angebracht.

Von seinem neuen Freunde begleitet, zog er vor Murcia und belagerte es; kurze Zeit nachher ergab Mula sich ihm. Das war für die Murcianer ein schwerer Verlust, denn von dieser Seite her sollten ihnen die Lebensmittel kommen, auch zweifelte Ibn-Ammâr nicht, daß die Stadt sich bald ergeben werde, und nachdem er Mula der Obhut Ibn-Raschîk's, dem er einen Theil seiner Reiter überließ, anvertraut hatte, kehrte er mit dem Rest seiner Armee nach Sevilla zurück. Dort angekommen, erhielt er von seinem Befehlshaber Briefe, die besagten, daß Murcia von einer Hungersnoth heimgesucht sei und daß einflußreiche Bürger, denen man einträgliche Stellen versprochen habe, sich verpflichtet hätten, die Belagerer zu unterstützen. „Morgen oder übermorgen," sagte darauf Ibn-Ammâr, „werden wir hören, daß Murcia genommen ist." Seine Prophezeiung erfüllte sich. Verräther öffneten Ibn-Raschîk die Thore der Stadt; Ibn-Tâhir wurde ins Gefängniß geworfen und alle Einwohner leisteten Motamid den Eid.[2]

Sobald Ibn-Ammâr, diese freudigen Nachrichten erhalten hatte, bat er Motamid um die Erlaubniß, sich in die eroberte Stadt zu begeben. Motamid bewilligte es ihm ohne Bedenken. Der Vezier, der die Murcianer freigebig belohnen wollte, ließ sich eine Menge Pferde

[1]) Siehe **Abbad.** Bd. II S. 36. — Das damals Baldsch genannte Schloß ist vielleicht Belez-Rubio.

[2]) **Abbad.** Bd. II S. 86, 87.

und Maulesel aus den königlichen Ställen geben und lieh dazu andere von seinen Freunden, und als er ungefähr zweihundert zu seiner Verfügung hatte, ließ er sie mit kostbaren Stoffen beladen und begab sich darnach mit Trommelgewirbel und flatternden Fahnen auf den Marsch; in jeder Stadt, durch die er zog, ließ er sich die Staatskasse ausliefern. Sein Einzug in Murcia war ein wahrhafter Triumphzug. Am folgenden Tage gab er Audienz, wobei er auftrat, als ob er der König wäre, denn er trug eine hohe Mütze, wie sie sein Herr bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte, und unter die ihm überreichten Bittschriften schrieb er: „So sei es, wenn es Gott gefällt,“ ohne Motamid zu nennen.

Dieses anmaßende Wesen glich nur zu sehr einer Empörung. Wenigstens sah Motamid es so an: indessen gerieth er nicht in Zorn: ein Gefühl der Trauer und Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner; er sah auf einmal den Traum, welchen er fünfundzwanzig Jahre lang gehegt hatte, entschwinden. Der Instinct seines Herzens hatte ihn also getäuscht! Die Freundschaft Ibn-Ammâr's, seine Versicherungen von Uneigennützigkeit, von unerschütterlicher Ergebenheit, alles war also nichts als Lüge und Heuchelei gewesen! Und dennoch war er vielleicht nicht so schuldig, wie er in den Augen seines Gebieters erschien. Er besaß in der That eine sehr große und thörichte Eitelkeit; aber es ist durchaus nicht erwiesen, daß er den strafbaren Gedanken hegte, sich gegen seinen Wohlthäter zu empören. Von nicht sehr leidenschaftlicher und empfänglicher Gemüthsart, hatte er für Motamid nie jene begeisterte und glühende Freundschaft empfunden, die jener für ihn empfand; aber nichtsdestoweniger hing er an dem Könige mit aufrichtiger Zärtlichkeit. Das bezeugen die Verse, welche er, als Antwort auf Motamid's Vorwürfe, an ihn richtete:

„Nein, du irrst, wenn du sagst, daß der Wechsel des Glückes mich verändert habe. Die Liebe, welche ich für meine alte Mutter Schams empfinde, ist weniger stark als die, welche ich für dich hege. Theurer Freund, wie kommt es, daß dein Wohlwollen mich nicht mit seinen Strahlen erhellt, wie der Blitz die dunkle Nacht erhellt? Wie kommt es, daß kein zärtliches Wort laut wird, mich wie ein linder Hauch zu trösten? O, ich ahne es wohl, daß schändliche Leute, die ich kenne, sich bemüht haben, unsere Freundschaft zu zerstören. Willst du deine Hand von mir abziehen nach einer Freundschaft von fünfundzwanzig Jahren ungetrübten Glückes, welche entflohen sind, ohne daß du dich über mich zu beklagen hattest, ohne daß ich irgend einer strafbaren Handlung mich schuldig gemacht — willst du so deine Hand von mir abziehen und mich den Klauen des Geschickes zum Raube geben? Bin ich denn etwas Anderes als dein gehorsamer und ergebener Sklave? Denke doch nach; überstürze dich nicht; oft fällt der allzu sehr Eilende, während der mit Umsicht vorwärts Schreitende zum Ziele gelangt. Du

wirst noch an mich denken, wenn die Bande, welche uns verknüpfen, zerrissen sind und dir nur selbstische und falsche Freunde bleiben. Du wirst mich suchen, wenn keiner von Allen, die dich umgeben, dir einen guten Rath geben kann und wenn ich nicht mehr da bin, der ich den Verstand der Anderen zu schärfen verstand!"

Wer weiß, ob nicht eine Stunde vertraulicher Unterredung die Vorurtheile Motamid's zerstreut und diese beiden Seelen, die so ganz dazu geschaffen waren, einander zu verstehen, wieder versöhnt hätte? Aber der Fürst und der Vezier waren einander fern, und der letztere hatte in Sevilla eine Menge Neider und Feinde, welche darauf ausgingen, ihn zu verleumden und in den Augen des Herrschers anzuschwärzen, seine geringfügigsten Handlungen, seine unbedeutendsten Worte boshaft auszulegen. Diese „schändlichen Leute", von denen Ibn-Ammâr in seinem Gedichte spricht und unter denen der Vezier Abû-Bekr ibn-Zaidûn,[1] damals der einflußreichste Mann am Hofe, hervorragte, beherrschten den Fürsten in dem Maße, daß Motamid schon damals Zweifel über die Treue Ibn-Ammâr's empfunden hatte, als er von ihm Abschied nahm, um sich nach Murcia zu begeben. Zudem besaß Ibn-Ammâr einen nicht minder gefährlichen Feind an Ibn-Abdalazîz, dem Fürsten von Valencia, einem Freunde Ibn-Tâhir's.

Als Ibn-Ammâr nach Murcia kam, hatte er die Absicht, Ibn-Tâhir auf ehrenvolle Weise zu behandeln, und ließ ihm mehrere Ehrenkleider vorlegen, damit er sich darunter eines nach seinem Gefallen auswähle; aber Ibn-Tâhir, schon von Natur ein ungenügsamer Mensch, war durch den Verlust seines Fürstenthums noch mehr verbittert und antwortete dem Boten Ibn-Ammâr's: „Geh und sage deinem Herrn, daß ich nichts Anderes von ihm haben will als einen langen Pelz und ein Käppchen." Als Ibn-Ammâr inmitten seiner Hofleute die Antwort erhielt, biß er sich vor Verdruß in die Lippen. Endlich sagte er: „Ich verstehe den Sinn dieser Worte; dies war die Kleidung, welche ich trug, als ich arm und unbekannt zu ihm kam, um ihm meine Verse zu declamiren."[2] Er vergab Ibn-Tâhir diese unzarte Anspielung nicht; er änderte jetzt die Absicht, welche er mit Bezug auf ihn gehabt und ließ ihn in die Festung Monteagudo einschließen.[3] Obgleich Motamid auf die inständigen Bitten des Ibn-Abdalazîz seinem Vezier den Befehl schickte, Ibn-Tâhir in Freiheit zu setzen, that dieser es nicht.[4] Indessen gelang es Ibn-Tâhir mit Abda-

[1]) Er war der Sohn des großen Dichters Abû-'l-Walîd ibn-Zaidûn.

[2]) Ibn-al-Abbâr S. 189.

[3]) Eine Meile von Murcia. Die Ruinen des alten Schlosses existiren noch jetzt.

[4]) Siehe Abbad. Bd. II S. 87.

lazîz's Beistand zu entfliehen; er ließ sich in Valencia nieder. Ibn-Ammâr war wüthend darüber und verfaßte bei dieser Gelegenheit ein Gedicht, in welchem er die Valencianer aufforderte, sich gegen ihren Fürsten zu empören. Wir lassen einige Verse desselben folgen:

„Bewohner Valencia's, erhebt euch alle gegen die Beni-Abdalazîz, sprecht eure gerechten Klagen aus und wählt euch einen andern König, der euch gegen eure Feinde zu vertheidigen weiß. Sei es Mohammed oder Achmed,[1] jedenfalls würde er mehr taugen als dieser Vezier, welcher eure Stadt der Schande anheim gegeben hat, wie ein schamloser Gatte, der seine eigene Frau der Entehrung Preis gibt. Er hat Dem ein Asyl angeboten, welcher von seinen eigenen Unterthanen verlassen war. Als er das that, hat er euch einen Unglücksvogel gebracht, euch einen niederträchtigen und schändlichen Mann zum Mitbürger gegeben. Weh! ich muß mir die Stirn abwaschen, welcher ein Mädchen ohne Armband, eine niedrige Sklavin einen Schlag versetzt hat. Glaubst du, o Ibn-Abdalazîz, daß du der Rache eines Mannes entrinnen wirst, welcher immer darauf ausgeht, seinen Feind zu verfolgen, welcher seines Weges weiterzieht, auch wenn kein Stern ihn erhellt? Durch welche List könnte man sich den rächenden Händen eines tapferen Kriegers der Beni-Ammâr mit einem ganzen Wald von Lanzen im Gefolge entziehen? Wollt ihr warten, bis er bald erscheint, von einer zahllosen Armee umgeben? Valencianer, ich gebe euch einen guten Rath: rückt alle wie ein einziger Mann gegen diesen Palast, welcher so viel Niederträchtiges in seinen Mauern birgt; bemächtigt euch der Schätze, welche seine Gewölbe einschließen; zerstört ihn von Grund aus, so daß nur Ruinen sein einstiges Dasein bezeugen!"

Als Motamid von diesem Schriftstück Kunde erhielt, war er schon so erzürnt gegen Ibn-Ammâr, daß er es auf folgende Weise parodirte:

„Durch welche List könnte man sich den rächenden Händen eines tapferen Kriegers der Beni-Ammâr entziehen? jener Männer, die sich mit unerhörter Niederträchtigkeit zu den Füßen jedes Herrn, jedes Fürsten, jedes gekrönten Hauptes niederwarfen; die sich glücklich schätzten, wenn sie von ihren Herren eine etwas größere Portion erhielten als die anderen Diener; die als verachtete Henker den Verbrechern die Köpfe abhieben und die sich von der niedrigsten Stufe zu den höchsten Würden emporgeschwungen haben."

Diese Verse verursachten Ibn-Abdalazîz unsagbare Freude. Ibn-Ammâr dagegen war vor Zorn außer sich und in seiner Wuth dichtete er gegen Motamid, gegen Romaikia, gegen die Abbâdiden insgesammt eine noch viel boshaftere Satire. Er, der Abenteurer, unter einem Strohdach geboren, er, welchen die Güte Motamid's aus dem Nichts emporgezogen, er wagte es, den Abbâdiden vorzuwerfen, daß sie nichts weiter seien als unbekannte Ackersleute aus dem Dorfe Jaumin,

[1]) Sei es Peter oder Paul, würden wir sagen.

„jener Hauptstadt des Weltalls", wie er mit bitterer Ironie sagte. „Du hast sie unter den Töchtern des Volkes ausgewählt," fuhr er dann fort, „diese Sklavin Romaikia, deren Herr sie gern gegen ein jähriges Kameel vertauscht hätte. Sie hat die Welt mit Söhnen beschenkt, kleinen untersetzten Menschen, die zu liederlichen Männern herangewachsen und ihre Schande geworden sind. Motamid! ich werde deine Ehre beflecken, ich werde die Schleier zerreißen, welche deine Schmach bedecken, so daß sie in Lumpen herabhangen sollen. Fürwahr, du Genosse der alten Recken, fürwahr deine Dörfer hast du vertheidigt, aber deine Frauen ließest du machen, was sie wollten, und du wußtest doch, daß sie dich betrogen...."

So viel Schamgefühl besaß Ibn-Ammâr aber doch noch, daß er diese Verse, welche er in einem Anfalle fürchterlicher Wuth verfaßt hatte, niemandem zeigte als seinen vertrauten Freunden, darunter freilich auch einem reichen Juden aus dem Orient, dem er sein Vertrauen geschenkt hatte, ohne zu ahnen, daß er ein Sendling des Ibn-Abdalazîz war. Dem Juden gelang es ohne viel Mühe, sich eine Abschrift der Satire, zu verschaffen, die von Ibn-Ammâr's eigener Hand geschrieben war; diese übergab er dem Fürsten von Valencia, der nun seinerseits die Satire, begleitet von einem Briefe, mittelst einer Brieftaube an Motamid schickte.

Jetzt war eine Versöhnung nicht mehr möglich. Weder Motamid noch Romaikia noch ihre Söhne konnten Ibn-Ammâr seine unwürdigen Beleidigungen verzeihen. Aber der König von Sevilla brauchte seinen Vezier nicht zu bestrafen, Andere kamen ihm darin zuvor. Ibn-Ammâr, der sich mit vollkommener Sorglosigkeit dem Vergnügen hingab, wurde nicht gewahr, daß Ibn-Raschîk, im Einverständniß mit dem Fürsten von Valencia, ihn verrieth, und als ihm endlich die Augen aufgingen, war es zu spät: von Ibn-Raschîk aufgestachelt, verlangten die Soldaten mit lautem Geschrei ihren rückständigen Sold, und da Ibn-Ammâr sie nicht befriedigen konnte, drohten sie, ihn an Motamid auszuliefern. Durch diese Drohung beängstigt, suchte er sich durch eilige Flucht zu retten.

Bei Alphons wollte er Zuflucht suchen in der Hoffnung, daß er ihm behilflich sein werde, Murcia wieder zu erobern, aber er irrte sich: Alphons hatte sich von Ibn-Raschîk durch kostbare Geschenke gewinnen lassen und gab Ibn-Ammâr zur Antwort: „Das Ganze ist eine reine Diebsgeschichte: der erste Dieb[1] ist von einem andern[2] bestohlen

[1]) Motamid.

[2]) Ibn-Ammâr.

worden und dieser wieder von einem dritten.[1] Als Ibn-Ammâr sah, daß in Leon nichts zu hoffen war, begab er sich nach Saragossa und trat dort in den Dienst Moktadir's. Aber dieser Hof, weniger glänzend als der von Sevilla, behagte ihm durchaus nicht. So ging er nach Lerida, wo Modhaffar, ein Bruder Moktadir's, regierte. Er fand hier sehr entgegenkommende Aufnahme; da indessen Lerida ihm noch einförmiger erschien als Saragossa, kehrte er bald wieder in die letztere Stadt zurück, wo unterdessen Mûtamin seinem Vater Moktadir in der Regierung gefolgt war.[2] Indessen das gefährliche Uebel der Langweile beherrschte von nun an sein Geschick und lagerte sich wie eine düstere Wolke über seine Gegenwart und Zukunft. Darum schätzte er sich glücklich, als sich ihm eine Gelegenheit bot, aus seiner unfreiwilligen Unthätigkeit herauszutreten. Ein ihm bekannter Burgherr hatte sich empört. Ibn-Ammâr gab Mûtamin sein Wort, ihn wieder zu unterwerfen, und machte sich sofort mit einer nur schwachen Bedeckung auf den Weg. Am Fuße des Berges, auf welchem das Schloß lag, angekommen, fragte er bei dem Rebellen an, ob er ihm, nur von zwei Männern begleitet, einen Besuch machen dürfe. Der Schloßherr, welcher ihm nicht mißtraute, stand nicht an, ihm seine Bitte zu gewähren. „In dem Augenblick, wo ihr mich zur Seite des Schloßherrn gehen und ihm die Hand drücken seht," sagte darauf Ibn-Ammâr zu seinen beiden Dienern, Dschâbir und Hâdî, „werft euch auf ihn und stoßt ihm eure Degen in die Brust." Der Schloßherr wurde getödtet, seinen Soldaten aber wurde die erbetene Begnadigung gewährt, und Mûtamin war sehr zufrieden mit dem ihm von Ibn-Ammâr geleisteten Dienst. Bald nachher glaubte der letztere, eine neue Gelegenheit gefunden zu haben, den ihn verzehrenden fieberhaften Thatendrang zu befriedigen. Er nahm sich vor, Mûtamin den Besitz von Segura zu verschaffen. Auf der höchsten Spitze eines beinahe unzugänglichen Felsens gelegen, hatte diese Festung ihre Unabhängigkeit bewahrt, als damals Moktadir sich der Staaten Alî's, des Fürsten von Denia, bemächtigte, und ein Sohn dieses letzteren, Namens Sirâdsch-ad-daula, hatte die Festung eine Zeit lang behauptet; aber nach seinem Tode wollten die Beni-Sohail, die Vormünder seiner Kinder, Segura an irgend einen benachbarten Fürsten verkaufen. Ibn-Ammâr versprach jetzt Mûtamin, ihm diese Festung auf die selbe Art auszuliefern wie jenes andere Schloß. Er setzte sich also mit seinen Truppen in

[1] Ibn-Raschîk.

[2] Im October 1081.

Bewegung und ließ die Beni-Sohail bitten, ihm eine Unterredung zu gewähren, Sie willigten darein; aber statt sie in seine Netze zu ziehen, gerieth Ibn-Ammâr, der sie zur Zeit, als er in Murcia regierte, beleidigt hatte, selbst in eine Falle. Die Festung war durch die Abschüssigkeit des Felsens so schwer zugänglich, daß man, um hineinzukommen, sich an einer bestimmten Stelle bei den Armen hinaufziehen lassen mußte. Als Ibn-Ammâr mit Dschâbir und Hâdî, seinen beiden Gefährten, die ihm bei jeder abenteuerlichen Unternehmung zur Seite standen, hier angekommen war, ließ er sich zuerst hinaufziehen; aber kaum hatte er den Boden mit seinen Füßen berührt, so bemächtigten sich die Soldaten seiner und riethen seinen beiden Gefährten, sich so schnell wie möglich davon zu machen, wenn sie nicht durch Pfeilschüsse getödtet werden wollten. Jene ließen sich die Warnung nicht zweimal geben, liefen aufs schnellste den Felsen hinab und kündigten den Soldaten von Saragossa an, daß Ibn-Ammâr zum Gefangenen gemacht worden sei. Auf diese Nachricht hin kehrten Ibn-Ammâr's Truppen, überzeugt, daß ein Versuch, ihn zu befreien, nicht die geringste Aussicht auf Erfolg haben würde, wieder dahin zurück, woher sie gekommen waren.

Nachdem die Beni-Sohail Ibn-Ammâr in einen Kerker geworfen hatten, beschlossen sie, ihn dem Meistbietenden so theuer als möglich zu verkaufen. Es war Motamid, der ihn nebst dem Schloß Segura erstand; er beauftragte seinen Sohn Râdhî, den Gefangenen nach Cordova zu führen. Der unglückliche Vezier kam in die Stadt, mit Ketten beladen und auf einem Packesel zwischen zwei Strohsäcken reitend. Motamid überhäufte ihn mit Vorwüfen, zeigte ihm die verhängnißvolle Satire und fragte ihn, ob er seine Handschrift anerkenne. Der Gefangene, welcher sich wegen des Gewichtes seiner Ketten kaum aufrecht halten konnte, hörte ihn stillschweigend an, seine Augen auf den Boden geheftet, und als der Fürst seine lange Schmährede geendet hatte, sagte er:

„Ich leugne nichts, Herr, von alle Dem, was du eben gesagt hast; wozu sollte mir das Leugnen dienen? denn selbst die leblosen Dinge würden reden, um die Wahrheit deiner Worte zu bezeugen. Ich habe gefehlt, ich habe dich schwer beleidigt, aber verzeihe mir!"

„Was du gethan, kann dir nicht vergeben werden," antwortete ihm Motamid.

Die Frauen, welche er in seiner Satire beschimpft hatte, rächten sich, indem sie ihn mit beißenden Spöttereien überhäuften. In Sevilla hatte er von neuem die Beschimpfungen der Menge zu ertragen. Doch

zog seine Gefangenschaft sich in die Länge, und dieser Umstand gab ihm einige Hoffnung, zumal da er wußte, daß mehrere hochgestellte Personen, unter Anderen der Prinz Raschîd, zu seinen Gunsten durch Schrift und Rede thätig waren. Auch hörte er nicht auf, ihren Eifer durch seine Verse anzuspornen; aber Motamid war der unaufhörlich an ihn gerichteten Bitten überdrüssig und hatte schon das Verbot ertheilt, dem Gefangenen Schreibmaterial zu geben, als dieser ihn demüthig ersuchen ließ, ihm noch ein einziges Mal Papier, Dinte und eine Feder zu bewilligen. Als er die Gewährung seiner Bitte erhalten, richtete er an Motamid ein langes Gedicht, welches man dem Sultan am Abend eines Festes überreichte. Als die Gäste ihn verlassen hatten, las Motamid es, wurde gerührt und ließ Ibn-Ammâr in sein Zimmer kommen, wo er ihm von neuem Vorwürfe über seine Undankbarkeit machte. Anfangs konnte Ibn-Ammâr vor Thränen ihm nicht antworten; als er sich aber nach und nach gesammelt hatte, wußte er ihn mit so viel Beredsamkeit an das Glück, welches sie vordem gemeinsam genossen, zu erinnern, daß Motamid, erschüttert, gerührt und vielleicht halb überzeugt, ihm einige beruhigende Worte gab, ohne ihm indessen förmliche Verzeihung zu gewähren. Unglücklicher Weise — denn das schwerste Unglück ist das, welches zu einer Zeit über uns kommt, wo wir uns eitler Hoffnung überlassen — täuschte Ibn-Ammâr sich in hohem Grade über Motamid's Gefühle für ihn. Er legte den abwechselnden Ausbrüchen von Zorn und Betrübniß, deren Zeuge er gewesen war, einen Sinn unter, den sie nicht hatten. Wohl hatte Motamid für ihn einen Rest von Liebe bewahrt; aber zwischen diesem und der Verzeihung war noch ein großer Abstand. Dies aber übersah Ibn-Ammâr. In sein Gefängniß zurückgekommen, glaubte er an eine nahe Wiederkehr seines Glückes und vermochte vor überströmender Freude kaum sein Herz zu beruhigen, als er an Raschîd einen Brief schrieb, worin er diesem den glücklichen Ausgang seiner Unterredung mit dem Fürsten mittheilte. Raschîd war eben in Gesellschaft, als der Brief ihm eingehändigt wurde, und während er ihn las, warf sein Vezier, Isâ, schnell einen verstohlenen Blick hinein, welcher genügte, ihn von dem Sachverhalt in Kenntniß zu setzen. Sei es aus Geschwätzigkeit, sei es aus Haß gegen Ibn-Ammâr, Isâ plauderte Alles aus, und bald gelangte die Nachricht von diesem Briefe zu den Ohren Abû-Bekr ibn-Zaidûn's, mit Uebertreibungen vermehrt, von denen uns zwar Genaueres nicht berichtet wird, die aber alles Maß überschritten haben müssen, denn ein arabischer Schriftsteller sagt, daß er sie mit Stillschweigen übergehe, weil er sein Buch nicht damit besudeln wolle. Ibn-Zaidûn verbrachte die Nacht in furchtbarer

Angst: die Wiedereinsetzung Ibn-Ammâr's wäre seine Ungnade, vielleicht sein Tod gewesen. Am folgenden Tage, als er noch nicht wußte, wie die Dinge standen, blieb er um die Stunde, wo er sich sonst in den Palast zu begeben pflegte, ruhig zu Hause. Motamid ließ ihn suchen und empfing ihn so huldvoll wie gewöhnlich, so daß Ibn-Zaidûn die Gewißheit erlangte, daß seine Lage weniger gefährlich sei, als er gefürchtet hatte, und als der Sultan ihn fragte, warum er so lange auf sich habe warten lassen, antwortete er, er habe geglaubt, er sei in Ungnade gefallen; zugleich theilte er ihm mit, daß sein Gespräch mit Ibn-Ammâr dem ganzen Hofe bekannt sei; daß man erwarte, den früheren Vezier wieder zur Macht emporsteigen zu sehen; daß sein Freund und Landsmann Ibn-Salâm, der Präfect der Stadt, schon die schönsten Gemächer seines Hauses bereit halte, um ihn dort aufzunehmen, bis seine Paläste ihm zurückgegeben sein würden; ohne Frage verfehlte er auch nicht, ihm die Verleumdungen zu erzählen, welche man ausgesprengt hatte.

Motamid kannte sich nicht mehr vor Wuth. Selbst dann, wenn das zwischen ihm und seinem Gefangenen Vorgefallene nicht durch dessen Feinde entstellt gewesen wäre, würde er über die Vermessenheit Ibn-Ammâr's entrüstet gewesen sein, mit der er aus wenigen wohlwollenden Worten sogleich auf seine Freilassung und seine Wiedereinsetzung in die frühere Machtstellung geschlossen hatte. „Gehe zu Ibn-Ammâr," sagte er, indem er sich an einen Eunuchen wandte, „und frage ihn, wie er es möglich gemacht habe, die Unterredung, welche ich gestern Abend mit ihm gepflogen, bekannt werden zu lassen."

Der Eunuch kam bald zurück.

„Ibn-Ammâr," sagte er, „leugnet, irgend Jemandem etwas davon gesagt zu haben."

„Aber er kann es geschrieben haben," entgegnete Motamid. „Ich habe ihm zwei Blätter Papier geben lassen: auf das eine hat er ein Gedicht geschrieben, das er mir schickte, aber was hat er mit dem andern gemacht? Geh, und frage ihn darnach!"

Als der Eunuch wieder zurückkam, sagte er:

„Ibn-Ammâr behauptet, er habe sich des andern Blattes bedient, um das Concept des an dich gerichteten Gedichtes zu schreiben."

„Dann soll er dir dieses Concept geben," erwiderte Motamid.

Nun konnte Ibn-Ammâr die Wahrheit nicht mehr ableugnen. „Ich habe an Raschîd geschrieben," sagte er traurig, „um ihm mitzutheilen, was der Fürst mir versprochen hat."

Bei diesem Geständniß regte sich in den Adern Motamid's das feurige Blut seines schrecklichen Vaters, dieses Geiers, der immer

bereit war, auf seinen Raub loszustürzen, um seine Wuth in dessen Eingeweiden zu stillen. Die nächste Waffe ergreifend, — es war ein prachtvolles Beil, welches er von Alphons erhalten hatte — setzte Motamid in einigen Sprüngen die Stufen der Treppe hinunter, welche zu dem Gemach führten, wo Ibn-Ammâr eingeschlossen war. Als Ibn-Ammâr den feurigen Blicken des Herrschers begegnete, schauderte er. Er ahnte, daß seine letzte Stunde geschlagen habe...... Seine Ketten nach sich schleppend, warf er sich zu den Füßen Motamid's nieder und bedeckte sie mit Küssen und Thränen; aber der Sultan, dem Mitleid unzugänglich, erhob seine Axt und traf ihn damit zu verschiedenen Malen, bis er völlig todt war und alle Wärme den Leichnam verlassen hatte.....[1]

Das war das tragische Ende Ibn-Ammâr's. Es erregte im ganzen arabischen Spanien lebhafte Theilnahme; doch war sie nicht von langer Dauer, denn ernste Vorfälle in Toledo und der Erfolg der castilianischen Waffen gaben den Gedanken bald eine andere Richtung.

---

[1]) Abbad. Bd. II S. 103—119; Ibn-Bassâm Bd. II, Artikel über Ibn-Ammâr; Abd-al-wâchid S. 85—90.

XII.

Der Kaiser Alphons VI., König von Leon, Castilien, Galizien und Navarra, hatte die feste Absicht, die ganze Halbinsel zu erobern,[1] und war mächtig genug, um seinen Plan auszuführen. Indessen wollte er es nicht sogleich thun; nichts drängte ihn, er hatte Zeit zu warten. Vor Allem häufte er Geld an, den Nerv des Krieges, das sicherste Mittel, um zu dem Ziele zu gelangen, welches sein Ehrgeiz sich vorsetzte. Deshalb legte er die moslimischen Fürsten unter die Presse, und wie aus einer wirklichen Presse Cider und Wein fließen, so entströmte diesen zerquetschten kleinen Herrschern das Gold.

Der schwächste unter seinen Tributpflichtigen war vielleicht Kâdir, König von Toledo. Auferzogen in dem weichlichen Leben des Serails, war dieser Fürst der Spielball seiner Eunuchen und das Gespött seiner Nachbarn, welche ihn alle um die Wette rupften. Alphons allein schien ihn zu beschützen; daher wandte sich Kâdir an ihn, als er seine der Tyrannei überdrüssigen Unterthanen nicht mehr im Zaume halten konnte. Alphons versprach, ihm Truppen zu schicken, aber als Belohnung für diesen Dienst forderte er eine sehr hohe Summe. Kâdir lud nun die angesehensten Bürger vor sich und verlangte von ihnen das erforderliche Geld. Als sie es ihm verweigerten, rief er aus: „Ich schwöre, daß, wenn ihr mir diese Summe nicht augenblicklich zur Stelle schafft, ich eure Söhne Alphons ausliefern werde." — „Wir werden dich vorher verjagen," antwortete man ihm, und wirklich, die Toletaner wandten sich an Motawakkil von Badajoz, seine Oberhoheit anerkennend, so daß Kâdir gezwungen war, bei Nacht zu entweichen. Aufs neue flehte er Alphons Hilfe an. „Wir werden Toledo belagern,"

[1]) Abbad. Bd. II S. 20.

sagte der Kaiser zu ihm, „und du sollst deinen Thron wieder einnehmen; aber dazu habe ich alles Geld nöthig, welches du von Toledo mitgebracht hast; später werde ich noch mehr bedürfen, und du mußt mir einige Festungen als Unterpfand geben." Kâdir willigte in Alles, und die Feindseligkeiten gegen Toledo begannen (1080).[1]

Sie hatten schon zwei Jahre gedauert, als der Kaiser seiner Gewohnheit gemäß eine Gesandtschaft an Motamid schickte, um ihm den jährlichen Tribut abzufordern. Die Gesandtschaft bestand aus mehreren Rittern; Derjenige aber, der beauftragt war, das Geld zu empfangen, war ein Jude, Namens Ben-Schâlib,[2] denn zu dieser Zeit dienten die Juden gewöhnlich als Vermittler zwischen den Moslim's und den Christen.

Da die Gesandten ihre Zelte außerhalb der Stadt aufgeschlagen hatten, ließ Motamid ihnen die fällige Summe durch einige seiner Großen, an deren Spitze sich der erste Minister, Abû-Bekr ibn-Zaidûn, befand, überbringen; ein Theil dieses Geldes war jedoch nicht vollwerthig, da Motamid, obgleich er seinen Unterthanen eine außergewöhnliche Steuer auferlegt hatte, nicht im Stande gewesen war, genug zusammen zu bringen. Der Jude rief sogleich, als er dies sah: „Hältst du mich für so einfältig, diese falsche Münze anzunehmen? Ich nehme nur reines Gold, und nächstes Jahr werde ich Städte fordern müssen."

Als diese Worte Motamid hinterbracht wurden, brach er in heftigen Zorn aus und rief seinen Soldaten zu: „Man soll mir diesen Juden und seine Begleiter vorführen!" Der Befehl wurde ausgeführt, und als die Gesandten im Palast angekommen waren, sagte Motamid: „Man werfe die Christen ins Gefängniß und kreuzige den verdammten Juden."

„Gnade, Gnade," rief der Jude, der, so stolz er vorher gewesen, jetzt an allen Gliedern zitterte: „ich gebe dir das Gewicht meines Körpers in Gold."

„Bei Gott! Selbst wenn du mir Mauretanien und Spanien als Lösegeld bötest, ich würde es nicht annehmen!"

Der Jude wurde wirklich gekreuzigt.[3]

---

[1]) Abbad. Bd. II S. 17; arabisch-valencianische Chronik, übersetzt in der Cronica general, fol. 309 col. 3 u. 4; Kartâs S. 109; Rodrigo von Toledo VI, 23.

[2]) Nowairi nennt ihn Schalbib, ohne Ben.

[3]) Abbad. Bd. II S. 231, 187, 174. Diese Erzählung stützt sich auf ein sehr

Als Alphons das Vorgefallene vernahm, schwor er bei der Dreieinigkeit und bei allen Heiligen des Paradieses, schreckliche Rache dafür zu nehmen. „Ich will," sagte er, „das Königreich dieses Ungläubigen mit einem Heer überziehen, so zahlreich wie die Haare auf meinem Haupte, und erst bei der Meerenge von Gibraltar werde ich Halt machen." Da er indessen die castilianischen Ritter, welche in den Kerkern von Sevilla schmachteten, nicht ihrem Schicksal überlassen konnte, ließ er Motamid fragen, unter welchen Bedingungen er sie frei geben wolle. Der Sultan forderte die Zurückgabe von Almodovar,[1] und als diese Stadt ihm ausgeliefert wurde, setzte er die Ritter in Freiheit;[2] aber kaum waren sie wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt, als Alphons seine Drohungen ausführte. Er plünderte und verbrannte die Dörfer der Axarafe; alle Moslim's, welche nicht Zeit gefunden hatten, sich in einen befestigten Ort zu flüchten, tödtete er oder führte sie in die Sklaverei; er belagerte Sevilla drei Tage lang, verwüstete die Provinz Sidona, und am Strande bei Tarifa angekommen, trieb er sein Pferd in die Wogen hinein und rief: „Mit diesem Boden habe ich die äußerste Grenze Spaniens erreicht!" Als er hiermit seinen Schwur erfüllt und seine Eitelkeit befriedigt hatte, führte er seine Armee in das Königreich Toledo zurück.[3]

Auch hier waren seine Waffen siegreich, und da Motawakkil genöthigt worden war, das Land zu räumen, öffneten die Einwohner der Hauptstadt, obgleich sehr gegen ihren Wunsch, Kâdir ihre Thore (1084.) Dieser erpreßte große Summen von ihnen und bot sie Alphons an. „Das genügt nicht," sagte der Kaiser kalt zu ihm. Jetzt bot Kâdir nur noch dazu die Schätze seines Vaters und seines Großvaters.

„Auch das genügt noch nicht," erwiderte Alphons.

---

achtungswerthes Zeugniß, das des Ibn-al-labbâna, eines Hofdichters Motamid's. Er gibt auch das Datum (1082) an, während andere Geschichtschreiber irrig berichten, daß dieses Ereigniß nach der Einnahme Toledo's durch Alphons statt gefunden habe. Der Verfasser des Raudh al-mitâr (Abbad. Bd. II S. 238, 239) bietet eine wesentlich verschiedene und wunderliche Darstellung des Hergangs; doch man sehe über dieses Buch Anmerk XI am Ende des Werkes.

[1]) Pelagius von Oviedo (c. 11) nennt Almodovar unter den von Alphons eroberten Städten.

[2]) Abbad. Bd. II S. 175, 231, 188.

[3]) Abbad. Bd. II S. 8, 193 (Anmk. 27); Kartâs S. 92. Das Datum ist nach dem Kartâs 1082; der Verfasser des Cholal (Abbad. Bd. II S. 188) nennt irrig das Jahr 1084.

„Ich werde dir mehr geben; gewähre mir nur einen Aufschub.“

„Ich gewähre ihn dir, vorausgesetzt, daß du mir abermals Festungen als Unterpfand überläßt.“

Auch darein willigte Kâdir ..... Sein Erbe fiel in Trümmer, all seine Hilfsquellen wurden erschöpft, allein was konnte er dagegen thun? Er wußte, daß das Schwert des schrecklichen Alphons über seinem Haupte schwebte und daß es beim geringsten Zeichen von Ungehorsam auf ihn niederfallen werde. Also gab er Gold und wieder Gold, gab Festungen und abermals Festungen; um den Kaiser zu befriedigen, sog er seine Unterthanen aus und entvölkerte das Königreich; denn da die Toletaner die Lasten nicht mehr tragen konnten, wanderten sie in Menge aus, um sich in den Staaten des Königs von Saragossa niederzulassen. Und doch nützte ihm das Alles nichts; je mehr er gab, desto anspruchsvoller wurde Alphons, und als Kâdir schwor, daß er nichts mehr zu geben habe, rückte der Kaiser heran, um die Umgegend von Toledo zu verheeren. Einige Zeit lang klammerte Kâdir sich noch an seinen wurmstichigen Thron, zuletzt aber mußte er auch diesen aufgeben. Er entschloß sich nun zu dem Zugeständniß, das Alphons erstrebt hatte: er erklärte sich bereit, ihm Toledo zu überlassen. Doch knüpfte er einige Bedingungen daran, wovon die hauptsächlichsten folgende waren:

Alphons solle Leben und Gut der Einwohner Toledo's in seinen Schutz nehmen, und jeder von ihnen solle nach Belieben auswandern oder bleiben können.

Er solle von ihnen nur eine im voraus festgestellte Kopfsteuer fordern.

Er solle ihnen die große Moschee belassen.

Er solle sich verpflichten, Kâdir wieder in den Besitz von Valencia zu setzen.

Der Kaiser nahm diese Bedingung an, und am 25. Mai 1085 hielt er seinen Einzug in die frühere Hauptstadt des westgothischen Königreichs.[1]

Von nun an kam nichts seinem Stolze gleich, wenn nicht etwa die Servilität der moslimischen Fürsten. Sie beeilten sich beinahe alle, ihm Gesandte zu schicken, um ihm Glück zu wünschen; sie übersandten ihm Geschenke; sie erklärten ihm, daß sie sich als seine Steuereinnehmer betrachteten. Alphons, „der Beherrscher der Angehörigen

[1]) Abbad. Bd. II S. 18.

beider Religionen," wie er sich in seinen Briefen titulirte, nahm sich nicht einmal die Mühe, die Verachtung zu verbergen, die sie ihm einflößten. Chosâm-ad-daula, der Herr von Albarrazin, kam in Person, um ihm ein prachtvolles Geschenk zu überreichen. Der Kaiser erfreute sich gerade an den Sprüngen eines Affen. „Nimm dieses Thier als Gegengeschenk," sagte Alphons mit dem Tone höchster Verachtung: Und der Moslim, weit entfernt, dies als Beleidigung zu empfinden, sah in diesem Affen ein Freundschaftspfand, einen Beweis, daß Alphons nicht die Absicht habe, ihm seine Staaten wegzunehmen.[1]

Nach der Einnahme von Toledo kam Valencia an die Reihe. Dort stritten sich zwei Söhne des Ibn-Abdalaziz um die Herrschaft; eine dritte Partei wollte Valencia an den König von Saragossa übergeben, eine vierte an Kâdir; die letzte siegte. Kâdir konnte in der That die besten Ansprüche geltend machen: er hatte hinter sich eine castilianische Armee, von dem großen Feldherrn Alvar Fañez befehligt. Doch die Valencianer sollten den Unterhalt dieser Truppen beschaffen, der sie sechshundert Goldstücke täglich gekostet hätte! Sie mochten Kâdir noch so oft versichern, daß er diese Armee gar nicht nöthig habe, weil sie ihm treu dienen würden; Kâdir war nicht so thöricht, ihren Versprechungen Gehör zu schenken; da er wußte, daß man ihn verabscheue, und da überdies die früheren Parteien ihre Hoffnungen nicht aufgegeben hatten, ließ er seine Castilianer in Valencia. Um sie bezahlen zu können, drückte er die Stadt und ihr Gebiet mit außerordentlichen Steuern und erpreßte von den Vornehmen große Summen, und trotz dieser Handlungen des furchtbarsten Despotismus sah Kâdir eines Tages, als er von Alvar Fañez gedrängt wurde, ihm seinen rückständigen Sold zu bezahlen, daß seine Hilfsquellen völlig erschöpft waren. Da schlug er den Castilianern vor, sich in seinem Königreiche niederzulassen, und bot ihnen ausgedehnte Ländereien an. Sie willigten ein; ihre weiten Besitzungen aber ließen sie durch Leibeigene bearbeiten und fuhren fort, sich durch Razzia's in der Umgegend zu bereichern. Ein großer Theil von ihnen gehörte der Hefe der arabischen Bevölkerung an. Eine Menge Sklaven, verrufene Leute und bestrafte Verbrecher, von denen mehrere dem Islam abschworen, hatten sich unter ihre Fahnen werben lassen, und bald erwarben diese Banden sich durch ihre unerhörte Grausamkeit eine traurige Berühmtheit. Sie erwürgten die Männer, entehrten die Frauen und verkauften zuweilen einen moslimischen Gefangenen für ein Brod, für eine Kanne Wein oder für ein Pfund

---

[1]) Abbad. Bd. II S. 19.

Fische. Wenn ein Gefangener sein Lösegeld nicht bezahlen konnte oder wollte, schnitten sie ihm die Zunge aus, stachen ihm die Augen aus und ließen ihn von Hunden zerreißen.[1]

Valencia war also vollständig in Alphons' Gewalt. Kâdir führte noch den Titel eines Königs, doch ein großer Theil des Bodens gehörte den Castilianern, und um Valencia seinen Staaten einzuverleiben, brauchte Alphons nur ein Wort zu sprechen. Auch Saragossa schien verloren; der Kaiser belagerte es und hatte geschworen, daß er es nehmen werde.[2] Am andern Ende Spaniens machte ein Feldherr des Kaisers, Garcias Ximenez, der sich mit einer Truppe Ritter in dem Schloß Aledo, nicht weit von Lorca, eingenistet hatte, unaufhörlich Streifereien in das Königreich Almeria.[3] Ebenso wenig wurde das Königreich Granada verschont, wie der Umstand beweist, daß im Frühling des Jahres 1085 die Castilianer bis an das Dorf Nibar, eine Meile östlich von Granada, vordrangen und dort den Moslim's eine Schlacht lieferten.[4] Ueberall war die Gefahr aufs äußerste gestiegen, und die Entmuthigung nicht minder. Die Moslim's wagten es nicht mehr, sich mit den Christen zu messen, selbst wenn ihrer fünf gegen einen standen. Kürzlich hatte eine Truppe von vierhundert Almeriern, und zwar eine auserlesene, vor achtzig Castilianern die Flucht ergriffen.[5] Es war augenscheinlich, daß wenn die spanischen Araber sich selbst überlassen blieben, sie nur zwischen zwei Auswegen zu wählen hatten: der Unterwerfung unter den Kaiser oder der massenhaften Auswanderung. Mehrere von ihnen waren in der That der Meinung, daß man das Land verlassen solle. „Macht euch auf den Weg, ihr Andalusier," sang ein Dichter, „denn hier zu bleiben wäre Wahnsinn!"[6] Indessen die Auswanderung war das äußerste Mittel, zu dem man sich nur schwer entschloß. Auch war noch nicht Alles verloren: man konnte noch Hilfe von Afrika erlangen; von dort erwarteten wirklich die weniger Entmuthigten ihr Heil. Es war der Vorschlag gemacht worden, sich an die Beduinen Ifrîkia's zu wenden; aber Andere hatten dagegen einge-

---

1) Siehe meine Recherches Bd. II S. 126—130.

2) Abbad. Bd. II S. 21; Kartâs S. 92; Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern Bd. II S. 77 der Uebersetzung.

3) Vergl. Anal. Toled I unter dem Jahre 1086 mit meinen Recherches Bd. I S. 273 Anmk. 4.

4) Ibn-al-Khatib Man. E., Artikel über Moktil.

5) Abbad. Bd. II S. 20.

6) Makkari Bd. II S. 672.

wandt, daß diese Beduinen nicht minder durch ihre Grausamkeit als durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet seien und daß zu befürchten stehe, sie würden, in Spanien angekommen, die Moslim's plündern, anstatt die Christen zu bekämpfen.[1] So verfiel man denn auf die Almoraviden. So hießen die Berbern der Sahara, welche jetzt zum ersten Mal eine Rolle auf der Weltbühne spielten. Kürzlich durch einen Missionar aus Sidschilmesa zum Islam bekehrt, hatten sie rasche Eroberungen gemacht, und zu der Zeit, von welcher wir sprechen, erstreckte sich ihr weites Reich vom Senegal bis nach Algier. Der Gedanke, sie nach Spanien hinüberzurufen, schien vor Allen den Theologen verlockend. Die Fürsten dagegen zauderten lange. Einige unter ihnen, wie Motamid und Motawakkil, unterhielten freilich Beziehungen mit Jûsof ibn-Teschûfin, dem Almoravidenkönige, und hatten ihn sogar zu verschiedenen Malen gebeten, ihnen gegen die Christen beizustehen; aber im Allgemeinen hatten die andalusischen Fürsten, Motamid und Motawakkil nicht ausgenommen, wenig Sympathie mit dem Häuptling der rauhen und fanatischen Krieger der Sahara; sie sahen in ihm eher einen gefährlichen Nebenbuhler als einen Bundesgenossen. Da aber die Gefahr von Tage zu Tage wuchs, mußte man wohl oder übel zu dem einzigen noch übrigen Heilmittel greifen. So dachte wenigstens Motamid, und als sein ältester Sohn, Raschîd, ihm die Gefahr vorstellte, der er sich aussetze, wenn er die Almoraviden nach Spanien rief, antwortete er ihm: „Das ist Alles wahr, aber ich will nicht, daß die Nachwelt mir vorwerfe, die Eroberung Andalusiens durch die Ungläubigen verschuldet zu haben; ich will nicht, daß mein Name auf allen moslimischen Kanzeln verflucht werde, und wenn ich wählen soll, so will ich lieber Kameeltreiber in Afrika sein als Sauhirt in Castilien."[2]

Nachdem er seinen Plan entworfen hatte, theilte er ihn seinen Nachbarn, Motawakkil von Badajoz und Abdallâh von Granada,[3] mit, und bat sie, sich ihm anzuschließen und ihre Kadi's nach Sevilla zu schicken. Sie thaten es; Motawakkil schickte den Kadi von Badajoz, Abû-Ischâk ibn-Mokânâ, und Abdallâh den Kadi von Granada, Abû-Dschafar Kolai'î, nach Sevilla. Der Kadi von Cordova, Ibn-Adham, sowie der Vezier Abû-Bekr ibn-Zaidûn schlossen sich ihnen an. Diese

[1]) Abbad. Bd. II S. 37.
[2]) Abbad. Bd. II S. 8, 189 u. s. w.
[3]) Als Bâdîs im Jahre 1073 starb, theilten sich seine beiden Enkel, Abdallâh und Temîm, in seine Staaten. Der erstere erhielt Granada, der zweite Malaga.

vier schifften sich in Algeziras ein und begaben sich zu Jûsof.[1] Sie waren beauftragt, ihn im Namen ihrer Herren einzuladen, mit einer Armee nach Spanien zu kommen; aber sie mußten gewisse Bedingungen stellen, die uns jedoch unbekannt sind; wir wissen nur, daß Jûsof eidlich versprechen mußte, keinen Versuch zu machen, den andalusischen Fürsten ihre Staaten wegzunehmen, und daß er dies beschwor.[2] Es war nun noch der Ort zu bestimmen, wo Jûsof sich ausschiffen solle. Ibn-Zaidûn schlug Gibraltar vor; aber Jûsof erklärte, daß er Algeziras vorziehen würde, ja er gab sogar zu verstehen, daß diese Stadt ihm abgetreten werden müsse. Der Vezier Motamid's antwortete, er habe nicht die Vollmacht, diese Forderung zu bewilligen. Von nun an behandelte Jûsof die Gesandten ziemlich kühl und gab ihnen nur ausweichende, zweideutige Antworten; auch wußten sie, als sie ihn verließen, noch nicht, welchen Entschluß er gefaßt habe; er hatte nicht versprochen zu kommen, aber er hatte es ebenso wenig abgeschlagen.

Die Ungewißheit, in welcher demzufolge die andalusischen Fürsten eine Zeit lang schwebten, sollte ihnen auf eine Art benommen werden, die zur Genüge bewies, daß ihre Befürchtungen nicht unbegründet gewesen waren. Jûsof, der selten Etwas unterahm, ohne seine Fakih's zu Rathe gezogen zu haben, hatte sie gefragt, was er thun solle, und sie hatten ihm anfangs erklärt, es sei seine Pflicht, gegen die Castilianer zu kämpfen, nachher aber hinzugefügt, daß, wenn er dazu Algeziras bedürfe und man es ihm nicht überlassen wolle, er berechtigt sei, es zu nehmen. Auf dieses Fetwa gestützt, schiffte Jûsof einen Theil seiner Truppen in Ceuta auf etwa hundert Fahrzeugen nach Algeziras ein, so daß diese Stadt sich plötzlich von einer großen Armee umgeben sah, welche verlangte, daß man ihr Lebensmittel und Wohnungen verschaffe. Râdhi, welcher dort den Befehl hatte, war in großer Verlegenheit, da der eingetretene Fall nicht vorgesehen war. Er weigerte sich nicht, den Almoraviden Lebensmittel zu verschaffen, aber zu gleicher Zeit traf er seine Vorkehrungen, im Nothfall Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen, und ließ mittelst einer Brieftaube seinem in Sevilla weilenden Vater einen Brief zukommen, um ihn um seine Befehle zu fragen. Die Antwort Motamid's ließ nicht lange auf sich

[1]) Die Geschichtschreiber, welche berichten, daß Motamid selbst sich zu Jûsof begeben habe, scheinen mir den ersten Kriegszug des afrikanischen Königs mit dem zweiten verwechselt zu haben.

[2]) Siehe **Abbad.** Bd. II S. 27.

warten. Er hatte sich rasch entschieden, denn so vertragswidrig ihm auch das Benehmen Jûsof's schien, sagte er sich doch, daß er zu weit gegangen sei, um jetzt noch zurückzutreten, und daß man gute Miene zum bösen Spiel machen müsse. Er befahl deshalb seinem Sohne, Algeziras zu räumen und sich nach Ronda zurückzuziehen.[1] Neue Truppen schifften sich alsdann nach Algeziras ein, und endlich kam Jûsof selbst dort an. Seine erste Sorge war, die Befestigungen in guten Stand zu setzen, die Stadt mit Kriegsmaterial und Proviant zu versehen und ihr eine genügende Besatzung zu geben. Darauf wandte er sich mit der Hauptarmee nach Sevilla. Motamid kam ihm entgegen, umgeben von den Hauptwürdenträgern seines Reiches. Als er ihm gegenüber stand, wollte er ihm die Hand küssen; doch Jûsof verwehrte es ihm und umarmte ihn zärtlich. Die gebräuchlichen Geschenke wurden nicht vergessen: Motamid übergab dem Almoraviden so viele, daß dieser jedem Soldaten seiner Armee eine Gabe reichen konnte und eine hohe Vorstellung von den Reichthümern Spaniens erhielt. In der Nähe von Sevilla machte man Halt; dort stießen die beiden Enkel des Bâdîs, Abdallâh von Granada und Temîm von Malaga, zu den Almoraviden, der erstere mit dreihundert Reitern, der andere mit zweihundert. Motacim von Almeria schickte ein Reiterregiment, geführt von einem seiner Söhne, indem er sein Bedauern aussprechen ließ, daß die bedrohliche Nachbarschaft der Christen von Aledo ihm nicht gestatte, in Person zu kommen. Acht Tage nachher schlug die Armee den Weg nach Badajoz ein, wo sie ihre Vereinigung mit Motawakkil und seinen Truppen bewerkstelligte. Dann rückte man gegen Toledo;[2] aber noch war man nicht weit gekommen, als man mit dem Feinde zusammenstieß.

Als die Nachricht zu Alphons drang, daß die Almoraviden in Spanien gelandet seien, war er noch mit der Belagerung Saragossa's beschäftigt. Da er glaubte, der König dieser Stadt wisse nichts von der Ankunft der Afrikaner, ließ er ihm sagen, daß er gesonnen sei, die Belagerung gegen Entrichtung einer namhaften Geldsumme aufzuheben; aber Mosta'în, der die wichtige Nachricht ebenso wohl wie Alphons erhalten hatte, ließ ihm antworten, daß er ihm keinen Dirhem geben werde. So kehrte Alphons nach Toledo zurück, nachdem er Alvar

[1]) Ibn-al-Abbâr, in meinen Recherches Bd. I S. 173, 174 erste Auflage. Siehe auch Abbad. Bd. I S. 169, 175 (Verse von Râbhî), Bd. II S. 37, 191—193, 231.

[2]) Ibn-al-Abbâr a. a. O. Abbad. Bd. II S. 22, 193; Abd-al-wâchid S. 91.

Fañez sowie seinen anderen Feldherrn den Befehl geschickt hatte, zu seinen Truppen zu stoßen. Als seine Armee, in der viele französische Ritter dienten, sich gesammelt hatte, machte er sich auf den Marsch, denn er wollte den Kampf in Feindesland ausfechten. Nicht weit von Badajoz traf er die Almoraviden und ihre Verbündeten, nahe bei einem Orte, welchen die Moslim's Zallâka, die Christen Sacralias nannten. Noch war er nicht mit dem Aufschlagen seiner Zelte fertig, als er einen Brief Jûsof's erhielt, mit der Aufforderung, den Islam anzunehmen oder einen Tribut zu bezahlen; andernfalls erkläre er ihm den Krieg. Im höchsten Grade aufgebracht über diese Botschaft, beauftragte Alphons einen seiner arabischen Beamten, zu erwidern, daß er, da seit vielen Jahren die Moslim's ihm tributpflichtig seien, auf so kränkende Vorschläge nicht gefaßt gewesen sei; daß ihm übrigens eine große Armee zu Gebote stehe, mit deren Hilfe er hoffe, die Vermessenheit seiner Feinde gebührend zu züchtigen. Nachdem dieser Brief der moslimischen Kanzelei zugekommen war, verfaßte ein Andalusier alsbald eine Antwort; doch als er seinen Entwurf Jûsof zeigte, fand dieser ihn zu lang und begnügte sich damit, auf die Rückseite des Briefes Alphons' die Worte zu schreiben: „Du wirst sehen, was daraus entstehen wird." So schickte er ihm den Brief zurück.[1]

Es handelte sich nun darum, beiderseits den Tag der Schlacht festzusetzen; so wollte es damals die Sitte. Donnerstag den 22. October 1086 schickte Alphons folgende Botschaft an die Moslim's: „Morgen, am Freitag, ist euer Feiertag, am Sonntag der unsrige; ich schlage also vor, daß die Schlacht übermorgen, am Samstag, statt finde.[2] Jûsof genehmigte diesen Vorschlag; aber Motamid erblickte darin eine List, und da er im Fall eines Angriffs den ersten Stoß des Feindes auszuhalten hatte (denn die andalusischen Truppen bildeten den Vortrab, während die Almoraviden sich hinter den Bergen versteckt hielten), traf er seine Vorkehrungen, um nicht unvermuthet angegriffen zu werden, und ließ durch leichte Truppen die Bewegungen der Feinde beobachten. Er war des Sieges durchaus nicht gewiß und be-

---

[1]) Der Khalif Harûn ar-Raschîd beantwortete einen Brief des Kaisers Nicephorus ungefähr auf die selbe Art. Die Schriftsteller übrigens, welche Jûsof einen Vers Motanabbî's citiren lassen, haben das Citat eines Geschichtschreibers für einen Theil der Antwort des Königs genommen. Jûsof war zu ungebildet, um Verse Motanabbî's zu citiren.

[2]) Abbad. Bd. II S. 22; Abû-'l-Chabdschâdsch Baijâsi bei Ibn-Khallicân XII, 16. Nach anderen Schriftstellern hätte Alphons den Montag vorgeschlagen, um den jüdischen Sabbath nicht zu verletzen.

fragte unaufhörlich seine Astrologen. In der That stand er vor einem kritischen und entscheidenden Augenblick; das Schicksal Spaniens hing von dem Ausgang der bevorstehenden Schlacht ab. Die Castilianer hatten den Vortheil der größeren Zahl; ihre Kräfte, so glaubten die Moslim's wenigstens, beliefen sich auf fünfzig- oder sechzigtausend Mann,[1] während ihre Gegner nur zwanzigtausend hatten.[2]

Mit Tagesanbruch sah Motamid seine Furcht sich verwirklichen: er wurde von seinen Wachen benachrichtigt, daß die christliche Armee herannahe. Da seine Lage höchst mißlich war — denn er lief Gefahr, erdrückt zu werden, ehe die Almoraviden auf dem Schlachtfelde erschienen — ließ er Jûsof auffordern, ihm schleunigst mit all seinen Truppen zu Hilfe zu kommen, oder ihm doch wenigstens genügende Verstärkung zu schicken. Doch Jûsof beeilte sich nicht, dieser Aufforderung nachzukommen; er hatte sich einen Plan gemacht, von dem er nicht lassen wollte, und kümmerte sich so wenig um das Schicksal der Andalusier, daß er ausrief: „Was schadet es mir, wenn diese Leute niedergemacht werden? Sie sind alle mit einander meine Feinde."[3] So sich selbst überlassen, ergriffen die Andalusier die Flucht; nur die Sevillaner, angespornt durch das Beispiel ihres Königs, welcher, wiewohl im Gesichte und an der Hand verwundet, ihnen ein Beispiel ruhmvoller Tapferkeit gab, widerstanden kräftig dem Anprall des Feindes, bis endlich eine almoravidische Abtheilung ihnen zu Hilfe kam. Von da an war der Kampf weniger ungleich; indessen waren die Sevillaner höchst verwundert, als sie den Feind plötzlich zum Rückzug blasen hörten, denn die Verstärkung, welche sie erhalten, war nicht so beträchtlich, daß sie glauben konnten, bereits den Sieg davon getragen zu haben. Dies war auch keineswegs der Fall; aber es hatte sich unterdessen Folgendes zugetragen. Als Jûsof die castilianische Armee im Gefechte gegen die Andalusier sah, faßte er den Plan, sie im Rücken anzugreifen. Deshalb schickte er Motamid nur so viel Verstärkung, als nöthig war, um seine Ueberwältigung durch die feindlichen Truppen zu verhindern; dann warf er sich mit seinen Kerntruppen auf Alphons' Lager. Dort richtete er unter den im Lager als Wachen zurückgebliebenen Soldaten ein schreckliches Blutbad an, steckte das Lager in Brand und fiel; eine Menge Flüchtiger vor sich her-

[1]) Abbad. Bd. II S. 23, 38.

[2]) Abd-al-wâchid S. 93.

[3]) Kitâb-al-iktifâ (Abbad. Bd. II S. 23), wo die Lesart der Handschrift: facullun beizubehalten ist. Dies Zeugniß ist bemerkenswerth, denn der Verfasser des Kitâb al-iktifâ ist sehr parteiisch für die Almoraviden.

treibend, dem castilianischen Heere in den Rücken. Alphons befand sich nun zwischen zwei Feuern, und da die Armee, welche ihn von hinten angriff, zahlreicher war, als die, welche er vor sich hatte, war er genöthigt, gegen sie seine Hauptmacht zu richten. Der Kampf war sehr erbittert; das Lager wurde abwechselnd verloren und wieder genommen, während Jûsof in die Reihen seiner Soldaten rief: „Muth, ihr Moslim's! Ihr habt vor euch die Feinde Gottes! Derjenigen von euch, welche fallen, wartet das Paradies!"

Unterdessen war es den flüchtigen Andalusiern gelungen, sich wieder zu sammeln und auf das Schlachtfeld zurückzukehren, um Motamid Beistand zu leisten. Zugleich führte Jûsof seine schwarze Garde, die er stets in Reserve hielt und die Wunder verrichtete, gegen die Castilianer. Einem Neger gelang es sogar, sich Alphons zu nähern und ihm einen Dolchstich in die Lende zu versetzen. Mit Einbruch der Nacht entschied sich der heiß erstrittene Sieg endlich für die Moslim's; der größte Theil der Christen lag todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, andere hatten die Flucht ergriffen, und Alphons selbst, von nicht mehr als fünfhundert Rittern umgeben, rettete sich nur mit Mühe (23. October 1086).

Doch ernteten die Moslim's nicht alle Früchte dieses glänzenden Sieges, welche sich davon hätten erwarten lassen. Jûsof hatte zwar die Absicht, in das feindliche Land vorzudringen; doch verzichtete er darauf, als er die Nachricht vom Tode seines ältesten Sohnes erhielt, den er krank in Ceuta gelassen hatte. Er begnügte sich damit, eine Abtheilung von dreitausend Mann unter den Befehl Motamid's zu stellen, und kehrte mit dem übrigen Theil seiner Truppen nach Afrika zurück.[1]

[1]) Siehe Anmerkung XII am Ende des Werkes.

XIII.

Infolge der Ankunft der Almoraviden in Spanien hatten sich die Castilianer genöthigt gesehen, das Königreich Valencia zu räumen und die Belagerung von Saragossa aufzuheben. Die Niederlage, welche sie bei Zallâka erlitten, hatte sie einer großen Zahl ihrer besten Krieger beraubt; sie verloren damals nach den Angaben der Moslim's zehntausend, nach Anderen sogar vierundzwanzigtausend Mann.[1] Ueberdies waren jetzt die andalusischen Fürsten von der schimpflichen Verpflichtung eines jährlichen an Alphons zu entrichtenden Tributs befreit, und der Westen, wo die Festungen von nun an von den Soldaten vertheidigt wurden, welche Jûsof Motamid überlassen, hatte nichts mehr von den Angriffen des Kaisers zu befürchten. Das waren sicherlich schöne Resultate, über welche die Andalusier sich mit Recht freuen konnten. Auch ertönte das ganze Land von Freudengeschrei; der Name Jûsof war in Aller Mund; man rühmte seine Frömmigkeit, seine Tapferkeit, seine militärischen Talente; man begrüßte in ihm den Retter Andalusiens und der moslimischen Religion; man erklärte ihn öffentlich für den ersten Feldherrn seines Jahrhunderts. Die Geistlichkeit vor allem war unerschöpflich in seinem Lobe; in ihren Augen war Jûsof mehr als ein großer Mann: er war der von Gott gesegnete Mann, der Auserwählte des Herrn.[2]

Indessen die errungenen Erfolge, so groß und glorreich sie auch waren, hatten doch keine endgiltige Entscheidung herbeigeführt. So

[1]) Abbad. Bd. II S. 23, 199.
[2]) Abd-al-wâchid S. 94.

meinten wenigstens die Castilianer; trotz der Verluste, welche sie erlitten hatten, verzweifelten sie nicht daran, die Scharte wieder auszuwetzen; sie wußten sehr gut, daß sie zu viel wagen würden, wenn sie ihre Angriffe nach der Seite von Badajoz und von Sevilla richteten, aber sie wußten auch, daß der Osten Andalusiens ihnen noch manche Aussicht auf Erfolg eröffnete, und daß es ihnen leicht sein werde, ihn zu verheeren, vielleicht gar ihn zu erobern. Die kleinen Fürstenthümer des Ostens, Valencia, Murcia, Lorca, Almeria, waren in der That die machtlosesten Staaten auf der ganzen Halbinsel, und die Castilianer hatten mitten unter ihnen einen sehr festen Platz inne, durch welchen sie diese Länder vollständig beherrschen konnten. Dies war die Festung Aledo zwischen Murcia und Lorca, deren Ruinen heute noch stehen. Auf einem steilen Berge gelegen und im Stande, eine Besatzung von zwölf- oder dreizehntausend Mann aufzunehmen, konnte sie für uneinnehmbar gelten. Von dort aus streiften die Castilianer in der Umgegend umher, um Razzia's zu machen. Sie belagerten sogar Almeria, Lorca, Murcia,[1] und Alles schien darauf hinzudeuten, daß, wenn man sich nicht vorsähe, diese Städte zuletzt in ihre Hände fallen würden.

Motamid fühlte den Ernst der Gefahr, welche Andalusien von dieser Seite her bedrohte; überdies standen seine persönlichen Interessen auf dem Spiel. Die beiden den feindlichen Angriffen am meisten ausgesetzten Städte, Murcia und Lorca, gehörten ihm, die erstere von Rechtswegen, die zweite in der That, denn der Herr von Lorca, Ibn-al-Jasa, welcher sich zu schwach fühlte, um den Castilianern von Aledo zu widerstehen, hatte ihn als seinen Lehensherrn anerkannt, in der Hoffnung, von ihm unterstützt zu werden.[2] In Murcia regierte noch Ibn-Raschîk, und Motamid brannte vor Verlangen, diesen Rebellen zu bestrafen. Da er also entschlossen war, einen Feldzug im Osten zu unternehmen, mit der doppelten Absicht, den verheerenden Einfällen der Christen ein Ziel zu setzen und Ibn-Raschîk zum Gehorsam zu zwingen, vereinigte er seine eigenen Truppen mit denen, welche Jûsof ihm anvertraut hatte, und schlug den Weg nach Lorca ein.

Hier angekommen, wurde er benachrichtigt, daß ein Reitertrupp von dreihundert Castilianern sich in der Nachbarschaft befinde. Alsbald befahl Motamid seinem Sohne Râdhî, sie mit dreitausend sevillanischen Reitern anzugreifen. Râdhî jedoch, welcher die Wissenschaften mehr

---

[1]) Abbad. Bd. II S. 25.

[2]) Abbad. Bd. II S. 120.

liebte als den Krieg, entschuldigte sich mit einer Unpäßlichkeit. Erzürnt über diesen Ungehorsam, vertraute Motamid jetzt den Befehl einem andern seiner Söhne an, welcher Motadd hieß. Aber die Ueberlegenheit der Castilianer über die Andalusier sollte sich abermals zeigen; obgleich sie zehn gegen einen fochten, erlitten die Sevillaner die schmählichste Niederlage.[1]

Nicht glücklicher waren Motamid's Versuche, Murcia zu bezwingen. Ibn-Raschîk verstand es, die Almoraviden in der sevillanischen Armee für sein Interesse zu gewinnen, und Motamid sah sich genöthigt, in seine Hauptstadt zurückzukehren, ohne Etwas ausgerichtet zu haben.[2]

Es war also augenscheinlich, daß die Andalusier nach der Schlacht von Zallâka nicht besser im Stande waren, sich zu vertheidigen als vorher, und daß sie unterliegen mußten, wenn Jûsof ihnen nicht abermals zu Hilfe kam. Der Palast Jûsof's war daher beständig von Fakîh's und angesehenen Bürgern aus Valencia, Murcia, Lorca und Baza umlagert. Die Valencianer beklagten sich über Rodrigo Campeador (den Cid), der sich zum Beschützer Kâdir's aufgeworfen hatte, nachdem er ihn gezwungen, ihm im Voraus einen monatlichen Tribut von zehntausend Ducaten zu bezahlen; unter dem Vorwande, die Rebellen wieder der Autorität des Königs unterwerfen zu wollen, verheerte er das Königreich;[3] auch die Einwohner der anderen Landschaften waren unerschöpflich in Klagen über die Bedrückungen, mit denen die Castilianer von Aledo sie quälten, und alle erklärten einstimmig, daß die Andalusier unabänderlich in die Gewalt der Christen fallen würden, wenn Jûsof ihnen nicht zu Hilfe käme.[4] Indessen schienen ihre inständigen Bitten wenig Wirkung auf das Gemüth des Königs hervorzubringen. Jûsof versprach freilich, sobald die Jahreszeit es erlaube, die Meerenge zu überschreiten; aber er traf keine ernstlichen Vorkehrungen, und wenn er es auch nicht sagte, so ließ er es doch deutlich genug errathen, daß er eine ausdrückliche Aufforderung von Seiten der Fürsten erwarte. Hierzu entschloß sich jetzt Motamid. Der Verdacht, welchen er hinsichtlich der geheimen Absichten Jûsof's gehabt, hatte sich nach und nach zerstreut oder doch verringert. Mit Ausnahme der Besetzung von Algeziras hatte der afrikanische König nichts gethan, was die andalusischen

---

[1]) Abbad. Bd. II S. 25; diese Stelle ist aus Ibn-Khâkân zu verbessern (Abbad. Bd. I S. 172—175).

[2]) Abbad. Bd. II S. 121.

[3]) Recherches Bd. II S. 136, 137.

[4]) Abbad. Bd. II S. 201.

Fürsten hätte empfindlich machen oder ihre Befürchtungen rechtfertigen können; vielmehr hatte er öfters gesagt, daß, ehe er Andalusien gesehen habe, seine Vorstellung von der Schönheit und dem Reichthum dieses Landes eine großartige gewesen, daß aber seine Erwartung getäuscht worden sei.[1] Also war Motamid einigermaßen beruhigt, und da die Gefahr, welche sein Vaterland bedrohte, wirklich sehr groß war, faßte er den Entschluß, sich selbst zu Jûsof zu begeben.

Der Almoravide ließ ihm einen höchst ehrenvollen und herzlichen Empfang zu Theil werden. „Du hättest nicht nöthig gehabt," sagte er zu ihm, „in eigener Person zu kommen; du hättest mir schreiben können, und ich würde mich beeilt haben, deinen Wünschen nachzukommen." — „Ich bin gekommen," antwortete Motamid, „um dir zu sagen, daß wir uns in großer Gefahr befinden. Aledo liegt im Herzen unseres Landes; uns ist es unmöglich, es den Christen zu entreißen; wenn du aber dies vermöchtest, würdest du der Religion einen sehr großen Dienst erweisen. Einmal hast du uns schon gerettet, rette uns auch dieses Mal!" — „Ich will es wenigstens versuchen," gab Jûsof zur Antwort, und als Motamid nach Sevilla zurückgekehrt war, trieb er seine Zurüstungen mit großem Eifer und setzte nach Beendigung der Vorbereitungen mit seinen Truppen über die Meerenge. Im Frühling des Jahres 1090 landete er in Algeziras, und nachdem er seine Vereinigung mit Motamid bewerkstelligt hatte, lud er die andalusischen Fürsten ein, zu ihm zu stoßen, um Aledo zu belagern. Temîm von Malaga, Abdallâh von Granada, Motacim von Almeria, Ibn-Raschîk von Murcia und einige andere Fürsten von geringerer Bedeutung kamen seinem Aufruf nach, und die Belagerung nahm ihren Anfang. Die Kriegsmaschinen wurden von Zimmerleuten und Maurern aus Murcia hergerichtet, und man verständigte sich dahin, daß die Emire die Festung abwechselnd je einen Tag angreifen sollten. Indessen kam man nicht viel weiter; die Vertheidiger von Aledo, dreizehntausend an der Zahl, darunter tausend Reiter, wiesen mit Macht die Sturmanläufe zurück, und die Festung war so stark, daß die Moslim's, nachdem sie vergebens versucht hatten, sich derselben mit Gewalt zu bemächtigen, sich entschließen mußten, sie auszuhungern.[2]

Uebrigens beschäftigten die Belagerer sich weniger mit der Belagerung als mit ihren eigenen Angelegenheiten. Ihr Lager war ein Heerd von Intriguen. Von mehreren Seiten suchte man den Ehrgeiz

[1]) Abd-al-wâchid S. 92.
[2]) Abbad. Bd. II S. 202, 203.

Jûsof's anzustacheln, dessen Aeußerung über Spanien, daß es seinen Erwartungen nicht entsprochen habe, nur dazu hatte dienen sollen, die Andalusier zu täuschen. In Wahrheit hatte dieses Land ihm so gut wie irgend möglich gefallen, und sei es aus Eroberungslust, sei es aus edleren Beweggründen (die Interessen der Religion lagen ihm wirklich sehr am Herzen) wünschte er, Herr desselben zu werden. Diesen Wunsch zu verwirklichen war nicht schwer. Bei den Andalusiern war die Meinung ziemlich verbreitet, ihr Vaterland könne nur durch Vereinigung mit dem Reiche der Almoraviden gerettet werden. Die höheren Classen der Gesellschaft theilten allerdings diese Anschauung nicht; in den Augen der Gebildeten war Jûsof, der des Arabischen nur in geringem Maße mächtig war, ein grober Bauer, ein Barbar, und es ist wahr, daß er manchen Beweis seiner Unwissenheit, seines Mangels an Erziehung gegeben hatte. Als zum Beispiel Motamid ihn fragte, ob er die Verse verstände, welche die Dichter von Sevilla recitirt hatten, gab er zur Antwort: „Alles, was ich davon verstehe, ist, daß sie Brod verlangen." Und als er nach seiner Rückkehr nach Afrika von Motamid einen Brief erhalten hatte, in welchem jene beiden einem berühmten Gedichte entlehnten Verse citirt waren, die Abû-'l-Walîd ibn-Zaidûn,[1] der Tibull Andalusiens, an seine Geliebte Wallâda gerichtet hatte: „Seit du mir ferne bist, vergeht mein Herz vor Verlangen, dich zu sehen, und ich vergieße Ströme von Thränen. Meine Tage sind jetzt schwarz, und früher waren durch dich meine Nächte weiß" — hatte er gesagt: „Es scheint, daß er schwarze und weiße Mädchen von mir verlangt." Nachdem man ihm dann erklärt hatte, daß in der poetischen Sprache schwarz so viel bedeute als dunkel und weiß so viel als hell, antwortete er: „Das ist sehr schön; man möge ihm also antworten, daß ich Kopfweh habe, seit ich ihn nicht mehr sehe."[2] Derartiges wurde in einem so gebildeten Lande, wie Andalusien es war, nicht verziehen. Zudem waren die Gelehrten und Schriftsteller mit ihrer damaligen Lage sehr zufrieden und wünschten durchaus nicht, dieselbe verändert zu sehen. Die kleinen Höfe waren ebenso viele Akademien und die Schriftsteller die verzogenen Kinder der Fürsten, von denen ihnen die beste Behandlung zu Theil wurde. Auch die Anhänger der freieren Richtung hatten keinen Grund, sich zu beklagen. In Folge des Schutzes, den ihnen die meisten Fürsten gewährten, konnten sie jetzt zum ersten Male sagen und schreiben, was sie dachten,

---

[1]) Er war der Vater des Veziers Motamid's.

[2]) Abbad. Bd. II S. 221.

ohne die Besorgniß, verbrannt oder gesteinigt zu werden.[1] Sie wünschten also weniger als irgend Jemand sonst die Herrschaft der Almoraviden herbei, welche unfehlbar die der Theologen mit sich bringen mußte.

Wenn aber auch Jûsof wenige Anhänger unter den höheren und aufgeklärten Classen zählte, so hatte er deren doch wenigstens unter dem Volke genug. Im Allgemeinen war das Volk sehr unzufrieden und es hatte ein Recht dazu. Beinahe jede noch so unbedeutende Stadt hatte ihren eigenen Hof, der unterhalten sein wollte und viel kostete, denn die meisten Fürsten verschwendeten in unverständigem Maße. Und für all diese Lasten erlangte die Bevölkerung nicht einmal Sicherheit und Ruhe; denn in ihrer Schwäche vermochten die Fürsten ihren Unterthanen kaum gegen die benachbarten Moslim's, geschweige denn gegen die Christen Schutz zu gewähren. Man hatte daher keinen Augenblick Ruhe, niemand war seines Lebens und seines Besitzthums sicher. Die Lage war in der That eine unerträgliche, und es war sehr natürlich, daß die arbeitenden Classen das Ende eines solchen Zustandes herbeiwünschten. Bisher gab es kein Mittel, davon befreit zu werden; man hatte wohl den Willen zu einem Aufstande gehabt, hatte mit Vergnügen folgende Verse Somaisir's, eines granadischen Dichters, angehört:

„Könige, was wagt ihr zu thun? Ihr überlaßt den Islam seinen Feinden und thut nichts zu seiner Rettung. Empörung gegen euch ist Pflicht, weil ihr gemeinschaftliche Sache mit den Christen macht. Wenn wir eurem Scepter uns entziehen, begehen wir kein Verbrechen, denn ihr selbst habt euch dem Scepter des Propheten entzogen"

— da aber ein Aufstand die Lage nur verschlimmert haben würde, war man genöthigt, zu warten und sich mit Geduld zu waffnen, wie der selbe Dichter es in seinen Versen ausspricht:

„Wir hofften auf euch, ihr Könige, aber ihr habt unsere Hoffnungen zu Nichte gemacht; wir erwarteten von euch unsere Befreiung, aber unsere Erwartung ist getäuscht worden. Nun, wir wollen uns in Geduld fassen; aber die Zeit bringt große Veränderungen. Was wir nur andeuten, versteht es ganz!"[2]

Jetzt dagegen war eine Insurrection möglich, weil ein gerechter, mächtiger, glorreicher Herrscher in Spanien aufgetreten war, der schon

[1]) Çâ'id von Toledo, in meinen Recherches Bd. I S. 4 erste Ausgabe.
[2]) Ibn-Bassâm Bd. I fol. 230 v.

einen glänzenden Sieg über die Christen errungen hatte, ohne Zweifel noch andere erringen mußte und von der Vorsehung dazu gesandt schien, um Andalusien seine frühere Größe und seinen alten Wohlstand wieder zu geben. Das Beste war also, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen und sich dadurch von einer Menge lästiger Steuern zu befreien; denn Jûsof hatte in seinen Staaten alle die abgeschafft, welche nicht durch den Koran vorgeschrieben waren, und man hielt sich überzeugt, daß er in Spanien ebenso verfahren werde.

So urtheilte das Volk, und in vieler Beziehung war diese Anschauung begründet; nur vergaß man, daß keine Regierung auf die Länge ohne Steuern bestehen kann, wenn diese auch vielleicht anfangs abgeschafft wurden; man bedachte ferner nicht, daß Andalusien, wenn es sein Schicksal an das von Marokko knüpfte, sich dem Rückschlag der Revolutionen aussetzte, welche diesem Reiche vielleicht drohten; daß die almoravidische Herrschaft die Herrschaft von Fremden, die Unterjochung eines Volkes unter das andere sein würde; daß endlich die Soldaten Jûsof's einer Race angehörten, die Spanien immer verabscheut hatte, und daß sie, da sie wenig an Mannszucht gewöhnt waren, höchst unbequeme Gäste werden konnten. Uebrigens war der Wunsch nach einem neuen Regiment nicht in allen Staaten gleich lebendig; in Granada beseelte er die ganze arabische und andalusische Bevölkerung, welche nie aufgehört hatte, ihre berberischen Tyrannen zu verwünschen; auch in den Staaten Motamid's gab es viele Unzufriedene;[1] nicht so in Almeria, denn der Fürst, welcher dort regierte, war sehr beliebt; er war fromm, gerecht, huldvoll und behandelte sein Volk mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen; mit Einem Worte, er war ein vollkommenes Tugendmuster.

Doch fast überall hatte Jûsof die Fakih's und Kadi's, die Lehrer der Religion und des Gesetzes, für sich. Sie waren seine ergebensten und rührigsten Verbündeten, denn sie hatten am meisten zu verlieren, wenn die Christen siegten, und andererseits hatten sie keine Sympathie für die andalusischen Fürsten, welche mit profanen Studien beschäftigt und in Vergnügungen verstrickt, in ihrer Gleichgiltigkeit gegen die Religion kaum ihre Predigten anhörten und offen die Philosophen beschützten. Jûsof dagegen, der ein Muster von Frömmigkeit war, der nie verfehlte, mit der Geistlichkeit über Staatsangelegenheiten zu berathen und deren Rathschläge treulich zu befolgen, besaß ihre ganze Liebe, all ihre Sympathien. Sie wußten oder ahnten doch, daß er sehr

---

[1]) Abbad. Bd. II S. 131, 132.

geneigt war, die Staaten der andalusischen Fürsten sich anzueignen, und von nun an dachten sie an nichts Anderes mehr, als wie sie sein Verlangen reizen und ihn glauben machen könnten, daß die Religion selbst es sanctionire.

Einer der thätigsten unter ihnen war der Kadi von Granada, Abû-Dschafar Kolaiʿî; er war arabischer Abstammung, was ebenso viel sagen will, als daß er die berberischen Unterdrücker seines Heimatlandes haßte. Zwar suchte er, seine Gefühle zu verbergen, aber es gelang ihm nicht; vermöge richtiger Muthmaßung hatte Bâdîs in ihm den wahrscheinlichen Urheber des einstigen Falles seiner Dynastie erkannt, und oft hatte er die Absicht gehabt, ihn zu beseitigen; „aber Gott" — um mich des Ausdruckes eines arabischen Schriftstellers zu bedienen — „hatte die Hand des Tyrannen angekettet, damit der Spruch des Schicksals sich erfülle." Dieser Kadi nun befand sich in der Armee, welche Aledo belagerte, und hatte mehrere heimliche Unterredungen mit Jûsof, den er schon kannte, denn wie man sich errinert, war er einer der Gesandten, welche vier Jahr früher beauftragt waren, den Almoraviden zur Unterstützung der Andalusier aufzuforbern. Der Zweck, welchen er bei diesen Besprechungen verfolgte, läßt sich leicht errathen: Jûsof empfand Scrupel wegen seines Eides, und der Kadi wollte sie ihm benehmen. [1] Er stellte ihm also vor, daß die andalusischen Fakih's ihn seines Eides entbinden könnten, und daß es ihm leicht sein werde, ein Fetwa zu erhalten, in welchem alle Fehler, alle Frevelthaten der Fürsten aufgezählt und so der Schluß nahe gelegt würde, daß sie alles Recht auf ihre Throne eingebüßt hätten.

Die Argumente des durch sein Wissen und seine Frömmigkeit berühmten Kadi machten auf Jûsof's Gemüth großen Eindruck, und andererseits flößten seine Unterredungen mit Motacim, dem König von Almeria, ihm große Abneigung gegen diesen mächtigsten andalusischen Fürsten ein.

Wir haben schon gesagt, daß Motacim ein vortrefflicher Fürst war; allein so gerecht und wohlwollend er im Allgemeinen war, gab es doch Einen Menschen, gegen den er einen unauslöschlichen Haß hegte, und dieser Eine war Motamid. Dieser Haß scheint seine Quelle eher in kleinlicher Eifersucht als in wirklichen und ernsten Beschwerden gehabt zu haben; aber trotzdem ging er sehr tief, und obgleich Motacim sich dem Anschein nach mit dem Könige von Sevilla wieder ausgesöhnt

[1]) Ibn-al-Khatîb Man. G., fol. 16 v., 17 r., Artikel über Abû-Dschafar Achmed ibn-Khalaf ibn Abdalmelik al-Ghassânî al-Kolaiʿî.

hatte, bemühte er sich doch, ihn in der Meinung des afrikanischen Königs herabzusetzen, dessen Gunst er durch Mittel, welche an Niederträchtigkeit streiften, gewonnen hatte. Indessen Motamid faßte keinen Argwohn; wenn er mit Motacim allein war, sprach er stets ganz offenherzig mit ihm, und als eines Tages der Fürst von Almeria ihm seine Besorgnisse wegen des verlängerten Aufenthalts Jûsof's in Andalusien mittheilte, antwortete er ihm in einem Tone echt südländischer Prahlerei: „Ja wohl, dieser Mann bleibt recht lange in unserm Lande; aber wenn er mir lästig wird, brauche ich nur meinen Finger aufzuheben, um ihn und seine Soldaten Tags darauf entfernt zu sehen. Du scheinst zu fürchten, er könne uns irgend einen bösen Streich spielen; aber was ist denn dieser erbärmliche König, was sind seine Soldaten? In ihrem Vaterlande waren sie hungernde Bettler; um ein gutes Werk zu thun, haben wir sie nach Spanien gerufen, damit sie sich satt essen könnten; aber wenn sie völlig zu Kräften gekommen sind, werden wir sie wieder zurückschicken, woher sie gekommen.' Solche Reden wurden zu schrecklichen Waffen in den Händen Motacim's. Als er sie Jûsof hinterbrachte, brach dieser in heftigen Zorn aus, und was bis dahin bei ihm nur ein unbestimmter Plan gewesen, wurde nun zu einem festen, unwiderruflichen Entschluß. Motacim triumphirte; aber er hatte nicht vorhergesehen, was daraus entstehen mußte; „er hatte nicht bedacht," sagt ein arabischer Schriftsteller sehr richtig, „daß auch er selbst in die Grube fallen könne, die er Dem gegraben hatte, welchen er haßte, und daß ihn selbst das Schwert treffen könne, welches er aus der Scheide gezogen hatte." [1]

Diese Unbekümmertheit war übrigens allen andalusischen Fürsten eigen. Sie klagten sich gegenseitig bei Jûsof an, wählten den Almoraviden in ihren Streitigkeiten zum Schiedsrichter, und während der Fürst von Almeria den von Sevilla zu stürzen suchte, wollte der letztere wieder den Fürsten von Murcia, Ibn-Raschîk zu Fall bringen. Um dies auszuführen, wurde er nicht müde, Jûsof gegenüber zu wiederholen, daß Ibn-Raschîk der Verbündete Alphons' gewesen sei; daß er den Christen von Aledo große Dienste geleistet habe und allem Anscheine nach noch jetzt leiste. Indem er dann seine Rechte auf den Besitz von Murcia geltend machte, verlangte er, daß der Verräther, welcher ihm diese Stadt entrissen, in seine Hände geliefert werde. Jûsof beauftragte die Fakih's, diese Angelegenheit zu untersuchen, und da sie Motamid Recht gaben, ließ Jûsof Ibn-Raschîk gefangen nehmen

[1]) Abd-al-wâchid S. 96, 97.

und lieferte ihn dem Könige von Sevilla aus, jedoch mit der Bedingung, daß er ihm nicht das Leben nehme. Diese Gefangennahme hatte sehr traurige Folgen, denn die Murcianer verließen jetzt das Lager und weigerten sich, der Armee die nöthigen Arbeiter zu stellen und Lebensmittel zu verschaffen.

Die Lage der Belagerer war also höchst peinlich geworden und drohte, es noch mehr zu werden, da mit Anbruch des Winters bekannt wurde, daß Alphons mit einer Armee von achtzehntausend Mann der Festung zu Hilfe rücke. Anfangs hatte Jûsof die Absicht, ihn in der Sierra von Tirieza (westlich von Totana) zu erwarten und ihm dort eine Schlacht zu liefern; bald aber gab er diesen Plan auf und zog sich nach Sevilla zurück. Er fürchtete, wie er sagte, daß die Andalusier von neuem die Flucht ergreifen möchten wie in der Schlacht von Zallâka; zudem war er überzeugt, daß Aledo nicht mehr zu halten sei. Diese Anschauung war, wie die Folge zeigte, richtig; da Alphons beinahe alle Festungswerke geschleift und von der Besatzung nur noch etwa hundert Mann vorfand, steckte er die Festung in Brand und führte den Rest ihrer Mannschaft nach Castilien zurück.[1]

Der Zweck des Feldzugs war jetzt erreicht, aber in der That auf sehr wenig glänzende Weise, denn Jûsof hatte Aledo vier Monate lang belagert, ohne daß es ihm gelungen war, die Festung zu erobern, und sein Rückzug bei Alphons' Annäherung glich so ziemlich einer Flucht. Die Fakih's jedoch bemühten sich sehr, der Sache eine solche Wendung zu geben, daß seine Popularität nicht darunter leide. Sie sagten, daß wenn dieses Mal der Almoravide nicht so herrliche Siege wie vor vier Jahren errungen habe, es die Schuld der andalusischen Fürsten sei, welche durch ihre Intriguen, ihre Eifersüchteleien und steten Zwistigkeiten den großen König verhinderten, so viel auszurichten, wie wenn er alleiniger Herr wäre. Ueberhaupt waren die Fakih's thätiger denn je, und das nicht ohne guten Grund, denn da die Fürsten ihren Schleichwegen auf die Spur gekommen waren, schwebten sie in großer Gefahr. Der Kadi von Granada, Abû-Dschafar Kolai'i, mußte dies zu seinem Schaden erfahren. Schon im Lager hatte sein Herr, dessen Zelt dem seinigen ganz nahe stand, seine geheimen Unterredungen mit Jûsof bemerkt und ihren Zweck errathen. Doch

[1]) Abbad. Bd. II S. 39, 121, 203; Ibn-Khallicân Heft XII S. 25. In dem Berichte des Kartâs (S. 99) und besonders in dem Abd-al-wâchid's (S. 92) finden sich mehrere Ungenauigkeiten. Siehe auch die Gesta Roderici, und wegen der Zeitbestimmung vergl. Anmerk. XIII am Ende des Werkes.

hatte er, so lange Jûsof anwesend war, aus Furcht vor ihm nicht gewagt, gegen den Aufwiegler strenge Maßregeln zu ergreifen; sobald er aber nach Granada zurückgekehrt war, ließ er den Kadi kommen, warf ihm vor, ihn verrathen und seinen Sturz vorbereitet zu haben, und in seinem Zorn befahl er den Leibgarden, ihn zu tödten. Zu Abû-Dschafar's Heil warf die Mutter Abdallâh's sich ihrem Sohne zu Füßen und beschwor ihn, eines so frommen Mannes zu schonen, und da Abdallâh sich meist von ihr beherrschen ließ, nahm er den schon gegebenen Befehl zurück und begnügte sich damit, den Kadi in einem Gemach des Schlosses gefangen zu halten. In tiefem Gewahrsam begann der Kadi, der sich von sehr abergläubischen Leuten umgeben wußte, Gebete und Koranverse herzusagen. Seine klare, wohltönende und starke Stimme schallte durch den ganzen Palast von einem Ende zum andern. Jeder lieh seinen frommen Gebeten ein aufmerksames Ohr; man wagte kaum zu sprechen und verhütete ängstlich jedes Geräusch, um ihn nicht zu stören, und zu gleicher Zeit hörte man nicht auf, dem Fürsten zu wiederholen, daß Gott ihn mit einer schrecklichen Züchtigung heimsuchen werde, wenn er sich nicht beeile, dieses Muster von Tugend und Frömmigkeit wieder in Freiheit zu setzen. Die Mutter Abdallâh's zeigte sich noch eifriger als alle Andern und theils durch Bitten, theils durch Drohungen vermochte sie endlich ihren Sohn, dem Gefangenen die Freiheit zu geben; dieser aber, nachdem er eine solche Lehre empfangen, hütete sich wohl, in Granada zu bleiben, und benützte die Dunkelheit der Nacht, um Alcala zu erreichen; von dort begab er sich nach Cordova. Jetzt hatte er nichts mehr zu fürchten, aber er brannte vor Begierde, sich zu rächen; deshalb schrieb er an Jûsof, schilderte ihm mit den lebendigsten Farben, welch ungerechte Behandlung er erfahren habe, und beschwor ihn, nicht länger die Ausführung des so oft unter ihnen beredeten Planes zu verschieben.[1] Zu gleicher Zeit wandte er sich an die anderen andalusischen Kadi's und Fakih's, um vor ihnen ein gegen die Fürsten insgesammt und namentlich gegen die beiden Enkel des Badîs gerichtetes Fetwa zu erwirken. Die Kadi's und Fakih's zögerten nicht, zu erklären, daß die Fürsten von Granada und Malaga durch verschiedene Frevelthaten ihre Rechte eingebüßt hätten, besonders durch die brutale Art, mit der der ältere von ihnen seinen Kadi behandelt habe; aber da sie es noch nicht wagten, die Rechte auch der anderen Fürsten für verwirkt zu erklären, begnügten sie sich, Jûsof eine Bittschrift einzureichen, in welcher sie es ihm zur Pflicht machten,

[1]) Ibn-al-Khatib, Artikel über Abû-Dschafar Kolaï.

alle andalusischen Fürsten aufzufordern, zur Gesetzlichkeit zurückzukehren und keine anderen Abgaben zu verlangen, als die vom Koran geforderten.[1]

Kraft dieser beiden Fetwa's befahl Jûsof den andalusischen Fürsten, die Abgaben, Frohnden u. s. w. abzuschaffen, mit denen sie ihre Unterthanen quälten,[2] und marschirte mit einer Heeresabtheilung gegen Granada, nachdem er schon vorher drei andere Abtheilungen eben dorthin geschickt hatte. Doch erklärte er Abdallâh nicht den Krieg, so daß dieser seine Absichten nur errathen konnte. Seine Bestürzung und Rathlosigkeit war sehr groß; denn er glich durchaus nicht seinem Großvater, dem unwissenden aber energischen Bâdîs; er hatte einen gewissen Grad von Bildung, sprach ziemlich gut arabisch, war selbst Dichter und hatte eine so schöne Handschrift, daß man lange Zeit in Grandba einen von ihm geschriebenen Koran aufbewahrte; aber er war kleinmüthig, kraftlos, träge und unentschlossen, einer jener Männer, für welche die Frauen keine Anziehungskraft haben, welche bei dem Anblick eines Schwertes zittern, und, unschlüssig, zu welcher Partei sie sich halten sollen, alle Welt um Rath fragen. Nachdem er seinen Staatsrath versammelt hatte, fragte er den alten Moammil, der seinem Großvater manchen guten Dienst geleistet hatte, um seine Ansicht. Moammil versuchte ihn zu beruhigen, und erklärte, Jûsof hege keine feindlichen Absichten; er rieth ihm, dem Könige dadurch einen Beweis seines Vertrauens zu geben, daß er ihm entgegen ginge. Da er aber sah, daß dieser Plan den Beifall Abdallâh's nicht fand und dieser vielmehr daran dachte, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, gab er sich alle Mühe, ihm zu beweisen, daß es ihm unmöglich sein würde, den Almoraviden Widerstand zu leisten. Er hatte darin Recht, denn Abdallâh hatte nur wenige Truppen zu seiner Verfügung, und seinen besten Feldherrn, den Berber Mokâtil el Rojo („den Rothbäckigen"), hatte er entfernt, weil er ihm nicht traute.[3] Obgleich alle alten Rathgeber des Hofes der Meinung Moammil's beipflichteten, hegte Abdallâh gegen die Rechtschaffenheit dieses Mannes Argwohn, und es fehlte nicht viel, daß er ihn für einen Mitschuldigen des treulosen Kadi Abû Dschafar gehalten hätte, über dessen Freigebung er sich viele Vorwürfe machte. Sein Argwohn war übrigens nicht ganz ohne Grund. Es ist uns nicht bekannt, daß Moammil sich wirklich verpflichtet hätte,

[1]) Abbad. Bd. II S. 211.
[2]) Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern, Bd. II S. 79 der Uebersetzung.
[3]) Ibn-al-Khatib, Man. E, Artikel über Mokâtil.

die Interessen Jûsof's zu unterstützen; aber gewiß ist, daß dieser, dessen Gunst er gewonnen hatte und der seine Talente schätzte, auf seine Unterstützung rechnete. Abdallâh sah also in Moammil's Rathschlägen nur eine Falle, und da seine jüngeren Günstlinge ihn versicherten, Jûsof habe ohne Zweifel böse Absichten, so erklärte er, er sei entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und überhäufte Moammil und seine Freunde mit Vorwürfen und Drohungen. Durch dieses unkluge Benehmen entfremdete er sie sich gänzlich und nöthigte sie fast, sich für Jûsof zu erklären. Dazu entschlossen sie sich jetzt wirklich. Nachdem sie Granada zur Nachtzeit verlassen hatten, begaben sie sich nach der Stadt Lora, bemächtigten sich derselben und riefen den König der Almoraviden zum Oberherrscher aus. Allein Truppen, welche Abdallâh gegen sie schickte, zwangen die Empörer, sich zu ergeben, und schleppten sie nach Granada, wo sie gleich niedrigen Verbrechern durch die Straßen geführt wurden. Nur der Vermittelung Jûsof's hatten sie es zu danken, daß sie die Freiheit wieder erhielten. In sehr energischer Weise befahl der afrikanische König dem Fürsten von Granada, sie frei zu geben, und da Abdallâh noch nicht recht wußte, welche Absichten Jûsof in Betreff seiner habe, wagte er nicht, ihm den Gehorsam zu verweigern. Aber obgleich er noch bestrebt war, einen offenen Bruch zu verhüten, bereitete er sich doch schon eifrig zum Kriege vor. Er sandte einen Eilboten nach dem anderen an Alphons mit der Bitte, ihm zu Hilfe zu kommen, und mit vollen Händen Gold austheilend, warb er eine Menge Kaufleute, Weber und Arbeiter aller Art an. Allein Alles war umsonst; Alphons zeigte sich nicht willfährig, und die Granader waren ihm feindlich gesinnt: sie erwarteten mit Ungeduld die Ankunft der Almoraviden, und täglich verließ eine beträchtliche Anzahl die Stadt, um zu ihnen zu stoßen. Bei dieser Lage der Dinge war Widerstand unmöglich. Abdallâh sah es ein, und als Jûsof Sonntag den 10. November 1090 schon zwei Parasangen vor Granada stand, rief er von neuem seinen Staatsrath zusammen, um ihn wegen der zu ergreifenden Maßregeln zu befragen. Nachdem der Staatsrath erklärt hatte, daß er nicht daran denken könne, sich zu vertheidigen, nahm die Mutter Abdallâh's, welche den Verhandlungen beiwohnte und, wie berichtet wird, die unsinnige Einbildung hegte, daß Jûsof sie zur Gemahlin nehmen werde, das Wort und sagte: „Mein Sohn, es bleibt dir nur noch Eines übrig. Geh und begrüße den Almoraviden; er ist dein Vetter[1] und wird dich daher ehrenvoll empfangen." So

[1]) Das heißt so viel wie: er ist vom selben Stamme wie du, ein Berber wie du.

machte Abdallâh sich auf den Weg, begleitet von seiner Mutter und einem glänzenden Gefolge. Die slavische Garde eröffnete den Zug, und die christliche Garde umgab die Person des Fürsten. Alle Soldaten trugen Turbane vom feinsten Linnen und ritten schöne Pferde, welche mit Schabracken von Brocat bedeckt waren.

Als Abdallâh vor Jûsof angekommen war, stieg er vom Pferde und erklärte ihm, er sei gekommen, ihn demüthig um Verzeihung zu bitten, wenn er vielleicht durch irgend Etwas sein Mißfallen auf sich gezogen habe. Jûsof versicherte ihn höchst liebenswürdig, daß, wenn er sich über ihn zu beklagen gehabt, es jetzt vergessen sei, und bat ihn, sich in ein Zelt zu begeben, welches er ihm anwies; dort werde er mit allen seinem Range gebührenden Ehren behandelt werden. Abdallâh that es; aber kaum hatte er das Zelt betreten, so wurde er in Ketten geschlossen.

Kurze Zeit darauf kamen auch die angesehensten Einwohner der Stadt im Lager an. Jûsof empfing sie sehr zuvorkommend und gab ihnen die Versicherung, sie hätten nichts von ihm zu befürchten und könnten bei dem bevorstehenden Dynastiewechsel nur gewinnen. Als er ihnen den Huldigungseid abgenommen, veröffentlichte er ein Edict, des Inhalts, daß alle nicht vom Koran vorgeschriebenen Steuern abgeschafft seien. Darauf hielt er seinen Einzug in die Stadt, begrüßt vom Freudengeschrei des Volkes, und stieg beim Palaste vom Pferde, um die dort aufbewahrten, von Bâdîs gesammelten Reichthümer in Augenschein zu nehmen. Sie waren von unermeßlichem Werth, fast unberechenbarer Zahl und wunderbarer Pracht. Die Zimmer waren mit kostbaren Matten, Teppichen und Vorhängen geziert; überall wurde das Auge von Smaragden, Rubinen, Diamanten, Perlen, krystallenen Vasen, silbernen und goldenen Geräthen geblendet. Alles aber wurde an Glanz übertroffen von einer Schnur aus vierhundert Perlen, deren jede einen Werth von hundert Ducaten hatte. Der Almoravide war erstaunt über all diese Schätze: ehe er nach Granada gekommen war, hatte er erklärt, daß sie ihm gehörten; aber da sein Ehrgeiz noch größer war als seine Habgier, wollte er sich freigebig zeigen und theilte sie unter seine Hauptleute aus, ohne für sich selbst das Geringste zu behalten. Indessen wußte er, daß, was ihm bis jetzt zu Gesicht gekommen, noch nicht Alles war und daß die Mutter Abdallâh's noch viele kostbare Gegenstände vergraben hatte. Man zwang sie, die Orte anzugeben, wo diese Dinge versteckt seien; aber da man argwöhnte, sie möchte in ihren Geständnissen nicht aufrichtig sein, wurde Moammil, den Jûsof zum Aufseher des Palastes und der Krondomänen er-

nannt hatte, der Befehl gegeben, die Fundamente und Canäle des Gebäudes zu untersuchen.[1]

Nach allem Vorgegangenen wären die andalusischen Fürsten sehr zu entschuldigen gewesen, wenn sie sofort mit Jûsof gebrochen hätten. Indessen thaten sie es nicht; im Gegentheil, Motamid und Motawakkil begaben sich nach Granada, um den Almoraviden zu beglückwünschen, und Motacim schickte seinen Sohn Obaidallâh an seiner Statt ebendahin. Seltsamer Weise war die Verblendung Motamid's so groß, daß er sich mit der Hoffnung schmeichelte, Jûsof werde Granada seinem Sohne Râdhî als Entschädigung für das ihm genommene Algeziras überlassen. Er kannte den Afrikaner schlecht, wenn er ihn für fähig hielt, ein Königreich aufzugeben! Uebrigens benahm Jûsof ihm seinen Irrthum sehr bald; er zeigte den Emiren gegenüber eisige Kälte und antwortete gar nichts auf die Andeutungen Motamid's in Betreff Granada's; den Sohn Motacim's aber ließ er ins Gefängniß werfen. Ein derartiges Benehmen mußte den Fürsten die Augen öffnen. Auch empfand Motamid lebhafte Unruhe darüber. „Wir haben einen schlimmen Fehler begangen," sagte er zu Motawakkil, „als wir diesen Mann in unser Land riefen; er wird uns den selben Kelch zu trinken geben, den Abdallâh schon leeren mußte." Darauf baten die beiden Fürsten, unter dem Vorwande, daß sie die Nachricht von neuen Bedrohungen der Grenzen durch die Castilianer erhalten hätten, Jûsof um die Erlaubniß, ihn verlassen zu dürfen, und als sie diese erhielten, beeilten sie sich, in ihre Staaten zurückzukehren. Jetzt machten sie den anderen Emiren Spaniens den Vorschlag, mit einander die nöthigen Maßregeln zur Vertheidigung gegen den Almoraviden zu ergreifen, dessen Pläne für niemanden mehr ein Geheimniß waren. Dieser Schritt blieb nicht ohne Erfolg; die Emire gaben sich gegenseitig das Versprechen, den Almoraviden weder Truppen noch Lebensmittel zu verschaffen und beschlossen ein Bündniß mit Alphons zu schließen.[2]

Jûsof dagegen begab sich nach Algeziras, denn er hatte die Absicht, sich einzuschiffen und seinen Feldherrn die unangenehme Aufgabe zu überlassen, die andalusischen Fürsten zu entthronen. Unterwegs

[1]) Ibn-al-Khatib, Man. E., die Artikel über Abdallâh ibn-Bologguin und Moammil; Abbad. Bd. II S. 9, 26, 39, 179, 180, 203, 204; Kartâs S. 99. Wegen des Datums vergl. Anmerk. XIII am Ende des Werkes.

[2]) Abbad. Bd. II S. 180, 204; Ibn-Khallicân Heft XII S. 26; Ibn-al-Abbâr, in meinen Recherches Bd. I Anhang S. L; Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern, Bd. II S. 79 der Uebersetzung.

nahm er Temim, dem Bruder Abdallâh's, einem unbedeutenden Fürsten, das kleine Fürstenthum Malaga weg und ließ den Fakih's sagen, daß er von ihnen ein unverblümtes Fetwa erwarte, da nun der entscheidende Augenblick gekommen sei. Sie beeilten sich, seinem Wunsche zu entsprechen, und erklärten, die andalusischen Fürsten seien Libertiner, Schwelger, Gottlose; durch ihr schlechtes Beispiel hätten sie das Volk verdorben und gegen alles Heilige gleichgiltig gemacht, wovon der mangelnde Eifer, den Gottesdienst zu besuchen, Zeugniß ablege; sie hätten ungesetzliche Steuern erhoben und trotz der Aufforderung Jûsof's, dieselben abzuschaffen, dennoch aufrecht erhalten; endlich hätten sie, um ihren Frevelthaten die Krone aufzusetzen, soeben ein Bündniß mit dem Könige von Castilien, dem unerbittlichsten Feinde der wahren Religion, geschlossen; folglich seien sie unwürdig, länger über die Moslim's zu herrschen; Jûsof sei allen Verpflichtungen, die er etwa gegen sie eingegangen, entbunden, und es sei nicht allein sein Recht, sondern sogar seine Pflicht, sie ohne Verzug zu entthronen. „Wir nehmen es auf uns," hieß es zum Schluß, „diesen Act vor Gott zu verantworten. Wenn wir im Irrthum sein sollten, so ergeben wir uns darein, im zukünftigen Leben die Strafe dafür zu tragen, und erklären, daß du, Emir der Moslim's, nicht dafür verantwortlich bist; wir sind dagegen der festen Ueberzeugung, daß die andalusischen Fürsten, wenn du sie unbehindert fortbestehen läßt, unser Land den Ungläubigen ausliefern werden, und sollte dieser Fall eintreten, so würdest du Gott für deine Lässigkeit Rechenschaft ablegen müssen."

Dies war im Allgemeinen der Inhalt des denkwürdigen Fetwa's, welches außerdem Beschuldigungen gegen einzelne Fürsten im Besonderen enthielt. Auch Romaikia wurde nicht geschont; man beschuldigte sie, ihren Gemahl in einen Wirbel von Vergnügungen hineingezogen zu haben und die Hauptursache vom Verfall des Gottesdienstes zu sein.

Dieses Fetwa war für Jûsof von großem Werth, aber da er ihm noch größere Autorität beilegen wollte, ließ er es auch durch seine afrikanischen Fakih's anerkennen und schickte es dann noch den berühmtesten Theologen Aegyptens und Asiens zu, damit sie die Ansicht der Lehrer des Westens bestätigten. Es wäre natürlich gewesen, wenn sie sich für unbefugt erklärt hätten, weil es sich um Dinge handelte, von denen sie nichts wußten; aber sie hüteten sich wohl vor einem solchen Verfahren; der Gedanke, daß es ein Land gäbe, wo Männer ihres Berufs über Throne verfügten, schmeichelte ihrem Stolz zu sehr, und die berühmtesten unter ihnen, an ihrer Spitze der große Ghazzâlî,

standen nicht an, zu erklären, daß sie das Decret der andalusischen Fakih's in jedem Punkte billigten. Ueberdies richteten sie an Jûsof Briefe mit guten Rathschlägen und forderten ihn dringend auf, mit Gerechtigkeit zu regieren und sich niemals vom rechten Wege zu entfernen, welches so viel heißen sollte, als daß er stets dem Rathe der Theologen folgen möge. [1]

---

[1]) Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern, Bd. II S. 79, 80, 82; Abbad. Bd. II S. 27, 151.

XIV.

Es war vorauszusehen, welchen Charakter der Krieg haben werde, der jetzt ausbrechen mußte: es standen Belagerungen, keine Schlachten bevor. Demgemäß bereiteten sich die beiden Parteien vor: die eine zum Angriff der befestigten Plätze, die andere zur Vertheidigung derselben. Die almoravidische Armee, deren Oberanführer Sir ibn-abî-Bekr, ein Verwandter Jûsof's war, theilte sich in mehrere Corps, deren eines Almeria belagern sollte, während die andern sich gegen die Festungen Motamid's richteten; von diesen Festungen erlag Tarifa schon im December 1090.[1] Kurze Zeit darauf, so schnell folgten sich die Ereignisse, hatten die Soldaten Jûsof's schon die Belagerung Cordova's begonnen; dort befehligte ein Sohn Motamid's, Fatch mit dem Beinamen Mamûn. Die einstige Hauptstadt des Khalifats leistete keinen langen Widerstand: die Bewohner selbst lieferten sie den Almoraviden aus. Fatch versuchte noch, sich mit dem Schwerte einen Weg mitten durch die Feinde und Verräther zu bahnen, aber er erlag ihrer großen Zahl. Man hieb ihm den Kopf ab, setzte diesen auf die Spitze einer Lanze und trug ihn jubelnd umher (26. März 1091).[2] Carmona wurde am zehnten Mai[3] genommen, und jetzt konnte man mit der Belagerung Sevilla's den Anfang machen. Zwei Armeen rückten

---

[1]) Abd-al-wâchid S. 98.

[2]) Abbad. Bd. I S. 54, 55. Das von mir angegebene Datum findet sich im Kartâs (S. 100) und bei Abd-al-wâchid (S. 98). Nach Ibn-al-Khatîb (Abbad. Bd. II S. 178) hätte die Einnahme Cordova's im August statt gefunden.

[3]) Kartâs S. 100.

gegen diese Stadt; die eine stellte sich im Osten auf, die andere im Westen. Der Guadalquivir trennte die letztere von der Stadt, welche von dieser Seite her durch die Flotte vertheidigt wurde.

Die Lage Motamid's war jetzt sehr bedenklich geworden. Dennoch blieb ihm noch eine letzte Hoffnung: er rechnete nämlich auf die Hilfe Alphons', dem er die glänzendsten Versprechungen gemacht hatte für den Fall, daß er ihm beistehen würde. Alphons hatte sich verpflichtet, es zu thun, und hielt sein Wort; er schickte Alvar Fañez mit einer großen Armee nach Andalusien. Zu Motamid's Unglück wurde aber Alvar Fañez nahe bei Almodovar von den Truppen geschlagen, welche Sir ihm entgegen geschickt hatte.[1] Die Nachricht dieses Unglücks war ein Donnerschlag für den König von Sevilla. Dennoch verzweifelte er nicht; was ihn aufrecht erhielt, ihm noch Kräfte verlieh, waren die Prophezeiungen und Träume seines Astrologen. So lange diese Vorzeichen günstig waren, glaubte er, er werde durch irgend ein Wunder gerettet werden; allein sobald der Astrologe Vorzeichen schlimmer Bedeutung sah, die von einem herannahenden Ende, von einem Löwen sprachen, welcher seinen Raub erfaßt habe, verfiel Motamid in düstere Resignation und überließ seinem Sohne Raschîd die Sorge der Vertheidigung.

Die Unzufriedenen, welche die Stadt dem Feind ausliefern wollten, hatten unterdessen nicht geruht; sie zettelten Verschwörungen an und bemühten sich, einen Aufstand zu organisiren. Motamid kannte sie wohl, und wenn er es gewollt hätte, so hätte er sie tödten lassen können, wie man ihm rieth, doch da ihm der Gedanke widerstand, seine Regierung mit einer so harten Maßregel zu beschließen, begnügte er sich damit, sie unter Aufsicht zu stellen. Es scheint aber, daß die Aufseher ihres Amtes nicht gehörig warteten, denn jene fanden Mittel, mit den Belagerern Verbindungen anzuknüpfen, und waren ihnen behilflich, die Mauer zu durchbrechen, und Dienstag den zweiten September drangen einige Almoraviden durch die Bresche in die Stadt. Kaum von dem Vorgefallenen unterrichtet, ergriff Motamid einen Säbel, und ohne sich Zeit zum Anlegen seiner Rüstung zu lassen, warf er sich auf sein Pferd und stürzte sich, umgeben von einigen ihm ergebenen Soldaten, auf die Angreifer. Ein almoravidischer Reiter zielte mit seinem Wurfspieß auf ihn; die Waffe fuhr unter Motamid's Arm durch und streifte seine Tunica. Da faßte er mit beiden Händen den Säbel, spaltete den

[1]) Kartâs S. 100, 101; Abbad. Bd. II S. 42, 232; Anales Toledanos II S. 404 (unter dem irrigen Datum 1092).

Reiter in zwei Stücke, schlug die anderen Feinde zurück und zwang sie, ihr Heil in eiliger Flucht zu suchen. Die Bresche wurde sogleich wieder geschlossen; aber wenn auch die Gefahr für den Augenblick beseitigt war, so währte es doch nicht lange, bis sie wiederkehrte. Am Nachmittage gelang es den Almoraviden, die Flotte zu verbrennen, was große Bestürzung unter den Belagerten verursachte, denn sie wußten, daß die Stadt nach der Zerstörung der Schiffe nicht mehr zu halten war, und auch das war ihnen nicht unbekannt, daß die Feinde nur die Ankunft Sîr's, der ihnen Verstärkung zuführen sollte abwarteten, um den Sturm zu beginnen. Auch war die Angst so groß, daß die Einwohner nur auf die Rettung ihres Lebens bedacht waren; einige warfen sich in den Fluß und versuchten, ihn zu durchschwimmen, andere stürzten sich von den Mauern herab; ja, es fehlte sogar nicht an solchen, welche sich durch die Kloaken hinabgleiten ließen. Mittlerweile langte Sîr an, und Sonntag den siebenten September ließ er Sturm laufen. Die Soldaten, welche auf den Wällen postirt waren, vertheidigen sich tapfer; allein sie wurden von der Ueberzahl überwältigt, und nun drangen die Almoraviden in die Stadt, plünderten sie und begingen alle möglichen Excesse. So groß war ihre Raubgier, daß sie den Sevillanern auch die letzten Kleidungsstücke nahmen.

Motamid war noch im Schlosse; seine Frauen weinten, seine Freunde beschworen ihn, sich zu ergeben. Er wollte es nicht, denn Schaudern erfüllte ihn, zwar nicht bei dem Gedanken an den Tod, dem zu trotzen er zu gewohnt war, um ihn zu fürchten, wohl aber bei der Ahnung einer schimpflichen Hinrichtung. Er drückte seine Gedanken darüber in folgenden Versen aus:

„Als meine Thränen endlich versiegten, kehrte ein wenig Ruhe in mein zerrissenes Herz zurück. Da sagte man mir: Ergib dich; es wird der weiseste Entschluß sein. Ich erwiderte: Wehe mir! viel süßer wäre es, Gift zu nehmen, als solche Schande zu tragen! Mögen die Barbaren mir mein Reich nehmen, und mögen meine Soldaten mich verlassen: nie wird mein Muth, mein Stolz von mir weichen. An jenem Tage, da ich auf den Feind stürzte, verschmähte ich die Rüstung; nur mit einer Tunica bekleidet, ging ich ihm entgegen, und in der Hoffnung, den Tod zu finden, warf ich mich in das dichteste Gedränge; aber ach! meine Stunde hatte noch nicht geschlagen!"

Entschlossen, noch einmal den Tod zu suchen, der ihn zu fliehen schien, sammelte er seine Soldaten, stürzte sich wie ein Verzweifelnder auf ein almoravidisches Corps, welches bis in den Hof des Schlosses vorgedrungen war, verjagte es und trieb es in den Fluß. Sein Sohn Mâlik verlor bei dieser Gelegenheit das Leben; aber er selbst erhielt nicht einmal eine Wunde. Ins Schloß zurückgekehrt, hatte er einen Augenblick den Gedanken, sich das Leben zu nehmen; aber da er glaubte,

sich dadurch an Gott zu versündigen, gab er diesen Vorsatz wieder auf und entschloß sich endlich zur Capitulation. Als die Nacht gekommen war, schickte er seinen Sohn Raschîd zu Sîr, denn er hoffte noch Bedingungen zu erhalten. Diese Hoffnung wurde getäuscht; Raschîd bat vergebens um eine Audienz, und man gab ihm zu verstehen, daß sein Vater sich auf Gnade und Ungnade ergeben müsse. Da ihm keine Wahl blieb, so fügte Motamid sich in sein Schicksal. Er sagte seiner Familie wie auch seinen Waffengefährten, welche seufzten und weinten, Lebewohl und gab sich mit Raschîd in die Hände der Almoraviden. Das Schloß wurde, wie vorher die Stadt, geplündert, und man kündigte Motamid an, daß ihm und seiner Familie das Leben nur unter der Bedingung geschenkt werden könne, daß er seinen beiden Söhnen Râdhî und Motadd, von welchen der eine Ronda, der andere Mertola befehligte, die Weisung zukommen lasse, sich ohne Verzug den sie belagernden amoravidischen Truppen zu ergeben. Motamid willigte ein, da er aber wußte, daß seine beiden Söhne ebenso stolzen Gemüths waren wie er, beschwor er sie in den rührendsten Ausdrücken, seinem Willen zu gehorchen, da nur unter dieser Bedingung das Leben ihrer Mutter, ihrer Brüder und ihrer Schwestern gerettet werden könne. Romaikia fügte ihre inständigen Bitten den seinigen hinzu; auch sie fürchtete, daß ihre Söhne die Uebergabe verweigern würden, und diese Furcht war begründet. Besonders Râdhî, so bekümmert er auch über das Schicksal war, welches seiner Familie wartete, wenn er die Vertheidigung fortsetzte, entschloß sich nur schwer zum Nachgeben, denn Ronda konnte sich noch lange halten. Der Feldherr Gerûr, dem es oblag, sie zu belagern, hielt sich in einiger Entfernung; er wagte kaum, sich diesem Adlernest, welches auf dem Gipfel eines steilen Berges lag, zu nähern und hatte keine Aussicht, sich desselben mit Waffengewalt zu bemächtigen. Endlich jedoch siegte das kindliche Gefühl im Herzen Râdhî's; er verstand sich zu Unterhandlungen, und nachdem ihm eine ehrenvolle Uebergabe gewährt war, öffnete er den Almoraviden die Thore. Aber Gerûr war niederträchtig genug, sein Wort zu brechen, und um Râdhî für sein langes Zögern zu bestrafen, ließ er ihn ermorden. Motadd, welcher schneller zu einem Entschluß kam, traf kein so hartes Schicksal. Doch auch die mit ihm abgeschlossene Capitulation wurde gebrochen; man nahm ihm all seine Güter, trotz des gegebenen Versprechens, sie ihm zu lassen.[1]

---

[1]) Abd-al-wâchid S. 98—101; Abbad. Bd. I S. 55—59, 303, 304, 306; Bd. II S. 68, 178, 204, 205, 227, 228, 232.

Durch die Einnahme Sevilla's wurde auch Almeria's Uebergabe beschleunigt. Auf seinem Sterbebette hatte Motacim seinem ältesten Sohne, Izz-ad-daula, gerathen, am Hofe der Herren von Bugia Zuflucht zu suchen, sobald er hören würde, daß Sevilla sich ergeben habe. Als dieses Ereigniß eingetreten, gehorchte Izz-ad-daula dem letzten Willen seines Vaters, und nun drangen die Almoraviden mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in Almeria ein.[1] Kurze Zeit nachher nahmen sie Murcia, Denia und Xativa,[2] dann wandten sie ihre Waffen gegen das Königreich Badajoz. Während der Belagerung Sevilla's hatte Motawakkil geglaubt, seinem Untergange zu entgehen, wenn er ein Bündniß mit den Almoraviden schlösse, und hatte ihnen sogar, wie man sagt, geholfen, sich der Hauptstadt Motamid's zu bemächtigen;[3] als aber später seine angeblichen Verbündeten anfingen, seine Grenzen zu verheeren, hatte er sich in Alphons' Arme geworfen und sich den Schutz desselben dadurch erkauft, daß er ihm Lissabon, Cintra und Santarem überließ.[4] Dieser Schritt hatte die Unzufriedenheit seiner Unterthanen erregt, und sie riefen deshalb die Almoraviden herbei. Alsbald — es war im Anfang des Jahres 1094 — schickte Sîr, welcher zum Statthalter Sevilla's ernannt war, eine Armee gegen Motawakkil, und diese Armee eroberte das Land, die Hauptstadt einbegriffen, mit solcher Leichtigkeit und Schnelligkeit, daß Alphons nicht dazu kam, seinem Verbündeten Hilfe zu bringen. Motawakkil fiel in die Hände der Feinde, da die Citadelle von Badajoz, wohin er sich mit seiner Familie zurückgezogen hatte, mit Sturm genommen wurde. Sîr zwang ihn durch Anwendung der Tortur, die Orte anzugeben, wo er seine Schätze versteckt hielt, und kündigte ihm dann an, daß er ihn sammt seinen beiden Söhnen, Fadhl und Abbâs, nach Sevilla führen werde. Dies war indessen nicht seine wirkliche Absicht; er hatte vielmehr beschlossen, sie allesammt umzubringen; allein da er fürchtete, daß ihre Hinrichtung, wenn sie in der Stadt geschähe, dort einen schlechten Eindruck machen könne, befahl er dem Hauptmann, welcher die Bedeckung führte, sie zu tödten, sobald sie die Stadt im Rücken hätten. In einiger Entfernung von Badajoz wurde also Motawakkil durch den Hauptmann angekündigt, daß er und seine

[1]) Recherches Bd. I S. 279, 281.

[2]) Kartâs S. 101.

[3]) Abbad. Bd. II S. 44.

[4]) Vergl. Ibn-al-Khatîb (in meinen Recherches Bd. I S. 179 Z. 10—12 erste Ausgabe, mit dem berliner Man. zu lesen ist: emir anstatt: asr) mit Chron. Lusit. S. 419 und Annal. Complut. S. 317.

Söhne sich bereit machen müßten zu sterben. Der unglückliche Fürst machte keinen Versuch, seine Henker zu erweichen, er wußte wohl, daß es unnütz sein würde, und bat sie nur, mit seinen Söhnen den Anfang zu machen, denn nach der Meinung der Moslim's kann man durch Leiden begangene Sünden wieder gut machen. Seine Bitte wurde ihm gewährt, und als er die Köpfe seiner beiden Söhne hatte fallen sehen, kniete er nieder, um sein letztes Gebet zu sprechen. Die Soldaten aber ließen ihm nicht die Zeit, es zu vollenden; sie tödteten ihn mit Lanzenstichen.[1]

Im Jahre 1102 nahmen die Almoraviden Besitz von Valencia, der Stadt, welcher der Cid sich vor acht Jahren bemächtigt hatte. So lange er lebte, versuchten die Almoraviden vergebens, sie ihm zu entreißen, und nach seinem Tode (1099) behauptete seine Wittwe Ximene sie noch zwei Jahre lang; aber Alphons, den sie um Hilfe anging, und der der Meinung war, Valencia sei zu weit entfernt von seinen Staaten, als daß er es gegen die Sarazenen auf die Dauer vertheidigen könne, vermochte sie dazu, es zu verlassen; da aber die Castilianer den Almoraviden nur Trümmer hinterlassen wollten, steckten sie bei ihrem Abzug die Stadt in Brand.

So waren jetzt im moslimischen Spanien nur noch zwei Staaten übrig, welche dem Reich der Almoraviden noch nicht einverleibt waren. Saragossa, wo Mostaʿîn aus der Familie der Beni-Hûd regierte, und La Sahla, welches den Beni-Razîn gehörte. Obgleich die letzteren die Oberherrschaft Jûsof's anerkannt hatten, wurden sie dennoch vertrieben.[2] Glücklicher als sie, behielt Mostaʿîn seinen Thron, so lange er lebte, da er durch reiche Geschenke die Gunst der Almoraviden zu gewinnen wußte; aber nach seinem Tode, am 24. Januar 1110, änderte sich die Lage der Dinge. Sein Sohn Imâd-ad-daula folgte ihm, aber die Einwohner von Saragossa wollten ihn nur unter der Bedingung anerkennen, daß er sich verpflichte, die christlichen Soldaten, welche in der Armee dienten, zu entlassen. Dies war eine schwer zu erfüllende Bedingung, denn seit einem Jahrhundert waren die Christen die besten Truppen der Armee von Saragossa und die zuverlässigsten Stützen des Thrones; wenn Imâd-ad-daula sie verabschiedete, so mußte sein Fall sicher in nächster Nähe bevorstehen, da seine Unter-

---

[1]) Ibn-al-Abbâr und Ibn-al-Khatîb (in meinen Recherches Bd. I S. 175, 179 und 180 erste Ausgabe); Ibn-Khaldûn bei Hoogvliet S. 3 (ich habe den Text dieser Stelle in meinen Recherches Bd. I S. 158, 159 erste Ausgabe verbessert).

[2]) Ibn-al-Abbâr S. 182.

thanen nichts mehr wünschten als Unterwerfung unter die Almoraviden. So viel es ihn auch kostete, willigte der Fürst doch in das geforderte Versprechen; nachdem er es aber erfüllt hatte, beeilten sich seine Unterthanen, mit Alî, dem Sohne Jûsof's, in Verbindung zu treten. Dieser war nämlich seinem drei Jahre vorher gestorbenen Vater in der Regierung gefolgt. Die Saragossaner theilten ihm mit, daß es ihm jetzt nach der Entlassung der Christen leicht sein werde, sich des Königreichs zu bemächtigen. Von ihren Umtrieben in Kenntniß gesetzt, warb Imâd-ad-daula von neuem Christen an, steigerte aber dadurch die Unzufriedenheit seiner Unterthanen bis zum höchsten Grade. Sie benachrichtigten Alî von dem Vorgefallenen und erflehten seinen Beistand. Alî befragte nun die Fakih's von Marokko, ob er das Recht habe, der Bitte zu willfahren, und nachdem er eine bejahende Antwort erhalten, ließ er an den Statthalter von Valencia den Befehl ergehen, Saragossa in Besitz zu nehmen. Dieser Befehl wurde ohne Hinderniß ausgeführt, denn Imâd-ad-daula, der sich in seiner Hauptstadt nicht mehr sicher fühlte, hatte sie geräumt, um sich in die Festung Rueda zu werfen. Vor seinem Abmarsch hatte er noch an Alî einen sehr dringenden Brief geschrieben, worin er ihn bei der Freundschaft ihrer Väter beschwor, ihm seine Staaten nicht zu nehmen, da er sich ja nichts habe zu Schulden kommen lassen, was ihn zu Feindseligkeiten veranlassen könne. Dieser Brief machte großen Eindruck auf Alî, um so mehr als sein Vater ihm auf dem Sterbebette empfohlen hatte, mit den Beni-Hûd in Frieden zu leben; er schickte deshalb einen Gegenbefehl an den Statthalter von Valencia, der jedoch zu spät ankam; die Almoraviden waren schon in Saragossa eingezogen. [1]

Das ganze moslimische Spanien war also unter dem Scepter des Königs von Marokko vereinigt; der Wunsch des Volkes und der Fakih's war erfüllt, und die letzteren wenigstens brauchten es nicht zu bereuen, eifrig dazu mitgewirkt zu haben. Man muß bis auf die Zeit der Westgothen zurückgehen, um ein zweites Beispiel einer so mächtigen Geistlichkeit zu finden, wie es die moslimische unter der Regierung der Almoraviden war. Die drei Fürsten dieses Hauses, welche sich in der Herrschaft über Andalusien folgten: Jûsof, Alî (1106—1143)

[1]) Cholal fol. 30 v. — 31 v., 34 r., 39 r. und v.; Ibn-al-Abbâr S. 225 (bei diesem Schriftsteller stimmt der Monatstag nicht überein mit dem Wochentage); Kartâs S 104. — Imâd-al-daula blieb in Besitz von Rueda bis zum Jahre 1130, wo er starb. Zehn Jahre später trat sein Sohn und Nachfolger, Saif-ad-daula, diese Festung Alphons VII. ab.

und Teschûfîn (1143—1145) waren alle sehr fromm; sie bezeigten den Fakih's große Achtung und Verehrung und unternahmen nichts, ohne vorher ihre Einwilligung eingeholt zu haben. Alî that es hierin den beiden andern noch zuvor. Das Schicksal hatte sich geirrt, als es diesen Mann an den Stufen eines Thrones geboren werden ließ; die Natur hatte ihn für ein Leben der Ruhe und frommen Beschaulichkeit, für ein Kloster oder eine Einsiedlerhütte in der Wüste bestimmt. Sein ganzes Leben lang übte er sich in Beten und Fasten. Natürlich konnten die Fakih's sich nur Glück dazu wünschen, sie lenkten den König ganz nach ihrem Willen; sie regierten den Staat, verfügten über alle Stellen und Vergünstigungen und häuften unermeßliche Reichthümer an;[1] mit Einem Worte, sie ernteten die Früchte, welche sie sich von der almoravidischen Herrschaft versprochen hatten, und vielleicht übertraf diese Ernte noch ihre Hoffnungen. Aber, wenn der Erfolg ihren Erwartungen entsprochen, so hatte er auch die Befürchtungen Derjenigen gerechtfertigt, welche weder die Herrschaft der Theologen noch die der barbarischen Soldaten der Sahara und Marokko's gewollt hatten. Die Männer der Wissenschaft, die Dichter, die Philosophen hatten viele Ursache zur Klage. Wohl erhielten mehrere Schriftsteller, welche in den Kanzeleien der andalusischen Fürsten gedient hatten, Aemter unter dem neuen Herrn; aber sie fühlten sich nicht an ihrem Platze und unbefriedigt unter den fanatischen Priestern und rohen Soldaten; die Umgebung der andalusischen Fürsten war eine ganz andere gewesen. Selbst bei Schriftstellern, welche, um ihr tägliches Brod zu gewinnen, den almoravidischen Herren schmeichelten und ihnen Bücher widmeten, gewahrt man eine gewisse Traurigkeit, gemischt mit großer Bewunderung für die gelehrten Fürsten, welche früher über Andalusien geherrscht hatten. Ja, einige von ihnen konnten bisweilen dem Verlangen nicht widerstehen, ihrem Zorn Luft zu machen, wie zum Beispiel ein Geheimschreiber, als er den Befehl erhalten hatte, im Namen des Königs einige Beschwerden an die Armee von Valencia zu richten, weil sie sich von dem Könige von Aragon hatte schlagen lassen, seiner Antipathie so weit nachgab, daß er in seinen Brief Phrasen einflocht wie folgende: „Ihr Feigen, ihr Niederträchtigen, ihr ergreift insgesammt die Flucht beim Anblick eines einzigen Reiters? Anstatt euch Pferde zum Reiten zu geben, sollten wir euch Schafe zum Melken geben. Es ist Zeit, daß wir euch streng bestrafen, daß wir die Halbinsel reinigen und euch in die Wüste Sahara schicken.“ Es

[1]) Abd-al-wâchid S. 122.

ist kaum nöthig zu bemerken, daß eine solche Sprache dem König durchaus nicht gefiel und daß der Geheimschreiber abgesetzt wurde.[1] Die Dichter, welche jetzt keine Beschützer mehr fanden, beklagten den Verfall des Geschmacks und verwünschten die Barbarei, welche ihr Land verwüstet hatte.[2] Einige unter ihnen verschafften sich mühsam ihren Unterhalt, indem sie Oden zu Ehren der Fakih's verfaßten, denn, so fromm diese waren, waren sie doch nicht frei von Eitelkeit, und ihr Oberhaupt Ibn-Chamdîn, der Kadi von Cordova, besaß sie sogar in ziemlich hohem Grade. Er behauptete, zum arabischen Adel zu gehören, und spielte gern den Fürsten; unter andern Versen ließ er folgende an sich richten: „Sprich nicht von dem Glanze Bagdad's, noch von der Schönheit China's oder Persiens: auf der ganzen Erde gibt es keine Stadt, welche man mit Cordova vergleichen, keinen Mann, welcher sich mit Ibn-Chamdîn messen könnte."[3] Aber die Fakih's, Ibn-Chamdîn, den reichsten Mann in Cordova,[4] nicht ausgenommen, bezahlten sehr schlecht,[5] und außerdem mochten solche Dichter, welche sich selbst und ihre Kunst in Ehren hielten, sie nicht besingen; Armuth war daher ihr Loos. Ibn-Baki, ein begabter Dichter, einer der besten, welche Andalusien überhaupt gehabt hat, irrte wie ein Landstreicher brodlos von Stadt zu Stadt.[6] „Bei euch, meine Landsleute," sagte er in einem seiner Gedichte, „befinde ich mich in Armuth und Elend, und wenn ich den Namen eines freien und stolzen Mannes verdiente, würde ich schon ausgewandert sein, denn euer Garten erzeugt keine Früchte, euer Himmel gibt keinen Tropfen Regen. Ich habe aber dennoch Verdienste, und wenn Andalusien nichts von mir wissen will, wird Irâk mich mit offenen Armen aufnehmen. Hier wäre es eine Thorheit, durch seine Talente sich erhalten zu wollen, denn hier findet man nur dumme und geizige Emporkömmlinge."[7] Ein einziger Trost blieb den Dichtern: sie konnten die Mächtigen des

[1]) Abd-al-wâchid S. 127.

[2]) Ibn-Khâlân hat in seinem Capitel über Abû-Mohammed ibn-al-Dschobair einen rührenden Brief abgeschrieben, welchen dieser Gelehrte über jenen Gegenstand an Ibn-Chamdîn richtete.

[3]) Makkari Bd. I S. 299; vergl. Bd. II S. 360, 361, 472.

[4]) Chron. Adef. Imper., c. 91.

[5]) „Die Welt ist ihrem Ende nahe," sagte der Dichter Ibn-al-Binni, „denn Ibn-Chamdîn verspricht uns Belohnungen. Eher könnten wir die Sterne erreichen als sein Geld." — Abd-al-wâchid S. 123.

[6]) Siehe Ibn-Khâkân bei Makkari Bd. II S. 590.

[7]) Makkari Bd. II S. 303.

Tages verspotten und Satiren voll Galle gegen die Fakih's schreiben, „diese Heuchler, diese Wölfe, welche in der Dunkelheit umherschleichen und mit geheuchelter Frömmigkeit alle Güter der Erde verschlingen;“ [1] aber es war gefährlich, seinen Zorn auf diese Weise auszulassen, denn die Fakih's verstanden es, die Verwegenen, welche sie zum Besten hatten, zu bestrafen. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Philosophie unter diesen Verhältnissen eine verpönte Wissenschaft war. Mâlik ibn-Wohaib von Sevilla hatte trotzdem die Unvorsichtigkeit, sich damit zu beschäftigen; aber da er sah, daß er sein Leben dadurch aufs Spiel setze, gab er es wieder auf, um sich gänzlich dem Studium der Theologie und des canonischen Rechts zu widmen. Er hatte es nicht zu bereuen, denn er wurde nun der Freund und Vertraute des Königs; gleichwohl verzieh man ihm den in seiner Jugend begangenen Fehler niemals ganz, und einer seiner Feinde verfaßte gegen ihn folgende Verse: „Der Hof Alî's, des Enkels Teschufîn's, würde frei von aller Befleckung sein, hätte der Teufel nicht eine Gelegenheit gefunden, Mâlik ibn-Wohaib dort Einlaß zu verschaffen.“ [2] Die Unduldsamkeit der Fakih's überstieg alle Grenzen, und ihre Gesinnung war eine sehr engherzige. Wenig im Studium des Korans und der auf den Propheten bezüglichen Traditionen bewandert, kannten sie nur die Schriften der Schüler Mâlik's, welche sie als unfehlbare Autoritäten betrachteten, von denen abzuweichen keinem erlaubt sei. In Wahrheit war ihre Theologie nichts Anderes als minutiöse Kenntniß des canonischen Rechts. Vergebens erhoben sich solche Theologen, die etwas aufgeklärter waren, gegen ihren ausschließlichen Geschmack an Fragen und Büchern von nur secundären Werthe: man antwortete ihnen mit Verfolgung und behandelte sie als Irrgläubige, als Schismatiker und Gottlose. Das Buch, welches der berühmte Ghazzâlî im Orient unter dem Titel: „Belebung der Religionswissenschaften“ veröffentlicht hatte, verursachte in Andalusien großes Aergerniß, und doch war es keineswegs ein heterodoxes Buch. Ghazzâlî, dem kein philosophisches System genügte, hatte anfangs dem Skepticismus gehuldigt; als dann dieser ihm nicht mehr genügte, hatte er sich der Ascese ergeben, und von da an war er ein geschworener Feind der Philosophie geworden. [3] Auch versichert er in seiner „Belebung der Religionswissenschaften“, daß die Metaphysik nur dazu dienen solle, die offenbarte Religion gegen die

---

[1]) Makkarî Bd. II S. 303, 304; Abd-al-wâchid S. 123.
[2]) Ibn-abî-Oçaibia, Artikel über Avempace; Makkarî Bd. II S. 322, 323.
[3]) Renan, Averroes S. 97 zweite Ausgabe.

Neuerer und Häretiker zu vertheidigen; er erklärt, daß sie in einer Zeit des wahren und lebendigen Glaubens überflüssig sei, und was das Studium der Natur anbetrifft, wollte er, daß man sich desselben gänzlich enthalte, sobald man merke, daß es den Glauben erschüttere.[1] Er predigte eine tiefe, inbrünstige, leidenschaftliche Religion, eine Religion des Herzens, und tadelte heftig die Theologen seiner Zeit, welche bei der Schale blieben und sich nur mit Rechtsfragen beschäftigten, die bloß dazu dienen könnten, die unbedeutenden Zänkereien des gemeinen Volkes beizulegen.[2] Das hieß die andalusischen Fakih's bei ihrer schwachen Seite anfassen; auch beschwerten sie sich darüber mit lautem Unwillen. Ibn-Chamdîn, der Kadi von Cordova, erklärte Alle, welche das Buch Ghazzâlî's gelesen, für Ungläubige und Verdammte, und erließ ein Fetwa, worin er sagte, daß alle Exemplare jenes Buches dem Feuer übergeben werden müßten. Dieses Fetwa, das von den Fakih's von Cordova unterzeichnet war, wurde dem König Alî überreicht, und dieser billigte es. In Folge dessen wurde das Buch Ghazzâlî's in Cordova und allen anderen Städten des Reiches verbrannt und der Besitz eines Exemplars desselben bei Todesstrafe und Güterconfiscation verboten.[3]

Man wird begreifen, daß unter einer solchen Regierung das Schicksal Derer, welche der moslimischen Religion nicht angehörten, unleidlich sein mußte. Sehen wir beispielsweise, wie es den Juden erging. Ein Fakih von Cordova glaubte ein vortreffliches Mittel gefunden zu haben, sie zur Annahme des Islams zu zwingen. Er gab vor, unter den Papieren Ibn-Masarra's eine Ueberlieferung gefunden zu haben, welche besage, die Juden hätten sich dem Propheten Mohammed gegenüber verpflichtet, Ende des fünften Jahrhunderts der Hedschira zur moslimischen Religion überzutreten, wenn der von ihnen erwartete Messias inzwischen nicht erschienen sei. Augenscheinlich war der Fakih nicht sehr bewandert in der Literaturgeschichte; denn wäre er es gewesen, so würde er sich wohl gehütet haben, zu behaupten, daß er diese Tradition in den Papieren Ibn-Masarra's gefunden habe, da bekannter Maßen die Rechtgläubigkeit dieses Gelehrten mehr als verdächtig war.[4] Indessen nahm man es nicht so genau, und der

[1]) Gosche, Ueber Ghazzâlî's Leben und Werke (in den Abh. der berliner Akad. d. Wiss. 1858, phil.-hist. Cl.) S. 258, 290.

[2]) Abhandlung Hitzig's über das Werk Ghazzâlî's in der Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellsch. Bd. VII S. 173, 174.

[3]) Abd-al-wâchid S. 123, 124, 132; Cholal, fol. 41 v.

[4]) Siehe oben S. 12, 13.

König Jûsof, der sich damals in Spanien aufhielt, begab sich nach Lucena (einer ausschließlich jüdischen Stadt, denn kein Moslim konnte darin wohnen), um die Einwohner aufzufordern, das von ihren Vorfahren gegebene Versprechen einzulösen. Dies verursachte große Bestürzung unter den Juden von Lucena; zum Glück blieb ihnen Ein Mittel, sich aus der Klemme zu ziehen. Im Grunde wollte man ihrem Gewissen, ihrem Glauben gar nicht zu nahe treten, sondern es galt ihrem Golde; man hielt sie für die reichsten Juden des moslimischen Reiches, und die Regierung rechnete auf sie, um das Deficit auszugleichen, welches durch Abschaffung der ungesetzlichen Steuern im Staatsschatze entstanden war. Das blieb ihnen nicht verborgen; darum wandten sie sich an Ibn-Chamdîn, den Kadi von Cordova, und flehten ihn an, sich für sie beim Herrscher zu verwenden. Der Kadi zeigte sich ihren Bitten nicht abgeneigt; er versprach, zu ihren Gunsten zu reden, und that es. Wir wollen nicht geradezu behaupten, daß er ihnen diesen Dienst umsonst leistete; jedenfalls aber wußte er den König zu überreden, daß er sich mit einer Geldsumme begnügen müsse. Diese Summe war freilich sehr groß; aber unter den obwaltenden Umständen mußten die Juden sich glücklich schätzen, mit einem Geldopfer davon zu kommen.[1]

Viel mehr noch als die Juden hatten die Christen, die sogenannten Mozaraber, zu erdulden; der Haß, welchen die Fakih's und das Volk gegen sie empfand, war noch heftiger als der gegen die Juden. An vielen Orten bildeten sie nur noch kleine Gemeinden; aber in der Provinz Granada waren sie noch zahlreich, und ganz nahe bei der Hauptstadt dieser Provinz besaßen sie eine schöne Kirche, welche ein gothischer Herr Namens Gubila um das Jahr 600 erbaut hatte. Diese Kirche war den Fakih's ein Greuel. Wahrscheinlich auf die Autorität Omar's II. gestützt, welcher bestimmt hatte, daß nirgends Kirchen oder Kapellen, sei es neue oder alte, stehen blieben,[2] erließen sie ein Fetwa, welches befahl, die Kirche von Granada zu zerstören, und da dieses Fetwa von Jûsof gebilligt wurde, riß man das Gebäude bis auf den Grund nieder (1099). Allem Anscheine nach hatten andere Kirchen das selbe Schicksal; wenigstens ist es gewiß, daß die Fakih's den Mozarabern dermaßen das Leben verbitterten, daß diese endlich den König von Aragon, Alphons, den „Schlachtenlieferer", anflehten, ihnen Hilfe

---

[1]) Cholal fol. 33 r. und v. Vergl. über Lucena und seine jüdische Bevölkerung Edrisi Bd. II S. 54.

[2]) Siehe Journ. asiat. Series IV Bd. XVIII S. 513.

zu bringen und sie von dem unerträglichen Joche, welches sie bedrückte, zu befreien. Alphons gab ihren Bitten nach. Im September 1125 machte er sich mit viertausend Rittern und deren Knappen auf den Weg; alle hatten aufs Evangelium geschworen, einander nicht zu verlassen. Der Feldzug hatte indessen nicht das erwartete Résultat. Allerdings verheerte Alphons Andalusien ein ganzes Jahr lang, drang bis an die Thore Cordova's vor und errang einen großen Sieg zu Arnisol, bei Lucena; aber er war gekommen, um sich Granada zu unterwerfen, und dies gelang ihm nicht. Als die aragonische Armee fort war, bestraften die Moslim's alle Mozaraber auf grausame Weise. Zehntausend von ihnen hatten sich ihrer Wuth entzogen; da sie das Schicksal kannten, welches sie erwartete, hatten sie sich von Alphons die Erlaubniß erwirkt, in seine Staaten übersiedeln zu dürfen; aber es blieben noch viele zurück und diese wurden ihrer Güter beraubt, auf alle Art mißhandelt, ins Gefängniß geworfen oder zum Tode geführt. Der größere Theil indessen wurde unter unerträglichen Leiden nach Afrika transportirt und in der Umgegend von Sale und Mikenes ausgesetzt (1126). Alles dies geschah auf einen Befehl Alî's hin, welchen der Kadi Ibn-Roschd (der Großvater des berühmten Philosophen Averroes) veranlaßt hatte.[1] Eilf Jahre später fand eine zweite Verbannung der Mozaraber statt,[2] so daß nur wenige in Andalusien zurückblieben.

Viele Unterthanen mußten also diese Regierung als ein sehr harte und tyrannische empfinden. Indessen machten die Christen, die Juden, die moslimischen Theologen der freieren Richtung, die Philosophen, die Dichter, die Männer der Wissenschaft den kleineren Theil der Bevölkerung aus. Es war zwar eine Minorität, die nicht unberücksichtigt bleiben konnte, denn es gehörten dazu fast alle begabten Männer; aber es war doch eben immer nur die Minderzahl des Volkes. Was die Mehrheit von der neuen Regierung erwartete, war Folgendes: Ordnung im Innern, Schutz gegen auswärtige Feinde, Verringerung der Steuern und Hebung des öffentlichen Wohlstandes. Wurden nun diese Wünsche erfüllt? Man kann sagen, daß es unter der Regierung Jûsof's und in den ersten Regierungsjahren seines Nachfolgers geschah. Während dieser Zeit wurde die Ordnung nicht gestört; die Landstraßen waren sicher;[3] die Castilianer wurden so gut im Schach gehalten, daß sie nicht mehr daran denken konnten, das innere Anda-

[1]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 343—360.
[2]) Chron. Adefonsi Imperatoris, c. 64.
[3]) Kartâs S. 108.

lusien zu verwüsten,[1] und im Anfang wenigstens erhob die Regierung keine unrechtmäßigen Steuern; wie wir schon gesehen haben, waren es die Juden, welche für die Moslim's bezahlen mußten, wenn der Schatz erschöpft war. Jedoch wagen wir nicht, mit einem Chronisten zu behaupten,[2] daß außerordentliche Abgaben überhaupt nicht gefordert wurden; wenigstens ist es gewiß, daß Jûsof einmal versuchte, eine Kriegssteuer zu erheben, eine ma'ûna (Hilfe), wie man es nannte. Die Bewohner von Almeria, welche niemals große Parteilichkeit für die Almoraviden gezeigt hatten, weigerten sich, sie zu entrichten, und der Kadi dieser Stadt, Abû-Abdallâh ibn-al-Farrâ, antwortete auf die Beschwerden Jûsof's folgendermaßen: „Du tadelst mich, Herr, weil ich meine Mitbürger nicht habe zwingen wollen, die ma'ûna zu bezahlen, und sagst, sie müsse bezahlt werden, weil alle Kadi's und Fakih's von Marokko und Andalusien dafür stimmen, indem sie sich auf das Beispiel Omar's, des Gefährten des Propheten, beziehen, der an des Propheten Seite bestattet liegt und dessen Gerechtigkeit niemals in Zweifel gezogen worden ist. Hier ist meine Antwort, Emir der Moslim's: du bist nicht der Gefährte des Propheten, du wirst nicht an seiner Seite beerdigt werden; ich glaube nicht, daß deine Gerechtigkeit niemals in Zweifel gezogen wurde, und wenn die Kadi's und Fakih's dich in Eine Reihe mit Omar stellen, so werden sie sich vor Gott wegen dieser Kühnheit zu verantworten haben. Omar hat übrigens die Steuer, um die es sich handelt, erst erhoben, nachdem er in der Moschee geschworen hatte, daß kein einziger Dirhem im Schatze vorhanden sei; wenn du das Selbe thun kannst, erst dann hast du das Recht, eine außergewöhnliche Steuer zu verlangen; sonst nicht! Ich grüße dich!"[3] Hatte diese stolze Sprache zur Folge, daß Jûsof sein Vorhaben aufgab, oder beharrte er vielleicht dabei? Wir wüßten es nicht zu sagen; aber wir sind geneigt, zu glauben, daß unter der Regierung Alî's die ungesetzlichen Abgaben wieder eingeführt wurden, wenigstens zum Theil, denn von den Rûm's (Christen), welchen der Fürst Aemter gegeben hatte, sagt ein Chronist,[4] daß es ihnen unter Anderm oblag, die Maghram's einzuziehen, und gewöhnlich versteht man darunter solche Steuern, welche nicht vom Koran vorgeschrieben

[1]) Abd-al-wâchid S. 114; Cholal fol. 52 r.; Chron. Lusit. S. 326.

[2]) Angeführt im Kartâs S. 108.

[3]) Makkari Bd. II S. 262, 263; Ibn-Khallicân, Heft XII S. 17, 18. — Dieser Kadi von Almeria wurde in der Schlacht von Cutanda (bei Daroca) getödtet im Jahre 1120. Makkari Bd. II S. 759.

[4]) Cholal fol. 35 r.

sind. Nach einem glaubwürdigen Geographen[1] erhoben die Almoraviden, wenigstens in ihrer Hauptstadt, Steuern von fast allen Waaren. Jedenfalls aber wurde die Bevölkerung weniger stark besteuert als unter den andalusischen Fürsten, und es ist begreiflich, daß in Folge hiervon und bei der Ruhe, deren man genoß, der Wohlstand wuchs. Er war in der That groß; ein Beweis davon ist, daß das Brod sehr wohlfeil und Gemüse fast umsonst zu haben war.[2]

Im Allgemeinen wurden also die Hoffnungen, welche das Volk auf die neue Dynastie gesetzt hatte, nicht getäuscht; nur hatte man sich geirrt, wenn man glaubte, daß die Almoraviden über die Christen entscheidende Siege erringen und dem moslimischen Spanien die Größe und Macht wiedergeben würden, welche es zu den Zeiten Abderrachmân's III., Chacam's II. und Almanzor's gehabt hatte. Die Umstände waren indessen günstig, denn nach dem Tode Alphons' VI. (1109) war das christliche Spanien lange Zeit der Uneinigkeit und dem Bürgerkriege zum Raube gefallen; aber die Almoraviden wußten keinen Nutzen daraus zu ziehen. All ihre Anstrengungen, Toledo zu nehmen, blieben fruchtlos; sie bemächtigten sich freilich einiger minder wichtiger Städte, aber die Erfolge, welche sie errangen, wurden durch den Verlust von Saragossa (1118) wieder zu Nichte gemacht.

Ueberhaupt konnte das Volk sich nicht lange des Gelingens der Revolution erfreuen; Verwaltungsbeamte, Truppenführer und Soldaten, Alle verfielen mit auffallender Schnelligkeit der Corruption.

Als die Feldherrn Jûsof's nach Spanien kamen, waren sie zwar sehr ungebildet, aber fromm, tapfer, rechtschaffen und an das einfache und mäßige Leben der Wüste gewöhnt.[3] Durch die Schätze der andalusischen Fürsten, welche Jûsof ihnen überließ, bereichert, verloren sie jedoch bald ihre Tugenden und dachten jetzt nur noch daran, wie sie in Ruhe die gewonnenen Güter genießen könnten.[4] Die Civilisation Andalusiens war für sie etwas ganz Neues; ihres Barbarenthums sich schämend und nach dem gleißenden Firniß der Bildung trachtend, nahmen sie sich die von ihnen entthronten Fürsten zum Muster; doch hatten sie eine zu schwielige Haut, um sich die Feinheit, den Takt und die Schlauheit der Andalusier angewöhnen zu können. All ihre Civilisationsbestrebungen trugen den Stempel sklavischer und verfehlter Nachahmung.

[1]) Edrisi, Beschreibung Afrika's und Spaniens. Ausgabe von Dozy u. Goeje S. 70 des Textes.

[2]) Kartâs S. 108; Cholal fol. 33 v.

[3]) Cholal fol. 34 r.

[4]) Abd-al-wâchid S. 148.

Sie fingen an, die Gelehrten zu beschützen, sich Gedichte declamiren und Bücher widmen zu lassen; aber sie machten dies Alles linkisch, ohne Anmuth und ohne Geschmack; was sie auch thaten, sie blieben doch immer halbe Wilde und nahmen von der andalusischen Bildung nur die schlechten Eigenschaften an. Der Schwager des Königs Alî, Abû-Bekr ibn-Ibrâhîm, welcher einige Zeit Statthalter von Saragossa war, nachdem er vorher die Statthalterschaft von Granada inne gehabt hatte, repräsentirt gewissermaßen den Typus dieser Truppenführer, welche ohne vielen Erfolg versuchten, sich zu „andalusiren", wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen. In der Sahara geboren, war er in den strengen und harten Grundsätzen seiner Nation auferzogen worden, aber in Saragossa vergaß er sie und bildete sich in allen Dingen nach dem Beispiel der Beni-Hûd, der alten Könige des Landes. Da diese lebenslustig gewesen waren, wollte auch er es sein; demgemäß umgab er sich mit Lebemännern, und trug, wenn er mit ihnen trank, eine Krone und einen Kriegsmantel; da ferner die Beni-Hûd die Philosophie unter ihren Schutz genommen hatten — zwei von ihnen, Moktadir und Mûtamin, hatten sogar philosophische Schriften verfaßt — wollte er das Selbe thun, und ohne sich zu fragen, was sein Schwager und die Fakih's dazu sagen würden, wählte er zu seinem Freunde, Vertrauten und ersten Minister einen Mann, dessen Namen die Gläubigen nur mit Schauder aussprachen, der nicht an den Koran glaubte und alle Offenbarung leugnete: den berühmten Philosophen Avempace.[1] Seine Soldaten waren so unwillig darüber, daß ein großer Theil ihn verließ.[2] Indessen waren die Soldaten, obgleich orthodoxer, nicht mehr werth als ihre Befehlshaber. Was sie charakterisirte, war Unverschämtheit gegen die Andalusier und Feigheit vor dem Feinde. Ihre Feigheit war in der That so groß, daß der König Alî genöthigt war, mit Ueberwindung seiner Abneigung gegen die Christen solche Angehörige dieses Glaubens anzuwerben, die ihm sein Admiral Ibn-Maimûn, welcher eine wahre Menschenjagd betrieb, von den Küsten Galiziens, Cataloniens, Italiens und des byzantinische Reiches zuführte.[3] Ihre Dreistigkeit kannte keine Grenzen; sie behandelten Andalusien wie ein erobertes Land, indem sie Alles nahmen,

[1]) Der Name Avempace ist corrumpirt aus Ibn-Bâddscha.

[2]) Ibn-al-Khatîb, Man. G., fol. 98 v. — 100 r. (Artikel über Abû-Bekr ibn-Ibrâhîm); Ibn-Khâkân, Kalâjid, Artikel über Avempace.

[3]) Siehe über diese Rûm's (welche im Grunde nichts Anderes waren, als was man früher Slaven genannt hatte) Chron. Adefonsi Imper., c. 45, 46, 94, Cholal, fol. 35 r., 58 r., 62 v.

was ihnen gefiel, Geld, Güter, Frauen. Die Regierung konnte nichts dagegen thun und ließ sie gewähren. Diese Ohnmacht machte einen betrübenden Eindruck; die Fakih's hatten ihre Macht den Frauen abtreten müssen oder theilten sie wenigstens mit ihnen. Der König Alî ließ sich von seiner Gemahlin Kamar beherrschen; andere Frauen regierten nach ihrem Gefallen die hohen Würdenträger, und wenn man ihre Habgier zu befriedigen vermochte, konnte man sich erlauben, was man wollte. Selbst die Banditen durften auf Straflosigkeit rechnen, wenn sie die Mittel fanden, den Schutz dieser Frauen zu erkaufen. Diese waren es, welche die Stellen verliehen, und gewöhnlich gaben sie sie gänzlich unfähigen Männern. Mit Einem Wort, die Regierung machte sich verächtlich und lächerlich, die Armee und das Volk verspotteten sie, weil sie ihre Befehle oft schon am folgenden Tage wieder rückgängig machte; die großen Herren gingen mit dem Gedanken um, sich der Herrschaft zu bemächtigen, und man hörte sie aussprechen, daß sie viel besser regieren würden als der schwache Alî, welcher nichts verstehe als fasten und beten.[1]

Um das Unglück voll zu machen, brach in Afrika ein gefährlicher Aufstand aus (1121). Durch einen vorgeblichen Reformator, welcher sich für den von Mohammed angekündigten Mahdî ausgab, fanatisirt, ergriffen die wilden Einwohner der Gebirgskette des marokkanischen Atlas, die Almohaden (Unitarier), wie sie sich nannten, die Waffen gegen die Almoraviden. Dieser Schlag mußte für eine ohnedies schwache und wankende Dynastie verderblich werden. Mit Ausnahme der Christen waren die Soldaten, über welche der König verfügte, so untauglich, daß gewöhnlich der bloße Anblick des Feindes genügte, um sie in die Flucht zu treiben. Daher wußte die Regierung, welche in den letzten Zügen lag, nicht mehr was beginnen; um ihr trauriges Dasein noch um einige Augenblicke zu verlängern, zog sie alle Truppen, Waffen, Kriegsvorräthe und Lebensmittel aus Andalusien zurück.[2] Es dauerte nicht lange, bis die Christen dies bemerkten und benützten. Im Jahre 1125, vier Jahre nach dem Beginn des Aufstandes der Almohaden, verheerte Alphons der Schlachtenlieferer, der König von Aragon, wie wir schon gesehen haben, Andalusien über ein Jahr lang. Im Jahre 1133 verwüstete Alphons VII. von Castilien, welcher wie sein Großvater, Alphons VI., den Kaisertitel führte, die Umgegend von Cordova, Sevilla und Carmona mit Feuer und Schwert, nahm Xeres,

[1]) Abd-al-wâchid S. 128, 133, 148; Cholal fol. 58 v., 59 r.
[2]) Cholal fol. 52 r.

plünderte und brandschatzte es und drang bis zu dem Punkte vor, welchen man damals den Thurm von Cadix nannte, d. h. bis zu den Säulen des Hercules.[1] Er trieb es ebenso schlimm wie sein Großvater zur Zeit Motamid's. Fünf Jahre später kam er wieder, um die Umgegend von Jaen, Baeza, Ubeda und Andujar zu verheeren. Dann kam im Jahre 1143 abermals die Reihe an Cordova, Sevilla und Carmona. Im folgenden Jahre wurde ganz Andalusien von Calatrava bis Almeria geplündert und gebrandschatzt.[2]

Nach wenigen Jahren der Ruhe und des Gedeihens im Anfang der Almoravidenherrschaft war also das Resultat der mit so großer Begeisterung aufgenommenen Revolution folgendes: ohnmächtige und corrumpirte Beamten; eine feige, ungeschulte und brutale Soldatesca; eine erbärmliche Polizei, denn die Städte waren voll von Dieben, und das freie Land wurde von zahlreichen Räubern beunruhigt; beinahe vollständige Stockung des Handels und der Industrie; die Vertheuerung der Lebensmittel, um nicht zu sagen Hungersnoth; endlich feindliche Einfälle, die jetzt viel häufiger waren als je zuvor und sich noch zu vermehren drohten.[3] Alle Hoffnungen waren getäuscht, und jetzt verwünschte man diese Almoraviden, in denen man früher die Retter des Landes und der Religion gesehen hatte. Vom Jahre 1121 an erhoben sich die Cordovaner gegen die Besatzung ihrer Stadt, die sich alle Arten von Excessen erlaubte, ohne daß die Regierung sie daran hinderte. Die Barbaren wurden vertrieben und ihre Wohnungen geplündert. Da kam der König Ali mit einem großen Schwarm von Afrikanern nach Andalusien. Noch niemals war eine so beträchtliche Armee in Spanien gelandet; aber die Cordovaner, zum äußersten gedrängt, waren entschlossen, sich mit dem Muthe der Verzweiflung zu vertheidigen; sie verschlossen ihre Thore und verbarricadirten ihre Straßen. Aber der Kampf wäre allzu ungleich gewesen, deshalb schlugen sich die Fakih's ins Mittel, um Blutvergießen zu verhindern. Dieses Mal nahmen sie trotz ihrer gewohnten Unterwürfigkeit gegen die Regierung und für ihre Mitbürger Partei. Sie erklärten in einem Fetwa, daß der Aufstand der Cordovaner gerecht und gesetzmäßig sei, da sie nur die Waffen ergriffen hätten, um ihre Besitzthümer, ihre Frauen und

---

[1]) Chron Adefonsi Imper., c. 13—16. Ueber den Thurm von Cadix oder die Säulen des Hercules siehe meine Recherches Bd. II S. 328 und ebendaselbst die Beilage Nr. XXXV.

[2]) Chron. Adef. Imper., c. 60, 82, 88.

[3]) Vergl. den Cholal fol. 52 r.

ihr Leben zu vertheidigen. Alî gab wie gewöhnlich den Fakih's nach, und nach einigem Hin- und Herreden verstanden sich die Cordovaner dazu, eine Geldbuße als Entschädigung für ihre Plünderungen und Zerstörungen zu bezahlen.[1] In anderen Städten wuchs die Unzufriedenheit mehr und mehr, und obgleich die Vergangenheit nicht glänzend gewesen war, sehnte man sich doch nach ihr und wünschte sie zurück; so düster und unerträglich war die Gegenwart. Man kann sich davon überzeugen, wenn man die Botschaft liest, welche die Sevillaner im Jahre 1133 an Saif-ad-daula, den Sohn des letzten Königs von Saragossa, sandten, der sich bei dem Heere Alphons' VII. befand, welches damals vor den Thoren der Stadt lagerte. „Wende dich an den König der Christen," ließen sie ihm sagen; „besprich dich mit ihm und bewirke, daß wir vom Joche der Almoraviden befreit werden. Sobald wir frei sind, wollen wir dem Könige von Castilien einen Tribut zahlen, größer als unsere Väter den seinigen bezahlt haben; du aber sollst dann über uns herrschen, du und deine Söhne."[2] Eilf Jahre später, als das Maß voll war und das Reich an allen Enden zusammenstürzte, sagten die Leute auf den Straßen und in den Moscheen zu einander: „Die Almoraviden saugen uns das Mark aus den Knochen; sie rauben uns unsere Güter, unser Geld, unsere Frauen, unsere Kinder; wir wollen uns gegen sie erheben, wir wollen sie vertreiben und tödten." Andere sagten: „Zuvor müssen wir ein Bündniß mit dem Kaiser von Leon schließen, wir müssen ihm einen Tribut bezahlen, wie unsere Väter es gethan haben." — „Ja, ja," rief man von allen Seiten, „alle Mittel sind gut, wenn wir nur von den Almoraviden befreit werden." Man rief den Segen des Himmels herab auf die gefaßten Beschlüsse,[3] und ganz Andalusien erhob sich wie Ein Mann, um seine Unterdrücker niederzumachen; die Kadi's und die Fakih's standen an ihrer Spitze, denn die Erkenntlichkeit findet man bekanntlich selten unter den Tugenden der Geistlichkeit.

Wir haben weder die Geschichte dieser Revolution zu erzählen, noch die Eroberung Spaniens durch die Almohaden, welche die Almoraviden nach Marokko zurückwarfen. Die Aufgabe, welche wir uns gestellt hatten, war, die Geschichte des unabhängigen Andalusiens zu schreiben, und wenn wir noch eine flüchtige Skizze von der Periode entworfen haben, wo dieses Land nur die Provinz eines andern

[1]) Cholal fol. 35 v., 36 r., Ibn-al-Athir Bd. X S. 392.
[2]) Chron. Adefonsi Imper., c. 16.
[3]) Chron. Adef. Imper., c 89.

Landes war, und damit die Grenzen unserer Aufgabe überschritten haben, so thaten wir es, weil wir es für unsere Pflicht hielten, zu zeigen, daß Andalusien durch die Unterwerfung unter die Almoraviden durchaus nicht sein Glück fand, vielmehr dahin kam, seine eingeborenen Fürsten zurück zu sehnen, die es früher so verlästert, die es verlassen und in der Stunde der Gefahr verrathen hatte.

Ehe wir schließen, haben wir noch eine Lücke zu ergänzen, indem wir Motamid's Geschichte durch den Bericht von seiner Gefangenschaft zu Ende führen.

XV.

Welches auch die Tugenden Jûsof's waren — und die Fakih's behaupteten, daß er deren viele besaß — Großmuth gegen die Ueberwundenen gehörte nicht dazu. Sein Verfahren mit den andalusischen Fürsten, welche er zu Gefangenen gemacht hatte, war grausam und verabscheuenswerth. Es ist wahr, daß die beiden Enkel des Bâdîs anständig behandelt wurden: sie erhielten die Freiheit unter der Bedingung, daß sie Marokko nicht verlassen wollten, und empfingen einen ziemlich beträchtlichen Gehalt, so daß Abdallâh seinen Kindern ein ansehnliches Vermögen hinterlassen konnte. Das kam daher, weil Jûsof für diese beiden Fürsten, die seiner Nation angehörten, eine gewisse Zuneigung empfand; außerdem waren es unfähige Männer, von denen nichts zu befürchten war und die ihm schmeichelten.[1] Was die anderen Fürsten betrifft, so haben wir schon gesehen, welches das Schicksal Râdhî's, Motawakkil's, Fadhl's und des Abbâs war; das Motamid's war, wenn man ihm auch nicht das Leben nahm, nicht weniger bedauernswerth.

Nach der Einnahme von Sevilla war der Befehl ergangen, ihn nach Tanger zu transportiren. Als er sich mit seinen Frauen und mehreren seiner Kinder einschiffte, bedeckte eine unzählige Menge die Ufer des Guadalquivir, um ihm ein letztes Lebewohl zu sagen. In einer seiner Elegien hat der Dichter Ibn-al-labbâna diese Scene folgendermaßen beschrieben.

„Nach tapferem Widerstande besiegt, wurden diese Fürsten auf das Schiff getrieben. An den Ufern des Flusses drängte sich die Menge; die Frauen hatten sich entschleiert

[1]) Siehe Ibn-al-Khatîb, Man. E, Artikel über Abdallâh ibn-Bologguîn.

und zerfleischten ihr Gesicht vor Trauer. Welches Geschrei, welche Thränen im Augenblick des Scheidens! Was bleibt uns jetzt noch? Gehe von hinnen, o Fremdling! Sammle dein Gepäck und nimm deinen Vorrath, denn die Wohnstätte der Großmuth ist von nun an verödet. Der du die Absicht hattest, dich in diesem Thale niederzulassen, wisse, daß die Familie, welche du suchst, nicht mehr hier wohnt, und daß die Dürre unsere Ernte zerstört hat. Und du, Ritter mit dem glänzenden Gefolge, lege deine Waffen nieder, die dir nichts nützen, denn der Löwe hat schon seinen Rachen geöffnet." [1]

Als Motamid in Tanger angekommen war und dort einige Tage blieb, sandte der Dichter Choçri, welcher dort lebte und früher einige Zeit am Hofe von Sevilla zugebracht hatte, ihm Gedichte, die er ihm zu Ehren verfaßt hatte. Darunter war nur eines neu, und in diesem verlangte Choçri ein Geschenk, obgleich er wissen mußte, daß Motamid nicht mehr im Stande war, ein solches zu geben. Der König von Sevilla hatte von all seinen Reichthümern nur noch sechsunddreißig Ducaten behalten, die er in seinem Stiefel versteckt hatte und die vom Blute seiner Füße benetzt waren; aber so groß war seine Freigebigkeit, daß er nicht anstand, dieses letzte Besitzthum zu opfern: er wickelte die Ducaten in ein Stück Papier, und mit einigen Versen, in welchen er die Kargheit seines Geschenkes entschuldigte, schickte er sie Choçri. Dieser unverschämte Bettler war nicht einmal so höflich, ihm dafür zu danken, und als die anderen Reimer von Tanger und der Umgegend vernommen hatten, daß Motamid noch Geschenke mache, kamen sie in großer Anzahl, um ihm ihre Verse zu überreichen. Aber jetzt hatte er nichts mehr zu geben und schrieb im Hinblick hierauf:

„Die Dichter von Tanger und von ganz Mauretanien haben sich bemüht, Verse zu machen, und begehren eine Gabe von dem Gefangenen. Eher wäre es wohl an ihm, um ein Almosen zu bitten. O welches Wunder, welches Wunder! Wenn er sich im Grunde seiner Seele schämte, wenn der Stolz, den seine Vorfahren auf ihn vererbt haben, ihn nicht daran hinderte, würde er mit ihnen wetteifern im Betteln, er, der früher, so oft man sich an sein freigebiges Herz wandte, das Gold mit vollen Händen ausstreute." [2]

Von Tanger führte man ihn nach Mikenes. Da begegnete ihm unterwegs eine Procession, welche um Regen flehte, und dieses veranlaßte ihn zu folgenden Versen:

---

[1]) Abbad. Bd. I S. 59—61.

[2]) Abbad. Bd. I S. 313, 314; Bd. II S. 71, 175, 232; Abd-al-wâchid S. 101, 102.

„Als ich diese Leute sah, welche um Regen bitten wollten, sprach ich zu ihnen: Meine Thränen können euch anstatt des Regens dienen. — Du hast Recht, gaben sie mir zur Antwort, deine Thränen sind zahlreich genug, aber sie sind mit Blut vermischt.“ [1]

In Mikenes blieb er mehrere Monate, [2] bis Jûsof befahl, ihn in die Stadt Aghmât, nicht weit von Marokko, zu bringen. Auf der Reise dorthin richtete sein Sohn Raschîd, dem er aus einem uns unbekannten Grunde zürnte und den er deshalb nicht sehen wollte, folgende Verse zur Besänftigung an ihn:

„Du Nebenbuhler des wohlthätigen Regens, du Herr der Großmuth und Beschützer der Menschen! die größte Gunst, welche du mir schenken könntest, wäre, mir zu erlauben, daß ich einen Augenblick dein edles Antlitz betrachte, welches mit seiner Heiterkeit und seinem Glanze uns in der Nacht als Fackel und bei Tage als Sonne dienen könnte.“

Motamid antwortete ihm mit folgenden Versen:

„Einst war ich der Nebenbuhler des wohlthätigen Regens, der Herr der Großmuth, der Beschützer der Menschen, als noch am Tage der Vertheilung von Geschenken meine Rechte verschwenderisch ausstreute oder am Tage des Kampfes den Feinden das Leben nahm, während meine Linke den Zügel hielt, mit dem ich den Renner bändigte, wenn das Geklirr der Lanzen ihn schreckte. Jetzt aber bin ich der Gefangenschaft und dem Elend anheim gefallen; ich bin gleich einem Heiligthum, das man entweiht, gleich einem Vogel, dem man die Flügel gebrochen hat. Dem Flehen des Bedrückten und Armen kann ich kein Gehör mehr schenken. Die Heiterkeit meines Gesichtes, die du zu sehen gewohnt warst, hat sich in düstere Traurigkeit verwandelt; Gram und Sorgen lassen mich nicht mehr an die Freude denken; alle Blicke wenden sich jetzt von mir ab, während sie mich sonst suchten.“ [3]

Im Gefängniß zu Aghmât führte er ein ärmliches und kummervolles Leben. Die Regierung beschäftigte sich nur insofern mit ihm, als sie ihm bisweilen Ketten anlegte, bisweilen sie ihm wieder abnahm, übrigens bekümmerte sie sich kaum um seinen Unterhalt. Er lebte mit seiner Familie in der äußersten Noth; seine Gattin und seine Töchter mußten mit Spinnen ihren Unterhalt gewinnen. In der Dichtkunst suchte Motamid seinen Trost. Als er einmal durch das enge Fenster seines Kerkers einen Schwarm jener schnellen Vögel gewahrte, denen die Araber den Namen Katâ geben, eine Art Rebhühner, sagte er:

---

[1]) Abbad. Bd. I S. 383.
[2]) Abd-al-wâchid S. 102.
[3]) Abbad. Bd. II S. 73, 74.

„Ich mußte weinen, als ich seinen Schwarm von Katâ's an mir vorüberfliegen sah; sie waren frei, sie kannten weder Gefängniß noch Ketten. Nicht aus Neid weinte ich, sondern weil ich hätte sein mögen wie sie; dann könnte ich hingehen, wohin ich wollte, mein Glück wäre nicht verblichen, mein Herz nicht voll Schmerz, ich hätte nicht den Verlust meiner Kinder zu beweinen. Sie sind glücklich; sie sind nicht von einander getrennt; keiner von ihnen empfindet den Schmerz, fern von seiner Familie zu sein; sie verbringen nicht die Nächte in furchtbaren Aengsten, wie ich, wenn ich die Thür in ihren Angeln knarren höre oder das Schloß sich öffnen sehe. Ach, möge Gott ihre Kleinen erhalten; die meinigen haben weder Trank noch Obdach.“ [1]

Ferner schrieb er Verse auf seine vergangene Größe, auf die herrlichen Paläste, welche ehemals Zeugen seines Glückes gewesen, auf seine ermordeten Söhne, und bei Gelegenheit des Festes zu Ende der Fastenzeit dichtete er folgende Verse:

„Früher machten die Feste dich fröhlich, aber das Fest, welches dich als Gefangenen in Aghmât findet, macht dich traurig. Du siehst deine Töchter mit Lumpen bedeckt vor Hunger vergehen; sie spinnen um Lohn; denn sie besitzen nichts mehr auf der Welt Müde, von Arbeit gebrochen und gesenkten Auges kommen sie, dich zu umarmen. Sie gehen baarfuß im Schmutz der Straßen, als ob sie früher niemals auf Moschus und Kampher getreten hätten! [2] Ihre hohlen Wangen bezeugen das Elend und die Thränen, von welchen sie gefurcht wurden ..... Ebenso, wie du bei Gelegenheit dieses traurigen Festes (wolle Gott, daß es nie für dich wiederkehre!) die Fasten gebrochen hast, ebenso hat auch dein Herz seine Fasten gebrochen: der lange zurückgehaltene Schmerz hat sich endlich Luft gemacht. Früher, als du noch zu befehlen hattest, gehorchte dir die ganze Welt: jetzt bist du dahin gekommen, daß du Befehlen Anderer gehorchen mußt. Getäuscht werden von einem Traume die Könige, wenn sie ihrer Macht sich freuen.“ [3]

Die unglückliche Romaikia war nicht für ein so hartes Leben gemacht: sie wurde gefährlich krank. Motamid war darüber sehr traurig, umsomehr als zu Aghmât niemand war, dem er ihre Heilung anvertrauen mochte. Zum Glück aber befand sich damals der berühmte Abû-'l-Alâ Avenzoar, [4] welcher in den letzten Jahren der Regierung Motamid's sein Hofarzt gewesen war, und welchem er die Güter seines Großvaters, die Motadhid eingezogen, [5] zurückgestellt hatte, in Marokko. Diesem schrieb er und bat ihn, er möge sich der Behandlung der

---

[1]) Abbad. Bd. I S. 68.

[2]) Eine Anspielung auf die Begebenheit, welche ich oben S. 318 f. erzählt habe.

[3]) Abbad. Bd. I S. 63, 64.

[4]) Ibn-Zohr auf Arabisch.

[5]) Siehe Makkarî Bd. II S. 293.

kranken Romaikia widmen. Avenzoar versprach, zu kommen; aber da er in seinem Briefe Motamid langes Leben gewünscht hatte, schickte dieser ihm mit seiner dankenden Antwort folgende Verse:

„Du wünschest mir ein langes Leben, aber wie könnte dies einem Gefangenen lieb sein? Ist nicht der Tod einem Leben vorzuziehen, welches unaufhörlich neue Qualen bringt? Andere können wohl einen solchen Wunsch hegen, denn sie haben die Hoffnung, daß ihnen noch Glück zu Theil werde; aber der einzige Wunsch, welchen ich haben kann, ist, daß der Tod mich erlöse. Wie könnte ich wünschen zu leben, da ich sehen muß, daß meine Töchter der Kleider und Schuhe ermangeln? Sie sind jetzt Mägde geworden der Tochter eines Mannes, dessen Amt früher war, mein Kommen zu verkünden, wenn ich mich öffentlich zeigte, die Leute, welche sich auf meinen Weg drängten, zu vertreiben, sie in Ordnung zu halten, wenn sie den Hof meines Palastes anfüllten, an meiner Seite zu reiten, wenn ich Heerschau über meine Truppen hielt, und darüber zu wachen, daß kein Soldat aus den Reihen trat.[1] Dennoch hat der Wunsch, welchen du in wohlwollender Absicht aussprachst, mir wohlgethan. Gott lohne es dir, Abû-'l-Alâ, du bist ein Mann von Gemüth! Ich weiß nicht, wann der Wunsch, den ich hege, erfüllt werden wird, doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß Alles auf dieser Welt ein Ende hat."[2]

Augenblickliche Zerstreuung brachten ihm mitunter die Briefe und Besuche der Dichter, welche er früher mit Wohlthaten überhäuft hatte. Mehrere von ihnen machten die Reise nach Aghmât, darunter Abû-Mohammed Chidschârî, welcher für ein einziges Gedicht so viel Geld erhalten hatte, daß er ein Handelshaus eröffnen und für sein ganzes Leben eines behäbigen Wohlstandes sich erfreuen konnte. Motamid gestand ihm, daß er Unrecht gethan habe, Jûsof nach Andalusien zu rufen. „Ich habe mir damit," sagte er, „meine eigene Grube gegraben." Als der Dichter ihm Lebewohl sagte, um nach Almeria, seinem Wohnort, zurückzukehren, wollte Motamid trotz seiner kärglichen Mittel ihm noch ein Geschenk machen; aber Chidschârî hatte das Zartgefühl, es abzulehnen, und improvisirte dabei folgende Verse:

„Ich schwöre, daß ich nichts von dir annehmen werde, da jetzt das Schicksal dich auf so grausame und ungerechte Weise getroffen hat. Was du mir früher gegeben, reicht hin, obgleich du selbst es vergessen hast."[3]

---

[1]) Unter den Frauen, welche den Töchtern Motamid's Flachs zum Spinnen brachten, befand sich die Tochter eines Arif oder Trabanten des früheren Königs von Sevilla.

[2]) Abd-al-wâchid S. 109.

[3]) Abbad. Bd. II S. 147—149.

Der treueste und thätigste seiner Freunde aber war Ibn-al-labbâna; dieser brachte ihm einst, als er nach Aghmât kam, gute Botschaft aus Andalusien. Er sagte, die Gemüther seien dort in Aufregung. Die Patricier, welche nie die Herrschaft Jûsof's gewünscht hätten, seien unruhig und planten eine Verschwörung zur Wiedereinsetzung Motamid's.[1] Er hatte die Wahrheit gesagt; die Unzufriedenheit in den aufgeklärten Classen war sehr groß, und es dauerte nicht lange, so erhielt die Regierung Beweise davon. Daher traf sie ihre Vorsichtsmaßregeln, ließ mehrere verdächtige Personen, besonders in Malaga, gefänglich einziehen; aber die Verschworenen dieser Stadt, deren Oberhaupt Ibn-Khalaf, ein sehr angesehener Patricier, war, benützten die Dunkelheit der Nacht, um aus dem Gefängniß zu entkommen, und bemächtigten sich des Schlosses Montemajor.[2] Dort stieß Abd-al-dschabbâr, ein Sohn Motamid's, zu ihnen; er war mit seiner Mutter in Andalusien geblieben, und das Volk hielt ihn für Râdhî (welcher in Ronda ermordet worden war). Sie ernannten ihn zu ihrem Oberhaupt, und Alles schien nach Wunsch zu gehen. Ein marokkanisches Kriegsschiff, welches in der Nähe des Schlosses gestrandet, verschaffte ihnen Lebensmittel, Kriegsvorrath und Waffen. Algeziras wie auch Arcos erklärten sich für die Aufständischen, und nachdem Abd-al-dschabbâr sich (im Jahre 1095) in die letztere Stadt begeben hatte, fing er an, Razzia's zu machen bis an die Thore der alten Hauptstadt des Königreichs seiner Vorfahren.[3]

Die erste Nachricht vom Aufstande seines Sohnes verursachte Motamid tiefen Schmerz. Die Verwegenheit des Unternehmens erschreckte ihn; er fürchtete für Abd-al-dschabbâr ein ebenso hartes Schicksal als das, welches schon mehrere seiner Söhne getroffen hatte. Allein bald gaben diese Gefühle der Hoffnung Raum; er fing an, an die Möglichkeit der Rückkehr in sein Vaterland und der Wiedereroberung seines Thrones zu glauben,[4] und verbarg dies seinen Freunden nicht. Als er einmal an den Dichter Ibn-Chamdîs schrieb, als dieser, nachdem er ihn besucht, wieder nach Mahdia zurückgekehrt war, schickte er ihm ein Gedicht, welches folgendermaßen anfing:

---

[1]) Siehe das Gedicht Ibn-al-labbâna's Abbad. Bd. I S. 319, 320 und meine Erklärung ebendas. S. 366 f.

[2]) Montemajor in der Nähe von Marbella ist jetzt, was die Spanier ein despoblado nennen, d. h. ein unbewohnter Ort.

[3]) Abbad. Bd. II S. 228, 229; Bd. I S. 64.

[4]) Abbad. Bd. I S. 66.

„Die Kanzel in der Moschee und der Thron im Palaste beweinen den Gefangenen, den das Geschick an das afrikanische Ufer verschlagen hat."

Und weiter hieß es darin:

„O wie gern möchte ich wissen, ob ich meinen Garten und meinen See wiedersehen werde in jenem stolzen Lande, wo die Oliven grünen, wo die Tauben girren, wo die Vögel ihr liebliches Gezwitscher ertönen lassen." [1]

Ibn-al-labbâna nährte diese Hoffnungen. Am Tage vor seiner Rückkehr nach Andalusien hatte er von Motamid zwanzig Ducaten und zwei Stücke Stoff erhalten: er schickte ihm dieses Geschenk zurück, und unter den Versen, welcher er ihm bei dieser Gelegenheit zukommen ließ, befanden sich die folgenden:

„Noch ein wenig Geduld! Bald wirst du mich mit Glück überschütten, denn du wirst den Thron wieder besteigen. An dem Tage, wo du in deinen Palast zurückkehrst, wirst du mich zu den höchsten Würden erheben. Du wirst dann Merwân's Sohn übertreffen an Großmuth und ich Dscharîr an Talenten. [2] Bereite dich von neuem zu glänzen: eine Mondsfinsterniß ist nicht von langer Dauer." [3]

Mit Ketten beladen — denn Jûsof hatte befohlen, sie ihm wieder anzulegen; „da der junge Löwe brüllte," sagt ein Redner jener Zeit, „fürchtete man einen Sprung des alten" — gab sich Motamid nun der Hoffnung hin, und diese Hoffnung war nicht ganz unbegründet: der Anhang Abd-al-dschabbâr's war groß und verursachte der Regierung ernste Sorgen; er wußte sich mehr als zwei Jahre zu halten und war noch nicht bezwungen, als Motamid (1095) nach einer langen Krankheit [4] im Alter von fünfundfünfzig Jahren starb. [5]

Der einstige König von Sevilla wurde auf dem Friedhof von Aghmât begraben. Etwas später, bei Gelegenheit des Festes der Aufhebung der Fasten, machte der andalusische Dichter Ibn-Abd-aç-çamad siebenmal die Runde um sein Grab, nach Art der Pilger, welche die Runde um die Caaba' machen; dann kniete er nieder, küßte die Erde,

[1]) Abbad. Bd. I S. 63.

[2]) Dscharîr war der Lieblingsdichter Abdalmelik's, des Sohnes Merwân's.

[3]) Abbad. Bd. I S. 310, 311.

[4]) Abbad. Bd. I S. 306.

[5]) Der Aufstand Abd-al-dschabbâr's begann i. J. 1093; zwei Jahre später zog der Prinz in die Stadt Arcos ein. Hier wurde er von Sîr, dem Statthalter von Sevilla, belagert. Er selbst wurde durch einen Pfeil getödtet, aber seine Anhänger ergaben sich erst einige Zeit nachher. Siehe Abbad. Bd. II S. 228 und Bd. I S. 64, 65.

welche die sterbliche Hülle seines Wohlthäters bedeckte, und recitirte eine Elegie. Auch die Menge, gerührt von dem Beispiel, welches er ihr gegeben, machte unter lautem Klagen die Runde um das Grab.[1]

„Jedermann liebt Motamid," sagt ein Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts, „jedermann empfindet Mitleiden für ihn und noch heute beweint man ihn."[2] In der That ist er beliebter geworden als alle anderen andalusischen Fürsten. Seine Großmuth, seine Tapferkeit, sein ritterlicher Charakter machte ihn den Gebildeten in den späteren Generationen theuer; die gefühlvollen Seelen wurden durch sein furchtbares Unglück gerührt; der gemeine Mann fühlte sich angezogen von seinen romantischen Abenteuern, und als Dichter wurde er sogar von den Beduinen bewundert, deren Urtheil in Hinsicht der Sprache und Poesie für kritischer und competenter als das der Städter gilt. Man erzählt hierüber zum Beispiel Folgendes:

In einem der ersten Jahre des zwölften Jahrhunderts kam ein Sevillaner, welcher durch die Wüste reiste, in ein Lager beduinischer Lakhmiten. Als er auf ein Zelt zutrat, um den Herrn desselben um Gastfreundschaft zu bitten, nahm dieser, erfreut, eine Tugend üben zu können, welche seine Nation so hoch stellt, ihn mit großer Herzlichkeit auf.

Der Reisende hatte schon zwei oder drei Tage bei seinem Wirthe zugebracht, als er in einer Nacht, da er vergebens den Schlaf suchte, aus dem Zelte trat, um die balsamische Nachtluft einzuathmen.

Es war eine heitere und wundervolle Nacht, deren Schwüle von sanften Lüften gemildert wurde. Langsam und majestätisch zog der Mond am blauen, sternbesäeten Himmel dahin und erhellte mit seinem Schein die endlose Wüste, so daß sie wie ein Spiegel glänzte und das Bild der vollkommensten Stille und Ruhe darbot. Dieses Schauspiel erinnerte den Sevillaner an ein Gedicht seines einstigen Gebieters und er begann es zu recitiren. Es lautete folgendermaßen:

„Als die Nacht ihre Schatten gleich einem weiten Schleier über die Erde gebreitet hatte, trank ich beim Fackelschein den Wein, welcher im Becher funkelte, als plötzlich der Mond sichtbar wurde, begleitet vom Orion. Er glich einem stolzen und prächtigen König, welcher die Schönheiten der Natur genießen wollte und sich des Orions als eines Thronhimmels bediente. Nach und nach kamen andere glänzende Sterne hervor und umgaben ihn, einer nach dem andern; von Minute zu Minute ver-

---

[1]) Abbad. Bd. I S. 71.

[2]) Ibn-al-Abbâr, Abbad. Bd. II S. 63.

mehrte sich die Pracht, und in dem großen Gefolge erschienen die Plejaden wie die Standarte des Königs.

„Was er dort droben ist, ich bin es hienieden, umgeben von meinen Rittern und den schönen Mädchen meines Serails, deren schwarze Locken der Dunkelheit der Nacht gleichen, während diese schimmernden Schalen meine Sterne sind Laßt uns trinken, meine Freunde, laßt uns schlürfen den Saft der Rebe, während diese Schönen uns ihre melodischen Lieder zur Guitarre singen."[1]

Darauf recitirte der Sevillaner noch ein langes Gedicht, welches Motamid geschrieben hatte, um den Zorn seines Vaters zu besänftigen, als dieser außer sich war über das Unglück, welches seine Armee in Malaga durch die Schuld seines Sohnes, der sie befehligte, betroffen hatte.

Kaum hatte er geendet, als die Leinwand eines Zeltes, vor welchem er gerade stand, gelüftet wurde und ein Mann, den man sogleich an seiner ehrwürdigen Erscheinung als den Häuptling des Stammes erkannte, heraustrat und mit jener Eleganz des Ausdruckes und dem reinen Accent, für welches beides die Beduinen von jeher berühmt waren und worauf sie sehr stolz sind, also zu ihm sprach:

„Erzähle mir doch, Städter, den Gott segnen möge, von wem sind diese Gedichte, so klar wie ein Bach, so frisch, wie ein eben vom Regen benetzter Rasen, bald zart und lieblich wie die Stimme eines jungen Mädchens mit goldenem Halsband, bald kräftig und wohlklingend wie der Ruf eines jungen Kameeles?"

„Sie sind von einem Könige, welcher einst in Andalusien herrschte und sich Ibn-Abbâd nannte," erwiderte der Fremde.

„Ich vermuthe," fuhr der Häuptling fort, „daß dieser König in einem engen Winkel der Erde regierte und deshalb seine ganze Zeit der Dichtkunst widmen konnte, denn, wenn man andere Beschäftigungen hat, so findet man keine Muße, Verse wie jene zu dichten."

„Entschuldige, dieser König regierte über ein großes Land."

„Und kannst du mir sagen, welchem Stamme er angehörte?"

„Freilich; er war vom Stamme Lackhm."

„Was sagst du? Er war ein Lakhmite? Dann gehörte er ja meinem Stamme an!"

Ganz entzückt, eine neue Zierde seines Stammes entdeckt zu haben, fing der Häuptling in seiner Begeisterung an, mit lauter Stimme zu rufen:

„Auf, auf! ihr Leute meines Stammes! Herbei, herbei!"

[1]) Abbad. Bd. I S 40.

In einem Augenblick waren Alle auf dem Platz und umringten ihren Häuptling. Als er sie versammelt sah, sprach er zu ihnen:

„Hört, was ich soeben vernommen und behaltet auch ihr wohl, was ich meinem Gedächtniß tief eingeprägt habe; denn es ist ein Anspruch auf Ruhm, der euch allen zukommt, eine Ehre, auf die ihr alle stolz sein könnt. Städter, ich bitte dich, recitire noch einmal die Gedichte unseres Vetters.“ Als der Sevillaner diesem Wunsche genügt hatte und alle Beduinen jene Verse mit der selben Begeisterung bewundert hatten wie ihr Häuptling, erzählte dieser ihnen, was er von dem Fremden über die Abstammung der Beni-Abbâd gehört hatte, ihrer Verbündeten und Verwandten, die von einer lachmitischen Familie abstammten, welche einst mit ihren Kameelen die Wüste durchzogen und ihre Zelte aufgeschlagen hatten, wo die Sandwüste Aegypten von Syrien trennt; darauf erzählte er ihnen von Motamid, dem Dichter, der so anmuthig und so erhaben zugleich war, dem furchtlosen Ritter, dem mächtigen König von Sevilla. Als er geendet hatte, stiegen alle Beduinen, trunken vor Freude und Stolz, zu Pferde, um eine glänzende Fantasia aufzuführen, welche bis zu den ersten Strahlen der Morgenröthe währte. Alsdann wählte der Häuptling zwanzig seiner besten Kameele und machte sie dem Fremdling zum Geschenk. Alle folgten nach Maßgabe ihrer Mittel dem Beispiel ihres Scheichs, und ehe die Sonne ganz aufgegangen war, sah sich der Sevillaner im Besitz von etwa hundert Kameelen. Durch reiche Bewirthung und alle nur denkbaren Beweise der Achtung und Liebe zeichnete man ihn aus, und als der Augenblick der Abreise für den Sevillaner gekommen, konnten die hochherzigen Söhne der Wüste sich kaum entschließen, ihn ziehen zu lassen, so theuer war ihren Herzen Der geworden, der die Verse des königlichen Dichters, den sie ihren Vetter nannten, zu recitiren wußte. [1]

Ungefähr drittehalb Jahrhundert später, als das einst so skeptische moslimische Spanien, sich schon seit lange auf die Frömmelei geworfen hatte, zog ein Pilger mit Wanderstab und Rosenkranz durch das Königreich Marokko, um die frommen Eremiten und die heiligen Orte zu besuchen. Es war der berühmte Ibn-al-Khatîb, der erste Minister des Königs von Granada. In der kleinen Stadt Aghmât angekommen, lenkte er seine Schritte dem Friedhof zu, wo Motamid und seine Gemahlin unter einem mit Lotus bewachsenen Hügel ruhten. Beim Anblick dieser beiden Gräber, welche von Alter und Mangel an

[1]) Abbad. Bd. II S. 66, 67.

Pflege zerfallen waren, konnte der granadische Vezier seine Thränen nicht zurückhalten und improvisirte folgende Verse:

„Ich bin nach Aghmât gekommen, um dort eine heilige Pflicht zu erfüllen, um auf deinem Grabe niederzuknieen! Ach, warum war es mir nicht vergönnt, dich lebend zu kennen und deinen Ruhm zu besingen, dich, der du alle Könige an Großmuth übertrafst, dich, der du glänztest wie eine Fackel im Dunkel der Nacht? Sei es mir denn wenigstens vergönnt, dein Grab mit Ehrfurcht zu begrüßen! Die Erhöhung des Bodens unterscheidet es von den Gräbern der gemeinen Leute: wie du die anderen Menschen während deines Lebens überragt hast, so überragst du jetzt auch diejenigen, welche zu deinen Füßen den ewigen Schlaf schlafen. Du Sultan der Lebenden, du Sultan der Todten! nie hat man deines Gleichen in den vergangenen Jahrhunderten gesehen, und nie, davon bin ich überzeugt, wird man in den zukünftigen Jahrhunderten einen König sehen, der dir gleich kommt.“[1]

Motamid war, so viel ist gewiß, kein großer Regent. Da er über ein vom Luxus entnervtes Volk herrschte, welches nur für das Vergnügen lebte, wäre er auch dann schwerlich groß gewesen, wenn die ihm eigene Trägheit und jene Vorliebe für äußerliche Dinge, welche zugleich das Glück und die Schwäche des Dichters ausmachen, ihn nicht daran gehindert hätten. Aber kein Herrscher hatte wohl je ein so gefühlvolles und poetisches Gemüth. Das geringste Ereigniß in seinem Leben, die kleinste Freude oder der kleinste Kummer nahm bei ihm sogleich eine poetische Gestalt an, und man könnte seine Biographie, wenigstens die seines inneren Lebens, allein aus seinen Versen schreiben, weil sie die tiefsten Offenbarungen des Herzens sind, in dem sich jene Freuden und Leiden abspiegeln, welche die Sonne und die Wolken jedes Tages bringen und wieder entführen. Dazu hatte er das Glück, als der letzte eingeborene König ein würdiger und glänzender Repräsentant der Nationalität und der Bildung zu sein, welche unter der Herrschaft der das Land verheerenden Barbaren, wenn nicht ganz, so doch fast spurlos verschwanden. Eine ganz besondere Vorliebe knüpfte sich an seine Person als an den jüngsten, den letzgeborenen aus jener zahlreichen Familie fürstlicher Dichter, welche einst über Andalusien herrschten. Man betrauerte ihn mehr als irgend einen andern, beinahe mit Ausschluß jedes andern, gerade wie die letzte Rose des Sommers, die letzten Tage des Herbstes, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne uns besonders theuer sind.

[1]) Abbad. Bd. II S. 222, 223.

Ende

des zweiten und letzten Bandes.

Beilagen und Register.



Anmerkungen.

A. Anmerkungen zu Band I.

Anmerkung I, zu Seite 61.

Einige jener theologischen Chronisten, welche die moslimische Geschichte nach ihrer engen und falschen Auffassung zurecht legen wollen, behaupten, daß zwei Feldherrn, beide aus der Familie Omaija, Obaidallâh, der Sohn Zijâd's, und Amr, der Sohn Sa'îd's, mit dem Zunamen Aschdak, sich weigerten, die Armee, welche die beiden heiligen Städte zerstören sollte, zu führen. Ich halte es für eine Fabel, ebenso wie die Erzählung von den hundert Goldstücken, welche jedem Soldaten gegeben worden sein sollen; denn der älteste jener Chronisten, Fâkihî, sagt nichts von dieser Weigerung, was er keinesfalls unterlassen hätte, wenn er darum gewußt; aber gesetzt selbst, es wäre keine Fabel, so ist jedenfalls die Weigerung der beiden Truppenführer nicht von religiösen Bedenken eingegeben worden, wie die frömmelnden Chronisten glauben machen wollen, sondern durch ihre Feindschaft gegen den Khalifen. Obaidallâh war, wie Weil richtig bemerkt hat (Bd. I S. 330 Anmerk.), unzufrieden, weil er glaubte, daß man seine Dienste nicht genügend belohne, und weil Jezîd, der ihm die Statthalterschaft von Khorâsân zu der von Irâk versprochen, dieses Versprechen nicht gehalten hatte. Auch Aschdak war erbittert gegen Jezîd, weil er ihm die Statthalterschaft des Chidschâz genommen hatte Ibn-Khaldûn läßt ihn deshalb sagen: „Ich habe es verstanden, dieses Land zu behaupten, ich allein (meine Nachfolger haben es nicht verstanden), und jetzt wird Blut fließen", das heißt: „weil man eine der meinigen entgegengesetzte Politik befolgt hat, will ich mich ferner um nichts bekümmern."

Anmerkung II, zu Seite 84.

Nach Ibn-Badrûn (S. 185) und anderen Schriftstellern hätte Merwân die Schlacht von Râhit nur durch Verrath gewonnen. Auf den Rath des Obaidallâh ibn-Zijâd

hätte er die Kaisiten während eines von Dhachhâk ihm bewilligten Waffenstillstandes unvorbereitet angegriffen. Diese Erzählung scheint mir in ziemlich später Zeit von den Kaisiten oder andern Feinden der Omaijaden erdichtet zu sein; denn die besten Schriftsteller, wie Ibn-al-Athîr, Masûdi, der Verfasser des Raichân u. s. w. sowie die kaisitischen Dichter dieser Zeit hätten nicht verfehlt, ihren Feinden ein so treuloses Verfahren vorzuwerfen, wenn es sich so verhalten hätte; aber sie sagen nicht das Geringste weder von einem abgeschlossenen Waffenstillstande, noch von einem Verrath.

Anmerkung III, zu S. 139.

Isidor gibt diesem Opfer des Hasses Haitham's nur den Namen Zat (= Sad). Ich glaube, daß dieser Sad ein Kelbite und der Sohn des Dichters Dschauwâs war; denn der Kelbite Abû-'l-Khattâr, welcher später Statthalter von Spanien wurde, rühmt sich in einem Gedichte, von dem ich ein Bruchstück übersetzt habe (Bd. I S. 173), den Tod des Ibn-Dschauwâs gerächt zu haben, und ich weiß nicht, wen er mit diesem Namen bezeichnen könnte, wenn nicht den Sad des Isidor. Was mich veranlaßt, zu vermuthen, daß der Ibn-Dschauwâs in dem Gedichte Abû-'l-Khattâr's wirklich der Sohn (oder vielleicht Enkel) des Dichters sei, ist der Umstand, daß der Name Dschauwâs sehr selten vorkommt, so daß Tibrîzî in seinem Commentar zur Chamâsa (S. 638) als Alle, welche ihn getragen hätten, nur vier Personen nennt und unter diesen nur Einen Kelbiten, nämlich Dschauwâs den Dichter.

Anmerkung IIIa, zu Seite 217.

In der Anmerkung 2 ist gesagt, daß in dem Eigennamen Tâ-Corona das lateinische corona mit dem berberischen Präfix tâ enthalten sei; aber der ganze Name scheint vielmehr berberisch zu sein; denn Pellissier (Description de la Régence de Tunis S. 65) nennt ein „Takerûna" in Tunis, „ein kleines Dorf wie ein Adlernest auf einer hohen Bergspitze liegend." Ein drittes Tâcoronna in dem District von Cordova nennt Makkari Bd. I S. 877 Z. 16.

Anmerkung IV, zu S. 267.

Die Araber schreiben den Namen Carteja gerade ebenso, wie sie Cartagena schreiben. Es kommt daher, daß man schon im achten Jahrhundert, wie es scheint, Cartejana statt Carteja gesagt hat. Im siebenzehnten Jahrhundert sah man noch auf den Ruinen von Carteja einen Thurm, welchen man Cartejana oder Cartagena nannte; jetzt nennt man ihn Torre del Rocadillo. Siehe Caro, Antiguedades de Sevilla, fol. 123 col. 4; España sagrada Bd. IV S. 24; und Barrantes Maldonado, Illustraciones de la casa de Niebla (im Memorial histórico español Bd. IX S. 369).

Anmerkung V, zu S. 290.

Es ist sehr auffallend, daß die arabischen Geschichtschreiber in der Angabe des Datums einer so wichtigen Begebenheit wie der Aufstand der südlichen Vorstadt von Cordova gegen Chacam I. von einander abweichen. Alle stimmten darin überein, daß

sie sagen, er habe im Monat Ramadhân statt gehabt; aber die Einen verlegen ihn in das Jahr 198 der Hedschira, die Anderen in das J. 202. Ibn-Adhârî und Ibn-Khaldûn geben das Jahr 202 an; Nowairî erwähnt ihn unter den Begebenheiten des Jahres 198, fügt aber hinzu, daß Andere ihn in das J. 202 setzen; Ibn-al-Abbâr endlich gibt nicht allein das Jahr 202 an, sondern auch den Wochentag und die Zahl des Monatstages; der Aufruhr, sagt er, begann am Mittwoch, dreizehn Tage nach dem Anfange des Ramadhân.

Trotz dieser allerdings beachtenswerthen Zeugnisse habe ich die Jahreszahl 198 annehmen zu müssen geglaubt, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Nach Ibn-al-Abbâr und Ibn-Adhârî kam ein beträchtlicher Theil der Aufrührer nach Toledo, um dort Zuflucht zu suchen, „da diese Stadt damals in Aufruhr gegen Chacam stand." Diese Angabe paßt sehr gut auf das Jahr 198, denn zu dieser Zeit brach in Toledo wirklich eine Insurrection aus, nicht aber im Jahre 202, denn im J. 199 machte Chacam sich zum Herrn Toledo's (siehe Ibn-Adhârî Bd. II S. 76), und während seiner übrigen Regierungszeit verblieb die Stadt im Gehorsam.

2) Das Datum 198, unter welchem Nowairî den Aufstand erzählt, wird von einem sehr alten und glaubwürdigen Schriftsteller, Ibn-al-Kûtia, bestätigt. Dieser gibt zwar keine Jahreszahl an, sagt aber, daß die Begegnung zwischen Chacam und Tâlût ein Jahr nach der Empörung statt gefunden habe und daß Chacam nach dieser Begegnung von einer Krankheit befallen worden sei, welche seine Kräfte sieben Jahre lang untergraben und ihn endlich ins Grab gebracht habe. Er setzt also den Aufruhr acht Jahre vor den Tod Chacam's, welcher allen Geschichtschreibern zufolge in das J. 206 fällt.

3) Die Jahreszahl 198 wird ferner bestätigt durch Makrizî, der nicht nach arabisch-spanischen Quellen, sondern nach ägyptischen Chroniken arbeitete. Makrizî läßt die Andalusier i. J. 199 nach Alexandrien kommen; in dem selben Jahre greift der von ihnen abgesetzte Stadtpräfect sie an; gegen Ende des Jahres 200 rückt Abdalaziz gegen sie. Alle diese Daten können unmöglich irrig sein.

Anmerkung VI, zu S. 423.

Nach der vom nicänischen Concil aufgestellten Regel hätte das Osterfest im Jahre 891 auf den vierten April fallen sollen; da aber die arabischen Chronisten die Schlacht von Polei ins Jahr 278 der Hedschira setzen, welches mit dem 15. April 891 anfing, ist es wahrscheinlich, daß die Andalusier ihr Ostern nach der Rechnung ihres Landsmannes Migetius feierten. Papst Hadrian I. erwähnt diese Berechnungsart mit verwerfendem Urtheil in einem Briefe an den Bischof Egila. Siehe diesen Brief in **España sagrada** Bd. V. S. 532 c. 6.

Anmerkung VII, zu S. 451.

Im Jahre 896 gingen während der Belagerung von Belez mehrere Reiter und Fußsoldaten von der Armee des Sultans in der Hoffnung auf höheren Sold zum Feinde über (Ibn-Chaijân fol. 88 v.). Während der Belagerung von Lorca fanden zahlreiche Desertionen sowohl in der Armee des Sultans als in der Daisam's statt (Derselbe fol. 89 r.). Im J. 897 boten zwölf Soldaten aus Tanger, welche unter

Ibn-Chafçûn dienten, ihre Dienste dem Feldherrn des Sultans an (Derselbe fol. 91 v.). Im letzten Regierungsjahre Abdallâh's desertirten die Regimenter aus Tanger, welche der Sultan in seinem Dienste hatte, massenhaft (dem Anschein nach, weil ihr Sold im Rückstand war), um sich unter die Fahnen Ibn-Chafçûn's und seines Verbündeten, Sa'îd ibn-Hodhail von Monteleon, zu reihen. Bald darauf hatten sie zu Bobastro und zu Monteleon einen heftigen Streit mit ihren neuen Kameraden. Es kam zum Handgemenge, und beinahe alle Berbern wurden niedergemetzelt. Diejenigen, welche diese Katastrophe überlebten, kehrten ins Lager des Sultans zurück und erhielten Verzeihung (Derselbe fol. 107 r.; Arib Bd. II S. 152).

B. Anmerkungen zu Band II.

Anmerkung VIII, zu S. 245.

Einige Quellen lassen Jachjâ im Jahre 427 der Hedschira sterben, andere im Jahre 429. Der Bericht Ibn-Chaijân's beweist, daß das erstere Datum das richtige ist: dieser Schriftsteller berichtet wörtlich die Ausdrücke, deren sich ein berberischer Soldat aus Carmona, Abû-'l-Fotûch (oder Abû-'l-Fatch) Birzelî bediente; dieser befand sich unter denen, welche sich zur Zeit des Festes der Opfer im Jahre 426 (also im letzten Monat dieses Jahres) nach Sevilla begaben, und war im folgenden Monat, dem Mocharram 427, betheiligt an dem Kampfe, welchen die sevillanischen Reiter dem Jachjâ vor den Thoren von Carmona lieferten und der mit dem Tode Jachjâ's endigte. Jahr und Monat des Todes dieses Fürsten sind also nicht zweifelhaft; nur können wir den Tag des Monats nicht namhaft machen. Abd-al-wâchid sagt: am Sonntag, sieben Tage nach Beginn des Mocharram (also am achten Tage dieses Monats) des Jahres 427; aber der achte Mocharram des Jahres 427 fällt auf einen Mittwoch, nicht auf einen Sonntag.

Uebrigens zeigt der Bericht Ibn-Chaijân's noch ferner, daß anstatt zu sagen: Hischâm II. wurde im Monat Mocharram 429 von neuem in Cordova zum Khalifen proclamirt, Ibn-al-Athîr (Abbad. Bd. II S. 34 Z. 9) hätte sagen sollen: im Monat Mocharram 427; denn, weil Ibn-Dschahwar seine Einwilligung hierzu nur gab, weil er fürchtete, von Jachjâ angegriffen zu werden (Abbad. Bd. I S. 222 Z. 28), muß dieses Ereigniß nothwendiger Weise vor dem Tode Jachjâ's stattgefunden haben.

Ibn-Khaldûn (bei Hoogvliet S. 28; ich habe den Text dieser Stelle in meinen Recherches Bd. I erste Ausgabe S. 215 Anmerk. verbessert) irrt sehr, wenn er von einem Eingreifen Mohammed ibn-Abdallâh's in die Ereignisse dieser Zeit spricht.

Anmerkung IX, zu S. 285.

Ibn-Khâkân behauptet, daß Ibn-Abd-al-barr diesen Brief an Motadhid auf Befehl des Mowaffak Abû-'l-dschaisch, d. h. des Fürsten von Denia, Modschehid, ge-

schrieben habe. Aber da der letztere im Jahre 436 der Hedschira starb und die Einnahme von Silves im Jahre 443 oder im folgenden statt fand, muß diese Behauptung irrthümlich sein. Das Datum der Einnahme von Silves kann nicht zweifelhaft sein. Diese Stadt muß nach der Eroberung Niebla's und Huelva's im Jahre 443 (siehe Abbad. Bd. I S. 252, vergl. Bd. II S. 210) und vor der Santa-Maria's im Jahre 444 (siehe Abbad. Bd. II S. 210 letzte Zeile und S. 123) eingenommen worden sein. Uebrigens konnte Motamid, welcher erst im Jahre 431 geboren war, die Armee seines Vaters nicht schon vor dem Jahre 436, in welchem Modschehid starb, befehligen. Ich glaube also, Ibn-Khâkân hätte Ali, den Sohn und Nachfolger Modschehid's oder vielleicht irgend einen anderen Prinzen nennen sollen.

Anmerkung X, zu S. 290.

Die Hauptumstände dieses Hergangs finden sich erzählt in einer Stelle Ibn-Bassâm's (Abbad. Bd. I S. 250, 251), wo zwei oder drei Fehler zu verbessern sind. Auch Nowairî (ebendas. Bd. II S. 129, 130) gibt brauchbare Nachweise; nur nennt dieser Chronist (um von unwichtigeren Ungenauigkeiten nicht zu reden) mit Unrecht Carmona anstatt Ronda's. Der Bericht Ibn-Khaldûn's (a. a. O. Bd. II S. 210, 214, 215) scheint mir verwirrt und ungenau, besonders in Betreff der Eigennamen und Daten. — Siehe auch Ibn-Chaijân in meiner Einleitung zur Chronik Ibn-Adhârî's S. 86.

Anmerkung XI, zu S. 350.

Bei der Behandlung dieser Periode habe ich mich des Buches, welches den Titel Raudh al-mitâr trägt (Abbad. Bd. II S. 236 f.), nicht bedient. Makkarî, welcher lange Auszüge daraus gibt, scheint es für wichtig zu halten, weil es von einem spanischen Autor ist; aber die Schrift ist nicht alt und der Verfasser hat nur einen asiatischen Schriftsteller abgeschrieben. Dies geht hervor aus der Vergleichung mit dem Artikel über Jûsof ibn-Teschûfîn bei Ibn-Khallicân, worin man lange Stellen aus einer zu Mosul i. J. 1183 unter dem Titel al-Morib an sirati meliki 'l-Maghrib geschriebenen Biographie Jûsof's findet; diese Stellen stehen wörtlich im Raudh almitâr wieder, so daß es gewiß ist, daß der Verfasser dieses letzteren Werkes den unbekannten Autor von Mosul ausgeschrieben hat. Fast durchgehends aber sind die in Asien über spanische Ereignisse geschriebenen Berichte mit Mißtrauen aufzunehmen. Sie stammen, wie ich gelegentlich schon an einem anderen Orte bemerkt habe,[1] gewöhnlich von Reisenden, Kaufleuten, meist von Neuigkeitskrämern und sind nicht frei von willkürlichen Einfällen, die oft sogar eine große Rolle darin spielen. Der Bericht, um den es sich hier handelt, macht keine Ausnahme von der allgemeinen Regel: in sehr sentenzenreicher Sprache geschrieben, welche bei dem Verfasser das Streben verräth, mit den alten Weisen des Orients zu wetteifern, enthält es viele Dinge, welche, an und für sich unwahrscheinlich, den spanischen Chronisten völlig unbekannt sind.

[1]) Recherches Bd. I S. 184 f.

Anmerkung XII, zu S. 359.

Die lateinischen Chroniken, mit Ausnahme des Chronicon Lusitanum (Esp. sagr. Bd. XIV S. 418, 419), lassen sich in keine Einzelheiten über die Schlacht von Zallâka ein, und unter den arabischen, welche mit großer Breite davon reden,[1] sind wenige, welche unbeschränktes Vertrauen verdienen. Einige irren sich sogar im Datum. Das richtige Datum, Freitag d. 12. Redscheb 479, findet man im Cholal (Abbad. Bd. II S. 197) und im Kartâs (S. 98), wo richtig gesagt ist, daß dieser Tag dem 23. October (1086) entspreche (vergl. Annales Complut. S. 314, 315); aber andere Schriftsteller irren sich nicht nur im Monat (denn sie nennen den Ramadhân anstatt des Redscheb), sondern auch in Hinsicht des Jahres. Abd-al-wâchid (S. 93, 94) zum Beispiel nennt das Jahr 480 und Ibn-al-Kardebûs (Abbad Bd. II S. 23) das Jahr 481. Es ist eine sehr auffallende Erscheinung, da es sich hier um eine berühmte Schlacht handelt und man in Andalusien sagte: das Jahr von Zallâka, wenn man das Jahr 479 bezeichnen wollte;[2] aber keine der auf uns gekommenen Chroniken ist von einem Zeitgenossen geschrieben; sie sind aus dem XIV., XIII., frühestens aus dem XII. Jahrhundert und verdienen daher wenig Vertrauen. Dazu kommt, daß zur Zeit, als sie geschrieben wurden, die Rhetoren sich damit beschäftigten, Briefe zu fabriciren, um sie historischen Personen unterzuschieben. Dieses Factum kann nicht in Zweifel gezogen werden; es sind schlagende Beweise dafür vorhanden. Der Verfasser des Cholal zum Beispiel gibt den Wortlaut des Briefes an, welchen Motamid an seinen Sohn Raschîd am Abend nach der Schlacht schrieb. Er ist nur zwei Zeilen lang (siehe Abbad. Bd. II S. 199); bei dem Verfasser des Raudh al-mitâr aber, der ihn ebenfalls mittheilt (ebendas. Bd. II S. 248), lautet er ganz anders. Eine dritte Recension endlich findet sich bei Ibn-al-Khatîb (ebendas. Bd. II S. 176) und diese hat nicht weniger als fünfzehn Zeilen. Es müssen nothwendiger Weise zwei dieser Episteln ein späteres Machwerk sein; vielleicht sind sie es alle drei. Es ist also dringend geboten, sich vor solchen in den Chroniken mitgetheilten angeblich authentischen Actenstücken zu hüten; ich muß sogar gestehen, daß ich die Aechtheit der meisten im Cholal enthaltenen Briefe bezweifle und daß Jûsof's Bericht über die Schlacht von Zallâka, welcher sich im Kartâs findet, mir sehr verdächtig erscheint.

Anmerkung XIII, zu S. 360—376.

Ich habe meine Zeitbestimmung für diese Erzählung zu rechtfertigen. Meines Erachtens kam Jûsof im Frühling des Jahres 483 der Hedschira, im Jahre 1090 unserer Zeitrechnung, drei und ein halbes Jahr nach der Schlacht von Zallâka zum zweiten Male nach Spanien, belagerte während des Sommers Aledo und bemächtigte sich im November Granada's. Abû-'l-Chabbschâbsch Baijâsî (welchen Ibn-Khallicân in seinem Artikel über Jûsof citirt), der Verfasser des Kartâs und der des Cholal geben aber eine andere Zeitrechnung; sie nehmen an, Jûsof sei im Jahre 481 (1088) zum zweiten Male nach Spanien gekommen und habe in diesem Jahre Aledo[3] belagert, im Herbst sei er nach

---

[1]) Abbad. Bd. II. S. 8, 21—23, 36—39, 134—136, 196—201; Kartâs S. 94—98, Abd-al-wâchid S. 93. 94; Abû-'l-Chabbschâbsch Baijâsî, bei Ibn-Khallicân Heft XII S. 16, 17.

[2]) Ibn-Khallicân Heft VII. S 135.

[3]) Alaet bei Pelagius von Oviedo (c. 11), welcher diese Stadt unter die von Alphons eroberten rechnet Halahet in den Gesta Roderici. Anstatt: Fue la batalla de Dalaedon, wie in den Anal.

Afrika zurückgekehrt, sei zum dritten Male im Jahre 483 (1090) nach Spanien gekommen und habe sich jetzt Granada's bemächtigt.[1]

Gegen diese Annahme muß ich bemerken: erstlich, daß die Chronisten, bei welchen sie sich findet, nicht sehr alt sind (Abû-'l-Chabbdschâbdsch Baijâsî schrieb im dreizehnten Jahrhundert, und der Kartâs wie der Cholal sind aus dem vierzehnten); ferner sind sie durchaus nicht immer genau[2] und endlich stimmen sie in der Angabe der Monate nicht unter einander überein. So behauptet der Verfasser des Kartâs, daß Jûsof im Monat Rebî I i. J. 481 (Juni 1088) zum zweiten Male nach Spanien kam, während Baijâsî sagt, er sei im Redscheb, das heißt im September oder im October, dort angekommen.

Andererseits stimmen die ältesten und glaubwürdigsten Schriftsteller, die des zwölften Jahrhunderts, darin überein, daß sie die Belagerung Aledo's und die Einnahme Granada's in das selbe Jahr, nämlich in das Jahr 483 (1090) setzen. Ibn-Kâsim von Silves zum Beispiel, welcher eine sehr geschätzte Geschichte Motamid's[3] schrieb, wovon Ibn-al-Abbâr uns Bruchstücke aufbewahrt hat, sagt ausdrücklich, daß Aledo von Jûsof und den andalusischen Fürsten im Jahre 483 belagert wurde.[4] Mohammed ibn-Ibrâhîm[5] bezeugt, daß Jûsof, als er zum zweiten Male nach Spanien kam, Aledo belagerte und sich Granada's bemächtigte. Ibn-al-Kardebûs sagt in seinem Kitâb-al-iktifâ[6] das Selbe und fügt hinzu,[7] daß Jûsof im Jahre 490 (1097) zum dritten Male nach Spanien kam. Diesen jedenfalls sehr beachtenswerthen Zeugnissen können wir noch das des Ibn-al-Athîr[8] hinzufügen; nur irrt dieser Schriftsteller, welcher in Mosul schrieb und folglich über die Geschichte Spaniens nicht immer gut unterrichtet war, wenn er sagt, daß die Belagerung Aledo's und die Einnahme Granada's ein Jahr nach der Schlacht von Zallâka statt gefunden haben, also im Jahre 480 (1087).

Was das genaue Datum der Einnahme Granada's betrifft, so sagt der Geschichtschreiber Ibn-aç-Çairafî, der von Ibn-al-Khatîb citirt wird,[9] daß dieses Ereigniß Sonntag d. 14. Redscheb des Jahres 483 statt fand. Gegen diese Angabe sind zwei Einwände zu machen: erstens fiel der 14 Redscheb (26. August) nicht auf einen Sonntag, sondern auf einen Donnerstag; zweitens ist es unmöglich, daß Jûsof sich schon im August Granada's bemächtigte, denn im Frühling in Spanien angekommen, belagerte er Aledo vier Monate lang[10] bis gegen den Winter, wie der Verfasser des Kartâs angibt. Anstatt Sonntag d. 14. Redscheb, glaube ich deßhalb lesen zu müssen:

Toled. I (S. 386) steht, glaube ich lesen zu müssen: Fue la batalla de Alaedo oder vielleicht de Halaedo.

1) Der Verfasser des Kartâs spricht von einer Belagerung Toledo's bei dieser Gelegenheit; es ist, wie ich glaube, ein großer Irrthum.

2) Dieser Vorwurf trifft besonders den Verfasser des Kartâs.

3) Siehe Abbad. Bd. II S. 92.

4) Abbad. Bd. II S. 121 (vgl. S. 122 Z. 3).

5) Abbad. Bd. II S. 8, 9.

6) Abbad. Bd. II S. 26 Z 12. Ich habe dort mit Unrecht in der Wiedergabe dieser Stelle die Lesart des Manuscriptes geändert; sie ist richtig; unter al-ghazwa ist der Feldzug gegen Aledo zu verstehen.

7) Man. fol. 162 v.

8) Abbad. Bd. II S. 39.

9) In seinen Artikeln über Motamid (Abbad. Bd. II S. 179) und Abdallâh ibn-Bologguîn.

10) Kartâs S 99. Der Verfasser des Cholal sagt: einen Monat lang; aber da man die Belagerten aushungern wollte und dies bis zu einem gewissen Punkte erreichte, muß die Belagerung länger gedauert haben.

Sonntag d. 14. Ramadhân, das heißt d. 10. November. Der 14. Ramadhân fällt im Jahre 438 wirklich auf einen Sonntag, und diese beiden Monate werden ziemlich oft verwechselt. Mehrere Schriftsteller setzen zum Beispiel die Schlacht von Zallâka in den Ramadhân 479, während sie in den Redscheb fällt. Es ist möglich, daß man zu jener Zeit bisweilen Abkürzungen zur Bezeichnung der Monate anwandte, und in diesem Falle konnte man leicht die Monate Redscheb und Ramadhân verwechseln, weil sie den selben Anfangsbuchstaben haben; im Uebrigen läßt sich nichts gegen die von mir vorgeschlagene Aenderung einwenden. Baijâsî und der Verfasser des Kartâs sagen, Jûsof habe sich vor Ende des Ramadhân, das heißt vor dem 26. November eingeschifft. In dem Zeitraume von sechszehn Tagen konnte er sehr wohl den Besuch der andalusischen Fürsten empfangen und die Reise von Granada nach Algeziras machen.

Chronologische Tabelle
der
moslimischen Fürsten
des eilften Jahrhunderts.

Sevilla. Die Beni-Abbâd.

Abû-l-Kâsim Mohammed ibn-Ismâ'îl (der Kadi) . .	1023—1042
Abû-Amr Abbâd ibn-Mohammed, Motadhid . .	1042—1069
Abû-l-Kâsim Mohammed ibn-Abbâd, Motamid .	1069—1091

Cordova. Die Beni-Dschahwar.

Abû-l-Chazm Dschahwar ibn-Mohammed ibn-Dschahwar	1031(Dec.)—1043
Abû-l-Walîd Mohammed ibn-Dschahwar	1043—1064
Abdalmelik	1064—1070

Cordova wird dem Königreich Sevilla einverleibt.

Die Chammûditen von Malaga.

- Chammûd
  - Alî der Khalif
    - Jachjâ der Khalif
      - Idrîs II. (4 u. 7)
      - Chasan (3)
        - Jachjâ
    - Idrîs I. (1)
      - Jachjâ (2)
        - Idrîs III. (6)
      - Mohammed I. (5)
      - Chasan
      - Mohammed II. (8)

1. Idrîs I.	1035—1039
2. Jachjâ, Sohn Idrîs' I.	1039
3. Chasan, Sohn des Khalifen Jachjâ ibn-Alî . .	1039—1041
Der Slave Nadschâ	1041—1043

4. Idris II. . . . . 1043—1047
5. Mohammed I., zweiter Sohn Idris' I. . . . . 1047—1053
6. Idris III. 1053
7. Idris II. zum zweiten Mal . . . . 1053—1055
8. Mohammed II., vierter Sohn Idris' I. . . . . 1055—1057
Malaga wird dem Königreich Granada einverleibt.

Die Chammûditen von Algeziras.

Mohammed, Sohn des Khalifen Kâsim ibn-Chammûd 1035—1048(9)
Kâsim, sein Sohn . . . . 1048(9)—1058
Algeziras wird dem Königreich Sevilla einverleibt.

Granada. Die Beni-Zîri.

Zâwi ibn-Zîri . . . . bis 1019
Chabbûs . . . . 1019—1038
Bâdîs . . . . 1038—1073
Abdallâh . . . . 1073—1090

Carmona. Die Beni-Birzel.

Nach Ibn-Khaldûn (Abbad. Bd. II S. 216) ist die Liste der Fürsten folgende:

Ischâk
Abdallâh, sein Sohn
Mohammed ibn-Abdallâh . . . . bis 1042(3)
Al-Azîz Mostadhir . . . . 1042(3)—1067

Nach Ibn-Chaijân (bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 78 r.) regierte
Ibn-Abdallâh (nämlich Mohammed ibn-Abdallâh) Carmona zu der Zeit, wo Hischâm III. Khalif von Cordova war . . . . 1029—1031
und nach eben diesem Schriftsteller (a. a. O. fol. 109 r.), der weit mehr Glauben verdient als Ibn-Khaldûn, hatte Mohammed ibn-Abdallâh zum Nachfolger:
Ischâk, seinen Sohn, der regierte um das Jahr 1050.
Es scheint, daß Ibn-al-Abbâr (in meinen Recherches Bd. I S. 286 erste Auflage) sich irrt, wenn er angibt, daß Mohammed ibn-Abdallâh i. J. 1051 noch lebte.

Ronda.

Abû-Nûr ibn-abî-Korra	1014(5)—1053
Abû-Naçr, sein Sohn	1053

Ronda wird dem Königreich Sevilla einverleibt.

Moron.

Nûch	1013(4)—1041(2)
Abû-Menâd Mohammed, sein Sohn	1041(2)—1053

Moron wird dem Königreich Sevilla einverleibt.

Arcos.

Ibn-Khazrûn	bis 1053

Arcos wird dem Königreich Sevilla einverleibt.

Huelva. Die Bekriten.

Abû-Zaid Mohammed ibn-Aijûb	seit 1011(2)
Abû-'l-Moçab Abdalazîz	bis 1051

Huelva wird dem Königreich Sevilla einverleibt.

Niebla. Die Beni-Jachjâ.

Abû-'l-Abbâs Achmed ibn-Jachjâ Jachçobî	1023—1041(2)
Mohammed, sein Bruder	
Fatch ibn-Khalaf ibn-Jachjâ, Neffe des vorgenannten	bis 1051

Niebla wird dem Königreich Sevilla einverleibt.

Ibn-al-Abbâr (in meinen Recherches Bd. I S. 287 erste Aufl.) gibt dem letztgenannten Fürsten von Niebla den Namen: Jachjâ ibn-Achmed ibn-Jachjâ. Ich glaubte, Ibn-Khaldûn (Abbad. Bd. II S. 211) folgen zu sollen. Ibn-Chaijân (bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 108 v.) nennt ihn: Fatch ibn-Jachjâ.

Silves. Die Beni-Mozain.

Abû-Bekr Mohammed ibn-Sa'îd ibn-Mozain	1028—1050
Abû-'l-Açbagh Isâ	bis 1051(2)

Silves wird dem Königreich Sevilla einverleibt.

Santa-Maria von Algarve.

Abû-Othmân Sa'îd ibn-Harûn	1016—1043
Mohammed, sein Sohn	1043—1052

Santa-Maria wird dem Königreich Sevilla einverleibt.

Mertola.

Ibn-Taifûr . . . . bis 1044
Mertola wird dem Königreich Sevilla einverleibt.

Badajoz.

Sâbûr.
Dann die Aftasiden:
Abû-Mohammed Abdallâh ibn-Mohammed ibn-Maslama
Almanzor I.
Abû-Bekr Mohammed Modhaffar . . . . . . bis 1068
Jachjâ Almanzor II.
Omar Motawakkil . . . . bis 1094

Toledo.

Ja'îsch ibn-Mohammed ibn Ja'îsch . . . . . . bis 1036
Dann die Beni-Dhi-'n-nûn:
Ismâ'îl Dhâfir . . . . 1036—1038
Abû-l-Chasan Jachjâ Mamûn . . . . 1038—1075
Jachjâ ibn-Ismâ'îl ibn-Jachjâ Kâdir . . . . . 1075—1085

Saragossa.

Mondhir ibn-Jachjâ der Todschibide[1] . . . . . . bis 1039
Dann die Beni-Hûd:
Abû-Aijûb Solaimân ibn-Mohammed Mosta'în I. . 1039—1046(7)
Achmed Moktadir . . . . 1046(7)—1081
Jûsof Mûtamin . . . . 1081—1085
Achmed Mosta'în II. . . . . 1085—1110
Abdalmelik Imâd-ad-daula 1110

La Sahla (Hauptstadt Albarracin). Die Beni-Razîn.

Abû-Mohammed Hodhail I. ibn-Khalaf ibn-Lope ibn-
Razîn . . . . seit 1011
Abû-Merwân Abdalmelik I. ibn-Khalaf, sein Bruder
Abû-Mohammed Hodhail II. Izz-ad-daula, Sohn des
vorhergehenden
Abû-Merwân Abdalmelik II. Chosâm-ad-daula . . . bis 1103
Jachjâ

[1]) Eine sehr umständliche Erzählung Ibn-Chaijân's (bei Ibn-Bassâm Bd. I fol. 47 r u. v.) zeigt, daß ich mit Recht behauptet habe (siehe meine Recherches Bd. I. Anhang Nr. XVII), daß in Saragossa nur ein einziger König aus dieser Familie regiert habe, nämlich Mondhir, und daß dieser, nicht sein Sohn, i. J. 1039 ermordet worden ist.

Alpuente. Die Beni-Kâsim.

Abdallâh I. ibn-Kâsim der Fihrite, Nidhâm-ad-daula . . . bis 1030
Mohammed Jomn-ad-daula
Achmed Adhod-ad-daula . . . . bis 1048(9)
Abdallâh II. Dschanâch-ad-daula, Bruder des vorgenannten . . . . 1048(9)—1092

Valencia.

Die Slaven Mobârak und Modhaffar
Der Slave Lebîb, Herr von Tortosa
Abdalaziz Almanzor . . . . 1021—1061
Abdalmelik Modhaffar . . . . 1061—1065
Vereinigung von Valencia mit dem Königreich Toledo
Mamûn (von Toledo) . . . . 1065—1075
Valencia trennt sich von Toledo
Abû-Bekr ibn-Abdalaziz . . . . 1075—1085
Der Kadi Othmân, sein Sohn 1085
Kâdir (früher König von Toledo) . . . . 1085—1092
Valencia wird Republik unter dem Präsidenten Ibn-Dschachhâf . . . . 1092—1094

Denia.

Abû-'l-dschaisch Modschehid Mowaffak . . . . . bis 1044(5)
Ali Ikbâl-ad-daula . . . . 1044(5)—1076
Entthront durch Moktadir von Saragossa. Vereinigung von Denia mit dem Königreich Saragossa.
Moktadir (von Saragossa) . . . . 1076—1081
Moktadir theilt seine Staaten unter seine beiden Söhne; von ihnen erhält der Châdschib Mondhir Lerida, Tortosa und Denia.
Der Châdschib Mondhir . . . . 1081—1091
Sein Sohn unter Vormundschaft der Beni-Betir.

Murcia.

Khairân (von Almeria) . . . . 1016(7)—1028
Zohair (von Almeria) . . . . 1028—1038
Abdalaziz Almanzor (von Valencia) . . . . . . 1038—1061
Abdalmelik Modhaffar (von Valencia) . . . . . 1061—1065
Unter den drei letztgenannten ist Abû-Bekr Achmed ibn-Tâhir Statthalter von Murcia. Er stirbt 1063

Sein Sohn, Abû-Abderrachmân Mohammed, folgt ihm	1063—1078
Motamid (von Sevilla)	
Ibn-Ammâr	
Ibn-Raschîk	bis 1090

Almeria.

Khairân	bis 1028
Zohair	1028—1038
Abdalaziz Almanzor (von Valencia)	1038—1041
Dann die Beni-Çomâdich:	
Abû-'l-Achwâç Man	1041—1051
Mohammed Motacim	1051—1091
Izz-ad-daula	1091

Verzeichniß

der vom Verfasser benützten gedruckten und handschriftlichen Werke.[1]

Abbad. Scriptorum Arabum loci de Abbadidis editi a R. Dozy. Leyden 1846.

Abd-al-wâchid. Abd-al-wâhid, the History of the Almohades, ed. R. Dozy. Leyden 1847.

Abû-Ismâ'il al-Baçri, Fotûch-as-Schâm, ed. Lees, Calcutta 1854, in der Bibliotheca Indica.

Abû-'l-machâsin. Abu 'l-Mahasin Ibn Tagri Bardii annales, ed. Juynboll. Leyden 1852 f.

Aghâni. Alii Ispahensis Liber Cantilenarum magnus, ed. Kosegarten. Greifswald 1840.

Achmed ibn-abi-Jakûb, Kitâb al-buldân, Manuscr. des Herrn Muchlinski in St. Petersburg. Herr Juynboll Sohn hat eine Ausgabe dieses Werkes veranstaltet [Specimen e literis orientalibus exhibens Kitâbo 'l-boldân auctore Ahmed ibn abî Jaqûb, noto nomine Al-Jaqubîi, ed. A. W. Th. Juynboll. Leyden 1861].

Akhbâr madschmûa, Pariser Handschr. Nr. 706. Siehe meine Einleitung in die Chronik des Ibn-Adhâri S. 10—12. Ich besitze eine Copie dieser Handschrift.

Alvarus, Vita Eulogii, in España sagrada Bd. X; Epistolae, Indiculus luminosus, in der selben Sammlung Bd. XI.

Anales Toledanos, in Esp. sagr. Bd. XXIII.

Annales Complutenses, in Esp. sagr. Bd. XXIII.

Annales Compostellani, in Esp. sagr. Bd. XXIII.

Arib. Histoire de l'Afrique et de l'Espagne, intitulée al-Bayáno 'l-mogrib, par Ibn-Adhárí (de Maroc), et fragments de la chronique d'Aríb, publ. par R. Dozy. Leyden 1848 f.

---

[1]) Ich glaubte, dieses Verzeichniß geben zu sollen, weil ich meine Quellen in sehr abgekürzter Form citirt habe und viele von ihnen nur in Sammelwerken zu finden sind. Die Bücher, welche ich nur ein- oder zweimal citirt habe, nenne ich hier nicht, weil ich für diese im Werke selbst die Ausgabe, oder wo es sich um eine Handschrift handelte, die Nummer angegeben habe.

Berganza, Antiguedades de España. Madrid 1719.

Çâ'id von Toledo, Auszug aus seinem Tabakât al-omam, Leydener Manuscr. Nr. 159.

Chamâsa. Hamâsae Carmina, ed. Freytag. Bonn 1828.

Cholal, Geschichte von Marokko, Leyden. Handschr. Nr. 24. Vgl. Abbad. Bd. II S. 182 f.

Chomaidi, Biographisches Lexikon, Oxford. Handschr. Hunt. 464.

Chronicon Adefonsi Imperatoris, in Esp. sagr. Bd. XXI.

Chronicon Albeldense, in Esp. sagr. Bd. XIII.

Chronicon Burgense, in Esp. sagr. Bd. XXIII.

Chronicon de Cardeña, in Esp. sagr. Bd. XXIII.

Chronicon Complutense, in Esp. sagr. Bd. XXIII.

Chronicon Compostellanum, in Esp. sagr. Bd. XXIII.

Chronicon Conimbricense, in Esp. sagr. Bd. XXIII.

Chronicon Iriense, in Esp. sagr. Bd. XX.

Chronicon Lusitanum, in Esp. sagr. Bd. XIV.

Edrisi, Geographie, übers. von Jaubert.

España sagrada, por Florez, Risco u. s. w. zweite Aufl. Madrid 1754—1850. 47 Bände.

Eulogius. Seine Werke finden sich in Schottus, Hispania illustrata Bd. IV.

Fâkihi, Geschichte Mekka's, Leydener Handschr. Nr. 463. Siehe meinen Katalog B. II S. 170.

Historia Compostellana, in Esp. sagr. Bd. XX.

Ibn-abi-Oçaibia, Geschichte der Aerzte. Ich habe das auf die arabisch-spanischen Aerzte bezügliche Capitel nach der Paris. Handschr. (Nr. 673 supplem. ar.) abschreiben lassen, und Herr Wright hat die Güte gehabt, an dem Rande dieser Abschrift die Varianten der beiden Oxforder Handschriften (Hunt. 171 und Pocock. 356) anzugeben.

Ibn-Adhari. Siehe Arib.

Ibn-al-Abbâr, in meinen Notices sur quelques manuscrits arabes. Leyden 1847—1851.

Ibn-al-Athîr, Paris. Handschr. Herr Tornberg hat mir gütigst seine Abschrift geliehen.

Ibn-al-Kûtia, Paris. Handschr. Nr. 706. Siehe meine Einleitung zu der Chronik des Ibn-Adhâri S. 28—30. Ich besitze eine Abschrift dieses Manuscriptes.

Ibn-al-Khatîb, al-Ichâta fî tarîkhi Gharnâta und die kürzere Recension dieses Werkes: Markaz al-ichâta bi-udabâi Gharnâta. B. Berlin. Handschr.; E. Handschr. des Escurial (mehrere Abschnitte dieser Handschr. hat Herr Simonet für mich abgeschrieben); G. Handschr. im Besitz des Herrn de Gayangos; P. Paris. Handschrift. Siehe Abbad. Bd. II S. 169—172 und meine Recherches Bd. I S. 293, 294.

Ibn-Badrûn. Commentaire historique sur le poème d'Ibn-Abdoun par Ibn-Badroun, publ. par R. Dozy. Leyden 1846.

Ibn-Bassâm, Dhakhîra, Bd. I. Herr Julius Mohl hat mir diesen Band aus seiner Bibliothek gütigst geliehen. Diess Manuscript gehört zu dem selben Exemplar wie der dritte Band, der sich in Gotha befindet. — Bd. II, Oxforder Handschr. Nr. 749 Catal. Uri. — Bd. III, Gothaer Handschr. Nr. 266. Auch Herr de Gayongos besitzt ein Exemplar dieses Bandes, und Herr Wright hat die Güte gehabt, mit diesem die von Ibn-Bassâm aus Ibn-Chaijân angeführten Stellen zu ver-

gleichen. — Siehe über Ibn-Bassâm und seine Dhakhîra Abbad. Bd. I S. 189 f. und Journ. asiat., Februar-März 1861.

Ibn-Batûta. Voyages d'Ibn-Batoutah, ed. Defrémery und Sanguinetti. Paris 1853 f.

Ibn-Chabîb. Siehe Tarîkh.

Ibn-Chaijân, Oxford. Handschr., Bodl. 509, Catal. Nicoll., Nr. 137. Die Copie dieser Handschr., welche ich besitze, habe ich von der des Herrn Wright genommen. Siehe auch Ibn-Bassâm.

Ibn-Chazm, Abhandlung über die Religionen, Leyden. Handschr. Nr. 480. — Abhandlung über die Liebe, Leyden. Handschr. Nr. 927.

Ibn-Khâkân, Matmach, London. und St. Petersb. Handschr. — Kalâjid, Leyden. Handschr. Nr. 306 und 35.

Ibn-Khaldûn, Prolegomena, ed. Quatremère in den Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque impériale Bd. XVI, XVII und XVIII. — Bd. II (Gesch. der Omaijaden des Orients), Leyden. Handschr. Nr. 1350 Bd. II. — Bd. IV (Gesch. Spaniens), Pariser Handschr. Nr. $^{742}/_{4}$ suppl. ar. und Leyden. Handschrift Nr. 1350 Bd. IV. — Geschichte der Berbern, ed. de Slane; französ. Uebers. von dem Selben.

Ibn-Kotaiba, ed. Wüstenfeld. Göttingen 1850.

Iςtakhrî, Liber Climatum, ad similitudinem Cod. Gothani exprimendum curavit Moeller. Gotha 1839.

Idatii Chronicon, in Esp. sagr. Bd. IV.

Isidor von Beja, in Esp. sagr. Bd. VIII. Vgl. meine Recherches Bd. I S. 2 f.

Isidor von Sevilla, Historia Gothorum, in Esp. sagr. Bd. VI.

Kartâs. Annales regum Mauritaniae ab Abu-l-Hasan Ali ben-Abdallah ibn-abi-Zer' Fesano conscripti, ed. Tornberg. Upsala 1846

Kazwînî. El-Cazwini's Kosmographie, ed. Wüstenfeld. Göttingen 1848.

Khoschanî, Geschichte der Kadi's von Corbova, Oxford. Handschr., Nr. 127 Catal. Nicoll. Ich besitze eine Copie dieser Handschrift.

Llorente, Noticias de las tres Provincias Vascongadas. Madrid 1806.

Lucas von Tuy, Chronicon mundi, in Schottus, Hispania illustrata Bd. IV.

Makkarî. Analectes sur l'histoire et la littérature des Arabes d'Espagne, par al-Makkari, publ. pa MM. Dozy, Dugat, Krehl et Wright. Leyden 1855—61.

Manuscript von Meya, in den Memorias de la Academia de la Historia Bd. IV.

Masûdî, Morûdsch ad-dheheb, Leyden. Manuscr. Nr. 127 und 537 d.

Mobarrad, Câmil, Leyden. Handschr. Nr. 587. Siehe meinen Katalog Bd. I S. 204, 205.

Mon Sil. Monachi Silensis Chronicon, in Esp. sagr. Bd. XVII.

Nawawî. Abu Zakariya Yahya El-Nawawi, The biographical Dictionary of illustrious men etc., ed. Wüstenfeld. Göttingen 1842—47.

Notices sur quelques manuscrits arabes, par R. Dozy. Leyden 1847—51.

Nowairî, Geschichte Spaniens. Ich citire die Seiten des Leydener Manuscripts Nr. 2 h, aber ich habe sorgfältig die Pariser Handschrift verglichen, die viel besser ist und aus der sich mehrere Lücken ergänzen lassen.

Paulus Emeritensis, De vita P. P. Emeritensium, in Esp. sagr. Bd. XIII.

Pelagius von Oviedo, in Esp. sagr. Bd. XIV.

Raichân al-albâb, Leyden. Handschr. Nr. 415. Siehe meinen Katalog Bd. I S. 268, 269.

Râzî, spanische Uebersetzung. Cronica del Moro Rasis, in den Memorias de la Academia de la Historia Bd. VIII. Vgl. meine Einleitung in die Chronik Ibn-Adhârî's S. 24, 25.

Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne pendant de moyen âge, par R. Dozy. 1. Aufl. Leyden 1849, 2. Aufl. Leyden 1860.

Rodrigo von Toledo, De rebus Hispanicis, in Schottus, Hispania illustrata Bd. II. Die beste Ausgabe seiner Historia Arabum findet sich in Elmacini Historia Saracenica, ed. Erpenius.

Sampirus, Chronicon, in Esp. sagr. Bd. XIV.

Samson, Apologeticus, in Esp. sagr. Bd. XI.

Schahrastânî. Book of religious and philosophical sects by Muhammad al-Sharastáni, ed. Cureton. London 1842 u. 1846.

Sebastianus. Sebastiani Chronicon, in Esp. sagr. Bd. XIII.

Sota, Chronica de los principes de Asturias y Cantabria. Madrid 1681

Tabarî. Taberistanensis Annales regum atque legatorum Dei, ed. Kosegarten. Greifswald 1831—1853.

Tarîkh Ibn-Chabîb, Oxford. Handschr. Catal. Nicoll. Nr. 127. Vgl. meine Recherches Bd. I S. 32 f.

Vita Beatae Virginis Argenteae, in Esp. sagr. Bd. X.

Vita Johannis Gorziensis, in Pertz, Monumenta Germaniae Bd. IV der Scriptores.

Namen- und Sachregister

zu beiden Bänden

der

Geschichte der Mauren in Spanien.

Die römischen Zahlen bezeichnen den Band, die arabischen die Seite.

C.

J.

Jod.

M.

P.

R.

S.

T.



Berichtigungen.

Bd. I S. 40 Z. 9 v. o. st. Ali's l.: Acî's
— — — 79 — 15 v. u. und weiter l.: Choçain
— — — 118 — 6 v. o. st. an l.: zu (Banât-Kain)
— — — 131 — 8 f. v. u. l: Als Fremdlinge kamt ihr aus
— — — 145 — 2 v. o. st. er . . . wußte l.: sie . . . wußten
— — — 148 — 19 v. o. st. unter sich l.: sie unter sich
— — — 153 — 9 v. o. st. erleben l.: überleben
— — — 154 — 9 v. o. l.: Moghîth
— — — — — 14 f. v. u. st. mit ihm zusammenstoßen l.: zu ihm stoßen
— — — 163 — 8 v. o. st. einer l.: ihrer
— — — 184 — 15 v. o st. sie in l.: ihn in
— — — 194 — 8 v. o. l.: Barka
— — — — — 17 v. o. st. die l.: und der
— — — 210 — 4 v u. l.: ibn-Nâfi
— — — 217 — 5 v. u. füge hinzu: Siehe Anmk. III a am Ende des Werkes.
— — — 220 — 12 v. u. ist zu streichen: wieder
— — — 255 — 16 f. v. o. l.: überrumpelten sie einen im Dienste Roms stehenden Trupp Barbaren
— — — 260 — 20 v. o. und S. 274 Z. 3 f. v. u. l.: Masona
— — — 273 — 13 v. o. st. nur l.: nicht
— — — 311 — 14 v. o. st. keinen l.: kaum einen
— — — 377 — 4 v. u. l.: seinen Sohn Chafç mit
— — — 386 — 2 u. 4 v. o. l.: Abdhchâ
— — — 400 — 17 v. u st. ihm zu l.: zu ihm
— — — 411 — 2 v. o. l.: sein Vater Jachjâ hatte
— — — 418 — 8 v. u. l: Ibn-abî-r-rikâ
— — — 419 — 14 v. u. ist zu streichen: Der Prinz
— — — 433 — 5 v. o. l.: an Sa'îd ibn-Dschûdî
— — — 437 — 2 v. u. nach Geiseln ist hinzuzufügen: unter welchen sich der älteste Sohn Ibrâhîm's, Namens Abderrachmân, befand
— — — 438 — 14 v. o. st. erhalten l.: befördern

Bd. II S. 32 Z. 10 v. u. st. Navarra l.: Leon
— — — 56 — 9 v. o. l.: Ordoño IV.
— — — 90 — 17 f. v. o. l.: um den Eunuchen Fâjik und Dschaudhar
— — — 129 — 9 f. v. u. l.: aber sein Vater hatte ihn niemals
— — — 219 — 9 v. o. l.: Abû-Amir ibn-Schohaid
— — — 223 — 10 v. o. l.: Amiriden
— — — 257 — 17 v. u. l.: Ibn-Schabîb
— — — 282 — 20 u. 23 v. o. st. Jachjâ l.: Ibn-Jachjâ
— — — 283 — 8 v. u. st. Dschahwar's l.: Ibn-Dschahwar's
— — — 350 — 15 v. u. st. nur l.: nun
— — — 370 — 9 v. u. st. vor l.: von

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

